

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Sechshundfünfzigster Band.

Mit den Portraits von: Wilhelm Raabe, Robert Koch, Friedrich Nietzsche.



Breglau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt des 56. Bandes.

Januar. — Februar. — März.
1891.

	Seite
Th. Uchelis in Bremen. Gustav Theodor Fechner.	272
Georg Adler in Freiburg i. Br. Friedrich Nietzsche, der Social-Philosoph der Aristokratie	224
U. Rogalla von Bieberstein in Breslau. Die Kriegsbereitschaft Frankreichs und die heutige Bedeutung seines Befestigungssystems an der Ostgrenze.	241
Gregor Csiky in Budapest. Der Komödiant. Lustspiel in einem Aufzuge.	236
Wilhelm Fischer in Graz. Die Rebenbäckerin. Novelle.	143
Paul Habel in Breslau. Die neuesten Ausgrabungen der Deutschen und Ungriechen auf griechischem Boden	198
Ola Hansson in St. Léger sur Devex. Drei Bücher, drei Schicksale	222
Otto Erich Hartleben in Berlin. Mondrondels. Aus dem „Pierrot Lunaire“ von Albert Giraud. .	269
Hermann Jaenicke in Kreuzburg. Die Geschichtschreibung der Zukunft.	297
Alfr. Chr. Kalischer in Berlin. Grillparzer und Beethoven	63
Romulus Katscher in Wien. Mesmerismus, Spiritismus und Hypnotismus. Eine Studie.	31
Ernst Koppel in Berlin. Wilhelm Raabe	20

Sigmar Mehring in Berlin. Zwei Gedichte.	60
May Nordau in Paris. Die Kunst zu altern. Novellette.	1
Wilhelm Kastede in Berlin. Robert Koch und seine letzte wissenschaftliche Großthat	165
Erich Schmidt in Berlin. Goeze vor Lessings Anti-Goezen.	46
Marie Simon in Breslau. Siena.....	127
Victor Valentin in Breslau. Die Hochzeit zu Ellersbrunn. Eine Dorfgeschichte.	181
Hermine Villinger in Karlsruhe. Die Galgenbäuerin. Novelle.	100
Aug. Wünsche in Dresden. Abu Anwas. Ein Dichterbild aus der Abfasszeit.	182
Bibliographie	132. 272. 305
Bibliographische Notizen.....	138. 276. 312

Mit den Portraits von:

Wilhelm Raabe und Friedrich Niehsche, radirt von Ernst Krause in München, und Robert Koch, radirt von Johann Lindner in München.





Band 56. — Heft 166.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Januar 1891.

14.
Jahrgang.

Greslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LVI. Band. — Januar 1891. — Heft 166.

(Mit einem Portrait in Radirung: Wilhelm Raabe.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt.

	Seite
May Nordau in Paris.	
Die Kunst zu altern. <i>Novellette</i>	1
Ernst Koppel in Berlin.	
Wilhelm Raabe	20
Romulus Katscher in Wien.	
Mesmerismus, Spiritismus und Hypnotismus. <i>Eine Studie</i> .. .	31
Erich Schmidt in Berlin.	
Goethe vor Lessings <i>Anti-Goethe</i> n	46
Sigmar Mehring in Berlin.	
Zwei <i>Gedichte</i>	60
Hr. Chr. Kalischer in Berlin.	
Grillparzer und Beethoven.....	63
Hermine Dillinger in Karlsruhe.	
Die <i>Galgenbäuerin</i> . <i>Novelle</i>	100
Marie Simon in Breslau.	
Siena	127
Bibliographie.	132
<small>Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria. (Mit Illustrationen.) — Erinnerungen von Jelig Dahn.</small>	
Bibliographische Notizen.	138

Hierzu ein Portrait von Wilhelm Raabe.
Radirung von Ernst Krause in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunztabelle.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

von

Hans Dosterlampf & Co. in Hannover. (Phantasten und Märchen.)

Gustav Hof in Leipzig. (Wichtige Preisherabsetzung)

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. C. Schottlaender in Breslau.
(Biedermann, Geschichte Deutschlands)



*Dr. L.
Raabe*

Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlander in Breslau.



Die Kunst zu altern.

Novellette

von

Max Nordau.

— Paris. —

Baron Robert von Linden stand zwischen den Flügeln seines drei-blättrigen Spiegels. Durch das hohe Fenster strömte das Sonnenlicht eines klaren Maimorgens so hell auf ihn, daß es die Stellen, welche es habete, beinahe durchsichtig machte. Er brachte sein Antlitz der Krystallfläche ganz nahe, so daß es sie fast berührte und er den Athem anhalten mußte, um sie nicht zu trüben. Er betrachtete sein zurückgeworfenes Bild lang und mit einer Aufmerksamkeit, welche Entdeckungen zugleich sucht und fürchtet, sah sich einmal gerade, dann von der Seite an, wechselte die Beleuchtung, brachte das Gesicht bald voll unter die Sonnenstrahlen, fing diese bald unter verschiedenen Winkeln auf oder beschattete sich ein wenig mit der Hand. Schließlich trat er mit einem tiefen Seufzer zurück, legte den Schildpattkamm und die Elfenbeinhaarbürste auf den marmornen Waschtisch, ließ sich auf den in der Ecke stehenden Armstuhl fallen und senkte den Kopf auf die Brust, während die Arme wie entkräftet ihrer Schwere folgten.

Ach, die Stunde der Morgentoilette war für Baron Robert keine frohe mehr. Er hatte Furcht vor dem unerbittlichen Spiegel und doch trieb ihn selbstquälerische Neugier, sein Gesicht mit der scharfen Beobachtung eines Holbein zu prüfen. Seinem Suchen und Forschen entging auch die schwächste Abgenutztheit seiner Erscheinung nicht. Er sah und verfolgte alle Verwüstungen, welche das Leben in seinem Außern angerichtet hatte:

die Quersfurchen der Stirne, die Fältchen, die von den äußeren Augenwinkeln nach den Schläfen hinzogen, sowohl die hohl gegrabenen als auch die zu künstiger Vertiefung gleichsam erst mit leichter Federspitze vorgezeichneten, die nur bei seitlicher Beleuchtung wahrnehmbar wurden; das gekitterte Ansehen der unteren Augenlider und der Gegend zwischen den inneren Augenwinkeln und dem Nasenrücken; die gekörnte Beschaffenheit der sorgsam rasirten Wangen, die an die Schale reifer Orangen oder an feines Marokkleder erinnerte; die Welkheit des schmalen Hautsaumes zwischen dem Bartrand und Ohre, der wie mit graugelblichem Staube leicht bestreut ausah; die Fahlheit der Fochbeingegend, die entfärbt und verwittert war wie ein abgestorbenes Theerosenblatt. Er zählte die weißen Haare; die schon an den Schläfen sichtbar wurden — die im Schnurrbarte zog er noch aus — ließ die Sonnenstrahlen durch das Haupthaar spielen und sah, den Kopf wendend und neigend, wie es dünner wurde und über der Stirne bis zum Scheitel überall die Kopfhaut hell und glatt durchschimmern ließ. Die Untersuchung dauerte lang, er nahm sie mit grausamer Gründlichkeit vor und schloß sich dabei ein, da er selbst seinen Diener nicht als Zeugen seiner schmerzlichen Entdeckungen dulden wollte, die er allein zu machen glaubte.

Vielleicht irrte er sich nicht einmal in dieser tröstlichen Annahme. Seine Gesammterrscheinung war noch hübsch und stattlich, die Zeit hatte die allgemeinen Linien seiner schlanken Gestalt unverzerrt gelassen, kein gemeiner Fettansatz dehnte seine Stürung, keine Schlassheit drückte seine Schultern herab und rundete seinen Rücken und wenn er, mit ausgesuchtem Geschmacke gekleidet, in seiner stolz aufrechten Haltung hochgetragenen Hauptes leicht und schwungvoll durch die Straße oder über den Teppich eines Salons dahinschritt, mußte man ihn aus einiger Entfernung, oder wenn man etwas kurzfristig war, nicht nur für schön, sondern selbst noch für jugendlich halten.

Er sagte sich das selbst, als er nach einigen Minuten der Entmuthigung sich wieder aus dem Armstuhl erhob, rasch das Ankleiden vollendete und sich noch einmal auf den vollen Eindruck im Spiegel betrachtete, diesmal nicht mehr ganz nahe, sondern aus einem Abstände von mehreren Schritten.

An der Thüre klopfte es. „Der Herr Doctor,“ rief die Stimme des Dieners herein. „Ich komme,“ gab Baron Robert zurück und eilte zu öffnen und in den anstoßenden Salon zu treten, wo ihn Dr. Thiel erwartete. Er kam regelmäßig einmal in der Woche morgens zum Baron, ehe dieser ausging, denn Baron Robert war auch für seine Gesundheit ein Bißchen ängstlich und liebte es, vom Arzte, der auch sein Freund war, zu hören, daß gewisse kleine Anzeichen: starker Durst an einem heißen Tage, etwas Benommenheit nach einer Ballnacht, ein wenig Schwere in den Beinen nach einem weiten Spaziergange, nichts zu bedeuten hatten.

„Nun, wie geht es heute früh?“ rief ihm Dr. Thiel sich erhebend entgegen.

„So, so,“ erwiderte Linden und drückte ihm beide Hände.

„Sie sehen ja etwas schwermüthig aus?“ fragte der Arzt.

„Aus guten Gründen,“ gab Linden mit einem Seufzer zurüch.

„Was ist denn wieder los? Haben Sie keinen Appetit, nachdem Sie gespeißt haben? Fühlen Sie sich um Mitternacht müder als morgens?“

„Spotten Sie nicht. Sie wissen nicht, was heute für ein Tag ist.“

Thiel blickte ihn fragend an.

„Mein Geburtstag,“ sagte Linden niedergegeschlagen.

„Ei freilich,“ rief Thiel, „lassen Sie mal sehen, der wievielte ist es doch?“

„Keine Zahl,“ unterbrach ihn Linden lebhaft und schloß ihm den Mund mit der Hand.

„Sie sind ja schlimmer als eine Kofette,“ bemerkte Thiel, indem er Lindens Hand entfernte. Er hatte auf der Zunge gehabt: „als eine alte Kofette,“ unterdrückte aber das Beiwort. „Ein Mann kann ohne Betrübniß von seinem Alter sprechen, wenn er erst in der Mitte der Vierzig steht.“

„Bitte, noch nicht in der Mitte,“ verwahrte sich Linden lebhaft, „ich bin heute vierundvierzig Jahre alt geworden.“

Thiel lächelte. „Nun, ich wünsche Ihnen viel Glück . . .“

Linden ließ ihn nicht ausreden. „Glück! Glück! Giebt es denn ein Glück außer der Jugend?“

„Es kommt alles darauf an, was man unter Glück versteht.“

Linden schien nicht zu hören, was Thiel sagte, sondern spann seine eigenen Gedanken weiter. „Wie eitel ist doch Ihre Wissenschaft! Da finden Sie wieder einen Bacillus und noch ein Ptomain. Was hilft mir das? Nichts. Lehren Sie mich, ewig jung zu bleiben, dann werde ich vor Ihrem Hineinstarren in theure Mikroskope Achtung bekommen! Die Alten allein hatten Recht, darin wie in allem Andern. Früh sterben. In unverminderter Kraft. Ein größeres Glück können die Götter nicht gewähren. Was sucht man noch im Leben, wenn die Jugend dahin ist?“

„Allerdings nichts, wenn man wie eine Drohne bloß eine Aufgabe im Leben hat: zu lieben. Eine Drohne muß sterben, wenn sie ihre Aufgabe erfüllt hat. Ich bin gar nicht blind für die Schönheit des Falters, der einen Sommertag lang seine prachtvollen Sammtflügel in der Sonne flimmern läßt und gar keine Werkzeuge hat, um Nahrung aufzunehmen, und nichts thut, als um Blumen und Weibchen seiner Gattung flattern und buhlen und lieben, und der dann am Abend stirbt, ohne auch nur aus seinem Bonnetaumel zu erwachen. Mit der Blume ist es ja auch dasselbe. Sie erblüht und duftet und zeigt schöne Farben und Formen nur zum Zwecke der Fortpflanzung und welkt rasch ab, nachdem der Zweck erreicht ist. Recht schön, der Falter und die Blume. Aber es sind schließlich doch untergeordnete Lebewesen und der Mensch steht höher, obgleich er nicht duftet und für gewöhnlich keine Sammtflügel hat.“

„Ist das so ausgemacht, daß der Mensch höher steht? Ich für meinen Theil beneide den Falter und die Blume, die in der vollen Glorie der Jugend und Schönheit und Liebe vergehen. So und nicht anders habe ich immer ein Dasein geträumt, das werth sein soll, gelebt zu werden. Ein blendendes Feuerwerk. Inmitten der Dämmerung ein Strahlen und Flammen und Knattern und Prasseln. Ein triumphirendes Auffahren sprühender Kugeln und Schwärmer, vor deren herrlichen Farben die Sterne des Himmels erblaffen. Bei jedem Feuerregen und Knalleffect ein entzücktes Ah! und ein donnerndes Beifallklatschen der gaffenden Philister, die schon beim bloßen Zusehen ein Taumel des Entzückens erfährt, und so ohne Aufhören Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag in beständiger Steigerung bis zum Schlußbouquet, auf dessen fabelhafte Pracht ohne Uebergang plötzlich die schwarze Nacht folgen muß. Das ist Leben. Das ist Glück. Aber die Rakete muß immer vollgeladen sein. Sonst fliegt sie nicht inmitten der allgemeinen Bewunderung zu den Sternen empor, sondern putscht ein wenig und hüpf mit lächerlicher Anstrengung auf und fällt platsch zurück und erlischt jämmerlich in einem übelriechenden Qualm. Ein trostloses Ende.“

Robert schweig einen Augenblick und malte sichtlich im Geiste sein Bild weiter aus. Dann fügte er, gleichsam als letztes Ergebnis seiner Gedankenreihe, hinzu:

„Ja, Doctorchen, wenn Sie eine halb verpuffte Rakete frisch laden könnten!“

„Nun,“ meinte Thiel, der lächelnd alle die Zeit zugehört hätte, „Brown-Sequard in Paris scheint ja auf dem besten Wege, dieses Kunststück zu erfinden.“

„Glauben Sie daran?“ rief der Baron lebhaft.

„Ach was. Dummes Zeug. Ich scherze ja nur.“

„Aber weshalb soll es nicht möglich sein? Brown-Sequard gilt doch, soviel ich weiß, für einen ernstern Gelehrten.“

„Dagegen sage ich nichts. Aber Jungbrunnen giebt es nur im Märchen. Wenn man jung bleiben könnte bis zum Tode, so hätte man keine Ursache, zu sterben. Und da ich nicht glaube, daß man den Tod abschaffen wird, so glaube ich auch an die Verjüngungskünste Brown-Sequards nicht.“

„Schade,“ seufzte Linden.

„Glücklicherweise,“ sagte Thiel jetzt ernst, „giebt es ein zuverlässigeres Mittel, immer jung zu bleiben.“

„Kola? Läßt auch im Stich.“

„Nein, nein, nichts aus der Apotheke. Etwas viel Einfacheres. Um ewig jung zu bleiben, braucht man nur in jedem Alter das zu thun, was diesem Alter entspricht.“

Linden machte eine enttäuschte Miene. Thiel ließ sich aber nicht hören und fuhr fort:

„Nicht wahr, mit zwanzig Jahren sind Sie jung? Nun, spielen Sie einmal mit zwanzig Jahren auf der Straße mit dem Drummkreisel, so wird Ihnen jeder Vorübergehende zurufen: so ein alter Bengel! Schämen Sie sich nicht? Mit fünfzig Jahren halten Sie sich für alt. Werden Sie mit fünfzig Jahren commandirender General oder Reichskanzler, so wird jeder sagen: ein so junger General! ein so junger Minister!“

Linden stand auf und trat an's Fenster. Thiel folgte ihm, legte ihm die Hand auf die Schulter, sah ihm gerade in die Augen und sagte sehr ernst:

„Glauben Sie mir, lieber Baron Linden, das ist das Geheimniß der ewigen Jugend und ein anderes giebt es nicht. Ein Mann in den Vierzig ist nicht alt. Er ist es nur, wenn er sich nicht entschließen kann, die Phantasien eines Pagen aufzugeben.“

„Immer dasselbe Lied!“ rief Linden ungeduldig. „Soll ich auf Liebe verzichten?“

„Ja,“ erwiderte Thiel bestimmt.

„Ich soll freiwillig dem Glück entfagen?“

„Liebe ist in Ihrem Falle wohl nicht immer mit Glück gleichbedeutend,“ meinte Thiel mit einem vielsagenden Lächeln.

„Sie sind heute besonders liebenswürdig,“ schmolte Linden.

„Ich schulde Ihnen die Wahrheit. Berufspflicht und gleichzeitig Freundespflicht,“ sagte Thiel und erhob sich zum Gehen. Linden ließ ihn schweigend mit einem Händedrucke ziehen.

Auf Liebe verzichten! Nein. Das konnte er wirklich nicht. Liebe war der einzige Inhalt seines Lebens und ohne sie schien ihm dieses kalt und finster wie ein Grab. Er war ein auserwähltes Gefäß der Luft und anscheinend von der Natur bestimmt, in Frauenarmen durch das Leben getragen zu werden, schön, verführerisch, eine Flamme der Leidenschaft in den zärtlichen Augen, die Lippen von Küssen geschwellt oder nach Küssen lechzend, von den Männern mit Neid und Grimm, von den Frauen mit Gluth in den Wangen und Verwirrung im Herzen betrachtet. Kaum noch ein Jüngling, als Page der Großherzogin, hatte er durch seine reizende Erscheinung und einschmeichelnde Anmuth bereits allen Hofdamen den Kopf verdreht und man erzählt sich, daß eine Prinzessin seine erste Lehrmeisterin im Minnedienste gewesen sei und noch nach Jahrzehnten an seiner Erinnerung gekrankt habe. Als Adjutant des Erbgroßherzogs hatte er auch kaum etwas Anderes zu thun, als sein langes Liebeslied weiter zu dichten und ihm Strophe um Strophe hinzuzufügen. Mit dreißig Jahren verließ er den activen Dienst, der für ihn nie sehr activ gewesen war, und wurde Intendant der Hofbühne. Seine kurzen Liebeskämpfe und leichten Siege hatten nun eine andere Walfstatt zum Schauplatz. Nach der Hofgesellschaft

die darstellenden Künste: Tanz, Gesang, Schauspiel, ohne Wahl, oder vielmehr mit der Wahl, die der Drang nach Schönheit und — Abwechslung traf. Die Jahre zogen vorüber wie eine Bilderfolge aus dem Märchen vom Prince charmant. Sie formten einen Fries von entzückenden Gruppen in allen Stellungen, welche Werben und Gewähren, Schmachten und Triumphiren ausdrücken. Jedes Jahr war ein Dekameron, jeder Monat eine üppige Florentiner Novelle mit einem Frauennamen als Ueberschrift und Inhaltsangabe. Welch ein Rückblick! Sein vergangenes Leben sah sich wie ein Traum an, dessen Einzelheiten undeutlich in einander rannen und nichts zurücließen als eine verworrene Erinnerung an Seufzer, Küsse und Thränen, an schwimmende Augen, an halbgeöffnete Lippen und gelöstes Haar, eine Erinnerung, wollüstig weich wie ein laues, parfümirtes Bad, dessen kosenden Wassern man sich in rosaampelbeleuchteter Zelle fast gelöst und mit leis entschummernden Gedanken hingiebt.

Aber der Traum schien zu Ende zu gehen. In der letzten Zeit hatte eine kalte Hand zuerst schonend, dann immer herrlicher an Baron Robert von Linden gerührt, um ihn wachzurütteln. Er konnte Augen und Ohren nicht länger vor den Zeichen und Mahnungen verschließen, denn sie wurden mit jedem Tage häufiger und deutlicher, nicht blos in seinem Spiegel, sondern auch in den unabsichtlich grausamen Worten der Welt, dieses andern und noch rücksichtslosern Spiegels. Die niedliche Naive seines Theaters, eine seiner letzten Eroberungen, hatte ihm kürzlich nach einem intimen Souper, auf seinen Knien sitzend und sein Antlitz streichelnd, mit überströmender Zärtlichkeit gesagt: „Was mußt Du für ein wunderschöner Mann gewesen sein!“ Er hatte sie in jäher Bewegung wie eine Natter von sich geschneilt, daß das arme Ding gar nicht wußte, wie ihm geschah. Es ahnte nicht, daß es dem geliebten Mann einen Dolchstich in's Herz versetzt hatte. Auf Bällen kam es jetzt vor, daß junge Mädchen ihm nach einem flotten Walzer erröthend zuflüsterten: „Ich fürchte Sie zu ermüden,“ und daß beim Cotillon andere Tänzer, die zwar weder so schön noch so elegant, aber jung und frisch waren, die Damen sichtlich mehr beschäftigten und zahlreichere Orden bekamen als er. Und hatte ihm nicht neulich ein junger Gesandtschafts-Attaché auf die Bemerkung, daß er ein kluges Gespräch mit erfahrenen Männern jedem andern Gesellschaftsvergnügen vorziehe, mit gedankenloser Impertinenz erwidert: „Freilich, in diesem Alter . . .“ Er hätte ihn geohrfeigt, wenn eine Dame im Hörbereich gewesen wäre.

Solche Aufrichtigkeiten, vor denen selbst feinfühligc Leute sich nicht in Acht nahmen, gerade weil sie ihn noch nicht für schonungsbedürftig ansahen, verstimmten ihn auf Tage bis zur Schwermuth. Er suchte dann eine tröstliche Selbsttäuschung in der Erinnerung und träumte sich in seine Vergangenheit zurück, wie ein stolzes Helbenvolk, das Niederlagen erlitten, sich in die Geschichte seiner früheren Siege flüchtet, um sich wieder aufzurichten. Stundenlang in sein Arbeitszimmer eingeschlossen, pflegte er

seine Triumphe, von ihren Zeugen umgeben, nochmals zu erleben. Er stellte seine eigenen Bildnisse aus verschiedenen Lebensaltern vor sich auf. Dieser entzückende Page mit dem glatten Schelmengesicht, in zierlichen Kniehosen mit Schleifen und seidnem Wams, dieser schöne Lieutenant mit dem keimenden Schnurrbärtchen und dem dreisten, lachenden Blicke, das war er; so hatte er ausgesehen; vielleicht noch besser, denn er erinnerte sich, daß ihn die Bildnisse, als sie gemacht wurden, nicht befriedigten und daß alle Welt fand, er sei in Wirklichkeit viel hübscher. Er zog geheime Schubladien auf, die einen unheiligen Duft ausathmeten, einen ganz schwachen, kaum wahrnehmbaren, gleichsam verblassten und verschollenen Duft, der aber dennoch die Nerven eigen erregte und den Herzschlag etwas beschleunigte. Das war das Archiv der Geschichte seines Herzens. Da lagen zu Haus Päckchen von Briefen, mit farbigen Bändchen methodisch zusammengebunden, verwelkte Blumen, deren Kronenblätter abfielen, wenn man sie noch so zart berührte, vergilbte Schleifen, zerrissene Spitzen, die noch unter dem rücksichtslosen Griff einer in ihnen wühlenden Hand zu schauern schienen, papierene Cotillonorden, von denen sich Firniß und Vergoldung abgeschilfert hatten, andere formlose, unzusammenhängende Rinkerlißchen, die unverständlich waren, wenn man nicht wußte, welche Erinnerung sich an sie knüpfte, und unter dem seltsam bunten Busche die persönlichsten Andenken: Frauenhaar, schlichtes, geringeltes, geflochtenes, langes und kurzes, von einem sichern Auge mit anstößig kühler Ruhe auf einem blaßlila lackirten Brettchen zu einer wundervollen Farbenscala geordnet, die vom höchst gestimmten, an zarten Heiligenschein erinnernden Blond der Engländerin in fast unmerklich abklingenden Uebergängen bis zum tiefen hart glänzenden Blauschwarz der Sizilianerin hinabreichte, und Bildnisse in allen Formaten, welche die Mode in den letzten fünf und zwanzig Jahren hervorgebracht hat und aus denen das ewig Weibliche in hundert reizenden Verkörperungen blickte, lockte und lächelte. Wie ein Geisterreigen stieg es aus diesen Schubladien auf und wirbelte um ihn, weiße Arme nach ihm ausstreckend und feucht verschleierte oder brennende Augen auf ihn heftend. Alle diese Wangen hatten unter seinen Küßen gegläht, alle diese Busen sich an den seinen geschmiegt, alle diese Haare hatten seine Finger zitternd geglättet, wahrlich, er durfte sich glücklich preisen vor den meisten Sterblichen, da so viel Liebeswonne alle Stunden seines Lebens erfüllt hatte.

Das sagte er sich wohl nach solchem Schwelgen in der Vergangenheit, aber im tiefsten Herzen glaubte er es sich nicht. Don Juan geht die Liste der Tausend und drei nicht selbst durch. Das überläßt er Leporello, während er, ohne einen Blick für die älteren Namen, ihre Reihe vermehrt. An dem Tag, an welchem der Ritter anfängt, seine Liste zu studiren, thäte er am Besten, sie zu verbrennen, denn sie ist dann nicht mehr ein Triumph, sondern eine Demüthigung.

Robert von Linden empfand das, aber er mochte es sich nicht eingestehen. Er suchte sich im Gegentheil absichtlich zu täuschen. Er, der ein Grand Seigneur der Liebe gewesen war, wurde ein Snob der Liebe. Er sank bis zur Höhe des unwiderstehlichen Musterreisenden hinab, der in fremden Gasthöfen seine Erfolge vorträgt. Er hatte es immer dem Salongerücht überlassen können, mit tausend Zungen seinen Ruf zu verbreiten und Frauen und Mädchen bei der bloßen Nennung seines Namens mit einem aufregendem Gemisch von scheuer Angst und prickelnder Sehnsucht, von entrüstetem Stolz und zärtlicher Nachsicht zu erfüllen. Jetzt erfaßte ihn mit einem Mal eine quälende Besorgniß, seine großen Thaten könnten vergessen werden, und er erniedrigte sich zur Rolle des Sängers seines eigenen Heldengedichts. Er erzählte seinen letzten Eroberungen, die natürlich mit unreiner und selbstquälerischer Neugier danach fragten, Capitel um Capitel seines Herzensromans, er zog seine berühmten Schubladen vor ihnen halb auf, er ließ auf Briefe, Bilbnisse, Haare einen hastigen Blick werfen, er suchte sein Selbstgefühl zu beruhigen, indem er sehen ließ, welche Leidenschaften er einflößen gekonnt, auf die Gefahr hin, daß die Hörerin mit geheimen Lächeln Aufschneiderei muthmaßte, wo er sich thatsächlich bloß rühmte.

Das war sein Seelenzustand zu dieser Zeit. Er hatte mühselig eine Art Scheinparadies von Theater-Decorationen um sich aufgerichtet, in welchem er fortfuhr, das Bühnensach der jugendlichen Liebhaber auszufüllen, das er im Leben schwerlich noch zu spielen berechtigt war, und nun mußte der unglückselige Doctor mit einer rücksichtslosen Bewegung alle die gemalte Leinwand mit ihren künstlichen Ausblicken niederwerfen.

Thiels brutales Wort: „Sie müssen auf Liebe verzichten!“ klang ihm noch schmerzlich in der Seele wider, als er bei Frau von der Lehde eintrat, an deren Mittagstafel er sich nach alter Gewohnheit einmal in der Woche nieder setzte. Else von der Lehde war ein oder zwei Jahre älter als er. Sie war Hofdame der Prinzessin, als Robert ihr Page war. Sie hatte ihn heiß und tief geliebt und war von ihm ein wenig wiedergeliebt worden. Aber das lag schon so weit zurück! Es war eine morgenrothumflossene ferne Erinnerung, die mit allen neuen, frischen Empfindungen ihres Lebens, mit der Jugend, dem Erwachen des Herzens, der ersten Liebe, Eifersucht und Dual zusammengewachsen war. Die kleine Idylle war zu ihrer Zeit von aller Welt bemerkt worden. Man war aber geneigt, sie harmlos aufzufassen, und Else selbst suchte sie später ebenfalls so anzusehen, ob schon sie ja genau wußte, wie es mit ihrer Harmlosigkeit bestellt war. Aber ein bartloser Knabe von achtzehn Jahren konnte doch ein weltgewandtes zwanzigjähriges Salonfräulein, das drei Ballwinter hinter sich hatte, nicht ernstlich compromittiren. Er konnte es so wenig, daß das Gezischel und Lächeln der Gesellschaft sie nicht hinderte, die Gattin des Präsidenten von der Lehde zu werden, der sie nach fünfzehnjähriger Ehe als kinderlose

Wittve in angenehmsten Verhältnissen zurückließ. Else hatte nie aufgehört, von Robert ganz erfüllt zu sein. Bei Lebzeiten ihres Gatten bildete sie sich ein, es sei Freundschaft, schweesterliche, beinahe mütterliche Zärtlichkeit. Als Herr von der Lehde starb, hatte sie keine Ursache mehr, vor dem eigenen Gewissen eine Komödie zu spielen, und sie sagte Robert offen, daß sie erwarte, er werde sie jetzt heirathen. Er war sehr erstaunt und sogar etwas belustigt. Dreiunddreißig Jahre alt, auf der Höhe seiner Erfolge, förmlich inmitten einer Waberlohe von flammender Liebe lebend, hatte er die Empfindung, es sei von einer Frau, die älter war als er, neben der er seit anderthalb Jahrzehnten in einem einwandfreien Freundschaftsverhältnisse gelebt, die er oft unbedenklich zur Vertrauten seiner Herzensgeschichten gemacht hatte, ein recht scherzhafter Einfall, daß sie nun plötzlich von ihm geheirathet sein wolle. Nach fünfzehn Jahren zu einem Gerichte zurückkehren, an dem er einst mit gierigen Pagenzähnen genascht! Das war nicht zu verlangen. Die Liebe gestattet kein Rip-van-Winkle-Abenteuer. Man nimmt sie nicht wieder auf, wo man sie vor einem Menschenalter unterbrochen hat. Ihr Drama, ob es nun als Lust- oder Trauerspiel enden soll, muß ohne lange Zwischenacte in einem Zuge zu Ende gespielt werden, um nicht tödtlich langweilig und zugleich albern zu werden. Robert verhehlte dies Elsen nicht, wenn er sich auch bemühte, schonende Ausdrücke zu finden. Rednerische Vorsicht täuscht aber ein verliebtes Weib nicht. Else war über die Zurückweisung sehr unglücklich. Ihre Leidenschaft war indeß stärker als ihr Stolz und sie demüthigte sich zu Bitten, zu Ueberredungen, zu hartnäckigem Plaidiren. Robert, dem die Lage sehr unbehaglich wurde, hörte auf, der gekränkten und erregten Frau Besuche zu machen, und als Mahomet sich unbedenklich bereit zeigte, zum Berge zu kommen, da der Berg nicht zu Mahomet kam, ließ Robert sich vor der Verfolgerin verleugnen. Eine Zeit lang war Frau von der Lehde von bitterstem Groll gegen den Mann erfüllt, der sie verschmähte. Sie hatte sich in die Vorstellung hineingelebt, daß er ihr, vielleicht nicht vor der Welt, aber doch vor dem eigenen Gewissen, eine Sühne schulde, und es erschien ihr ehrlos, daß er sich seiner Pflicht entzog. Aber ihre Empörung hielt nicht vor. Sie konnte ohne Robert nicht mehr leben. Und da er sie ruhig schmolten ließ und nicht den leisesten Versuch machte, sich ihr zu nähern, schrieb sie ihm nach mehreren schlaflosen Nächten eines Tages ein Briefchen, in welchem sie ihm sanfte Vorwürfe machte, weil er sie so sträflich vernachlässige, und die Hoffnung aussprach, er werde am nächsten Tage bei ihr essen und sich durch den Augenschein überzeugen, daß ihre Betrübniß über sein langes Wegbleiben wirklich ihrem Aussehen schade. Wie mühsam sie gerungen hatte, um zu verhüten, daß eine Thräne auf's farbige Papier falle, welcher Heldenmuth von ihr aufgewendet worden war, um neckische Wendungen, um gedämpfte und sogar schelmische Ausdrücke zu finden, das war dem Briefchen nicht anzusehen. Robert las es mit Mißtrauen, aber

trog vorsichtigster Prüfung fand er kein einziges Wort, dessen Heftigkeit ihn beunruhigen konnte, keinen einzigen Schriftzug, der nervös verstärkt war oder ausfuhr oder eine zitternde Hand verrieth, und so folgte er denn der Einladung.

Frau von der Lehde verdarb nichts. Ihre Selbstbeherrschung verließ sie keinen Augenblick. Sie empfing Robert liebevoll und ruhig, wie wenn nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre, das Mittagsmahl verlief reizend in spielendem munterem Gespräch über alles Gleichgiltige, was beide umgab, und als er ging, reichte sie ihm beide Hände und sagte mit einem geraden Blick in seine Augen: „Nicht wahr, der Dienstag wenigstens gehört künftig wieder mir?“ Er küßte ihr die Hände, gerührt von so selbstloser, treuer Anhänglichkeit.

Es war ein seltsames Verhältniß, das von da ab ungetrübt über ein Jahrzehnt lang zwischen den Beiden bestand. Else umgab Robert mit einer gleichmäßig warmen Zärtlichkeit, die sie ihm, wenn auch vielleicht nur aus Gewohnheit, zu einer Lebensnothwendigkeit zu machen verstand. Sie hielt darauf, die Vertraute aller seiner Empfindungen zu sein; nie verrieth ein Ausbruch, was sie bei seinen Weichten empfand, nie mahnte ihn auch nur ein schmerzliches Zucken der Miene, auf der Hut zu sein; sie hatte unerschöpfliche Nachsicht für seine Leichtfertigkeiten, ernste Theilnahme für flüchtigen Liebeskummer, so hassenswerth oder lächerlich er auch meist einer unbetheiligten Zeugin erscheint, Rath und Trost, wenn ein Abenteuer eine unbequeme Wendung nahm, und sie war zufrieden, wenn er sie dann in einer Aufwallung von Dankbarkeit an's Herz drückte, ihr Hände und Wangen küßte und ihr die Versicherung gab, daß sie das theuerste, edelste und liebenswertheste Weib sei, das er jemals gekannt habe. Allein wenn sie diese Rolle einer weiblichen Vorsehung spielte, die von den gewöhnlichen Schwächen ihres Geschlechtes anscheinend frei war, wenn sie sorgfältig jede Regung der Eifersucht beim Schauspiele seiner Flatterhaftigkeit unterdrückte, so war sie darum nicht frei von einem eigennütigen Hintergedanken. Sie hoffte doch, er werde eines Tages müde werden, den blauen Irrlichtern vergänglicher Scheinliebe nachzujagen, er werde sich schließlich aus dem Sumpfe heraus sehnen, in welchem ihn jene grillenhaften, lodenden und zerflatternden Flämmchen jahrzehntelang genarrt hatten, und er werde sich dann von ihrer Hand widerstandlos auf den sichern Boden einer bewährten Neigung führen lassen, um, wenn auch ermüdet, wenn auch erst in der Abenddämmerung seines Lebens, bei ihr auszuruhen, endlich ihr eigener Robert, den sie mit Niemand zu theilen brauchte.

Als nun Linden an diesem Dienstage bei Frau von der Lehde erschien, merkte sie natürlich sofort seine Verstimmung und fragte ihn mit der gewohnten Theilnahme und sanften Zärtlichkeit:

„Warum so schwermüthig, Robert, was ist geschehen?“

„Schwermüthig?“ erwiderte er, indem er sich zu einem blaffen Lächeln zwang, „ich fühle nichts dergleichen.“

„Doch, Robert; glauben Sie, daß ich diese Falten auf der Stirn und zwischen den Augen nicht kenne?“

Ach, diese Falten! Er kannte sie ja auch, er hatte sie erst diesen Morgen mit schmerzlicher Aufmerksamkeit studirt, aber was hatte sie es nöthig, sie ihm vorzurücken? Das war lieblos, beinahe böshaft. Er ließ ihre Hand los, die er seit seinem Eintritt in der seinigen gehalten hatte, und ging auf einen Lehnstuhl zu, ohne zu antworten. Sie folgte ihm, setzte sich auf ein Tabouret zu seinen Füßen und schmeichelte: „Seit wann hat Robert vor Else ein Geheimniß? Darf ich nicht Alles wissen? Sind Sie wieder einer von meinem Geschlecht auf eine Untreue gekommen? Ach, liebster Robert, so wenige von uns sind werth, daß man sich um sie Kummer mache!“

„Das ist es ja gar nicht,“ gab Robert kurz zurück.

„Was ist es also?“

Robert schwieg ein wenig, dann sagte er, seine Augen ihrem fragenden Blicke zuwendend: „Heute ist mein Geburtstag.“

„Sie glauben doch nicht, daß ich das vergessen konnte? Aber Sie wollen ja nicht, daß man Sie beglückwünsche, daß man davon spreche.“

Robert legte ihr die Hand auf den Mund und murmelte: „Daran zu denken, kann ich Sie doch nicht verhindern, wie ich sehe.“

Es entstand eine Pause und er hatte die unangenehme Empfindung, daß man ihn mit seiner Strauß-Methode, den Anblick einer unerfreulichen Wirklichkeit zu vermeiden, recht lächerlich finden müsse.

„Nun, und weshalb macht Ihr Geburtstag Sie schwermüthig?“ fragte Else und küßte seine Hand, sie von ihren Lippen entfernend.

„Das sollte eine Frau mir ohne Erklärung nachfühlen können.“

„Das ist ja nicht dasselbe, lieber Robert. Aber ich will gar nicht über den Unterschied philosophiren. Jedenfalls scheut eine Frau ihren Geburtstag nur, weil sie zu altern fürchtet, und davon kann bei Ihnen nicht die Rede sein. In Ihren Jahren ist doch ein Mann nicht alt.“

Sie lächelte so seltsam, als sie das sagte! Oder schien es Robert nur so?

„Nun, Dr. Thiel ist jedenfalls nicht Ihrer Meinung. Er war heute so unangenehm wie eine Kratzbürste. Er hielt mir eine ernste Sittenpredigt mit erstens, zweitens und drittens und schloß mit der Mahnung, ich solle nicht mehr den Springinsfeld spielen, genauer gesagt, auf Liebe verzichten. Das schien mir sehr geschmacklos.“

„So so, das hat Thiel Ihnen gesagt.“ Sie war plötzlich höchst ernst und aufmerksam geworden.

„Ja. Und ich finde, daß er seine Aufgabe vollständig verkennt. Wenn ich angepredigt sein will, so wende ich mich an die theologische

Facultät. Von der medicinischen erwarte ich Stärkung. Thiel scheint mir Salbe mit Salbung zu verwechseln. Das ist ein Kalauer, keine Behandlung.“

Der Diener meldete, daß aufgetragen sei, und die Beiden gingen zu Tisch. Else richtete es fast immer so ein, daß sie an ihrem Dienstag allein mit Robert blieb.

„Ich glaube,“ sagte sie, als sie einander gegenübersaßen, „daß Sie Thiels Worte nicht leicht nehmen sollten. Er ist Ihr Freund,“ fügte sie zögernd hinzu, als Robert nicht antwortete, „er hat Recht.“

„Sie sagen das auch?“ rief er unmuthig.

„Ja, lieber, guter Robert, ja. Ich hätte bloß nicht gewagt, es zuerst und allein zu sagen. Sie hätten es für Unzartheit und Selbstsucht halten können. Bei Thiel dürfen Sie das nicht glauben. Wenn er Ihnen sagt: halten Sie ein! — so ist das nicht Aufdringlichkeit. Da ich ihm bloß nachspreche, so habe ich den Muth, Ihnen zu bekennen, daß es schon lange meine Meinung ist.“

„Sogar schon lange! Das wird ja immer liebenswürdiger.“

Sie stockte einen Augenblick. Das Wort war in der That nicht geschickt. Aber es war nicht ungesprochen zu machen, sie fuhr deshalb tapfer fort und wurde immer wärmer, immer eindringlicher, je länger sie redete.

„Robert, ich wiederhole, Thiel hat Recht. Es ist Zeit, daß Sie an Ihr eigenes Glück denken. Sie haben in Ihrem Leben viel Glück geschenkt, freilich auch viel Leid bereitet, wahrscheinlich sehr viel mehr Leid als Glück, aber Sie selbst sind nicht glücklich gewesen. Nein, nein, suchen Sie mir nichts weiszumachen, Sie sind nicht glücklich gewesen. Sie hätten es sein können, Sie sind unzählige Male dem Glücke nahegekommen, aber Sie sind immer an ihm vorbeigegangen. Sie haben im Rausche gelebt und dem Rausch ist immer der Razenjammer gefolgt und um diesem zu entgehen haben Sie neuen Rausch gesucht. Robert, Sie müssen einen Ekel vor einem solchen Leben haben. Die Weiber bewundern oder fürchten Sie, die Männer beneiden oder verabscheuen Sie, aber was haben Sie davon? Das kann Sie nicht froher machen. Sie sind hochbegabt, ich, die ich Sie kenne, wie Sie vielleicht selbst sich nicht kennen, ich weiß das und kann es bezeugen. In Ihnen war der Stoff zu Allem. Sie brauchten nur zu wollen und Sie wurden ein großer Dichter, ein großer Musiker, ein großer Staatsmann. Und was haben Sie mit allen Ihren glänzenden Fähigkeiten angefangen? Sie haben sie als Lorchenspiegel verwendet, um einfältige Weiber zu blenden.“

Robert hatte schweigend zugehört und zum Fenster hinausgesehen. Hier unterbrach er sie. „Das eigene Leben stilvoll zu gestalten ist auch eine Kunst, vielleicht die größte. Wer sein Leben zu einem Kunstwerke macht, braucht kein anderes Werk zu schaffen und hat seine Fähigkeiten dennoch richtig benützt.“

„Aber das ist es ja gerade, was ich nicht sehe,“ rief sie, „das Kunstwerk Ihres Lebens. Wo ist die Krönung, wo ist der harmonische Abschluß? Ist es ästhetisch, ist es würdig, leichtfertigen Schauspielerinnen und Tänzerinnen den Hof zu machen und den billigen Triumph vorher und nachher als etwas Wichtiges zu behandeln? Erniedrigt das nicht einen Mann von Geist in seinen eigenen Augen? Und wenn nun gar . . .“

Sie unterdrückte, was sie sagen wollte, und fuhr mit plötzlicher Abschwenkung fort: „Robert, begreifen Sie doch endlich, daß Glück Ruhe ist. Sie haben Leidenschaft und Aufregung genug gekannt. Es ist Zeit, daß Sie etwas Anderes kennen lernen; tiefe, gleichmäßige Liebe, warm und still wie ein klarer Sommerabend, ohne Sturm und Gewitter. Und solche Liebe, Sie wissen, wo Sie sie finden. Ach, Robert, so wie ich liebte Sie doch Niemand auf Erden, keines der Geschöpfe, an die Sie Ihr Herz und Ihren Geist und Ihre Gesundheit vergeuden. Als Mädchen habe ich Ihnen das Opfer meines Stolzes und meiner gefeierten Schönheit gebracht. Sie waren meine erste Leidenschaft und Sie sind die Sonne meines Lebens geblieben. Als junge Wittve habe ich mich Ihnen an den Hals geworfen. Sie haben mich nicht gewollt. Vielleicht zu Ihrem Schaden. Aber das ist für mich kein Trost. Ich habe mich gezwungen, Ihre Schwester zu sein, um Sie doch ein wenig, ach so wenig, zu besitzen. Lassen Sie mich Ihnen endlich mehr sein, Robert. Thiel sagt Ihnen, Sie sollen nicht mehr lieben. Aber Sie dürfen sich noch immer lieben lassen. Robert, lassen Sie sich lieben. Das ist Alles, was ich von Ihnen verlange. Lassen Sie mich Ihr Weib sein, lassen Sie mich Ihnen einen Herd bereiten, man wird mich beneiden, ich werde stolz auf Sie sein und es Ihnen mit einer Treue und einer Zärtlichkeit danken, die kein Weib mehr für Sie haben kann. Bedenken Sie, Robert, mir sind Sie heut noch der junge Griechengott von achtzehn Jahren, den ich vor einem Menschenalter geliebt habe, daß ich daran hätte sterben mögen. Gibt es noch ein Weib, das Sie mit solchen Augen sieht? Robert, reden Sie.“

Robert rebete. Er rebete mit kühler Freundlichkeit. Er sei ihr ja für ihre Gefühle sehr dankbar. Er erwidere sie sicherlich aus vollem Herzen und sie wisse es. Aber weshalb ein Verhältniß ändern, in welchem beide seit Menschendenken sich so wohl befinden? Es sei ein köstliches Gefühl, bei äußerer Freiheit sich innerlich durch warme Freundschaft gebunden zu wissen. Dieses Band drücke nicht. Die Fessel einer regelrechten Philisterei würde sie wahrscheinlich belästigen und sie sei vor Allem sittlich nicht so schön und stark wie eine täglich frei gewollte und erneuerte Zusammengehörigkeit. Er für seinen Theil wünsche jedenfalls nichts Besseres als die Fortdauer ohne Ende der gegenwärtigen Beziehungen.

Else war nicht zufrieden. Sie suchte weiter zu überreden und zu überzeugen. Sie war erregt, Robert blieb ruhig. Sie bat, er wurde unwirch und einsilbig. Er wartete kaum auf den Kaffee, den er schweigend

so rasch schlürfte, wie es die Wärme des duftenden Getränkes gestattete, und verließ Else gleich darauf unter einem Vorwande.

Weit entfernt ihn weich zu stimmen, hatte Elses bewegliche Rede ihn unmutig gemacht und beinahe erbittert. Das war ja ein Ueberrumpelungs-Versuch! Einen Augenblick lang erwachte in ihm sogar der Verdacht, Thiel stecke mit Frau von der Lehde unter einer Decke, seine Mahnung, ihre Zumuthung sei abgekartet, man habe von zwei Seiten einen verabredeten Angriff auf ihn ausgeführt. Er verweilte zwar nicht lange bei diesem Gedanken, dessen Unwahrscheinlichkeit er selbst bald einsah, wiederholte aber im Geist immer und immer wieder die Worte der Frau von der Lehde. Mit solchen Augen wie sie sah ihn kein anderes Weib mehr! Woher wußte sie das? Wie sie liebte ihn kein Weib auf Erden! Und wenn er ihr das Gegentheil bewies? Er sollte nicht mehr lieben, nur noch sich lieben lassen! Dieser Rath mißfiel ihm nicht. Er ließ sich hören. In der That, es war vielleicht vernünftig, ein Hanswurst-Leben voller Abenteuer, die im Grunde nichts sagend, einförmig und tief unbefriedigend waren, in die Bahnen eines vorchristmähigen bürgerlichen Daseins hinüberzuleiten. Aber wenn er sich schon entschloß ein Ende zu machen, dann sollte es nicht das Ende sein, das Else ihm aufdrängen wollte.

Je tiefer er sich in die Vorstellung der späten Ehe mit Else versenkte, um so ärgerlicher machte sie ihn. Welche Annahme von dieser Frau, die um Jahre älter war als er! Glaubte sie wirklich, daß er, nach ihrer eigenen Schätzung ein Mann in den besten Jahren, keine anderen Ansprüche an das Leben mehr habe, als einen Herd zu besitzen, anders gesagt eine Wirthschafterin zu haben, die den Suppentopf besorgte, und eine Krankenpflegerin, welche die rheumatischen Glieder in Baumwolle wickelte? Zum Teufel, ein solcher Invalide war er noch lange nicht. Noch segelte er aufrecht mit geschwellter Leinwand und fliegenden Wimpeln vor dem Winde. Er war kein Wrack, dessen sich Strandräuber bemächtigen konnten. Wenn er nicht länger die hohe See halten wollte, so konnte er frei den Hafen wählen, wo es ihm beliebte, vor Anker zu gehen.

Er ließ im Geiste die Bilder der weiblichen Gestalten an sich vorüberziehen, die auf ihn in der letzten Zeit Eindruck gemacht hatten oder auf die er gewirkt zu haben überzeugt war. Er fragte sich, mit welcher von ihnen er wohl ein Leben in steter Berührung verbringen möchte. „Immer“ ist eine lange Zeit und er wußte, daß ein Weib außergewöhnliche Eigenschaften haben müsse, um ihn auf die Dauer nicht abzustößen. Er hatte eine eigenartige Methode, um zu prüfen, ob ein Weib sich für ihn zur Lebensgefährtin eigne und ob er es beständig um sich ertragen könne. Er stellte sich nämlich vor, daß er mit einer Frau eine Hochzeitsreise nach Italien machte, sechs Wochen lang mit ihr allein war, ohne jede andere Gesellschaft, ohne andere Anregung als ihre Gegenwart, und er malte sich diese Tage in allen Einzelheiten aus. Einige anscheinend ganz

reizende Frauen konnten auf diese Weise sofort ausgeschieden werden. Die eine war schön und begehrenswerth, aber dumm wie ein Hecht und er mußte lachen, wenn er sich im Geiste mit ihr vor den Kunstwerken von Florenz sah und ihre Bemerkungen über Gemälde und Statuen hörte. Die andere war klug, aber sie redete zu viel. Man konnte mit ihr eine vergnügte Stunde verbringen, aber einen ganzen Tag, eine ganze Woche — brr! Das mußte zum Krankwerden sein. Diese würde sich nach wenigen Tagen in ihren Kreis von Verehrern und Neiderinnen zurückziehen und unter der Kuppel der Peterskirche von den Abenden bei Hofe, von Curmachern und gesellschaftlichem Klatsche träumen, jene mit ihrer platten Prosa selbst die blaue Grotte von Capri in die Amtsstube eines Rechnungs Rathes verwandeln. Andere bestanden die Probe besser, aber auch bei ihnen stiegen ihm Zweifel auf, die um so stärker wurden, je mehr er sich in das Bild vertiefte. Er konnte es vielleicht eine Woche, vierzehn Tage mit ihnen aushalten. Aber anderthalb, aber zwei Monate? Nein. Sie waren ihm dann sicher gleichgültig, vielleicht unaussteiglich geworden. Sie hatten ihm dann sicher nichts mehr zu bieten, er ihnen nichts mehr zu sagen.

In dem Maße, in welchem die übrigen Frauenbilder in seiner Vorstellung verdämmerten und schwanden, trat eines hell und heller hervor und füllte schließlich allein sein ganzes inneres Sehfeld aus. Fräulein von Markwald — ja, mit dieser konnte man das Abenteuer wagen. Sie war so schön wie nur irgend eine, deren Bildniß er in seinem Liebesarchiv verwahrte: eine stolze hohe Gestalt, dunkelblaue große Augen, die hinter schattenden langen Wimpern sichtlich von Liebe träumten und aus diesem heißen Wonnetraume manchmal mit einem plötzlichen Aufblicke zu erwachen schienen, blühende Lippen, für die manch frommer Mann seiner Seelen Seligkeit ohne Zögern hingeben würde, eine ungewöhnlich weiße Haut mit Atlasreflexen und eine wahrhaft königliche Krone reich goldblonden Haares — alles in allem ein Prachtgeschöpf, wie es der Natur nicht häufig gelingt. Das war ein Preis, um den sich der beste Mann mühen durfte. Daß er ihrer jemals würde überdrüssig werden, konnte er sich jetzt nicht vorstellen. Wenn er sich ausmalte, daß sie an seinem Arme hing und mit dem leichten schwebenden Schritte, der ihr eigenthümlich war, an seiner Seite die Chiaia oder den Lung' Arno entlang lustwandelte oder daß er mit ihr am Strande von Viareggio saß und sie ihren Kopf an seine Brust lehnte, so schien es ihm, das dann Paläste, Himmel und See heller als von Alters her, gleichjam in aufgefrischten Farben, leuchten würden. Freilich, Fräulein von Markwald war noch nicht zwanzig Jahre alt und er konnte ihr Vater sein. Aber brauchte er sich darüber wirklich Gedanken zu machen? An dem Altersunterschiede konnte höchstens sie Anstoß nehmen und sie that es nicht. Für ihn waren ihre neunzehn Jahre ein Entzücken mehr, vielleicht der mächtigste ihrer Reize. In ihrer strahlenden, vollblütigen Jugend durfte er hoffen, sich selbst zu verjüngen. Wie war er

so blind gewesen, das nicht schon seit Wochen einzusehen! Wie hatte er warten können, bis ihn Thiels harte Mahnung und Elses Aufdringlichkeit auf den rechten Weg stießen!

Daß er auf Fräulein von Markwald Eindruck gemacht hatte, war ihm, dem alten Praktiker, selbstverständlich nicht entgangen. Das Blut, das ihr in die Wangen schoß, wenn er auf sie zutrat und sie ansprach, der unbewußt suchende Blick, mit dem sie ihm folgte, wenn er von ihr ging, der gezwungen scherzhafte, in Wahrheit vorwurfsvolle Ton, mit welchem sie ihn fragte, ob er sich wieder ein armes Opfer ausersuchen habe, wenn er mit einer andern Dame etwas länger oder etwas angelegentlicher gesprochen hatte, waren Verräther, die das Geheimniß ihres Herzens allzu eifrig ausplauderten. Sie vertheidigte sich auch gar nicht, sie war noch zu kurz bei Hof und im Salon, um in der Kriegskunst der Liebe oder Kofetterie bewandert zu sein. Fast im ersten Gespräche hatte sie ihm mit reizender Offenheit bekannt, alle Welt warne sie vor ihm, es sei ihr gesagt worden, daß er ein überaus gefährlicher Mensch sei, sie fürchte sich auch ein wenig vor ihm, aber ein gewisser leiser Schauer vor einem schönen Ungeheuer sei ihr ein neues und seltsam wonniges Gefühl. Kein Zweifel, daß seine sagenhaften Abenteuer die übliche bezaubernde Wirkung auf ihre Einbildungskraft gemacht hatten. Die Tochter Evas fühlte den unwiderstehlichen Erbzug zur Schlange, die schon so vielen schwach widerstrebenden Händen den verhängnißvollen Apfel aufgeschwagt hatte. Robert hatte bisher seinen Vortheil nicht wahrnehmen wollen. Er hatte sich mit dem angenehmen prickelnden Bewußtsein begnügt, daß seine Gegenwart ihr Herz rascher schlagen mache, und den beginnenden Roman nicht weiter verfolgt. Denn Fräulein von Markwald gehörte einer der besten Familien des Landes an und er dachte jetzt über die Rücksicht, die er einem unbescholtenen Mädchen schuldet, denn doch etwas weniger leichtblütig als noch vor zehn Jahren. Von nun an sollte das anders werden. Da er ernste Absichten hatte, brauchte er sich nicht zu scheuen, mit allen Mitteln die Eroberung dieser Feste zu vollenden, die ohnehin nur an die Aufhissung der weißen Flagge dachte.

Er verlor keine Minute. Den ganzen Abend sah man ihn in der kleinen Hofloge auf's Emsigste um Fräulein von Markwald beschäftigt und das wiederholte sich von da ab bei jeder Vorstellung. An den Theeabenden der Prinzessin schien er nur für das schöne Mädchen da zu sein und war immer hinter oder neben ihr, sie bedienend, zu ihr sprechend, ihr den Arm reichend, beim Kommen und Gehen zärtlich um sie besorgt. Die ganze Hofgesellschaft begann zu beobachten und zu zischeln und Lindens verliebtes Werben wurde so auffallend, daß die Prinzessin es für nöthig hielt, Rätze vor dem Verführer und seinen Künsten zu warnen. Fräulein von Markwald erwiderte tief erröthend, doch mit iester Stimme: „Ich danke, Hoheit, ich weiß, es ist gut gemeint, aber ich weiß auch, daß Baron von Linden ein Mann von Ehre ist und daß

ich ihm keinen Grund gegeben habe, von mir gering zu denken.“ Diese Antwort schien der guten Prinzessin gänzlich unbefriedigend und da sie Rätke, einer Waise, besonders sorgfältige Obhut zu schulden glaubte, zögerte sie nicht, Robert selbst schonend zur Rede zu stellen. Was er ihr sagte, behielt die Prinzessin einstweilen für sich, doch erfuhr man zwei Tage später, daß Rätkes Bruder, ein schneidiger Reiteroffizier, der bei einem rheinischen Husarenregimente stand, plötzlich aus seiner Garnison in der Residenz angekommen sei und am darauffolgenden Tage, der gerade der Pfingstsonntag war, las man im „Morgenblatte“ die Anzeige von der Verlobung des Herrn Robert Freiherrn von Linden mit Fräulein Rätke von Markwald.

Die Neuigkeit wirkte auf die Gesellschaft, wie wenn vor jedem Einzelnen eine Dynamitpatrone geplatzt wäre. Linden capitulirte! Linden heirathete! Das war unglaublich! Und vor wem hatte er die feste Korsarenflagge gestrichen, die so lange der Schrecken der Ehemänner gewesen war? Vor Rätke von Markwald, an der man doch nichts Pikantes entdecken konnte, das einen blasirten Lebemann etwa besonders anregen mochte. Schön war sie ja, aber er war an vielen Schöneren vorübergegangen. Dumm war sie gewiß auch nicht, aber wie viele Klügere hatten ihn mit all ihrer Schlaueit nicht in ihren Netzen festhalten können! Das Ereigniß war und blieb unerklärlich, es wäre denn —

Frau von der Lehde hatte am Pfingstmorgen sofort nach Dr. Thiel geschickt und als er eintrat, hielt sie ihm sprachlos die Zeitung entgegen.

„Ich weiß schon,“ antwortete er lächelnd.

„Glauben Sie, daß es wahr ist?“

„Natürlich ist es wahr. Die Anzeige ist ja vom Brautpaar unterschrieben. Uebrigens hat Linden selbst mir die Neuigkeit mitgetheilt.“

„Hat er Sie um Rath gefragt?“

„Nein. Er erzählte mir bloß die vollendete Thatsache.“

Frau von der Lehde zerkrüllte das Blatt und warf es in die Ecke!

„Aber was kann ihn so plötzlich zu diesem Schritte bestimmt haben?“

Thiel zuckte die Achseln. „Männer sind in ihren Entschlüssen mitunter nicht weniger unberechenbar als Frauen.“

„Er kann doch unmöglich eine Schuld gutzumachen haben?“

„Fräulein von Markwald ist über jeden Verdacht erhaben,“ sagte Thiel streng, indem er ihr in's Wort fiel.

„Ich fürchte, Linden noch mehr,“ erwiderte sie, „aber die Welt, die Linden weniger kennt als ich und — Sie, wird wohl an etwas derartiges glauben.“

„Allerdings. Die bösen Zungen haben ihr Geschäft bereits begonnen. Die Zeitung mit der Anzeige ist noch feucht und ich habe heute schon die Vermuthung aussprechen hören, der Baron heirathe Fräulein von Markwald, weil er dazu von ihrem Bruder gezwungen worden sei, der fand, daß er sie durch seine Aufmerksamkeiten compromittirt habe.“

„Linden gezwungen! Er, der zwei Gegner im Zweikampfe todtgeschossen hat! Ihm macht ein Husarenoffizier auch nicht bange. Das ist Unsinn.“

„Natürlich ist es Unsinn. Ich begreife nur nicht, weshalb man die Erklärung so weit her holen soll. Linden heirathet, weil er eine passende Lebensgefährtin gefunden zu haben glaubt. Zu jung ist er wahrhaftig nicht dazu.“

„Nein,“ bemerkte Frau von der Lehde, „aber ich fürchte: zu alt.“

„Das weiß ich nicht,“ meinte Thiel.

„Doctor, das ist nicht Ihr Ernst. Linden konnte natürlich noch eine ruhige, verständige reisere Frau heirathen, aber ein junges Mädchen, das seine Tochter sein könnte — er hat wohl den Verstand verloren.“

„Gnädige Frau, das ist mir noch lange nicht bewiesen. Die Ehe wirkt häufig verjüngend.“

„Die Ehe mit einem Mädchen wie Käthe Markwald? Wenn ich Linden wäre, würde ich mich vor Augen wie die ihrigen fürchten. Sie gehört zur Gattung der schlafenden Ungeheuer. Wehe dem Manne, der sie weckt und nicht stark genug ist, sie zu händigen.“

Thiel konnte sich nicht enthalten zu lächeln. „Ich wiederhole Ihnen, gnädige Frau, die Ehe vollbringt manchmal Auferstehungswunder. Und schlimmstenfalls — braucht man die Sache noch immer nicht tragisch zu nehmen.“

Frau von der Lehde konnte sich über den endgiltigen Verlust Lindens nicht trösten, aber sie begriff, daß sie nichts mehr thun könne, um ihn festzuhalten, um ihn wiederzugewinnen. Vor Allem schon darum nicht, weil er nicht zu erreichen war. Gegen die allgemeine Erwartung riß er sich sehr bald von seiner reizenden Braut los und trat, viel früher als in anderen Jahren, seine Sommerreise an. Er dehnte sie auf volle drei Monate aus, die er in verschiedenen Seebädern verbrachte. Er wurde bald da, bald dort gesehen, zuerst auf Rügen, dann auf Sylt, zuletzt auf Helgoland, wo der Wellenschlag am kräftigsten ist. Anfang September fand die Hochzeit statt. Alle Welt bewunderte das Brautpaar. Käthe war frisch und üppig wie eine kaum geöffnete Maréchal-Rose, Robert schön und elegant wie in seinen besten Tagen. Der Altersunterschied fiel kaum auf. Nur ein genauer Beobachter konnte eine gewisse nervöse Unruhe in dem Gesichte Roberts wahrnehmen, das, ob schon von der Sonne und Salzluft des Seestrandes gebräunt, deutlich blaß war. Er sah an der Seite seiner strahlenden Braut nicht so glücklich aus, wie man es erwarten durfte. Gewissensbisse, sagten sich manche Frauen, die ihm einst näher gestanden und jetzt die Selbstüberwindung gehabt hatten, in die zum Erdrücken gefüllte Kirche zu kommen. Frau von der Lehde war nicht unter ihnen.

Robert von Linden verwirklichte nun den Traum der jüngsten Monate: er führte seine berückende junge Gemahlin, seine stolzeste und, wie er sich

treu vorgenommen, letzte Eroberung nach Italien. Aber es war eine seltsame Hochzeitsreise nach Allem, was man später erfuhr. Das Paar tauchte der Reihe nach in allen größeren Städten Ober-, Mittel-, Unter-Italiens auf und nirgend schien es die beiden Neuvermählten länger als zwei oder drei Tage zu leiden. Die Frau sah verstimmt und unzufrieden, er verfallen und unglücklich aus. Etwa drei Wochen nach der Hochzeit erhielt Lieutenant von Markwald einen Brief von seiner Schwester, der ihn veranlaßte, sofort an Dr. Thiel zu schreiben und ihn vertraulich zu fragen, was er von Herrn von Lindens Gesundheit denke, sein Schwager halte sich offenbar für sehr krank, denn er habe seit seiner Abreise an jedem Orte, wo er sich auch nur einen Tag aufgehalten, mehrere Aerzte zu Rathe gezogen, er scheine furchtbar niedergedrückt, vernachlässige seine Schwester vollständig und sein Zustand flöße ihr solche Angst ein, daß sie ihren Bruder beschwöre, ihr zu Hilfe zu kommen. Dr. Thiel beeilte sich, dem Lieutenant zu antworten, er möge sich beruhigen, es handle sich wohl nur um einen Anfall von Hypochondrie. Gleichzeitig hat er um Mittheilung der Adresse seines Schwagers, da er ihm unverzüglich zu schreiben gedenke.

Etwa eine Woche später traf in der Residenz eine Nachricht ein, die sich mit der Schnelligkeit eines Pulverbrandes verbreitete. Baron Robert von Linden war auf Ischia plötzlich gestorben. Das war die Lesart, welche in die Zeitung und in das Publikum gelangte. Im engsten Kreise des Hofes aber mußte man, daß der Unglückliche selbst Hand an sich gelegt hatte. Frau von der Lehdde hatte es gleich geahnt, sie erlangte Gewißheit aus dem Munde der Prinzessin, welcher Rätthe die schreckliche Nachricht zu gleicher Zeit wie ihrem Bruder telegraphirt hatte. Sie eilte zu Thiel, der von dem Ereignisse niedergeschmettert war, denn er war Linden nicht bloß ein liebevoller Arzt, sondern auch ein treuer Freund.

„Es ist ja entsetzlich,“ rief die aufgeregte Frau, als sie sich in einen Lehnstuhl fallen ließ.

Er antwortete bloß mit einer leidvollen Handbewegung.

„Wissen Sie Näheres?“

„Eine Kugel durch den Kopf. Vorgestern Nacht. Im Toilettezimmer neben dem Schlafgemach, wo seine Frau lag.“

Eine Pause trat ein. Dann sagte Else, indem sie zum Doctor die feuchtgewordenen Augen erhob: „Sehen Sie, sehen Sie, diese Ehe war kein Verderben. Er würde heute leben und glücklich sein, wenn er mich an seiner Seite gehabt hätte.“

„Oder mich,“ sagte Thiel.

Else schüttelte den Kopf. „Nein, nein. Er hat zu spät diesen letzten Roman haben wollen.“

„Oder ist zu früh verzweifelt,“ antwortete Thiel und blickte gedankenvoll auf die Bronzestatuette des Asklepios, die auf dem Schreibtische vor ihm stand.



Wilhelm Raabe.

Von

Ernst Koppel.

— Berlin. —

Wer die Entwicklung der neueren Literatur in Deutschland mit aufmerksamen Blicken verfolgt, wird erkennen, daß die epische Dichtung in prosaischer Form, diejenige Gattung also, die man mit der Benennung: Roman, Novelle, Erzählung zu kennzeichnen pflegt, dem neueren Schriftthum ihren Stempel aufdrückt. Alle anderen literarischen Gattungen erscheinen ungenügend, den ungeheuern, sich nach allen Seiten, auf alle Gebiete verbreitenden Gehalt des modernen Lebens in sich aufzunehmen und wieder auszustrahlen. Die zweite Hälfte des Jahrhunderts ist von einem Natürlichkeits- und Wirklichkeitsdrang erfüllt, der sich namentlich in Deutschland als ein Bruch mit der literarischen Vergangenheit darstellt. Ein durchaus logischer Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Erkenntnißhöhe unserer Zeit ist daran nicht zu erkennen, ebensowenig aber die Folge der neugestaltenden, politischen Entwicklung, das Fortschreiten von einem Phantasie- und Gedankenleben zu tagesheller Wirklichkeit, die endlich auch bei den Deutschen in ihr Recht eingetreten zu sein scheint, ein Beweis, daß die Nation die Periode des Mannesalters erreicht hat.

Dieser Uebergang vollzieht sich weder im öffentlichen Leben noch auf geistigem Gebiete völlig klar und ohne Schwankungen. Immer noch haftet dem Deutschen ein Theil des Erbes seiner Ahnen an und erschwert ihm die völlige Hingabe an die neue Lebensoffenbarung. Ob diese Thatsache zu beklagen ist, soll hier nicht näher untersucht werden. Jedenfalls ist es wünschenswerth, daß sich die große Wandlung langsam und allmählich voll-

ziehe, und nicht in jäher, unvermittelter, alles Vergangene verneinender Weise, die mit manchem Unzulänglichen, Veralteten manche werthvolle und im nationalen Wesen begründete Eigenschaft austilgen würde.

Die Zukunft wird es lehren, ob Grillparzer, wenigstens was Deutschland anlangt, mit seinem Ausspruch:

„Romantik weicht von der Dichtkunst nie,
Sie ist ihre Mutter, die Poesie.“

Recht behält. Die bedeutensten, vaterländischen Erzähler der letzten Jahrzehnte, wie Heyse, Keller, Storm und andere, beweisen, das wenigstens bis jetzt der eben angeführte Spruch seine Gültigkeit bewahrt hat; sie alle umkleiden die Wirklichkeit mit einer Hülle, die aus dichterischen Bestandtheilen gewebt, der Schöpfung recht eigentlich den Stempel ihres Urhebers aufdrückt. Dieses Merkmal galt lange als besonderer Reiz, als erhöhter Werth literarischer Schöpfungen und gilt Feinschmeckern auch heute noch dafür; ob ein mühsames Abschreiben der Natur und Wirklichkeit, bei welchem die Objectivität selbstverständlich vorwaltet, diesen Reiz zu ersetzen vermag, muß dahingestellt bleiben.

Unter den deutschen Erzählern, bei welchen sich die Persönlichkeit als solche in ihren Schriften geltend macht, nimmt Wilhelm Raabe eine hervorragende und in jeder Weise bedeutsame Stellung ein. Emsig bemüht, die wirkliche Welt tief und liebevoll zu umfassen, mit einer bedeutenden, bis zur Hellsichtigkeit gesteigerten Beobachtungsgabe ausgestattet, kann er doch das Element der dichterisch bildenden Phantasie nicht entbehren, sie ist ihm nöthig wie die Luft zum Leben. Obgleich der epische Strom in seinen Schöpfungen ununterbrochen dahinfließt, tritt die deutsche Subjectivität dennoch überall zu Tage. Da Raabe aber zugleich ein bewußter Künstler ist, so wird die Form nicht gesprengt, wenn sich auch überall das laut klopfende Herz des Dichters bemerkbar macht, der seinen Geschöpfen von seiner eigenen überströmenden Fülle, oft sogar überreich, mittheilt. Er empfindet es zweifellos klar mit Goethe, daß die Persönlichkeit das höchste Glück der Erdenkinder sei und so läßt er sich von dieser nicht das Geringste abschmeicheln oder abtrogen.

Aus seinem Bemühen nun, die wirkliche Welt zu erfassen und zugleich dem Trieb der dichterischen Phantasie zu genügen, entsteht ein geistiger Verschmelzungsproceß, der, er mag noch so günstig ausfallen, eine gewisse Zwiespältigkeit des also Geschaffenen nicht zu verbergen vermag. Diese Art des dichterischen Schaffens erzeugt keine vollendeten und abgerundeten Dichtungen, wohl aber oft reizvolle, geheimnisklief lockende Werke, welche die Züge des Doppelantlitzes ihres Erzeugers tragen. Neben den Gestalten des Tages, die lebensvoll in den Erzählungen Raabes hervortreten und eine Allen verständliche Sprache reden, hört man als Unterstrom das Flüstern und Raunen der unaufhörlich thätigen Phantasie, die aus der

Tiefe unzählige Blasen an die Oberfläche sendet, die von ihrem verborgenen, aber mächtigen Walten zeugen.

Noch heute, nachdem er das sechste Jahrzehnt seines schaffensfreudigen Daseins, das ihm in ungetrübter, geistiger Vollkraft verfloßen, bereits überschritten hat, ist Wilhelm Raabe der Masse des lesenden Publikums kaum mehr als dem Namen nach bekannt, während kleine Kreise überall im Vaterlande eine treue und verehrungsvolle Gemeinde für ihn bilden. Und für den Lärm des Tages, für den lauten Markt ist weder er, noch seine Werke geschaffen. Eine Gefühlswelt, wie sie sich hier offenbart, ein Gemüthsleben, das seine Schöpfung mit tausend Adern durchzieht und überall durch die Hülle hindurchzittert, ist nur für liebevolle Hingabe, für stilles Genießen des Lesers gemacht, denn es genügt nicht, Raabe zu lesen, man muß zeitweilig mit ihm zu leben verstehen. Eine solche Hingebung aber ist, zumal in der Gegenwart nicht Jedermanns Sache, den die Hast und der Drang der Stunde unaufhaltsam vorwärts treibt, er weiß selbst nicht, wohin! —

Es darf an dieser Stelle auch nicht verschwiegen werden, daß der Dichter selbst die unbedingte Hingebung, wie eine bedeutende Persönlichkeit sie als Bedingung des Verständnisses zu verlangen berechtigt ist, hin und wieder erschwert. Er versenkt sich derart in das Wesen, dem er Dasein und Gestalt verleiht, daß er sich nicht genug thun kann, um es leibhaftig vor uns ersehen zu lassen. Aber er versenkt sich nicht selten so tief darin, daß man ihm nur schwer zu folgen vermag und da er selbst, wenn wir ihm so weit gefolgt, die Dämmerng, die uns umfängt, nicht zu bannen vermag, so müßte man nachsichtig sein, um ihm auch hier gerecht zu werden. Es sind in diesen Fällen mehr des Dichters eigene Gesichte, als lebensvolle Gestalten, die er herausbeschwört.

Zu diesen Gründen, die in seiner Eigenart wurzeln, kommt noch ein von seinem Willen unabhängiger Umstand hinzu, der es erklärlich macht, daß man seinen Namen nicht überall laut und rühmend nennt, wenn die Besten genannt werden. Von jeher abseits von den großen Mittelpunkten modernen Daseins lebend, keiner literarischen oder gesellschaftlichen Clique, wie sie in neuerer Zeit allgemein beliebt werden, angehörend, beharrlich und gerade seinem eigensten Ziele nachgehend, hat sich Raabe von älteren wie jüngeren Literaturhistorikern einer merkwürdigen Nichtbeachtung zu erfreuen. Was die älteren dieser Herren anlangt, so thun dieselben bekanntlich alles Nachclassische mit der Benennung „Epigonthum“ ab, ohne sich eingehend in das Wesen desselben zu versenken, den jüngeren dagegen scheint die bereits erwähnte Abgeschlossenheit des Dichters nicht zu behagen, der in gerechtem Stolz, freilich wider jede sogenannte Weltklugheit Nichts dazu thut, um sich Beachtung zu verschaffen, die ihm nicht freiwillig entgegengebracht wird. Auch seine Stoffwahl, die keinen sogenannten „modernen Problemen“ nachgeht, mag dazu beitragen, ihn den Jüngeren

nicht besonders beachtenswerth erscheinen zu lassen, tritt man doch leider oft gerade in berufenen Kreisen mit einer bestimmten Programmforderung an die zeitgenössische Literatur heran, die in ihrer Einseitigkeit der Entwicklung derselben kaum zum Vortheil gereichen dürfte.

Während man so Jahrzehnte hindurch dem unermüdlischen und bedeutungsvollen Schaffen Raabes einigermaßen gleichmüthig zusehen, beginnt man ihm in letzter Zeit eine etwas erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden, da jedes Echte in Kunst oder Leben endlich zum Durchbruch kommt, wobei immer zu bedenken ist, daß er selbst, wie schon angedeutet, hin und wieder eine unbefangene Würdigung erschwert. Häufig ist er mit Jean Paul verglichen worden, aber nicht ganz zutreffend, obgleich die Einflüsse des Bayreuther Schriftstellers nicht gänzlich zu verkennen sind. Ähnlich wie bei diesem ist bei Raabe oft eine gewisse Unklarheit zu bemerken, die sich indessen nie zu jener Verworrenheit steigert, wie sie in eine bedauerliche Manier bei Jean Paul ausgeartet ist, der freilich wiederum über einen größern Reichthum, über eine beispiellose, überströmende Fülle von Gedanken, Ideen und Empfindungen gebietet. Aber wie bei diesem ist auch bei Raabe dasjenige Element, welches den Reichthum in Leben wie Kunst erst zur vollen Geltung bringt, nicht genügend ausgebildet, der Geschmack, das Wort selbstverständlich in der höchsten und tiefsten Bedeutung genommen. Diesen Mangel theilt er mit manchen deutschen Geistesgrößen, Weisen, wie schöpferisch Begabten, ja es scheint im Wesen der Nation selbst, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, begründet zu sein, und als ein echter Sohn seines Volkes zeigt sich Raabe in allen seinen Aeußerungen, in seinen Vorzügen wie in seinen Schwächen, ein Umstand, aus dem ihm ein Theil seiner eigenartigen Kraft erwächst. Eben deshalb aber ist es um so bedauerlicher, daß ihm von seinem Volke, dessen Gedanken- und Gemüthsleben sich klar und elementar in seinen Schriften wieder spiegelt, bisher keine allgemein und würdig anerkennende Beachtung zu Theil geworden ist. Den Boden, dem er entsprossen, verleugnet Raabe nie und nirgends, ist er doch mit ihm geradezu verwachsen und sein Dasein, von demselben losgelöst, geradezu undenkbar. Wenn sich germanische Art so in ihm verkörpert, so ist es wiederum vor Allem norddeutsche Art, die in ihm zum reinsten Ausdruck kommt. Das tiefe und lautere Gemüthsleben, das alle Dinge dieser Welt träumerisch umhüllt und sie gleichsam mit seinem Dufte umgiebt, in dem es sich selbst schamhaft zu verbergen sucht, die oft knorrige, groteske, stets aber eigenartige Form, in der es in Folge dieser Scheu vor den Blick der Welt tritt, alle diese Eigenthümlichkeiten sind Bestandtheile von Raabes Schaffen, der sich selbst am besten charakterisirt, wenn er, freilich mit der stolzen Bescheidenheit des echten Künstlers, von sich sagt:

„Ob gut oder schlecht, dumm oder klug, meine Schriften sind sämmtlich gewachsen.“

Das bedeutet mit anderen Worten, daß seine Schriften nothwendige Aeußerungen seines Ich sind, die nur entstehen, wenn der Dichter wirklich etwas zu sagen hat, wenn es ihn drängt, sich einer allmählich angemessenen Fülle von Gesichtern und Gestalten zu entlasten.

Zwischen der Empfindungs- und Gemüthswelt und der Wirklichkeit mit ihren unabweisbaren Anforderungen gähnt in Kunst wie Leben eine weite Kluft, die in beiden Fällen nur der Humor in seinen vielfachen Abstufungen zu überbrücken vermag. Dieses Element steht freilich nur dem auf geistiger und seelischer Höhe Stehenden zu Gebote und auch diesem erst nach manchem Ringen und Kämpfen, nach manchem Ermatten, Entsagen und Wiederaufraffen. Der Humor ist aber vor Allem der germanischen Race gegeben, ein Beweis ethischer Kraft, welche die Fähigkeit der Selbstbefreiung in sich schließt. Was vermögen die so reich begabten romanischen Völker, etwa mit Ausnahme des Don Quixote und einer Reihe Molière'scher Lustspiele dem germanischen Humor entgegenzusetzen, wie er sich besonders im englischen, aber auch im deutschen Schriftthum in oft großartiger Weise äußert?

Und auch als Humorist erscheint Raabe als ein echter Sohn seines Volks. Wie nicht eben selten im deutschen Schriftthum, ist auch sein Humor eigener Art, mehr aus der Tiefe hervorquellend, als buntschillernd über den Dingen schwebend. Er hebt sich nicht deutlich oder gar grell von dem dunkeln Grunde seiner schmerzverklärten Weltanschauung ab, er ist mit derselben verwachsen, ein Bestandtheil von ihr, der es überhaupt ermöglicht, ihr ohne Schaudern in das tiefste Antlitz zu schauen. Durch diese innige Durchdringung der Elemente seines Schaffens erzeugt Raabe oft eine wohlthuende und beruhigende Harmonie, die trotz einer gewissen bereits angedeuteten Manier echt künstlerisch wirkt, was einem bedeutenden Geist an sich nicht gelingt, wenn er nicht zugleich über eine bewußte selbstherrliche Künstlerschaft verfügt.

Es ist kaum zu zweifeln, daß der Dichter schon eine bedeutende innere Entwicklung hinter sich hatte, als er seine Erstlingswerke schrieb, die sich mit Ausnahme des köstlichen Romans „Chronik der Sperlinggasse“ ganz von der Sonne des Humors durchleuchtet zeigen. In späteren Jahren hat dieselbe die schwermüthige Lebens- und Weltanschauung des Dichters nicht mehr in gleichem Maße zu zerstreuen vermocht; der lachende, leichte Sinn, die Freude am Dasein, auch an der Thorheit desselben, kommt nie wieder so zum Durchbruch wie in seinen früheren Arbeiten, gleichzeitig aber überrascht die Tiefe der Beobachtung, die auch hier sich nie verleugnende Menschenkenntniß, die später dem Dichter so oft, wie jedem Wissenden bittere Störungen schwerster Art verursachen sollte, so daß man Angesichts dieser Frühreise fast vergißt, daß man einem werdenden gegenübersteht. Von diesen zahlreichen, meist wenig umfangreichen Arbeiten seien hier nur die Erzählungen: „Horacker“, „Christoph Wehlin“, „Die

Gänse von Bülow“, „Keltische Knochen“, letztere beiden aus der Novellensammlung „Der Regenbogen“ und „Der Däumling“ erwähnt, weil sie nebst einigen anderen Raabe am reinsten in seiner Eigenschaft als Humorist zeigen. Freilich ist es auch hier kein buntes Spiel, keine müßige Tändelei, mit der wir, wenn auch kunstgerecht, ergötzt werden. Immer baut auch hier der gedankenreiche und sinnende Dichter seine Schöpfung auf einer Idee auf, nur daß sie mit lachendem Munde vorgetragen wird und von sichern und scherzenden Kobolden umspielt erscheint. Dann und wann schon zuckt auch hier wie ein greller Blitz eine tiefste Stimmung auf, aber nur, um sogleich wieder zu verschwinden. Immerhin genügen diese Momente, um den organischen Zusammenhang zwischen diesen Anfängen und der späteren Entwicklung des Dichters verstehen zu lehren, dem bei diesen Arbeiten noch die Jugend, wenn auch eine gedankenreiche, die Feder geführt und ihm die Schatten gebannt hat, während der Kern seiner Persönlichkeit bereits gefestigt war.

Andrerseits aber leiten diese frühen Schöpfungen zu einer weit später entstandenen Gruppe über, die zeitlich von jenen getrennt, auch sonst einen bemerkenswerthen Gegensatz zu ihnen bilden, obgleich auch sie theilweise zu den humoristischen Werken des Dichters gezählt werden müssen. Es sind „Wunnigel“, ferner ein Theil der unter dem Titel „Krähensfelder Geschichten“ erschienenen Erzählungen, wie auch die erst kürzlich veröffentlichte Novelle „Der Lar“ und einige andere früher entstandene. Ein gewisser Hang, dem Absonderlichen nachzugehen, die breite Heerstraße des Lebens zu verlassen und sich in Schluchten und Klüfte zu verlieren, wie sie schon früher hier und da bei Raabe bemerkbar war, hat sich bei zunehmendem Alter ausgebildet und ist in der Mehrzahl der hier angeführten Arbeiten in einer Weise in den Vordergrund getreten, daß die großen Schönheiten, die auch sie aufreißen, dadurch nicht unerheblich verdunkelt werden. Vor Allem ist der ihnen innewohnende Humor ein gezwungener; er strömt nicht voll und natürlich, sondern er ist wie durch Druck- und Hebearbeit an's Licht gefördert und wirkt daher auch nicht erquicklich, wenn auch die Gestaltungskraft des Dichters sich selbst in diesen grotesken Ausgeburten seiner Phantasie nicht verleugnet. Neben dem barocken Humor aber macht sich eine Weitschweifigkeit geltend, die vieles Ueberflüssige, nicht dazu Gehörende mit sich führt, und es als etwas Organisches, Nothwendiges behandelt, während es häufig eine Unverständlichkeit des Gewollten bewirkt. Dies zeigt sich außer in „Wunnigel“ auch in „Vom alten Proteus“, „Eulenpfingsten“, „Frau Salome“ aus den „Krähensfelder Geschichten“, während die ebenfalls in letzterer Sammlung enthaltene Harzerzählung: „Die Innerste“ eine Schöpfung von wohlthuender Schönheit und Gesundheit ist, welche die Kunst Raabe's in der Vereinigung von echter Poesie und naturwüchsigem Humor zu reinem Ausdruck bringt.

Auch das Element des Geheimnisvollen, gleichsam zwischen den Zeilen

Stehenden, vom Leser zu Errathenden ist in diesem kleinen Meisterstück in hohem Grade vorhanden und taucht alles in eine ganz merkwürdige, in Worten nicht auszudrückende Stimmung. Ebenso ist die zu derselben Sammlung gehörige Novelle: „Zum wilden Mann“ geradezu ein Meisterwerk, hinterläßt aber keinen so reinen Eindruck als „Die Innerste“, da unter der humoristisch gestalteten Oberfläche eine so tiefe Menschenverachtung, eine so trostlose Welt- und Lebensanschauung hervorlugt, daß man nicht umhin kann, sie als den Ausfluß einer Verbitterung ihres Urhebers anzusehen, die zum Glück nur etwas Vorübergehendes bedeutet, wie später noch zu erwähnende Arbeiten beweisen. Man kann diese Erzählung als das Hohelied der Selbstucht bezeichnen, die gerade, weil sie durchaus objectiv, ohne Pathos, als etwas Selbstverständliches, mit vollendeter Meisterschaft in Composition, Gestaltung und Ausführung vorgetragen wird, nicht gefestigten und in sich ruhenden Individualitäten wenigstens zeitweise gefährlich werden kann, indem sie danach angethan ist, geradezu einen Widerwillen gegen die Menschen zu erzeugen, ein Ziel, das man keiner Dichtung als solcher zugestehen darf.

In manchen der oben erwähnten Erzählungen wird man zu einem Vergleich mit Jean Paul geradezu herausgefordert; hier, nicht aber, was das gesammte Schaffen Raabes anlangt, ist ein solcher am Platz, besonders was das Ueberwuchern von Nebensächlichen über das Nothwendige, was die lose, auseinanderflatternde Form und manche andere Eigenthümlichkeiten betrifft.

Seine größten und bedeutendsten Schöpfungen sind dem reichen Mannesalter des Dichters entsprungen und zwar bilden diese eine Art epischer Trilogie, die ohne unmittelbaren, sofort erkennbaren Zusammenhang doch durch die Idee, welche sie durchzieht, durch die geistige Atmosphäre, welche sie umgiebt, wie durch die Meisterschaft der Darstellung zu etwas Zusammengehörigem gestempelt werden. Er selbst hat dies deutlich empfunden und in dem Schlußwort, das er dem letzten der drei Romane beigegeben, ausgesprochen: „Wir sind am Schlusse — und es war ein langer und mühseliger Weg von der Hungerpfarre an der Ostsee über Abu Telfan im Tumurkielande und im Schatten des Mondgebirgs bis in dieses Siedenhaus zu Krobebeck am Fuße des alten germanischen Zauberbergs.“

Es ist eine wundersame Welt, die sich in „Der Hungerpfarrer“, in „Abu Telfan“ und im „Der Schüdderump“ vor uns aufthut. Sie hat die Elemente, aus denen sie aufgebaut ist, der Wirklichkeit entlehnt, aber Menschen wie Dinge, die innere wie die äußere Welt sind in ein Halbdunkel, in eine wunderbare Märchenstimmung getaucht, aus welcher große Wahrheiten wie leuchtende Himmelskörper auftauchen. Diese Bücher sind einem gereiften Geist entsprungen, von dem die Täuschungen des Lebens allmählich abgefallen und der muthig genug ist, auch die letzten Hüllen zu

lüften, soweit dies überhaupt Sterblichen gegeben ist. Ihr Inhalt ist nichts Anderes als eine Variation der uralten Thematata von der Nichtigkeit des sogenannten Glücks, wie von dem Unterliegen des Edeln im Widerstande gegen die plumpe und rohe Welt, und so unerbittlich, so überzeugend werden diese tragischen Wahrheiten gepredigt, daß man dem Dichter oft zürnen möchte, der uns zwingt, ihm zuzustimmen. Mit merkwürdiger Deutlichkeit stehen die Gestalten dieser Schöpfungen da, man sieht ihnen gleichsam in Herz und Nieren, hinter ihnen Allen aber leuchtet der große, erbarmende Sinn des Dichters hervor, der sich mit besonderer Vorliebe den Armen, Elenden, Einsamen, Entzagenden und Einfältigen nähert, den abseits von der großen lauten Heerstraße des Lebens Dahinschreitenden. Er leiht ihnen die starke Hand und führt sie so den Erdenweg entlang, indem er den Mitmenschen, die so oft sorg- und lieblos an ihnen vorüberwandeln, erschütternde Kunde von ihnen giebt, ein Zeugniß, das noch lange im Innern nachhallt.

Auch die Form, die er diesen seinen Lieblingsgeschöpfen leiht, ist eine von höchster Künstlerschaft zeugende. Sie sind so fein, complicirt und fast durchsichtig ausgearbeitet, daß sie häufig wie Barockfiguren aus einer verschollenen Welt und Zeit erscheinen, während das, was geschildert wird, jederzeit und überall die Gegenwart bedeutet. Solche Gestalten sind vorzugsweise der Schuster Nikolaus Grünbaum und der alte Lieutenant Rudolf in „Der Hungerpastor“, die Jane Warwolf, die Hanne Allmann, der Ritter von Glaubigern, das Fräulein von St. Trouin in „Der Schüdderump“, mancher anderer in diesen, wie in sonstigen seiner Schöpfungen nicht zu gedenken. Es ist, als ob alle diese Wesen dem Dichter eine weltliche Beichte abgelegt hätten, und er nur wiedergiebt, was sie selbst ihm anvertraut.

Während „der Schüdderump“ sich im Harzgebirge abspielt, ist der Schauplatz des „Hungerpastor“ Berlin, wie es vor einigen Jahrzehnten gewesen. Gewiß ist es durchaus ein Berliner Roman, trotzdem würde sich derjenige enttäuscht fühlen, der darin die charakteristischen Merkmale suchen würde, wie die Jungen und Jüngsten sie zu einem solchen als unentbehrlich erachten. Dasjenige Element, welches man als Localcolorit zu bezeichnen pflegt, fehlt fast gänzlich, denn Raabe betont stets das Allgemeine, ewig Gültige dem Besonderen, Beschränkten gegenüber. Niemand wird in diesem Werke das für Berlin Charakteristische schmerzlich vermissen, denn es trägt eine höhere als eine derartige Lebensberechtigung in sich, wie jedes echte Dichterverk. Diese drei Romane, die eine epische Trilogie bilden, wie sie in diesem ideellen Sinne in keiner Literatur vorkommen, sind von einer bitteren und schmerz gereiften Philosophie durchzittert, die Raabe zu einem Geistesverwandten Schopenhauers stempelt. Hinter der herrlichen, dichterischen Fülle werden die dünnen, nackten Knochen des unerbittlichen Sensenmannes sichtbar, hört man

das Klappern der Sense, die Gutes und Schönes, wie Häßliches und Gemeines gleichmüthig unterschiedslos niedermäht. Trotzdem liegt auf diesen Werken Etwas wie wehmüthiger Sonnenschein, der Abglanz einer höheren Welt. Dieses unbestimmbare Etwas wird am deutlichsten mit Raabes eigenen Worten gekennzeichnet: „Die Harzberge erheben sich lachend in blaugrünem Glanz, über den Feldern und Wiesen lag jenes Flimmern und Zittern, welches auch über den Werken der großen Dichter liegt und überall die Sonne zur Mutter hat.“

Wenn eben die Geistesverwandtschaft Raabes mit Schopenhauer erwähnt wurde, so ist die Wirkung Beider dennoch eine verschiedene. Der Weise sucht nur die nackte, unerbittliche Wahrheit, unbewegt, wenn der ihm Folgende zerfchmettert in die Tiefe sinkt, der Dichter fährt barmherzig an den Abgründen vorbei, die er vor uns aufthut und aus denen eisige Nebel und wilde Winde aufsteigen. Er erschüttert, aber er zerfchmettert nicht. Und so groß ist seine menschliche Gewalt, daß er die Schilderung der Schrecken des Daseins mit humoristischen Bestandtheilen zu durchweben vermag, freilich mit Aeußerungen eines tief sinnigen Humors, der sich mit dem tragischen Ernst harmonisch zu einem Ganzen verbindet, eine Mischung, die nur einem Meister möglich ist, der über alle Elemente seiner Kunst frei und souverain gebietet und auf einer geistigen Höhe steht, die nur wenigen erreichbar sein dürfte.

Wie eine würdige Vorbereitung zu diesen drei Hauptwerken erscheint der Roman: „Die Chronik der Sperlingsgasse“, der unter dem auch für andere Arbeiten beibehaltenen Pseudonym „Jacob Corvinus“ herausgegeben wurde, und ebenfalls Berlin zum Schauplatz hat, und zwar im engeren Sinne die Spreegasse, in welcher Raabe von 1854 bis 1856 als Student wohnte. Hier ist bereits jene eigenartige Durchbringung einer tiefsten Welt- und Lebensanschauung mit einem aus ethischen Bestandtheilen zusammengesetzten Humor bemerkbar, wie sie die bezeichnendste Eigenart des Dichters ausmacht. So liebenswürdig und harmlos das Buch anscheinend ist, so erkennt der Scharfsichtige doch sofort die Züge einer bedeutenden Dichterphysiognomie, wie sie sich bald klar und selbstständig ausbilden sollte.

Alles Schaffen Raabes gruppirt sich um die genannten drei Hauptwerke; es mag ihnen vorangehen oder ihnen nachfolgen. Man erkennt sofort, daß sie alle Früchte eines Baumes sind, wenn auch selbstverständlich nicht alle gleichwerthig. Von den früher entstandenen seien hier noch als besonders bedeutsam erwähnt: „Die Kinder von Finkerode“, „Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale“, ferner die vortrefflichen, historischen Erzählungen „Unseres Herrgotts Kanzlei“, „Nach dem großen Kriege, eine Geschichte in zwölf Briefen“, „Des Reiches Krone“, „Der Marsch nach Hause“ und andere.

Von den in den letzten Jahrzehnten entstandenen Arbeiten des uner-

müdliehen und unerhöpfliehen Autors treten außer der köstlichen Geschichte „Fabian und Sebastian“ noch unter andern besonders hervor: „Alte Nester, zwei Bücher Lebensgeschichten“, „Prinzessin Fisch“ und „Der Lar“, welche beweisen, daß Raabe seine bereits angedeuteten verbitterten und menschenfeindlichen Stimmungen überwinden und sich selbst wiedergefunden hat. Wie stürmisch geballte Wolkenmassen sind jene bösen Ausbrüche vorübergezogen und haben einen, wenn auch nicht heitern, so doch ruhigen Himmel zurückgelassen. Namentlich ist „Alte Nester“ ein Meisterwerk der Charakteristik und tiefsinniger Lebensweisheit. Wer erkennt sich nicht selbst mehr oder minder in diesen Menschen, die in diesen Blättern auftauchen und die auf ihre Schicksale warten? Wer, der den Anspruch erhebt, ein Mensch zu sein, hätte nicht gewartet, wie sie? Dieses Buch allein ist schon ein Beweis für die Wiedergenesung der alten unverwüthlichen Kraft, trotzdem auch hier die nicht seltene lose Knüpfung der Fäden bemerkbar ist. Die Erzählung „Der Lar“ zeigt ähnliche Vorzüge, nur tritt die bedenkliche Neigung zum Absonderlichen wieder stärker hervor. Auch die historische Erzählung „Das Odsfeld“ kann nicht als gleichwerthig mit früheren Arbeiten derselben Richtung angesehen werden, trotzdem ist zu erwarten, daß der Dichter, der aus eigener Kraft eine Wiedergeburt an sich vollzogen, den früh und beharrlich eingeschlagenen Weg nach einigen Abirrungen bis zu Ende einhalten wird, den Weg, der für ihn eine dichterische Triumphstraße bedeutet.

Wenn sich nun der Antheil an seinem Schaffen auch in den letzten Jahren bedeutend gesteigert hat, so wird seine Eigenart eine rückhaltlose, allgemeine Hingabe wohl immer erschweren oder zum mindesten verzögern. Die Mehrzahl des lesenden Publikums denkt, wie er selbst es spöttisch mit den Worten Bürgers ausdrückt, die er dem „Schüdderump“ als Motto vorgelegt:

„Ergötzet ihr
 „Nicht lieber euch am lächerlichen Tand
 „Der Thorheit? Oder an dem heitern Glück,
 „Womit am Schluß des dreiligen Romans
 „Die Lieb' ein leicht genecktes Paar belohnt?

Vorläufig muß sich also der Dichter an der Verehrung und Bewunderung kleinerer Gemeinden begnügen, die aber in Hinsicht auf ihre Bedeutung und Zusammensetzung dem Weisen sehr wohl den Beifall großer Massen zu ersetzen vermögen.

Wilhelm Raabe ist am 8. September 1831 in Eichershausen im Herzogthum Braunschweig geboren. Er erhielt seine Ausbildung auf dem Gymnasium zu Holzminden und später zu Wolfenbüttel, und trat dann in Magdeburg in eine Buchhandlung ein. Diese Beschäftigung vermochte ihn jedoch nicht lange zu fesseln und sein eigentliches Dasein beginnt mit dem Jahre 1854, da er sich nach Berlin wandte, um historische Studien zu

treiben. Als diese 1856 beendet waren, kehrte er in die Heimat nach Wolfenbüttel zurück und verheirathete sich bald mit seiner Cousine, mit der er 1862 nach Stuttgart übersiedelte. Aber eine Natur, wie die seinige, ist nicht danach angethan, auf die Dauer in der Fremde zu gedeihen und so sah ihn 1870 seine Braunschweigische Heimat wieder, in deren Hauptstadt er noch seinen Wohnsitz hat, den er wohl auch in Zukunft nicht mehr wechseln wird.

Wie man ersieht, ist der äußere Kreis, den sein Dasein durchlaufen, kein großer; er ist zum größten Theil in dem Lande, das ihn geboren, beschlossen. Dieses Land ist auch mit wenigen Ausnahmen der Boden, auf dem seine Erzählungen fußen. Es ist, als ob auch ihm wie manchem andern die Kraft wachse, wenn er heimische Erde betritt.

Die eigenartige Lebensgeschichte Wilhelm Raabes ist sein Innenleben und als dessen Bekenntniß die Werke, die ihm entsprossen. Sie stempeln ihn zu einem der tiefsinnigsten Dichter seines Volkes, ein Ruhm, der gerade bei diesem wahrlich ein bedeutender ist. Auch seine Heimatsliebe ist nur eine Ausstrahlung seines großen, für die Menschheit schlagenden Herzens, das Herz eines echten Dichters, das alle Trübungen und Enttäuschungen nicht zu erfalten vermocht haben.





Mesmerismus, Spiritismus und Hypnotismus.

Eine Studie

von

Tomulus Katscher.

— Wien. —

Die Menschheit ist in einer fortwährenden Entwicklung begriffen. Vom vorgeschichtlichen Menschen mit seinen Kieselwerkzeugen und Pfahlbauten angefangen bis zum modernen Weltmenschen mit seinen elektrischen Beförderungsmitteln und Fernsprechern: welche Folge verschiedener, bald verschwindender, bald wieder neu auftauchender Entdeckungen und Erfahrungen, welche große Kette neuer Forschungen auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens! Und diese Reihe ist noch immer nicht beendet, diese Kette noch immer nicht abgeschlossen. Jeder Tag bringt eine früher kaum geahnte Entdeckung, jede Stunde eine unerwartete Bereicherung unseres Erfahrungsschatzes. Dennoch waren alle Forschungen nicht im Stande, den Aberglauben — dieses Erbtheil des Menschengeschlechts — je zu verdrängen, geschweige denn zu vernichten; so oft ihn auch die Wissenschaft auf einem Gebiete niederwarf, er erhob sich immer wieder auf einem andern mit erneuter Kraft; tausende Male überwunden, kam und kommt er eben so oft, Proteus-artig verwandelt, zum Vorschein. In den letzten Jahrzehnten ist es besonders das noch vielfach unerforschte Gebiet des Geisteslebens, in welches sich der Aberglaube eingenistet hat, und der wissenschaftliche Glorienschein, welchen er angenommen, blendet selbst viele Gelehrte und schafft ihm zahlreiche Anhänger. Es dürfte von Interesse sein, in die auf diesem Felde herrschenden Lehren einen Einblick zu gewinnen. Wir wollen in

Folgendem einen Beitrag zur geschichtlichen Entwicklung und zum gegenwärtigen Stande der Lehren vom Mesmerismus, Spiritismus und Hypnotismus bieten, und enthalten uns dabei möglichst jedweder Kritik, da wir die Ueberzeugung hegen, daß die einfache Darstellung schon für sich allein genügen wird, das Wahre vom Falschen unterscheiden zu lassen.

I.

Die Eigenschaft des Magnetsteines, Eisen anzuziehen und festzuhalten, war schon den ältesten Culturvölkern bekannt und erregte deren Aufmerksamkeit, welche nur noch gesteigert wurde, als man die für die Schifffahrt so wichtige Erfahrung machte, daß ein mit Magnet Erz in Berührung gewesenes (magnetisirtes) Stück Eisen immer eine bestimmte Richtung annehme. Kein Wunder, daß ein Erz, welches mit diesen Eigenschaften im Reiche der Mineralwelt einzig dastand, zu einer Menge abergläubischer Ansichten Anlaß gab, und auch in der älteren Heilkunde Verwerthung fand. Wenn man auch dem Magnet viele schädliche Wirkungen zuschrieb, so z. B. daß er Trübsinn, ja sogar Tollheit und Raserei erzeuge, daß seine bloße Annäherung an den Mund Starrkrämpfe und Schlaganfälle hervorbringe — so war doch der Glaube an seine Heilkräft der verbreiteteren. Der Magnet spielte eine wichtige Rolle bei den sogenannten sympathischen Kuren, er fand bei den Behandlungen von Wunden, Beinbrüchen u. s. f. als blutstillendes Mittel Verwendung, und diente als Gegengift bei vielen Vergiftungen. Noch im Mittelalter stellten die Alchymisten chemische Lösungen, die „Mannamagnetis,“ dar, welchen sie besondere Wirkungen nachrühmten. Auch äußerlich fand der Magnet bei verschiedenen Krankheiten Anwendung, Paracelsus empfiehlt ihn bei Krämpfen, Epilepsie, Geschwüren und krebstartigen Wunden; zur Heilung solcher Leiden bediente man sich verschieden geformter Magnete, welche als Arm-, Halsbänder, Brustplatten getragen wurden, oder zum Streichen (Magnetisiren) dienten.

Die magnetische Behandlung erfuhr um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Dr. Anton Mesmer eine wesentliche Aenderung. Wohl finden wir schon in Athanasius Kirchers (1601—1680): „De arte magnetica“ ähnliche Gedanken ausgesprochen, wie bei Mesmer; doch gebührt letzterem das Verdienst, dieselben in ein System gebracht zu haben, welches manche bemerkenswerthe Thatsachen zu Tage förderte und den ersten Anstoß zu einer Reihe, noch heute nicht abgeschlossener, Untersuchungen gab.

Anton Mesmer ward den 23. Mai zu Ignanz bei Konstanz geboren und begann seine akademische Laufbahn in Dillingen mit dem Studium der Theologie. In Ingolstadt, wohin er sich zur Fortsetzung seiner Studien begab, betrieb er nebenbei auch die Naturwissenschaften, welche ihn so sehr fesselten, daß er schließlich ganz zur Medizin übertrat; 1766 ward er auf der Wiener Universität zum Doctor der Heilkunde promovirt

In seiner Inaugural-Dissertation: „De influxu planetarum in corpus humanum“ (Vom Einflusse der Planeten auf den menschlichen Körper) trat er zum ersten Male mit einer Begründung seiner Lehre vom thierischen Magnetismus auf. Doch enthält diese Schrift noch nichts Mystisches, wir finden darin bloß die Anschauungen eines Naturphilosophen des XVIII. Jahrhunderts. Von dem allgemeinen Naturgesetze ausgehend, daß die Himmelskörper einander vermöge der Schwerkraft beeinflussen, und daß die Planeten — besonders unsere Erde mit ihren Erscheinungen von Ebbe und Fluth — der Wirkung der Sonne und des Mondes unterworfen sind, folgert er, daß auch der menschliche Körper als Theil des organischen Ganzen gleichen Naturkräften unterthan sei. Die Kraft, welche alle Erscheinungen und Wechselwirkungen beherrscht, welcher daher auch der Mensch unterworfen ist, bezeichnet er als thierischen Magnetismus, für dessen Einflüsse uns ein Alles durchdringendes Fluidum empfänglich mache. Auf dem Gleichgewichte der magnetischen Harmonie im Körper beruht die Gesundheit, eine Störung dieses Gleichgewichtes bedingt, analog dem Wechsel von Ebbe und Fluth, die Krankheit; es komme daher bei der Heilung einer Krankheit nur darauf an, das gestörte Gleichgewicht durch zielbewusste äußere magnetische Wirkung wieder herzustellen.

Mesmer setzte sich mit dem Jesuitenpater und Hofastronomen Maximilian Hell in Verbindung und begann seine Aufsehen erregenden Kuren, bei welchen er sich der von Hell verfertigten künstlichen Magnete bediente. Von den ärztlichen Kreisen der Kaiserstadt vielfach angefeindet, gewann er das Volk für sich, welches ja von jeher geneigt ist, an wunderbare, ihm unverständliche Verfahren zu glauben. Bald ging Mesmer um einen entscheidenden Schritt weiter, und brach ganz mit der bisher geübten Methode. Er behauptete nämlich die Erfahrung gewonnen zu haben, die magnetische Kraft sei in einzelnen Menschen, — so auch in ihm — besonders stark angehäuft, und mache diesen die Benützung eines Magnets ganz entbehrlich; er magnetisirte daher von nun an nur durch Luftstriche (Passen) seiner Hände. Er konnte jedoch die deutschen Aerzte nicht für sein Verfahren gewinnen; in Wien hatte sein Auftreten unliebsame Zänkereien zur Folge, welche schließlich dazu führten, daß er 1777 aus Oesterreich verwiesen wurde.

Jetzt wählte Mesmer Paris zum Schauplatz seiner Kuren, und auch hier wuchs die Schaar seiner Anbeter von Tag zu Tag. Auch seine Erfahrungen und Entdeckungen häuften sich hier in bedenklicher Weise. Zunächst fand er, daß schon der Blick des Magnetiseurs genüge, die gewünschten Erscheinungen herbeizuführen; dann wieder, daß derselbe die magnetische Heilkraft auch auf leblose Gegenstände, wie Metalle, Glas, Flüssigkeiten übertragen könne. Mit der letzten Entdeckung war Mesmer bei den Massenkuren angelangt, zu welchen er sich eigener Instrumente, der Baquets, bediente. Diese bestanden in einer runden oder eckigen

Wanne, welche mit einem aus zwei Theilen bestehenden Deckel bedeckt war; sie wurde von mehreren Schichten sternförmig vom Mittelpunkte ausstrahlender Flaschen gefüllt, welche magnetisirtes Wasser enthielten, die Zwischenräume waren mit magnetisirten Eisenheilen, Schläden und Flüssigkeiten ausgefüllt. Vom Grunde der Wanne ragten zwischen den Flaschenschichten Eisenstäbe hervor, welche über dem Deckel rechtwinklig gebogen waren und den Magnetismus zu den Händen der Patienten leiteten. Wie beliebt und geschätzt diese Massenkuren waren, beweist unter andern die Gründung „harmonischer Gesellschaften“ in Paris, Straßburg, überhaupt in allen größern Städten Frankreichs, welche den Zweck verfolgten, die Lehre vom Lebens-Magnetismus zu vervollkommen und praktisch zu verwertben. Der Mesmerismus wirbelte bald so viel Staub auf, daß sich der König Ludwig XVI. im Jahre 1784 veranlaßt sah, die Akademie der Wissenschaften und die medicinische Facultät von Paris zur eingehenden Untersuchung dieser Angelegenheit aufzufordern. Beide Körperschaften gingen gesondert, mit der peinlichsten Genauigkeit an's Werk; die Prüfung der von der Akademie ernannten Commission z. B., welcher auch Franklin und Lavoisier angehörten, dauerte volle fünf Monate. Der Urtheilspruch dieser Commission war für Mesmer's Lehre äußerst ungünstig; das Referat hob hervor, daß das magnetische Heilverfahren vorwiegend nur bei nervösen, hysterischen Personen Erfolg habe, daß sich bei diesen die gleichen Erscheinungen auch ohne jede Magnetisation einstellen, so lange man sie nur glauben lasse, daß sie magnetisirt würden, daß somit die Lehre Mesmer's vom thierischen Magnetismus einer reellen Grundlage entbehre. Wohl widersetzte sich Mesmer diesem Berichte und forderte eine neue Untersuchung, doch vergebens; sein Nimbus war verblaßt, der König verbot die weitem Behandlungen und die bald darauf folgenden welterstürmenden Ereignisse der Revolution bereiteten der Sache wenigstens vor der Hand ein jähes Ende.

Inzwischen hatte auch der Mesmerismus eine neue Wendung durchgemacht. Der Marquis de Puységur, ein Jünger Mesmer's, hatte die Entdeckung gemacht, daß die Patienten durch das Anstarren und die Händebewegungen des Magnetiseurs in einen schlafähnlichen Zustand versetzt werden könnten, in welchem sie mit geschlossenen Augen Briefe zu lesen vermögen und sich durch eine gesteigerte Geistesihätigkeit auszeichnen. Auch diese Entdeckung der Somnambulen oder Clairvoyants (Hellseher) verbreitete sich rasch, und da die schon erwähnten Commissionen diesen Gegenstand nicht in ihre Untersuchungen einbezogen hatten, legten ihm selbst nüchterne Denker Bedeutung bei. Auf Veranlassung Dr. Foissac's nahm die medicinische Facultät im Jahre 1825 die Prüfung des thierischen Magnetismus wieder auf, und sechs Jahre später (im Juni 1831) erstattete Guffon über diese Prüfungen einen dem Somnambulismus günstigen Bericht. Guffon empfiehlt den thierischen Magnetismus als Heilverfahren.

1837 stellte ein Magnetiseur, Namens Berna, öffentlich Versuche über das Lesen verschlossener Briefe durch Somnambulen an, Burdin schrieb einen Preis von 3000 Francs für denjenigen aus, der ohne Hilfe der Augen und ohne Licht lesen könnte. Es fanden sich viele Bewerber um diesen Preis, da aber Niemand denselben bis zum 1. October 1840 gewinnen konnte, beschloß die Facultät, die Lehre vom Lebensmagnetismus nicht weiter zu berücksichtigen.

Von Frankreich aus fand Mesmer's Lehre auch in Deutschland Einlaß, und Männer wie Kieser, Ennemoser, Hufeland, Smelin suchten mit deutscher Gründlichkeit das System weiter auszubauen. Heute noch wirbt der Mesmerismus immer neue Anhänger, wenn auch die Zahl derselben von Jahr zu Jahr sinkt. Worin bestehen nun eigentlich die Fundamentalsätze des Lebensmagnetismus? Wir wollen selbe in Kürze, soweit wir aus den Werken Mesmer's, Ennemoser's, Graf Szapáry's, Carus', Preyer's und Anderer darüber klar werden konnten, auseinandersetzen.

Man versteht unter „thierischem oder Lebens-Magnetismus“ die mannigfachen Wechselbeziehungen und Erscheinungen aller Wesen, besonders der Menschen unter sich; er ist ein in den Nervenröhren kreisender Strom, durch welchen jede Muskelbewegung des Körpers verrichtet wird, er ist der Träger des Willens, mittelst dessen der Geist den Körper und seine einzelnen Theile bewegt, die Kraft, durch welche der Geist vermittels der Nerven an den Körper gebunden ist. Seine Wirkungen sind jenen der Mineralmagnete ähnlich; sie treten als Anziehung und Abstoßung (Ebbe und Fluth) auf, sind entschieden polarer Natur und äußern sich im menschlichen Organismus auf verschiedene Art. Der Lebensmagnetismus ist in den Magnetisirenden besonders stark angehäuft, und kann von ihnen kunstgemäß durch gewisse Verfahren, wie das Streichen mit den Händen, erregt und auch auf andere im Weltall vorhandene Körper und Gegenstände, wie die Planeten, Pflanzen, Thiere, Metalle, Flüssigkeiten übertragen werden. Er eignet sich vorzugsweise zur Heilung von Krankheiten, in erster Reihe von Nervenleiden und Bleichsucht. Das Heilen der Krankheiten läßt sich auf zwei zu erfüllende Gebote zurückführen: 1. Hebung oder wenigstens Verminderung von Hindernissen, 2. Vermehrung der Naturverrichtungen durch harmonische Verwendung magnetischer Ströme. Der Magnetiseur wirkt entweder unmittelbar persönlich oder durch Leiter, welchen er seine Heilkraft übertragen hat. Persönlich kann der Magnetiseur einwirken: a) durch seine Annäherung an den Kranken, b) durch den Blick, c) durch die Sprache und hauptsächlich d) durch die Luftpassen.

Das Magnetisiren der heilbedürftigen Kranken findet am Besten in den Vormittagsstunden oder Abends in einem ruhigen, mäßig durchwärmten, gelüfteten Zimmer statt. Es giebt hierfür verschiedene Methoden, wir beschreiben nur die gebräuchlichste. Der Patient liegt, leicht bekleidet, auf einem einfachen Lager, vor welches sich der Magnetiseur stellt und

damit beginnt, daß er beide ausgepreizten Hände, welche sich mit den Daumenspitzen berühren müssen, gegen den Obertheil des Kopfes des Kranken führt, so daß die Finger das Haupt leicht berühren. Er fährt nun mit den sich allmählich trennenden Händen am Hals abwärts, über Arme und Hände; umfaßt sanft die Finger des Patienten, worauf er seine Hände in einem Bogen zur Ausgangsstelle zurückführt. Die jetzt beginnende zweite Tour geht über den Hals, an den Seiten der Brust, zur Herzgrube herab, von hier über den Hüften und Schenkeln bis zu den Fußspitzen, welche sanft gedrückt werden; die Tour wird durch einen Bogen nach oben beendet. Vertikale Leiden erfordern das längere Auflegen der Hände, oft auch gelinden Druck an der betreffenden Stelle; ein Anhauchen des kranken Theiles kann ebenfalls vortheilhaft sein.

Die Erscheinungen, welche das Magnetisiren nach sich zieht, lassen sich nach Ecnemojer in physische und psychische zusammenstellen. Erstere sind in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge: 1. Leise Gefühlsveränderung, die Wärmeempfindung, Wohlbehagen, zuweilen gelindes Frösteln, Mißbehagen. 2. Erhöhte Thätigkeit des Gefäß- und Nervensystems: Gefühl eines Durchströmens des ganzen Körpers bei vollem, kräftigen Puls, Steigerung der Wärmeempfindung, Röthung der Haut, örtlicher Schweiß an der Stirne. Manchmal treten auch die entgegengesetzten Symptome auf: kleiner ungleicher Puls, Herzklopfen, Beklemmung, Schwere in den Gliedern, bedeutendes Uebelbefinden. 3. Bei öfterer Wiederholung des Magnetisirens nehmen auch die Verrichtungen untergeordneter Organe Theil: die Muskeln werden kräftiger, die Athmung gleichmäßiger, die Verdauung geregelter.

Die psychischen Erscheinungen begleiten den — nicht immer eintretenden — magnetischen Schlaf. Dieser dauert meist eine Stunde, in seltenern Fällen mehrere Stunden, ja sogar Tage und Wochen. Dabei tritt das magnetisirte Individuum zu seinem Magnetiseur in ein vollständiges Abhängigkeitsverhältniß (Rapport). Der magnetische Schlaf führt zuweilen zu dem heilsam wirkenden Stadium des künstlichen Somnambulismus*), in welchem der Kranke sich durch gesteigerte geistige Fähigkeit auszeichnet, die es ihm ermöglicht, den inneren Bau seines Körpers klar zu erkennen, die Ursache seines Leidens zu ergründen, die zur Behebung desselben nothwendigen Heilverfahrens selbst anzugeben, ja sogar für die Krankheit Anderer Heilmittel zu verschreiben.

*) Im Gegensatz zu diesem steht der natürliche Somnambulismus oder Hellischlaf, welcher ohne Einwirken einer zweiten Person eintritt. Dieser kann sein: a) Autosomnambulismus, gegen Wissen des Individuums in Folge irgend welcher, noch nicht erforschter Einflüsse spontan hervorgebracht, wie z. B. bei den Mondsüchtigen, Nachtwandlern, Schlafpredern, b) Idiosomnambulismus, durch das Individuum selbst mit seinem Wissen und Wollen erzeugt; hierher gehören die Fälle der indischen Fakire, welche sich für eine bestimmte Dauer in Todesschlaf versetzen können, wahrscheinlich auch der religiösen Märtyrer, der Heger des Mittelalters u. s. w.

II.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung unseres modernen Lebens, daß der Glaube an übernatürliche Kräfte trotz des scheinbaren Siegeszuges der materialistischen Weltanschauung immer mehr an Boden gewinnt. Unser Stolz bäumt sich gegen die Folgerungen eines Darwin und Haeckel auf, wir klammern uns fest an die uralte überlieferte Lehre, daß das Menschengeschlecht den übrigen organischen Wesen nicht gleichgestellt, sondern überlegen sei, daß ein besonderes Etwas uns über die Thierwelt stelle. Wir wollen uns den Glauben an unsere Welten bezwingende Seele, an deren Fortdauer auch nach dem Tode, nicht nehmen lassen. Wohl belächeln wir die Einfalt des Landmanns, der dem Walten einer göttlichen Vorsehung vertraut, wohl verspotten wir die mythische Weltanschauung unserer Vorfahren; aber wir horchen andachtsvoll dem Klopfen der Geister, wir befragen überzeugungstreu die Medien und lassen uns durch ihre Vermittelung von den Geistern Heilmittel gegen körperliche Leiden angeben. Wir können eben den Glauben an höhere Mächte nicht ganz missen.

Der Glaube an die überirdische Welt hängt eng zusammen mit der Frage, ob es eine Seele giebt oder nicht. Die Naturwissenschaften geben uns keine befriedigenden Aufschlüsse hierüber; der Ausspruch des Anatomen, er habe unter dem Secirmesser noch nie eine Seele gefunden, genügt uns nicht. Der Wunsch der Staubgeborenen, die unjeren Sinnen unzugängliche geheimnißvolle Welt kennen zu lernen; die Frage, ob und wo wir vor unserem Erdenleben bestanden, wohin wir nach dem Tode gelangen, beschäftigt die Menschen zu jeder Zeit. Sie hat von jeher die Religionsbegründer und Denker gefesselt, sie hat bei allen Völkern dunkle, phantastische Anschauungen gereift, und sie ist auch der Ausgangspunkt der, theilweise an Mesmer's Grundsätze anknüpfenden, spiritistischen Heillehre.

Spuren dieser Lehre finden sich schon bei den ältesten Völkern. So glaubten die Inder und Egypter an die Seelenwanderung, so bevölkerten die Griechen und Römer das Weltall mit guten und bösen Geistern; so glaubte und glaubt das Volk auch heute noch an das Wirken von Geistern in ephemerumrankten Ruinen und geheimnißvollen Schluchten. Und selbst hervorragende Geisteshelden konnten sich dem Einflusse dieses Glaubens nicht ganz entziehen; wir erinnern nur an den Dämon des Sokrates, an den Kampf Luthers mit dem Teufel. Aber erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, diesen Geisterglauben in ein wissenschaftliches System zu bringen, ihn zu einer abgerundeten Lehre umzuwandeln, und dadurch salonfähig zu gestalten.

Der Geburtsort des modernen Spiritismus ist Hydesville bei New-York; zwei Geschwister Fox waren es, die zuerst (1848) die Ansicht verfolgten, daß die Geister sich uns durch Klopfen hörbar und verständlich machen könnten. Von hier verbreitete sich die Lehre der Klopfgeister über die ganze Welt. Im Jahre 1853 schon wurden in Bremen und Heidel-

berg Versuche über das Tischrücken angestellt, und bald gab es kaum eine größere Stadt, in welcher man nicht allabendlich Geister klopfen gehört hätte, in welcher nicht das Tischrücken mit großem Ernst besprochen worden wäre, und es entwickelte sich ein reger, lustiger Verkehr zwischen dem Dies- und Jenjenseits. Nun wurde aber dieser Verkehr, bei welchem die Antworten der Geister erst mühsam aus der Anzahl der aufeinanderfolgenden Schläge zusammengestellt werden mußten, auf die Dauer zu langweilig, und die ganze Geisterangelegenheit wäre wohl im Sande verlaufen, wenn man nicht noch rechtzeitig zu der Entdeckung gekommen wäre, daß gewisse, besonders feinfühlige (sensitive) Menschen, die Medien, im Stande seien, sich mit den Geistern in nähere Verbindung zu setzen. Von da an mehrten sich die Erfahrungen in verblüffender Weise, denn die Geister freuten sich offenbar, uns blinde Erdbewohner belehren zu können, und sie machten den Medien schriftlich oder mündlich werthvolle Mittheilungen. Man erfuhr hierdurch, daß die Geister Seelen verstorbener Menschen wären, daß sie zuweilen in einer, ihrem früheren Körper gleichenden Hülle erscheinen könnten, daß sie in einer ununterbrochenen Entwicklung begriffen seien und oft zur Strafe einem irdischen Körper einverleibt (incarnirt) würden. Unter der Leitung der Spiritisten Allan Cardek, Davis Jackson, und anderer entwickelte sich zunächst in Amerika, später auch in England, Frankreich und Deutschland eine stetig wachsende spiritistische Literatur, und selbst gelehrte Forscher, wie Wallace, Crookes, Zoellner, widmeten ihre Feder den Diensten der neuen Heillehre. Heute, nach kaum vierzig Jahren, zählt die Anzahl der gläubigen Spiritisten in Amerika allein nach Millionen, und sogar in unserem sonst so nüchtern-skeptischen Deutschland vergeht kein Jahr, in welchem nicht eine Unmasse spiritistischer Flugschriften erschiene.

Es ist eigentlich schwer aus dem riesigen Material oft mystischer und widersprechender Katechismen und Abhandlungen eine klare Uebersicht der Grundlehren des Spiritismus zu erlangen. Doch dem Kühnen lächelt das Glück. Wir haben bei der nachfolgenden Auseinandersetzung hauptsächlich die Schriften Allan Cardeks, Friedrich Zoellners und Dr. Georg Langsdorffs benützt.

Der Mensch ist als ein vernünftiges, mit einer Gottesidee begabtes Wesen, nicht bloß mit einem stofflichen, sondern auch mit einem geistigen Körper, der Seele, versehen, welcher einer höheren Entwicklung fähig ist. Diese Seele ist ein individuelles Wesen, das intelligente Princip, dessen innere Natur uns unbekannt ist. Sie ist für die Dauer des irdischen Lebens in eine äußerst dünne, ätherisch-elektrische Dunsthülle, dem Perisprit (oder Ob-Sphäre) eingeschlossen. Durch den Perisprit ist der Geist befähigt auf den Körper einzuwirken, derselbe ist also das verbindende Element zwischen den stofflichen und geistigen Wesen. Die Menge und der Grad des Perisprits ist bei den verschiedenen Personen verschieden, und kann durch zweckmäßige Uebung gesteigert werden. Bei vielen Personen steht

der Perisprit in innigerer Verbindung mit dem Geiste als mit dem Leibe, und ermöglicht ersterem dadurch zeitweilig den stofflichen Körper schon bei Lebzeiten desselben verlassen zu können, „wodurch er dann nicht bloß die äußeren Erscheinungen und Wirkungen des Universums, sondern auch die Ursache aller Dinge schauen kann“ (G. Langsdorff). Nach dem Absterben des Körpers behält die Seele nur mehr ihre rein geistige Substanz bei, welche, ihres Perisprits entblößt, nicht vermag, auf unsere Sinne einzuwirken; deshalb entziehen sich auch die durch den Tod des Perisprits beraubten Geister der sinnlichen Wahrnehmung, obgleich sie uns umgeben und unser Seelenleben beeinflussen. Der entkörperte Geist behält seine frühere Denkweise, seine ehemaligen Gefühle und Neigungen bei, nur hat er sich neue Kräfte zur Kundgebung seiner moralischen Gefühle, eine größere Fähigkeit zur Erwerbung geistiger Kenntnisse angeeignet. Die Geister sind in ununterbrochener Entwicklung begriffen, und demgemäß in mehrere Kreise getheilt, jene der höheren Kreise können mit denen der niederen verkehren, nicht aber umgekehrt. Die Vervollkommnung der Geister ist die Frucht ihrer eigenen Arbeit, denn wenn sie auch von Gott erschaffen wurden, so ist ihnen doch ihr freier Wille gewahrt geblieben. Strafbare Geister werden in niedrigere, beschwerlichere Welten, zu denen besonders unsere Erde gehört, einverleibt, und müssen ihre Schuld im Gegensatze ihrer Fehler sühnen, so wird z. B. der hartherzige Reiche im Körper eines Armen incarnirt. In diesem Uebergangszustande haben sie keine Kenntniß von ihrer früheren Existenz.

Soll sich ein Geist dem Menschen wahrnehmbar machen können — sei es durch Klopfen, Musik, Schreiben oder Sichtbarwerden — muß er erst wieder eine Perisprithülle bekommen. Nun giebt es besonders sensitive Personen, die Medien, die einen Ueberschuß von Perisprit besitzen, und denselben den Geistern auf kurze Zeit überlassen können. Schwache Medien erlauben den Seelen höchstens, sich durch das Klopfen oder Tischrücken wahrnehmbar zu machen; stärkere ermöglichen ihnen schon, die Hand des Mediums zu Schriftzeichen zu führen, oder gegebenen Falls selbst den Schreibstift zu bewegen und mit Hülfe eines Psychographen (Seelenschreiber) unmittelbar die gewünschte Mittheilung niederzuschreiben. Bei einer noch größeren Menge überschüssigen Perisprits kann der Geist dem Auge sichtbar erscheinen, indem er den Perisprit um seine Substanz zu jener Körpergestalt umformt, welche er bei Lebzeiten besessen hatte; diese Gestalt erscheint dann in schimmernd leuchtendem Glanze, bis der Perisprit verbraucht ist, worauf der Geist wieder verschwindet.

Die Fähigkeit der Medien, mit ihrem Geiste zeitweilig den Körper zu verlassen, und ihren Perisprit an andere, körperlose Geister abzugeben, wird durch das mesmerische Verfahren des Magnetisirens entwickelt und gesteigert. Die modernen Spiritisten unterscheiden bei diesem Vorgehen vier Stadien: 1) den sympathischen Zustand; Magnetiseur — auch Gegen-

medium genannt — und Medium treten in nähere Beziehung. Dieser, nahezu bei allen Menschen erreichbare Zustand besteht in einem kurzen magnetischen Schlafe, welcher bei Kranken heilsamer wirkt als Heilmittel. Der magnetische Schlaf ist nicht unbedingt nothwendig und wird deshalb von vielen Magnetisireuren ganz unterdrückt; 2) den psychologischen Zustand: Uebergang in die eigentliche Magnetisation, die Seele macht sich vom Körper frei; 3) das somnambule Stadium: das Medium befindet sich in geistigem Rapport mit der Seele des Magnetisireurs, ist daher für dessen Befehle empfänglich; das Schauen ist schon ein rein spirituelles. Dieser Zustand bringt, zielbewußt geleitet, medizinisches Hellsehen hervor; 4) den höhern geistigen Zustand: unabhängiges Hellsehen; die Seele des Mediums gehorcht nicht länger dem Willen des Magnetisireurs, frei schwebend kann sie zu den entferntesten Sternen gelangen, und ihre, hier gewonnenen, Eindrücke kundgeben. Dieses Stadium bildet die letzte Stufe des magnetischen Schlafes; wer sich öfter darin befunden, kann auch in normalem, wachem Zustande ein klares Urtheil über die Endursachen aller Dinge gewinnen.

„Durch den göttlichen Willen sind die ersten Menschen als noch sehr unvollkommene Vernunftswesen entstanden, aber begabt mit den ersten Anfängen eines Selbstbewußtseins. Mit diesem war die Vernunft erdacht, die das Vorhandensein eines Gottes-Begriffes, als Urquell alles Seienden, erkennen ließ; und durch diese Vernunft, wodurch das Menschengeschlecht über die Thiere erhoben worden, haben es die Menschen nach und nach verstanden: „Herr zu werden auf Erden.“ Sie haben sich Holz, Gestein und Metalle, Wind, Wasser, Blitz, Elektrizität, Licht und Magnetismus zu Dienern zu machen verstanden, und sind heute daran, auch den Geist und die „Geister“ in der Natur sich dienstbar zu machen. Es wird dadurch nach und nach ein vergeistigteres Menschengeschlecht entstehen.“
(Bangsdorff.)

III.

Hat sich die Lehre des Lebensmagnetismus bei den Spiritisten in einer phantastischen, jeder wissenschaftlichen Begründung entbehrenden Mystik verloren, so führte sie doch andererseits zur strengeren Prüfung der unleugbaren Erscheinungen des künstlichen Somnambulismus, an welcher seit ungefähr einem Jahrzehnt medizinische Größen fast aller Länder eifrig theilnimmt, so daß begründete Hoffnung vorhanden ist, daß sich in nicht zu langer Zeit eine endgültige Lösung dieser auffallenden Thatfachen werde finden lassen. Einem englischen Chirurgen aus Manchester, James Braid, gebührt das Verdienst, mit den unhaltbaren Theorien des Mesmerismus gebrochen, und die Forschungen in die einzig richtige Bahn physiologischer Untersuchungen gelenkt zu haben.

Durch die Schaustellungen der Magnetisireure, besonders des Franzosen

H. Lafontaine angeregt, widmete Braid von 1840 angefangen seine Zeit fast ausschließlich dieser Frage. Er veröffentlichte die Erfolge seiner zahlreichen bahnbrechenden Untersuchungen in verschiedenen Schriften, von welchen besonders die 1843 erschienenen „Nourypnology or the rationale of nervous sleep“ hervorgehoben zu werden verdient, da er darin seine Theorie vom Hypnotismus zu begründen versucht. Er beweist, daß die Hypnose und ihre Erscheinungen rein subjectiver Natur sind und im Nervensystem der Versuchsperson ihren Grund haben. „Streng genommen“ — erklärt er den Ausdruck Hypnotismus — „bezeichnet Hypnotismus nicht einen Zustand, sondern eine Reihe von solchen, die in jeder erdenklichen Weise variiren zwischen bloßer Träumerei und tiefem Koma, mit völliger Aufhebung des Selbstbewußtseins und der Willenskraft auf der einen Seite, und einer fast unglaublichen Exaltation der Functionen der einzelnen Sinnesorgane, der intellectuellen Fähigkeiten und der Willenskraft auf der anderen Seite. Die Erscheinungen sind theils geistiger Natur, theils physisch, willkürlich, unwillkürlich oder gemischt, je nach dem Stadium des Schlafes.“ (W. Preyer: „Entdeckung des Hypnotismus“ Berlin 1881.)

Die Anschauungen Braids konnten Anfangs nur schwer durchbringen. In Frankreich suchten Belpreau, Guérimeau, Durand das Interesse hierfür zu erwecken, jedoch ohne besondern Erfolg. Wohl veröffentlichte Liébault im Jahre 1866 seine diesbezüglichen Erfahrungen unter dem Titel: „Du Sommeil et des états analogues considérés surtout au point de vue de l'action du moral sur le physique“, aber Aerzte und Publicum begaunen sich für die Frage des Hypnotismus erst zu erklären, als der berühmte Physiologe Richet 1875 die somnambulen Erscheinungen einer wissenschaftlichen Prüfung unterzog. Drei Jahre später nahm Charcot an der Salpêtrière das Studium des künstlichen Somnambulismus bei hysterischen auf; Männer, wie Liégeois, Beaunis, Bernheim, Binet, Ségard und andere beschäftigten sich von da ab ununterbrochen mit der Angelegenheit, und bald spalten sich die Ansichten in zwei Lager: in die Schule der Salpêtrière mit Charcot, und in die Schule von Nancy mit Liébault und Bernheim an der Spitze.

In Deutschland und Oesterreich fachten erst die Schaustellungen des dänischen Magnetiseurs Hanjen (1880) das Interesse der Fachkreise an. Von den deutschen Forschern verdienen besonders Preyer (Jena), Weinhold (Genuß) Heidenhain (Breslau), Berger (Breslau), Erwähnung; in Oesterreich lieferten die Professoren Obersteiner, Benedikt, Krafft-Ebing (Wien), Müller (Graz), in Ungarn Professor Zendrăssik (Budapest), in Italien Sepilli, Tamburini, Dal-Pozzo, Campili, werthvolle Beiträge zu dieser Frage. Ob und wie weit sich die Gelehrten der übrigen europäischen Länder an hypnotischen Untersuchungen betheiligten, ist uns unbekannt.

Die erste Frage, welche die Forscher des Hypnotismus beschäftigt, ist: welche Personen sind für Hypnose empfänglich, und giebt es Charakte-

ristische Merkmale zur Erkennung derselben? Aus den statistischen Belegen Braids, Liebaults, Verbeims und anderer ergibt sich zur Genüge, daß sich die Hypnotisirarbeit nicht auf einzelne Individuen beschränkt; wir alle sind hypnotisierbar, nur das raschere oder langsamere Eintreten des Schlafes ist an gewisse Punkte, wie Alter, Beschäftigung, Gesundheitszustand der Versuchsperson, klimatische Verhältnisse, gebunden. Für die Hypnose leicht zugänglich erweisen sich Personen im Kindes- und Jugendalter, Individuen, welche mehr physischen als geistigen Beschäftigungen obliegen und jene, die an Nervosität, Hypochondrie, Hysterie, Epilepsie leiden; Frauen sind im Allgemeinen leichter zu hypnotisiren als Männer, die Bewohner des Südens leichter als die Nordländer. Immer aber ist es zum Gelingen der Hypnose nothwendig, daß die Versuchsperson nicht ihre geistigen Fähigkeiten, ihre gesammte Willenskraft aufbiete die Hypnose zu verhindern, sie kann nicht gelingen, wenn die Versuchsperson den Bemühungen widersteht, wenn sie das Bewußtsein darauf richtet, nicht hypnotisirt werden zu können. Verzögert wird die Hypnose durch Uebermüdung des Körpers oder Geistes, durch übermäßigen Genuß erheizender Nahrungsmittel und Getränke, wie Gewürze, Kaffee, Thee, Spirituosen. Bei Personen, die schon öfter hypnotisirt wurden, gelingt der Versuch immer sehr leicht; ja manche können sogar von selbst, ohne Eingreifen eines Hypnotiseurs, durch geringe äußere Anlässe, z. B. durch das Tick-Tack eines Uhrenpendels, in den künstlichen Nervenschlaf verfallen (Autohypnose).

Die Methoden der Hypnose sind sehr verschieden, rein physischer, rein psychischer oder gemischter Natur; alle beruhen jedoch, bewußt oder unbewußt, auf Suggestion, d. h. auf der noch räthselhaften, aber unleugbaren Fähigkeit des menschlichen Geistes, seine Gedanken und Eindrücke dem Gehirn und somit dem Geiste einer anderen Person zu übertragen, ihr seinen Willen aufzudrängen, in ihr den seinen analoge Vorstellungen zu erwecken, sie zu gewissen Handlungen zu zwingen. Der ausgesprochene oder auch nur unbewußt gedachte Wunsch des Hypnotiseurs, daß seine Versuchsperson in Schlaf ver falle, dieser allein ist, der sie in den hypnotischen Schlaf versetzt, insofern sie sich nicht mit Wissen und Willen dagegen sträubt. Die physischen Handhabungen der Hypnotiseure, wie z. B. der Befehl, eine glänzende Kugel starr zu betrachten, dienen bloß dazu die Sinnes thätigkeit des zu hypnotisirenden Individuums von der Außenwelt abzulenken und dadurch seine Gedanken auf das Gelingen des Versuches zu richten. Daß die Suggestion allein es ist, die den hypnotischen Zustand hervorruft beweist unter andern der Umstand, daß schon öfter der Hypnose unterlegene Personen in diesen Zustand verfallen, so wie sie bemerken, daß ihr Hypnotiseur Anstalten trifft, sie zu hypnotisiren. Zur Erweckung aus diesem Zustande genügt meist der Befehl des Operateurs zu erwachen, höchstens noch verbunden mit einem Anhauchen des Gesichtes.

Die Erscheinungen der Hypnose sind so mannigfacher Art, daß es unmöglich ist, sie in genau abgegrenzte Stadien einzutheilen. Berücksichtigen wir den Umstand, daß Uebergänge von dem einen Stadium zum andern fast immer vorkommen, so können wir unserer Besprechung die Eintheilung Charcots zu Grunde legen, wobei jedoch nicht außer Acht gelassen werden darf, daß dieser hervorragende Forscher die Wirkung der Suggestion zu wenig in Betracht zieht.

Der kataleptische (starrkrampfartige) Zustand — das erste Stadium Charcots — kennzeichnet sich durch Offenbleiben der Augen und Starre der Gliedmaßen. Letztere verharren regungslos in jeder beliebigen, noch so schwierigen Lage, die der Hypnotiseur ihnen giebt, und stellen einer Aenderung derselben geringen oder gar keinen Widerstand entgegen, die Versuchsperson bildet ein lebloses, geschmeidiges Material in den Händen des Operateurs, aber auch nur dieses. Das Empfindungsvermögen der Haut und der Nerven gegen äußere Einflüsse, wie Kälte oder Hitze, scheint gänzlich aufgehoben, und kann nur durch Suggestion erweckt werden; die Athmung ist in diesem Zustande verlangsamt, unregelmäßig.

Im lethargischen Stadium schließen sich die Augen; jeder mechanische Reiz der Muskulatur zieht eine Contractur (Zusammenziehen) der betreffenden Muskelpartie nach sich, der leiseste Fingerdruck bringt sofort eine Bewegung des entsprechenden Muskels hervor. Die Athmung ist gleichmäßig und tief, ein wenig beschleunigt.

Der somnambule Zustand geht ebenfalls mit einem Schließen der Augen einher; die Glieder behalten wohl jede Lage, welche man ihnen giebt, widerstehen jedoch schon mit bedeutender Kraft einer Aenderung derselben. Auffallend sind die psychologischen Erscheinungen dieses Stadiums; bevor wir aber auf dieselben näher eingehen, müssen wir erst die Sinneserscheinungen und den sogenannten Transfert wenigstens kurz erwähnen.

Die Sinnesthätigkeit wird durch die Hypnose im Allgemeinen herabgesetzt. Zuerst wird das Sehvermögen gestört, die Augen können nicht mehr offen gehalten werden, die Lider schließen sich; der Geruchssinn, der Geschmack, das Gehör nehmen scheinbar ab. Strenge genommen kann von einer Herabsetzung der Sinnesthätigkeiten keine Rede sein, da alle diese Erscheinungen nur Folgen der Suggestion sind; der Hypnotisirte schließt die Augen, weil ihm sein Operateur befohlen, zu schlafen; er ist taub gegen die Geräusche der Außenwelt, hat keinen Geschmackssinn und nimmt selbst die ekelregendsten Flüssigkeiten ohne Anstand zu sich, nicht, weil die Function dieser Sinnesorgane gestört ist, sondern weil der Hypnotiseur es ihm suggerirt.

Außerst räthselhaft ist die Erscheinung des Transfert. Man versteht hierunter die Uebertragbarkeit hypnotischer Körperwirkungen der einen Körperseite auf die andere, sobald man der erstern mit einem Metalle, besonders einem Magnet, nahekommt. So kann man z. B. eine in Folge

von Suggestion am rechten Oberarme eingetretene Brandwunde durch die Annäherung eines Magnets hier zum Verschwinden bringen, worauf sie an der entsprechenden Stelle des linken Oberarms zum Vorschein kommt; ebenso überraschend gelingt auf diese Art der Versuch eine Lähmung des linken Fußes zu beseitigen, welche sich dann auf den rechten Fuß überpflanzt. Der Transfer ist immer ein schrittweiser, in dem Maße, in welchem die Erscheinungen auf der einen Seite verschwinden, treten sie auf der andern allmählich wieder auf.

Wir kommen nun zu den spannenden seelischen Erscheinungen der Hypnose. Die erste psychische Erscheinung offenbart sich darin, daß das somnambule Individuum sich aller Vorgänge seines wachen Lebens, selbst aus längst vergessenen Zeiten, mit besonderer Schärfe zu erinnern vermag, daß es alle Einzelheiten früherer Schlafperioden klar vor sich sieht, daß es jedoch nach dem Erwachen nicht die geringste Kenntniß davon hat, was während der Hypnose mit ihm vorgegangen, es wäre denn, daß ihm der Hypnotiseur ausdrücklich befiehlt, die Ereignisse des Schlafes nach dem Erwachen nicht zu vergessen.

Die zweite psychische Wirkung, der Rapport, besteht in der strengsten Abhängigkeit der Versuchsperson vom Willen des Hypnotiseurs. Für den Hypnotisirten besteht die gesammte Außenwelt nur insofern, als sein Hypnotiseur es zugeibt, er hört nur diesen und beantwortet nur seine Fragen, der Hypnotiseur kann seinen Gliedmaßen jede beliebige Haltung geben, er kann durch eine einzige Verührung, durch ein Wort, durch eine Miene in jedem Körperteile jede hypnotische Erscheinung hervorrufen oder beheben; versucht es aber ein anderer, so bleibt jeder Erfolg aus. Soll ein Dritter die Versuchsperson beeinflussen können, muß erst der Operateur den Rapport auf ihn übertragen, indem er die Hand dieser Person erfährt und dem Schlafenden befiehlt, ihr zu gehorchen. Die Erscheinung des Rapports hat zu zahlreichen erklärenden Hypothesen Anlaß gegeben, aber noch ist die Frage nicht hinreichend gelöst.

Unzweifelhaft am überraschendsten sind die Erscheinungen der schon öfters erwähnten Suggestion. Das in der Hypnose befindliche Individuum ist geistig und körperlich ganz dem Willen des Hypnotiseurs unterworfen, es vollführt jede Handlung, welche ihm dieser befiehlt; es sieht, fühlt, hört nur durch ihn. Die einfachste Art ist die schon von Braid beobachtete „Suggestion par attitude“; faltet der Hypnotiseur die Hände der Versuchsperson wie zum Gebet, so nimmt auch ihr Gesicht die entsprechenden Mienen von Andacht an, erhebt er drohend ihre Hand, so zeigt das Gesicht die Züge des Zornes u. s. f. Ebenso rufen die Bewegungen des Hypnotiseurs ähnliche Bewegungen und entsprechendes Mienenspiel des Somnambulen hervor; der Hypnotiseur beugt das Knie, sofort kniet auch der Somnambule nieder und blickt verzückt zum Himmel. Die hypnotischen Suggestionen wirken auf den Zuschauer oft komisch, aber auch verblüffend

durch die Genauigkeit, mit welcher sie ausgeführt werden. Der Hypnotiseur suggerirt seiner Versuchsperson, sie wäre ein kleines Kind; sofort spricht sie mit kindischer Betonung, spielt mit ihrer Puppe; er befiehlt ihr, den Berg vor ihr zu besteigen: sie athmet tief und schwer, hebt ihre Füße ganz wie ein Tourist auf beschwerlichen Bergpartien. Aehnlich zeigen Hypnotisirte alle Zeichen des Rausches, wenn man ihnen Wasser als berauschenden Wein zu trinken reicht und nehmen umgekehrt große Mengen Spirituosen ohne die geringste Spur von Trunkenheit zu sich, wenn ihnen diese für Wasser geboten werden; sie essen Salz für Zucker, riechen Ammoniak für Kölner Wasser u. s. w.

Und diese Wirkung kann auch nach der Hypnose im wachen Zustande erzielt werden, denn der Einfluß der Suggestion kann auch auf diesen übertragen werden. Der Hypnotiseur befiehlt dem Somnambulen, nach seinem Erwachen die im Zimmer anwesenden Personen nicht zu sehen: der Somnambule erwacht, und ist höchst erstaunt, glimmende Cigarren in der Luft spaziren gehen zu sehen, die rauchenden Personen sind für ihn nicht da, er sieht sie nicht, obwohl er bei jedem Schritt an ihnen anstößt. Daß diese posthypnotische Suggestion verhängnißvoll werden kann, beweist der Versuch Liégeois, der einer glücklich verheiratheten Frau suggerirte, nach ihrem Erwachen ihrem Gatten heimlich gestoßenen Zucker, welchen er ihr für Arsenik gab, in den Thee zu mischen, und ihn so zu vergiften. Derartige Versuche beweisen zur Genüge, welch' weites Feld die posthypnotische Suggestion Verbrechern bietet, um so mehr, als das hypnotisirte Individuum nach vollbrachter That nicht anzugeben vermag, wer es dazu bewog.

Fassen wir die verschiedenen Erscheinungen der Hypnose zusammen, so wird es uns klar, daß sie berufen ist, in der Heilkunde und Rechtswissenschaft der Zukunft eine bedeutende Rolle zu spielen. Sie ermöglicht dem Arzte, zuweilen schwierigere Operationen auch ohne die zeitraubende Narose zu vollführen, sie bietet ihm die Mittel, große, langwierige Schmerzen, wie Neuralgien, durch bloße Suggestion zu lindern, sie weist ihm den Weg, auf welchem er Geistes- und Gemüthsleiden beheben kann. Bei dem Heilverfahren der Nervosität, Hysterie und ähnlicher Leiden wird sie in der That heute schon berücksichtigt. Die Rechtswissenschaft der Zukunft muß mit ihr, als einem wichtigen Factor rechnen, das Strafgesetz sie berücksichtigen. Die Vortheile, welche die Hypnose bietet, sind zu groß, als daß wir sie auf die Dauer missen könnten; die Furcht vor verbrecherischen Mißbräuchen wird schwinden, so wie Gesetze dieselben erschweren, und wir zweifeln daher nicht, daß der Hypnotismus früher oder später die ihm gebührende Stelle einnehmen wird.



Goeze vor Lessings Anti-Goezen.*)

Von

Erich Schmidt.

— Berlin. —

Lessings Veröffentlichung der sogenannten Wolfenbütteler „Fragmente“ des „Ungenannten“ — aus der radicalen „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ von dem verstorbenen Hamburger Professor Hermann Samuel Reimarus — entfesselte 1777 einen Sturm in der deutschen Christenheit. Die berufenen großen Theologen hielten sich zunächst zurück, die kleinen Angreifer ließen anfangs den gefürchteten Herausgeber ganz aus dem Spiele. Da, im December, trat aus den Reihen der bedrängten Orthodorie ihr unermüdlichster Kämpfer beherzt hervor, um den Stier bei den Hörnern zu packen und den Sturm wider die alte Burg des christgläubigen Lutherthums als treuer Bogt zurückzuschlagen, der Hamburgische Hauptpastor Johann Melchior Goeze. Der wollte nicht sein gleich den stummen Hunden, kein zager Mietling und unnützer Knecht, sondern ein geistlicher Soldat auf seinem Posten, wie er es in ungestüme Erneuerung jenes alten Ideals vom apostolischen Krieger so oft bekant hatte. Daß er, der keine Menschenfurcht spürte, den antichristlichen Unbekantten und seinen minirenden Erwecker nicht ruhig in den Schafstall einbrechen lassen würde, lag auf der Hand; denn wo und wie immer während dieser Jahrzehnte großer theologischer Abrechnungen eine Herausforderung an die Christenheit erging, hob Goeze den Handschuh auf. Sollte er hier schweigen, weil er einst Lessings „ehrlicher Goeze“ gewesen war und trotz einer kleinen bibliothekarischen Verstimmung den alten geistreichen Besucher noch im Herzen trug?

Bruchstück aus dem noch nicht veröffentlichten zweiten Bande von Erich Schmidts Lessing-Biographie. D. H.

Seine ganze Vergangenheit im Dienste der streitbaren Kirche und seine felsenste Ueberzeugung von den Pflichten eines evangelischen Priesters in bedrohlichen Zeitläuften riefen ihn ins Gewehr.

Goeze ist der letzte Orthodoxe, der starr und grimmig wie ein alter Flacianer jedes Titelchen des göttlichen Buchstabens vertheidigt und von dem Glaubensgrunde der Augsburgischen Confession, auf dem die nächstfolgenden Geschlechter in harter Gedankenarbeit ihr dogmatisches Gebäude gemauert hatten, keinen Fuß breit weicht. Ihn beherrscht die innerste Ueberzeugung, daß der Protestantismus allein im Beharren, nie und nirgends aber im rollenden Fortschritt einer freieren, für Goeze nur dem Abgrund geweihten Entwicklung sein Heil finde. 1717 einer Pastorenfamilie entsprossen, hatte der ernste und gründliche Jenenser und Hallenser Student, auch er ein Lieblingsjünger des mächtigen, aber schwanken Baumgarten, ohne jeden Scrupel noch Zweifel den Weg auf die Kanzel genommen und in den Jahren, da er erst seines Vaters Gehilfe in Aschersleben, dann Prediger zu Magdeburg war, neben der Seelsorge eine rege, theils auf gelehrte lateinische Bibelklärung, theils auf heilsame, von Haus aus mehr verwarnende als erbauende „Betrachtungen des Todes und der Ewigkeit“ gerichtete Schriftstellerei entfaltet. Sein Talent und Verdienst blieb nicht im Stillen. 1755 erging an ihn ein Ruf aus Hamburg, der so sehr „alle Zeichen der Göttlichkeit“ trug, daß Goeze dieser Führung des Herrn nicht widerstreben zu dürfen meinte. Eine rhetorische Jubel- und Abzugspredigt bringt dem Staate Friedrichs sein Lebewohl: „wir genießen die unaussprechliche Wohlthat der völligen Geistesfreiheit . . . wir leben unter dem Scepter eines Monarchen, welcher allen Gewissenszwang auf das äußerste verabscheuet und die evangelische Lutherische Kirche in seinen Landen auf keine Art beunruhigen läßt.“ Aber ganz anders als dieses zur Feier des Religionsfriedens erpreßte Lob friedericianischer Kirchenpolitik klang seine Antrittsrede in der St. Katharinenkirche, die nun auf drei Jahrzehnte Goezes Schau- und Kampfplatz wurde. Er betrat eine noch strenglutherische Freie Stadt, deren Geistlichkeit früh dem sanften Melancthon (den „Patriarchen aller Aufklärer“ schildert ihn Goeze) jede Gefolgschaft gekündigt, in Abendmahls- und Höllensfahrtsbündeln ihren Trotz gezeigt und im achtzehnten Jahrhundert von dem fanatischen Neumeister an siegreich das Banner der Orthodorie geschwungen hatte. In einem abgeschlossenen Gemeinwesen, wo Katholiken und Reformirte nicht staatlich anerkannt, sondern dem Schutz fremder Residenten überlassen waren, begann der neue Hauptpastor mit gewaltigem Bekenntniß gegen das Joch des Papstthums und leidenschaftlicher Verpflichtung auf das lautere Evangelium. Als gleich das erste Jahr durch jenes Erdbeben, welches Dissabon verschlang, die Frage der Theodicee mit ungeheurem Nachdruck schärfte, da vernahm die Gemeinde manches Donnerwort vom Straf- und Weltgericht Jehovahs, wie seit dem dreißigjährigen Kriege kein Redner

Gottes mehr gesprochen hatte. Dieser dreuende Homilet, der dann 1763 weniger die Segnungen des Friedens begriffte als schänden Mißbrauch des Friedens zur Verfündigung befürchtete, rief trotz einem Propheten des alten Bundes sein Wehe: „O Hamburg! auch für dich hat Gott Ruthen, Heere und Feuerflammen, Erdbeben, Wasserfluthen und tausend andere Mittel, dich zu züchtigen, dich zu verderben, dich zu Grunde zu richten, und ein Adama und Zeboim aus dir zu machen.“ Was den Goezischen Predigten, von denen, außer den nach Hamburger Brauch zuvorgedruckt und verkauften Blättchen „Text,“ eine große Last uns vorliegt, den eigenen Stempel giebt, ist und bleibt im Ganzen doch der furchtbar veraltete Geist des Eisens, der nicht tröstet, sondern schreckt, nicht belehrt, sondern straft und das machtvollste Glaubensmittel, ein herzlich Gebet zu Gott, beständig durch dogmatische Polemik und harte Verwünschung durchkreuzt. Goezes Vortrag, durch äußere Gaben wenig unterstützt, strömt nicht wie Luthers schlichtes und im Herzeleid so unverfäglich mildes Gotteswort aus der Fülle des Gemüths, aber es trachtet lebendig und eindringlich dem ausgesprochenen Stilideale nach: er lehrte gewaltig, daß solche Lehre wie Spieße und Nägel in das Herz der Hörer traf! Nur als häuslicher Jammer den starken Mann beugte und der Verlust zweier heißgeliebter Kinder eine Predigt über elterliche Liebe und Hoffnung weihte, fand Goeze sanftere Töne. Sonst ist er nimmer müde, den Kindern der Welt die Hölle heiß zu machen, Aussichten auf die „erschrockliche Rechenchaft“ am jüngsten Tage zu eröffnen, und den verstockten Sündern, nach allerlei Angriffen mit Centnersteinen, Blitzstrahlen und höllischem Feuer, ein furchtbares „Wehe ihnen auf ihrem Sterbebette! wehe ihnen in der Ewigkeit!“ ins Ohr zu rufen. Im Stil des sechszehnten Jahrhunderts schreit er den bösen Feind an und bestreitet die modernen Bekialsöhne; mit Luther, den er schier abgöttisch als den mit Himmelsmuth ausgerüsteten Nachfolger Christi ehrt, verabscheut und vermaledeit er faule Nachgiebigkeit, damit niemand das zage Herz mit dem Feigenblatt falscher Friedensliebe bedecke. Den Seelenmördern, den rasenden Jesuseinden, den gottlosen Sittenlehrern, frechen Bibelstürmern und Zeitungsschreibern verlegt er den Weg, um trotz dem Unfug einer verfeuchten Gegenwart aus innerster Ueberzeugung zu triumphiren, daß der allerunwiderstehlichste Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion, die Auferstehung des Heilands, das Gift der Gegner zu Schanden mache. Wohl lehrt auch Goeze die Christenpflicht liebevoller Hilfe ohne Unterschied der Confession und die nöthige Erfüllung des Bekenntnisses durch werththätige Uebung, aber nie unterläßt er es dabei laut gegen den neu-modischen Satz zu protestiren: Gott sehe nicht sowohl auf den Glauben als auf Zeichen der Nächstenliebe, nie fehlt die Erläuterung: daß der Mensch die Feinde Jesu als Menschen liebe, doch als die Verfolger Jesu hasse, und daß auch dem tugendhaftesten unbefehrten Heiden das Himmel-

reich verchlossen sei. Wenn er, dessen Bewußtsein der Erbsünde jedes ruhmredige Pochen auf Christentugend abwies, des öfteren den Juden das schlimme Verhalten der Christen zu Gute rechnete, so wollte er doch um alles nicht durch ein Lob Mendelssohns die jüdische Verstocktheit befestigen helfen. Mit dem Unchristen giebt es kein Pactiren; wer nicht für mich ist, der ist wider mich; wer nicht alles glaubt, der glaubt gar nichts — und Goeze betet: „Unsre Seele komme nicht in ihren Rath, und unser Ende sei nicht wie ihr Ende!“ In diesen dunklen Tagen, wo ein ausgemühtes Heidenthum auf den Thron begehre, gelte es einen guten Kampf zu kämpfen, ohne Angst davor, daß die pflichtmäßige Verfechtung der Wahrheit vom Feind aus persönlicher Rachgier hergeleitet werde, ohne falschen Glimpf: denn, so sagt er höchst charakteristisch, „oft können Worte und Handlungen, welche äußerlich das Ansehen einer wirklich feindseligen Begegnung haben, Wirkungen einer wahren Liebe sein, oder wenigstens mit derselben gar wohl bestehen.“ Dergestalt hat der Hauptpastor, so lang er den Athem zog, nicht abgerüstet, im tiefen Gefühl der Pflicht. Den Schwur auf die Symbole, der jedem Geistlichen Hamburgs oblag, wollte er halten und forderte ein Gleiches ohne Abstrich von den Amtsbrüdern und Candidaten Ministerti.

Nicht bloß Kränklichkeit und Tod der Gattin (1774) und nach dem Heimgang dreier Kinder, auch des ältesten zu Leipzig studirenden Sohnes (1767), das Alleinbleiben mit seinem Gottlieb, für den er Münzen sammelte und die reiche Bibelcollection mehrte, entzog ihn den geselligen Zerstreungen. Er war kein Weltkind, als strenger Prediger dem Vergnügen abhold, äußerst mäßig in seinen Bedürfnissen, ein eiserner Arbeiter, der zur Erholung und stillen Meditation seinen vorstädtischen Garten aufsuchte, aber wissenschaftliche Triebe zügelte, um alle Pflichten des Predigers und Apologeten zu erfüllen, bevor die kurze Muße seinen besonderen Neigungen gehörte. Goezes Lebensführung bot auch in den Jahren, wo die Streitschriften wie Schneeflocken wirbelten, keine Blöße; selbst was frecher Klatsch und sinnloses Fabuliren ausheckte, um es weiterhin tratschenden Reisebeschreibern oder gar literarischen Vereinen zur Verbreitung preiszugeben, war dürftig und mit einem Hauche wegzublasen; mußte doch der dreifachste Wigling zuguterletzt dem alten Manne das Zeugniß der Ehrlichkeit zollen.

Hätte Goeze sich mit der mühsamen Verwaltung seiner Aemter begnügt, daneben sein Bibelstudium gepflegt und die allzurache Feder nicht bei jedem nahen und fernen Anlaß alsbald eingetaucht, so würde er in Hamburg das Ansehen eines harten, ehrenfesten Zuchtmeisters und exemplarischen Seniors behauptet, in Deutschland, außer dem gegründeten Ruf des asketischen Populärschriftstellers, auch für seine glückliche Vertheidigung der complutensischen Bibel gegen Semler (1765 f.) und den mit hingebendem Sammeleifer geschaffenen „Versuch einer Historie der niederländische

Bibeln“ (1775) dankbaren Beifall von Fachgenossen und Bibliophilen eingeheimst haben. Aber ihn forderten die Kämpfe des Tages, und sein überaus streitbares Temperament schuf sich Händel auch da, wo gute Hirten ohne jeden Verdacht der Menschenfurcht, ohne jeden Schaden der Kirche schweigend bei Seite treten durften. Auf der ganzen Linie und ohne Waffenstillstand sollte für Altar und Herd des Evangeliums gekämpft werden. Dies Evangelium vertrat Goeze als engstes Lutherisches Vermächtniß. Schon 1766 stemmte er sich dem Gelüft der reformirten Brüder nach Gleichberechtigung entgegen. Wohl mag er den scharfen Eifer der Frühzeit nicht völlig rechtfertigen, aber er stellt die Gegenfrage, ob denn Zwingli und der Genfer Papsi etwa heilige Engel gewesen seien, erstreckt seine unionsfeindliche Polemik ungerufen bis nach Worms hin, schießt ein Schutz- und Trutzbündniß mit der Orthodorie zu Frankfurt, schießt auch ein handfestes Andachtsbuch mit geharnischter Widmung in die Goethestadt, und blieb in Wort und Schrift bis an sein Ende der unentwegte Thürhüter gegen die Reformirten, die sich wirklich erst 1785 in Hamburg die Parität eroberten. Die paulinische Mahnung „Lasset uns Gutes thun an jedermann, sonderlich aber an des Glaubens Genossen“ faßte Goeze so eng, daß gelegentliche Verpönung das abscheulichen Religionshasses allenthalben überschrieben wird durch Kreuzpredigten gegen die Andersgläubigen und und den unseligen Bruderzwist im Hause der Reformation. Denn freisinnige Wallungen hat Goezes Geblüt nur, wo er etwa den Katholiken ihr Sündenregister von den Autodafés bis zum Justizmorde des Jean Calas empört zu Gemüthe führt, hier einmal Arm in Arm mit dem Teufelskinde Voltaire. Die großen und kleinen Fragen der Orthodorie, alte und neueste, endlich die Ehe mit der Frauen Schwester setzen seinen Kiel zu Protesten, Replikten, Duplikten in Bewegung. Und das letzte Wort mußte ihm bleiben. Der Neologie, der zerstörenden Kritik, den Klogianern und Berlinern wirft er sich entgegen und schreibt seinen Namen in die Actenstücke eines theologischen Processes gegen die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Wie die Asche des friedfertigen Melanchthon vor diesem Epigonen keine Ruhe hat, so muß die sanfte Heterodorie des Göttinger Lehr von ihm festgenagelt werden. Der Theaterfeind drückt auch unter sittenrichterliche Ausfälle gegen den „Werther“ sein Siegel und setzt sie fort und wiederholt das Anathema über das Giftbuch, die Mißgeburt der Finsterniß, die höllische Anpreisung des Selbstmordes noch spät, als die Bereinigung der Jugend vom Wertherfieber seine anfangs einigermaßen begreifliche Entrüstung und seine unästhetische Cur längst überflüssig gemacht hatte; sowie er, bloß in Gellert und Lessing etwas genauer eingesehen und dem frommen Haller aufrichtig zugethan, in den anstößigeren leidenschaftlichen Wirren der „Stella“ nur eine Einladung zur Bigamie erblickten konnte.

Goezes erste Feldzüge, gegen benachbarte und fernere Neologisten,

sind seine glücklichsten und rühmlichsten, wieviel Haß und Schimpf sie ihm auch zuzogen. Seit 1760 Senator des Ministeriums, durfte er es nicht gelassen mit ansehn, wie der läppische Basedow im nahen Altona mit seiner leichtfertigen Umsturztheologie auch die Schulen zu erfassen drohte, ein polternder Feind der Taufe und Trinität; obwohl Goezes „väterliches“ Pastoral schreiben die Gefahr gleich so schwarz malte, als sei Hamburg im Nu ein gottloses Sodom geworden. Er schrieb und predigte 1764 gegen die neuschichtige Pädagogik, welche die religiöse Bildung der Kinder vertagen und verwischen wollte, kaum ahnend, daß er als Bestreiter Basedows eine Reihe Lessing'scher Literaturbriefe in anderer Ton- und Sinnesart fortsetze. Ihm secundirte von Mohrungen her jener verhaßte Stodtmeister des jungen Herber, Trescho; und ohne nähere Einsicht in die Acten fiel die journalistische Miliz der Aufklärung über beide her, wobei sie auch Ziegler, den Herausgeber der Hamburgischen „Freiwilligen Beiträge“, der sogenannten schwarzen Zeitung, nicht verschonte. Durch das ganze gelehrte und halbgelehrte Deutschland erscholl das lateinische Verspaar:

Alles in Hamburg erfüllt mit seinem Gezeter der Goeze,
Donnert mit heiserer Stimm', es dröhnet der Thurm und die Kirche.

Und Abbt, der später ein Denkmal von Herbers Hand verdiente, ließ sich 1766 zu einem Pamphlet verleiten: „Erfreuliche Nachricht von einem in Hamburg bald zu haltenden Inquisitionsgericht und dem inzwischen in effigie zu haltenden lutherischen Autodafé.“ In diesem kacken Zerrbild hielt es einer unserer vornehmsten Prosaisker für keinen Raub, nach possenhafter Ausmalung der fingirten Execution, des brandlustigen Seniors „fette Wange“ dem nichtsnutzigen Pasquin Hamburgs preiszugeben, Dreyer, der sich in frechen Versen gern an Goeze rieb. Wer nun Goezes einschlägige Predigten und die wuchtige Abwehr einer Basedowschen Schutzschrift kennt, der weiß, daß diese sehr lebhafteste Polemik zwar klogig, aber nicht inquisitorisch geführt ist. Aber der Ruf „lutherisches Autodafé“ schlug durch — denn wer wollte nicht einstimmen in die Abwehr aller Kegerrichter? Wie maß- und würdelos Basedow, dem gegen die Pfaffen jedes Mittel recht schien, eine wahre Hezjagd für die Toleranz betrieb, dem fragte im Heerlager der Lichtfreunde fast Niemand nach und die „Christ-herzliche Dankjagung“ eines frommen Anonymus verklang ungehört. Goeze selbst sprach dann gelassen über Abbt und betheuerte, ihm werde durch solche Unbill kein Blutstropfen gekränkt, kein Stündlein Schlaf gestört. Der Vergleich aber mit den spanischen Mordbrennern war eingebürgert, und noch 1784 tummelte Cranz, diesmal zum großen Aerger des in seiner Geduld erschöpften Goeze, das fahle Pferd, wie denn überhaupt die ewigen Wiederholungen in Goezes Schriftenmuff durch die abgedroschenen Redensarten seiner Gegner wett gemacht werden.

In Abbt's „Erfreulicher Nachricht“ erschien der widerwärtige C. F. Bahrdt noch als Büttel der Orthodoxie. Dieser Wildling sollte, nachdem

er sich aus frommem Puppenstand mit den „Neuesten Offenbarungen Gottes“ zur ödesten Neologie aufgeschwungen hatte, in Goeze seinen Mann finden. Sicherlich war es gescheiter, dem Schwäzer, der da erfunden klug: die Bibel sei ein schlechtes Buch, ein paar Jagdhiebe aufzumessen, wie sie Goethes köstlicher Prolog auf den breiten Rücken des Gießener Professors und Dr. theol. niederfallen ließ — Goeze konnte dergleichen nicht humoristisch nehmen und den geschmacklosen Testamentsfälscher auslachen, sondern ging 1773 der Spottgeburt ingrimmig zu Leibe mit dem „Beweis, daß die Wahrdtische Verdeutschung des Neuen Testaments keine Uebersetzung, sondern eine vorseßliche Verfälschung und frevelhafte Schändung der Worte des lebendigen Gottes sey, aus dem Augenscheine geführt.“ Erst scheidet er ruhig die unfreiwilligen Irrthümer eines Dolmetsch von dem „schrecklichsten“ crimen falsi, dann feiert er in hohem Ton seinen Lutherus, der zwar nicht aus unmittelbarer Inspiration, doch unter besonderem Beistand des heiligen Geistes gearbeitet habe. Hier spricht Goeze ganz vortrefflich über das in Kleinigkeiten fehlerhafte, als Ganzes unantastbare Bibelwerk des Reformators, von dem modische Witzlinge die Hand lassen möchten, und beleuchtet den Segen, daß Luthers Bibel nicht in jeder neuen Epoche umgegossen worden sei. Der „dolkühne Gießische Schriftverderber“ wird darauf derb abgefertigt von einem sehr bibelfesten Diener am Wort, der sein Lutherisches „Selig sind, die da Leid tragen“ nicht vertauschen wollte gegen das neue Gewäsch „Wol denen, welche die süßen Melancholien der Tugend den rauschenden Freuden des Lasters vorziehen“, das „Himmelreich“ nicht gegen die „Religionsocietät“, das „Hosiannah in der Höhe“ nicht gegen den Toast „Er lebe! er lebe“ („Mich wundert, daß er nicht Vivat! Vivat hoch! übersezt hat“). Ihm mußte die neu entdeckte „Grazie“ Jesu viel ärgerlicher sein als die von ihm anderswo, im stillen Hinblick auf Klopstock getadelte dichterische Vorstellung des jugendhaften Jesus oder der Herrnhuter Kultus des Bruder Lamm, den er schweigend ablehnte, weil er den ehrlichen Glauben der Pietisten trotz alledem nicht bekriegen wollte. Wahrdt's „täppisches Modernisiren“, Wahrdt's „galante Bibel“ verbiente die Züchtigung. Freilich nimmt Goeze den Mund gegen „unsre zum Theil erbärmlich schönen Geister“ zu voll und den zuchtlosen Gesellen, den er so verachtet, doch wieder viel zu ernst, indem er ihn zornig nicht bloß mit dem „groben Irrgeist“ Damm, sondern auch mit den alten Socinianern zusammenspannt, Wahrdt's kirchengeschichtliche Irrgänge eingehend verfolgt, seine bösen Leipziger Abenteuer straft — das aber steht außer Zweifel, daß Goeze hier in gerechtem Streit einem unwürdigen und unverschämten Schwarmgeist den Fuß in den Nacken gesetzt hat. Bedenklicher ist schon wegen ihrer Consequenzen die Wendung zur Obrigkeit: mit Abdruck alter landesherrlicher Mandate gegen den Wertheimer Schmidt ruft Goeze die Häupter der Christenheit auf gegen den „allerverwegensten Falsarium, dergleichen noch nie in der Kirche

aufgestanden“, wie „sie ehemals die Vermegenheit des Wertheimischen Uebersetzers zu dämpfen nöthig fanden, der doch nur ein bloßer Studiosus und kein mit einem vielfachen feierlichen Eide auf die heilige Schrift und auf die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche verpflichteter Doctor, Professor und Prediger war“. Bahrdt aber, in seinen Frankfurter gelehrten Anzeigen, spuckte aus vor dem Manne, der aus einem ungeschickten Marktschreier ein vermegener Boots knecht geworden sei.

Dieser Waffengang fällt zwischen die beiden einheimischen Streitigkeiten, die nicht nur in Hamburg Goezes Machtstellung empfindlich schmälerten und seinen Anhang lichteteten, sondern auch den von Basedom her übel berufenen Pastor für ganz Deutschland zum typischen Dunkelmann, zum „Papst Hammoniens“ stempelten, wie ihn Klamer Schmidts sonst so stumpfe Hendekasyllaben 1773 mit einem jubelnd aufgenommenen Stichnamen taufte.

Goeze besaß seit dem ersten Jahr einen recht ungleichen Amtsbruder an dem Hannoveraner Julius Gustav Alberti, der als Mann der liberalen Gruppe mit diesem Hauptpastor unmöglich lang an einem Strange ziehen konnte. Bald wurden denn auch die Morgen- und Nachmittagspredigten in St. Katharinen ein geistliches Duell, unter dem alle Kirchenzucht litt. Der schwälende oder offen auflobernde Zwist der Führer spaltete die Gemeinde, die mündliche Erörterung für und wider artete in Verhezung durch Artikel und Scharfesen aus, aller Augen waren auf Goezes Kirche gerichtet, Berufene und Unerufene warfen ihr Urtheil in die Waagschale. Schon in Erscheinung und Lebensführung prägte sich der Contrast beider Prediger aus. War der kerngesunde und wohlbeliebte Goeze, obgleich er dann und wann gern einen Gast bewirthete und zu Zeiten auch einmal eine Schnurre zum Besten gab, priesterlich streng, einsam und humorlos, so schien Alberti, an dem die Schwindsucht zehrte, mit dem Talar alles geistliche Wesen abzustreifen, um in das berühmte Ergo bibamus seines Freundes Basedom einzustimmen; keineswegs ein lieberlicher Schlemmer und Kartenknecht, wie eine dem Bloß verfallene Schandschrift es mit abscheulichen Lügen und Flüchen ausmalt, aber ein jovialer Tischgenosse, der ein Spielchen nicht für Sünde hielt, in lustiger Gesellschaft gern seiner Kränklichkeit und der Sorgen um die Jahr für Jahr wachsende Familie vergaß und zwischen Gesprächen, worin eine reiche Bildung hervortrat, die übermüthigsten Pöffen trieb. Seinen losen Mund ließ Alberti unvorsichtig laufen, so daß er einmal auch Klopstocks Freundschaft verächtzte und mit der ihm eigenen Virtuosität im urwüchsigen Platt lieferte er leichtsinnig das Satyrspiel zum kirchlichen Kampf gegen den Hauptpastor. Wenn er ein Meister der Mimiik, Goezes gurgelnden Ton beim Vortrag des Hamburgischen Bußgebetes parodirte, bewies er zugleich, daß ihn im Grunde der äußere Hauptanlaß ihres Habers wenig ansocht, während Goeze mit heiligen Eifer bei der Sache war.

Dieses seit siebzig Jahren regelmäßig verlesene Bußgebet aus dem 79. Psalm, „Schütte deinen Grimm auf die Heiden, die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen“ u. s. w., war besonders durch seine rohe Vorstellung des rächenden Gottes allen Liberalen ein Dorn im Auge. Alberti unterschlug es. Goeze druckte dagegen eine „Richtige Erklärung“ aus dem Zusammenhang der Schrift, der doch den Anhörern dieses jüdischen Kriegsgeschreis nicht gegenwärtig war, und wollte den kräftigen Spruch, als eine eigentliche christliche Fürbitte für Heiden, Türken, Juden, laue Christen, der Gemeinde nimmer rauben lassen: man habe vielmehr die höchste Ursach und Verbindlichkeit auch ferner also um Gottes heilsamen Zorn zu beten, nicht wider die schuldlosen Afrikaner und Indianer, wohl aber gegen Jehovahs Feinde, z. B. den katholischen Verfolgungsgeist. So erblickt Goeze im Fall des Jesuitenordens eine sichtbare Erhörung dieses vom heiligen Geiste dictirten Gebetes. Dagegen veröffentlichte Alberti, anonym als „ein Freund des vernünftigen Gottesdienstes“, eine gesinnungstüchtige, aber schriftstellerisch schwache „Freimüthige Prüfung“, worin er zur Duldung und Milde mahnt und betont, daß man nach dieser Verwandlung der Heiden in Katholiken und nach Goezes sonstigen Reden auch die Reformirten in das Bußgebet einbeziehen müsse. Hatte Goeze die neusüchtigen Prediger an ihre Eidespflicht erinnert, so trat nun Alberti für das fortschrittliche Princip des Protestantismus ein, das doch mit Luther nicht erschöpft sei. Der Handel kam, indem auch eine Beschwerde des kaiserlichen Gesandten wegen Schmähung der katholischen Kirche einlief, vor den Senat, dessen kluger Spruch allen Theilen gerecht ward, da man zwar den frommen Wunsch beibehielt, ihn aber durch einen erläuternden Zusatz klar stellte und milderte. Von den befragten Facultäten hatte Göttingen gegen, Wittenberg und Altdorf für Goeze gestimmt, dem 1770 auch Consistorialrath Jacobi von Celle, ein Oheim des Dichters und des Philosophen, mit wunderbaren Vergleichen zwischen dem fluchenden Vetter und einem frommen Kanonier beisprang. Goeze, von der weltlichen Behörde, wie er fühlte, im Stich gelassen, legte nun als ein Mann von starrer Consequenz nach zehnjähriger, vielfach musterhafter Verwaltung das Seniorat nieder und fröhnte mit voller, erbitterter Kraft der, wie Alberti einmal sagt, „alten bekannten, und sehr löblichen Gewohnheit die Kanzel zum Schauplatz seiner Kriege zu machen.“ Schon 1768 hatte er sich öffentlich die Behauptung verbeten, man habe ihn zu Tode recensirt, da er doch nach Gottes Vorschrift und mit Gottes Beistand die Wahrheit vertheidigen werde, „so lange ich Mund und Feder gebrauchen kann.“

Als daher Alberti sich zum Apostel der Toleranz in Hamburg aufwarf, den Hauptpastor durch Predigten über Eintracht und Lästerucht sowie durch Reclame für aufklärerische Schriften „Vom falschen Religionseifer“ herausforderte und paulinisch mahnend: „Alle Bitterkeit und Grimm und Geschrei laßt ferne von euch sein“, mit dem Zeigefinger auf Goeze hin-

deutete, als er an der Hand Semlers Wesentliches und Unwesentliches in der Bibel schieb und Köhlerglauben sammt Verfolgungsgeist aus der Kirche wies, da erfuhr er einmal über das andre, „daß dem Feinde Goezes der Keger am Halse sitzt, ehe man sich's versteht“. Goezes „Predigt von dem wahren und falschen Frieden“ griff weit zurück in die Zeiten des unvergessenen Wagner, seines gottseligen Vorfahren im Seniorate; sie führte wiederum den Basjedowschen Hagelschlag vorüber und schwor auf die apostolische Berufung „Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi.“ Die von Paulus geforderte Einigkeit im Geist beruhe im rechten alleinigen Glauben, und die nicht orthodoxen Prediger, mit ihrer verderblichen Toleranz gegen die Reformirten als unsere protestantischen Glaubensbrüder, seien Wölfe im Schafskleid, „welchen man muß das Maul stopfen.“ Daß Alberti gar, in einer auch Lessing wenig amuthenden Weise, wie einst die Reimariſch-Basjedowsche Partei den alten Katechismus bei Seite schieben wollte durch eine neue „Anleitung zum Gespräch über die Religion“, schlug dem Faß den Boden aus. Sein Buch, nicht kalt und nicht warm, bemüht den nöthigen Schein der Orthodogie zu wahren und sich doch an Trinität und Gottheit Jesu schweigſam vorbeizuschleichen, mußte einen herzhafteſten Orthodoxen in Harnisch bringen. „Sehet zu, daß euch niemand verführe!“ rief Goeze seinen Pfarrkindern zu. Wenn er jetzt die alte Lehre verfocht gegen eine gewisse neue Schrift, bedurfte es keines Namens, damit jedermann sagte: heut hat er's dem Alberti wieder tüchtig gegeben. „Ermunterungsſchreiben“ an Goeze, „welcher des Herrn Kriege führet,“ aber auch an Alberti, eine „Gewissensrüge für den Sünder“, der Goeze den händelsüchtigſten Mann in der ganzen Christenheit schalt, eine offene „Frage“ an verkappte Feinde Albertis, ernſte Bedenken, Prüfungen Albertischer Rechtgläubigkeit, aufgewärmte Anekdoten von prophetischen Warnungen des ſel. Gottesmannes und lauterer Katecheten Wagner vor dem Neuling Alberti, gemeine Schmähungen nach links und rechts ergoffen ſich in wüſtem Schwall über Hamburg und Altona. Albertis freimüthiger Saß, lieber wolle er in zwanzig Lehrpunkten irren, als durch ſeinen Lebenswandel ein einziges Laſter predigen, löſte dem Privatplatz vollends die Zunge. Das galt als äußerſte Verwegenheit eines antichriſtlichen Wütherichs und reizte gelehrige Jünger, im Tone des Meisters einen ſiechen Mann zeternd an das letzte Stündlein und Gericht zu mahnen. Gewiß war Schuld und Unmaß auf beiden Seiten anzutreffen, und die über die Graufamkeit der Goeziſchen Secte gegen den franken Aufklärer ſich ſo laut empörten, haben ihrerſeits Goezes in den Tagen, da er ſeinen Sohn beweinte, nicht geſchont.

Im Streit über das Bußgebet warf ſich Lessing ſchalkhaft gegen Alberti zum „distinguirenden“ Vertheidiger des Segens und des Fluches auf und ſchrieb, um die Wette zu gewinnen, raſch ein humoristiſches Meistersstück im Stil ſeines geliebten Lorenz Sterne, das in ein paar Exemplaren gedruckt wurde, uns aber nur durch Nicolais lebendige Nach-

erzählung bekannt ist: „Eine Predigt über zwei Texte, über Psalm 79, 6: Schütte deinen Grimm über die Heiden u. s. w., und über Math. 22, 39: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, von Yorick. Aus dem Englischen übersezt.“ Die Einleitung berichtete, daß Oberst Shandy und Corporal Trim auf einem Spaziergang einen elenden Krüppel in französischer Uniform trafen, dem der Oberst eine reichliche Spende, Trim jedoch einen Penny gab mit den Worten French dog! Der Oberst mahnt: es ist ein Mensch, kein Hund, und Trim giebt einen zweiten Penny, er giebt einen dritten, vierten, endlich die ganze Baarschaft, als sein Herr ihm den Soldaten, den tapfern Invaliden, den braven Gatten und Vater zeigt und sagt jedesmal sein French dog! Das letzte Mal leise, mit thranendem Auge. So erzählt Shandy zu Hause, und Yorick sieht, daß Trim zwar die ganze feindliche Nation haßt, aber jedes liebenswerthe Individuum aus dieser Nation liebt. Darauf schreibt Yorick seine Predigt über zwei Texte, voll Laune und Humanität, Scharfsinn und Güte; ihr Verlust ist nicht genug zu beklagen.

Als „Butenmensch“ griff Claudius, schelmisch im Ton, ernsthaft in der Sache, gegen Goeze ein: der Geist der Religion wohne nicht in den Schalen der Dogmatik, für die religiöse Besserung der Kinderherzen sei der simpelpste und kräftigste Trank aus der Quelle, ohne den Unrath am Eimer, der beste. Er war damals noch nicht in St. Martinsche Nebel verirrt und ließ seinen „Wandsbeckers Boten“ den ihm angebotenen Pasquillantengang nicht thun, vielmehr gerieth 1772 eine daselbst veröffentlichte Correspondenz zwischen dem Druckherrn Bode und dem allzu rührigen Goeze keineswegs zum Vortheil des Hauptpastors. Sein „Text“, eine Rettung des Satans gegen Alberti, blieb confiscirt. Der Senat, des langen Habers müde, beobachtete allen beweglichen Klagen Goezes zum Troß die Politik des Schweigens. Und Alberti that seinem Amtsbruder vor der Welt den größten Tort, indem er am 30. März 1772 starb. Am offenen Grabe gleichsam wurde fortgerauft. Die alten schwächlichen Ritter aus dem Theaterstreit verherrlichten den Todten als idealen Märtyrer und stichelten auf Goeze, der, beinahe während die Glocken zu Albertis Begräbniß läuteten, die Irrlehren des Entschlafenen mit ungedämpfter Heftigkeit bestritt: der Mann war dahin, aber sein Gift fraß fort an den Seelen.

Tantaene animis caelestibus irae? fragte die öffentliche Stimme diesen unbeugsamen Todtenrichter; ja, wer schlechterdings nicht glauben wollte, daß Christi Wort einst Leichen belebt habe, glaubte gern den in raschen Umlauf gesetzten anlagenden Mythos, daß Goezes wüthige Kanzelrede eine tödtliche Wirkung in die Ferne hauchen könne. Nicht auf den so berechtigten Vorwurf lieb- und friedloser Härte beschränkte man sich, sondern „Den hat Goeze auf dem Gewissen!“ wurde geraunt und gerufen, obwohl Alberti längst ein vom Tode gezeichneter Mann gewesen war. Als dann 1776 der Hauptpastor an St. Petri, Friederici, der ähnlich wie

Alberti ohne Farbe zu bekennen freiere Ansichten über die Gottheit und das Leiden Jesu verlausulirte, geraume Zeit nach Goezes selbstverständlich gegen solche „Babelnischen Irrsate“ nicht ausgebliebenem Donnerwetter das Zeitliche segnete, als häßliche Rundgebungen, bis in die Gotteshäuser hinein, und journalistische Raubhalgereien auch bei diesem traurigen Anlaß nur das Eine bewiesen: daß Goeze eben noch der alte war, da beklagte die öffentliche Meinung in Friederici das zweite Opfer der mörderischen Inquisition.

Vom Senat als ewiger Ruhestörer aufgegeben, im geistlichen Ministerium von Jahr zu Jahr ohnmächtiger, so manches Anhängers in der Gemeinde beraubt, ja selbst mit seinem duldsameren Bruder, dem Luedlinburger Hoßdiakonus, zerfallen, verlor Goeze keinen Augenblick das trotzige Bewußtsein einen guten Kampf zu kämpfen. Er stand allein, aber aufrecht, als er später den Liebling Hamburgs, Pastor Sturm, wegen leichter aufklärerischer Wallungen in Predigentwürfen, vor seinen Stuhl forderte. Die alten Bayrdschen Wiße („Herr Goeze ist kein Kirchenvater; seine Betrachtungen“ sind keine norma fidei“) hatten ihn nicht angefochten, die neuen Angriffe nahm er hin im Gefühl des Gerechten, der viel leiden muß. Erst in der allerletzten Zeit seines kriegerischen Erdenlaufes macht sich hie und da eine Ermüdung bemerklich. Ihm, der zwei freisinnige, vom Ruf verklärte Geistliche zu Tode gepredigt haben sollte, wie die landläufige Formel lautete, reimten schon bei Lebzeiten anonyme Spötter die schöndesten Epicedien. Derlei fand gleich den gemeinen Flugblättern, die 1786 auf seine Wahre fielen, keine weitere Beachtung; nur Göttingks „Grabschrift auf den orthodoxen ****“

Der Papst H[ammonia]s liegt unter diesem Stein.
Im Himmel wird er Sokrates, den Heiden,
So wenig als den Keger A[berti] leiden.
Giebt Gott ihm keinen Himmel allein,
So wissen wir nicht, wo er wird bleiben.

ging seit dem September 1779 von Mund zu Mund, und Goeze wurde den alten Kl. Schmidt'schen Titel nicht mehr los. Er selbst hängte die Grabschrift niedriger, indem er sie im „Reichspostreuter“ mit Ergänzung der Namen aus dem Musenalmanach abdruckte und vor Aergerniß warnend ironisch sagte, es werde ihn freuen im Himmel auch Sokrates und Alberti zu finden, endlich aber mit lutherischen Wendungen erklärte: „Ich Johann Melchior Goeze, nicht Pabst, sondern Diener des göttlichen Wortes in Hamburg, bekenne und zeuge mit dieser Schrift, daß ich diese läppische Grabschrift fast gern und fröhlich gelesen habe, doch aber die Verstäudigung beklage, deren sich der Verfasser, die Herausgeber und der Verleger damit schuldig gemacht haben. Es thut mir sanft auf der rechten Kniekehle und linken Ferse, daß meine Feinde, Verfolger und Lasterer nichts anders, als solche handgreifliche Lügen von mir auszusprengen wissen. Gott be-

lehre sie". Immer von neuem bemächtigte sich die Caricatur seiner als eines Typus, im Süden wie im protestantischen Norden. Dort travestirte ihn Blumauers niedriger Witz als den Pfaffen, der die Weihrede über das unheilchwangre trojanische Pferd spricht; hier mußte er in Nicolais „Sehaldus Nothanker“ 1773 als Ehren-Stauzius am Pranger stehn, und mit überhitztem satirischem Pathos hielt 1784 Friedrich Leopold Stolberg, noch kein Unfreier, im neunten Stück seiner jugendlich kampfesfrohen „Jamben“ 1784 Gericht über „Die Schafpelze“, sicherlich zur lebhaften Genugthuung Bossens, der als Candidat auch dem Ehren-Goeze hatte hofiren müssen. „Zu Katharinens Kirche laß uns gehn“, so fordert der Graf seinen Begleiter auf; der aber wendet sich mit Grausen und trägt noch einmal Goezes Fluchgebet und Doppelmord voll flammender Ent-rüstung vor:

„Kennst“ du den argen Pfaffen nicht?
 Den Gözen seines Böbels, der die Stadt
 Mit bitterm Hefen seines Gallenkels,
 Zur Ehre Gottes, wie er heuchelt, tränkt?
 Zween fromme, weise Männer, seines Amts
 Genossen, hat er frömmelnd angezißt,
 Und wütend angebrüllet, bis zuletzt
 Sein Drachengift in ihre Wunden floß,
 Und einer nach dem andern schwindend starb.
 Wie strömt's ihm von der Quelle wenn er sieht:
 Herr schütte auf die Heiden deinen Grimm,
 Und auf die Nazionen, welche dich
 Nicht kennen!“ So? ist das der Ehrenmann,
 Der wo ein Leuchter der Gemeinden strahlt,
 Die Brandkloß Zions läutend, Feuer! ruft?
 Nun denn, zur Lieben Frauen laß uns gehn!“

In diesem Licht erblickte selbst ein norddeutscher Adeligler von angestammter Frömmigkeit den unermüdlchen Eiferer.

Wir haben vorgegriffen; aber die heiße Fehde mit Lessing konnte weder Goezes Streitleust brechen, noch seinen alten Ruf als orthodoxer Klopffechter und allzeit fertiger Correspondent „von Todesstunden und jüngstem Gericht“ verschlimmern. Sie hat ihn unsferblich gemacht. Er ist ein Typus der crassesten und verfolgungssüchtigsten Orthodorie, sein Name, wie Gervinus sagt, ein Schandname geworden, und ein solches durch Mißbrauch der großen „Anti-Goezen“ auch den flachsten Freigeistern eingepprägtes Urtheil mag unausrottbar sein; es mag, eben weil der vor-längst Begrabene nicht als Individuum, sondern als Repräsentant einer verhassten bildungsfeindlichen Richtung fortgenannt und selbst von Eingeweihteren nur in den vernichtenden Streitschriften des Meisters aller deutschen Polemik seit Luther angeschaut wird, jedes Versuch einer „Rettung“ spotten — so hat doch die Wissenschaft die Pflicht, das Schwert des

Polemikers mit der Wage des Historikers zu vertauschen und, ohne in Fragen, wo es Farbe bekennen heißt, eine blutlose Unparteilichkeit aufzustecken, den Unterschied zwischen einem darstellenden Rückblick und einem Todschlag zu wahren. Es ist gar zu wohlfeil, dem alten Goeze nochmals all die starken Worte seiner einstigen Gegner, des gewaltigsten voran, ins Grab zu rufen, aber es war andererseits ein Irrthum, wenn der hochverdiente Köpfe als treuer und kundiger Sachwalter Goezes, statt für mildernde Umstände zu plaidiren, den verlorenen Proceß gründlich umstoßen zu können meinte. Für uns ist er entschieden, das Goezische Lutherthum hat abgehauft.





Zwei Gedichte.

Uebertragen von

Sigmar Mehring.

— Berlin. —

I.

Die Dschinns.

(Von Victor Hugo.)

Wall, Hafen
Und Stadt, —
All' schlafen,
Und glatt
Zerschellen
Die Wellen,
Sie schwellen
Nur matt.

Und ein Tönen
fern erwacht,
Banges Stöhnen
Ist's der Nacht.
Erde zittert
Angsterschüttert,
Denn sie wittert
Böse Macht.

Ein Geisterflüstern
Berührt das Ohr.
Es taucht im Düstern
Ein Zwerg empor.

Die Fluth bezwingt er
Und überspringt er,
Auf Wogen schwingt er
Sich mähtlich vor.

Tiefe Bässe brammen!
Echo trägt es fort.
Dumppf, wie Glockensummen
An verwunsch'nem Ort, —
Wie der Menge Surren,
Wie des Pöbels Knurren,
Das mit wirrem Murren
Tödtet jedes Wort.

Das sind die Grabesstimmen
Der Dschinns! — O welch' ein Graus!
Entschießt! Entschießt dem schlimmen
Gezücht! Ins Kellerhaus!
Daß keiner Zeit verscherze!
Denn schon verlischt die Kerze,
Des Schattens frost'ge Schwärze
Dehnt sich gespenstisch aus.

Seht ihr, wie sich's wirbelnd, rasselnd,
Schemenhaft heranbewegt.
Horch! der Tagus wird wie prasselnd'
Dürholz splitternd fortgesetzt.
Durch das Grausen, durch das nächt'ge,
Wächst die Horde, die verdächt'ge,
Wie die fahle, unheilträcht'ge
Wolke, die den Jünder trägt.

Da sind sie! Laßt uns Allah loben,
Daß uns beschützt dies Erdgeschloß.
Welch' ein Getös! Welch' wüthig' Toben
Von dieser Drachen ekkem Troß!
Des Siebels Balken muß sich biegen,
Wie Halme, die im Winde fliegen.
Es knarren Täfelung und Stiegen,
Am Chore klist das rost'ge Schloß.

Ein Höllenlärm! Dies Heulen und Ge-
zeter!
Weh' uns! Jetzt trifft der Polsterschlag
auf's Dach!
Das dröhnt! Erbarme dich, Gott meiner
Väter!
Dem Schreckheer weicht das Meer selbst
willensschwach.
Es ächzt der Bau in allen Balkenlagen.
Das Haus scheint wie vom Sturme fort-
getragen,
Als sollt' es stracks in wilden Strudel
jagen.
Und wieder donnert jählings Krach auf
Krach.

O Muhamed! Laß der Dämonen
Anglänb'ge Schaar vorüberzieh'n.
Mit heil'gem Eifer will ich's lohnen,
An deinem Grabe will ich knie'n.
Sieh, daß der Spul mich nicht bedränge,
Daß mich der Bluthauch nicht versenge.
Laß mich der Tollwuth ihrer Fänge,
Laß ihren Krallen mich entflieh'n.

Ah! Sie wenden! Und're Wege
Nimmt der Rotte Sturmgebräus.
Schwächer wird die Wucht der Schläge
Gegen das bedrohte Haus.

Wie sie klistrend, kreischend weichen
Und am Forst vorüberstreichen,
Wanken selbst die stolzen Eichen
Vor dem satanstillen Saus.

Noch rauscht es her, verschwommen,
Wie aus entleg'ner Welt.
Will's geh'n, — will's wiederkommen?
Es wogt und kämpft im Feld,
Wie Zirpen schwirrt's, von großen
Heuschrecken ausgestoßen,
Wie Hagel, der in Schloßen
Auf's Zinddach niederfällt.

Fremde Laute hallen,
Weit uns zugesandt,
Wie ein Hörnerschallen
Von Arabiens Land.
Wie ein seltsam' Singen
Will es zu uns dringen, —
Traumverlorenes Klingen,
Das im Traum uns bannet.

Die Dschinns, der Oede
Loddüst'res Heer,
Zieh'n wild und schände
In Nacht daher.
Es ist ihr Grollen
Wie Wellenrollen
Im unruhvollen
Tiefinnern Meer.

Auch das Gelle
Sänftigt sich,
Wie die Welle
formlos wich, —
Wie die leise
Seufzerweise,
Dem zum Preise,
Der verblich.

Und droben
Kein Schall!
Zerstoben
Der Schwall.
So gehen
Ideen,
Verwehen
Im All.

II.

Die Befehrer.

(Nach Béranger.)

Der Satan sprach zu seinem Troß:
Gefahr droht unserm Stamme.
Seit sich des Geistes Licht erschloß,
Verlösch't des Lasters Flamme.
Also wird zu unserm Heil
Diese Botschaft euch zu Theil:

Lehrt uns're Art zu beten!
Facht an! facht an mit Dämons wuth,
Die Lichter ausgetreten!
Und neu geschürt die Gluth!

Scheinheil'ig pilgert durch das Land
Und zeigt euch fromm vor Allen.
Fein säuberlich im Messgewand
Versteckt die Teufelskrallen.
Schwöret zur Dreieinigkeit,
Während ihr das Kreuz entweicht.

Setzt neue Wunder in die Welt,
Wenn's nicht der Himmel hindert.
Verheert mit Hagelschlag das Feld,
Daß sich die Ernte mindert.
Schiebt es einem Heil'gen zu,
Daß sein Jörn die Wirkung thu'!

Lehrt uns're Art zu beten.
Facht an, facht an mit Dämons wuth. —
Die Lichter ausgetreten!
Und neu geschürt die Gluth!

Vertreibt die Mimen, und maskirt
Laßt nur die Priester schauen.
Wer Freiheit sucht, den ruinirt,
Und bringt zu Fall die Frauen.
Wascht die Sünder, groß und klein,
Mit geweihtem Wasser rein.

Und heßt, umschlossen vom Cäsar,
Die Mitra auf die Krone:
Der Thron gebet nicht dem Altar,
Doch der Altar dem Throne.
Und das Volk regieren darf,
Nur, wer uns sich unterwarf.

Und wieder soll Intoleranz
Ihr altes Recht erkaufen.
Es hat der Freigeist noch nicht ganz
Zerstört die Scheiterhaufen.
Mancher Philosoph sogar
Nimmt schon Brandgerüche wahr.

Lehrt uns're Art zu beten.
Facht an, facht an mit Dämons wuth. —
Die Lichter ausgetreten!
Und neu geschürt die Gluth!
— — Der Satan geht nach dem Erlaß
Die Lande zu befehren.
Den Wissenschaften tiefster Haß!
Der Dummheit alle Ehren!
Nacht wird's, und der Holzstoß kocht,
Den das Muckervolk umjohlt. — —





Grillparzer und Beethoven.

Von

Alfr. Chr. Kalischer.

— Berlin. —

I.

Eine eingehende Darstellung der ebenso mannigfachen als interessanten Beziehungen zwischen den zwei hochedlen Sängern Grillparzer und Beethoven erscheint aus mehreren Gründen geboten. Das wichtigste Motiv dazu dürften die zahlreichen Aufzeichnungen bilden, die in den Beethoven'schen Conversationsheften über diesen Verkehr enthalten sind. Klar und deutlich treten hierbei freilich nur Grillparzer's Ideen über die verschwisterten Künste Poesie und Musik hervor, weil er ja, wie alle Beethovenbesucher, allein schrieb, während der Tonmeister seine Entgegnungen mündlich vortrug. Und von diesen in vieler Beziehung für Literatur- wie Musikfreunde gleicherweise lehrreichen Aufzeichnungen ist von einem Grillparzer- oder von einem Beethovenforscher kaum etwas von Belang veröffentlicht worden.

Mit diesem Motive hängt ein zweites zusammen. Grillparzer hat selbst lange nach Beethoven's Tode seine „Erinnerungen an Beethoven“ veröffentlicht, die zum Theil Ungenaues, Seltsames enthalten; all dieses läßt sich besonders auf Grund jener Notizen in Beethoven's Conversationsheften in Ordnung bringen. Weitere Beweggründe werden sich aus dem Folgenden von selbst ergeben. —

Um den Enthusiasmus und die hohe Verehrung Grillparzer's für Beethoven zu begreifen, muß man sich zuerst klar machen, ein wie hervorragend musikalischer Dichter Grillparzer war. Diese Seite seines Geisteslebens ist im Allgemeinen bereits Gegenstand einer interessanten

Arbeit von Eduard Hanslick geworden, der in seinen „Musikalischen Stationen (der Modernen Oper II. Theil)“ einen längeren Aufsatz über „Grillparzer und die Musik“ (a. a. O. p. 331—361) veröffentlicht hat. Es ist dies eine sehr gefällig geschriebene Skizze, die jedoch weder erschöpfend noch in seinen Schlussfolgerungen überzeugend ist, so daß Grillparzer's Verhältniß zur Musik sehr wohl noch eine wichtige Aufgabe für einen Musik- oder Literaturhistoriker bleibt. — Für seine Arbeit war Herr Hanslick so glücklich, einige in der Gesamtausgabe der Werke Grillparzer's nicht enthaltene ästhetische Fragmente benutzen zu können. Hanslick sagt darüber (a. a. O. p. 335): „Die köstlichen Goldkörner, die ich aus Grillparzer's Schacht zu Tage förderte, möchte ich gern mit anderen Freunden der Musik theilen. Ich habe kein weiteres Verdienst dabei, als die Mühe des Suchens und Ordnen's; dafür darf ich mich aber eines kleinen Glücksfalles rühmen: einige in der Gesamtausgabe nicht vorkommende kleinere Aufsätze über Musik, eine Art Tagebuchblätter von Grillparzer's Hand, wurden mir von der Eigenthümerin Fräulein R. Fröhlich, zur Durchsicht und theilweisen Benützung mitgetheilt. Sie ergänzen und beleuchten das Bild Grillparzer's, des Musikers.“ Unter diesen Postumis Grillparzer's befindet sich nun auch eine Abhandlung, die mit dem Thema „Grillparzer und Beethoven“ in Verbindung steht. Es ist der Aufsatz: „Die nachtheiligen Wirkungen Beethovens auf die Kunstwelt, ungeachtet seines hohen, nicht genug zu schätzenden Werthes.“

Wie grell dies auch von allem Sonstigen absteht, was Grillparzer über Beethoven geschrieben hat, so wäre es zur weiteren Erkenntniß der Beiden doch sehr erwünscht, wenn die Besitzer dieses Aufsatzes denselben endlich veröffentlichen wollten. Hanslick theilt nur einen Satz von kaum vier Zeilen daraus mit.

Für den vorliegenden Zweck mag nur Folgendes über Grillparzer's musikalische Begabung und Bedeutung angeführt werden.

Der deutsche Parnassus zählt eine nicht geringe Zahl herrlicher Dichter, die zugleich so ungewöhnlich musikalisch waren, daß man sie als wahrhaftige Musiker bezeichnen kann. Wie es heutzutage Dichtercomponisten giebt, so gab es vordem Musiker=Dichter mit dem Schwergewichte nach der Seite der Poesie hin. Es genügt hier, an Namen wie Jean Paul, von dem sogar behauptet wird, daß er in der freien Phantasie am Clavier ganz an Beethoven's hohen Adlerflug gemahnte, — ferner an Leopold Scheyer, den unsterblichen Sänger des „Laienbrevier's“, und an Otto Ludwig zu erinnern. Zu solchen Musiker=Dichtern gehört auch Franz Grillparzer.

Ueber seine musikalische Begabung und Entwicklung giebt uns der Dichter sehr dankenswerthe Aufschlüsse in seiner „Selbstbiographie“ (im X. Bande der von H. Laube besorgten Gesamtausgabe seiner Werke, Stuttgart 1872.) Seine theure musikalische Mutter führte ihn schon sehr

frühzeitig in die Kunst des Clavierspiels ein, wobei er nicht selten „Höllensqualen duldete.“ Man gab ihm später einen sehr begabten aber nicht eben besonders charakterfesten Musiker, den wohlbekannten Johann Mederitsch, genannt Gallus, zum Clavierlehrer, der es schließlich dahin brachte, daß unserem zarten Jünger Apoll's das Clavierspiel gänzlich verleidet ward. Darauf sieht er seinen zweiten Bruder recht ungeschickt das Violinspiel betreiben. „Da nahm ich“ — so erzählt er uns selbst — „bei guter Gelegenheit seine Violine zur Hand, übte Scalen und Weispieler und spielte endlich mit dem Meister leichte Duette, ohne je die geringste Anweisung erhalten zu haben.“ Die Musiklehre jenes Gallus (Mederitsch) hatte für den jungen Grillparzer jedoch das bleibend Gute zur Folge, daß er tüchtig in die Geheimnisse des Generalbasses eingeweiht ward. So kam es, daß er sich nach und nach zu einem hervorragenden Improvisator am Clavier ausbilden konnte. „Ich gab den Noten den Abschied und spielte aus dem Kopfe. Nach und nach erlangte ich darin eine solche Fertigkeit, daß ich stundenlang phantasiren konnte“ — belehrt uns der Dichter in seiner „Autobiographie“ (X. Band Gesammtwerke p. 47/48). Interessant ist das weitere Bekenntniß, daß in Grillparzer, als er sich später „der Poesie ergab,“ seine Fähigkeit zu phantasiren „stufenweise abnahm,“ so daß nach und nach nichts davon zurückblieb. Aber als die Lust des Improvisirens besonders mächtig in ihm war, dachte Grillparzer „auf nichts als Musik,“ er componirte sogar Lieder, die er „mit einer leidlichen Tenorstimme“ selbst sang.

Aber sehr wenig bekannt dürfte es sein, daß die Musik zum Theil mitschuldig ist, daß Grillparzer sich in seinem ersten berühmten Trauerspieler „die Ahnfrau“ der Trochäen bediente. Grillparzer drückt sein Erstaunen darüber aus, daß man ihn auch „um dieser Versart willen“ als einen Nachahmer der Müllner'schen „Schuld“ bezeichnete. Ihm schwebte aber vielmehr „Calderon“ dabei vor, namentlich dessen „Andacht zum Kreuze,“ „nebstdem, daß der Trochäus meinem erwachten Musikgeföhle wohlthat.“ Freilich setzte er hinzu:

„Aberdings hätte ich ohne Müllner's Vorgang wahrscheinlich nicht gewagt, eine neue Versart auf die Bühne zu bringen.“

In diesem Falle war Grillparzer vom Musikrhythmus nicht sonderlich gut berathen: denn das trochäische, zumal das vierfüßige Metrum giebt jedem noch so ernsten, tragischen Objecte einen gewissen komischen Beigeschmack.

Auch ein anderer ganz merkwürdiger Vorgang, wonach sich die Musik als Ketterin in Grillparzer's poetischem Schaffen erwies, verdient durchaus der Vergessenheit entrißen zu werden. Der Dichter trug sich eben mit Intentionen zu seiner Trilogie „Das goldne Bließ.“ Der kraft seiner begleitenden Umstände besonders schreckliche Tod seiner geliebten Mutter hatte alles auf jene Dichtung Bezügliche völlig aus seinem Phantasieleben

verjagt. Während er nun in seiner Erinnerung erfolglos suchte, da stellte sich „etwas Wunderliches“ ein. Lassen wir nun Grillparzer das „Wunderliche“ selbst erzählen (a. a. D. 4, p. 118):

„Ich hatte in der letzten Zeit mit meiner Mutter häufig Compositionen großer Meister, für das Clavier eingerichtet, vierhändig gespielt. Bei all diesen Symphonieen Haydn's, Mozart's, Bethoven's dachte ich fortwährend auf mein ‚Goldenes Bließ,‘ und die Gedanken-Embryonen verschwammen mit den Tönen in ein ununterscheidbares Ganzes. Auch diesen Umstand hatte ich vergessen, oder war wenigstens weit entfernt, darin ein Hilfsmittel zu suchen. Nun hatte ich schon früher die Bekanntschaft der Schriftstellerin Caroline Böhler gemacht und setzte sie auch jetzt fort. Ihre Tochter war eine gute Clavierspielerin und nach Tische setzten wir uns manchmal an's Instrument und spielten zu vier Händen. Da ereignete sich nun, daß wie wir auf jene Symphonieen geriethen, die ich mit meiner Mutter gespielt hatte, mir alle Gedanken wieder daraus zurückkamen, die ich bei jenem ersten Spielen halb unbewußt hineingelegt hatte. Ich mußte auf einmal wieder, was ich wollte, und wenn ich auch den eigentlich prägnanten Standpunkt der Anschauung nicht mehr rein gewinnen konnte, so hellte sich doch die Absicht und der Gang des Ganzen auf. Ich ging an die Arbeit und vollendete die ‚Argonauten‘ und schritt zur ‚Medea.‘“

So bewährte die Musik also für Grillparzer's Genius ihren klärenden, entwirrenden Zauber; ohne seine Neigung zum vierhändigen Clavierspiele wären wir vielleicht um seine Medea-Tragödie gekommen.

Grillparzer hat aber auch Compositionen veröffentlicht. Konstant von Würzbach erwähnt in seiner Grillparzer-Studie (Wien 1871, p. 34) die darauf bezüglichen Notizen in der Wiener Musikzeitung von Göggel. Darin heißt es: „Vor kurzer Zeit aber überraschte mich ein Freund und Musikalienhändler, indem er mir aus seiner reichen Sammlung kostbarer und seltener Tonwerke eines vorzeigte, das den Titel führt: ‚Rhapsodie für das Pianoforte von Grillparzer, 1. Werk, Wien 1832 bei Haslinger. Ob diesem ersten Werke noch andere gefolgt, konnte ich nicht ermitteln.“ Vergl. auch Emil Kuh: Zwei Dichter Oesterreichs. Franz Grillparzer — Adalbert Stifter. Pest 1872, p. 29/30). — Im Manuscripte sind noch andere Compositionen Grillparzers vorhanden. Ed. Hanslick lernte bei der altbewährten Freundin des Dichters, bei seiner „ewigen Braut“ Kathi Fröhlich, noch folgende 3 Compositionen vom ihm kennen: 1) Die Horazische Ode „Integer vitae, scelerisque purus“ für eine tiefere Stimme mit Clavierbegleitung in D. 2) Heinrich Heine's „Du schönes Schiffermädchen“ in G, beide durchcomponirt. 3) Ein Gesangsstück für Bass und Pianoforte in as-moll: „Kampf ist das Leben, immerwährender Streit.“ (a. a. D. p. 334.)

Aus all' diesem wird man begreifen, daß Grillparzer wie selten ein Literaturgeist berufen erscheint, auch in Sachen der Musik mitzusprechen, — wie er ja es in seinen ästhetischen Schriften so reichlich gethan hat. Man begreift ferner daraus umjomehr die Musik der Sprache, die viele Grillparzer'sche Dichtungen besonders auszeichnet, in erster Reihe seine „Sappho,“ die man eine in Musik getauchte Dichtung nennen kann.

In seinen lyrischen und dramatischen Gedichten wird Grillparzer nicht müde, die Musik in schönster, oft sogar überschwänglicher Weise zu verherrlichen. In einem Gedichte „die Musik“ vom Jahre 1812 nennt er sie — ähnlich wie Schopenhauer — „Königin, mit der strahlenden Herrscherstirne;“ die „herrlichste unter den herrlichen Schwestern.“ Die in der Gesamtausgabe enthaltenen lyrischen Gedichte (mit der Vorrede von Josef Weilen) weisen 12 speciell der Musik gewidmete Erzeugnisse auf, darunter einige besonders an Beethoven gerichtet; dazu kommen nicht wenige Epigramme, die sich mit der Musik oder deren Vertretern befassen. In einem Gedichte „an die Tonkunst“ vom Jahre 1826 wird dieselbe als die freieste aller Künste gepriesen: Da heißt es:

„Tonkunst, Dich preis' ich vor allen
Höchstes Loos ist Dir gefallen
Aus den Schwesterkünften drei:
Du die frei'ste, einzig frei.“

Andere Gedichte sind Huldigungen an F. Schubert, Jenny Lind, Clara Wied, Paganini, Mozart, Rossini u. A.

In einem Gedichte: „Bei Gelegenheit der Enthüllung von Mozarts Standbild in Salzburg, September 1842, wird Mozart neben Raphael hingestellt:

„Nächst Raphael, dem Maler der Madonnen,
Steht er deshalb, ein gleichgescharter Cherub,
Der Ausdruck und der Hüter wahrer Kunst
In der der Himmel sich vermählt der Erde.“

Oft wird der Gedanke von der weltumspannenden, metaphysischen Macht der Musik betont, so wieder einmal in den Sinngedichten: „Moderne Tonkunst“ benannt, wie folgt:

„Tonkunst, die vielberedte,
Sie ist zugleich die stumme,
Das Einzelne verschweigend,
Giebt sie des Weltalls Summe.“

In fast allen Dramen mirb das Lob der Frau Musica gefungen, ja die Musik greift nicht selten dramatisch ein. So führt in der „Ahnfrau“ im ersten Aufzuge Bertha diesen schönen mit Hilfe der Tonkunst entstandenen Vergleich vor:

Wie mit einmal durch die Nacht
Einer Laute Klang erwacht,
Klagend, stöhnend, Mitleid flehend
Mit der Tonkunst ganzer Macht,
Girrend bald gleich zarten Tauben
Durch die dichtverschlungenen Lauben,
Bald mit langgedehntem Schall
Bockend gleich der Nachtigall,
Daß die Lüfte schweigend horchten
Und das Laub der regen Spitze
Seine Regsamkeit vergaß. —

In demselben Drama fñhlt auch der verwegene, ganz verzweifelnbe Rñuber Jaromir beim Erklingen ferner, feierlicher Tñne den Geist wahren himmlischen Friedens; da ruft er aus (5. Aufzug):

„Was ist das? Habt Dank! Habt Dank;
 Sñufelt, sñufelt holbe Tñne,
 Sñufelt lieblich um mich her,
 Sanft und weich, wie Silberchwñne
 Ueber ein bewegtes Meer.
 Schñttelt eure weichen Schwingen,
 Trñufelt Balsam auf dies Herz,
 Laßt die Himmelslieder klingen,
 Ginzuschließen meinen Schmerz.
 Ja, ich kenne eure Stimme,
 Ihr sollt laden mich zum Bund;
 Der mich rief in Donners Grimme,
 Ruft mich jetzt durch euern Mund;
 Laßt ihr mich Verzeihung hoffen?
 Ihr tñnt fort, und sagt nicht: nein,
 Seht die Pforten stehen offen,
 Friedensboten, ziehet ein.“

In der „Medea“ wird der Musik eine nicht unbedeutende Rolle zu Theil; man denke besonders an den II. Act; deßgleichen in „Des Meeres und der Liebe Wellen,“ das ja wieder so voll ist von der Musik der Sprache.

So sagt Hero einmal: (III Aufzug)

Auch eine Beier legten sie hieber,
 Ich habe nie gelernt darauf zu spielen;
 Ich wollte wohl, ich hñtt's! Gedanken bunt
 Und wirr durchkreuzen meinen Sinn,
 In Tñnen lñsten leichter sie sich auf.

Musikraft zeigt auch das Mñrchen-Drama „Der Traum, ein Leben.“ In seinem kurzen Examen darñber sagt Heinrich Laube zutreffend (Gesammtausgabe V, 274): „Musik und phantastische Decoration, welche Grillparzer immer voll in Anspruch nahm, wo sie erhñhen und umstricken, wirken in diesem Stñcke tñchtig mit, die Phantasie des Zuhñrers und Zuschauers sinnig anzuregen, und ist dieser ‚Traum ein Leben‘ in Wien trotz seiner erhñhten Weise und Sprache ein verehrtes Volksstñck geworden.“

Und so erhñht die Musik auch noch die Grillparzer'schen Dramen „Eibussa“ und „Ein Bruderzwist in Habsburg.“

Dieses kurze musikalische Spicilegium aus Grillparzer'schem Geistesleben mñge mit zwei pikanten Epigrammen und Sinngedichten beschloffen werden:

Ein Thor, wer der Thorheit entgegenstrebt,
 Man muß es der Zeit ùbergeben;
 Habe die Hegel'sche Philosophie ùberlebt,
 Werd' auch die Zukunftsmusik ùberleben.“

(Gef. Werte I p 88).

Das zweite Sinngedicht auf Wagner und Hebbel theilt v. Würzbach in seiner Grillparzerstudie (a. a. O. p. 61) also mit:

Richard Wagner und Friedrich Hebbel
Lappen beide im romantischen Nebbel,
Das doppelte B gefällt Dir nicht?
Ja, mein Freund! der Nebbel ist dicht.

II.

Für die Darstellung der persönlichen Beziehungen zwischen Grillparzer und Beethoven kommen zwei Hauptquellen in Betracht, von denen die eine wohlbekannt und zum Teil benützt ist. Die erstere sind Grillparzer's „Erinnerungen an Beethoven“, die in der Gesamtausgabe der Grillparzer'schen Werke enthalten sind (I. Ausgabe vom Jahre 1872, Band VIII p. 107—119), die andere bilden Beethoven's immer noch sehr ergiebige Conversationshefte in unserer königlichen Bibliothek.

Grillparzer's eigene Aufzeichnungen über sein Verhältniß zu Beethoven darf man schon aus dem Grunde nicht unbeanstandet als historische Zeugnisse hinnehmen, weil er dieselben erst lange, lange Jahre nach Beethovens Tode verfaßte, ohne daß er bei Lebzeiten Beethoven's seine darauf bezüglichen Erlebnisse besonders skizzirt hatte. Vielmehr wird ein zufälliger Umstand für ihn die Veranlassung, sich seiner Beziehungen zu Beethoven zu erinnern. Dieser Zufall liegt in der Selbstbiographie von Ludwig Kellstab („Aus meinem Leben“, 2 Bände), die im Jahre 1861 erschien, oder vielmehr in dem darin befindlichen Aufsatze: „Beethoven“, der bereits vorher in einer Zeitschrift veröffentlicht war. Grillparzer belehrt uns darüber also:

„Ich lese einen Aufsatz von S. Kellstab, „Beethoven“ überschrieben, und finde darin meines Verhältnisses zu dem genannten großen Meister, namentlich aber des Operntextes, den ich für ihn geschrieben, in einer Art erwähnt, die nicht ganz richtig ist.“ (a. a. O. p. 107).

Allerdings lautet die darauf bezügliche Mittheilung in Kellstab's Buche „Aus meinem Leben.“ (II. p. 239) sehr befremdend, namentlich wenn man die zahlreichen Aufzeichnungen in Beethoven's Conversationsheften vom Jahre 1823 berücksichtigt. Bekanntlich war Kellstab im Jahre 1825 bei Beethoven in Wien und bei dieser Gelegenheit drückte sich der Meister über Grillparzer's „Melusine“ ziemlich abfällig so aus:

„Sie wollen eine Oper schreiben,“ fuhr er fort, „das würde mir eine große Freude sein! Es ist so schwer, ein gutes Gedicht zu finden! Grillparzer hat mir eins versprochen, er hat schon eins gemacht, doch wir können uns nicht recht verstehen. Ich will ganz anders wie er! Sie werden Ihre Not mit mir haben.“ (Vgl. auch meinen Aufsatz: „Kellstab in seinem Verkehr mit Beethoven“ im „Vär“ Nr. 44 und 45 vom Jahre 1886).

Grillparzer mißt für diesen vermeintlichen Irrthum auch nicht Kellstab, sondern Beethoven die Schuld bei.

„Die Ursache“ — sagt Grillparzer — „dürfte vielmehr in dem traurigem Zustande des Meisters während seiner letzten Jahre liegen, der ihn wirklich Gesehenes und bloß Gedachtes nicht immer deutlich unterscheiden ließ.“

Und dieser Umstand veranlaßte unsern Dichter dann, all' seine Beziehungen zu Beethoven vorzutragen, wobei er uns Allen folgende beherzigenswerte Lehre ertheilt:

„Was einen großen Mann betrifft, ist immer interessant, ich will daher unser Zusammentreffen und was daraus erfolgte, nach Möglichkeit treu erzählen. Oder vielmehr es macht mir Vergnügen, meine Erinnerungen an ihn bei dieser Gelegenheit wieder vor die Seele zu führen und sie hier aufzuzeichnen.“

Darnach mochte es im Jahre 1804 oder 1805 gewesen sein, als Grillparzer den Tonmeister zum ersten Male sah. Er war in einer musikalischen Soirée im Hause seines Onkels Joseph Sonnleithner, des damaligen Gesellschafters einer Kunst- und Musikalienhandlung in Wien. Außer Beethoven waren noch L. Cherubini und Abt Vogler anwesend. Grillparzer kann sich nicht mehr erinnern, ob dieser oder Cherubini musisirte, nur daß Vogler, als bereits das Souper angekündigt war, sich noch ans Klavier setzte und endlose Variationen über ein afrikanisches Thema spielte. Zuletzt blieb nur Beethoven bei Vogler.

„Was von diesem Augenblicke an weiter geschah“ — so fährt Grillparzer fort — „darüber verläßt mich, wie es bei Jugenderinnerungen zu gehen pflegt, mein Gedächtnis völlig. Neben wem Beethoven bei Tisch saß, ob er sich mit Cherubini unterhielt, ob sich später Abbé Vogler zu ihnen gesellte — es ist, als ob ein dunkler Vorhang sich mir über alles das hingezogen hätte.“

Der hierbei aufsteigende Name Cherubini's macht es uns zur Gewißheit, daß diese kleine Begebenheit im Jahre 1805 stattfand: denn Meister Cherubini kam im Sommer 1805 nach Wien. Als in späteren Jahren Otto Jahn in Wien musikhistorische Studien betrieb, da erzählte ihm Grillparzer diesen kleinen Vorfall anders. Darnach spielten bei Sonnleithner alle drei Kunst-Größen: Cherubini, Beethoven und Vogler. Beethoven war demzufolge auch „voller Aufmerksamkeit und Verehrung gegen Cherubini gewesen.“ (Vgl. A. W. Jayer: Beethoven's Leben, II, p. 282.)

Ein oder zwei Jahre darauf — wahrscheinlich 1807 — wohnte Grillparzer während des Sommers mit seinen Eltern in Heiligenstadt bei Wien — in demselben Hause mit Beethoven; dieser nach der Straße, Grillparzer nach dem Garten hinaus. Beide Wohnungen hatten einen gemeinschaftlichen Gang, der zur Treppe führte. Da Grillparzer ja auch dieses aus dem Gedächtnisse über längst entschwundene Zeiten aufschrieb, wird man auch das Folgende wieder cum grano salis aufzufassen haben. „Mein Bruder und ich“ — lesen wir dort weiter — „machten uns wenig aus dem wunderlichen Mann, er war unterdessen stärker geworden, und ging höchst nachlässig, ja unreinlich (?!) gekleidet — wenn er träumend an uns vorüberstieß.“ Nun kam es wohl vor, daß des Dichters Mutter, die wir ja bereits als eine sehr musikalische Dame kennen gelernt haben, auf dem gemeinschaftlichen Flur an der Thür lauschte, wenn Beet-

hoven spielte. Einmal that sich dabei plötzlich die Thür des Meisters auf, der nun so die leidenschaftliche Musiklauscherin in flagranti ertappte. Beethoven eilte zurück und stürmte unmittelbar darauf, den Hut auf dem Kopfe, die Treppe hinab in's Freie. „Von diesem Augenblicke an berührte er sein Clavier nicht mehr.“ Man ließ Beethoven durch den Bedienten Vorstellungen machen, aber nichts fruchtete. „Beethoven blieb unerweicht und ließ sein Clavier unberührt, bis uns endlich der Spätherbst in die Stadt zurückführte.“ Das mag im Ganzen stimmen.*) Denn in Beethoven mochte hier wieder, wie nicht selten in Wien, die wohlberechtigte Furcht erwacht sein, daß man ihm Themata und Anderes aus seinen Clavierphantasieen ablauschte, um sie widerrechtlich zu verwenden.

In einem späteren Sommer besuchte Grillparzer öfter seine in Döbling bei Wien lebende Großmutter. Auch Döbling gehörte zu den Lieblingsstätten für Beethovens sommerliche Erholungen. Aus diesem Sommer weiß uns Grillparzer eine schier drollige Beethovengeschichte zu berichten: Gegenüber der großmütterlichen Landwohnung lag das bauwürdige Haus eines lüderlichen Bauers Flohberger, der eine sehr hübsche, aber nicht im besten Rufe stehende Tochter Lise hatte. Beethoven interessirte sich für dieses Mädchen, in freilich ganz indirecter Weise.

„Noch sehe ich ihn,“ erzählt der Dichter, „wie er die Hirschengasse heraufkam, das weiße Schnupftuch, am Boden nachschleppend, in der rechten Hand, und nun an Flohbergers Hofthore stehen blieb, innerhalb dessen die leichtsinnige Schöne, auf einem Heu- oder Mistwagen stehend unter immerwährendem Gelächter mit der Gabel rüstig herumarbeitete. Ich habe nie bemerkt, daß Beethoven sie anredete, sondern er stand schweigend und blickte hinein, bis endlich das Mädchen, dessen Geschmack mehr auf Bauernburschen gerichtet war, ihn, sei es durch ein Spottwort oder durch hartnäckiges Ignoriren, in Zorn brachte; dann schnurrte er mit einer raschen Wendung plötzlich fort, unterließ aber auch nicht, das nächste Mal am Hofthore stehen zu bleiben.“

Die Theilnahme Beethovens für diese Schöne ging jedoch so weit, daß er sich einmal, als ihr Vater ins Dorfgesängniß gesetzt war, für diesen in's Mittel legte. Dabei behandelte der Meister jedoch die gestrengen Rathsherrn so derb und leidenschaftlich, daß nicht viel fehlte: und Beethoven hätte seine Sommerfrische ebenfalls im Döblinger Gesängniß (Kotter) suchen müssen. — Diese charakteristische Anekdote aus Beethovens Leben war allgemein bekannt; so wird sie denn auch bereits von A. W. Tayer in II. Bande seines Beethovenwerkes (p. 104) im Wesentlichen mitgetheilt, ohne daß Grillparzer damit in Verbindung gebracht wird. Offenbar kannte dieser vortreffliche Beethovenbiograph damals (1872) die Grillparzer'schen „Erinnerungen an Beethoven“ noch nicht; er würde sonst die Geschichte ebenso wie das Zusammenwohnen mit Grillparzers in Heiligenstadt nicht in das Jahr 1800 und letzteres sogar nach Döbling verlegt haben. Auf diesen chronologischen Irrthum machte in jüngster Zeit Josef Böck, den

*) Vgl. auch die interessante Schrift: Aus dem Schwarzspanierhause. Von Dr. Gerh. von Breuning p. 38–39. Wien 1874.

Ordner der Beethovensammlung in Heiligenstadt in seiner interessanten Studie über „L. van Beethovens Aufenthalt in Döbling“ (Oberdöbling bei Wien, 1889), p. 10 aufmerksam, wobei nur das vom Uebel ist, daß Grillparzer dafür verantwortlich gemacht wird. Andererseits ist diesem Autor nur dankbar beizupflichten, da er uns darthut, daß die Geschichte mit der Tochter des Bauern Flohberger (Böck schreibt stets Flohberger, auf Grund des Döblinger Grundbuches, die Anderen: Frohberger) in das Jahr 1815, also in Beethoven's 45stes Lebensjahr zu verlegen ist. (a. a. D. p. 26 f.) Besonders schätzenswerth ist in jenem Büchlein (p. 45) auch im Hinblick auf die vorliegende Studie folgende Anmerkung: „Herr Universitätsprofessor Dr. A. Sauer in Prag, der bekannte Grillparzer-Forscher, schreibt freundlichst unter dem 18. Januar 1889: ‚Grillparzers autobiographische Aufzeichnungen sind in Bezug auf alles Psychologische und Charakteristische ungemein genau; in Bezug auf Zahlen, auf Orts- und Namenangaben, auf Reihenfolge der Thatfachen zc. gänzlich unzuverlässig. Dies gilt auch von dem Beethovenaufsatz, den ich in der neuen Ausgabe mit dem Datum (1844—1845) versehen habe.“

Nach diesen Döblinger Zeiten (1815) sah Grillparzer unsern Meister nur auf der Straße und im Kaffeehause in regem Verkehr mit dem Dichter Ludwig Stoll aus der „Novalis-Schlegel'schen Gilde“. Grillparzer bleibt es unfasbar, wie Beethoven von diesem „haltlosen Schwebler“ irgend etwas Nützliches, wahrhaft Poetisches, überhaupt anderes als „allenfalls gut versifizierte Phantastereien“ erhoffen konnte. Ganz so schlimm steht es mit diesem Dichter wohl nicht; das beweist unter Andern das sinnige Gedicht von ihm: „O daß ich dir vom stillen Auge in seinem liebevollen Schein“, das Beethoven zweimal componirt hat (etwa 1811 und 1812).

Als nun Grillparzer immer größere Erfolge mit seinen dramatischen Dichtungen erfuhr, namentlich mit „Sappho“, „Medea“ und „Ottokar“: da mußte auch Beethoven, der namentlich in den Jahren 1822 und 1823 sehr nach einem neuen Operntexte lechzte, seine Sinne und Gedanken hierbei in erster Reihe auf Franz Grillparzer hinlenken.

In den Conversationsheften Beethoven's beginnt der Name Grillparzer im Jahre 1820 aufzutauhen; von da ab ist in denselben von seinem Wirken und Charakter nicht selten die Rede. Zuerst etwa im Februar 1820 (Heft: D. 22, 91 Blatt, auf Blatt 87^b), wo vom Miniaturmaler Daffinger die Rede ist, also:

„Der Mahler Taffinger ist es, welcher wegen des Treffens sehr gesucht ist, er wünscht sie ebenfalls zu mahlen.“

„Er hat jetzt Grillparzer gemahlt.“

Leider fehlen die Conversationshefte vom Jahre 1821 gänzlich.

In Herbst 1822 muß in Beethoven der Entschluß zur Reise gekommen sein, sich an Grillparzer zu wenden, damit dieser ihm einen Operntext dichte.

Im Ganzen genau ist daher die „Erinnerung“ Grillparzer's, daß er nach der Veröffentlichung der „Ahnfrau“ „Sappho“ „Medea“ „Ottokar“ (?) vom Oberleiter der beiden Hoftheater, Grafen Moriz v. Dietrichstein, die Kunde erhalten habe: „Beethoven habe sich an ihn gewendet, ob er mich vermögen könne, für ihn, Beethoven, ein Opernbuch zu schreiben.“

Ueber das nun weiter Folgende gewähren die Conversationshefte des Jahres 1823 ein farbenreiches Bild. In Beethoven's vertrautem Kreise interessirte sich für eine neue Oper des Meisters in allererster Reihe Graf Moriz von Lichnowsky. Dieser übernahm es, sich mit dem Dichter wegen des Textbuches in Verbindung zu setzen; später ward er hierin eifrig von Anton Schindler, dem steten Gesellschafter Beethoven's, unterstützt. In einem der Hefte vom Winter 1822/1823 ist wieder ein Besuch jenes Grafen verzeichnet, nämlich im Hefte Sign. D. 112, 57 Bl. da spricht auf Blatt 43^b v. Lichnowsky:

„Ich bin begierig, was Grillparzer mir antworten wird.

„Er hat eine schöne Sprache, viel feine Imagination und geeignet, ein großes Dichterverk zu schreiben.

(Bl. 44^a) „Es wäre dies für eine zweite Oper.

Wenn er für ihnen schreibt, so kann nur seine Dichtung gewinnen.

In ein paar Tagen werde ich schon wegen Alfred Antwort sagen.

Ein großes schönes Sujet, es ist als Gelegenheitsstück

(44^b) wie die Monarchen hier waren, entworfen worden und bedarf nur wenig geändert zu werden.“

In einem Hefte vom März/April 1823 (Sign. D. 123, 27 Blatt) unterhalten sich Graf v. Lichnowsky und später Schindler mit Beethoven über diese Angelegenheit. Der Graf schreibt:

Blatt 9^b): „Ich werde mich heut unter der Hand erk. im Eugen (oder Wagen?), ob es wahr ist, wegen Grillparzer, weil ihr Bruder sagt, es wäre gewiß.“

Ferner (10^a): „Wallishäuser soll das Buch schon haben als Eigenthum, ich werde selber fragen.

„In 2 Tagen erhalten Sie bestimmt Antwort. Ihr Bruder sagt, Grillparzer würde Ihnen schreiben.“

Der hier erwähnte Wallishäuser ist der Verleger Grillparzer'scher Werke.

Später schreibt Schindler in demselben Hefte:

(Bl. 13^a): Als ich vorgestern mich bei Ihnen am Glacis empfahl, begegnete mir Grillparzer, der mir dann sagte, daß er Ihnen nächstens sein jünnles Kind übersenden werde. Er hat nämlich das Märchen „Melusina“ behandelt und spricht mit der größten Bescheidenheit, daß er sich alle Mühe genommen, sie Ihrem Genius anzupassen. Mosel war es, der ihn kürzlich dazu animirte.“

Später erscheint wieder Graf Lichnowsky und sagt:

(Bl. 20^b): „Die Oper ist schon fertig, Wallishäuser hat es mir selbst gesagt, das Buch ist bei der Direction und wird Ihnen bestimmt zugeschickt.

Es ist das Märchen Melusine.

(21^a): „Wallishäuser wollte heute Vormittag zu ihnen kommen, deshalb sprechen . . .

(22^a): „Ich gehe morgen selbst zu Grillparzer. Grillparzer wird auch hier in manchem verfolgt, besonders von der Censur.

Endlich ebendort (Bl. 23^a): „Wallishäuser hat dem G. 600 Pfund (= Dukaten) in Gold für die Sappho bezahlt.“

Inzwischen war auch Beethoven selbst nicht in Passivität verblieben; er wandte sich in einem ausführlichen Briefe direct an den Dichter der Ahnfrau und der Sappho. Darüber klärt uns ein Conversationsheft aus der Frühlingszeit 1823 (März-April) auf, Sign. D. 44, 45 Blatt. Auf Bl. 22^b schreibt Schindler:

„Grillparzer war nicht zu Hause, ich hinterließ ihm schriftlich, daß ich wiederkomme und ihm das übrige mündlich mittheilen werde.“

Ferner auf Bl. 27^a: „Bei Grillparzer war ich früh; er ist ganz enchantirt über Ihr Schreiben. Er erzählte mir offen alle seine Schicksale, die wahrlich höchst merkwürdig sind.

(27^b): „Das ist aber noch keinem seines gleichen widerfahren, als ihm.

„Das Gedicht, wodurch er in Ungnade fiel, wird er Ihnen lesen lassen. nicht der Muntius, sondern ein hiesiger Litterator hat die Sache erregt. Der Kaiser schrieb an die Polizei: ein sicherer Grillp. zc. Diese Infamie!!

er mußte sich sogar schriftlich bei der Polizei vertheidigen. Nun dient er schon 10 Jahre um jährliche 400 fl. G. M. (= Conventionsmünze). Nun ist bei der Stelle seit 3 Monaten ein Avancement wieder frei, allein man zögert wieder, und er

(28^a) glaubt gewiß auf höchsten Befehl, am Ende bekommt die Stelle ein anderer. „Die Anstellung als Dichter beim Theater hat er jetzt auch durch Folge dieser Niederträchtigkeit verloren.“

„er hat schon Wien verlassen wollen, allein dies fällt ihm auch wieder schwer, sich von seinen Verwandten zu trennen.“

„wo sie nur können, dort chikaniren sie ihn. Nun schreibt er ein großes Trauerspiel Ottokar.

„Wahrscheinlich wird man ihm viele Prügel unter die Fenster werfen. Daß (28^b) er seine Werke im Auslande auflegen läßt, hat ihm auch schon Feindschaft zugezogen.

„Daß Sie seine Dichtung ergreift, hat ihn um so mehr überrascht, da er ist gesteht, daß er nicht gar großen Fleiß darauf verwendet hatte, indem er als sicher voraussetzt, dieser Stoff würde Sie nicht ansprechen. Nun aber setzt er sich an die Arbeit eines zweiten Buches, welches Ihrer ganz würdig ausfallen muß.“

(29^a) „Wenn Sie der Jägerchor Anfangs geniren sollte, so würde er auch einen Chor von Nymphen schreiben.“

Diese Tagebuchnotizen sind unter Anderem eine lebhafte Unterstützung der Laube'schen Klage: „Kaum je ist einem dramatischen Dichter von seiner Regierungsbehörde die dramatische Dichtung so verleidet worden“ (p. XXVI der Einleitung zur ersten Gesamtausgabe der Grillparzer'schen Werke).

Wir sehen, daß Schindler hier von einem Briefe Beethoven's an den Dichter spricht, über den dieser „ganz enchantirt ist.“ Merkwürdigerweise scheint dieses Entzücken dem Grillparzer'schen Gedächtnisse ganz entschwinden zu sein, denn in seinen „Erinnerungen an Beethoven“ erwähnt er nichts von einem solchen Schreiben. Von Grillparzer erfahren wir vielmehr Folgendes darüber. Erst setzte ihn das Ansinnen, für den großen

Beethoven ein Textbuch zu schreiben, in Verlegenheit, ein solcher Gedanke lag ihm fern, um so mehr, als er daran zweifelte, „ob Beethoven noch im Stande sei, eine Oper zu componiren.“ Schließlich überwog der Gedanke, „einem großen Manne vielleicht Gelegenheit zu einem für jeden Fall interessanten Werke zu geben“ alle Bedenken und Zweifel. Erst schwebte nun dem Dichter ein Stoff „im Gebiete der gesteigertsten Leidenschaft“ vor. Doch wo wäre selbst in Wien eine Sängerin dafür zu finden gewesen. Dann aber — das ist besonders bezeichnend — wollte der im Vergleich zu Beethoven immerhin weich geschaffene Dichter dem Tondichter keinen Anlaß damit geben, „den äußersten Grenzen der Musik, die ohnehin schon wie Abstürze drohend daliegen, durch einen halb diabolischen Stoff verleitet, noch näher zu treten.“ — Darum kam Grillparzer auf die Idee, den romantischen Stoff der Melusine für Beethoven zu ergreifen, wobei er nach Möglichkeit alle reflectirenden Elemente ausschied; er ließ die Chöre vorherrschen, sorgte für „gewaltige Finales“ und suchte, sich, wie er sagt, indem er den dritten Act beinahe melodramatisch hielt, „den Eigenthümlichkeiten von Beethovens letzter Richtung möglichst anzupassen.“ Vorher conferirte ja der Dichter, wie wir von ihm und aus den Conversationsheften wissen, nicht mit dem Tonmeister. Nachdem er sein Libretto in kurzer Zeit vollendet hatte, sandte er es durch den Grafen von Dietrichstein an Beethoven.

III.

Man begreift es nun, daß Beethoven das Verlangen tragen mußte, den von ihm hochgeschätzten Dichter zu sprechen, um mit ihm alles Weitere über den Melusinentext und die etwa daraus entspringende Musik zu erörtern. Grillparzer erzählt uns von dieser Sehnsucht Beethovens in dieser positiven Weise:

„Ein paar Tage darauf“ (d. h. nachdem das Textbuch durch den Grafen von Dietrichstein an Beethoven gesandt war) „kam Schindler, der damalige Geschäftsmann Beethoven's, derselbe, der später seine Biographie geschrieben hat, zu mir und lud mich im Namen seines Herrn und Meisters, der unwohl sei, ein, ihn zu besuchen. Ich kleidete mich an, und wir gingen auf der Stelle zu Beethoven, der damals in der Vorstadt Landstraße wohnte.“

Trotzdem dies kategorisch genug gesprochen ist, müssen nichtsdestoweniger die Conversationshefte auch hierbei Grillparzers nicht eben phänomenalem Gedächtnisse zu Hülfe kommen.

In einem Hefte aus dem Frühling 1823 (Sign. D. 96, 57 Blatt) theilt Schindler seinem Meister mit

(Bl. 23^a): Grillparzer muß wieder krank sein, sonst wäre er schon gekommen; er hat seit langer Zeit mit seinem Hals zu thun, und muß die Luft meiden.

(23^b): soviel sage ich aber auf Ehre, daß er (sc. Grillparzer) mir sagte, daß wenn Sie es für sich nicht convenable finden, so macht er ein Stück daraus, wozu ohnehin der 1. Plan war.

er hat es sich vorbehalten, es Ihnen selbst zu überbringen, sagte er mir.

Die Direction will nicht 150 Rth. dafür geben, und soviel verlangt der Buchhändler, dem er es zur Disposition überlassen hat.

(24^a): Grillparzer selbst hat kein Geheimniß daraus gemacht, daher können es schon viele Menschen wissen.

Daß er es nämlich für Sie geschrieben, hat aber tausend Aengste, ob es Ihnen zusagen werde.

er überläßt es Ihrer Beurtheilung und sagt, Sie können es stürzen, wenden und umkehren, wie es gut dünkt.

Ferner in ebendenselben Hefte derselbe Schindler:

(Bl. 28^b): Bei Grillparzer war ich ist. Linowsky kommt gestern zu ihm, und sagt ihm, Sie hätten ihn geschickt, wegen dem Buch. Obwohl er es ihm nicht gern gegeben, und sich vorbehalten, mit Ihnen selbst zu sprechen, so hat er es ihm doch eingehändigt, indem er sagte, er werde sogleich es Ihnen übergeben. Ein Brief, den er Ihnen leztlich schon mit dem Buch (29^a) schicken wollte, gab er mit.

übrigens sollen Sie nicht glauben, daß er es an der schulbigen Aufmerksamkeit fehlen lassen, nur sein Hals hält ihn zu Hause.

er wird, sobald er ausgehen können, zu Ihnen kommen, weil er es selbst für nöthig hält, mit Ihnen darüber zu sprechen.

Ferner ebendort derselbe Beethovenfreund:

(Bl. 30^a): Grillp. hat ein Sujet, die böhmische Dragomira, die er für Sie bearbeiten wird. Er hofft, es wird ein ausgezeichnetes Product werden, er ist ganz entzückt dabon."

Auch der Graf Lichnowsky spricht in demselben Hefte von dem neuen Opernjüet Dragomira, wie folgt:

(Bl. 44^a): Grillparzer wünscht selbst eine Unterredung mit Ihnen, ist bereit, manches nach Ihrem Wunsch zu ändern und will in der Folge Dragomira Böhmische Geschichte ganz für sie schreiben.

(44^b): wenn sie eine Unterredung mit ihm haben, bitte ich sie mir es zu sagen.

Die Dragomira ist groß tragisch.

Grillparzer ist ein sehr liebenswürdiger und herzlicher Mann.

Im Verlaufe dieses Heftes tritt auch noch der Nefse Karl in die Action ein. Er vermeldet dem Oheim Folgendes:

(Bl. 54^b): Linowsky war heute in großer Besorgniß wegen der neuen Oper des Grillparzer, da er verpflichtet ist, diesem biinnen wenig Tagen seine Antwort zu sagen, wann du anfängst, welche Aenderungen und, wann sie fertig sein wird. Linowsky wird sich beim Bruder so lange einquartiren, bis er die Antwort hat.

Wo ist die Oper?

(Bl. 55^b): Wie ist die Oper von Grillparzer?

So viel aus diesem Grillparzerreichen Hefte. Wenn es auch schwer ist, aus diesem bunten aber fesselnden Allerlei im Zusammenhange mit Grillparzer's eigenen Erinnerungen ein vollkommey harmonisches Bild zu geben, so dürfte dennoch folgende Schlussfolgerung viel Wahrscheinlichkeit für sich haben. Grillparzer mag erst, wie wir bereits gehört haben, keinen hochtragischen Stoff für Beethoven als opportun angesehen haben. Er dichtet die Melusine und schickt diese durch den Generalintendanten von Dietrichlein an Beethoven. Nachher veranlassen ihn dennoch Unterredungen mit Lichnowsky oder Schindler, das hochtragische Sujet Dra-

gomira für den Meister in Arbeit zu nehmen. Das ist denn die „neue Oper“, von welcher Lichnowsky und der Neffe sprechen, und die der Graf vom Dichter für Beethoven in Empfang genommen hat. Noch haben sich die beiden Sänger nicht gesprochen — und nun giebt es doppelt viel zu jagen, hie Melusine, hie Dragomira. Von einem sofortigen Besuche Grillparzer's nach der Aufforderung von Seiten Beethoven's kann freilich nimmermehr die Rede sein. Wir werden aber bald Beeweise genug erhalten, daß es bei dieser Gelegenheit zu mehreren für beide Theile sehr fruchtbaren Besuchen kam. Hierbei drängt sich nun die Frage auf: Hat Grillparzer wirklich einen Operntext „Dragomira“ gedichtet oder entworfen — und wo ist dieses Erzeugniß geblieben? Die erste Ausgabe der Grillparzer'schen Werke vom Jahre 1872 enthält und erwähnt nichts davon. Unter den mannigfachen Manuscripten, die von Grillparzer noch im Kreise Fröhlich vorhanden sind, mag sich möglicherweise noch dieses Opernbuch auffinden lassen.

Nach diesen Fragen und Conjecturen dürfen wir endlich Grillparzer zu Beethoven selbst begleiten. Daß der Dichter wiederholentlich bei Beethoven war, in der Stadt wie auf dem Lande, das wird schon aus dem Umstande einleuchten, daß er persönlich in einer ganzen Anzahl von Conversationsheften aus dem Jahre 1823 erscheint. Die nun folgenden Grillparzer'schen Aufzeichnungen, die hiermit, wie das Vorangehende, aus denselben Conversationsheften, zum ersten Male mitgetheilt werden, beanspruchen ebensowohl für die Freunde der Dichtkunst wie für die Freunde der Tonkunst ein ganz besonderes Interesse. Der Commentar soll sich nur auf das Allernothwendigste beschränken.

Der Zeitfolge nach erscheint Grillparzer bei Beethoven zuerst in einem Hefte, das entschieden dem Märzmonde des Jahres angehört. Denn gleich zu Anfang desselben (Sign. D. 87, 14 Bl.) ist Herr Schick, Redacteur des „Journal des Luxus und der Moden“ bei Beethoven und schreibt:

(Bl. 2^a) „Gestern (3. März) war Ihr Fidelio. Die Ouvertüre und zwei Stücke mußten wiederholt werden. Die Versammlung war im größten Enthusiasmus.

„Anbeten soll man sie, großer Mann!

(2^b) „wenn nur ich Ihnen dienen könnte.“

Und auf Blatt 6 in diesem Hefte erblicken wir zuerst Grillparzer's eigene, deutliche Handschrift (alles mit Blei). Grillparzer schreibt dort:

„Ich mache diejenigen Veränderungen, die Ihnen nothwendig dünken.

„Ich bitte nur ungefähr eine Idee für das Duett zu geben; denn ich füge meine Gedanken den Ihrigen in Betreff dessen, was gesungen werden soll.

(6^b) „Vielleicht dürfte dieses Duett nichts anderes enthalten, als die Freude der Minerba (!), im Gegensatz mit der trüben Warnung Merkurs (!)

„Die Erfindung einer neuen Handlung erkenne ich als nothwendig, sie ist aber nicht das Werk eines Augenblicks; weit schneller ist die Ausführung da, als die Erfindung, ich muß also natürlich um Zeit bitten, das bei mir zu überlegen, und zu Hause durchdenken zu können.

(7^a) „Soll ich Ihnen das Buch und meine Zeilen hier lassen —, so bitte ich es mir, so bald Sie es nicht mehr benöthigen, durch H. Schindler zu erhärten. — Was den Gedanken betrifft, eine Anspielung auf die heutige griechische Zeit herzustellen, da würde die Censur ihr verneinendes Machtwort darin legen:

(Blatt 8^a verkehrt): „Ich glaube es soll nur derjenige öffentlich auftreten, der ganz gewiß ist, wenn auch nicht gleich, doch einmal etwas Großes in die Welt zu schicken. Diese Ueberzeugung läßt sich nicht einreden.

„Ich meine, die Kraft dazu zu fühlen.

(7^b verkehrt) „Das Resultat in Bezug auf die Cantate (!) wäre also dies. Sie haben die Güte, Buch und Schrift hier zu behalten und mir mit Ihren Bemerkungen (folgt 1 undeutliches Wort-Versehen?) zu übersenden; ich denke indessen den Stoff für mich nach, und so kommen wir vielleicht überein.

(8^b Kurz: Der Schluß ist Ueberlegung, und ich werde nichts arbeiten, ohne Ihnen vorher selbst oder mittelbar den Plan mitgetheilt zu haben.“

(Schindler): „Werden Sie sich entschließen?“ —*)

Dieses erste Erscheinen Grillparzers bei Beethoven giebt uns gleich eine neue artige Nuß zu knacken. Daß es sich hierin weder um die Melusine noch um die böhmische Heldin Dragomira handelt, hat der aufmerksame Leser schon aus den Namen Minerva und Merkur und dem Worte Cantate erkannt, hinter welche ich ein Ausrufungszeichen gesetzt habe. Von was für einer unbekanntten Arbeit Grillparzers für Beethoven ist denn nun aber in diesem Gespräche die Rede? Jedenfalls von einer Cantate, in welcher antike Götter und Bilder, griechisches Wesen gepriesen ward. Dieses Räthsel kann wohl nur diese Lösung zulassen. Die oben mitgetheilte Unterhaltung zwischen Grillparzer und Beethoven hängt offenbar mit der Wiederaufnahme der „Ruinen von Athen“ zusammen, welche im Herbst 1822 stattfand. Der bekannte Volksdichter und Theaterdirector Karl Friedrich Hensler, Dichter der Volksstücke „Das Donauweibchen“, „Rinaldo Rinaldini“, der „Teufelsmüller“ u. s. w., hatte bereits im Jahr 1821 das Privilegium des Josephstädter Theaters in Wien käuflich erworben. Er ließ das Theater neu aufbauen und setzte die Einweihung auf den Vorabend des kaiserlichen Namentages, den 3. October des folgenden Jahres fest. Die Direction wählte die „Ruinen von Athen“ von Kozebue und Beethoven, womit im Jahre 1812 das neue Theater in Pest eingeweiht worden war. Jetzt ward dem Volksdichter Carl Weigl der Auftrag, diesen Text zum Theil umzuarbeiten und den neuen Zeitverhältnissen anzupassen. — (Vgl. U. Schindlers Beethovenbiographie, III. Aufl. II. p 6 f). In

*) Eine Bemerkenswerte Mitteilung über derartiges Aufschreiben bei Beethoven enthält die erwähnte Gerhard von Breuning'sche Schrift aus dem Munde Grillparzer's der im Jahre 1860 mit diesem Beethovenfreunde über sein Verhältniß zu Beethoven sprach, nämlich (a. a. O. p. 37): „Dazu kam noch daß die Conversation mit ihm im Allgemeinen sehr beschwerlich war; denn abgesehen davon, daß man stets schreiben mußte, sprang er im Sprechen oft auf einen anderen Gegenstand über, während man noch schrieb; da mußte man ihn dann, bis man fertig war, erst an das vorhergegangne Gespräch wieder erinnern, und da gab es leicht Verwirrung, u. s. w.“

dieser Dichtung sind nur die antiken Gottheiten Minerva und Merkur, die Grillparzer in jenem Conversationshefte erwähnt, von hervorragender Bedeutung. Minerva wird durch den Gottesbefehl Jupiters aus ihrem zweitausendjährigen Schlafe aufgeweckt und von Merkur in die neu aufblühende Handelsstadt an der ungarischen Donau geführt, um allda den Musen eine Stätte zu begründen. Jetzt soll Minerva, von Merkur geleitet, dieses Wunder auch in der schönen Kaiserstadt Wien und just da, wo eine irreführte Kunst gerade zur Entartung des Volkes beigetragen hatte, vollziehen. Den Musen sollte da ein neues heilbringendes Heim gestiftet werden. So geschah es. Beethoven übernahm es gern, seine Musik zu den „Ruinen von Athen“ umzuarbeiten. Das größte künstlerische Ereigniß dabei war die Neuschöpfung der grandiosen Ouvertüre op. 124 in C. „zur Weihe des Hauses.“ Bei dieser Gelegenheit fehlte es nicht an Zerwürfnissen, Streitigkeiten mit den obligaten Beethoven'schen Jornauszbrüchen. Besonders war der Meister mit dem Volksdichter Meißl unzufrieden. Er machte diesen Dichterling auf unliebsame Weise durch sein Epigramm unsterblich: „Zum Meißel ist er gut, aber zum Bildner?“ Die Berliner Bibliothek besitzt dieses in Lapidarschrift verfaßte Werk im Original. Wenn auch die Aufführung im October 1822 sehr glänzend verlief, und wenn auch Beethoven von dem außerordentlich begeisterten Publicum mehrmals auf die Bühne gerufen ward, wo er an der Hand des Directors Hensler erschien: so bewahrte er dennoch seine Unzufriedenheit mit der Meißl'schen Textarbeit. Und das wird der Grund gewesen sein, daß sich Beethoven mit dem immer berühmter werdenden Grillparzer in Verbindung setzte, um diesen zu veranlassen, den Text zu den Ruinen von Athen nach seinem Ermessen würdig umzudichten. — Weder Grillparzer's „Erinnerungen an Beethoven“, noch die Biographen Beethovens enthalten irgend eine Andeutung, daß Beethoven mit Grillparzer über eine Umbichtung des Ruinentextes conferirt habe. Die Conversationshefte bringen auch dieses an den Tag. — Die darauf bezüglichen Entwürfe Grillparzer's müssen also im Manuscripte vorhanden sein. Den speciellen Grillparzerforschern entsteht hiermit ein Fingerzeig, Grillparzer's Skizzen zc. zu den „Ruinen von Athen“ ausfindig zu machen. — Es mag hierbei noch erwähnt werden, daß noch später ein neuer verbindender Text zu den „Ruinen von Athen“ von Robert Heller gedichtet wurde. Dieser verbindende Text ist in dem von Hermann Joseph Landau herausgegebenen „ersten poetischen „Beethoven-Album“ (Prag 1872) zum Abdruck gelangt (p. 63—66). —

Von einer zweiten Unterredung zwischen Grillparzer und Beethoven giebt uns ein anderes Conversationsheft aus der Frühlingszeit 1823 Kunde. (Sign. D. 45, 65 Blatt). Erst schreibt der Nefte dort über den Dichter: Bl. 10^b. „Grillparzer ist übel angekommen, sagt er.

Was ist der Gegenstand von Grillparzer's Oper?
Dann der würdige Advokat Dr. B. Bach:

Bl. 16^b. Heute gehen Sie noch auf Ihre Güter. „Wird der Meister fleißig schreiben?“
 „Die ganze Welt freut sich auf die neue Oper.“

Weit später in diesem Hefte lesen wir die folgenden mannigfachen Aufzeichnungen Grillparzer's selbst:

Blatt 51^a. Auf dem Lande wäre wohl bald das Uebel gehoben.

„Sie sollten Sauerbrunnen trinken; mir selbst hat es sehr viel Erleichterung verschafft.“

„Johannisbrunnen.“

„Wenn Sie erst so geplagt würden, wie ich, und ich bin sogar Beamter.“

„Muß jedem Dummkopf nachsehen.“

„Und doch möchte ich nirgends anders leben.“

51^b. „Und die übrigen Deutschen sind in Bedanterie ertrunken.“

„Gefühl ist hier.“

„Den Musikern kann doch die Censur nichts anhaben. Wenn man wüßte, was Sie bei Ihrer Musik denken.“

„Der Beamte (oder Curator, Censor) konnte wahrscheinlich nicht anders.“

„Wann werden Sie auf's Land gehen?“

52^a. „Ich habe noch nichts gehört.“

„Ich habe mich auch noch nicht erkundigt. Ich will es. —

52^b. „Ich sinne schon auf eine ganz ernste Oper.“

„Drahomira.“

„In der Oper ist die Poesie ja doch nur wegen der Musik da.“

„Es soll eine Oper von Beethoven sein.“

„Die Franzosen bringen manche Stoffe nicht anders an als bei Opern, — das bringt ihr guter Kopf zu dieser Arbeit.“

Bl. 53^a. „und selbst schlechte Originalopern sind selten, alles Uebersetzungen.“

„Eine große Schwierigkeit unserer Oper (sc. Melusine) wird sein, einen Tenoristen zu finden, der den Haimund spielen kann.“

„Er ist gemein.“

„Wenn Wild*) kommt, ob Sie nicht darauf anspielen könnten?“

„Die Unger**) ist nicht übel.“

Bl. 53^b. „Und die Deutschen bringen es auch selten zur Ausbildung in der Koloratur.“

„Ich bin auch ein Stümper in der Musik.“

„Ich habe durch die Musik die Melodie der Verse gelernt.“

„Die Musik ist die einzige Kunst, die die Neueren erfunden haben.“

„Man fängt schon wieder an,* der Manier entgegenzugehen. Malerei, Poesie. —

54^a. „Jeder sollte sein eigenes Muster sein.“

Damit schließen Grillparzer's Schriftworte in diesem Hefte. Das Tatsachenergebnis daraus ist, daß Grillparzer wirklich zwei Operndichtungen für Beethoven in Erwägung und Bearbeitung zog. Die schöne Melusine lag im Ganzen fertig vor, während die hochtragische Drahomira erst in Angriff genommen werden sollte.

*) Die berühmte Sängerin in Wien.

**) Diese Sängerin, nochmalige Unger-Sabatier, sang mit Fr. Sonntag in der ersten Aufführung der IX. Symphonie.

IV.

Noch zwei weitere Gespräche zwischen Grillparzer und Beethoven werden wir uns zu vergegenwärtigen haben. Bevor dieses jedoch geschieht, wird es Zeit, Grillparzers eigene Auffassung von seinem Besuche bei Beethoven kennen zu lernen. Merkwürdigerweise scheint der Dichter, als er seine Erinnerungen schrieb, in seinem Gedächtnisse nur einen einmaligen längeren Besuch in der Stadt selbst aufbewahrt zu haben, nur da, wo es galt, über die Melusine zu conferiren. Grillparzer giebt uns aber dabei sehr interessante Mittheilungen über Beethovens Aussehen, Wesen und dergleichen mehr.

„Ich fand ihn,“ — so erzählt derselbe — „in schmutzigen Nachtkleidern auf einer zerstörten Bette liegend, ein Buch in der Hand. Zu Häupten des Bettes befand sich eine kleine Thüre, die, wie ich später sah, zur Speisekammer führte und die Beethoven gewissermaßen bewachte. Denn als in der Folge eine Magd mit Butter und Eiern heraustrat, konnte er sich mitten im eifrigen Gespräche, doch nicht entbalten, einen prüfenden Blick auf die herausgetragenen Quantitäten zu werfen, was ein trauriges Bild von den Störungen seines häuslichen Lebens gab.

„Wie wir eintraten, stand Beethoven vom Lager auf, reichte mir die Hand, ergoß sich in Ausdrücken des Wohlwollens und der Achtung und kam zugleich auf die Oper zu sprechen. Ihr Werk lebt hier, sagte er, indem er auf die Brust zeigte, in ein paar Tagen ziehe ich aufs Land, und da will ich sogleich anfangen, es zu componiren! Nur mit dem Jägerchor, der den Einzug macht, weiß ich nichts anzufangen. Weber hat vier Hörner gebraucht; Sie sehen, daß ich da ihrer acht nehmen müßte wozu soll das hinführen? — Obwohl ich die Nothwendigkeit dieser Schlussfolge nichts weniger als einjah, erklärte ich ihm doch, der Jägerchor könne, unbeschadet des Ganzen, geradezu wegleiben, mit welchem Zugständniß er sehr zufrieden schien, und weder damals noch später hat er irgend sonst eine Einwendung gegen den Text gemacht, noch eine Aenderung verlangt. Ja, er bestand darauf, gleich jetzt einen Contract mit mir zu schließen.“

Doch Grillparzer erklärte, daß es ihm bei seinen Arbeiten nie um's Honorar zu thun wäre, Beethoven möge mit dem Buche machen, was er wolle, er würde nie einen Contract mit ihm schließen.

„Nach vielem Hin- und Herreden oder vielmehr Schreiben, da Beethoven Gesprochenes nicht mehr hörte, entfernte ich mich, indem ich versprach, ihn in Heggendorf zu besuchen, wenn er einmal dort eingerichtet sein würde.“

Nach einigen Tagen kam Grillparzers Verleger Wallishäuser zu ihm, um dennoch den Contract abzuschließen, da Beethoven darauf bestand. Der Verleger zahlte ein Geringes an den Dichter, wofür er alle Rechte erwarb. Zwischen Wallishäuser und Beethoven kam ein anderer Contract zu stande. Grillparzer versichert uns ferner, daß er all diese Dinge nur erwähne, um Beethovens Aeußerung zu Reststab: „er habe anderes gewollt, als ich“ zu widerlegen. Beethoven sei vielmehr so fest entschlossen gewesen die Melusine zu componiren, daß er bereits Anordnungen über Dinge traf, die erst nach der Vollendung eintreten konnten. —

Uns hat jetzt das auch von Grillparzer schon angedeutete Zusammenreffen zwischen ihm und Beethoven in Heggendorf zu beschäftigen, wo sich der LONDONDICHTER im Sommer 1823 aufhielt. Wie uns Grillparzer er-

zählt, besuchte er in diesem Sommer mit Schindler den Tonmeister auf dessen Einladung hin in jenem Kurorte. Der Dichter vermied es dort, das Gespräch auf die „Melusinen“-Composition zu bringen. Die beiden Künstler machten einen gemeinsamen Spaziergang und unterhielten sich eifrig, soweit dieses „halb sprechend, halb schreibend“ im Gehen möglich war. Mit besonderer Nührung ist der Dichter des Umstandes eingedenk, daß Beethoven, als man sich zu Tische setzte, in's Nebenzimmer ging und selbst fünf Flaschen Wein herausbrachte. Eine davon setzte er vor Schindlers Gedeck, eine vor das seine und drei Flaschen vor Grillparzers Teller, wahrscheinlich — so meint der Letztere um mir in seiner mild-naiven gutmüthigen Art auszudrücken, daß ich Herr sei, zu trinken, wie viel mir beliebte.“ Ein anderes Zeichen der Aufmerksamkeit Beethovens gegen seinen hochgeschätzten Gast scheint dieser nicht ganz recht gewürdigt zu haben. Der Tonmeister begleitete nämlich den Dichter in einem offenen Wagen bis zum Thore. Nachdem er sich durch einen herzlichen Händedruck von diesem verabschiedet hatte, bemerkte derselbe ein Papier auf dem Platze Beethovens. Grillparzer winkte Beethoven zurückzukommen, da er etwas vergessen habe. Doch dieser schüttelte den Kopf und lief mit lautem Lachen nur um so schneller nach Hezendorf zurück, gleich als frohlockte er über eine wohlgelungene Hinterlist. In dem Papier fand nun Grillparzer genau den Betrag des bedungenen Fuhrlohnes. Und nun urtheilt dieser so darüber:

„So entfremdet hatte ihn seine Lebensweise allen Gewohnheiten und Gebräuchen der Welt, daß ihm gar nicht einfiel, welche Beleidigung unter allen andern Umständen in einem solchen Vorgange gelegen hätte. Ich nahm übrigens die Sache, wie sie gemeint war, und bezahlte lachend meinen Kutscher mit dem geschenkten Gelde.“

Ist dem wirklich so? Grillparzer war doch Beethovens Gast, — natürlich genug, daß dieser auch die Rückfahrt nach Wien für seinen Gast bezahlen wollte. Weber kann hier von einer wirklichen Beleidigung, noch auch von einem animus injuriandi die Rede sein; vielleicht hätte Beethoven eine andere Form zur Ausübung seiner Gastgeberpflicht wählen können.

Mit allerhand Varianten wird diese Anekdote auch von andern Autoren erzählt, so in Nr. 73 der „Eleganten Zeitung“ vom Jahre 1858 (Vgl. L. Nohl. Beethoven's Briefe 1865, p. 254). Danach gab er für Grillparzer nur 2 Flaschen Wein; außerdem ist bei der Fahrt von mehreren Passagiren die Rede zc. zc. Nach der Erzählung dieser Begebenheiten in Emil Kuh's schon erwähntem Buche: Zwei Dichter Oesterreich's (p. 47/48), der unter Anderem den doppelten Irrthum begeht, den Ort derselben nach Meidling (?) zu verlegen — es sollte dann wohl wenigstens „Mödling“ heißen — wird des Meisters Zartgefühl im Geben und Wohlthun dabei nicht übel herausgestrichen. Denn Beethoven wußte, daß Grillparzer nicht in den glänzendsten Verhältnissen lebte: darum hatte es Grillparzer auch sehr eilig, weil der Wagen sonst sehr theuer gewesen wäre. Hiernach legte Beethoven keine Papiere

auf seinen Sitz, sondern er „sprang, als auf sein Verlangen der Wagen anhielt, aus demselben und gab dem Kutscher, indem er ihm etwas zuflüßelte, rasch eine Banknote.“ Von Beleidigungen oder von verletzter Empfindlichkeit ist hier keinerlei Rede mehr.*)

Es ist nun aber auch ein Conversationsheft vorhanden, in welchem Grillparzer selbst seine Tisch-Conversation in Hezendorf führt. Wir werden gleich sehen, daß Grillparzer irrt, wenn er in seinen „Erinnerungen“ sagt, von der Oper sei dort geflissentlich nicht die Rede gewesen. Es ist das Heft aus Hezendorf: D. Nr. 92, 14 Blatt. Grillparzers Schrift ist hier recht unleserlich. Er erscheint gleich auf (Bl. 1^a): „Man hat schon von mir verlangt, daß ich Poesien zur Schwermut Verzüglichkeit (?) mitnehmen soll.

Mir ist jede Mitteilung doch immer widerlich; besonders selbst vorlesen

Ohne daß erst die Stimmung gewonnen wird. Um etwas vorlesen oder vorspielen zu können müßte man ganz damit zufrieden sein.

Das ist aber wohl nie der Fall.

Sie meinen, der Beifall wäre das Größte (oder Schönste), wonach man strebt.

(1^b): „Er hat doch aber auch mitunter eine große Freude an der Repräsentation Offenbar aber nie, um sich von der Rohheit seiner poetischen Zeitgenossen zu entfernen.

Er hat es als Schranke gegen die Zubringlichkeit gebraucht. Daher ist seine Darstellung auch so bildlich.**)

Die Musik verstehen im Ganzen die Norddeutschen nicht viel.

Etwas Höheres als den Freischütz bringen sie nicht hervor.“

(2^a): „Aussicht auf Frau und Kinder —

Sie werden nie heirathen?

Die Geister unter den Weibern haben keine Weiber und die Weiber keine Geister.

Ein zwischen Mauern eingeschlossener Gott kommt nicht wieder, damit ist's auf ewige Zeiten vorbei.

Reid! Reid! Reid!“

(2^a): „Von mir hat er gesagt: ich schimpfte im Theater, indeß ich doch gar nicht ins Theater gehe.

Auch Mosel und Dietrichstein haben sich immer feindselig gegen mich benommen.

Sie haben mir die Pension genommen, die ich vom Theater hatte.

Auch Mosel hat für Sie nur darum Achtung, weil Sie ein Deutscher sind.“

(3^a): „Wenn diese Brut Künstler sein könnte, möchte ich keiner sein.

Mosel spricht von sich selbst als Tondichter.

Man versteht so leicht, was sie thun und vornehmen, das macht ihr Glück von oben

Sie wollen von keiner Beschränkung wissen und sind die Beschränktesten.“

Nun bringt Grillparzer das Gespräch auf seine Oper Melusine und später auf die Drahomira.

(Bl. 3^b): „Sind Sie noch immer der Meinung, daß statt des ersten Chores in unserer Oper etwas anderes substituirt werden sollte?

Vielleicht nur ein paar Lüne (4^a) des Jägerchores, fortgesetzt durch ein unsichtbares Nymphenchor.

*) Vgl. auch v. Breuning a. a. O. p. 39.

**) Hier ist wahrscheinlich von Schiller die Rede.

Ich habe mir überhaupt gedacht, ob es nicht passend wäre, jede Erscheinung oder Einwirkung Melusins durch eine wiederkehrende, leicht fassende Melodie zu bezeichnen. Könnte nicht die Ouvertüre mit dieser beginnen, und nach dem rauschenden Allegro auch die Introduction durch diese selbe Melodie gebildet werden."

(Bl. 4^b): „Diese Melodie habe ich mir als diejenige gedacht, auf welche Melusine ihr erstes Lied singt.

Drahomira.

Ich werde Ihnen den Plan dieser Drahomira schriftlich mittheilen.

Als er die Freiheit von Griechenland proklamirte.

Ihre Musik bleibt uns doch ganz unbegreiflich."

Nun fehlt in diesem Hefte Alles bis Blatt 10.

10^a): „(Grillparzer): Eifer und Ehrgeiz.

Er ist ein Narr und Bedant.

Bogel sagte mir, wir haben 2 Jahre über die Hygiene studirt, nun aber wissen wir bei jedem Tone davon den Grund, warum ihn Gluck gesetzt.

So viel hat Gluck selbst nicht gewußt. Bogel war auch in Ihrem Fidelio nicht gut.

Und doch kann ich mich mit jenen nicht vereinigen, die die italienische Oper unbedingt verwerfen.

(10^b): Meiner Meinung nach giebt es 2 Gattungen der Oper, von denen die eine vom Text ausgeht, die zweite von der Musik, letztere ist die italienische Oper.

Lablache und zum Teil die Fodor*) sind bessere Schauspieler, als die deutsche Oper jemals hatte.

Vielleicht hat sich auch Mozart durch die italienische Oper gebildet.

Jetzt ist es noch schlechter.

(11^a): Sie würden Mühe haben, für Ihre Oper Sänger aufzufinden.

Damit schließen Grillparzer's Worte in diesem Hefendorfer Hefte. Es muß daran erinnert werden, daß Beethoven in dieser Zeit dermaßen für die italienischen Sänger schwärmte, daß er sich mit dem Gedanken trug, eine Oper eigens für die Italiener in Wien zu schreiben. —

Nach Grillparzer's Erinnerungen hätte er nach diesem Sommerbegegniß Beethoven später nur noch einmal gesprochen, wo — weiß er nicht mehr. Der Meister habe ihm damals gesagt: „Ihre Oper ist fertig!“ „Ob er damit meinte: fertig im Kopfe oder ob die unzähligen Notatenbücher, in die er einzelne Gedanken und Figuren zu künftiger Verarbeitung, nur ihm allein verständlich, aufzuzeichnen pflegte, vielleicht auch die Elemente jener Oper bruchstückweise enthielten, kann ich nicht sagen.“ Mit Hilfe der Conversationshefte kann auch dieses wieder beträchtlich ergänzt und berichtigt werden. Man darf sich nicht verhehlen, daß unser Dichter, der noch positiv versichert: „Gewiß ist, daß nach seinem Tode sich nicht eine einzige Note vorfand, die man unzweifelhaft auf jenes gemeinschaftliche Werk hätte beziehen können“ — daß Grillparzer also von einer gewissen Verstimtheit gegen Beethoven befangen war, als er seine Erinnerungen schrieb; denn der Ton darin ist nicht so herzlich, auch nicht so verehrungsvoll, wie überall da, wo Grillparzer direct und indirect in den Conversationsheften auftritt.

*) Sänger der italienischen Oper in Wien unter Barbaja.

In einem anderen Hefte aus Hengendorf, im Sommer 1823 (ohne Signatur, 50 Blatt stark) theilt Schindler mit:

(36^a) „Grillparzer empfiehlt sich Ihnen, er wird Sie auch nächstens besuchen — und Ihnen die Freudenbotschaft selbst bringen, daß er ist im Bureau des (Grafen) Stadion angestellt ist.“

„er will schon Mittwoch hinaufgehen.“

Im Winter dieses Jahres 1823 ist dann Grillparzer wieder einmal bei Beethoven und führt mit ihm abermals ein interessantes Gespräch:

Dieser Besuch war höchstwahrscheinlich die Folge einer direkten brieflichen Einladung von Seiten Beethovens; es ist dies der einzige bis jetzt vorhandene und abgedruckte Brief Beethovens an Grillparzer, der hier nicht fehlen darf.

Beethoven schreibt:

Werther Verehrter!

„Die Direction möchte gern Ihre Bedingungen über Ihre Melusine wissen; so weit hat sie sich schon selbst erklärt, und dies ist wohl besser, als sich in d. g. selbst aufdringen. — Mein Hauswesen ist seit einiger Zeit in großer Unordnung, sonst hätte ich Sie schon aufgesucht und auch gebeten, wieder zu besuchen. — Vor der Hand schreiben Sie mir oder der Direktion selbst Ihre Bedingungen, ich werde sie dann selber übermachen; überhaupt konnte ich mich weder früher noch jetzt Ihnen nähern, ich hoffe, daß dies auch einmal sein wird, — meine Nr. ist 323.

„Nachmittags finden Sie mich auf im Caffeehause der goldenen Birne gegenüber; wollten Sie kommen, so bitte ich Sie allein zu kommen; dieser aufdringende Appendix von Schindler ist mir schon längst, wie sie in Heng.* (= Hengendorf) müssen bemerkt haben, äußerst zuwider, — otium est vitium. Ich umarme Sie von Herzen und ehre Sie,

Ganz Ihr

Beethoven.“

Adresse: An Seine Wohlgeboren Herrn Grillparzer R. R. Hofconcipist.

Darauf hin machte Grillparzer dem Tonmeister wieder einen Besuch und schrieb bei ihm folgendes Allerlei auf (Heft Sign. D. 124, (20 Blatt):

Bl. 2^b). Die Censur hat mein Trauerspiel Otto Kar*) verboten. Sogar den Druck will man nicht erlauben.

*) Bekanntlich hatte dieses Grillparzer'sche Drama die merkwürdigsten Schicksale. Am 19. Februar 1825 konnte es endlich zum ersten Mal aufgeführt werden, nachdem es zwei Jahre lang in der Censur verblieben war. Hier galt es für verschollen oder verloren, als zufällig von Seiten der Kaiserin danach gefragt wurde. So kam es wieder ans Tageslicht. Der mühsam aufgefundene „Ottolar“ ward der Kaiserin vorgelesen und von dieser dem Kaiser empfohlen. So erlebte er endlich seine Auferstehung. Aber das patriotische Drama ward späterhin dennoch wieder auf lange Zeit als „politisch nicht opportun“ bei Seite gelegt. H. Laube, dessen Examen über Ottolar ich diese Dinge entnehme, bemerkt noch dazu (Gesammtausgabe IV, p. 176 vom Jahre 1872:.) „Es ist uns nicht immerlich, daß irgend ein einheimisches oder fremdes dramatisches Werk eine so eingehende Beurtheilung erfahren hätte, als dieses. Es wurden ganze Abhandlungen darüber geschrieben.“

Es ist zu sehr auf Oesterreich berechnet.

Meins liegt an Oesterreich

Es ist leider eigentlich patriotisch.

Niemand kann den Grund des Verbotes begreifen.

Sie haben die Melusine wieder vorgenommen?

Ich habe schon früher mich 2 Mal an die Direktion gewendet, aber keine Antwort erhalten.

Ich habe auch schon früher erklärt, hundert Dukaten dafür fordern zu müssen. (Bl. 3^a). Weil dann doch eigentlich aller Vortheil eines Opernbuches sich auf jenes Theater beschränkt, wo es zum ersten Mal aufgeführt ward.

Ich hätte aus demselben Stoffe ein rezipirtes Schauspiel machen können, das mir mehr als 3 Mal so viel getragen hätte.

Ich muß so viel fordern, um meine Verbindlichkeiten gegen Wallischauser erfüllen zu können.

Sie geben für gewöhnliche Opernbücher bis 300 f. Konventionsgeld.

Haben Sie schon angefangen zu komponiren?

Wollten Sie mir wohl aufschreiben, wo Sie Aenderungen wünschten?

Weil aber doch das Stück mit einer Jagd beginnen muß.

Vielleicht wenn die letzten Töne eines verhallenden Jagdchores sich nur mit der Introdution mischten, ohne daß die Jäger selbst auftreten.

Mit einem Nymphen-Chor anfangen zu lassen, würde vielleicht die Wirkung dieses Chors am Schlusse des 1. Aktes schwächen —

Ich verstehe mich so eigentlich auf Operntexte nicht.

Sie wollen bis September es dem Theater übergeben.

Die Direktion will sich im Publikum Kredit machen.

(4^a). Scheint Ihnen der Text der Oper nicht auch zu lang?

Wem gedenken Sie die Rolle des Raimund zu geben?

Man spricht von einem jungen Tenor, der vielleicht bis dahin die Bühne betreten soll.

Ich glaube, er heißt Gramolini und soll bei einer hübschen Gestalt eine sehr schöne Stimme haben.

Man sagt, die Direktion lasse ihn unterrichten.

Forti ist doch etwas plump.

Ich erwarte also Ihre Vorschläge zu Abänderungen schriftlich, vielleicht bald? Ich bin jetzt unbeschäftigt.

(4^b): Ich bin zu Allem bereit.

Er ist etwas prosaisch.

Ein Oratorium kann auch leicht zu dramatisch sein.

Wenn zuviel Handlung vorausgesetzt wird, die der Zuschauer nicht sieht und also nicht begreift.

Eigentlich kann man ja Jesus Christus nicht musikalisch ausdrücken.

Die Musik muß Schmerz ausdrücken, menschlichen Schmerz, wo bleibt da der Gott?

(5^a): Ich habe mir immer die Judith als einen guten Stoff für ein Oratorium gedacht.

Dahomira.

Viel Abwechslung, große Charaktere, — besonders die Mutter des heiligen Herzogs Wenzel von Böhmen

Einer ihrer Söhne tödtet den Andern. Sie selbst ist Heidin, ihr besserer Sohn Christ.

Man zeigt noch in Prag den Ort, wo sie sammt Wagen und Pferden von der Erde verschlungen worden ist.

(5^b): Wenn meine Hoffnung hier ganz verschwunden ist, will ich es doch nach Berlin schicken.

Er ist geistreich, aber nur sind seines Gleichen höchstens noch hier Bediente.“

Damit hören die Aufzeichnungen Grillparzer's bei Beethoven in diesem Jahre auf. Gerade diese hier sind in mehr als einer Beziehung lehrreich. Im Gegensatz zu seinen „Erinnerungen“ stellt es sich als gewiß und natürlich heraus, daß die Honorarfrage hinsichtlich seiner Melusine und anderer Werke dem Dichter keineswegs gleichgültig ist. — Die Aeußerung über die musikalische Behandlung der Leiden des Heilandes würde Grillparzer wohl nicht gethan haben, wenn er etwa eine der Bach'schen Passionsmusiken gekannt hätte. Aber die Süddeutschen, überhaupt die katholischen Länder nahmen damals noch wenig Notiz von der gewaltigen protestantischen Kirchenmusik des Leipziger Thomascantors. Ueberdies ward Bach's Hauptwerk — die Matthäus-Passion, welche die fast typisch gewordene musikalische Gestaltung des Erlösers enthält, erst zwei Jahre nach Beethovens Tode, 1829, durch Felix Mendelssohn-Bartholdy in Berlin nach langem Todeschlaf zu neuem Leben auferweckt. Ferner verdient das, was Grillparzer über Operntexte und besonders über die Melusine selbst sagt, alle Beachtung. Bekanntlich kam dieses Opernbuch späterhin vom Verleger in die Hände des Componisten Konradin Kreutzer, der es componirte, ohne mit seiner Melusine sonderlich zu reüssiren. — Und doch ist der Text so anziehend, für einen berufenen Romantiker wie geschaffen. Sollte sich gegenwärtig wieder Jemand des Textes bemächtigen, so wird er gut thun, die hier von Grillparzer vor Beethoven darüber gemachten Bemerkungen besonderer Beachtung zu würdigen. —

V.

Nach diesem Besuche im Herbst 1823 erscheint Grillparzer weder in diesem Jahre, noch 1824 und 1825 wieder bei Beethoven. Nichts desto-weniger ist aber in den Conversationsheften dieser Zeiten noch sehr viel von ihm die Rede, besonders wegen der Oper Melusine. Der Graf Richnowsky, Schindler, Rob. Schick, der Bruder, der Nefse, die Sängerin Unger und Andere bestürmten den Meister immer auf's neue und immer vergeblich, doch endlich die Melusine zu componiren. — Einiges mag noch mitgetheilt werden. In jenem Grillparzerhefte selbst schreibt bald darauf energisch und drastisch Rob. Schick:

(Bl. 11^a): „Warum schreiben Sie denn die Grillparzer'sche Oper noch nicht?

„Die Oper schreiben Sie zuerst, und dann kann man nur wünschen, daß Sie sich an ein Requiem machen!

„Kinder und Narren sagen die Wahrheit.“ —

Im October desselben Jahres ist die reizende Sängerin Fräulein Unger zum ersten Male bei Beethoven. Sie ist für die Oper als Titel-

heldin ausersehen. Sie schreibt dabei unter Anderem auf (Heft: Sign. D. 53, 36 Bl.) Bl. 1^b: „Haben Sie schon für Melusine etwas fertig?“

Forti hat es gelesen und ist davon entzückt, ich dachte, er wäre der passendste, die Rolle des Ritters zu spielen.

Sollte er nicht einen Verliebten mit mehr Geschicklichkeit als jeder andere spielen können?

„Die Oper soll in die Burg kommen.“ —

„Bald erscheint der Neffe und vermeldet

(Bl. 2^b): „Der Bruder wird Dir schon gesagt haben, daß Düport sich das Buch von Grillparzer in's Französische übersetzen läßt, um es gut durchstudiren zu können.“ Und später derselbe (Bl. 10^b): „Bald wird nun eine entscheidende Antwort von Düport kommen, worin Alles angenommen, und um die Oper gebeten werden wird.“

In einem Hefte vom November 1823 (Sign. D. 95, 40 Bl.) schreibt Graf Sichnowsky auf Bl. 24^a: „Wenn Sie wollen, die Direction macht gleich mit Vergnügen Contract.

24^b: „Reden Sie mit Grillparzer deswegen, ihm wird es auch eins sein.

Vor einigen Tagen fragte Düport schon wegen der Oper.“ —

Im April 1824 war Grillparzer, wie wir bereits wissen, voller Sorgen um das Schicksal seines Ottokar. Schindler schreibt in dieser Zeit einmal darüber beim Meister auf (Heft 109 D., 49 Bl.) in Bl. 4^b: „Grillparzer begegnete mir gestern und beklagte sich jämmerlich über die Ghibane und Niederträchtigkeiten, die man gegen ihn ausübt. Sein Trauerspiel ist bei der Censur durchgegangen, Hofrat Oms erklärte, er könne kein Wort streichen; nichts desto weniger läßt es ihm der Graf Sebnitzky nicht ausfolgen, also weder aufführen, noch drucken; der Kaiser weiß nichts davon, sondern, wie G. sagt, bloß der Graf Sebnitzky.“ —

Wie lebhaft man sich im Beethoven'schen Kreise für den edlen Dichter interessirte, verrathen auch allerlei andere Aufzeichnungen über das Schicksal des Ottokar und über das, was damit zusammenhing. So in einem Hefte des Jahres 1824, Sign. D. 125, 26 Bl. Schindler schreibt dort (Bl. 5^a): „Der arme Grillparzer ist aber zu bedauern, sein Ottokar wird nicht gegeben, weil ihn die Censur fürchterlich zugerichtet hat und die Regisseure wollten ihn zu ihrer Einnahme geben.

„Ich höre auch, daß er desha'b selbst beim Kaiser war. Es wird sich wohl bald aufklären, was damit eigentlich geschehen soll.“

Ferner Bl. 8^b: „Grillparzer empfiehlt sich Ihnen vielmal. Er wird Sie noch dieser Tage besuchen. Sein Ottokar ist nun nicht gestrichen, sondern gänzlich verboten worden. Er ist ganz konsternirt.

„Der ist schon hier so wie verloren, sowohl als Dichter, wie als Beamter.

... er fühlt es selbst schon.

Er kann nie vor 3 Uhr das Bureau verlassen, folglich auch gar keine Einladung annehmen, so sagt er mir heute. Trifft er Sie nicht zu Hause, so wird er Sie hier aufsuchen.

Er war hocherfreut, als ich ihm versicherte, daß Sie die Oper schreiben (9^a) werden. Er war schon vom Gegentheil überzeugt; was auch die Ursache war, daß er sich bei Ihnen nicht sehen ließ, denn er will sich deshalb Ihnen nicht aufdrängen.“ —

Man weiß, daß Grillparzer's Ottokar endlich im Februar des Jahres 1825 die erste Ausführung erleben konnte. — Auch in den Conversations-

besten ist nicht selten von diesen Ottokar-Abenden die Rede. — So schreibt des Meisters Bruder Johann einmal im März auf (Hest: D. 42, 46 Bl.): „Gestern war es im Ottokar wieder sehr voll.“ (Bl. 30^b).

Grillparzer hielt sich selbst, wie wir noch hören werden, für einen Hypochonder. Bereits im Jahre 1825, im Hochsommer, ist einmal, unter steter Anerkennung seines hellen Verstandes, von seiner Gemüthskrankheit die Rede (Hest: D. 2, 48 Bl.). Da schreibt der jugendliche Karl Holz auf (Bl. 24^a): „Grillparzer hat den Nagel besser auf den Kopf getroffen.

(25^a): „Und er ist gemüthskrank. —

Ferner derselbe (Bl. 27^a): Stadler. — Grillparzer nennt ihn den Notenreiter.“

Es ist vom wohlbekannten Abbé Stadler die Rede, von dem unter Anderem erzählt wird, daß er in der Regel den Concertsaal verließ, sowie ein Beethoven'sches Werk bevorstand. — In der allerletzten Zeit Beethoven's trat ihm Abt Stadler etwas näher.

Je mehr nun Beethoven im Jahre 1825, trotz des neuen Impulses, den der Besuch Kellstab's gab, den Gedanken einer neuen Operncomposition preisgab, um so mehr beschäftigte ihn neben seinen Quartetttschöpfungen die Idee zu einem neuen Requiem oder zu einem neuen Oratorium biblischen Inhalts. Auch hierbei denkt man in seinen Kreisen stark an Grillparzer. So schreibt Holz in einem Heste, das wahrscheinlich dem Herbst 1825 angehört (D. 99, 48 Bl.), Folgendes darüber auf:

Wenn's mit Bernard nichts ist, so würde Grillparzer der beste sein für den Text eines Oratoriums.“

Ende des Jahres werden in Grillparzer noch einmal Opernhoffnungen durch Beethoven erweckt. In einem Heste aus dieser Zeit (D. 76, 47 Bl.), worin unter Anderem Beethoven selbst die bekannte, bedeutame Sentenz niederschreibt:

„Nur das Lob eines selbstbelobten kann freuen.“

(Bl. 27^b) notirt Holz auch Manches über Grillparzer auf; so auf Bl. 14^b: „Grillparzer hat Lebensansicht und poetisches Gefühl und Darstellungsgabe“; und weiterhin (Bl. 38^b): „Den Grillparzer freute die Nachricht wegen der Oper.“

Außerordentlich erstaunenswerth bleibt es, daß Grillparzer's Gedächtnis gar nichts von einer Unterredung aufbewahrt hat, die er noch im letzten Lebensjahre Beethoven's mit diesem gehabt hat. In seinen „Erinnerungen“ schreibt Grillparzer, da er von seiner Melusine spricht, noch Folgendes:

„Gewiß ist, daß nach seinem Tode sich nicht eine einzige Note vorfand, die man unzweifelhaft auf jenes gemeinschaftliche Werk“ (sc. Melusine) „hätte beziehen können. Ich blieb übrigens meinem Vorsatze getreu, ihn, auch nicht auf's Leiseste, daran zu erinnern, und kam, da mir auch die Unterhaltung auf schriftlichem Wege lästig war, nicht mehr in seine Nähe, bis ich, im schwarzen Anzuge und eine Kerze in der Hand, hinter seinem Sarge herging.“

Es wird sich jedoch gleich zeigen, wie die Conversationshefte des Jahres 1826 den augenscheinlichen Beweis liefern, daß Grillparzer noch

in diesem Jahre mehrfach mit Beethoven zusammentraf, vornehmlich in einem Wirthshause, in welchem echtes Regensburger Bier eingeschenkt wurde, zu einer Zeit, wo der junge Geiger C. Holz der Spiritus rector bei Beethoven war.

In einem Hefte aus dem Frühlinge dieses Jahres (1826; sign. D. 88, 96. Blatt) unterhält Holz seinen hochverehrten Meister auch einmal über die Vortrefflichkeit des bayrischen Gerstenfastes. Da schreibt er einmal (Bl. 93^a):

„Grillparzer kommt täglich, aber erst um 10 Uhr.“

(83^b): „Es ist besser, als unter den Tuchlauben (Straße in Wien). Das heißt: echt bayrisches Bier; ob es gerade von Regensburg ist, weiß ich nicht.

Das beste bayrische Bier ist in Straubing.

In München ist es so schlecht, wie hier“ u. s. w.

Bald darauf erscheint dann Grillparzer selbst in Beethoven's Gesellschaft und führt — so weit die Hefte aufbewahrt sind — zum letzten Male eine lehrreiche Unterhaltung mit dem Tonbildner. — Es mag sehr wohl sein, ist vielleicht wahrscheinlich, daß der folgende Dialog in dem oben angedeuteten bayrischen Bierlocale stattfand, in dem Beethoven, Grillparzer und Holz gemüthlich beisammensaßen. — Grillparzer schreibt also in demselben Hefte (Bl. 87^a):

„Die Censur hat mich umgebracht.

Man muß nach Nordamerika reisen, um seinen Ideen freien Lauf zu lassen.

Ich habe vor einiger Zeit die unangenehmste Polizeigeschichte gehabt.

Blos um einiger Juden (? undeutlich) willen.

Werden Sie heuer nicht auf's Land gehen?

Was erwarten Sie von der Oper unter Barbaja?

Im Theater an der Wien, abgesondert, wäre für die deutsche Oper noch zu hoffen.“

(87^b): Und doch wird außer Wien nirgends in Deutschland etwas bedeutendes für die Oper geleistet werden.

Ich glaube, daß die Berliner mehr das Weiwerk der Oper lieben, als die Musik.

Sagt Ihnen Weber's Guryanthe zu?

Mehr Poesie als Musik.

Die Welt hat ihre Unschuld verloren, und ohne Unschuld schafft und genießt man kein Kunstwerk.

Die Loosung unserer Lage ist Kritik.

Weber ist ein kritischer Componist.

Er hat hier sogar dem Castelli den Hof gemacht.

(88^a): „Ich bin stumpf geworden.“

Der Musiker hat keine Censur.

Zugleich sind aber die ausländischen Litteratoren gegen Alles eingenommen, was aus Oesterreich kommt. Es besteht ein eigentlicher Bund gegen die österreichischen Schriftsteller in Deutschland.

Ich bin trotz allem halb in Oesterreich verliebt.

Im Grunde haben meine Arbeiten stufenweise immer weniger gefallen.

Haben Sie Ottokar gelesen?

Ich habe das Unglück, hypochondrisch zu sein. Das erklärt viel. Meine Arbeiten machen mir keine Freude.“

(88^a): „Hätte ich den tausendsten Theil Ihrer Kraft und Festigkeit.“

War keine Zeit, wo die Ereignisse des Lebens Sie auf längere Zeit im Arbeiten gehindert haben?

Liebesverhältnisse zum Beispiel?

Um 1/2 10 Uhr.

Damit bricht diese denkwürdige Unterredung ab. Wenn man sich auch meistens Beethoven's Gegenrede wohl denken kann, so bedauert man dennoch nicht an wenigen Stellen, daß man dieselbe nicht von ihm selbst schwarz auf weiß — oder hier vielmehr: bleigrau auf gelb — besigt. Darum bleibt es doppelt interessant, wie sich Holz später — nach Grillparzer's Fortgehen — über ihn und diese Unterredung ausspricht. Holz schreibt:

Bl. 91^a: „Er hat zu wenig Festigkeit.“

Die Ahnfrau hat er in 14 Tagen entworfen und vollendet und sie ist in vieler Rücksicht sein bestes Werk.

Er kann schnell schreiben, der Genius ist da, aber er darf durch nichts aufgehalten werden.

Bei ihm treten noch die Verhältnisse als Beamter ein.

Er hat ein andres Fach.

Mehr Wissenschaft als Kunst.

(91^b): Er hatte einen Gehalt von 1200 Fl., aber der Herr Musikgraf verlangte dafür eine so große Kaufarbeit; deshalb leistete Grillparzer auf den Gehalt Verzicht, denn er sah ein, daß man dergl. nicht auf der Maschine machen kann.

„Auf Grillparzer hat es gewiß großen Einfluß, daß sie ihm heute so Muth zugesprochen haben. Es scheint, daß er sich gerne nachgiebt.“

(92^a): „Er ist hypochondrisch.“

Souwald ist gut, aber Grillparzer steht doch höher.

Wenn man so etwas sieht, lernt man erst die Freiheit so recht schätzen.“

Ibidem: „Grillparzer ist so ängstlich; er ist immer mit seinen eigenen Werken unzufrieden.“

Trotz jenes Tages, an dem Grillparzer so offenbare Beweise von Beethoven's Freundschaft und Verehrung für ihn empfing, konnte er es nicht verwinden, daß Beethoven seinen Operntext so unbeachtet ruhen ließ. Wenigstens muß man das aus Aufzeichnungen in einem Hefte schließen, das bald darauf benutzt wurde, Juni oder Juli 1826 (Sign. D. 128; 32 Bl.) Da schreibt wieder der unermüdbliche Holz:

(Bl. 8^b): „Mit Grillparzer sprach ich gestern.“

„Ich sagte ihm davon.“

„Er war sehr unzufrieden; er sagte, er wolle gerade keinen großen (9^a) Ruhm darin setzen, doch wüßte er nicht leicht einen Operntext, der in musikalischer und scenischer Rücksicht so passend wäre.“

„Weber hat schon zweimal gesagt.“

„Es ist schade um die schönen Verse, die im Jagdchor sind gerade sehr gut.“

So kam der Herbst des Jahres 1826 ins Land. Grillparzer ward wieder einmal Wien-müde, es drängte ihn fort. So lesen wir auch in einem Hefte dieses Jahres (Sign. D. 100, 47 Bl.) von C. Holz's Hand die Worte:

(Bl. 21^b) „Grillparzer ist auf 6 Wochen nach Berlin abgereist. Er hat mit großer Mühe die Erlaubnis erhalten, auf's Land gehen zu dürfen.

„Er wird auch nach Weimar gehen, um Göthe zu sehen.“

Beethoven begab sich nach Snetzendorf, auf das Gut seines Bruders, um Heilung für seine schwer zerrüttete Gesundheit zu finden. Armer Wahn! Als todtkranker Mann kehrte der Meister im December 1826 nach Wien zurück. So sahen sich denn die beiden edlen Schwäne Wien's nicht wieder.

Am 26. März 1827 Nachmittags 5^{3/4} Uhr hauchte Beethoven seinen Geist aus. Diejenigen, denen die Anordnung der Begräbnißfeier oblag, vornehmlich Stephan von Breuning und A. Schindler, wußten daß Niemand berufener sein konnte, die Leichenrede zu verfassen, als F. Grillparzer. So geschah es denn auch. Wenn nun auch des Dichters wunderschöne Grabrede auf Beethoven, die vom Hofchauspieler Heinrich Anschütz gesprochen ward, durch manche der Beethoven-Literatur angehörende Werke — besonders durch das Buch von Ritter von Seyfried: Beethoven's Studien 2c. — bekannt ist, so doch weit weniger manch ein Umstand, der den Dichter dabei beselte. So erzählt Grillparzer in seinen „Erinnerungen an Beethoven“, daß ihn die Nachricht von Beethoven's nahe bevorstehendem Ende um so tiefer erschüttirt habe, als er „keine Ahnung von Beethovens Krankheit hatte.“ (!) Andern Morgens begann er seine Rede.

„Ich war“ — so erzählt Grillparzer — „in die zweite Hälfte gekommen, als Schindler wieder eintrat, um das Bestellte wieder abzuholen, denn B. wäre eben gestorben. Da that ich einen starken Fall im Innern, die Thränen traten mir aus den Augen und wie es mir auch bei sonstigen Arbeiten ging, wenn wirkliche Nührung mich übermannt, ich habe die Rede nicht in der Brägnanz vollenden können, in der sie begonnen war. Sie wurde übrigens gehalten, die Leichengäste entfernten sich in andächtiger Nührung, und — Beethoven war nicht mehr unter uns.“

Grillparzer hat diese Rede auch seinen „Erinnerungen“ einverleibt. Die sich dafür Interessirenden mögen nun erfahren, daß dieser Text der Rede von dem sonst bekannten manche nicht unwesentliche Varianten enthält. Hier fügte der nacharbeitende, feilende Künstler ein Weiteres zum Alten hinzu.

Von sonstigen Einzelheiten, die Grillparzer bei dieser Gelegenheit noch über Beethovens Wesen vorträgt, sei — zur Abrundung des ganzen Verhältnisses — noch folgendes erwähnt. Grillparzer bestätigt es, daß Beethoven Schiller „sehr hoch hielt,“ er behauptet ferner, daß Beethoven das Loß des Dichter den Musikern gegenüber „als des beglückteren pries.“ Webers Euryanthe, die damals neu war, schien ihm wenig zu gefallen. Ansehbar ist aber Grillparzers Ansicht, wonach es „im Ganzen doch Webers Erfolge sein dürften, die in ihm den Gedanken hervorriefen, selbst wieder eine Oper zu schreiben.“ — Aber der Dichters scheint trotz seiner ihm so am Herzen liegenden Melusine doch erkannt und eingesehen zu haben, daß diese für einen Beethoven dennoch nicht genügen konnte.

Er sagt zutreffend: „Er (Beethoven) hatte sich aber so sehr an seinen ungebundenen Flug der Phantasie gewöhnt, daß kein Overturbuch der Welt imstande gewesen wäre, seine Ergüsse in gegebenen Schranken festzuhalten. Er suchte und suchte und fand Keines, weil es für ihn Keines gab.“

Nur das scheint Grillparzer nicht erkannt zu haben, daß dem Schöpfer des „Fidelio“ jedenfalls kein romantischer Stoff genug thun konnte, dazu stand sein Geist, sein ganzes Streben zu fest auf realem Boden der gegenwärtig leidenden Menschheit.

Auch nach Beethovens Tode huldigte Grillparzer als Dichter und Aesthetiker seinem hochverehrten Freunde. Mehrere in der Gesamtausgabe enthaltene Gedichte sind dem Kultus Beethovens geweiht. So das kleine Gedicht „Wanderscene“: „Es geht ein Mann mit raschem Schritt“ — mit dem Schlußverse: „Der Mann mich an Beethoven mahnt.“ — Das erste poetische Beethoven-Album von Landau enthält dieses Gedicht ebenfalls. (p. 106). Ein großes, bedeutames Gedicht von Grillparzer aus dem Jahre 1807 ist: „Beethoven“. Es beginnt also:

Abgestreift das Band der Grüfte
Noch erschreckt, sich findend taum
Flog die Seele durch den Raum
Dünn und leichtgespannter Rüste. —

Dabei wird nicht nur Beethoven's Wesen, sondern auch dasjenige vieler Heroen der Ton- und Dichtkunst charakterisirt. Es ist auch bei Landau abgedruckt (a. a. O. p. 183—186).

Zu erinnern ist auch an das Spott-Gedicht: Chor der Wiener Musiker beim Berlioz-Fest 1846, mit dem Anfange:

„Genossen! macht ein ernst Gesicht,
Es geht um unsre Ehre
Und können wir das Leicht nicht,
Versuchen wir das Schwere.“ —

(Gesamtwerte I, p. 115—116).

Ein eigenes Gedicht entstand, als Clara Wieck (Schumann) die Wiener durch ihr Beethovenspiel entzückte, nämlich:

Clara Wieck und Beethoven F-moll-Sonate, also beginnend:

Ein Wandersmann, der Welt, des Lebens satt
Schloß seine Zauber grollend ein,
Im festverwahrten, demantharten Schrein
Und warf den Schlüssel in das Meer und starb“ — u. s. w.
(Gesamtwerte I, p. 118.)

Wenig bekannt und in den Gesamtwerken Grillparzer's auch nicht enthalten ist sein verbindender Text (Declamation) zu Beethoven's Musik zu „Symont.“ Die Dichtung wird in Landau's Album als „Ergänzung zur vorhergehenden Mosengeil'schen Dichtung“ mitgetheilt (p. 53—55). Grillparzer hat seine Verse für die „Produktionen der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien 1834“ verfaßt.

Da sich späterhin Grillparzer, namentlich als mit Berlioz die Programm-Musik immer größere Kreise zog, dieser auf Beethoven fußenden Richtung abhold zeigte, warf man ihn gereizt und übereilt wohl leicht zu den Verächtern der letzten Epoche in Beethoven's Schaffen. Weit gefehlt: Grillparzer rächte sich dafür durch sein Epigramm:

Beethovomanie.

Ich sähe, glaubt ihr, auf Beethoven schieß?
Als ob zu meinem Ohr nicht seine Zauber reichten?
Nur graut mir vor dem Wörtlein: tief,
Vor allem aus dem Munde der Seichten. —

Immerhin bleibt an jenem Tadel gegen Grillparzer etwas Wahres, Berechtigtes bestehen — das muß schließlich der Wahrheit gemäß zu gegeben werden: Grillparzer war nicht so weit gebiehn, um den letzten Beethoven vollkommen zu begreifen. So schreibt er in seiner allgemeinen Aesthetik einmal (Gesamttwerke IX. Band, p. 79/80) — wo er von der Zweideutigkeit des Begriffes „originell“ spricht: „So ist in der Musik Beethoven vielleicht ein so großes musikalisches Talent als Mozart oder Haydn, nur hat etwas Bizarres in seiner Naturanlage, verbunden mit dem Streben, originell zu sein, und allbekannte traurige Lebenszustände ihn dazu geführt, daß in weiterer Ausbildung durch talentlose Nachtreter, die Tonkunst zu einem Schlachtfelde geworden ist, wo der Ton mit der Kunst und die Kunst mit dem Tone Bürgerkriege führen.“

Wie bedauerlich ist diese Bemerkung! Kein Mensch war ferner von aller Originalitätsucht und stand ihr feindseliger gegenüber als Beethoven. Diesem seinen innersten Wesen entsprang sein unsterblicher Gedanke: „Das Neue und Originelle gebiert sich von selbst, ohne daß man daran denkt.“

Allein diese Differenz ist zu unbedeutend, um auf das Verhalten zwischen Grillparzer und Beethoven einen wirklichen Schatten zu werfen. Vielmehr wird das nähere Erkennen dieser reichhaltigen Beziehungen fortfahren, die Gemüther aller edel strebenden Menschen zu befruchten und zu erquicken.

Epilog.

Die gebildete Welt deutscher Zunge — besonders das literarische Deutschthum rüstet sich, die 100 jährige Geburtsfeier Grillparzer's den Manen dieses Mannes würdig zu begehen. — Vieles Wichtige, Bedeutende und Interessante aus dem Nachlasse des Dichters, besonders briefliche Erzeugnisse werden bei dieser Fest Gelegenheit der deutschen Literatur zum ersten Male übergeben werden, woraus immer neues, schönes Licht auf den Entwicklungsgang dieses eigenartig vornehmen Dichters

fallen muß. Gewiß dürfen die Aufzeichnungen, die Grillparzer bei verschiedenen Gelegenheiten vor seinem großen Freunde Beethoven machte, als ein ebenso eigenartiges wie schätzbares Document seines idealen Geistesfluges begrüßt werden. Flüchtig hingeworfen, sind sie wie spontane Akte der stets lebendigen künstlerischen Phantasie unseres Dichters, für die Beziehungen zwischen den beiden Schwesterkünsten, Poesie und Musik, lehrreich und originell. Da hier Zeugnisse aus dem wechselseitigen Geistesleben zweier so auserlesener Geister wie Beethoven und Grillparzer vorgeführt werden konnten: sei es zu fernerer Erinnerung und Weihe noch gestattet, auf einige gemeinsame Charakterzüge im Lebensgange dieser beiden Männer aufmerksam zu machen.

Daß in Beethoven das Bewußtsein von seiner Macht und Kraft außerordentlich lebendig war — das weiß Jeder, der etwas von und über Beethoven gehört hat. — Auch Grillparzer kannte seinen hohen Kunstwerth sehr genau, wenn er auch zurückhaltender war. Er hatte nach und nach die Ueberzeugung gewonnen, daß man ihn nach Goethe und Schiller als den Dritten großen Dramatiker zu würdigen habe. H. Raube, der Herausgeber der Schriften Grillparzers, ruft bei einer derartigen Mitteilung aus (Einleitung XXII): „Was werden wir aber für Ausrufungen zu hören kriegen, daß er in' diesen Memoiren einmal, von Goethe aus Weimar kommend, zu sagen wagt: Nach Goethe und Schiller — unter wohlhemessenen Abstände — komme doch Grillparzer.“

Weimar und Goethe können gleich an einen anderen homogenen Zug im Leben unserer Beiden gemahnen. Beethoven wie Grillparzer sind von der allerhöchsten Bewunderung für den Genius Goethe's erfüllt, — beide traten in persönlichen Verkehr mit dem olympischen Dichter und beide fühlten sich von der Persönlichkeit Goethes fremdartig berührt. Denn ebenso wie Beethoven, so ist auch Grillparzer's Natur im allerengsten Recht aufs Ethische gerichtet, sie vertreten wie Schiller vorzugsweise das Künstlerische im Lichtglanze des Ethischen. Dieses strahlt ja bei Goethe ebenfalls im Hintergrunde; doch deckt es sich bei ihm persönlich nicht in der Weise, wie bei den anderen hier Genannten. Darum kamen Goethe und Beethoven einmal etwas hart aneinander, bei dem Ersteren blieb der Groll lange, lange haften, — bei Beethoven wich er schneller — und nur Bewunderung für Goethe blieb in seiner Seele zurück. Ähnliches erlebt Grillparzer an und mit Goethe. Er hat es uns in seiner Selbstbiographie klar und vernehmlich genug verkündet. Hören wir ein Schlußwort Grillparzers über seinen Besuch bei Goethe in Weimar:

„Als ich am viertem Tage meines Aufenthalts von Goethe Abschied nahm, war er freundlich, aber abgelehnt. Er wunderte sich, daß ich schon so früh Weimar verlasse, und fügte hinzu, daß, wenn ich später von mir Nachricht geben wolle, es sie sämtlich freuen werde, Also, „sie“ in vielsacher Zahl, nicht ihn. Er ist mir auch in der Folge nicht gerecht geworden, insofern ich mich nämlich denn doch trotz allem Abstände für

den besten halte, der nach ihm und Schiller gekommen ist. Daß das Alles meine Liebe und Ehrfurcht für ihn nicht vermindert hat, brauche ich wohl nicht erst zu sagen."

So ist Goethe, obwohl er Beethoven noch weniger gerecht ward, als Grillparzer, — von diesen Beiden stets verehrt und gefeiert worden.

Grillparzer's berechtigtes Selbstgefühl kommt unter Anderem auch noch in einem Schreiben an den Kaiser von Oesterreich zum Ausdruck, worin wir zugleich ein beredtes Zeugnis für seine Liebe zu Wien und Oesterreich empfangen; auch darin begegnet er sich mit Beethoven. Jenen Brief teilt G. Wolf in seiner anziehenden Schrift: „Grillparzer als Archiv-Director" (Wien 1874) mit (p. 77). Der Brief stammt aus dem Jahre 1856, wo Grillparzer ein Immediatgesuch um Pensionirung einreichte. Allgemeines Interesse dürften folgende Stellen aus jenem Schreiben beanspruchen: „Nun hat er aber" — so schreibt Grillparzer — „außer seinen Amtsgeschäften sich auch litterarischen und vor Allen dramatischen Arbeiten hingegeben. Was er in letzterem Falle geleistet, dürfte leicht unter das Beste gehören, was seit Schillers Tod in Deutschland erschienen ist. Hierbei war immer die Verherrlichung seines Vaterlandes eines seiner Haupt-Augenmerke. Er hat im Jahre 1848, als die gesammte Litteratur schwieg, oder sich der Bewegung angeschlossen, durch seine nicht ohne eigene Gefahr veröffentlichten Gedichte an den Feldmarschall Radetzky nicht wenig zur Wirkung der guten Gesinnung, ja selbst zur Begeisterung der Armee beigetragen, der ihm dafür einen Ehrenbecher mit der Inschrift: „Von der dankbaren italienischen Armee" zum Geschenk gemacht hat.

„Wenn er daher gegenwärtig sein Augenmerk auf eine Ausnahme von den allgemeinen Pensionsvorschriften richtet, so darf er sich selbst wohl auch ein wenig unter die Ausnahmen zählen, und er lebt der Ueberszeugung, daß der großartige Sinn Eurer Majestät seine Hoffnung nicht täuschen werde." —

Uebrigens hatte dieses Gesuch den gewünschten Erfolg.

Grillparzer war im schönsten Sinne des Wortes ein patriotischer, nationaler Dichter, etwa wie Gustav Freitag.

Wer in Wahrheit liebt, wird und darf aus Liebe zürnen auch und eifern; wer sein Vaterland ernsthaft liebt, wird bei vorkommenden Schäden, Vergehen und Gebrechen dem geliebten Wesen einen Spiegel vorhalten dürfen. Und so thaten es Grillparzer wie Beethoven redlich. — Die Wienerische Leichtlebigkeit wird von Grillparzer in ähnlichem Geiste wie von Beethoven gegeißelt. Die Wiener nannten Beide mit Vorliebe „Phäaken" nach homerischem Vorbilde. Beide Künstler weilten sogar gern unter diesen „Phäaken", liebten sie trotz ihrer Schwächen und gewannen auch für ihre Kunst manch heilsame Bereicherung aus diesem Phäakenthume. — Einer der vielen Biographen Grillparzer's hat diesen Grillparzer'schen Zug besonders feinsinnig ausgedrückt. Es ist Emil Kuh

in seiner Schrift: Zwei Dichter Oesterreichs. Franz Grillparzer; Adalbert Stifter. Pest 1872. Darin schreibt dieser Biograph (p. 197): „Unter den Phäaken hat er (Grillparzer) allerdings geweilt, das merken wir seiner Dichtung deutlich an; dennoch war sein Genius nur ein Gast bei den Phäaken, die vor ihm getanzt und gespielt, die ihm das Schiff ausgerüstet und geschmückt haben und deren Insel er, wie der göttliche Odysseus, schlafend verläßt.“ —

Die unerbittliche Consequenz des künstlerischen Idealismus theilt Grillparzer ebenfalls mit Beethoven. Wohl nie war ein Genius um seine neuen Kunstformenbarungen so gänzlich unverschuldert angefeindet worden, wie Beethoven. Er hatte in späteren Jahren für derartige Erscheinungen immer nur das Wort: „Wird ihnen schon einmal gefallen.“ — Nun, er hatte Recht. Laien und Musiker fanden nach und nach auch an seinen dunkelsten Tondichtungen immer mächtigeres Wohlgefallen.

Die gleiche Entschiedenheit des Kunstcharakters zeigte auch Grillparzer zu allen Zeiten. Was er einmal für künstlerisch wahr erkannt hatte, das hielt er unverbrüchlich fest, mochte dagegen noch so viel gestritten und gelärmt werden.

Heinrich Laube kommt in seinem kurzen Examen des Grillparzer'schen Lustspiels „Weh' dem, der lügt“ besonders auf diese Grillparzer'sche Charaktereigenschaft zu sprechen. Laube erwähnt das Alles, um dann seine Ablehnung dieses Lustspiels zu motiviren. Er sagt dabei noch: „So verhielt er sich bis an sein Ende zu diesem abgelehnten „Weh' dem, der lügt!“ Ich nahm aber das Stück nicht auf, weil ich es wohl für eine geistvolle literarische Arbeit, nicht aber für ein wirkames Theaterstück halte.“ Wer hat denn nun Recht behalten? Laube oder Grillparzer? Unsere Gegenwart hat auch hierin zu Gunsten dieses Dichters entschieden. Die eigentliche vis comica in jenem Lustspiele, wie sie im Wesen jener ledigen Wahrheitslust, namentlich Leon's liegt, scheint Laube doch nicht gefaßt zu haben. —

Beide — Grillparzer und Beethoven — waren sie Idealisten nicht nur in der Kunst, sondern auch im Leben. Enthusiastisch priesen sie Beide die hohe, schwere Tugend der Gerechtigkeit, das „härene Gewand“ für den Erlösungsbedürftigen nach Schopenhauer. Beethoven schreibt einmal darüber (1817): „Ich könnte sehr empfindlich sein, aber der Gerechte muß auch Unrecht leiden können, ohne sich im Mindesten vom Rechten zu entfernen. In diesem Sinne werde ich jede Probe bestehen und man wird mich nicht wanken machen.“

Und Grillparzer in seinen „Aphorismen“:

„Von allen Tugenden die schwerste und seltenste ist die Gerechtigkeit. Man findet zehn Großmüthige und einen Gerechten.“

Eine große Künstlerfamilie ist in beider Leben besonders segensvoll verzeichnet. Es ist die Familie Schröder. Die große Tragödin Sophie

Schröder ist in gewissem Sinne das für Grillparzer, was die große Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient für Beethoven ist. Diese brachte durch ihre Zauberjugend und Zauberkunst den „Fidelio“ 1822 zu neuem Leben. Der große Erfolg der Grillparzer'schen Sappho ist zu nicht geringem Teile der tragischen Kunst der Sophie Schröder zuzuschreiben.

Wie das mit der „Sappho“ geschah, das hat gewiß kein Augen- und Ohrenzeuge schöner und begeisterter geschildert, als der schwedische Dichter Atterbom in seinen „Aufzeichnungen“ (Berlin 1867). Atterbom war in den Jahren 1818—1819 in Wien, gerade als die ersten Grillparzer'schen Dramen aufgeführt wurden. Einiges aus seinen Dithyramben darüber wird der freundliche Leser gern erfahren. „Ich sah die „Sappho“, so erzählt Atterbom (a. a. O. p. 193), „dieses auch persönlich recht liebenswürdigen Stalder auf dem kaiserlichen Hoftheater aufzuführen und Madame Schröder stellte die Sappho des Dichters in einer Weise dar, daß ich glaubte, die Sappho der Vorzeit leibhaftig vor mir zu sehen. So habe ich in meinem Leben nicht Verse declamiren hören; die ganze Musik der Poesie in ihren feinsten Nuancen, all der rythmische Zauber, der vor des Dichters Ohr erklingt, wenn seine Verse hervorstiegen, die aber eigentlich seine Feder, nicht seine Züge auszudrücken vermag, vereinigte sich hier mit einer äußerst schönen, vollen und jede Saite der Seele anschlagenden Stimme.“ Den Höhepunkt fand Atterbom im Hymnus an Aphrodite, worüber noch Folgendes: „Diese Hymne recitierte sie mit einer an Gesang grenzenden Aussprache und begleitete sich dazu mit einer Harfe. So ungefähr muß die wirkliche Sappho, so Corinna ihre Gesänge vorgetragen haben. Du kannst es glauben, wir vermeinten wahrhaftig höhere Sphärenklänge zu vernehmen und nicht bloß ich weinte, der ich stets ein leicht zu rührendes Heimchen war, sondern auch mein riesenhafter Herzensbruder Rückert war wie außer sich vor glücklichem Schmerz. Dieser Abend war einer der schönsten meines Lebens.“ —

Auch das Familienleben beider weist nicht wenige gemeinsame Züge auf. Beethoven hing mit rührender Zärtlichkeit an seiner Mutter, die ihm leider so frühzeitig entzissen wurde. Noch mehr gilt dieses von Grillparzer, der sich zwar lange Jahre der treuesten Liebe seiner über alles verehrten Mutter erfreuen durfte; um so schwerer ward er durch den Tod, den so erschütternde Umstände begleiteten, betroffen. Mit Geschwistern hatten sie beide ihre liebe Noth. Nicht nur Beethoven hatte einen Bruder „Pseudo“, auch Grillparzer weiß davon ein böses Lied zu singen. Sein Tagebuch aus dem Jahre 1836 hat folgenden ergreifenden, beredtamen Schluß:

„In München angekommen, fand ich Briefe mit der Nachricht, daß mein Bruder

Karl Weib, Kinder und Amt verlassen, und die Amtskasse sich leer befunden habe. In Wien angekommen, klagte er sich eines Morbes an, und gab alle Zeichen des Wahnsinns. Es schließt somit mein Tagebuch.“

Schließlich sei denn auch noch hervorgehoben, daß auch das Leichenbegängniß beider eine Aehnlichkeit aufweist. Beethoven war in der letzten Zeit seines Daseins einsamer denn je; an seinem Krankenlager weilten nur wenige ihm treuergebene Seelen. Erst die Kunde von seinem Tode rief wieder eine ungeheure Bewegung in den seinem Genius theilweise entfremdeten Gemüthern Wiens hervor. Das nun folgende Leichenbegängniß auf dem Währinger Friedhofe gehörte zu den großartigsten derartigen Feierlichkeiten, deren man sich entsinnen konnte. An 20000 Leidtragende, so wird berichtet, haben dem großen Todten das letzte Geleite gegeben. Und unser Säcularheld, Franz Grillparzer hatte die vom Hoffchauspieler Anshütz gesprochene Grabrede verfaßt, die ja aus manchen dem Lebensgange Beethovens gewidmeten Werken wohlbekannt sein dürfte.

Noch weit imposanter gestaltete sich nach mehr als 40 Jahren — 1872 — die Leichenfeier für Franz Grillparzer, der nicht weit von seinem großen Freunde Beethoven begraben ward. Die ganze große Hauptstadt Wien — um mit H. Laube zu sprechen — beging die Leichenfeier des Dichters, als ob ein Haupt des Landes zur Erde bestattet wurde. In diesem Maße feierlich und allgemein ist wohl noch nie ein Poet begraben worden. Hunderttausende nahmen daran Theil. — Wie zu Beethovens Zeit, so fuhr auch hier der Leichenwagen „eine Stunde lang“ zum Währinger Friedhofe hinaus. Ueberall stand eine ehrfurchtsvoll grüßende Menge. — Das Begräbniß begann bald nach der Mittagstunde; aber als die Grabrede gehalten wurde, war es schon Abend geworden „und der Mond blickte auf die Trauerversammlung und das Grab. Es ist nur einige Schritte entfernt von dem Grabe Beethovens.“

So ruhen denn die beiden, die im Leben so oft die Herzen vor einander öffneten, im Tode nicht weit von einander. Beethoven, als Preuße geboren, nennt Oesterreich sein zweites Vaterland; Grillparzer ist ganz Oesterreicher. Beide gehören sie dem deutschen Kunstgenius an: aber gewiß hat das engere österreichische Vaterland keine erlauchteren Kunstgeister aufzuweisen als Beethoven und Grillparzer.





Die Galgenbäuerin.

Von

Hermine Dillinger.

— Karlsruhe. —

I.

Ein klarer Sternenhimmel wölbte sich über dem hügeligen, von dunklen Tannenwäldern umschlossenen Oberthal; zwei tiefdachige Höfe, der eine am Ausgang, der andere im Mittelpunkt des Thales, bildeten die ganze Gemeinde der sogenannten Fuchsfalle. Inmitten dieser, auf der höchsten Stelle und weithin sichtbar, ragten die breiten Steinpfeiler eines mächtigen Galgens unheimlich zum Himmel empor.

Es waren erst zwanzig und einige Jahre vorüber, man zählte damals eintausendsiebenhundertundsiebzig — hatte der Henker hier oben zum letzten Mal seine Pflicht gethan, und die Bauern von St. Georgen, Fürtwangen und Triberg, verdoppeln ihre Schritte, wenn sie des Abends an der Richtstätte vorbeikommen, denn hier spuckt's — weiße Büdel treten geräuschlos aus den Gebüsch, werden größer und größer und nehmen schließlich die Gestalt der jungen Verbrecherin an, die zuletzt da oben gehangen und nun „umgeht“, weinend und jammernd ihr irdisches Grab suchend, dem sie verlustig gegangen — wie sich die Leute erzählten.

Die Frau aber, welche zur Stunde unterhalb der Richtstätte, auf der Schwelle des Galgenhofes stand, wäre wohl dazu angethan gewesen, einem furchtsamen Wanderer ein Gefühl des Unbehagens einzulösen, so weiß ist ihr Gesicht, so weiß die Fülle des Haares, durch die schwarze, feierliche Tracht der St. Georginnen noch doppelt hervorgehoben. Auch ihre Hände, welche ununterbrochen, mit geradezu unheimlicher Schnelligkeit Stroh flochten, waren von blendender Weiße und zeugten weder von Haus- noch Feldarbeit.

Die Bäuerin flücht und schaut zum Galgen hinauf; sie geht in's Haus und kehrt zurück:

„Er müßt' jetzt da sein,“ murmelt sie, „über eine Stunde weg — das ist nicht gut —“

Da mit einem Mal sieht sie, daß sich was rührt unterhalb des Galgens, daß sich ein schwarzer Schatten dran aufrichtet und wieder zusammensinkt. Die Bäuerin weiß, daß kein Mensch des Ober- und Unterthales es gewagt haben würde, sich zur Nachtzeit der Nichtstätte zu nähern, daß der da oben also nur ihr Sohn sein konnte, für den die Nacht keine Schrecken barg.

Zweimal schon hatte ihr Fuß den mit Gras bewachsenen, wenig Schritte von dem Haus aufsteigenden Hügel betreten, aber immer fuhr's ihr wie ein Schauer durch die Glieder, und sie mußte von dem Vorhaben ablassen. Endlich aber, sich noch einmal aufraffend, stieg sie schwerathmend den Blick ohne etwas zu sehen, auf die hastig weiterflechtenden Hände gerichtet, den Weg zur Nichtstätte hinan. Ein Mensch lag mit dem Gesicht in den Armen unter dem Galgen, neben ihm ein Beil und ein Seil.

„Benedikt,“ stöhnte die Frau auf, „was thust Du hier?“

Der Bursche fuhr herum: „Ihr — Mutter —“

„Ja ich — was thust Du hier!“

„Hängen wollt' ich mich,“ stieß der Bursche hervor, „weil ich nicht leben kann ohne die Waldburg — weil ich's nicht überstehen mag, daß der Eckbauer mich heimsticht — ich sollt' zu allerlezt auf seinen Hof sitzen — hat er gesagt.“

„So, hat er das gesagt,“ sprach die Frau, in gedehntem, eigenthümlichem Ton, den Kopf nach jener Seite des Hügel's wendend, wo im Winkel zweier jäh aufsteigenden Berge ein Lichtchen wie eingebettet flackerte.

„Nicht überstehen mag ich's,“ wiederholte Benedikt.

Man übersteht noch ganz anderes,“ unterbrach sie ihn, hastig Beil und Seil an sich nehmend, „komm' von da weg — ich werd' morgen mit dem Eckbauern sprechen, und ich sag' Dir, es wird was nützen —“

Diese Worte machten einen großen Eindruck auf den Burschen.

Ihr wollt' einmal weiter als vor's Haus hinaus — Ihr wölltet selber zum Eckbauern, Mutter, und ihn zwingen können?“

Und da sie nickte, feierlich und langsam wie jemand, der seiner Sache sicher, legte er die Hand auf ihren Arm, um ihr besser in's Gesicht schauen zu können.

„Ich hab' ja gar nicht gewußt, daß Euch mein Glück so am Herzen liegt —“

„Nun, was soll mir denn sonst am Herzen liegen,“ murmelte sie, „ich hab's wohl bemerkt mit Euch zwei —“

„Sie will auch keinen anderen,“ versicherte er, „gestern Abend hat sie mir's gesagt, und was soll ich auf der Welt, wenn ich sie nicht krieg', ich könnt' keinen Tag sein, ohne ihr Lachen —“

„Gute Nacht,“ sagte die Mutter, als sie in's Haus traten.
 „Gut' Nacht,“ murmelte er, sich nach ihr umschauend; er hätte so gern noch etwas gefragt, aber ihre Stimme hatte so eigenthümlich, wie gänzlich abwesend geklungen, daß er nicht den Muth fand sie aufzuhalten und zögernd die schmale Treppe zu seiner Schlafstätte hinaufstieg.

Die Bäuerin aber schritt, ohne ein Licht anzustecken, durch die große niedrige Stube mit den vielen vergitterten Fensterchen, schob im Hintergrund derselben eine Thüre ohne Riegel auf, schob sie ebenso hinter sich zurück und schlug Licht. Es erhellte einen Raum der eigenthümlichsten Art; er war ohne Fenster, nur kleine verschließbare Luftlöcher waren hier und dort angebracht; in der Stube selbst — Bett, Tisch, Stuhl, der Boden, die Wände, alles war mit Strohflechtereien bekleidet oder ganz davon fertig, man hörte keinen Tritt, man sah kein Stäubchen in dem ob seinem matten Weiß wie unberührt erscheinenden Raum. Eine blutig rothe Dornenkrone auf weißem Grunde, ein Kunstwerk an Ausführung und Feinheit des Geflechts, hing über dem Bett. Man sah, hier hatte sich die Arbeit eines halben Menschenlebens angesammelt, aber die Bäuerin schien noch immer nicht damit fertig zu sein, sie flocht weiter und weiter, langsam auf und abwandelnd, die Finger mit gleichmäßiger Schnelligkeit handhabend, die Stirne gefurcht unter der Gedankenarbeit, die dahinter vor sich ging. Und es war kein geringer Entschluß, mit dem sie kämpfte, keine kleine Sache, mit der sie in's Kleine zu kommen suchte — indeß sie hatte Übung, im „mit sich fertig werden —“ es stand ihr auf dem Gesicht geschrieben, das, als sie vor ungefähr dreißig Jahren mit bloßen Weindchen über den Weidplatz schritt, noch keine Anlagen zeigte zu dem vergeistigten Ausdruck, der alles bäuerisch Derbe aus diesem Antlitz getilgt.

II.

Wer zu jener Zeit über den Weidplatz in der Fuchsfalle ging, konnte die kleine Marzella zu jeder Stunde am Bach beschäftigt finden, in welchem sie eifrigst irgend eine Wäsche hielt — besonders für ihr Häubchen zeigte sie eine große Sorgfalt, legte es fein in die Sonne zur Bleiche, und war es trocken, freute sie sich unbeschreiblich in dem schneeweißen Häubchen zwischen ihren Röhren herumzuspaziren.

So sah sie des Galgenbauers Gregor auf dem Weg in die Fremde. Marzella war aus dem Gehof drüben, und die Nachbarskinder kannten sich wohl, hatten sich aber, da er schon ein junger Bursch war und sie noch ein Kind, bislang wenig beachtet. Nun fiel ihm die säuberliche Kleine, unter deren Häubchen die Locken so dicht hervorquollen, zum ersten Mal auf, und es fuhr ihm durch den Sinn — jetzt siehst du das Kind, das du doch alle Tage gesehen, eine ganze Weile nicht wieder —

Er wollte sich die Umwandlung wegscherzen und legte den Wanderstab

wie zum Schuß bereit auf sie an; dabei kam er dem Häubchen zu nah und zeichnete einen großen schwarzen Strich darüber hin.

„D,“ rief er aus, „nun hab' ich Dir's schmutzig gemacht?“

„Thut nichts,“ beruhigte sie ihn, „ich wasch es wieder — gelt, jetzt gehst in die Fremd', Gregor — verlauf' Dich nicht und behüt Dich Gott.“

Er nickte und ging, schaute aber, er wußte selbst nicht warum, noch etliche Male nach der Kleinen zurück, die auf den Galgenhügel gestiegen war und nun aus der unheimlichen Umrahmung herauswinkte — sonnenbeschienen.

„Wie ein kleines Heiligenbild,“ murmelte er, und das Fortgehen, auf das er sich gestreut, wurde ihm plötzlich sauer.

Sein Vater, der Galgenbauer hatte eben zu früh triumphirt und erntete nun die Strafe für seinen Hochmuth; als sein Bub zur Welt kam, schleppte er sich den ganzen Tag mit ihm herum, und jeder mußte den Burschen bewundern und seine Reckheit bestaunen. Die wuchs denn auch lustig mit ihm auf, denn da war niemand, der dem kleinen Kraftmenschen gewehrt und ihm die Auswüchse gestugt hätte. Die Frau besaß nicht den Muth, dem gewalthätigen Manne entgegenzuhandeln, und so geschah's, daß der eigene Vater schon mit dem Halbwüchfigen nicht mehr zu Streich kommen konnte, und es war gut, daß der nächste Nachbar jenseits des Hügels wohnte, denn es ging böß her auf dem Galgenhof. Schließlich wußte sich der Bauer nicht anders mehr zu helfen, als daß er den Burschen in die Fremde schickte. „'s ist nur, daß er ein Handwerk lernt,“ sagte er zum Eckbauern.

Der lächelte verschmigt: „Ja, ja, der Bastel bleibt daheim — ist halt auch kein so schöner Bub, aber hab' ihn unterm Daumen — ja, ja!“

Der Galgenbauer verstand den Hieb, aber er schluckte seinen Groll hinunter; was hätte er auch sagen sollen; der Eckbauer ließ sich nicht so leicht über's Ohr hauen, der war überhaupt ein Mensch, der sich in allen Dingen auf seinen Vortheil verstand und darum immer ein höhnisch verschmigtes Lächeln in den Mundwinkeln sitzen hatte, über die, welche sich anstrebten, es ihm gleich zu thun. Der Hof gehörte nicht ihm, sondern Marzella; er war der zweite Mann der Eckbäuerin gewesen. Nach deren Tod nahm er den Sohn seiner verstorbenen Schwester zu sich, um als Vormund das Erbe der Waise in Händen zu haben. Er baute sich von dem Vermögen seiner beiden Mündel ein Haus, sorgte in der ausgiebigsten Weise für seine alten Tage, und fand es, nachdem er sein Schäfchen in's Trockene gebracht, für angemessen, den Nessen und die Erbin zusammen zu geben. Er ließ jedoch nichts von seinen Absichten merken, sondern fing die Sache folgendermaßen an: Kaum waren die jungen Leute in das Alter gelangt, in dem vom Tanzboden die Rede, nahm der Alte eine wüthende Miene an und erklärte mit einer Leidenschaft, als habe sich

eine Welt gegen ihn verschworen, er für seinen Theil verbäte sich ein für alle Mal jedes Gethue und Geseufze, sie seien als Bruder und Schwester aufgewachsen und dabei müsse es bleiben. Hierauf saß er in den Wirthschaften der Nachbarsorte herum, erzählte von einer reichen Heirath, die er für den Neffen in Hornberg drunten ausgemacht, und wo er nur in eine Wirthschaft zu sitzen brauche. Wenn dann der oder jener Bauer meinte, der Bastel hätt's ja näher und habe nur zuzugreifen, wurde der Alte wüthend, schwor sich hoch und theuer, er wolle dem Ding ein Ende machen, er sei nun einmal mit dem Hornberger im Kleinen und lieber thu' er den Steffen gleich aus dem Haus, als daß er ein Einverständniß zwischen den jungen Leuten aufkommen ließ.

Diese waren erst über die Reden des Bauern verwundert, geriethen, als sich dieselben beständig wiederholten, in Verlegenheit, begannen einander näher ins Auge zu fassen, und die Folge davon war, daß sie Beide roth wurden, so oft sie sich in den Weg liefen.

Darüber schaffte sich der Bauer erst recht in einen Grimm hinein und schickte den Bastel über Hals und Kopf fort, nach Constanz, wo er die Wirthschaft erlernen sollte. Nun saß der Alte, von der Gicht geplagt, in der Stube, trank darauf los, und so oft er Marzellas ansichtig wurde, zankte er sich mit ihr herum, bis diese den Stiefvater immer mehr zu meiden begann und kaum noch in der unteren Stube zu erscheinen wagte.

Um diese Zeit starb der Galgenbauer am Schlag, und Gregor kam heim.

Er war ein bildsaurer Mensch geworden und hatte sich draußen Lebensart zugelegt, was ihm gar wohl anstand. Als er am Sonntag nach des Vaters Tod, Marzella vom Hof herkommen sah, um zur nächsten Dorfkirche zu gehen, ließ ihn zum ersten Mal seine Reckheit im Stich und er blieb, statt ihr entgegenzueilen, ebenso verwundert als beklommen hinter der Stallthüre stehen und schaute ihr nach.

Sie schritt so fest und frei dahin, die Füße mit den rothen Zwickelstrümpfen zierlich nach außen setzend; wundervolle Flechten fielen ihr auf den faltigen schwarzen Rock, die bauschigen Hemdärmel leuchteten vor Frische, ebenso die röthlichen Arme, die vollen Wangen. Gregor streckte unwillkürlich die Arme nach ihr aus; es überkam ihn plötzlich wieder jenes Gefühl tiefen Heimwehs, das er zum ersten Mal empfunden, als das Kind im weißen Häubchen mit dem strahlenden Blick zu ihm aufgeschaut, und ihm ein 'Behüt' Gott' mit auf den Weg gegeben. Nur trat dieses Gefühl jetzt heftiger, tiefer und beunruhigender auf, daß er sich nicht zu helfen mußte und nach planlosem Hin- und Herrennen endlich den Weg zur Kirche nahm. Als er so da stand unter den Burschen, den Blick auf Marzellas geentstes Haupt gerichtet, schämte er sich plötzlich von Grund seines Herzens, daß er so vielfach gelästert und gespottet in seinem Leben

und so manches Unheil angerichtet in seiner Rohheit und seinem Zähorn, und etwas wie ein Gebet ohne Worte, dessen Inhalt ein ernstes feierliches Versprechen war, stieg aus seiner Seele zum Himmel auf.

Er begrüßte Marzella auf dem Heimweg und sie streifte ihm, mit einem raschen Blick, schritt aber dann einsilbig, in sonderbarer Befangenheit neben ihm her; er wußte auch nicht viel zu reden; nachdem sie sich jedoch getrennt, ertappten sie sich gegenseitig an dem Versuche, einander nachzusehen.

Gregor war ein Mensch, bei dem die Dinge, welche ihm durch den Kopf fuhren, auch sofort zur Ausführung gelangen mußten; gleich am Nachmittag sprach er beim Eckbauern ein, der sich beim Anblick des hübschen Burschen wenig erbaut zeigte und ihm nur nothgedrungen einen Stuhl bot. Gregor fing sofort an, sich über die Maßen herauszustreichen und zu erzählen, was er in der Fremde Alles gelernt; jetzt sei er in der Lehre bei einem Seifensieder im Schwarzwald und er hoffe sich mit seinen Lichtern ein Schönes auf den Jahrmärkten zu verdienen. Der Eckbauer wünschte ihm Glück, und er möge ja keine Zeit verlieren.

„Gleich heut' in acht Tagen muß ich wieder in's Unterland,“ erklärte Gregor, „aber vorher möcht' ich noch ein Wort mit Euch reden, Eckbauer, wegen —“

„Hat keinen Anstand,“ unterbrach ihn dieser, „kommt wieder —“

Nun wußte es aber der Alte einzurichten, daß ihn der Nachbarssohn bei wiederholtem Kommen niemals allein traf, und als Gregor endlich voller Ungeduld nach Marzella fragte, da schaute ihn der Eckbauer plötzlich mit einem sonderbaren Blick an und sprach ein barsches:

„Mit der ist's nicht's, laßt's Euch gesagt sein.“

Gregor verließ in der Frühe des kommenden Sonntags, so wie er's vorgehabt, die Fuchsfalle; er that's in blinder Wuth, denn seine gewalthätige Natur sollte sich zum ersten Male fügen. Nachdem er etliche Stunden Weges zurückgelegt, kühlte sich die Hitze in seinem Innern etwas ab, und er kam zu der Einsicht, daß er sich ja mit dem Eckbauern eigentlich gar nicht ausgesprochen und doch alles Nicht habe, sich nach dem Grund zu erkundigen, weshalb er nicht an Marzella denken solle. Er kehrte zurück, den Weg durch den Wald nehmend, um den Bauern, die um diese Stunde die Wirthshäuser aufsuchten, nicht zu begegnen.

Um dieselbe Zeit saß Marzella oben in ihrer Kammer, nachdem sie Knechte und Mägde mit besonders dringender Eile fortgeschickt. Gar Wichtiges ging in ihrer Seele vor, kein Wunder, daß sie sich einriegelte; ein Bursche hatte ihr, als sie aus der Kirche trat, einen Herzlebkuchen vom Bastei zugesteckt, und sie solle ihm sagen lassen, ob sie in Lieb' und Treue ihm angehören wolle. Auf dem ganzen Heimweg war ihr zu Muth gegeben, als müßte es ihr jedes ansehn, daß sie einen verbotenen Herzleb-

kuchen in der Tasche trug, und nun sie das Geschenk vor sich liegen hatte, vermochte sie sich noch immer nicht darüber zu freuen; das Geheimniß drückte sie; wie sie keinen Flecken an ihrer äußeren Erscheinung duldete, so wehrte sich ihre Seele gegen jede unklare Sache, die von ihr Besitz nehmen wollte. All' ihr Treiben und Thun und Denken war bislang aus einem gar freien und lautern Gemüth gekommen, in dem es weder Winkel, noch Ecken, noch Verstecke gab. Sie mußte also gar nicht, wohin mit dem Geheimen, Unerlaubten, was dieser Lebkuchen ihr vergegenwärtigte, und was ihrem Unbehagen noch die Krone aufsetzte, sie mußte allemal an den Gregor denken. so oft sie sich eine Antwort für den Bafstel ausdachte.

„Lieber Herrgott,“ seufzte sie auf, „daß auch gerad' noch Sonntag sein muß, heut', und ich nicht flechten darf — da wollt' ich gleich die rechten Wort' finden — aber mit müßigen Händen geht auch im Kopf der Faden aus — was ist er doch ein bildsauberer Bursch' geworden, der Gregor, setzte sie plötzlich ohne jeden Zusammenhang hinzu, und fort ist er auch, seufzte sie auf und schaute verloren vor sich hin.

Während Marzella sich also den Kopf zerbrach und sich in das erste Durcheinander ihres bisher so ruhig schlagenden Herzens nicht zu finden vermochte, kamen drei Bauern den Weg von St. Georgen herunter auf den Eßhof zu.

„Wenn er die Sicht hat,“ meinte einer von ihnen, „ist er vielleicht nicht so zäh', will's Gott —“

„Da kennt Ihr den Eßbauern schlecht,“ brummte der zweite, „der weiß mitsammt der Sicht was er will, und daß sein Vieh das schönst' ist weit herum —“

„Hab' auch keine Fiduz,“ murmelte der Dritte.

Sie kragten ihre Stiefel an der Treppe ab und traten in den geräumigen Vorplatz des Eßhofes, der gut noch einmal so groß wie der Galgenhof war und fast ein herrschaftlich' Aussehen hatte. Als auf das Anklopfen der Männer kein' herein erfolgte, öffneten sie die Thüre und traten in die Stube. Ein starker Brantweingeruch duftete ihnen entgegen; auf dem Boden lag eine zerbrochene Flasche. Der Eßbauer, den Kopf auf den Armen, hing über den Tisch, und einer der Bauern meinte laut lachend:

„Der Kerl hat einen Mordzrausch.“ —

Im nächsten Augenblick jedoch schrie er entsetzt auf und zeigte mit vorgestreckten Fingern auf den Hemdsärmel des Eßbauern, von dem das Blut in großen schweren Tropfen hernieder troff. Sie riefen den Bauern an, sie rüttelten ihn, da gewahrten sie, daß er ein Messer in der rechten Schulter stecken hatte und nicht mehr athmete.

Entsetzt liefen sie zur Thür hinaus — in die Küche — in den Stall — kein Mensch war zu finden. Sie eilten die Treppe hinauf und hämmerten gegen die Kammern — eine der Thüren sprang auf, und Mar-

jella stand in der Mitte der Stube, hochroth, ein Bild des Schreckens; sie hatte eben den Herzlebkuchen zum Fenster hinausgeworfen. Als sie die verstörten Bauern statt des Stiefvaters gewahrte, fragte sie auf's höchste erstaunt, indem sie ihre Schürze zu glätten suchte:

„Ja, was wollt denn Ihr — ist was passiert?“

„Freilich, freilich,“ stotterten sie, „bist Du denn taub, 's muß ja höllisch hergegangen sein — drunten —“

„'s war ja kein Mensch da,“ verwunderte sich das Mädchen, „die Leut' sind alle nach St. Georgen, und ich hab' niemanden in's Haus gehen sehen.“

Sie waren unten angekommen, einer der Männer riß die Thüre auf: „So — haben wir ihn gefunden — so stand's — 's Brotmesser ist ihm in die Schulter gestoßen worden — nun schnell nach Triberg zum Gericht — 's preßirt, 's preßirt bei Gott.“ —

Marzella, die geisterbleich unter der Thür stehen geblieben war, faßte einen der Männer, krampfhaft beim Arm:

„Ihr werdet mich doch nicht allein lassen — ich fürcht' mich.“ —

„Der Sohn wird bald da sein“ — hieß es.

Da fuhr ihr ein Blitz durch die Seele: „Nur der nicht“ — schrie sie auf, stoh die Treppen hinauf und verriegelte sich in ihrer Kammer.

III.

Es war gegen Abend; der Galgenhügel zeigte sich wie schwarz besäet von Menschen; auch der Himmel war schwarz; niemand erinnerte sich, ihn so drohend gesehen zu haben. Schwere Nebelmassen hingen an den Bergen, durch die Bäume heulte der Wind, und Schaaren von Raben zogen kreischend über's Feld. Jetzt zeigte sich auf der Straße von Triberg ein Zug, der von der Menge mit einem dumpfen Gemurmur der Befriedigung begrüßt wurde.

Gregor, der unter der Thür des Galgenhofes stand, sah ihm entgegen; erst vor wenigen Augenblicken war der Burche aus der Fremde heimgekehrt; ruhelos, ohne bei seinem Meister auszuhalten, war er umhergeirrt, bis ihn ein fürchtbares Gerücht über Hals und Kopf in die Heimat trieb. Er kam eben an, als der unheimliche Zug von der Triberger Straße in die Fuchsfalle einbog. — Deutlich, entsetzlich deutlich erkannte Gregor die zusammengekauerte Gestalt im grauen Gewand, welche auf dem Klarren dahergezogen wurde. Es war, als ob alle Adern an der Stirne des Burichen vorspringen wollten, als ob ihn ein Fieber schüttelte, so heftig schlugen ihm die Zähne aufeinander. Einen Augenblick lehrte er sich mit solcher Wucht gegen das Haus, als wollte er die Stirne gegen die Mauer einrennen — plötzlich aber hielt er mitten in seinem Beginnen inne:

„So geh' zu Grund, Welt —“ leuchte er und eilte, die Augen mit

den Händen bedeckend, um nichts mehr zu sehen, in den nahen Wald, der die Fuchsfalle umschloß.

Der Zug kam näher; von den Leuten auf dem Galgenhügel ging ein Gesumme wie von Tausenden von Bienenkörben aus; die Kinder hockten auf den Bäumen, und von Zeit zu Zeit krachte ein Ast, daß Alles darunter zusammenfuhr und für einen Augenblick eine Todesstille eintrat.

Unterhalb des Galgenhügels wurde der Karren angehalten, und der Geistliche half der an den Händen gefesselten Verbrecherin beim Aussteigen.

Aufrechten Hauptes schritt sie an seiner Seite zur Richtstätte hinan.

„Sie hat nicht bereut,“ flüsteren die Weiber und bekreuzigten ihre flachen Stirnen, „schaut Kinder, so sieht eine Verdammte aus.“

Der Geistliche betete laut neben dem Mädchen hergehend, dessen rundes, rosiges und lachendes Gesicht in wenigen Wochen lang, schmal und steinern geworden war.

Als man sie nach Triberg geholt, gleich nach der Anzeige des Mordes, war ihre Seele zwar beklommen und von Schrecken und Angst erfüllt gewesen, allein daß sie selbst in den Verdacht der schrecklichen That kommen könne, davon hatte sie keine Ahnung. Und nun begannen die Verhandlungen, und sie wurde plötzlich gewahr, wo die Fragen hinausliefen — was man ihr zutraute. Die Thränen der Kränkung und Schmach, die Bethuerungen ihrer Unschuld, von Drohungen untermischt und Klagen — nichts machte Eindruck. Sie mußte das für ihre Unerfahrenheit so verblüffende Verfahren peinlicher Verhöre über sich ergehen lassen; dann ließ sie in der Haft und hatte Zeit über ihr Schicksal zu brüten.

Sie grollte und stöhnte, sie haßte und verachtete die Menschen, die ihr eine so scheußliche That zutrauten, und sie mit ihren Fragen in die Enge trieben. Sie mußte sehen, wie sie mit jeder Antwort, die sie in der Empörung ihres Herzens gab, das Netz der Gefahr dichter um sich zog — machtlos trotz ihrer Unschuld; denn es war ja alles wahr, was man gegen sie vorbrachte — sie hatte in der That in der letzten Zeit nicht mehr gut mit dem Stiefvater gelebt, und in St. Georgen gegen eine Freundin geäußert, wenn's ihr der Stiefvater noch lang so mache, werde sie sich einmal auf die Hinterfüße stellen, und sei, mit dem alten kranken Mann schon fertig werden. — Auch war sie im höchsten Grad vermisst gewesen als die Männer an jenem unglücklichen Sonntag Nachmittag sie in ihrer Kammer gesucht. Die Herren vom Gericht lächelten ob ihrer Behauptung, daß ihre Verwirrung nur von dem Herzlebkuchen hergerührt habe, den ihr der Bastel geschickt. — Ob sie auch deshalb mit solcher Dringlichkeit das Gesinde fort gesandt und sich eingeschlossen habe — hatte da nicht noch irgend etwas anderes mitgespielt, und sie zu all' den Vorsichtsmaßregeln veranlaßt? — Nein, betheuerte sie, nichts als die Angst vor dem Stiefvater, der wüthend gewesen wäre, wenn er gehört von wem sie das Geschenk erhalten. Als darauf angespielt wurde, ob es nicht dennoch zu Thätlichkeiten zwischen ihr und

dem Ecbauern gekommen, warf sie in verächtlichem Stolz den Kopf zurück und schwieg. Wie oft sollte sie es noch sagen und behaupten, daß dem nicht so war — diese Menschen hatten es darauf abgesehen, ihr die Schuld aufzuladen, von der ihre Seele nichts wußte.

Einmal so weit, nahm sie sich vor, überhaupt keine Antwort mehr zu geben, verweigerte auch jede Aufklärung über jene Worte „nur der nicht“ — die sie in der Verzweiflung ausgerufen, als die Männer ihr von Bastels Kommen sprachen. Sie wurden ihr als Neußerung des Schreckens ausgelegt, dem Neffen des Gemordeten zu begegnen.

„Schrecken war's freilich,“ murmelte Marzella, aber daß es nur der Schrecken war, mit dem Bastel zusammen sein zu müssen, der von ihr Liebe und Treue verlangte, während ihr plötzlich im Innern klar geworden war, deine Lieb' und Treu' möcht'st du dem Gregor versprechen — das behielt sie für sich.

Bastel, der den Verhandlungen bewohnte, und von des Mädchens Unschuld so überzeugt gewesen war, wie von seiner eigenen, machte ein immer längeres Gesicht, je verworrener und unklarer sich die Aussagen der Angeklagten gestalteten. Und als sie halb zu Tod geheßt und außer sich vor Erbitterung, nur um endlich in Ruhe gelassen zu werden, die immer wiederkehrende Frage nach ihrer Schuld mit einem trotzig gellenden:

„Nun ja — ja — ich hab' ihn umgebracht,“ beantwortete, schwanden auch dem Bastel die letzten Zweifel aus der Seele.

Marzella aber, die in trotziger Verstocktheit keine weitere Frage mehr beantwortete, da ihr überhaupt ein Weiterleben nach dem, was sie erfahren, als Schmach erschien, wurde zum Tode durch den Strang verurtheilt.

Und nun stand sie auf dem Richtplatz; der Geistliche hatte sie zum letzten Vaterunser aufgefordert, allein statt zu beten, richtete sie den Blick groß und anklagend zum Himmel:

Ich hab' nichts abzubitten, hieß es in ihrem Innern, droben sind sie schuldig — wenn's keine Gerechtigkeit giebt —

Ein paar heftige Donnerschläge fuhren in den Wald, es wurde fast Nacht, und auf die Köpfe der erregten Menge prasselte ein verheerender Hagel hernieder.

„Das ist der Zorn Gottes, weil sie nicht Buße thut,“ ging's von Mund zu Mund, „knüpft sie auf, die Here — macht fort, daß sich der Himmel verjöhnt —“

Der Richter gab dem Henker das Zeichen zur Vollziehung des hochnothpeinlichen Gerichts — die Leiter wurde an den Galgen gelehnt, und die schwarze Gestalt des Henkers stieg daran empor. Es war auf dem ganzen Richtplatz, unter dem Schauer des Hagels und dem Ziehen der Nebelmassen kaum mehr zu sehen als das weiße, vom Wind hin und her gezerrte Chorhemd des geistlichen Herrn, der mit aufgehobenen Armen laut betete,

dessen Stimme aber unter dem Getöse der entfesselten Elemente Niemand vernahm.

Die Menge drückte gegeneinander, fluchend und schimpfend — es half nichts — immer dichter senkten sich die Nebel über die grauensvolle Scene, so daß kaum die Zunächststehenden die schlanke Gestalt wahrnahmen, wie sie lautlos, mit geschlossenen Augen, die Stufen der Leiter erklimmte. In demselben Augenblick, als diese weggezogen wurde, flammte es plötzlich rechts und links in allen Ecken und Enden des Waldes auf, und eine Stimme, deren Kraft das Heulen des Sturmes, das Prasseln des Hagels und die Schläge des Donners übertönte, schrie — Feuerjo! — Von allen Seiten, aus allen Ecken und Enden tönte es — Feuerjo! Feuerjo!

Eine Panik fuhr in die Menge; jeder sah sein Eigenthum bedrängt, sein Heim in Gefahr, und es entstand eine blinde Flucht, ein verzweifelttes Durcheinanderrennen, Ueberstürzen, nach Hülfe rufen, — Feuerjo — Schreien — und der Galgen stand verlassen.

Nur einen Augenblick — dann erhob sich abermals die schwarze Leiter, ein Mensch stieg daran empor, gleich darauf mit einer leblosen Gestalt in den Armen, den Abhang hinunter eilend, in den nahen qualmenden Wald —

Als die erste Panik vorüber war und die Männer des Gerichts sich mit dem Geistlichen wieder auf der Nichtstätte zusammen fanden, von wo sie die fassungslöse Menge mit heruntergerissen, stand der Galgen leer.

IV.

Gregor zimmerte Tag und Nacht an der Ausbesserung eines kleinen, neben der großen Stube liegenden Gelasses, in welchem man das Gerümpel des Hauses seit Generationen aufgespeichert hatte. Ruhig, ohne eine Miene zu verziehen, empfing der Bursche die nach der Vermißten forschenden Gerichtsdienner, führte sie durch's ganze Haus und gab ihnen noch gute Rathschläge mit auf den Weg, sie besonders auf den winkelfreien Eckhof aufmerksam machend, wo die Unglückliche gar leicht in sicherem Versteck sitzen könne.

Die Nachforschungen ergaben jedoch nicht das Geringste, und Gregor, mit jedem Schlupfwinkel des Waldes vertraut, holte eines Nachts, nachdem die Fuchsfalle gründlich durchsucht worden war, Marzella aus dem Steinbruch, wo sie, warm gebettet und wohl geborgen, zwei Tage und zwei Nächte fiebernd und ohne Besinnung zugebracht.

Nun lag sie in dem kleinen Gelasse, noch immer nichts von sich und der Welt wissend, die ihr so übel mitgespielt; Gregors Mutter pflegte sie.

„Ihr schweigt,“ hatte ihr der Sohn gesagt, „ich hab' sie retten müssen, denn sie ist unschuldig — ich bin's, der den Eckbauern mit dem Brotmesser im Jähzorn niedergestochen — es geschah, weil er mich höhnte, als ich um die Marzella freien wollt' — dafür daß ich der Letzt' sein sollt', der

in dem Eckhof sitzen dürft' — Mutter, ich rath Euch, haltet reinen Mund und tretet mir nicht in den Weg, sonst weiß ich nicht, was ich thu! —

Monika war gewiß nicht die Natur, ihm in den Weg zu treten: im Zusammenleben mit einem gewaltthätigen Mann und dem ebenso gearteten Sohn, war ihr das Schweigen und Ducken zur Gewohnheit geworden. Sie hatte sich in aller Stille der Frömmigkeit ergeben; im Stall, vor einer kleinen Nische, in der eine aus Holz geschnitzte Madonna stand, fröhnte sie derselben nach Herzenslust. Zuweilen, wenn sie es besonders, wichtig hatte, zündete sie ein Talglichtlein zu Ehren der Muttergottes an und erzählte ihr im Schein desselben all' ihr Weh und Herzeleid. So auch eines Abends; es waren ein paar Wochen seit dem schrecklichen Ereigniß verflossen, das noch alle Gemüther im Umkreise von zwei Stunden mit Schauer erfüllte. Wer über die Fuchsfalle seinen Weg nehmen mußte, suchte so eilig als möglich den unheimlichen Ort zu verlassen, wo der Teufel die Gehängte noch bei lebendigem Leibe geholt. Also wurde die Stille des einsamen Oberthales selten durch einen andern Laut als das Brüllen des auf den Höhen weidenden Viehs, oder dem gelegentlichen Schrei eines vorüberziehenden Raben unterbrochen.

„Heilige Muttergottes,“ murmelte Monika vor ihrem lichtumflossenen Heiligeneckchen, „bitte für uns arme Sünder — denn ach, er ist ein großer, ich will Dir's nicht vertuschen, nur hab' ein Erbarmen und ein Einsehen, heilige Muttergottes, der Jähzorn ist ja auf meine Rechnung zu schreiben, denn der Herr Pfarrer hat gesagt, ich hätt' ihn müssen den Buben austreiben, da ich die Mutter bin —“

Und die Alte bückte sich mit der Stirn bis auf die Erde und blieb so wie erdrückt unter der Last ihres Gewissens eine Weile liegen. Dann löschte sie das Licht und ging in die große Vorderstube. Gregor saß hier mit aufgestülpten Aermeln und hantirte mit Talg, den er in niedrigen Bütten um sich herum stehen hatte. Zuweilen warf er einen eigenen aufmerksamen Blick nach der Wand, an der die Thüre verschwunden war, nur schien hier das Holzgetäfel neuer als an den andern Wänden.

Als die Mutter, welche sich an dem großen Kachelofen im Hintergrund zu schaffen gemacht, mit einer Schüssel dampfender Suppe an dem Sohn vorüber wollte, hielt er sie plötzlich, am Arme fest:

„Ich will sie ihr heut' bringen.“

Nun aber zitterten seine Hände so heftig, daß er die Schüssel auf den Tisch setzen mußte; der Athem schlug ihm bis an den Hals, er wischte an seiner Weste herum, zog die Aermel herunter und brauchte eine ganze Weile, bis er sich so weit gefaßt, daß er die Schüssel wieder aufnehmen konnte. Er ging damit nach der hintern Wand und schob die Vertäfelung zurück.

In dem kleinen Raum, der keine Fenster besaß, flimmerte eine Talgkerze; es war ein wohlthätiges Nestchen, von außen so dicht mit Holzrinden

umgeben, daß weder Kälte noch Hitze viel durchzubringen vermochten. Auf einem Stuhl neben dem Bett saß Marzella und flocht Stroh; sie that es träge und gleichgültig, und das Geflecht hing ihr grob und uneben über den Schooß. Es rührte sich nichts in ihrem wachsweißen Gesicht, als Gregor mit der Suppe vor sie hintrat.

„Komm', isß ein wenig,“ bat er — und nicht sie allein, auch er sah aus, als habe er eine schwere Krankheit überstanden; nur bebte und zitterte an ihm Alles wie in tiefster Erregung, während ihr Inneres wie erstarrt schien, wie todt. Er gab ihr zu essen wie einem Kind, und sie aß, mechanisch dabei weiter flechtend. Auf einmal sagte sie, ihre Arbeit mit einem Ausdruck des Entsetzens von sich weghaltend:

„So hätt' ich früher nie geflochten. —“

Und nun schluchzten sie Beide laut auf, und nichts war der Gewalt ihrer Thränen vergleichbar.

Als er am folgenden Tag wieder kam; fand er sie um ein wenig belebter, sie hatte eine neue Flechterei angefangen, und bat ihn, die alte, welche zusammengeknäult in einer Ecke lag, mit hinaus zu nehmen. Er that's, froh daß sie endlich einmal etwas wünschte und nicht mehr so todt und stumpf aus ihrem blassen Gesicht sah.

Und der ungestüme, rücksichtslose, bisher nur seinen Impulsen lebende Mensch entwickelte nun die Geduld einer Mutter dem unseligen Geschöpf gegenüber. Er brachte ihr Blumen, Beeren aus dem Wald, kleine Geschenke aus dem Städtchen, wo er seine Talglücker verkaufte; er wurde nicht müde ihren erschlafften Lebensgeistern, die wie unter einem Druck lagen, mit sanfter Güte zuzusprechen, und brachte es mit unträglicher Mühe dahin, daß sie allmählich etwas auf sich zu achten begann, nur oberflächlich zwar, aber sie erröthete, wenn er ihr das kurz verschnittene Haar aus der Stirne strich und das offene Schuhband sorgsam zur Schleife knüpfte. Ihre noch immer in Hast, Unruhe oder Trägheit verfertigten Flechtereien besserten sich, und der Blick der stummen Arbeiterin verlor etwas von seiner Stumpfheit — wenn Gregor in das kleine Geläß trat.

Da konnte er das heiße Blut nicht länger bändigen, er sprach dem Mädchen von Liebe, von Glück — er sagte ihr, daß der Himmel selber es ja so gewollt, denn ohne das Gewitter, ohne den dichten Nebel, den er gesandt, hätte er sie nimmer von dem entseßlichen Ort wegtragen können.

Als habe sie ein Blitzstrahl geblendet, brach sie vor ihm zusammen, mit einem verzweifelten Aufschrei die Hände vor die Augen schlagend.

„Schweig', stöhn' sie, red' nicht davon — nur schütze mich vor den Menschen — daß ich den Menschen nicht mehr in die Hände falle. —“

Und sie umklammerte seine Kniee mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden.

V.

Das Glück, um das er einen Mord begangen, den halben Wald niedergebrannt und die Gerichte geprellt — war nun sein. Marzella that ihm jeden Willen und beugte sich vor ihm wie vor ihrem Herrgott. Aber er konnte es nicht vergessen wie sie war, und daß ihre jammervolle Veränderung sein Werk.

Verlauf' Dich nicht, hatte das liebe sonnige Kind ihm zum Abschied nachgerufen, und behüt' Dich Gott! —

Es gab Stunden, da hätte er sich mögen zu ihren Füßen werfen mit dem Bekenntniß: Ich habe mich verlaufen — ich habe vom rechten Wege abgelassen, und Du mußt die Folgen meiner Sünden tragen. —

Aber seine brutale, lebenskräftige Natur trug immer wieder den Sieg davon, und er hatte den Muth, das blasse Weib zu herzen, und ihre Wangen roth zu küssen. Er hatte ihr einmal Branntwein gegeben, um sie lustig zu machen, und nun lag sie ihm fortwährend in den Ohren, ihr wieder weichen zu geben, und je mehr sie in ihrer Genesung fortschritt, desto leidenschaftlicher beschwor sie ihn, desto heftiger war ihr Verlangen, denn die Bilder des Vergangenen stiegen heller und heller vor ihrer Seele auf, und sie wollte vergessen — um jeden Preis — um alles in der Welt. —

So oft hatte nie ein Talglicht vor der Muttergottes im Stalle gebrannt, als es jetzt der Fall war. Stundenlang kniete die alte Monika vor dem Heiligenbilde und schüttete ihr Herz aus:

„O liebe Muttergottes, bei uns geht's zu! Wend' Deine Augen ab, es graust Dich sonst. — Wenn er ihr einmal keinen Branntwein geben will, wälzt sie sich am Boden und schreit, daß sich einem s'Herz im Leib 'rumbreht — o die arm' Creatur, die arm' Creatur, — heilige Muttergottes, bitt' für sie! Was soll ich machen, was soll ich sagen — ich kann nichts sagen, ich hab' den Muth nicht — ich hab' Zeit meines Lebens nur zu Dir den Muth gefunden, denn da hab' ich gewußt, Du sährst mir nicht übers Maul. Aber was sieh' ich aus, o heilige Muttergottes, in allen Kirchen — bis hinein nach Triberg bin ich schon gewesen, und's hilft nichts — jeder Pfarrer stichelt von der Kanzel herunter auf unsre heimlichen Sünden und Laster, daß alle Bauern auf mich schauen, und ich schier den Weg nimmer find', an den Bänken vorbei in's Freie. O heilige Muttergottes, ich will's ja aber gern erdulden und ertragen als Duf' für den Sohn, wenn Du nur halbwegs die Hand über ihn streckst, so wird ihm die Gnade der Neue.“ —

Davon war bis jetzt noch keine Rede, er wurde vielmehr immer sicherer, kühner und verderbter in seiner Sünde. Die blassen Wangen des jungen Weibes waren ihm länger kein Vorwurf, denn sie waren jetzt so roth fast wie die feinen; sie feierten Gelage miteinander, und wenn

sie sich gegenüber saßen, sah eins so brutal und roh aus wie das andere sie höhnten die Menschen, freuten sich, daß sie nach niemanden zu fragen hatten und sorgten sich nicht um den kommenden Tag.

Immer unordentlicher und verkommenener sah's in ihnen und um sie aus; der alte Jähzorn erwachte in dem Mann, er wurde wieder grob gegen die Mutter; ihr trauriges Kommen und Gehen, ihre kummergebückte Gestalt, war ihm ein Vorwurf, der ihn aufbrachte; er ließ sie hart an, und da sie seufzte, schlug er sie.

Um diese Zeit hörten die Lichtlein auf zu Füßen der heiligen Muttergottes im Stall zu brennen, die alte Monika war entschlossen, ihr diese letzte Übelthat ihres Sohnes zu verschweigen; sie kniete im Dunkel und betete unzählige Ave's, die sie mit lauter Stimme herunterleierte — in der Hoffnung, auf diese Weise die Muttergottes auf andere Gedanken zu bringen.

VI.

Gregor war über eine Woche mit seinen Talglöchtern und Holzschmitzereien auf dem Jahrmarkt zu Hornberg gewesen; er hatte gute Geschäfte gemacht, denn was er anführte, gelang ihm. Auf der Landstraße zwischen dem Galgen und dem dahinter liegenden Hof, kam ihm die Mutter in kopffloser Angst entgegen.

„Es ist schon da,“ leuchte sie, ein Buble — „o um Christi und seiner heiligen Mutter willen, was sollen wir mit dem armen ungetauften Buble anfangen.“

Der junge Mann erblaste und war mit ein paar Sägen unten; er rannte durch die Vorderstube und schob die Wand zurück:

Marzella — schluchzte er auf, dann war's einen Augenblick todesstill und verwundert schaute er sich in dem veränderten Raume um. Das Kind lag in weißes Leinen gehüllt auf dem Bett, daneben saß die junge Mutter und flocht; sie legte den Finger auf den Mund und deutete auf's Kleine, und Gregor wagte kaum aufzutreten, als er sich näherte. Dann hückten sich die beiden Menschen über das schlafende Geschöpfchen und Marzella flüsterte leise und angstvoll:

„Was soll daraus werden?“

Er zog sie vom Bett weg und hielt sie fest:

„Was liegt an der ganzen Welt — sind wir uns nicht alles — was sollen wir denken und überlegen — wir wollen glücklich sein — o Marzella, ich bin fast gestorben vor Heimweh — ich habe dir so schöne Sachen mitgebracht.“ —

Er packte seinen Rucksack aus, und sie bewunderte die Kette und Ohrenringe und ließ sich von ihm schmücken; aber ihre Blicke irrten doch immer wieder zu dem Kinde hin, und sie holte eilig ihr Geflecht herbei: „Ich muß mich tummeln,“ meinte sie, „ich will ihm eine Wiege flechten,

solch eine, die ich über meinem Bett fest mache, daß ich ihm in der Nacht einen Kuck geben kann; das hab' ich mir so ausgedacht. Wenn ich nur wieder das Flechten lernte wie früher, aber ich glaube, ich werd' es nie wieder so lernen, denn damals war ich — anders — und das Gesecht nimmt von den Gedanken an.“ —

„Wie blaß du bist,“ unterbrach er sie, „und ich hab' dich doch mit so rothen Wangen verlassen.“ —

Sie schrauberte zusammen: „Am Galgen bin ich unschuldig gehangen, aber dann — dann war ich schuldig — o Gregor, ich will ja nicht denken, aber ich muß.“ —

„Du weißt, was ich kann,“ flüsterte er, „ich kann Dir auch die Gedanken verjagen.“ —

In diesem Augenblick kam die alte Frau in's Stübchen geschlürft, sie ging zum Bett, beugte sich über dasselbe, machte unaufhörlich das Kreuzeszeichen über das Kinderköpfchen und murmelte dazu in abgerissenen Lauten:

„Arm's Kind, arm's arm's Kind.“ —

So geht das nun fort den ganzen Tag, flüsterte Marzella und starrte verstörten Blicks vor sich hin.

„Mutter,“ schrie Gregor in jähem Zorne auf, „lass' das Gethu, sag' ich, sonst vergreif' ich mich an Dir.“

Monika flüchtete hinaus mit einem Schrecken und einer Hast, daß sie sich die Stirne an der Wand blutig schlug. „Gott im Himmel,“ jammerte Marzella auf, „wenn das Kind einmal so zu mir wär' — und sie barg das Gesicht in beiden Händen.“

Gregor ging hinaus; es hämmerte ihm in den Schläfen — dieses Weib war ihm wie entrückt durch die Gedanken, denen es nachhing — er durfte nicht mehr so lange von Hause fortbleiben, wenn jene nicht Meister über sie, über ihn — werden sollten.

„Oho,“ lachte er zu den mondbeschienenen Galgenpfeilern empor, „ich nehm's noch auf mit euch — ich hab' gethan, was keiner mir nachthut — ich bin mit dem Gericht, ich bin mit dem Menschenpack, ich bin mit dem Herrgott fertig geworden, und sollt' ein paar lumpige Gedanken nicht zum Teufel jagen können —“

Und er hielt die nervigen Fäuste den beiden Galgenäulen entgegen, als wären sie die Gedanken, welche die Schwelle seines Hauses zu überschreiten drohten.

Aber sie kamen doch, sie kamen, als er im Schlaf lag und legten sich ihm mit eiserner Schwere auf die Brust und schrien's ihm in die Ohren — laut, gellend, mit entsetzlicher Deutlichkeit: Mörder — Mörder —

Still, still, stöhnte Gregor im Schlafe, ich hab's ja im Fäzorn gethan, er hat mir die Flasche in's Gesicht geworfen — gehöhnt hat er mich, ich sei ein nichtsnutziger Bub — der allerletzt, der auf den Eckhof

zu sitzen käm' — da nahm ich's Brotmesser — im Fähhorn — auf Ehr' und Seligkeit —

Und er erhob die gefalteten Hände im Schlaf.

Am andern Morgen saß Marzella früh auf und flocht; sie blickte nicht von der Arbeit weg, auch nicht, als der Mann sie mit einem Blick der Angst und des Misstrauens fragte, wer denn so jämmerlich gestöhnt habe in der Nacht. Sie gab ihm eine gleichgültige Antwort und setzte hinzu, er solle sie nun ruhig bei der Arbeit lassen, sie müsse in's Reine kommen über das Loos ihres Kindes und früher habe ihr das Flechten immer die Unruhe vertrieben.

Ihm war leicht, daß sein schreckliches Träumen nicht bemerkt worden war und pfeifend begab er sich an die häuslichen Geschäfte; von Zeit zu Zeit streckte er den Kopf in die Wandstube; er hätte gern ein wenig geplaudert, allein Marzella saß so ernst und steif auf ihrem Stuhl, daß man hätte glauben können, sie sei von Stein, wenn sich ihre Hände nicht bewegt hätten. Langsam und schwer, unter den tiefsten Herzensqualen machte sie sich das Schreckliche klar: er hat es gethan — und als der Abend kam, war sie mit ihrer Pflicht im Reinen.

„Du bist so sonderbar,“ warf er ihr eines Tages vor, — thu' ich denn nicht Alles, um Dich glücklich zu machen, Marzella?“

„Das Wort paßt nicht auf uns,“ sagte sie, „ich leb' und sollt' nicht leben, und unser Kind hat keinen Schutzengel am Bett — weil ihm die heilige Taufe fehlt; da wär' glücklich sein eine Sünd' —“

„Du sollst aber glücklich sein,“ schrie er schnell, vom Zorn erfaßt „hörst Du — ich will's“ — er schüttelte sie, erst nur wenig, dann heftiger und heftiger. Sie senkte das blasse traurige Gesicht und ließ es geschehen. Da warf er sich ihr zu Füßen, weinte wie ein Kind und bat um ihre Liebe. Sie hätte ihn gern mit ihren Armen umschlungen — den trotz Allem geliebten Mann — aber es stand ihr wie mit feurigen Buchstaben in die Seele geschrieben: wir dürfen nicht glücklich sein —

Darnach richtete sie ihren ganzen Wandel; sie konnte dem Manne die Rechte, die er sich einmal über sie genommen, nicht gleich und ganz entziehen, aber sie verwandelte seine Leidenschaft in bittere Verzweiflung durch ihre Zurückhaltung, ihr schmerzliches Gewähren. Unaufhaltsam weiter flehend, richtete sie eine Scheidewand um die andere zwischen sich und dem Unglücklichen auf; bald wagte er nicht mehr zu verlangen, sie um die kleinste Gunst, um einen Blick, um ein Wort bittend. Aber sie blieb sich und ihm hart, lauerte auf jede Regung seines Innern und beobachtete den mächtigen Kampf des lebenskräftigen Mannes, der sein Glück nicht loslassen wollte. Sie litt mit ihm und untergrub es dennoch; sie saß wie eine Parze und flocht sein Schicksal, und mit der Feinheit des Geflechts nahm ihre Seele zu an Klarheit, Ruhe und Festigkeit des Entschlusses.

Wenn er aufbraute in heißem Verlangen, wenn der alte Jähzorn ihn übermannte, so sah sie ihn nur an und der stumme vorwurfsvolle Ausdruck ihres Blickes brachte ihn zum Schweigen.

Sie waren gekommen, die Gedanken und hatten sich in seinem Hause eingenistet; sie grinsten ihn an aus allen Ecken und Winkeln; sie sprachen aus dem Lallen seines Kindes und richteten ihn aus Marzella's Augen.

Weiß sie um deine Schuld — hießen sie — und wenn nicht, warum weicht sie vor dir zurück? Klarheit — o wenn er sich hätte können Klarheit verschaffen!

Dann wieder kamen Augenblicke über ihn, da sagte er sich: sie weiß, von nichts — es ist nur der Kummer über das ungetaufte Kind, der sie niederbrückt — wär' es getauft, könnt' alles wieder gut werden —

Er begann sich — hatte er nicht stets fertig gebracht, was er unternommen — er wollte sehen, ob er noch der Alte war —

Eines Abends — er trug das Kind oft hinaus unter den Sternenhimmel, da es unter Tages nicht geschehen konnte —, kam er zu Marzella's Erstaunen nicht um die gewöhnliche Zeit zurück, und auch die ganze Nacht nicht. Sie stand unter einem Fenster der vorderen Stube, flocht an ihrer Arbeit und lugte dabei hinaus. Sie war nicht ängstlich, denn sie wußte, daß er das Kleine hütete wie seinen Augapfel, aber sie wunderte sich, was er wohl mit ihm vorhaben mochte.

Es war selten, daß sie in die vordere Stube kam; ihr Fuß hatte den Grasboden vor der Schwelle des Hauses nicht mehr betreten, seit das unselige Geheimniß sie zur Mitwifferin hatte; sie gönnte sich nicht einmal die nächtliche Luft, wollte nichts haben, was ihr Herz erfreute, so lange der Mann in Schuld und Sünde lebte.

Die Sonne stieg eben glühend roth aus dem Osten, als Gregor mit dem Kind über die Schwelle trat; es machte große Augen, denn es hatte zum ersten Mal den Tag draußen werden sehen, und die herrlich glühende Morgensonne hinter den Bergen aufsteigen, und über dieses Ereigniß stand ihm das Mäulchen vor Verwunderung weit offen.

Gregor aber legte Marzella das Kind in die Arme und seine Stimme zitterte, als er die Worte sprach:

„Das Kind ist getauft, ich bin drüben hinter St. Georgen beim Waldbruder gewesen; er hat meine Bitt' erhört und für ein Duzend Kerzen das Kind getauft; es heißt Benedikt — der Segenbringende, hat der Waldbruder gesagt —“

Er stand da in Erwartung, daß es nun wieder werden möchte, wie früher, und ihre Arme sich um seinen Hals legten. Aber sie rührte sich nicht, obgleich ihr das Herz zum Zerspringen schlug vor tiefstem innigsten Mitleiden mit dem Manne, der erschöpft von dem weiten Weg, den er in der denkbar kürzesten Zeit zurückgelegt, demüthig, auf seinen Lohn harrtend, vor ihr stand. Heiß pochte die Sehnsucht nach Glück in Weider

Herzen einander entgegen, es zog sie wie mit Gewalt das eine zum andern hin. Aber da riß es Marzella mit einem plötzlichen Ruck von ihm zurück, und das Kind kraftvoll in die Höhe haltend, als gedenke sie einen bösen Zauber zu beschwören, sprach sie in einem Tone, der wie eine Offenbarung klang:

„Ihm ist der Weg zum Himmel offen, aber wir — müssen ihn noch suchen —“

An diesem Abend war's, daß wieder einmal ein Lichtchen vor der heiligen Muttergottes im Stall seinen blassen Schein um sich verbreitete. Auf dem Boden kniete die alte Monika und schluchzte vor Freuden und konnte kaum sprechen und schlug nur immer wieder die abgewaschenen Hände zusammen und streckte sie hinauf zum Heiligenbild: „'s ist getauft — o du glorreiche, allgütige, heilige Muttergottes, unser Kind ist getauft! — unser Buble ist in die Gemeinschaft Gottes aufgenommen, und der Teufel hat seine Macht an ihm verloren. Du Allergütigste, Du Helferin in der Noth, jetzt versteh' ich Dich und bitt' ab tausend Mal, daß ich hab' wollen gescheiter sein und nicht begreifen, daß ein Kind auf die Welt kommt in all' das Elend hinein. Es hat müssen kommen und den Teufel vertreiben — und nun walt' die Engel im Haus, und Du hörst kein böses Wort, heilige Muttergottes und 's ist wie in der Kirch', daß man nicht laut auftreten mag. O Du heilige gebenedeite, zu aller Zeit hilfsreiche Jungfrau Maria, ich will Dir nichts mehr vorschreiben, aber Du weißt, am Fähhorn bin ich schuld, und der hat alles Unheil angericht!“ —

VII.

Ja, es war still im Hause wie in der Kirche; Marzella flocht in ihrer Wandstube, Gregor hantirte nebenan mit seinen Talgkerzen. Aber es war eine Spalte der Schiebthüre offen, zu der das Kind aus- und einlief; es lachte und plauderte den ganzen Tag und hatte immerfort von der Mutter zum Vater zu gehen, als trieben es Gott weiß was für wichtige Geschäfte.

Es war inzwischen gar schön geworden in der stillen Arbeiterin Ge-
laß, ein feines mattweißes Strohgeflecht bedeckte den Boden; Tisch und Stuhl waren von der gleichen Art; an den Wänden hingen allerlei bilder-ähnliche Geflechte, Sterne, Sonnen, zierliche Vierecke. Jetzt flocht Marzella eine blutigrothe Dornenkrone auf weißem Grund.

Geräuschlos, immer ängstlich bemüht so leise wie möglich aufzutreten, ging Monika zwischen den stillen Menschen umher und betrieb den Haushalt; stand sie im Halbdunkel am Kachelofen, trippelte der kleine Benedikt alle Augenblick in die dunkle Ecke und hielt die Großmutter fest und lachte sie an und riß sie an den in Kummer und Sorgen ergrauten Haaren. Da wurde ihr dann so selig zu Muth, daß sie hinausgehen mußte, um nicht hell aufzuschluchzen und zu jubeln über den Sonnenschein, den diese Kinderseele in ihr Leben gebracht. Und sie konnte wieder lachen, konnte

sich vergessen und mit dem Kleinen jene Späße treiben, die seinem Alter zukamen. Die Eltern konnten es nicht; sie saßen in schwerer Seelenarbeit, jeder auf seinem Platz, im inneren fortwährend mit einander beschäftigt. Es vergingen Tage, an welchem sie sich nicht sprachen, nicht sahen; aber Gregor hörte die leise betende Stimme des geliebten Weibes durch die Thürspalte, und er wußte, daß sie für ihn betete und fühlte, was sie damit wollte.

Seit sie von ihm zurückgewichen, das Kind mit entsetzten, schauder erfüllten Augen zum Himmel hebend, wußte er, daß sie seine Schuld kannte; und er verstand ihr ganzes Wesen, ihr Darben und Beten.

Er hatte den Hof verlassen, irrte über eine Woche in der Fremde umher, seine Dual zu betäuben suchend, nach Vergessenheit ringend; umsonst — das Weib mit dem blassen Gesicht, den weißen, ewig flechtenden Händen, rief ihn nie wieder zurück. Denn daß sie nicht sprach, daß nie ein Vorwurf, nie eine Klage um ihr verlorenes Leben über ihre Lippen kam, das eben war's, was ihn mit solcher Gewalt an sie fesselte, was die rohe Natur in ihm händigte.

Er hatte die ganze Stufenleiter menschlicher Schlechtigkeiten durchlaufen und wäre im Stande gewesen trotz alledem glücklich zu sein — was er unter Glück verstand — allein sie belehrte ihn eines andern — und sie war eine gute Lehrmeisterin.

Aus dem Abgrund der Verzweiflung, in den ihn ihre Unerbittlichkeit gestürzt, hob er sich allmählich mehr und mehr verwandelt empor. Erst legte er das Unordentliche, Zerfahrene ab, womit die Seelenkämpfe seinen inneren und äußeren Menschen gekennzeichnet; unbewußt begann er an und um sich die peinliche Ordnung und Sauberkeit Marzellas nachzuahmen; er wurde mäßig im Essen und Trinken, wollte nichts Besseres haben als sie, und die Ueberkraft seiner Natur, noch durch den Gram gedämpft, hörte auf, seine Sinne zu regieren.

Er bereute, und seine Reue war das Ergebnis seiner Liebe.

Also vorbereiteten Gemüths trat er eines Tages, um dem Kinde gute Nacht zu sagen, in Marzellas Stube. Mehr als ein paar Minuten, war er seit lange nicht in diesem Raum verblieben. Das Kind saß auf Marzellas Bett; sie entkleidete es eben. Als der Vater hereinkam, nickte es ihm eifrig zu:

„Großmutter hat gesagt, ich soll euch zeigen was ich kann“ — und es faltete die Händchen:

„Lieber Gott mach' mich fromm, daß ich zu dir in Himmel komm — aber gelt, Vater,“ fragte es plötzlich, mit großen ängstlichen Augen zu ihm aufblickend, „du kommst doch auch?“

Er schrad zusammen — eine Posaune vom Himmel hätte ihm nicht tiefer, nicht schneidender in die Seele bringen können, als diese Frage aus dem Munde seines Kindes. Marzella war laut schluchzend mit dem Ge-

sicht in den Schooß des Kleinen gesunken, ihr Körper erbehte in so gewaltfamer Weise, daß Gregor ob ihres Schmerzes seines eigenen vergaß.

„Sei ruhig,“ sprach er sanft die Hand auf das Haupt des fassungslosen Weibes legend, „ich geh' nach Triberg.“

Aber das Gewaltthätige, Selbstherrliche seiner Natur kam auch in diesem gesteigertsten Augenblick seines Lebens zum Durchbruch.

„Es soll mich keiner anrühren,“ murmelte er, indem er sich früh morgens im Stall, beim ersten Schein des Tages, mit dem Weger eines Messers zu schaffen machte, „es kann dem Herrgott einerlei sein, wer mich umbringt, ich oder ein anderer —“

Die Mutter kam mit der Streu und während sie sich bei der Arbeit abmühte, sprach er sanft, wie sie ihn nie hatte sprechen hören:

„Ich bin immer grob zu Euch gewesen, Mutter —“

„Um aller Heiligen Willen, Gregor,“ stammelte sie, „ich bin ja eine alte unnütze Frau.“

„Aber das Kind habt Ihr recht schön beten gelehrt,“ meinte er, „lehrt's weiter beten — ich geh' jetzt auf's Gericht nach Triberg — Ihr wißt, Mutter —“

Sie wußte, nahm seine kalten Hände zwischen die ihren, drückte und küßte sie und sank dann vor ihrer heiligen Muttergottes in die Kniee, mit dem Gesicht halb besinnungslos vor Herzeleid auf dem Boden liegen bleibend.

Gregor war in die Stube zu Marzella getreten:

„Ich geh' jetzt,“ sagte er, „bleib gesund —“

„Was mitbringen,“ schrie Benedikt, den die Mutter aus dem Schlafe gerüttelt. Die Blicke der Eltern begegneten sich; sein Gesicht hatte jetzt dieselbe Blässe, fast denselben Ausdruck wie das ihre. Er hätte das geliebte Weib so gern noch einmal an's Herz gedrückt, allein er fürchtete sich, weich zu werden und ließ es sein.

„Es thut mir leid, Marzella,“ sprach er leise, „daß ich Dich nicht glücklich gemacht —“

„Jetzt bin ich's,“ schluchzte sie auf und warf sich an seine Brust, „o Gregor, ich hab' Dich immer lieb gehabt — ich hab' nichts gewollt, als dich mit Gott versöhnen — die ewige Verdammniß von Deiner Seele nehmen — und darum haben wir uns nicht freuen dürfen — in diesem Leben nicht — o mir ist als wüßt' ich schon jetzt, was ewige Glückseligkeit ist.“

Und sie küßte ihn, küßte ihn wieder und wiederund benezte sein Gesicht mit ihren Thränen, und er wußte nun, Glück war etwas Anderes, als was er bisher darunter verstanden.

„Genug,“ sprach er, sich mit Gewalt zusammenraffend, „die Dinge gelingen nicht, wenn man mit zager Seele an's Werk geht.“

Er schritt hinaus, und sie riß das Kind an sich und folgte ihm. Die Sonne war eben aufgegangen und spiegelte sich in den Fenstern des

Galgenhofes und warf ihren Widerschein über den Scheitel des blaffen Weibes, das unter der Thüre stand.

Gregor war aufrechten Hauptes davongeschritten, nun schaute er sich zum letzten Male um — und er glaubte nie etwas Schöneres gesehen zu haben, als wie sie so da stand, sonnenbeschienen, mit der Rechten verheißend nach oben deutend.

„Wie ein Heiligenbild,“ sprach er vor sich hin, und es fiel ihm ein, daß er damals dieselben Worte vor sich hingemurmelt, als das Kind ihm vom Galgen aus sein „Behüt' Gott“ nachgerufen und „verlauf Dich nicht.“ Und diesmal verlief er sich nicht.

VIII.

Der Amtmann von Triberg hatte über zwei Stunden Marzella gegenüber, in der Wandstube geseffen, und die Bestätigung ihrer Unschuld und wunderbaren Rettung durch ihren Mund erfahren. Er überbrachte ihr die Nachricht, daß Gregor sich nach dem vollen Geständniß seiner Schuld die Pulsadern aufgeschnitten, sterbend seinen Sohn als Erben genannt und ihm, dem Amtmann, die Bitte an's Herz gelegt, Marzella aufzusuchen.

Das junge Weib wurde noch um einen Schatten bleicher bei dieser Nachricht, sprach aber dann mit ruhiger Fassung ohne dabei das Flechtwerk aus den Händen zu legen.

„Daß er hinter die Friedhofsmauer zu liegen kommt, und die Leut' ihn als Selbstmörder verdammen, dagegen kann ich nichts; ich weiß doch, daß Gott seine Seele aufgenommen, denn er kennt die Arbeit, die er gethan, und was es ihn gekostet, vom Leben zu lassen. Aber ich hab' mich nicht zu seinem Gewissen aufgeworfen, damit sein Bekennen mich weiß waschen soll; das hab' ich mir geschworen, ich bleib' im Dunkel und für die Leut' begraben. Wenn man so sitzt und flechtet, wird einem Vieles klar, und ich hab' mir gesagt, das ist mir's Gericht zum wenigsten schuldig, daß es mir den Willen laßt. Ich geh' mit der Mutter in der Nacht fort, und dann soll sie mit mir zurückkommen und sagen, ich sei des Gregors Liebste, die er in der Fremde draußen gehabt; wer Dinge erlebt wie ich, den kann nichts mehr anfechten auf der Welt —“

„Haltet, liebe Frau,“ unterbrach sie der Amtmann, „so geht's doch nicht, das Gericht kann unmöglich die Schuld auf Euch sitzen lassen, ihm ist die Wahrheit Pflicht —“

Marzella besann sich, dann meinte sie: „Wenn's nicht anders geht, so mag's drum sein und meine Unschuld an den Tag kommen, aber es wär' nicht auszuhalten, wüßten die Bauern, daß ich am Leben bin, und d'rum verlang' ich, laßt mich gestorben. Die Herren vom Gericht sollen sich nur in die Lage versetzen; es ist eine Lüg', aber die Wahrheit brächt' mich von Neuem an den Galgen, von dem ich nimmer los käm', daheim nicht, und in der Fremd' nicht. Wen's grämt, daß die Sach' so nicht in

der Ordnung ist, dem sag' ich, es war auch nicht in der Ordnung, eine Unschuldige zu hängen; den Fleck können mir die Herrn vom Gericht nicht aus dem Leben löschen, und wenn sie die Sach' noch so breit klagen; sie sollen denken: hier hat der Herrgott Ordnung gemacht und dran lernen, wie er langsam geht und nicht gleich ausknüpft. Das ist so meine Meinung, sie sollen sich's überlegen."

Sie überlegten sich's und brachten Marzellas Unschuld zu Tage, ohne ihrer als einer Lebenden zu erwähnen.

Sie selber führte ihr altes Dasein auf dem Galgenhof weiter; die Bauern hielten sie ihrer weißen Gesichtsfarbe wegen und weil sie tie zur Kirche ging, für krank; über ihre Vergangenheit zuckten sie die Achseln.

Die alte Monika dagegen war eine um so eifrigere Kirchengängerin geworden, und wenn der kleine Benedikt vor ihr stand und sie, die Hände über seinem Haupt gefaltet, zum Altar aufblickte, sah ihr scharfes, faltenreiches, abgeschafftes Gesicht vor lauter Dankbarkeit, Demuth und Gottvertrauen wie ein selig verklärtes aus.

Draußen aber vor der Kirche ließ sie es sich angelegen sein, die Unzugänglichkeit Marzellas durch besondere Liebenswürdigkeit gut zu machen; indem sie, den körrischen Benedikt nach sich ziehend, über alle Todesfälle heulte und jede Geburt und Hochzeit, die ihr verkündet wurde, mit lautem Freubengeschrei begrüßte. Hierauf dichtete sie Benedikts Mutter mit jedem Sonntag, den Gott werden ließ, ein neues Uebel an, damit's die Leute ja begriffen, warum sie nicht in die Kirche kam.

Marzella mußte nichts von den Anstrengungen ihrer Schwiegermutter; sie hatte sich der Menschen entwöhnt und brachte es nicht über sich, unter sie zu treten; denn wenn sie nur vom Stubenfenster aus einige beisammen stehen sah, gleich tönte ihr jenes gewisse dumpfe Summen in den Ohren und raubte ihr den Athem.

"Ich gehör' nicht mehr zu ihnen," sagte sie sich, "ich hab' genug — ich hab' mein Kind —"

Als jedoch Benedikt groß genug war, die paar Kühe zur Weide auf den Galgenhügel zu treiben, gewann er sich eine neue Freundin, über die er die ernste Mutter und die alte Großmutter ein wenig vernachlässigte. Jenseits des Hügels nämlich, ein gutes Stück von ihm entfernt, sah er zuweilen eine kleine Gestalt mit goldig glänzendem Haar auf der Wiese auftauchen, wie sie sich ernstlich mit ein Paar Ziegen herumstritt, die immer dem Galgenhügel zustrebten, als schmecke das Futter dort besser.

Die kleine Hirtin war des Bastels Kind, der eine reiche Frau genommen, die ihm früh gestorben war.

Es währte nicht lang, saßen die Kinder behaglich an einen der Galgenpfeiler gelehnt, von wo sich's so hübsch in's Weite schauen ließ, und der Wind spielte in den Haaren der einander zugeneigten Köpfchen, und sie hatten's gar wichtig.

„Du, wir baden aber helleres Brot als ihr,“ sagte das Mädchen und schlug mit dem Gertlein auf die rothigen Zehspitzen und lachte dabei so laut und lustig, daß es eine Freude war. Benedikt schaute sie erst verwundert an, dann, wie angesteckt, lachte er mit und nun trieben sie das Geschäft mit einander und konnten kaum zu sich kommen und fanden es so schön, daß sie alle Tage von vorn damit anfangen. Und sie hatten immer etwas zu schaffen, zu planen, zu unternehmen; er mußte mit einer Hacke das Erdreich lockern rings um die steinernen Pfeiler, und Waldburg setzte die Ableger hinein, die sie aus ihres Vaters Garten im Schürzchen heraufgetragen. Dann als sie müde von der Arbeit, mit hochrothen Gesichtchen einander gegenüber standen, erfaßte sie plötzlich, sie wußten selbst nicht warum, eine so unbeschreibliche Freude über ihre That, daß sie einander bei den Händchen faßten und die unheimlich zum Himmel ragenden Posten laut singend umtanzten.

Das Gefäete aber sproßte auf und allerlei wild durcheinander ragende Ranken von Epheu, Jasmin und wilden Rosen legten sich mit jedem Jahr dichter und enger um die Pfeiler von Stein mit ihrer traurigen Geschichte. Die Kinder aber wuchsen auch, und ihren Herzen genügten nicht länger die kindischen Spiele.

Die Bäuerin hatte es kommen sehen und nahm sich vor, in aller Stille abzuwarten, was des Eckbauern Beschluß sein würde. Das verzweifelte Beginnen des Sohnes, der wie der Vater, gleich mit dem Kopf durch die Wand wollte, brachte ihren Entschluß zur Reife.

Ich hätt' nicht sollen das Leben so hinter mir abschneiden, sprach sie flehend, mit lautlosen Schritten über den Strohboden ihrer Stube schreitend, „nun steht er auch allein, und die Bauern wollen nichts mit ihm zu thun haben, wie mit mir — kommt er aber in den Eckhof ist alles gut.“

„Gelt, ich soll reden?“ flüsterte sie, den Blick auf die Dornenkrone über ihrem Bett richtend, als kröne sie in ihren Augen ein Haupt, das ihr allezeit gegenwärtig war, „Du weißt, ich hätt's nimmermehr für mich gethan.“ —

IX.

Es war Sonntag; Bastel saß in Hemdsärmeln am Fenster der großen untern Stube des Eckhofes, dessen er sich vor Zeiten bemächtigt, da niemand da war, der ihn gehindert hätte, die Hinterlassenschaft der hingerichteten Marzella an sich zu bringen.

Bastel hatte die Tochter in Begleitung des Gesindes nach St. Georgen geschickt wo sie mit der Bas' auf den Tanzboden gehen sollte. Er hatte ihr befohlen: Es wird getanzt, und alle Sonntag wird jetzt getanzt — und vom Benedikt ist nicht mehr die Rede.

Nun war er zufrieden, rauchte und spuckte und trommelte dazu mit den Fingern auf dem Fenstergesimse.

Ja, wer ist denn die, fragte er sich plötzlich, den Kopf ein wenig vorbeugend, um besser anschauen zu können, Wetter und Hagel, das ist ja die Galgenbäuerin — ein Staatsweibsbild, bei Gott, hab sie noch nie so in ihrer ganzen Größ' gesehen, — hilft mir, hilft mir, werd' ihr halt gerad' heimleuchten wie dem Bub auch; aber warum sie nur den weiten Weg unten nimmt und nicht über den Galgen kommt — merkwürdige Leut', das, merkwürdige —

Es klopfte und Marzella stand auf der Schwelle; der schwarze faltige Rock mit dem Sammtbesatz, unter dem die rothen Strümpfe hervorsahen, nahm die ganze Breite der Thür ein, sie trug die kurze schwarze Jacke mit den haufschigen Ärmeln bis an den Hals geschlossen, den keine Kette zierte; in dem blassen, noch völlig faltenlosen Gesicht, das schneeweißes Haar unrahmte, rührten sich nur die Nasenflügel in leisem, kaum bemerkbarem Zittern.

„Grüß' Gott,“ sagte der Eckbauer, sich schwerfällig erhebend, und die Pfeife aus dem Munde nehmend.

Marzella nickte, ihn kaum mit dem Blick streifend, denn ihre Augen irrten hastig durch die Stube, in der sie groß geworden, und es überkam sie ein Gefühl der Nüchternung, wie sie es lange nicht gekannt. „Ja, habt Ihr's denn auf den Thürpfosten abgesehen, Galgenbäuerin?“ fragte der Eckbauer, dem die Zeit lang wurde.

Nun trat sie herein, legte die Hand auf seinen Arm und und schaute ihn durchdringend an:

„Ihr solltet mich schon einmal gesehen haben, Bastel, besinnt Euch?“

Er rückte das Käppchen in den Nacken, und seine Augen suchten und suchten — Ja freilich — freilich — Herrgott die Stimm' und 's Aug' — und alles — aber wo?

„Nun, nicht weit von hier — aber erschreckt nicht — ich bin die Marzella“ —

„Und da soll man nicht erschrecken“ — schrie der Bauer und wäre gern davongelaufen, wenn ihn die Kniee getragen hätten.

Die Bäuerin weidete sich einen Augenblick an seiner Angst, und es fuhr ihr wie ein Triumphgefühl durch die Seele: so wie der, wär' der Gregor vor keinem Menschen gestanden. —

Dann nahm sie einen Stuhl — der Eckbauer war ganz ohne sein Zuthun, mit ausgestreckten Beinen auf die Fensterbank gesunken.

„Der Galgenbauer,“ begann sie, ohne lang zu warten bis der Mann vor ihr wieder bei Athem war, „der Galgenbauer hat mich an dem schrecklichen Tag, wo die Gewitter rings um einschlugen, und die Nebel wie graue Tücher über die Erde sanken, vom Strang geschnitten; ich hab' in seinem Haus verborgen gelebt; aber es hat ihm keine Ruh' gelassen und

er hat sich nach zwei halb Jahren dem Gericht gestellt — da er's gewesen, der im Jähzorn den Stiefvater umgebracht — weil dieser ihn gehöhnt als er um mich freite, und ihm die Worte gesagt: „er sollt zu allerlezt auf den Eckhof sitzen.“ — Ganz dasselbe habt ihr meinem Benedikt gesagt, und darum bin ich gekommen. Ich hätt' nicht für mich gesprochen, ich brauch' die Menschen nicht und bin eins geworden mit meinem Geschick, aber nun ist der Schatten davon auch auf den Sohn gefallen, und dem möcht' ich abhelfen. Meine Unschuld ist, wie Ihr wohl wißt, an den Tag gekommen, und Ihr könnt's beim Amtmann in Triberg hören, daß es auf meine Bitt' verschwiegen worden ist, daß ich am Leben blieb. Und nun, Bastel, sagt Ihr noch die gleichen Wort, die so viel Elend über uns alle gebracht, wenn ich Euch bitt', dem Benedikt Euer Kind zu geben?“

Dem Eckbauern war die Pfeife längst ausgegangen, aber er war zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Frau vor ihm von Fleisch und Blut und kein Geist war. Damit erwachte auch sein Bauernwitz und er war fest entschlossen, sich nicht so leicht in's Bodschorn jagen zu lassen.

„Mir graußt's“, meinte er, und Ihr müßt eingestehen, daß es jeden Christenmenschen grausen thät vor solchen Eltern — obgleich ich Euch gern gefällig wär, Marzella —“

Sie schüttelte das Haupt: „Biegt nicht aus — Ihr hättet's jetzt in der Hand, Bastel, ein schweres Unrecht, das an mir begangen ist, mit einer guten That zu jühnen; habt Ihr keine Bedauerniß für ein so grenzenloses Elend, wie das meine war — könnt's Euch nicht locken, eine heilende Hand auf meine Wunde zu legen?“

„Om, hm,“ brummte er, „ich seh' nicht recht ein, warum gerad' ich das soll —“

„Nun, weil's auch ein wenig Euer Vorthail wär“, sprach sie und erhob sich, „auf die Weis' käm' der Benedikt dann ohne Aufsehen auf seinen Hof, denn Ihr könnt Euch doch denken, Bastel, daß das Gericht mir gleich beistehen wird, zu meinem Recht zu kommen, wo sich's so schwer an mir veründigt —“

Da wurde der Eckbauer, der bisher roth gewesen, plötzlich blaß.

„Eigentlich, eigentlich habt Ihr recht, Galgenbäuerin,“ stotterte er, es wird so am besten sein, man giebt die Kinder ohne viel Aufsehens zusammen, denn —“ suchte er seine Last zu beschönigen, „was dem Ding den Ausschlag giebt, Ihr seid einmal meine Herzlichste gewesen, und das vergißt sich nicht so leicht, und darum also wird's am besten sein, man laßt die alten Geschichten ruhen —“

„Ich verlang's nicht anders,“ sprach sie, und ein unendlicher Hohn kräufelte ihre Lippen.

Der Bastel war nun ganz Bestissenheit und Eifer: „Ich geh' mit hinüber,“ schwazte er, „wir holen ihn gleich her — 's wird nicht lang

dauern, kommt's Mädel heim — nun ja, die wird schauen — das giebt einen Spaß. —“

Er steckte seine Pfeife an und schritt der Galgenbäuerin voraus, aber er nahm den Weg über den Hügel, und sie erschrak, ließ es sich aber nicht merken, obwohl ihr das Herz heftig zu schlagen begann, bei dem Gedanken, daß Bastels Augen auf ihr ruhten, und er ihre Schwäche gewahren könne. Indeß wie sie höher kam, und die Blicke, wie um sich zu gewöhnen, auf die beiden gefürchteten Zeugen ihres jammervollen Unglücks heftete, wurde ihr mit eins gar seltsam zu Muth. Um die hohen Steinpfeiler wanden sich dichte Ranken von Blättern und Blüten; Vögel nisteten in denselben und sangen und zwitscherten so laut, daß das dumpfe Gefurche, welches in Marzella's Seele aufsteigen wollte, davon überhört, in die Flucht geschlagen wurde. Und die Galgenbäuerin trat festen Schrittes, wie um zu versuchen, ob der böse Zauber wirklich gewichen, zwischen die beiden hohen blumenumspannenen Galgenpfeiler.

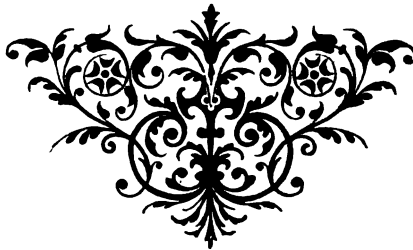
„Ja, die Kinder,“ murmelte sie, und ein wehmüthiges Lächeln umspielte ihren herben Mund, „die haben's gut gemacht“ — dann suchte ihr Blick die Landstraße, auf der Gregor einst dahin geschritten und ein letztes Mal zurückgeschaut.

Dem Bastel aber flog beim Anblick der so lang und unverwandt in's Weite Blickenden etwas wie eine Ahnung durch das Hirn, daß mancher, der nicht am Galgen gehangen, diesem Weibe nicht das Wasser bot. Und also sprach er neben seiner Pfeife hervor, die Hände in den Taschen, im Tone aufrichtiger Betrübniß:

„Es hätt' vieles anders kommen müssen.“

Da kehrte Marzella in die Gegenwart zurück, sah ihn von oben bis unten an und sprach:

„Es war gut so.“





Siena.

Von

Marie Simon.

— Breslau. —

„Ich sah Dich hell geschmückt vom jungen Lenz
Du höchst gethürmte von Toscanas Städten
Die einstige Nebenbuhlerin von Florenz.
Der Wettstreit ruht, Du bist zurückgetreten.
Dein Ruhmesrecht nur der Forscher kennt's,
Und Deiner freu'n sich Künstler und Poeten.“

So besingt Paul Henze Siena in seinen „Versen aus Italien“; und seine Worte sind wahr und vielfach.

Kein für Schönheit der Natur und Kunst empfängliches Auge, kein für historische Erinnerungen begeisterter Sinn wird sich dem Zauber entziehen können, welchen der Anblick der hochgethürmten Stadt Siena inmitten des Gartens von Toscana, oder noch mehr ein Gang durch ihre mittelalterlichen Straßen mit so vielen herrlichen Monumenten der Baukunst hervorruft. Siena könnte man nicht mit Unrecht das italienische Nürnberg nennen — Bauten, Umgebung, ich möchte sagen die Decoration der Scene ist dieselbe geblieben, nur die Personen haben gewechselt. Vieles von den alten Gebräuchen ist noch erhalten. Obwohl eine Stadt von 50,000 Einwohnern sieht man doch in Siena weder Pferdebahn, noch Omnibus, weder Droschken, noch Velocipede, denn die Straßen laufen fast durchgängig bergauf, bergab und schon wegen der Enge derselben ist der Verkehr von Fuhrwerken fast ausgeschlossen. Ganz ausnahmsweise sieht man hier und da eine Staatsquipage fahren, denn die Vornehmen Italiens verschmähen es bekanntlich zu Fuß zu gehen.

Wo so viele herrliche Paläste und Bauten aus alter Zeit uns als Zeugen einer bedeutungsvollen Vergangenheit umgeben, da drängt sich auch dem Laien die Frage auf nach dem Ursprung und der Geschichte, und Zweck dieser Reisen ist es, flüchtige Bilder der Vergangenheit und der Gegenwart Sienas zu zeichnen. Henzes Worte „einstige Nebenbuhlerin von Florenz“ sind ebenso wörtlich zu nehmen, wie die „Höchstgethürmte.“

Denn, wenn auch nie zur politischen Macht der Florentinischen Republik emporsteigend, nahm Siena doch bereits seit Mitte des 12. Jahrhunderts eine bedeutende Stellung unter den mittelitalienischen Republiken ein. Im Gegensatz zu Florenz, wo die Guelfenpartei herrschte und siegte, bekannten die Sienesen sich von je zur Partei der Ghibellinen, ein Umstand, der allein schon gegen ein friedliches Zusammengehen der Nachbarstädte sprechen mußte. Den ersten Anlaß zu dem zwischen den Rivalinnen ausbrechenden Bürgerkriege gab, schon ehe Siena sich als Republik organisiert hatte, die Thatsache, daß im Jahre 1082 der deutsche Kaiser Heinrich IV. von den Sienesen seinem Feinde Gregor VII. gegenüber beschützt wurde.

Da aber hier nicht unsere Absicht sein kann, ein umfassendes Bild der geschichtlichen Entwicklung von Siena zu geben, um so weniger als ihre bleibende Bedeutung bis auf die heutige Zeit weniger in ihrem politischen als in ihrem künstlerischen Emporblühen liegt, so dürfen wir in diesem eng bemessenen Raume (um mit Carlyle zu reden) nur einige historische Meilenzeiger aus der toskanischen resp. sienischen Geschichte hervorheben. Mit der ghibellinischen Gesinnung Sienas, wie sie sich z. B. in der vorhererwähnten energischen Parteinahme für den unglücklichen Heinrich IV. zeigte, soll nicht gesagt sein, daß die Stadt sich der Tyrannei und Gewalt der deutschen Kaiser gefügt hätte. Dies erfuhren Barbarossa und sein Sohn Heinrich VI. im Jahre 1186 denn als Ersterer über die Alpen nach Lothara hinabstieg, die freien Städte mit Untergang bedrohend, hatte Siena allein den Muth, dem Belagerer Heinrich die Thore zu schließen, und ihn und sein Heer bei einem blutigen Ausfall am 30. Mai in die Flucht zu schlagen. Beinahe ein Jahrhundert später, am 4. September 1260, lieferten sich Guelfen und Ghibellinen die mörderische Schlacht bei Montaperto, wenige Kilometer vor Siena; die zunächst mit völliger Niederlage der Ersteren, somit auch der Florentiner Bürgerschaft endigte. Doch nicht lange erfreute sich der Ghibellinismus dieses Sieges; der Stern der Guelfen begann wiederum zu steigen, als Karl von Anjou, vom Papst Urban IV. zu Hülfe gerufen, den Ghibellinen eine tödliche Niederlage bei Benevent beibrachte, und 1268 nach der Schlacht von Tagliacozzo den letzten Hohenstaufen hinarichten ließ. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich, die allenthalben, so auch in Siena über diesen Act der Barbarei; der Parteikampf entbrannte nun erst recht auf's Erbitterte; zumal Siena, seit es zu neuem politischen und commerciellen Leben erwacht war, mehr als jede andere italienische Stadt von inneren Streitigkeiten und Weitzkämpfen der tonangebenden Adelsfamilien, wie die Malavolti, die Piccolomini, die Tolomei, Salimbeni u. A. m. mit dem Municipium zerrissen wurde. Seit die Guelfen am Ruder waren, verlegte ein großer Theil der ghibellinisch gesinnten Geschlechter ihren Wohnsitz nach dem benachbarten Arezzo. Inzwischen war in Siena die Volkspartei der Noneschi zur Regierung gelangt, aus deren Mitte eine Anzahl bedeutender Männer hervorging. Unter diesen that sich besonders hervor Pandolpho Petrucci, der sich nicht allein um das Gedeihen der Republik, sondern auch durch Förderung von Künsten und Wissenschaften in seiner Vaterstadt verdient machte. Und wiederum vergeht ein Jahrhundert, bis Siena auf's Neue von der Gewalttherrschaft deutscher Imperatoren betroffen wird. Karl IV. mit den Salimbeni, einem der Adelsgeschlechter im Bunde, belagert die Stadt 1369; muß aber noch blutigem Gefecht weichen.

Ähnliche Leiden wie Florenz und Rom hatte Siena im 16. Jahrhundert (1527) zu erdulden, bei der Vertheidigung gegen die sie bedrohenden Heere Clemens VII., wo vor porta camolica ein furchtbares Blutbad stattfand. Zwar wurde Clemens' Heer, geschlagen, doch hatte der blutige Sieg die traurige Folge für die Stadt, daß Clemens um sie zu schwächen, auf's neue Parteihader und Zwist unter der Bürgerschaft entzündet hatte. Schreckliche Leiden hatte die unglückliche Stadt noch durch eine 80 tägige Belagerung Karls V. auszustehen, bei welcher Hunger, Pest und Glend aller Art unsäglich haften. Aber erst am 17. April 1555 fiel Siena und verödete auf lange Zeit, denn 100 der besten Familien hatten längst die Verbannung der Sklaverei vorgezogen. Von 140 000 Bewohnern, war es seit 1550 auf 6000 gesunken und hat sich seitdem nie mehr zur vorherigen Blüthe erhoben. —

Doch von dieser Blüthe zu reden ist nun an der Zeit; ist doch Siena vornehmlich mit anderen Städten im Bunde, vertreten in jener großen geistigen Bewegung Italiens, welche, vom späten Mittelalter an, von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr und mehr sich zu verbreiten und dem übrigen Europa das Licht der Civilisation mitzutheilen begann — die Renaissance. Die Namen eines Gneo Piccolomini (späterem Papst Pius II.) eines Giacomo della Quercia und Cosarelli (beide Bildhauer), der Brüder Lorenzello Baldassari Peruzzi, Sodomas und unzähliger anderer berühmter Künstler sind auf's engste mit dieser Kunstperiode Italiens verknüpft.

Uebrigens wäre es für die Sienesen beleidigend, wollten wir an dieser Stelle nicht der heiligen Katarina gedenken; die zu Siena geboren, 1460 von Pius II. zur Heiligen erhoben war, und der Sodomia in seinen berühmten Fresken aus ihrem Leben in der Kirche San Domenico ein hohes künstlerisches Denkmal setzte. Für uns Deutsche erweckt die reizende Umgegend eine trübe Erinnerung an Heinrich VII. von Luzemburg, der im Kloster Buonconvento, wenig Meilen südwärts von Siena durch Sacramentswein vergiftet, umkam.

Der Fremde, welcher glaubt, Siena in zwei Tagen „abmachen“ zu können, thut Unrecht, weil sowohl die zahllosen Bau- und Kunstdenkmäler, die schöne Umgegend und die liebenswürdigen Bewohner eines längeren Besuchs werth sind. Die Stadt erhebt sich auf drei Hügeln in Form eines Sternes, von deren Warte der Blick sich weithin erstreckt über ein wahres Meer von auf- und abwogenden bläulichen Hügelreihen, wo Olivenwälder und Getreidefelder mit Nebengeländen und anmuthigen Landhäusern mit einander abwechseln. Freilich sucht man hier vergeblich die sogenannte klassische Landschaft, man wird mehr an süddeutsche Gegenden erinnert. Das Klima gilt für sehr gesund, und an kühlen Sommern stationiren hier viel Fremde, zumal die Lebensmittel gut und außerordentlich wohlfeil sind. Siena wimmelt namentlich von Architekten und Malern, für die es eine wahre Fundgrube sein soll.

Was Herm. Amers von Rom sagt: „Palast steigt an Palast empor“ läßt sich hier noch mit größerem Rechte sagen, denn unglaublich groß ist für die verhältnißmäßig geringe räumliche Ausdehnung und für die Einwohnerschaft der Stadt (50 000) die Zahl ihrer öffentlichen Gebäude.

Von den über 150 Palästen sind besonders hervorzuheben der im reinsten Styl italienischer Gotik erbaute palazzo Buonsignore, sowie palazzo Piccolomini, letzterer an den trotzig kühnen Bau des palazzo Strozzi zu Florenz erinnernd, Palazzo Salimbeni ein heiterer Bau der Hochrenaissance. Im Gegensatz zu diesem wiederum der Palast der Tolomei, ein steinerner imposanter Bau der älteren Gotik angehörend, schon 1205 erbaut, erhebt sich in majestätisch isolirter Vornehmheit einen der engen Plätze frontirend, und giebt ein streng mittelalterlicher Koloz der Architektur, bereitetes Zeugniß der Feudalgewalt, welche vor 600 Jahren die Patricierfamilien der Städte besaßen. Viele der Paläste werden von den noch lebenden Nachkommen der alten Geschlechter bewohnt oder von alten Castellanen bewacht, zu Miethskajernen nie herabgewürdigt. Doch dienen einige zu wohlthätigen oder öffentlichen Zwecken.

Nächst dem Dom und dem Geburtshaus der heiligen Katarina betrachten die Sienesen als ihre Hauptsehenswürdigkeit die piazza del Campo; die allerdings für sie die ehrwürdigsten Erinnerungen an vergangene Größe und Leiden wachruft, an Volksversammlungen, Bürgerfehden, an fast alle geschichtlichen Daten der Stadt. Dieser Platz ist das Centrum, der Hauptnerv der Stadt, in den alle Hauptstraßen einmünden. Seine originelle Bauart zeichnet ihn vor allen ähnlichen Plätzen Italiens aus, und der erste und bleibende Eindruck ist jedenfalls ein frappirender. Man denke sich eine umgekehrte Riesenmuschel von 400 m Umfang, deren 10 innere steinerne Hohlkehlen, welche vom Centrum des Halbkreises ausgehend, nach der höher gelegenen Peripherie desselben auslaufen, so gewinnt man, unten stehend, gleichsam das Bild der ungeheuren Innenfläche einer Arena, deren Mitte mit einem wahren Juwel der Bildhauerkunst geziert ist, der fonte gaia, einem köstlichen Brunnen von Marmorlöwen bewacht, umgeben von einer weiten Marmorstraße, an welcher in erhabener Arbeit die sieben Schöpfungstage dargestellt sind. Ruheplätze und schattige Bäume laden hier zu beschaulichem Dämmern ein, und gern giebt man sich mit vollster Muße der Betrachtung dieses einzigen Platzes hin, der schon vor mehr als einem halben Jahrtausend ungefähr so wie heute ausgesehen hat. Vor uns, auf der Langseite des Platzes — das übrige liegt im großen Halbkreis — erhebt sich das uralte Rathhaus (palazzo comunale), ein mächtiger Ziegelbau, der schon im 12. Jahrhundert begonnen war. Ihm gleichsam als Vortadienend eine kostbar geschmückte offene kleine Kapelle, Allen nur zu wohl bekannt, denn

sie errichteten im schrecklichen Pestjahre 1348 die Ueberlebenden als weithin sichtbares memento mori. Wer Zeit hat, der besuche die zahlreichen Säle des noch heut vom Municipium der Stadt benutzten Gebäudes, die eine würdige Kunstsammlung Sienas bergend die Ergänzung der Kunstakademie bilden, und viele Schätze toskanischer Malerei enthalten. Wir begnügen uns zunächst mit einem Gang durch die alten Höfe und Hallen, die reich an monumentalem Schmuck und historischen Erinnerungen sind mit ihren Statuen, alten Brunnen, Vasenreliefs, Fresken u. s. w. und kehren wieder zurück auf die unvergleichlich schöne piazza del campo. Die schon erwähnte halbkreisförmige Seite desselben lehrt dem palazzo comunale ihre von alten und neueren Palästen geschmückte Fassade zu, neben denen ein paar ebenfalls alte aber einfache hohe Patricierhäuser mit ihren Erkern und Thürmchen sich malerisch genug ausnehmen. Ich wüßte diesem herrlichen Platz in der That nichts an die Seite zu stellen, und stimmte schließlich selbst in das mir anfänglich übertrieben erscheinende splendissimo und stupendissimo meines jungen Führers, eines baccalaureus der Siener Universität mit ein — genau genommen darf man von unvergleichlich schönen Dingen superlativisch reden. Und doch drängt sich auch hier ein naheliegender Vergleich auf, mit dem palazzo vecchio nämlich zu Florenz; wie bei diesem, so steigt auch hier der riesige Thurm des palazzo comunale zu schlanker Höhe hinauf, imponant und doch grazios mit jedem Haupte alle anderen Gebäude und Thürme der Stadt dominirend.

Gar mannigfach sind die architectonisch so interessanten Bilder, welche den die Straßen der Stadt Durchwandernden fesseln. Hier eine offene loggia mit Statuen geschmückt, jetzt als Vörse dienend, dort zwischen engen Gäßchen, die steil abwärts führen, ein überraschender Blick auf die piazza herunter, oder durch ein offenes Portal die Aussicht auf einen der schönen alten Palasthöfe; es giebt Schritt für Schritt irgend ein malerisches Motiv; aber auch viel zu steigen auf der hügelragenden Stadt, so auch auf dem Weg zu dem weltberühmten Dom, dem höchst gelegenen Bauwerk. Wie erfreut es Herz und Auge, an dies herrliche Monument zu treten, und es so frei vor sich zu haben, so mit einem Blick erfassen zu können! Denn nicht wie bei so vielen der schönsten Kirchen Italiens, wie z. B. Maria sopra Minerva zu Rom, Maria Novella zu Florenz oder gar San Petronio zu Bologna, deren Außenseiten entweder unansehnlich sind, oder die so stehen, daß man nur einen Theil derselben übersehen kann — im Gegenßatz dazu läßt bei dem Dom von Siena das Aeußere sofort ahnen, was das Innere sein werde. Frei und nach allen Seiten sichtbar erhebt sich der herrliche gothijche Bau, einer der schönsten Italiens. Etwas wohlthuenderes von Harmonie kann nicht gedacht werden; die Strebepfeiler nur mäßig vortretend, laufen oben nicht in Thürmchen, sondern in Statuen aus; der schwarze Marmor, nur in seltenen Schichten den weißen unterbrechend, übertönt nicht die zarten Gliederungen, so daß das Kranzgesims zu voller Wirkung kommt. Die dreipißige Fassade (das Modell dazu schuf Giovanni Pisano), macht mit ihren pächtigen Mosaikbildern und der kräftigen Marmorbekleidung durchaus den Eindruck heiterer Pracht. Dem Aeußern entsprechend sind auch die Pfeiler des dreischiffigen kolossalen Innern; aufstrebend runde Schäfte mit durchweg weiß und schwarzer Marmorbekleidung, ebenso wie auch das an der Decke fortlaufende Gesims; darunter als Consolen die Köpfe sämmtlicher Päpste. Und nun vom Einzelnen zu reden, von der köstlichen Marmoranzel Niccolò da Pisanos, von den reichen Motivkapellen, den prachtvoll geschnitten Chorstühlen, der anstoßenden höchst werthvollen und künstlerisch ausgebauten Bibliothek — von all' diesem Detail zu reden, verbietet der Raum, und ließt sich umfanglicher in jeder Kunstgeschichte. Ein weiter freier Platz umgiebt den Dom von drei Seiten, von der Schmalseite führt eine breite Treppe hinunter in die Stadt, während die Hauptfassade gegenüber längs des großartigen Hospitals, einem ehemaligen Kloster, eine breite steinerne Bank läuft, von der aus man in aller Bequemlichkeit die ganze Majestät des schönen Baues voll auf sich wirken lassen kann.

Durch die Hauptstraße wieder zur Piazza zurückkehrend trifft man auf beiden in der Abendkühle ein Gemüth fröhlicher Menschen, die plaudernd, schelndernd und rauchend

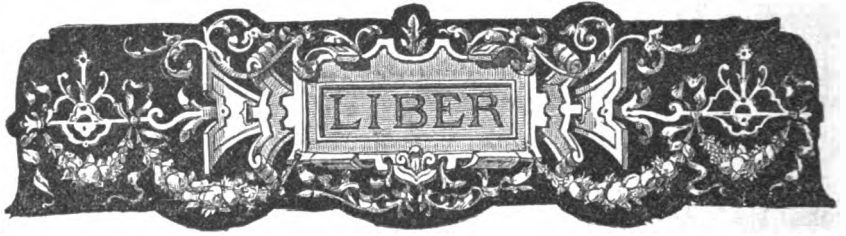
ihr Muhestunden im Freien feiern wollen, denn Kaffeegärten oder Restaurants im Freien giebt es kaum in Italien, und die Parkanlagen vor der Stadt sind hübsch aber langweilig nach internationalem Zuschnitt. Hier wie dort sieht man unter den Frauen und Mädchen wunderhübsche Gestalten, denen die allgemein üblichen riesigen Florentiner Hüte gut zu den zierlichen Köpfen stehen; eine Mode die von der vornehmen Dame bis zum einfachsten Landmädchen mitgemacht wird. Ein Hauptgenuß bei diesem abendlichen Auf- und Ab-Planiren bildet die gelata (Geforenes), die man allenthalben bequem sitzend verzehren kann, und von welcher ein großes Glas 10 Pf. kostet; noch beliebter sind bei der Hitze Kalteschalen von Wermuth und Eiswasser.

Sehr amüsant ist auch des Morgens ein Gang nach dem mercato vecchio, welches Vergnügen wir oft genossen; denselben nimmt eine riesige, gedeckte, wie ein Biß ausschauende Markthalle ein, unter welcher Metzger, Bäcker und Victualienhändler ihre Waaren feil bieten. Im weiten Kreise um sie her Geflügelleute und Gemüsehändlerinnen! Groß war die Auslese an Artischocken, Tomaten und Niesentirschen, und einen überaus freundlichen Anblick gewährten die nett und zierlich gepugten Verkäuferinnen; letztere in der Landestracht mit schwarzen Miedern und den unermüdlichen großen Hüten. Unter ihnen sind auch viel Modelle, und manch' jungen Maler sah ich Umschau halten unter der hübschen Mädchenschaar.

Die Sienesen sind ein lustiges, gastliches Völkchen, man kommt dem Fremden freundlich, ohne Berechnung entgegen, läßt sich gern von ihm erzählen; man lebt billig und wird nicht, wie an den mehr „abgegrasten“ Städten der Halbinsel systematisch ausgeplündert oder betrogen. Im Ganzen trägt Siena heute den friedlichen Charakter einer gemüthlichen kleinen Universitätsstadt, durch nichts an die einstigen blutig-kriegerischen Verhältnisse erinnernd. An der Universtität sind nur die Facultäten Jurisprudenz und Medicin vertreten. An öffentlichen Bibliotheken auch für Damen besitz die Stadt mehrere außerordentlich reiche, in deren weiten kühlen, sehr schön ausgestatteten Räumen man die heißen Mittagstunden angenehm hinbringt. Wer irgend kann, sollte eines der im August stattfindenden großen Volksfeste auf der Piazza del campo nicht versäumen. Das sind die Wettrennen, zu denen aus der ganzen Umgegend die Landleute in ihren hübschen Costümen herbeieilen; die Arena des Platzes eignet sich vorzüglich zu diesen Wettläufen, bei denen die schönsten Mädchen Preise an die Sieger vertheilen, und wo Festzüge in mittelalterlicher Tracht einen wirklich glänzenden Eindruck machen. Die ganze Stadt nimmt an diesem Feste theil, sei es mitwirkend oder zuschauend. Musik und Fröhlichkeit belebt den sonst so ernsten alten Platz, und des Abends beschließt großer Tanz in einem der großen Säle die Zahl der Festfreuden — für die Wohlhabenden. Das Volk tanzt draußen auf dem Platz und erreut sich nach echt italienischem Geschmack am Feuerwerk, und probirt an den Würfelbuden sein Glück. Bei dieser Gelegenheit ist es erfreulich, die feinen Sitten der toskanischen Bevölkerung zu beobachten; durchweg herrscht ungezwungener aber anständiger Ton, und die würzigen Weine des Landes erheitern, ohne Trunkenheit zu erwecken.

Das wäre so ein Bild aus sommerlichen Tagen; im Winter mag Siena weniger einladend sein, des rauhen Klimas wegen. Aber von der großen Heerstraße abgelegen, im Herzen Toscanas, mit allen Reizen der Kunst ausgeschmückt, dürfte es dennoch zumal bei den billigen Preisen so manchen Komreisenden zu einem kleinen Umwege verleiten.

Erst nachdem diese Zeilen geschrieben waren, wurde Siena im October d. J. von einer schweren Katastrophe heimgesucht, indem bei Gelegenheit von Reparaturarbeiten am Kuppelbau des Domes Feuer ausbrach und verberblich für den alten Prachtbau zu werden drohte; doch gelang es glücklicherweise, alle Kunstschätze zu retten, und das Feuer auf das Dach zu beschränken, das leider abgebrannt ist.



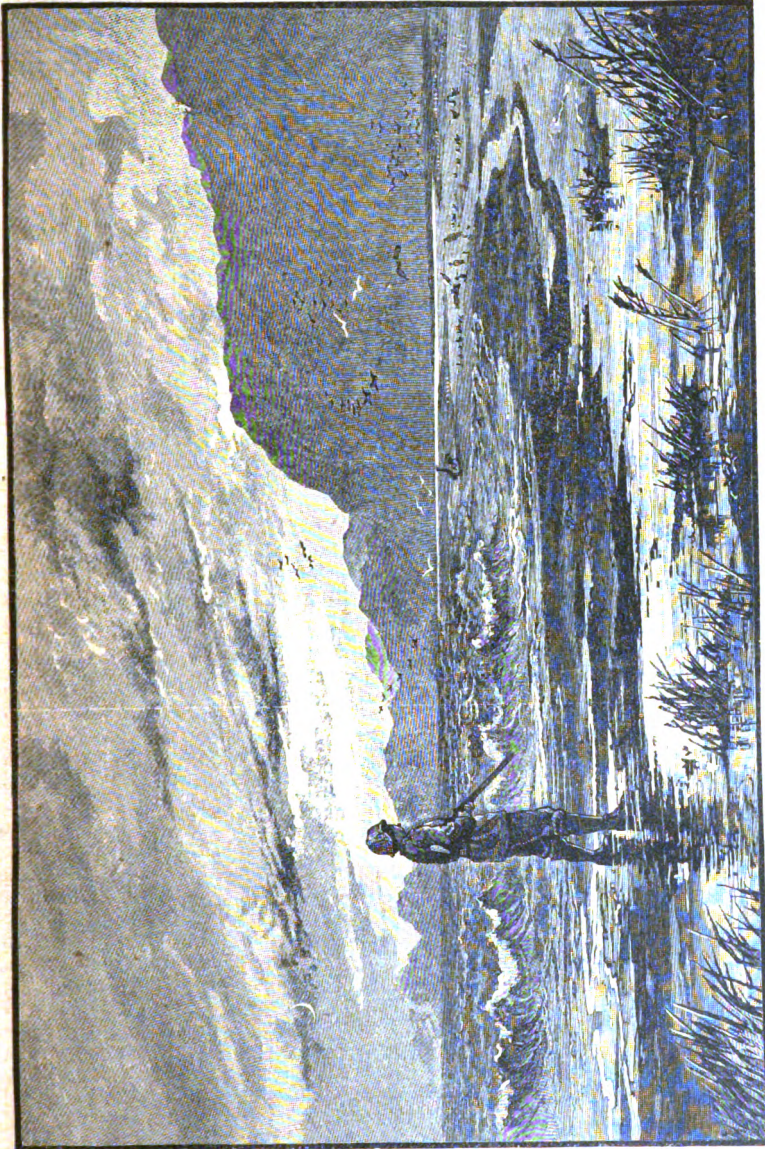
Illustrierte Bibliographie.

Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria. Supplement zu Stanley, Im dunkelsten Afrika. Von A. F. Mounteney Jephson und Henry M. Stanley. Aus dem Englischen von H. von Bobeser. Mit 46 Abbildungen, einer Facsimile-Tafel und einer Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1890.

Ein menschenfreundliches oder wissenschaftliches Unternehmen, an welchem Herr Stanley sich theilnimmt, will von vorn herein mit Vorsicht betrachtet werden; es steckt immer entweder ein materieller Gewinn, oder ein sonstiger Vortheil dahinter. Diese Thatsache trifft auch bei dem vorliegenden Buche zu, welches von ihm selbst augenscheinlich nichts weiter enthält, als eine Vorrede, in der er u. A. auseinandersetzt, daß Jephsons Arbeit in Amerika nur dann mit irgend welchem Nutzen veröffentlicht werden könne, wenn ein amerikanischer Bürger bei dem Schreiben des Werkes sich mit dem englischen Verfasser verbände; denn nach dem amerikanischen Verlagsrechte könne das Buch eines Engländers ohne Weiteres nachgedruckt werden! Wie viel Herr Stanley für seine „treue“ Mitarbeiterschaft erhalten hat, erfährt man natürlich nicht; aber vielleicht begnügt er sich mit dem „sonstigen Vortheile“, den er aus dieser Arbeit zieht. Denn einmal kommt ihm Jephson mit seinen Schilderungen in's Gehege, indem er die im „dunkelsten Afrika“ nur angedeuteten Ereignisse in Aequatoria zum Gegenstand seiner Erzählung macht, und dann muß er ihm versprochen haben, über das Verhältniß zu Emin nichts anderes auszulaudern, als was dem „Netter“ des Paschas gutdünkt. So haben sich denn die beiden ehrenwerthen Herren auf's Trefflichste mit einander abgefunden.

Jephson ist bekanntlich derjenige Offizier Stanleys, welcher bei Emin zurückgelassen wurde, während Stanley selbst den Rückmarsch durch den endlosen Urwald unternahm, um Barttelot und die Nachhut herbeizuholen. Emin's Offiziere verhielten sich nämlich begüßlich der Stanley'schen Expedition sehr skeptisch und wollten nicht glauben, daß sie wirklich von Aegypten ausgegangen sei; der Pascha wünschte daher, mit Jephson als Gast alle Stationen seiner Provinz zu besuchen, damit dieser mit den Leuten sprechen und ihnen erklären könne, wer Stanley sei, und weshalb er gekommen sei; auch sollte er ihnen das Schreiben des Khedive und Nubar Paschas, sowie eine Proclamation Stanleys an die ägyptischen Soldaten vorlesen; dann würde sich herausstellen, ob diese Leute gewillt seien, im Lande zu bleiben oder sich der Stanley'schen Expedition anzuschließen (S. 29).

Das Buch umfaßt also die Erlebnisse Zephsens bei Emin, ihre gemeinsame Reise von Wadelai nach Dufils, die Rebellion der einstigen Offiziere Arabi Pascha, auf welche sich Emin niemals hatte verlassen können, die Gefangenahme Zephsens und



Zus.: Emin Pascha und die Meuterei in Mochanoria. Zeichn. v. M. A. Rochhaus. 1890.

Emins in Dufils, den Einfall der Mahdisten, welche sich durch drei Derwische also ankündigten: „Wir sind gekommen, um euch auf den richtigen Weg zum Himmel zu führen und euch beten zu lehren, wie wir, die wahren Gläubigen, die wirklichen Muselmänner beten!“ (S. 228), ferner die Niederlage der Rebellen, die sich zum Kampfe entschlossen



Aus: Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria.
Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890.

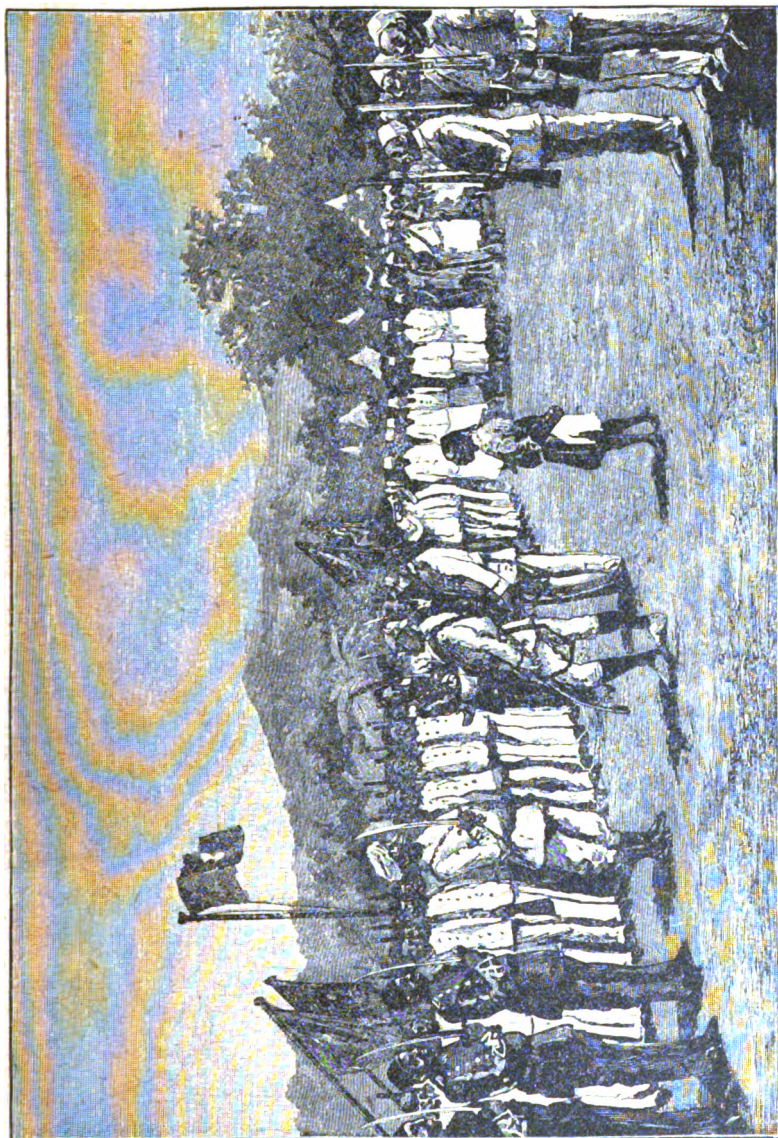
hatten, ohne denselben gewachsen zu sein, endlich die Befreiung der beiden Gefangenen und die Flucht aus Mabelai, da an einen erfolgreichen Widerstand nicht mehr zu denken war. Dies alles ist mit ziemlicher Klarheit und Anschaulichkeit zur Darstellung gebracht.

Endlich kommt Nachricht von Stanley, der an den Albert-See zurückgekehrt ist und von dem kläglichen Schicksal der Nachhut berichten muß. Hier ist es nun höchst auffallend, daß Jephson (S. 374) im Gegensatz zu den erbärmlichen Verdächtigungen Stanleys, welche selbst in England auf's Beinlichste berührt haben, über den Major Barttelot überaus günstig urtheilt. Er sagt: „Was für ein Schicksal hatte den armen Barttelot betroffen! Die Thränen traten mir in die Augen, als ich an ihn dachte, den ich zu Hause voll Leben, Bewegung und Muth, in seiner ganzen Fröhlichkeit und Heiterkeit, seiner wohlverdienten Beliebtheit gekannt hatte. So mußte alles enden! Der Gedanke war zu traurig, daß seiner kurzen glänzenden Laufbahn so plötzlich und ohne vorhergegangene Warnung durch den Schuß eines feigen Manjema-Beutejägers ein Ende gemacht worden war. . . . Daß Barttelot seine Pflicht muthig und ehrenhaft erfüllt hat, habe ich keinen Augenblick bezweifelt; vielleicht hat es ihm aber an Umsicht gefehlt, und er ist übereilt gewesen. Die Geschichte dieser schrecklichen Zeit wird, wie ich fürchte, nie genau bekannt werden; was aber auch geschehen sein mag, jeder, der ihn wirklich gekannt hat, wird instinctiv anerkennen, daß er ein ehrenwerther, aufrichtiger, tapferer Mann war und gesucht hat, seine Pflicht zu erfüllen.“

Dieses Urtheil über Barttelot scheint mir das richtige zu sein, und daß es von Stanley in dem Buche Jephsons nicht angefochten wurde, erkläre ich mir einfach dadurch, daß letzteres noch vor jener Zeit zum Abschluß gebracht worden ist, wo man den heimtückischen Schlichen Stanleys der Nachhut gegenüber noch nicht auf die Spur gekommen war. Jetzt, wo man weiß, daß jener Major mit der aus den Kranken, Schwachen und Auffässigen bestehenden Nachhut absichtlich im Stiche gelassen wurde, daß man ihm einen nahezu unausführbaren Auftrag, nämlich die Umwerbung von Hunderten neuer Träger, gegeben hatte; jetzt, wo man sogar in England die bittersten Vorwürfe gegen den „berühmten“ Führer der Emin-Erforscherpedition schleudert, daß er einen verdienten Offizier in schändlicher Weise aufgeopfert habe, jetzt würde Stanley niemals zugegeben haben, daß ein von ihm abhängiger Schriftsteller sich so günstig über Barttelot ausspricht, wie dies Jephson thut.

Daß der Verfasser auch dem Charakter Emin's nicht gerecht wird, kann nicht wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß er unter dem Drucke Stanleys schreibt; er versteht nicht, wie schwer es dem Pascha fallen muß sich von dem Lande zu trennen, in welchem er so lange und so segensreich gewirkt hat; er versteht nicht, wie der Pascha allen Bestrebungen Stanleys zum Troß in deutsche Dienste treten kann; er versteht nicht, daß

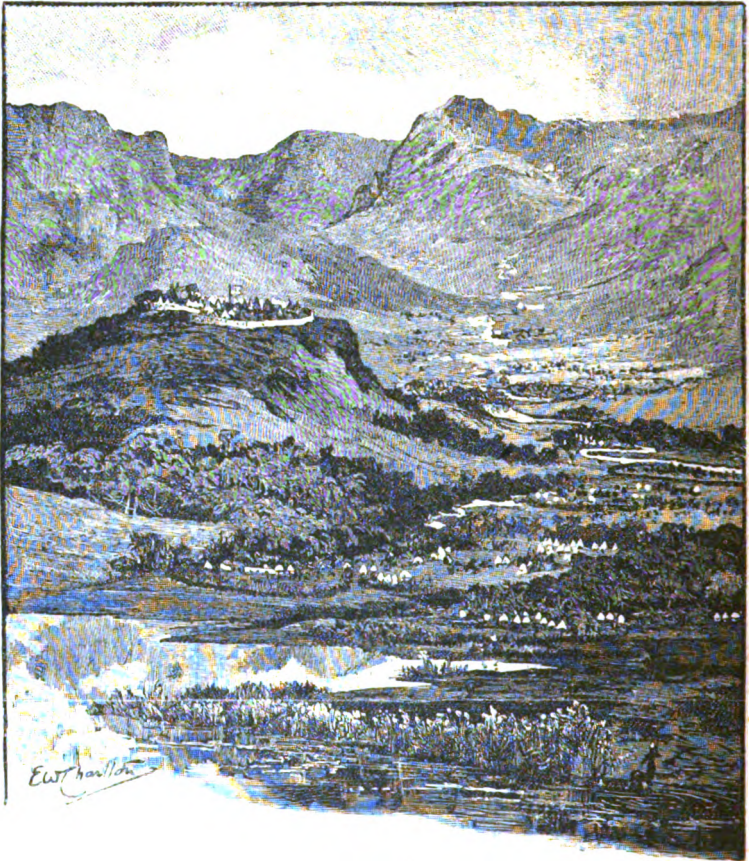
der Pascha auf dem Heimmarche zur Küste nur seinen wissenschaftlichen Sammlungen leben will. Ihm ist Emin ein Mann von zwar freundlichen, edeln Eigenschaften, aber moralischer Schwäche; ein geschiedter vollendeter Gentleman, der die Naturwissenschaften



Das: Emin Pascha und die Mauterei in Acquatoria. Zeichn. v. H. Prockhaus. 1890.

enthusiastisch liebt aber nicht die Fähigkeit besitzt, deren man bedarf, um Leute zu leiten, oder die Anlage, sie an sich zu ziehen und zu beherrschen; ein Mann dessen natürliche Herzengüte durch seine nervöse Heißbarkeit fortdauernd getrübt wird; ein Mann endlich, dessen aufrichtige europäische Gradheit und Genauigkeit durch einen allzu langen Aufenthalt unter Orientalen in's Wanken gerathen (vergl. S. 445.)

Somit erhalten wir auch aus Jephsons Buche, welches mit dem Ausdrude tiefen Mitleids für einen Mann schließt, „der jedes Gefühl der Dankbarkeit und Freundschaft einem grundlosen Groll opfern konnte,“ keinen, nicht den geringsten Anhalt dafür,



Aus: Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890.

was unseren großen Landsmann gegen seinen „Retter“ so sehr erbitterte, daß er ihm für immer den Rücken wandte.

Das Facsimile stellt den Brief des Mahdi an Emin Pascha dar, in welchem dieser zur Unterwerfung aufgefordert wird; die Karte zeigt wenig mehr, als die Provinz Emin's.
H. J.

Erinnerungen von Felix Dahn.

(Erstes Buch. Bis zur Universität (1834—1850). Mit dem Bildniß des Verfassers. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 1890. VII, 322 S. 8.

Als ein vertrauliches Gewand zu den Aßernächsten sind diese Aufzeichnungen entstanden; sich selbst wollte der an Erlerntem und Erlebtem reich gewordene Mann ergötzen und wieder verjüngen, wenn letzteres der jugendfrische Poet nöthig hätte, an dem erneuten Durchleben von Kinderlust und Kinderqual. Wenn der Autobiograph

auch nicht mit kräftigem Worte sich die Kritik dieser „Poesie der Jugendzeit“ im Vorworte verbeten hätte, auch die strengsten Gegner des historischen Romans würden dieser Historie gegenüber die Waffen niederlegen und ohne Kritzelei sich an diesem Jugendbildn erfreuen. Es wird ja auch der in freundlichster Gesinnung an das Werk herantretende Leser wohl bedauern, daß über den mit epischer Breite geschilderten Knabenpielen Mancheß bei Seite gebrängt wurde, was wir hier zu suchen berechtigt sind. Wie Dahn in seinen Dichtungen seiner persönlichen Neigung und Abneigung scharfen Ausdruck giebt, ein subjectiver Zug, der dem Ganzen eigene Anziehungskraft verleiht, so dürfen wir auch in seiner Autobiographie nicht eine nach allen Seiten gleichmäßig fortschreitende Darstellung fordern, er greift heraus, was in seinem Innern noch lebendig nachwirkt. Nicht die Muse der Geschichte, die über „Dichtung und Wahrheit“ thront, herrscht hier; es ist Lyrik, aber nicht gemachte, sondern tief empfundene Lyrik, welche diese Erinnerungen besetzt. Mehr denn einen Abschnitt möchte man als ein Gedicht in Prosa bezeichnen. Vor Allem aber und bei einer Autographie ist dies die Hauptsache, der Mensch und Dichter wie er lebt und lebt tritt uns aus dieser Selbstschilderung ungeschminkt und ungefüßelt entgegen. Stellt man etwa Dahns „Erinnerungen“ zusammen mit den in letzter Zeit erschienenen drei Selbstbiographien von Dichtern, Gustav Freytags „Erinnerungen aus meinem Leben“, von Schack „Erinnerungen und Aufzeichnungen“, Robert Hamerlings „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“, so tritt Dahns Eigenart noch schärfer hervor. Freilich dürfen wir bei dem Vergleiche mit diesen abgeschlossenen Werken nicht übersehen, daß Dahn uns nur in Kindheit und frühe Jugendzeit bis jetzt den Ausblick eröffnet hat. Während aber z. B. Freytag nach Goethes Vorbild seine jugendlichen Erlebnisse als ein Kulturbild aus der Reactionszeit typisch darzustellen sucht, Graf Schack aus dem überreichen Schatze seiner Bücher- und Weltkenntnisse feinsinnige Urtheile und farbenprächtige Schilderungen für seine verschiedenen Lebensjahre zusammenstellt; will Dahn nichts als sich selbst und „Allen, die ich die Meinen nennen darf“ — so lautet die Widmung des Buches — den jungen Felix vor Augen stellen, raufend und lernend, in erstem Dichten und Grübeln, im ersten reinen Minneglück.

Zu Hamburg ward der Knabe dem Künstlerpaare Friedrich und Constanze Dahn am 9. Februar 1834 geboren, aber seine Heimat war an der Har. Schon im März 1834 siedelten die Eltern nach der bairischen Hauptstadt über; die Schilderung der Kunststadt wie König Ludwig I. sie schuf, ist Dahn im ersten Bande ebenso schuldig geblieben, wie er uns von der hervorragenden schauspielerischen Wirkksamkeit seiner Eltern kaum eine Andeutung macht. Er schildert sein Heim, Haus und Garten in der Königinstraße (Nr. 19) am Rande des englischen Gartens. Dahn betont, daß er nur Wahrheit aus seinem Leben gebe; in einem hat ihn die dichterische Phantasie doch darüber hinausgeführt. Ich habe auch, freilich zwei Jahrzehnte später, in einem der Gärten der Königinstraße mich weidlich herumgetrieben, aber von solchem Reichthum an edlem Obst, wie Dahn ihn schildert, habe ich in meiner lieben Vaterstadt nie etwas an den Bäumen gesehen. Die früh aufstrebende Dichterkraft, welche Regelpfand und Gartenhaus zu Schlachtfeldern der Geschichte umschuf, hat entschieden auch die Veredelung des in München wachsenden Obstes bewirkt. Ich kann wenigstens nicht glauben, daß zwei Jahrzehnte später Räume und Art des Schulunterrichts sich gegen Dahns Jugend wesentlich verbessert, das Klima aber so arg verschlechtert hätte. Allein im Ernst, mag die jugendliche Phantasie auch nach der ersten Homerlesung etwas vom Garten der Phäaken auf die Harstadt übertragen und der reife Dichter an dieser jugendlichen Idealisierung festgehalten haben, wir können ihm dafür nur dankbar sein. Wie jugendfrisch, wie buhnted und doch tief sinnig ist dieses Knabenleben geschildert! Die Einbildungskraft des Knaben schon hatte sich in jene Welt versenkt, die der Dichter der historischen Romane schildert. Totila und Saladin, Roland und Wiburk hat er in den Knabenpielen mit Bohnenstangen und Brettern bewehrt, selber dargestellt, Büsse von den Kameraden empfangen und an sie ausgetheilt im fröhlichen Kampfspiel. Der dichterische und geschichtliche Sinn haben sich gleichzeitig dabei bewährt; an den späteren Rechtslehrer wird man bei den Aneignungsversuchen weggesperrten Obles weniger erinnert. Schon vor dem sechsten Jahre lernte der Knabe lesen: „und zwar nicht in einem NBG- oder Schüler-Lesebuch, in Schiller; das war entscheidend für meine ganze Entwicklung“. Die im Anhang mitgetheilten Jugendgedichte sind indessen

keineswegs Uebungen frei nach Schiller; sie sind Alle individuell empfunden, was man nicht einmal von allen in Gedichtsammlungen regelmässig aufgenommenen Gedichten ausgemachener Poeten rühmen kann. Allein „das hoch Pathetische, das Rhetorische, die Freude an dem Bomp der Sprache, an stolz rauschenden Rhythmen, die Richtung auf die Geschichte, später dann das Philosophische, das Männliche in der Darstellungs- und Sinnesart, all' dies ward dadurch früh geweckt und gesteigert, daß das Kind die allerersten dichterischen Eindrücke durch denjenigen Dichter empfing, der, ob auch nur wie die Sonne dem Vellichtlein unter allen je mir bekannt gewordenen Dichtern mir am meisten artverwandt ist“. Von den bei seinen Eltern verkehrenden Dichtern nennt Dahn eben nur die Namen, ziemlich das Einzige, was dem Knaben damals in der Erinnerung blieb. Sein Verkehr mit dem Münchener Dichterkreise gehört einem späteren Zeitabschnitte an. Dagegen begleiten wir den schwer von Garten und Kampfspiel sich trennenden Jungen in die Schule, nehmen Theil an erster Zurücksetzung und allmählich steigenden Erfolgen, Schulausbeuten, religiösen Zweifeln und Kämpfen. Das offene Ausprechen der Stellung zum officiellen Christenthum wird beim Verfasser von „Sind Götter?“ ja nicht überraschen. Der würdigen Weise jedoch, in der Dahn die Entwicklung vom allmählichen Erwachen des Zweifels bis zu Königs Tejas' erster Pflichtenlehre — gegen den Vorwurf des Pessimismus vertahrt er sich ausdrücklich — darlegt, wird selbst der sachlich nicht mit ihm übereinstimmende die Anerkennung nicht verweigern. In den Mittheilungen über erste Dichtungen hören wir von einem Epos „Die bezauberte Rose“ in 5339 Versen; leider ist nicht gesagt, ob Schulzes Octaven den Anlaß hierzu gegeben. Natur-Myth und Kallaben-Poesie wucherten üppig auf; wohl noch üppiger die Liebeslyrik. Von März 1848 bis zum Abgang zur Universität nach Berlin, October 1852 brachte der ansehende Dichter seine knabenhafte Huldigung einem in der Nachbarstadt wohnenden Institutsmädchen dar. Es ist eine voll schalkhafter Nüchternung ausgeführte Idylle, die in der Liebesgeschichte von Fellig und „Dibosa“ der Dichter erzählt. In der Liebe der beiden blühenden Gottheitkinder in einem der späteren Theile des „Kampfes um Rom“ mag die Nachwirkung dieser Jugendliebe zu finden sein. Die Erinnerungen dienen übrigens auch in manch anderen Fällen dazu, die Quellen von Vorgängen und die Vorbilder einzelner Personen in den historischen Romanen im Leben des Dichters selbst ausfindig zu machen. So werden die „Erinnerungen“, was jede Autobiographie sein soll, eine Erläuterung der Thaten ihres Helden; des Künstlers Thaten sind eben die Werke, die er geschaffen.

Mag Koch.

Bibliographische Notizen.

Eduard Duller's Geschichte des deutschen Volkes. Bearbeitet und fortgesetzt von William Pierson. Siebente vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Bde. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Die vielen Auflagen des vorliegenden Geschichtswerkes, das sich in seiner Vortragweise als historisches Lesebuch für gebildete Laienkreise charakterisirt, beweisen, wie weite Verbreitung es bereits gefunden hat. Es weht ein frischer, freier Geist durch das Buch, der es namentlich für die reife Jugend zur genutzreichen und erhebenden Quelle der Belehrung macht. In großen Zügen wird uns die Entwicklung unseres Vaterlandes von den ersten, in grauer Vorzeit verborgenen Anfängen bis zu dem herrlichen Abschluß des Krieges von 70/71 vorgeführt. Dabei ist

das geistige Leben, die wichtigsten Erscheinungen in Wissenschaft, Literatur und Kunst in gebührender Berücksichtigung gezogen. Die Ausstattung in Druck und Papier ist vortrefflich und das wohlgetroffene Portrait Kaiser Wilhelms schmückt diese neueste Auflage. n.

Schiller. Sein Leben und seine Werke dargestellt von F. Minor. Zweiter Band: Pfälzische und sächsische Wanderjahre. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Das bedeutende Werk, auf dessen ersten Band wir im Heft 157 dieser Zeitschrift aufmerksam machten, ist nun bis zur Hälfte geführt. In sachkundigster Weise werden in getrennten Abschnitten die biographischen wie die literarischen Begebenheiten von Schillers Leben und Wirken bis zum Ende der Dresdner Zeit neu dargestellt.

Ueberall zeigt sich der Verfasser als einen über dem Stoffe stehenden Künstler, der mit Meisterhand auch Unbekanntes in neue Beleuchtung zu rücken weiß, und zugleich als umsichtigen Forscher, der die vielen Lücken früherer Schillerbiographien aus reichster Belesenheit und mit nüchternem Kritik der Quellen ergänzt und durch Combination der Schiller'schen Dichtung mit der zeitgenössischen Literatur hochinteressante literarhistorische Resultate gewinnt. Sollen wir aus dem reichen Inhalte des Buches Gines besonders hervorheben, so nennen wir die V. Sprechung von „Kabale und Liebe“ als eine Partie, die uns besonders gelungen zu sein scheint. Wir wünschen dem Werke glücklichen Fortgang bis zur Vollendung.

Karl Ludwig von Knebel. Ein Lebensbild von H. v. Knebel = Döberig. Weimar, G. Böhlau.

Karl Ludwig von Knebel, 1774 als Erzieher des Prinzen Konstantin an den Weimarer Hof gezogen, nahm während seines langen Lebens — er überlebte den Großherzog Karl August und Goethe und starb 1834 im 90. Lebensjahre in Jena — durch seine eigenthümlich durchgebildete Persönlichkeit eine hervorragende Stelle in den Kreisen von Weimar und Jena ein. In pietätvoller, aber durchaus objectiv und sachlich gehaltener Darstellung entwirft jetzt ein Urgrößen auf Grund genauer Kenntniß des urkundlichen und literarischen Materials ein Lebens- und Charakterbild des bedeutenden Mannes. Wir können das Werk — zumal da jede unnütze Breite vermieden und der Preis (Mk. 2,80) für das gut ausgestattete, mit schönem Bildniß geschmückte Buch sehr niedrig gestellt ist — der Theilnahme der Leser warm empfehlen.

dr.

Die italienische Gesangsmethode des XVII. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für die Gegenwart. Nach Quellen jener Zeit dargestellt und erläutert von Dr. Hugo Goldschmidt. Breslau, Schleißche Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormalig S. Schottländer.

Die Musikgeschichte des 17. Jahrhunderts ist zur Zeit noch ein fast unbebautes Feld. Monographien, die, auf zuverlässiges Quellenmaterial basirend, die Erscheinungen jener Uebergangsperiode schildern, sind nur in kleiner Anzahl vorhanden und ohne solche Vorarbeiten ist

ein Verständniß der Zeit, in welcher die ganze Tonkunst ein völlig neues Leben beginnt, nicht möglich. Das Goldschmidt'sche Buch ist als ein bemerkenswerther und grundlegender Beitrag zur Kenntniß der Geschichte der Gesangskunst im 17. Jahrhundert zu bezeichnen. Der Verfasser hat es sich angelegen sein lassen, in geschmackvoller und eleganter Diction Alles zusammenzustellen, was aus gleichzeitigen Quellen über die Methode der italienischen Gesangskünstler überliefert ist. Die Gesanglehrer der Jetztzeit, die ihr Metier zum Schaden der ihnen anvertrauten Stimmen leider so häufig in recht lager und oberflächlicher Weise ausüben, werden in dem Goldschmidt'schen Werke eine Fülle von beherzigenswerthen Fingerzeigen über Stimmbildung, Vocalisirung, Intonation und namentlich über Coloraturgesang finden. Die einschlägigen Beweisstellen sind zumeist im Original und zugleich in deutscher Uebersetzung mitgetheilt, so daß eine kritische Controle der aufgestellten Behauptungen mit Leichtigkeit vorgenommen werden kann. Das letzte Drittel des Buches enthält eine stattliche Anzahl von Notenbeispielen, die mit Sachkenntniß und Sorgfalt aus den schwer zu erreichenden Originalabdruckwerken aus der ersten Zeit des Sologanges ausgewählt sind und einen klaren Ueberblick über die damalige Praxis gewähren.

eb.

Zur Einführung in das deutsche Volkslied. Von Karl Leimbach. Bremen, M. Heinsius Nachf.

Der als Pädagoge wie als Erklärer deutscher Dichtungen schon rühmlich bekannt gewordene Verfasser hat in diesem Werkchen eine umsichtig getroffene Auswahl von 92 Volksliedern älterer und neuerer Zeit zusammengestellt und mit sachlichen und geschichtlichen Erläuterungen versehen.

dr.

Juliane. Roman von Richard Voß. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Daß ein genussüchtiger Aristokrat, für den die Begriffe Pflicht und Arbeit inhaltslose Worte sind, das Vermögen seiner bürgerlichen Frau durchbringt, ein Vermögen, welches die jähe Ausdauer vieler Generationen zusammengeparat hat, ist eine so alltägliche banale Sache, daß ein starkes Talent, wie dasjenige von Richard Voß dazu gehört, um uns derartige Vorgänge als Romansujet interessant zu machen. —

Die Heirath war aus Liebe geschlossen worden, gegen den Willen des Vaters, der mit klar blickenden Augen die Zukunft vorausgesehen, die Einwilligung war ihm von der vergötterten einzigen Tochter abgetrotzt worden; — wie nun allmählich die Liebe dieser hochgefinnten Frau zu ihrem charakterlosen, ehrvergeffenen Gatten abkühlt und sich in Abscheu verwandelt, der ihr zuletzt die Pistole gegen den einst geliebten in die Hand drückt, um das Glück ihrer Kinder zu reiten, ist mit überzeugender psychologischer Wahrheitsstreue geschildert. Die Handlung wird zum Schluß so lebendig, die Spannung so gepußt, daß man fühlt, hier hat der Dramatiker Voß dem Novellisten die Feder aus der Hand genommen.

Noch ein Wort über die äußere Ausstattung des Buches mit sehr mittelmäßigen Illustrationen; bedarf denn ein Roman von Richard Voß dieses Zugmittels aller Spolortage-Romane?

uz.

Phantastien und Märchen von Gustav Kastropp. Hannover, H. Wasser- kamp & Comp.

Der Einfluß Felix Dahns auf Stil und Erzählungsweise dieser Geschichten ist unverkennbar; auch in Eigenthümlichkeiten, die wir nicht gerade als Vorzüge betrachten möchten, wie in dem übermäßig häufigen Abbrechen der Zeilen, ohne einen wirklichen Abschnitt im Gedankengange. Aber auch der oft recht ergötliche Humor, den der Verfasser bei märchenartiger Einkleidung seiner sehr verschiedenartigen Stoffe beweist, erinnert lebhaft an den genannten Meister; und so wird das schön ausgestattete Buch wohl bei vielen Lesern freundlichen Empfang finden.

O.

Der Schelm aus den Alpen. Allerlei Geschichten und Gestalten, Schwänke und Schnurren. Von B. K. Hofegger. Zwei Bände. Wien, A. Hartleben.

Unter diesem bezeichnenden Titel hat Hofegger etwa 60 kleinere humoristische Erzählungen vereinigt. Aber mit gutem Grunde macht schon das Vorwort darauf aufmerksam, daß auch gemüthliche und lustige Sachen manchmal rüchisch einen ernstern Hintergrund haben können. In der That tritt bei manchen dieser heiter

angelegten Erzählungen viel mehr, als man es nach diesem Titel erwarten sollte, der Zusammenhang mit schweren Lebenskämpfen hervor, die auch die Bauern der steirischen Berge durchzufechten haben, sowohl in ihrem Verkehre unter sich, als beim Zusammentreffen mit der an sie herandrängenden Culturwelt. Der Erzähler aber bewahrt im Scherze wie im Ernste die Klarheit der Auffassung und die Ruhe der Darstellung, die allen seinen zahlreichen Werken unermüthliche Frische und immer neuen Reiz verleihen. U.

Seifenblasen. Moderne Märchen von Kurd Laßwitz. Hamburg u. Leipzig. Verlag von Leopold Voß.

Wenn es die Aufgabe des Dichters ist, uns aus dem engen Kreise des Alltagslebens hinauszuführen auf jene geistige Höhe, wo unsere Blicke in unermeßene Fernen zu schweifen vermögen, wo wir vom Banne der Convention erlöst, frei aufathmen und uns als Theile des unvergänglichen Weltganzen empfinden, so hat der Verfasser der vorliegenden Phantastienbilder diese Aufgabe in vollem Umfange gelöst. Es sind Märchen für Erwachsene, für gebildete Leser, denen es nicht bloß darauf ankommt, unterhalten zu werden, sondern die auch zum selbständigen Denken angeregt sein wollen. Kurd Laßwitz, der in erster Reihe Gelehrter ist, Philosoph von Fach, Mathematiker und Naturwissenschaftler, hat trotz des enormen Ballastes an Kenntnissen auf allen Gebieten des Wissens, nichts eingebüßt an der Leichtbeweglichkeit und Grazie seiner Phantasie, ja, was anderen Gelehrten zum Hinderniß gereicht, verschafft seinem Genius Flügel. Und wir folgen ihm um so lieber auf seinen phantastischen Ausflügen in das Gebiet des unendlich Kleinen und des unendlich Großen bis an die Grenzen des menschlichen Fassungsvermögens, als er überall den feinsten Witz, den erquickendsten Humor walten läßt und nirgends in doctrinären Ton verfällt. Dazu ist Laßwitz Meister der Form in Vers und Prosa, ungekünstelt und frisch, geistreich im besten Sinne des Wortes. Alles in Allem: die Lectüre seines jüngsten Büchleins ist ein wahrer geistiger Genuß und sei allen Gebildeten auf's wärmste empfohlen.

n.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Adler, G.**, Die Socialreform und der Kaufmannsstand. München, G. Hirth's Verlag.
- Atié, H.**, Imogen. Roman in zwei Bänden. Autoris. Uebers. aus dem Englischen von E. Bocher. (Engelhorn's Allgem. Romantibll. 7. Jahrg. Band 5. 6.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Albrecht, P.**, Lessings Plagiate. Erster Band. Erstes Heft. Erste Hälfte. Hamburg-Leipzig, P. Albrechts Selbstverlag.
- Anhauser, W.**, Fredegunde. Trauerspiel in 5 Acten. Trier, Fr. Lintz.
- Anzengruber, L.**, Gesammelte Werke. In zehn Bänden. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung.
- Bahr, Hermann.** Fin de Siecle. Berlin, Ad. Zoberbier.
- Baumgärtner, A.**, Durch Skandinavien nach St. Petersburg. Mit 1 Titelbilde in Farbendruck, 80 Text-Abbildungen u. 22 Tonbildern. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung.
- Benko, J. v.**, Das Datum auf den Philippinen. Wien, Selbstverlag.
- Bernhard, M.**, Eva Leoni. Roman. Zweite Auflage. Berlin, Verlag v. Friedrich Schirmer.
- Bettelheim, A.**, Ludwig Anzengruber. Der Mann. — Sein Werk — Seine Weltanschauung. Dresden, L. Ehlermann.
- Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten.** Herausgegeben von Georg Hirth. Lieferung 71. 72. (Schluss). Leipzig und München, G. Hirth's Verlag.
- Boehelm, W.**, Handbuch der Waffenkunde. Mit 682 Abb. und vielen Waffenschmiedemarken. Leipzig, K. A. Seemann.
- Brecht, Th.**, Schwarz-weiss-roth. Eine Ethik des Patriotismus. Heft 3—6. Halle, E. Strien.
- Brücker, L. O.**, Geschichte des deutschen Volkes und des deutschen Reiches von 843—1024. Zweiter Band. Die Zeit von 882—1024 Braun-schweig, Bruhn's Verlag.
- Ellow, F. v.**, Der Consul. Vaterländischer Roman aus unseren Tagen. Berlin, F. Fontane.
- Böhm, G.**, Reichstadtnovellen. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.
- Carrière, M.**, Die sittliche Weltordnung. Zweite erweiterte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Chérad, R.**, La Hongrie contemporaine. Paris, H. le Soudier.
- Christiansen, E.**, Lotte. Die Geschichte eines jungen Mädchens. Deutsch von E. Brausewetter. Berlin, J. H. Schorer.
- Clem, A.**, An das Volk. Weimar, H. Weissbach.
- Dachert, O.**, Wort und Ton. Bild aus dem Künstlerleben. Leipzig, A. Möller.
- Daudet, L.**, Fort Tarascon. Letzte Abenteuer des berühmten Tartarin. Autoris. Uebers. a. d. Franz. von N. Rümelin. Stuttgart, J. Engelhorn.
- Devicé, Thaddäus.** Das Recht auf Erziehung. Beitrag zur Lösung der socialen Fragen. München, Verlag der Stoegmeyerschen Verlagsbuchhandlung.
- Dieskau, M. v.**, Jochen Albrecht. Eine Erzählung aus dem Reformations-Zeitalter. Quedlinburg, Chr. Fr. Vieweg.
- Dülker, E.**, Geschichte des deutschen Volkes. Bearbeitet und fortgesetzt von W. Pierson. 7. verm. und verbess. Auflage. 2 Bände. Berlin, Gebr. Paetel.
- Ebers, Georg.** Drei Märchen für Jung und Alt. (Die Nüsse, ein Weihnachtsmärchen. — Das Elixir. — Die graue Locke.) Mit drei Lichtdruckbildern. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Eggers, R.**, Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel. Zweiter Band. Berlin, F. Fontane.
- Ehrenberg, H.**, Feldzugs-Erinnerungen eines Fünfunddreissigers 1870/71. Zweite durch Beiträge von Regimentskameraden bedeutend vermehrte Auflage. Mit 3 Karten. Rathenow, M. Babenzien.
- Esselborn, Karl.** Ahasver. Leipzig.
- Eysenhardt, Franz.** Italien. Schilderungen alter und neuer Dichter. Hamburg, L. Gräfe.
- Flegel, E.**, Vom Niger-Benus. Briefe aus Afrika, Herausgegeben von Karl Flegel. Leipzig, W. Friedrich.
- Fontane, Th.**, Irrungen, Wirungen. Roman. 2. Aufl. Berlin, F. Fontane.
- Frapan, J.**, Gedichte. Berlin, Gebr. Paetel.
- Frapan, J.**, Enge Welt. Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.
- Ernst Gedanken.** Leipzig, Otto Wigand.
- Gersdorff, A.** von, Unser gnäd'ger Herr! Roman. Berlin, A. Goldschmidt.
- Glosser, M.**, Aus den Tiefen des Traumbelens. Eine psychologische Forschung auf Grund einzelner Beobachtungen. Halle, C. E. M. Pfeffer.
- Goethe, J. W.**, Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand. In 5 Auflagen mit Benutzung auch der späteren Lesarten eingerichtet von Dr. O. Devrient. Leipzig, Breitkopf & Haertel.
- Grisebach, E.**, Tannhäuser in Rom. 7. Auflage. Berlin, F. v. P. Lehmann.
- Hamerling, R.**, Der König von Sion. Illustr. von A. von Roessler und H. Dietrichs. Lieferung 20, 21. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
- Hansson, O.**, Parias. Fatalistische Geschichten. Berlin, Ad. Zoberbier.
- Haus-Gymnastik für Gesunde und Kranke.** Herausg. von E. Ankerstein u. G. Eckler. Mit vielen Holzschnitten und einer Figurentafel. 14. Auflage. Berlin, Herm. Paetel.
- Henk u. Niethé, Zur See.** Lieferung 2. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
- Henschel, Hermann.** Allgemeine Staatslehre. Als Einleitung in das Studium der Rechtswissenschaft. Erste Lieferung. Berlin, Siemensroth & Worms.
- Homer's Odyssee für das deutsche Haus.** Von E. Engelmann. Reich illustr. Ausgabe. Lieferung 6—10. Stuttgart, P. Neff.
- Ich will dem Kaiser Rede stehen!** Berlin, A. Zoberbier.
- Jahnke, Hermann.** Fürst Bismarck. Sein Leben und Wirken. Reich illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Lieferung 12—16. Berlin, Verlag von Paul Kittel.
- Jephson-Stanley, Emin Pascha** und die Meuterei in Aequatoria. Neumonattlicher Aufenthalt u. Gefangenschaft in der letzten der Sudan-Provinzen. Autoris. deutsche Ausgabe. Aus dem Engl. von H. von Wobeser. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Journalisten-Kalender,** oesterreichischer. Wien, Buchdr. Helios.
- Justus, Th.**, Aus vergangenen Tagen. Erzählungen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

- Kalbeck, M.**, Aus alter u. neuer Zeit. Gesammelte Gedichte. Berlin, Freund & Jockel.
- Kalkstein, K. v.**, M. Cauer u. A. Eulenburg, Nationale und humanistische Erziehung. Kiel, Lipsius & Tischer.
- Kaufmann, Dr. F.** Deutsche Mythologie. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
- Keller - Jordan, H.** Lebenstiefen. Novellen. Stuttgart, W. Kohlhammer.
- Kennan, G.** Zeltleben in Sibirien und Abenteuer unter den Korjaken und anderen Stämmen in Kamtschatka und Nordasien. Deutsch von E. Kirchner. 4. Aufl. Berlin, S. Cronbach.
- Kerner, J.** Kleksographien. Mit Illustr. nach den Vorlären des Verfassers. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Kleist, H.** Bilder aus Japan. Schilderung des japanischen Volkslebens. Mit 30 Abbildungen. Leipzig, W. Friedrich.
- Klincksieck, Fr.** Zur Entwicklungsgeschichte des Realismus im französischen Roman des 19. Jahrhunderts. Järburg, N. G. Elwert'sche Verlagshandlung.
- Kleist, Ph.** Von der Wasserkante. Bilder aus dem Seeleben. 4. Aufl. Oldenburg, G. Stallin.
- Knigge's Umgangshehre.** Ein Lebensführer für Jedermann. Freie Bearbeitung v. R. Munding. Nürnberg, B. Hennings.
- Kohut, A.** Die grössten und berühmtesten deutschen Soubretten des 19. Jahrhunderts. Düsseldorf, Felix Bäge.
- Kranewitter, Fr.** Cultur-Kampf. Erzählende Dichtung. Leipzig, W. Friedrich.
- Kurz, Isold.** Gedichte. Zweite stark vermehrte Auflage. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
- Das Käthechen von Hellbrunn.** Von Heinrich von Kleist. Illustrirt von Alexander Ziok. Berlin, Albert Goldschmidt.
- Lasswitz, Kurd.** Seifenblasen. Moderne Märchen. Hamburg, Leopold Voss.
- Lenke, C.** Aesthetik in gemeinverständlichen Vorträgen. 6. Aufl. 2 Bände. Leipzig, E. A. Seemann.
- Leo, E.** Kaleidoskop. Bilder aus allen Zeiten, Zonen und Sphären. Erste Mappe. Leipzig, R. Greiner's Verlag.
- Maycrffy, M. v.** In der Festung. Roman. Leipzig, W. Friedrich.
- Megede, M.** zur, Graue Geschichten. Novellen. Berlin, F. Fontane.
- Meyer, G.** Griechische Volkslieder in deutscher Nachbildung. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.
- Mistral, Fr.** Nerto. Provençalische Erzählung. Deutsch von A. Bertuch. Strassburg, Karl J. Trübner.
- Nansen, Fr.** Auf Schneeschuhen durch Grönland. Autoris. deutsche Uebersetzung. Mit über 160 Original-Abbildungen und 4 Kartenbeilagen. Lieferung 2. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
- National-Bibliothek, Deutsch-österreich.** Herausg. von H. Weichelt. Heft 91. 92. (Eposische Dichtungen u. ausgew. Gedichte v. Nicolaus Lenau.) Beichenberg i. B., H. Weichelt's Verlag.
- Noelting, J.** Erich und Elsa. Eine holsteinische Sage. Hamburg, R. Carstens.
- Povrncill, A. H.** Ahasverus in Tirol. Epische Dichtung aus däterer Zeit. Leipzig, Literar. Anstalt.
- Quandt, C.** Gertrud von Loden. Eine Erzählung aus der Schwedenzeit. Zweite Auflage der „Verschlossenen Thüren“. Braunschweig, Benno Goertz.
- Rahl, G.** Gedichte. Leipzig, A. Müller.
- Revue,** kritische, aus Oesterreich. Für Politik, Socialökonomie, Kunst, Wissenschaft und Literatur. Jahrg 1890. Heft 1. 2. Wien, Buchdr. Helios.
- Rosner, L.** Erinnerungen an Anzengruber. Leipzig und Wien, Verlag von Julius Klinkhardt.
- Samosch, S.** Ariosto als Satiriker u. Italienische Portraits. Minden, J. C. C. Brun's Verlag.
- Samhaber, E.** Lyrische Dichtungen. Laibach, Jg von Kleinmayr und F. Bamberg.
- Scherer, Franz.** Die Mechtharisten in Wien. Mit einer kurzen Skizze über armenische Sprache und Literatur. Wien, F. Scherers Verlag.
- Schmid, O., Edmund Kretschmer.** Sein Leben, Schaffen und Wirken. Mit dem Bildnisse Kretschmers. Dresden, Hönsch & Tiesler.
- Scholz, F.** Die Diätetik des Geistes. Ein Führer zu praktischer Lebensweisheit. Zweite Auflage. Leipzig, E. H. Mayer.
- Seefeld, A. v.** Dem Frühling entgegen! Winterreise nach Kreta. Hannover, Schmorl und v. Seefeld Nachf.
- Sievers, O.** Gedichte. Aus dem Nachlass des Dichters herausgegeben von dessen Wittwe. Mit dem Bildnis des Dichters. Braunschweig, Benno Goertz.
- Sommer, F., Gielana.** Trauerspiel in drei Aufzügen. Drossen. R. Kunth's Buchh.
- Sourbeck, Th.** Egyptische Strassenbilder. Plaudereien über das Land des Karbatsch und Baktschisch. Basel, B. Schwabe.
- Stefanhausen, Heinrich.** Die neue Bizarre, oder: Hermann Hinderichs des Jüngeren verfehlter Beruf. Novelle. Wittenberg, Verlag von R. Herrosé.
- Tillier, Claude.** Mein Onkel Benjamin. Deutsch bearbeitet von Ludwig Pfan. Dritte durchgesehene Auflage. Stuttgart, Rieger'sche Verlagshandlung.
- Unter Friedrich dem Grossen.** Aus den Memoiren des Aeltervaters 1752—1773. Herausg. von H. von Hülsen. Berlin, Gebr. Paetel.
- Villinger, H.** Auch ein Roman. Berlin, F. und P. Lehmann.
- Vorberg, M.** Ein Streifzug durch die moderne Belletristik. Gotha, F. A. Perthes.
- Wachler, H. E.** Aus gährender Zeit. Alte und neue Gedichte. Leipzig, W. Friedrich.
- Waldemar, H.** Am Ziel. Roman. Freiburg i. B., A. Kiepert.
- Wechsler, A.** Lichtstrahlen aus Schillers Werken. Leipzig, W. Opetz.
- Weiss, G. G.** Sing- und Sprech-Gymnastik. Mit 49 Illustr. Berlin, H. Paetel.
- Wohlbrück, V.** Aus drei Ländern. Novellistische Sittenbilder. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
- Wolf, E.** Sardou, Ibsen und die Zukunft des deutschen Dramas. Kiel, Lipsius & Tischer.
- Wotho, A., Suso.** Roman. Chemnitz, B. Richter.
- Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte.** Herausg. von Chr. Meyer. Neue Folge. I. Jahrg. Heft 1. Breslau, Verlag d. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte.
- Zeller, E.** Gymnasium und Universität. Ein Beitrag zur Frage der Schulreform. Berlin, Herm. Paetel.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt normals S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1891er. Frische Füllung. 1891er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58 ²⁰ R
Mühlbrunn . . .	40 =
Schlossbrunn . . .	41 ⁸ =
Theresienbrunn	47 ¹ =
Neubrunn . . .	47 ³ =
Marktbrunn . . .	34 ⁵ =
Felsenquelle . . .	47 =
Kaiser-Karls-Qu.	33 ⁴ =
Kaiserbrunn . . .	39 ¹ =

— † —



Quellen- Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— † —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SÉCURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen an Flaschen und Krügen:—

11,894,000 in 1887,

12,720,000 „ 1888,

und

15,822,000 „ 1889.

“Der jährliche Consum dieses beliebten Wassers liefert den schlagendsten Beweis für das überall bestehende Bedürfniss für ein Tafelwasser von absoluter Reinheit, und es ist befriedigend, dass in beiden Hemisphären, wohin man auch reist, es überall zu finden ist; es ist allgegenwärtig (*‘ubiquitous’*), und sollte eigentlich das *‘Kosmopolitische Tafelwasser’* genannt werden. *‘Quod ab omnibus, quod ubique.’*”

BRITISH MEDICAL JOURNAL.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.



Band 56. — Heft 167.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Februar 1891.

14.
Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Februar 1891.

Inhalt.

	Seite
Wilhelm Fischer in Graz.	
Die Rebenbäckerin. Novelle	143
Wilhelm Rastede in Berlin.	
Robert Koch und seine letzte wissenschaftliche Großthat.....	163
Aug. Wünsche in Dresden.	
Abu Nuwas. Ein Dichterbild aus der Abbasidenzeit.....	182
Paul Habel in Breslau.	
Die neuesten Ausgrabungen der Deutschen und Neugriechen auf griechischem Boden	198
Ola Hansson in St. Léger sur Devex.	
Drei Bücher, drei Schicksale	222
Gregor Csiky in Budapest.	
Der Komödiant. Lustspiel in einem Aufzuge	236
Bibliographie.	272
<small>Auf Schneeschuhen durch Grönland. (Mit Illustrationen.) — Neugriechische Gram- matik von Daniel Sanders.</small>	
Bibliographische Notizen.	276

Hierzu ein Portrait von Robert Koch.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ be-
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

von

Gustav Hoff in Leipzig. (Arthur Schopenhauers Werke.)

Schlesische Buchdruckerei, Druck- und Verlagsanstalt vorm. C. Schottlander in Breslau.
(Biedermann, Geschichte Deutschlands.)

1000



R. Kirch

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LVI. Band. — Februar 1891. — Heft 167.

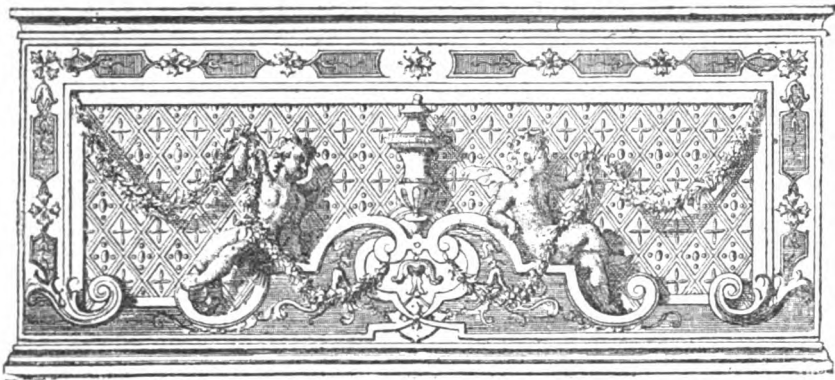
(Mit einem Portrait in Radirung: Robert Koch.)



Breglau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.





Die Rebenbäckerin.

Novelle.

Von

Wilhelm Fischer.

— Graz. —

Frau Walburga, Meisterin ihres Hauses und eine jugendliche Wittwe, war nicht ganz so schlank wie die Reben, die sich an ihrem Fenster empor rankten, aber sie war blond, rosig, rundlich und ein hübsches Weib. Sie hieß auch die Rebenbäckerin, und nahrhaftes braunes und weißes Gebäck ging aus Stube und Laden hervor, die Käufer anzulocken und die Nachbarschaft zu versorgen. Sie wohnte in der alten Stadt Graz, nahe der südlichen Ringmauer und lebte unbeeengt und ungekränkt, es sei denn, daß ihr die Ermahnung der Zunftmeister, sich baldigst wieder zu verehelichen, zuweilen Sorge schuf. Jedoch erkannte sie es selber als billig und ordnungsgemäß, daß die ehrsame Bäckerinnung wieder vervollständigt werde und daß sie, Frau Walburga, sich ein Haupt und einen Meister in nicht zu fernher Zeit erwählen müsse. Zwar besaß sie einen Altgesellen, der Heinrich Harer hieß und ihres Gewerkes reblich und emsig pflanzte, und der ihr nicht übler dünkte als ein anderer Mann, von dem es in Hinblick auf das Weib heißt: er soll Dein Herr und Meister sein. Allein dieser Geselle hatte unterschiedliche sonderbare Eigenschaften, so daß sie sich nicht entschließen konnte, ihn zu einem vertrauteren Umgange zu ermuntern. Denn er mochte weder seine eigenen Gutthaten ins rechte Licht setzen, noch die Vorzüge Anderer nach Gebühr würdigen und war in Folge dessen un-

freundlicher als es sich in der Nähe eines jungen Weibes geziemte, das von der Zunftobrigkeit verhalten wurde, sich nach einem passenden Ehemirthe umzusehen. Und da sie es als den Brauch ihres Geschlechtes erkannte, dem Manne ein begehrtes Glück zu spenden und dieses Gefellen Herz nicht gläubig genug schien für die Offenbarung eines solchen: so blieb sie die Meisterin und er der Knecht. Sie zuckte die Achsel, wenn sie seiner in der einsamsten Stunde gedachte, und schüttelte den Gedanken an ihn wieder ab. Das Gewerke jedoch gewann unter seiner Obhut eine günstige Ausbreitung, und dessen war sie wohl zufrieden.

Dann grüßte sie noch ein zweiter Geselle im Hause als Meisterin. Dieser war um einige Jahre jünger als Heinrich Harer, gehabte sich meistens wohlgemuth, dankte dem lieben Herrgott für das Leben und alles holdselige was darin sprießt, gar herzlich und schätzte demgemäß Alles nach rechtem Verdienste; auch war er mit sich selber nicht unzufrieden. Er hieß Jost Seydlin. Die beiden Gesellen hielten gute Kameradschaft mit einander, und Frau Walburga war auch damit wohl zufrieden.

Zuweilen dachte sie:

„Wäre Jost, der wohlgemuthe Mann, mein Altgefelle, so würde sich das leichter fügen, was ich einmal zu thun verhalten bin; denn er ist hellen Angesichts und klaren Gemüthes und würde sich leichtlich zu mir finden, so bald ihm nur mein Auge ein wenig zusprechen wollte in aller Züchtigkeit und ihm sagen, daß seine Art mir nicht zuwider sei; aber so, ist er es nicht, sondern Altgefelle ist Heinrich Harer, der weiß nicht zu schätzen, was ein braves Weib werth ist.“ —

Beide Gesellen waren von guter Herkunft und im Unterlande geboren, Bürgersöhne, deren sich keine rechtschaffene Frau zu schämen brauchte um mit einem von ihnen nach abgelegtem Wittwentuch im hellen Gewande jugendlich und rosig zur Kirche zu gehen. So schaltete Frau Walburga denn über beide und über alles andere Gesinde als Haupt im Hause und mußte noch zur Zeit vergessen, daß über des Weibes Leib des Mannes Haupt ragen soll.

Eines Tages ging sie eine weise Frau um Rath fragen. Diese wohnte im Davidgäßchen und war kundig eines tiefen Blickes in verborgene Dinge.

„Sag mir an, gute Frau,“ sprach die Meisterin, „was Du von meinen künftigen Tagen zu wissen vermagst. Was mir zu Troste geschehen kann, das will ich gerne von Dir hören, und Dir's auch herzlich lohnen, wenn es zutrifft.“

„Komm wieder am dritten Tage,“ sprach die weise Frau.

Und als sie wieder gekommen war, empfing sie den Bescheid:

„Du wirst, ehe das Jahr sich neigt, mit einem Manne zur Kirche gehen.“

„Ein Mann! ist das Alles?“ lachte die Meisterin; „und wie beschaffen ist er, mit dem ich zur Kirche gehen soll?“

„Wie Einer, der sich alles 'holden zu seiner lieben Ehefrauen versehen mag und ihr redlich vergilt, was sie ihm treulich gewährt: so daß Du dich ihm unterschmiegen und Dein Haupt an seiner Brust bergen kannst.“

„Das soll mir nicht zum Untroste geschehen, Frau Monica,“ sprach die Meisterin mit Erröthen, „wenn es in Büchten nach dem Gebote der heiligen Kirche über mich erfüllt wird. Aber welcher Gestalt hast Du ihn gesehen? Ist er braun oder blond?“

„Ich habe sein Bildniß nur zu nächtiger weile gesehen, und da war es nicht zu erkennen, ob ihm brauner oder blonder Bart um die Lippen sproßt; aber es ist ein stattlicher Mann, das kann ich Dir höchlich be-
theuern. Laß Dir damit Genüge sein.“

„Das will ich,“ sprach die Meisterin, lohnte der weisen Frau und ging mit erleichtertem Herzen heim. Als sie über die Herrengasse schritt, kam ihr die Stadtwache mit Pfeifen und Trommeln entgegen, und es gab einen hellen und freudigen Schall. Den nahm sie zur guten Vorbedeutung und lächelte, so daß ihr Antlitz überschienen ward und die Vorübergehenden sagten: „Seht, Frau Walburga, die Nebenbäckerin! Das ist ein junges Weib, das manchem Manne guten Muth geben könnte.“

Sie aber schritt weiter und dachte: „Wen erblicke ich zuerst, wenn ich in's Haus komme? Das will ich mir merken.“

Aber sie erblickte einen, bevor sie in's Haus kam. Denn vom Dache schien etwas weißes herab, wie eine Gestalt; und als sie nahe gekommen war, blickte sie erstaunt hinan und rief: „Was thust Du auf dem Dache, Geselle Heinrich?“

Er antwortete von oben herab: „Eine Krähe rupfte das Gras zwischen den Schindeln aus, und einige morsche sind schon herab gefallen. Da rupfe ich das Gras selber aus, und lege neue Schindeln an die Stelle von denen, die herab gefallen sind.“

„O Du weiße Krähe!“ sprach sie lachend, „wie Du fürsorglich bist für mein Hausdach!“

Sie sah, wie sicher er sich auf seinem hohen Sitze gehabte und dachte bei sich: „Herr Menhart, mein seliger Chewirth, hätte das Stücklein da oben nicht ausführen können, denn er keuchte schon, wenn er die Treppe hinan stieg, und die Leiter hätte ihn nicht getragen. Ich armes junges Maidlein, als ich zu ihm mit dem Brautfranze kam, war er schon ungefüge. Nun habe ihn Gott selig!“

Sie ging in's Haus, und da kam ihr Jost Seydlin entgegen, grüßte sie freundlich und sagte, daß er alles wohl verrichtet habe und daß das Gebäck schön gerathen sei.

Sie lobte ihn und sprach: „Du thust allezeit, wie es einem guten Knechte geziemt, Jost!“ und ging in ihre Stube. Dort sann sie darüber nach, wie es sich wohl fügen möchte; denn sie hatte Heinrich Harer zwar

zuerst erblickt, aber nicht im Hause, und Jost Seydlin war ihr zwar im Hause begegnet, aber sie hatte ihn nicht zuerst gesehen. Das schuf ihr manches Bedenken den Tag hindurch, bis sie sich zur Ruhe legte. Da wollte sie acht haben auf das, was sie träumen werde, und entschlief mit einem kleinen Seufzer.

Am andern Morgen erwachte sie frisch und erzählte sich von ihrem Traume nicht viel; aber sie sah in ihrem Handspiegel, daß die Wange roth war, wie es sich für eine junge Frau geziemte. Dann ging sie hinab in ihrem dunklen Kleide, über welches die blonden Haare aus dem Kopfbunde hervor glänzten, rief Heinrich Harer und befahl ihm alles, was am Tage zu schaffen war. So sagte sie auch: „Geh hinaus zu den Deutsherren am Leech und lege die Reitung vor um das Brot, das wir ihnen die Zeit her geschickt haben. Sie wollen nämlich die Abrechnung für das vergangene Vierteljahr, und bringe das Geld heim. Aber von morgen an schickst Du mehr hinaus als bisher, wie dieser Zettel hier besagt, denn sie sind zufrieden mit unserer Art und bestellen auch Weißgebäck für Herren Tisch und Siechensaal.“

Darauf ging Heinrich in seine Kammer, legte die Rechnung und zog seine blaue Sonntagsjoppe an, strich sich das dunkle Haar zurecht und machte sich auf den Weg. Bald schritt er durch das südliche Stadthor hinaus und ließ sich die sonnige Luft um Stirn und Schläfen streichen. Wenig Acht hatte er der Blumen, die aus dem Grase lugten; doch als er auf den grünen Anger kam, da war ein Teich, und es flog ein Storch auf, der erregte seine Aufmerksamkeit. Und wie das schon kommt, spann er seine Gedanken fort, als er weiter schritt:

„Wer unter eigenem Dache sitzt, sprach er, hat es gut; er erfreut sich an Weib und Kindern, ist Stadtbürger, und die Leute schenken ihm Achtung. Er legt seinen Fleiß daran, seine Habe redlich zu mehren, und sein Wort gilt viel in der Zunft, wenn er zu reden anhebt. Wird er alt, kann er eine Tochter aussteuern oder einen Sohn in die Fremde schicken, auf daß er sich die Welt mit eigenen Augen betrachte. Kommt dann die Zeit, so sagt er sich: „Das ist ein gutes Tagewerk, wo das Leben mit Arbeit vollbracht ward. Auch hab' ich leiblich gut Gemach all meine Tage gehabt und meinen Leib mit Ehren gefristet. Das hat Gott immerdar für mich gewaltet weil ich seines Rathes in Demuth gepflegt habe nach der Stimme des Gewissens!“ Also möchte einer jagen, und wäre zufrieden. Ich aber bin ein solcher Mann nicht, weil ich mir nicht getraue, an etwas mich herzlich zu freuen, aus Furcht, daß es nicht anhalten und allzu rasch verschwinden werde. Täusche ich mich jedoch darin, so will ich es meinem lieben Herrgott im Himmel immerdar danken.“

Und er blickte in den blauen Himmel hinauf und machte ein ernsthaft Gesicht, das gar finster ausjah. Das bemerkte der Pförtner noch,

als Heinrich am Leech angelangt war und in das Haus der Deutschherren schritt; denn Jener sprach:

„Geselle, schenkt Du mir einen guten Tag, so mache keine bösen Falten dazu. Du hast noch eine glatte Stirn; warte, bis die Zeit Dir die Jahre, die Du ihr schuldest, in Kerben einschneidet. Das wird sie getreulich thun, so Dir wie mir, der ich alt bin. Doch ist mir ein fröhlich Antlitz willkommener denn eines, worüber der Schatten eines Raben geflogen ist.“

Da lächelte Heinrich ein wenig und erwiderte:

„Bruder Stodalb, Ihr seht mehr, als ich Euch zusprechen kann; denn ich bin ein fröhlicher Bursche, der immer sagt: Nimm's, wie Du's find'st. Und find' ich euch wohlgemuth, so verdrießt es mich nicht, das weiß Gott.“

Und er schritt hinein zum Kastner, legte seine Rechnung und empfing das Geld.

Als er wieder in den Hof kam, sah er durch das Gatter den Gartenmeister in den Beeten schaffen und Pflänzlinge einsetzen. Dieser rief ihn zu sich, und Heinrich ging in den Garten und gesellte sich auf eine Weile dem freundlichen Manne, grüßte und sprach:

„Bruder Pilgram, Ihr schafft rüstig!“

„Wie soll ich nicht, Geselle Heinrich! Scheint doch die Sonne, das Erdreich ist warm und feucht, und der Brodem, der aufsteigt, duftet mir in's Herz. Noch liegt der Schnee auf der Kuppe des Schöckels und die Gleinalpe ist weiß, doch auf dem Rosenberge grünt es, und es blüht in den Thälern. Arbeit schafft uns Zufriedenheit. Nimmst Dich des Wunder? So lange Du wirkst, lebst Du: das sag' einer dem Andern.“

„Ja wohl. Seid Ihr auch glücklich, Bruder Pilgram?“

„Was heißt das, glücklich, mein Geselle? Ich bin ein alter Mann und tanze nicht mehr. Hab' auch wenig im Leben getanzt. Ich habe Genügen; das ist alles. Beginnt es zu sprossen, so lebe ich jedes Frühjahr auf's neue auf mit meinen Pflegekindern, den Pflanzen vielgestalteter Art. Man sagt: der tanzt gut, dem das Glück aufspielt; aber der schreitet geruhig, der den Tanzlärm weit im Rücken hat, wie ich, und mit keinem wüsten Kopfe zu Bette geht, wenn das Spiel aus ist. Mit mir hat es in all' diesen Tagen keine Noth mehr. Du aber, Geselle, magst noch tanzen.“

„Das ist wahr, Bruder Pilgram. Wo ich vor mich hin schaue, da wächst ein Tanzboden heraus. Meint Ihr nicht?“ Und er lächelte ein wenig.

Darauf sprach Jener:

„Sei nicht vorlaut, mein Geselle. Dein Kopf steht immer zwischen den beiden Achseln, wo Du auch hinschauen magst. Du bleibst der gewisse Heinrich Harer. Und ist in Deinem Kopfe klarer Wein, so kannst

Du das Leben genießen. Sag nur niemals: Wann hab' ich nicht gewollt, dann hab' ich gesollt, und alles ist gut."

Er setzte den Fuß auf die Gartenschaufel, grub in die Erde und warf die dunkle Scholle auf. Da splitterte etwas unter dem Grabscheite, und es waren Scherben, die in der Erde lagen.

"Siehe da," sprach er, "thönerne Scherben!"

Er bückte sich, las die Bruchstücke auf und warf sie zur Seite.

"Das mag lange in der Erde gelegen haben. Oftmals schon stieß meine Schaufel auf solch irdenes Geräthe, und viele solcher Gefäße stehen unverkehrt im Hause. Die hat der Spittler an sich genommen und verwahrt darin allerlei, was er zu Heilmitteln für die Siechen zusammen stellt oder braut. Siehe, da ist wieder so ein Ding!"

Er hob eine kleine Vase auf und reinigte sie von der feuchten Erde, die daran klebte.

Das Ding mit dem schlanken Leibe und dem zierlichen Halse gefiel dem Gesellen gar wohl, und er sprach:

"Wenn ich es hätte, das Gefäßlein, ich wollte es mir verwahren."

Und der Gartenmeister erwiderte:

"Trag' es dem Bruder Spittler hinauf, vielleicht schenkt er es Dir, denn er hat schon viel davon auf dem Gesimse seiner Arzneistube stehen."

Das ließ sich Heinrich gesagt sein, nahm das fremdartige Ding und begab sich damit zum Spittler hinauf. Dieser war ein leutseliger Herr und hörte das Anliegen des Gesellen mit Vergunst an. Er sah ihm freundlich in's Antlitz und sprach dann ernsthaft:

"Heinrich Harer, ich habe Dir schon längst etwas gutes zugebacht, weil Dein Gebäck uns ohne Tadel zu Hofe kommt. Dies nun hier ist ein gar wunderbares Gefäß, das Du mir gebracht hast, und Dein guter Geist hieß Dich es von mir begehren. Denn es stammt aus grauen Zeiten und ward aus dem heiligen Lande nach der Stadt Rom getragen. Und da die Römer vor vielen, vielen Jahren auch hier hausten, so haben sie es in der Erde zurückgelassen und verborgen wie ein seltenes Gut. Aber zum Schätze soll es erst für Dich werden durch das, was ich hinein geben will, nämlich etwas geheimes, was ich aus dem heiligen Lande mitgebracht habe: etwas von einem köstlichen Elixire. Und so lange Du es besitzt, wirst Du zufrieden sein. Das merke Dir."

Und er ließ den erstaunten Heinrich stehen, ging in ein Nebengemach und kehrte nach einer Weile mit dem Gefäße zurück. Das war nun mit einem dichten Stöpsel versehen, und etwas wie ein lieblicher Rosenduft stieg daraus empor, trotzdem es sorglich verschlossen war.

"Da nimm, Heinz. Du trägt nun die Zufriedenheit nach Hause, die ist in diesem Gefäße verschlossen. Bewahre es wohl und öffne es niemals, sonst steigt sie Dir davon."

Er entzog sich dem Danke des Gesellen, der zufrieden mit seinem

Schätze in die Stadt zurück ging. Zu Hause gab er das empfangene Geld der Frau Walburga, stieg sodann in seine Stube hinauf und verwahrte das wunderfame Gut gar sorglich in der Truhe, und dachte noch viel darüber nach, daß er nun die Zufriedenheit bei sich geborgen habe und allen Uebeln, die ihn sonst angefaßt, hinfürder stattlich begegnen könne.

Er spottete zwar selber über sich und sprach: „Herz, stelle Dich ungebärdig, wie Du willst, Du hast nun die Zufriedenheit!“ betrachtete jedoch das Ding mit Scheu, und der Wohlgeruch, der daraus empor stieg, behagte ihm auf seltsam liebliche Weise.

Seinem Mitgesellen Jost Seydlin aber konnte es nicht lange verborgen bleiben, daß etwas aus der Truhe heraus die Kammer durchbustete, und Heinrich theilte ihm auch mit, daß er ein kleines Töpfchen von Meister Alfried, dem Spittler bei den Deutschherren bekommen habe und daß er es niemals öffnen dürfe; aber von der geheimen Kraft der Zufriedenheit, die darin verborgen war, berichtete er nichts, weil er selber nicht ganz daran glaubte und doch sich scheute, seinen Unglauben zu verlautbaren.

Dem Jost Seydlin gefiel das Ding, als er es ihm zeigte, gar wohl, und er begehrte es selber zu besitzen. Doch um Geld war es nicht feil, und Jost Seydlin sprach mitleidig:

„Das ist etwas für ein Weib, das eine feine Nase hat; was willst Du damit, Heinz?“

Worauf Jener erwiderte:

„Daß ich es besitze, dessen bin ich zufrieden. Da sollst Du nichts dawider haben, Geselle Jost. Ich will mich an seinem Geruche so lange erlaben, als ich zufrieden bin.“

Und er lächelte ein wenig, als er so sprach.

Jost ließ es dabei bewenden, denn er war gutherzig und mochte sonst auch Jedem gönnen, was Einer besaß.

Da geschah es aber, daß ein Gesellenchießen des Montags auf Pfingsten stattfand und die Innungen auf die Morellenwiese mit Armbrust und Zielbolzen hinauszogen. Heinrich Harer und Jost Seydlin waren auch dabei und wurden in die Rote der Bäcker, Müller und Metzger eingeschrieben.

Es war ein gar festlich und fröhlich Treiben auf der Wiese, und Viele bewährten sich als gute Schießgesellen, die um die ausgestellten Kleinode warben. In aufgeschlagenen Zelten saßen die Frauen und Mädlein wohl geschmückt, in festlicher Tracht, und sie ergögten sich ehrsam und lobten jeden trefflichen Mann. Auch die alten Meister saßen beim Pfingstbiere und Weine inmitten ihrer Sippe als Häupter, lobten Sankt Martin, indem sie sich gütlich thaten, und sprachen sich zustimmend aus über jeden gelungenen Schuß; denn es war eine gute Gesellschenschaft zusammengeströmt, die mochte jedweder Innung zum Frommen sich reichlich Lob verdienen.

Der Abstand von den Scheiben ward bis zu 140 Schritten abgemessen,

und Jeder mußte ehrlich mit schwebendem Arm und aufgerecht schießen, wie es die Satzung gebot. Heinrich Harer und Jost Seydlin hielten sich wacker: Die Zielbolzen, die mit ihren Namen bezeichnet waren, stakten zumeist im innersten Zirkel der Scheibe. Endlich traf Heinrich zweimal den Nagel und war nahe daran, den ausgesetzten Preis von drei Goldgulden zu gewinnen.

Da sprach Jost Seydlin zu ihm:

„Gefelle Heinz! wenn ich dreimal den Nagel treffe unter den neun Schüssen, die mir noch bleiben und Dir den Preis entrafte, was wirst Du dazu sagen?“

Worauf Heinrich erwiderte:

„Jost, das mag nicht sein.“

Und Jener:

„Was soll die Wette gelten? Ich will es Sankt Martin geloben.“

„Was Du setzt, Jost; ich setze dagegen.“

„Wohl denn, Heinz, ich wette mit Dir um das Töpfchen, was in Deiner Truhe liegt und das Dir der Meister Spittler vom Deutschherrenhause geschenkt hat, und setze Dir dagegen mein wälsches Waidmesser, dessen Griff mit Silber eingelegt ist.“

Heinrich sprach: „Das gilt.“

Da geschah es, daß Jost Seydlin dreimal den Nagel auf dem Kopf traf und damit den Preis und zugleich Heinrichs Waise der Zufriedenheit gewann. Jost Seydlin war ein schmucker Gefelle, und die Mägdlein sahen heimlich und offen auf ihn und lächelten ihm auch wohl zu; Heinrich aber war verdrießlich.

Ein Tanz im Grünen folgte auf das Schießen, und da that sich Jost auch regsam hervor und war vergnügt.

Des anderen Tages öffnete Heinrich die Truhe und gab seinem Mitgesellen das Gefäß, das Jener gewonnen hatte und dachte bei sich:

„Nun ist es mit der Zufriedenheit wieder aus! Meister Alfried, der deutsche Herr, hat es gewiß gut mit mir gemeint. Doch sei es! ich bin nicht geboren, um zufrieden zu sein.“

Jost Seydlin betrachtete das Ding eine Weile und hatte sein Behagen daran; nach einiger Zeit aber sprach er: „das wird einem schönen Weibe besser in die Nase duften als mir;“ und schenkte es der Meisterin. Diese nahm es willig an, weil die Waise überaus zierlich war, und stellte das Geschenk mit freundlichem Danke in ihren Allmer zu Kräutern und Heilsalben, die von Zeit zu Zeit für das Haus gebraucht wurden. So besaß nun Frau Walburga das Gefäß, das Heinrich Harers Zufriedenheit sollte sein. Sie aber sprach zu sich:

„Warum hat nicht er selber daran gedacht, mir das Niechtöpfchen zu verehren, bevor er es an Jost Seydlin durch eine Wette beim Gefellenschießen verloren hat, wie mir dieser erzählt hat? Er geht halt andern

Dingen nach, als sich mir gefällig zu zeigen, und daß ich viel an ihn denke, dessen wird mir wohl guter Rath. Er will sich keine Gunst von mir erwerben, darum soll sein Lob auch nicht von mir gemehrt werden.“

Und ihr Antlitz, das unter dem blonden Haare heiter wie Tageslicht scheinen konnte, wenn ihr Herz guten Muthes war, wurde wie von einem Wölklein bedeckt, sobald sie Heinrich Harer erblickte. Dieser aber sagte sich:

„Ich weiß nicht, was an der Sache ist; jedoch meine Zufriedenheit habe ich verloren. Immer mehr wird es klar: Meister Altfried hat es redlich mit mir gemeint, und nun habe ich freventlich mein Gut dahingegeben. Das ist zur Zeit in einer Frauen Händen, deren Wille sich wenig glimpflich zu mir neigt, was ich nicht um sie verdient hätte, der ich mich ihres Dienstes stetiglich angenommen habe. Aber das macht es, weil meine Zufriedenheit nicht mehr bei mir, sondern bei ihr steht; und darf ich verlangen, daß sie mir solche wiedergebe? Nein. Wie sollte ich ihr mit diesem Ansinnen nahen dürfen? Ich will's auch nicht.“

So blieb er unmutig wie vorher, während Jost Seydlin fröhlich mit sich und Andern war. Frau Walburga hörte ihm auch freundlich zu, wenn er erzählte, wie trefflich er die Armbrust geführt; auch durfte er mit Fug den Zielbolzen rühmen, der ihm den Preis von drei Goldgulden gewonnen hatte. Sie lachte wohl mit ihm, aber als er ihr einmal zu nahe in's Auge blicken wollte, sprach sie als Meisterin:

„Geselle Jost, diese und jene Arbeit ist nicht gethan; merk' auf den Lehrjungen, der feiert, weil Du plauderst. Auf mein Gewerk muß ich sehen, daß meine Habe nicht schwinde. Wie sollte ich arme Wittib mein Leben fristen, wenn ich nicht darüber wachte, daß Alles von statten gehe und daß die Kundschaften zufrieden seien, wieder kommen, wenn sie gegangen sind und Braun- und Weißbrot der Nebenbäckerin loben! Dabei wird die Habe gemehrt und ich darf mich sehen lassen. Wer hülf' mir sonst! Eine alleinstehende Frau muß in Allem zwiefach fürsorglich sein, auf daß die Wirthschaft nicht den Krebsgang wandle. Dazu gehört aber, daß die Knechte ihren Fleiß daran legen, die Arbeit zu fördern!“

„Meisterin,“ frug Jost darauf, „müßt Ihr denn immer allein stehen?“ Und sein hübsches Gesicht ward noch lebendiger als zuvor.

Rasch erwiderte sie:

„Habe ich Dir darüber Rechenschaft abzulegen, ob ich allein stehen mag oder nicht? Soll ich Dich etwa um Rath fragen, mit wem ich zur Kirche und zu wem ich mich fügen soll! Du gütiger Heiland, mit den Hauswirthen hat es auch nicht lauter Trost, wie ich an meinem Herrn Wennhart erfahren habe, der noch keiner von den schlechtesten war und den Gott selig ruhen lasse! Da muß denn eine Frau vorsichtig sein und nichts übereilen!“

„Meisterin, wenn aber einer käme, der das Handwerk auf fremdem

Boden schon begrüßt hat; der zwar noch kein Altgefelle, aber es bald werden kann; leidlich jung und frisch, aus ehrsamem, einheimischem Hause, dessen Vater ein gut Stück Geld in seine Hände zu legen vermöchte, um die Wirthschaft zu mehren; einer, der euch holden Muth trägt: was würdet Ihr einem solchen zur Antwort geben?“

Da lachte sie hell auf und sprach:

„Das weiß ich nicht. Müßte mir ihn wohl eher genau ansehen.“

„Und dann —?“

„Dann möchte ich sagen: kommt morgen wieder!“

„Und wenn er morgen wieder käme?“

„Dann wollte ich ihm sagen: kommt so lange morgen, bis ich Euch sage: morgen ist heute.“

„Das will ich mir merken,“ sagte Jost Seyblin mit zarter Stimme.

Sie aber sprach mit köstlich hellem Lachen:

„Geh, geh, Gefelle. An die Arbeit. In die Backstube! Da magst Du Dich erkühlen. Das sei Dein Lohn, weil Du so mit mir redest.“

Und Jost Seyblin ging von dannen und war roth vor Freude, weil das Auge der Frau ihm zugeglänzt hatte. Er verstand sich auch darunter alles Gute und war mit sich zufrieden.

Er dachte sich:

„Du bist auf fremder Erde gewandert, Jost, und Dir ward sauer und süß bekannt; warum sollst Du nicht darauf denken, Dir den eigenen Hausstand zu gründen mit einer Frau, deren junger, stolzer Leib noch wie magblich blüht? Das laß Dir gesagt sein, Jost.“

Und er machte einen Freudensprung, als er in die Backstube trat. Dort lag ihm ob zu schaffen, wie es einem ehrlichen Gesellen in seinem Gewerke gezieme: das Brot nach gutem Gewichte kräftig und nahrhaft reifen zu lassen, denn der Altgefelle Heinrich war diesmal abwesend und in die Mühle nach Leuzendorf gegangen; weshalb Jost zu allem sehen, überall Hand anlegen und alles überwachen mußte. Dabei war sein Sinnen so wohlgemuth und wonnesam in die Zukunft gerichtet, daß er seines Werkes zur Stunde weniger sorglich achtete, als es sonst gesehen wäre.

Das wurde denn am nächsten Tage in unerfreulicher Weise ruckbar.

Denn als an einem Wochenmarkttage standen auf dem Plage vor der städtischen Schranne die Bäcker in den Brotbänken und hielten feil. Auch Frau Walburga waltete mit dem Lehrjungen Cyprian, der ihr zur Hand ging, ihres Gewerkes und des Verkaufes.

Der Brodschreiber, Meister Niclas, kam und prüfte das Gewicht alles ausgestellten Gebäckes nach Sagung auf der Wage und that auch so mit dem Brote der Nebenbäckerin. Da zog er seine Braue plötzlich empor; er nahm einen zweiten Laib und fand das nämliche wie vorher;

er nahm einen dritten Laib, und das Ergebnis blieb das gleiche; worauf er verkündete:

„Nach Inhaltung und Ordnung der Brottafel allhiefiger Stadt Graz wird das Gewicht eures Brotes, Frau Walburga Mennhartin, als ungenügend und zu gering befunden; denn es fehlen sagungsgemäße sieben Loth auf das Pfund; weshalb erstlich der Preis von vier Pfennigen auf die Hälfte herab zu setzen ist, und Ihr, Frau Walburga Mennhartin, sodann der herkömmlichen Buße verfallen seid.“

Damit ging er, und die Nebenbäckerin blieb bestürzt zurück. Ihr war der Markt verdorben, und sie dachte, daß sie entgelten müsse, was Spruch und Forderung der Altmänner von ihr heischen würden. Da litt es sie nicht länger zu verweilen, sie verließ den Markt und ging in das Haus des Funstmeisters, Adam Grasweins. Dieser hatte schon durch den Brotschreiber von dem Ereigniß vernommen und mochte gerne ein strenges Antlitz zeigen, jedoch gelang ihm dies der jungen Nebenbäckerin gegenüber nicht gänzlich, als er sie bestürzt in die Stube treten sah. So sprach er denn freundlich:

„Ei, Frau Walburga, Ihr bringt mir böse Mär. Wahrlich, Ihr habt euch nicht guter Dinge beklissen, als Ihr euer Brot mit unechtem Gewichte zu Markte brachtet. Da müßt Ihr Buße leisten, wie es die Sagung heischt. Und ist es mir leid, weil es euch betrifft, eine junge, ehrfame Wittib, so vermag ich euch doch nicht zu helfen. Setzt euch hier, liebe Frau!“

Und sie erwiederte:

„Meister Graswein, ich habe bisher immer mein Gewerkl in Ehren geführt, und noch weiß ich nicht, welcher böser Zufall dies zuwege gebracht hat, einen meiner Knechte also zu beklören, daß er des rechten Maßes und Gewichtes vergessen hat. Nun sagt mir, was soll die Sühne sein?“

„Die Sühne, Frau Walburga! Ei, Ihr müßt ein Bad in der Mur nehmen, weil Ihr so hübsch seid.“

„Ach, Herr Vater, wollt Ihr grobe Wolle spinnen?“

„Mit nichts, Fraue. Mit euch wäre nur klare Seide zu spinnen. Doch bin ich alt und nicht lebigen Standes; es kommt mir denn nicht mehr zu, um euch zu freien, was ich wohl noch thäte, wenn es anders wäre. Doch der Spruch, der die Sühne bestimmt, lautet: Welcher immer aus der Bäckerinnung Brot mit unrechtem Gewichte in die Bänke bringt, der soll gebüßt werden damit, daß sein Leib in das Wasser der Mur getaucht werde einmalig, ohne daß es ihm weiter zum Schaden gereiche. Das ist altes Recht, und Niemand wird vermögen, euch davon zu lösen. Nun, werdet nicht herb, liebe Frau! Ihr wählt euch einen Stellvertreter, einen Mann, der die Sühne auf sich nimmt, einen eurer Knechte, der mit seinem Leibe für euch einsteht. Dann ist es wohl Zeit, daß ihr ihm den Dienst lohnet, wer es immer sei. Denn er hat auf sich genommen,

was nur euer eigener Hauswirth, wenn er noch lebte, um Recht erduldet hätte. Ist euch ein solcher Geselle ansonst mit guten Sitten zu Gesichte gestanden und ist er für die Meisterschaft reif, so mögt Ihr ihm wohl holdes gönnen und mit ihm in gegebener Zeit zur Kirche gehen. Denn seht, die Altmänner rügen es schon lange, daß noch immer um eurerwillen ein Sitz an der Junstlade leer steht, weil Ihr bis nun euch kein neues Ehehaupt gewählt habt und keinen Mann, der euch Meister sei, mit dem Ihr auch euer Leben in Ehren sänftlich vertreiben könntet. Und so Ihr Jemanden Gunst erweisen wolltet, lieblich als es Frauenart ist, das würde euch von jedem guten Manne freudiglich gedankt werden. Habt Ihr doch zwei Gesellen aus ehrsamem Bürgerhäusern in eurem Gewerke, die auch Vaterserbe zu erwarten haben: der eine aus Leibnitz, der andere aus Sibiswald; wer von diesen beiden die Sühne auf sich nimmt, der hat eure Sache vertreten, und sein Haupt hat für euern Leib gegolten. Darum, liebe Tochter, thu' Dich Deiner Sorgen ab und gieb der Satzung und der Ehe ihren Lauf."

Also tröstete sie Meister Graswein, und sie schied von ihm sinnend und ging in ihr Haus.

Dort kam ihr Jost mit der Miene eines armen Sünders entgegen. Als sie seiner ansichtig wurde, sprach sie zornig:

"Was hast Du mir angethan, böser Knecht? Ei, fürwahr, Du hast gestern zu viel des süßen Weines getrunken, und da ist Dir ein solcher Rauch und Nebel davon erwachsen, daß Du Maß und Gewicht nicht mehr unterscheiden konntest."

"Besänftigt Euer Gemüth, Meisterin," erwiderte Jost demüthig. "Ich weiß von keinem andern süßen Weine, als daß ich Euch zu tief in die hellen Augen geblickt habe, und davon ist mir allerdings eine solche Wirrnis im Haupte erwachsen, daß ich des rechten Gewichtes verfehlt habe. Auch hat vielleicht die Kage am Backtroge gerochen, was alleweil Unheil bringt, wie Ihr wißt, obgleich ich dem Lehrjungen Cyprian aufgetragen, der Kagenwache zu pflegen."

"Schweig mir davon, böser Schalk, und rede Dich nicht auf die Kage aus. Was Du gethan hast, das ist mir zum Schaden geschehen. Und soll ich etwa schuld sein, daß Du keine Augen im Kopfe hast?"

"Meisterin, eben weil ich Augen im Kopfe habe, die von Eurer Goldseligkeit zu sehr erfüllt wurden, habe ich nicht klar gesehen."

"Höre Geselle! dieses Wertes, mich unnützer Weile anzublicken, sollst Du lebzig stehen und Dich Deiner redlichen Arbeit annehmen. Ach, ich armes Weib, nun soll ich ihn gar verblindet haben, daß er übles schaffe!"

"Nein, Meisterin, Ihr könnt nur zu gutem Schaffen anregen."

"Schweig still, und bring mich nicht noch mehr auf! Deine sanfte Rede achte ich keine Bohne werth, wenn Du kein getreuer Knecht bist,

der für die Ehre der Wirthschaft sorgt. Was soll nun daraus werden? Kennst Du die Sühne, die auf unrechtes Brotgewicht steht?"

"Ich kenne sie, Meisterin; es ist die Bäckerschuppe. Doch nehme ich die Strafe willig auf mich, und gehe für Euch gerne in's Wasser, der ich für Euch lieber durch's Feuer ginge. Was ist auch in dieser Sommerzeit schlimmes um ein Bad in der Mur? ich lasse mich gerne da hinein schnellen, und lachen die Leute, so lache ich mit. Weiß ich doch, daß Euch damit alles wieder in's Gleiche gebracht wird, was durch dieses mein leidiges Versehen verschuldet wurde."

"So? Du willst die Strafe für mich auf Deinen Leib nehmen?"

"Das ist mir eben und recht, Meisterin."

"Das mag nicht sein, Jost. Du könntest Dich im Wasser erkälten, denn Du bist ein überaus zierlicher Geselle. Mir wäre leid um Dich. Das muß Heinrich Harer, der Altgeselle, thun, nicht Du."

"Aber, Meisterin, wenn ich mich der Sühne mit Herzenslust unterwinde um Euretwillen und um meines eigenen Fehles willen, was habt Ihr dawider? Ich bitte Euch, so ihr mir Gunst erweisen wollt, einem, der Euch immerdar getreulich zu dienen hofft, — so laßt mich thun, wie ich gesagt habe."

"Nein, das mag nicht sein, Jost. Um Dich wär' mir bange, daß Du Dich zu rasch verkühlen könntest. Heinrich ist härter als Du, und mag sich dem billig unterwerfen. Laß es Dir gesagt sein und widerrede mir in nichts, soll ich Dir fürder gut sein."

Und ihre hellen Augen lachten ihn an, ob freundlich, ob spöttisch, das wußte er nicht zu deuten; doch war er zufrieden mit sich.

Sie aber dachte: „Wer giebt mir einen gesunden Rath, wie ich Heinrich Harer dazu gewinnen möchte, daß er mir gehorsam sei?"

Und als dieser aus der Mühle heim kam, rief sie ihn freundlich in ihre Stube und hieß ihn, sich nahe zu ihr setzen, weil sie um eine wichtige Sache mit ihm Rath zu pflegen hätte. Sie theilte ihm zuvor das Ereigniß haarklein mit, um zu sehen, wie er sich dazu verhalten würde.

Heinrich sprach: „Das ist uns ein Schade und ein Spott! Wie konnte sich Jost also vergessen? was hat ihm so kläglich den Sinn verwirrt?"

"Was ihm den Sinn verwirrt hat, Heinrich, wie soll ich das wissen? Doch ist geschehen, was nicht zu ändern ist. Aber wenn Du mir hilfst, so habe ich nimmer Sorge um mein Leben. Du sollst Dich für mein Haus und Gewerf der Sühne unterziehen, und alles wird wieder eben sein, wie vorher."

"Ich? Was sagt Ihr? Das soll Jost thun. Wer kann mich des verübten Fehlers zeihen?"

"Niemand. Aber wenn Du die Strafe um meinetwillen auf Dich nimmst, so bist Du mein Stellvertreter und giebst mir in meiner Bekümmerniß ganze Freude, Heinrich."

„Meisterin, wie könnt Ihr verlangen, daß ich in's Wasser geschneilt werde um etwas, was ich nicht begangen habe und daß ich dann in thörichter Weise umhergehen soll? Das wäre mir leid.“

„Heinrich, mir liegt es am Herzen, daß ich kein Leid an Dir sehe, aber auch Du sollst mich aus meiner Kummerniß erretten und mein Gewerf wieder frei machen dadurch, daß Du Dich fügest. Laß Dich den Spott der Leute geringe achten, Du bleibst nach wie vorher ehrlich und hast meinen Dank gewonnen.“

„Nein Meisterin.“

Da seufzte sie und sprach:

„Ach, ich armes Weib, wie freudlos und verlassen stehe ich in der Welt und Niemand nimmt sich meiner an!“

Und eine Thräne blinkte in ihrem Auge.

Da ward Heinrich bewegt und sagte:

„Meisterin, Ihr thut mir unrecht!“

„Nein; da hast Du meine Hand, ich will nichts von Dir begehren, was Dir unmöglich dünkt zu erfüllen.“

Sie reichte ihm die Hand, die sie lind in die seine schmiegte, und in ihrem blauen Auge blinkte noch immer die Thräne, als sie sich bekümmert gegen ihn neigte, und er vermeinte das warme Blut ihres jungen Leibes gegen sich rauschen zu hören; doch war es nur sein eigener Herzschlag, der rascher ging. Und da geschah es, daß er plötzlich einen leisen, feinen Duft einathmete, der ihm überaus köstlich schien; der kam aus dem verschlossenen Kasten, in welchen Frau Walburga die Wase gestellt hatte, die Heinrich vom Meister Spittler, dem Deutschherren bekommen hatte. Ohne daß er wußte woher, stieg es wie eine bezaubernde Zufriedenheit in seinem Herzen auf; sein dunkler Blick, der noch immer nach der Thräne in der Meisterin Auge sah, erglänzte wärmer, und er dachte:

„Wer mag ihr widerstehen, so sie bekümmert ist und holdselig wie nie vorher! Sie wirrt mir beinahe den Sinn.“

Und er sprach: „Meisterin, sei es Thorheit, oder nicht: ich will thun, was Ihr mich heißet.“

Da dankte sie ihm mit Lächeln und freundlichen Worten:

„Wohl, Du treuer Knecht, Du hast es um mich verdient, daß ich Dich immer in Ehren halte. Nun geh an Deine Arbeit! ich will es dem Meister Graswein vermelden, daß Du als mein Stellvertreter die Wase auf Dich nimmst.“

Heinrich ging, und als er aus dem Bereiche des jungen Weibes gekommen war, sprach er: „Du hast Dich in einen thörichten Handel eingelassen, Geselle; aber wer war noch nie ein Thor, so ihn ein Weib dazu machen wollte? Das hörte ich immer sagen und habe es nun an mir selber erfahren.“

Und er war wieder unzufrieden; denn das Gefäß der Zufriedenheit besaß Frau Walburga.

Sie aber ging zu Meister Graswein und theilte ihm mit, daß Heinrich Harer ihr Stellvertreter sei. Das lobte der Zunftmeister und hielt Heinrich für den rechten Mann, Haus und Ehre zu behüten, welche letztere nach vollzogener Sühne wieder hergestellt sein werde. Weil Heinrich sich mit gutem Willen ihres Dienstes bisher immer beflissen habe, so sei er es werth, Gunst von ihr zu empfangen. „Und ist er erst Dein trauter Ehemirth, so wird er noch Deine Habe mehren, liebe Tochter, obzwar Dein Anwesen schon jetzt stattlich ist und Du des guten Aekers vor dem Thore und des Weingartens am Rosenberge nicht entbehrst, wie ich weiß. Das sei Dir auch herzlich gegönnt, daß Du Dich wieder mit einem guten Meister Deines Lebens freuen magst, denn Dir jungem Weibe ziemt solches gar lieblich, auch wenn Deine Wangen noch mehr erröthen wird, als wie jetzt, da ich dieses in Ehren sage.“

„Aber Vater Graswein,“ sprach sie, „wie denkt Ihr gleich so Vieles! Behüte mich Gott, daß ich etwas übereilen sollte, was noch lange nicht so nöthig ist, als Ihr meint. Habe ich gesagt, daß mein Knecht Heinrich mir so zu Gesichte steht, daß ich nicht an ihm vorbei blicken könnte? Ach, da müßte ich verunehrt sein, und mein guter Ruf wäre geschmälert! Das sollt Ihr nicht denken, Meister Graswein.“

„Nun, nun, Tochter!“ begütigte er sie; „das wird sich Alles zur Zeit fügen, und ich gedenke bald fröhlich zu sein, nämlich, wenn Du Hochzeit hältst.“

„Das wird noch lange nicht sein,“ sagte sie und lächelte dem Altmanne freundlich zu, der ihr auch bedeutungsvoll zu nickte, und so schieden sie.

Heinrich aber wartete mißmuthig auf den Tag, der ihm von den Zunftältesten, die zur Frist Morgensprache an der Lade hielten, mit Spruch und Forderung bestimmt wurde, für die Verletzung der Brottafel in herkömmlicher Weise zu büßen. Es war der St. Jakobstag und zwar zur Zeit des Sonnenunterganges, da die Bäckerknechte, die an ihm das Urtheil vollstrecken sollten, Feierabend hatten.

Zur bestimmten Zeit bewegte sich denn der Zug mit dem armen Sünder in der Mitte, von einem großen Haufen Volkes geleitet, vom Zunftthore im Sacke aus durch das innere und äußere Muthor bis zur Brücke und schwenkte nach rechts in den Wehrgang ab, der zwischen Strom und Ringmauer lag. Dort war der Schneller errichtet, in dessen Korb sich herkömmlicher Weise der nothdürftig bekleidete Büßer setzen mußte, um in die Mür geschneilt zu werden. Dann wartete seiner ein Nachen im Wasser, um ihn heraus zu fischen; und darauf kam der allerspöttlichste Schluß der peinlichen Handlung, indem der getauchte Sünder durch die Gasse der johlenden Volksmenge heim rennen mußte, um sich zu trocknen.

In solcher Weise begann denn auch jetzt das Schauspiel und nahm seinen Verlauf.

Heinrich setzte sich in den Korb, versuchte zu lächeln und blickte finster. Die Stange des Schnellers stand schräg über den Strom geneigt; die Seile, welche in den Rollen gingen, wurden angezogen, und der Büßer schwebte hinan; dann ließen die Knechte die Seile plötzlich fahren und der Korb mit dem Insassen wurde dermaßen in die Fluth geschleudert, daß die Woge darüber hinweg rauschte und kein Haar am Kopfe des Büßers sichtbar blieb.

Alfogleich begannen sie den Korb wieder empor zu winden, der Nachen war bereit, um den Getauchten aufzunehmen; aber da war das Unerhörte geschehen: ein Geschrei des Staunens und des Entsetzens erhob sich, denn der Korb war leer. Hatte der Darinsitzende sich nicht an den beiden Henkeln festgehalten, oder geschah es durch andere Ursache, genug, die Woge hatte ihn mitgerissen, er war fortgespült worden: Heinrich Harer war verschwunden.

Die Sonne war hinter dem Frauenkogel untergegangen, der Strom floß halb im Dämmer, halb im Lichte des Abends dahin, und wie auch Alle spähen mochten, kein menschlicher Leib war fern ab in der Fluth zu erblicken. Ausrufe des Bedauerns und der Klage erhoben sich laut und lauter: „Er ist todt! er ist dahin, der wackere Heinrich ist verschwunden. Die Mur trägt seinen todtten Leib nach Wildon hinab!“ Nur einige besonnene Männer meinten, daß Heinrich unter dem Wasser davongeschwommen sei.

Dieses glaubte auch Jost Seydlin, dem es bekannt war, daß sein Geselle trefflich schwimmen und auch eine beträchtliche Strecke unter dem Wasser den Athem an sich halten konnte, wie er es gesehen hatte, wenn Jener in Leuzendorf an der Mühle zu baden pflegte. Freilich schien ihm die Sache nicht geheuer, denn er dachte: Heinrich ist stark aber die Mur ist doch stärker; und da er sich die Schuld an dem ganzen Ereigniß zumessen mußte, so ward sein Herz bedrückt. Doch entschlug er sich wieder bald der Sorge, indem er Allen, die umherstanden, sagte:

„Sorgt nicht! Heinrich, der kühne Geselle, geht nicht unter. Das hat er mit freiem Willen gethan, um nicht gebadet wie eine Maus unter dem Spotte des Volkes heimrennen zu müssen. Das glaubt mir!“

In gleicher Weise suchte Jost Frau Walburga zu beruhigen, die tödtlich erschrocken war, als sie zu Hause das Ereigniß vernommen hatte, und zunächst in Klagen ausbrach, dann Jost des ganzen Handels zu beschuldigen anfang, so daß er zerknirscht von dannen schlich, jedoch zwischen den Zähnen immer noch murmelte: „Ich verwette meinen Kopf, daß Heinrich heil davongekommen ist.“

Die Nacht war inzwischen hereingebrochen, die Bürger der Stadt hatten den Fall sattfam besprochen und dann ihre Hausthüren geschlossen und sich zur Ruhe begeben. Frau Walburga jedoch konnte keinen Schlaf

finden; sie saß einsam in ihrer Stube und klagte und rang mit Angst und Hoffnung. Es war dunkel um sie; kaum sandte von außen der halbe Mond etwas Licht herein, der gegen Westen am Himmel stand, und dunkel war ihr Herz und kaum von halber Hoffnung durchleuchtet.

Sie dachte: Seh ich Heinrich noch einmal in meinem Leben wieder, so will ich ihm alles Gute, was ich vermag, erweisen, ich armes Weib! Ist es aber, daß er gestorben ist, dann will ich keine Freude mehr im Leben haben. Hilf mir, heilige Walburga, mit deiner Fürsprache und ich will dein Andenken, mit zwei der schönsten Wachskerzen minnen, die Meister Sebald, der Lebzelter, in seinem Laden hat! Auch will ich an der Kirchthüre den Armen durch drei Wochen theilen, so viel ihrer dort stehen, das gelobe ich dir!“

Da tönte ein leiser Laut durch die dunkle Stube: „Frau Walburga!“

Sie schrak zusammen, so daß ihr Busen sich ungestüm hob und senkte und sie lauschte ängstlich.

Deutlich vernahm sie noch einmal den Ruf: „Frau Walburga!“ und er tönte vom Fenster her.

Sie raffte sich auf und schritt hoffend und zagend dahin, und siehe! draußen schmiegte sich ein Antlitz an's Gitter, und zwischen den Blumenstöcken hindurch erkannte sie im Dämmerlichte der Nacht Heinrich, der an dem Weinrebenstocke an der Giebelseite des Hauses emporgeklettert war und sie mit Namen anrief.

Sie frug ihn mit unterdrücktem Jauchzen freudiglich: „Heinrich, bist Du es?“

„Ich bin's,“ flüsterte er, „die Hausthüre ist verschlossen, öffnet mir, Meisterin.“

„Warte,“ flüsterte auch sie, „ich komme hinab. Ach, es sieht Dich wohl Niemand vor meinem Fenster?“

„Die Nebenblätter verbergen mich, Meisterin,“ antwortete er.

„Laß Dich wieder hinab, Heinrich; ich komme gleich.“

Sie zündete ein Lämpchen an, nahm den Haus Schlüssel von der Wand und ging leise auf den Behen die Stiege hinunter, barg das Flämmchen mit der Hand und öffnete die Thüre. Er kam herein und sie verschloß wieder die Hausthüre, faßte ihn bei der Hand und sprach: „Komm, daß Dich Niemand sehe!“

Das Gesinde schlief schon, nur aus dem hintern Gebäude, wo die Backstube lag, drang ein Lichtschein in den Hausflur, und sie führte ihn hinauf in ihre Stube. Dort angelangt, stellte sie das Lämpchen auf den Tisch und sprach:

„Du hast Dich in dem Murwasser erkältet, Heinrich.“

Sie öffnete rasch eine Spinde und gab ihm ein Kleid, das einst Herr Memhart getragen hatte, und gebot ihm, sich darein zu hüllen, daß er sich erwärme, während sie sich abwandte.

Heinrich that nach ihrem Geheiß, und dann kehrte sie ihm ihr ängstliches und doch lachendes Antlitz zu und sprach: „Ach, wie hab' ich mich um Dich gesorgt! Wie warst Du so verwegen, dem Strom zu trauen! Doch es hat Dir nicht geschadet, Du lebst und bist da. Wie war ich bekümmert! Ich hätte in meinem ganzen Leben keine frohe Stunde mehr gehabt, wenn Dir etwas zugestoßen wäre! Du Armer, hast mein Gebot erfüllt, und nur ich wäre schuld an Deinem Untergange gewesen! Aber nun ist's gut und ich will es Gott und allen Heiligen herzlich danken, daß Dir kein Unheil widerfahren ist. Wie hast Du es nur angestellt, böser Knecht, mich so zu verwirren und auch alle Leute, die nichts mehr von Dir sahen, als Du in's Wasser geschwemmt wurdest. Man erzählte mir's.“

„Hätte ich mich sollen dem Spott des Volkes aussetzen und nach Hause rennen? dann wäre ich zeitlebens in thörichter Weise umhergegangen. Nein, ich schwamm unter dem Wasser, so lange ich es vermochte, und als ich wieder auftauchte, war ich auf einer dämmerigen Stelle des Stromes angelangt, wo man mich nicht sehen konnte. Dann hab' ich mich nach links in den Stadtgraben hinein gewendet; denn ich habe gewußt, daß dort am südlichen Wehrthurm ein Wasserpfortchen ist, welches in Friedenszeiten immer offen steht, und durch das man leichtlich hereingelangen kann. Dort hab' ich mich nahe der Mauer so lange im Schilfe geborgen, bis die Nacht gekommen ist, daß mich Niemand sehen konnte, und dann schließlich ich mich behutsam hindurch und bin hieher gekommen, wie Ihr seht, Meisterin.“

„So verwegen warst Du, Heinrich! Und das kalte Gebirgswasser! Wie leicht hättest Du Dich für Dein Leben verkälten können! Und Deine Hände sind noch starr und kalt; ich will sie Dir mit meinen eigenen wärmen. Nein, laß nur! Du hast es um mich verdient. Doch warte, so wird es besser sein.“

Sie nahm ein lindes Tuch und rieb ihm die Pulse an beiden Handgelenken eifrig; dann trocknete sie ihm die noch immer feuchten Haare an den Schläfen und richtete bald Worte des Bedauerns, bald des Vorwurfs an ihn, so daß es Heinrich warm wurde.

„Meisterin, wie sorgt Ihr so traulich um mich!“ sprach er. Mir ist unter Euren lindern Händen wärmer denn je geworden, und weil ich Euch so nahe in die Augen sehe, vermeine ich schier, der lichte Mai sei gekommen, der alle Herzen zur Freude bewegt. Ihr seid mir so nahe, daß ich Euch umfassen kann, und da ist mir's, als blühte die Stube um mich her.“

„Nein, laß mich, Heinrich. Und sieh, hier am Arme bist Du verwundet, Du hast Dich verlegt!“

„Gerigt. Das bedeutet nichts.“

„Wie Du das weißt! Nein, ich habe ganz nahe eine Heilsalbe im Kimer, damit will ich Deines Armes pflegen.“

Sie öffnete die Thüre des Kastens und nahm, wie sie meinte, das Töpfchen mit der gewünschten Salbe heraus; aber in der Eile versah sie sich, und es war ein anderes Gefäß, was sie in der Hand hielt. Und da geschah es, daß ihr dasselbe zu Boden fiel und alsbald in Scherben zerbrach. Ein wunderbarer Duft erfüllte plötzlich die Stube.

„O weh!“ klagte sie, „wie habe ich fehl gegriffen! Das ist das Riechtöpfchen, welches Du, Heinrich, vom Meister Spittler bekommen hast, und nicht die Heilsalbe: das liegt's nun in Scherben.“

Heinrich aber ward verwirrt und dachte: „Liegt nun meine Zufriedenheit in Scherben, so muß die Frau sie mir wieder geben. War es mir doch vorher, als blühte die Stube um mich her. Nun blüht es in der That plötzlich wie von tausend Rosen; solch köstlicher Geist war in der Vase verborgen, daß davon die Stube in einen Rosengarten verwandelt ist und ich wie trunken bin.“

Dann sprach er: „Meisterin, als mir der deutsche Herr das Gefäß geschenkt hat, da pries er es als gar wunderbar. Es stammt aus grauen Zeiten und ward aus dem heiligen Lande hierher getragen. Aber zum Schätze soll es erst für Dich werden, Heinrich — so seine Worte — durch das, was ich hinein geben will, nämlich etwas geheimes und überaus holdes. Und so lange Du es besitzt, wirst Du zufrieden sein. Also war meine Zufriedenheit in dieser Vase verschlossen, die ist nun verloren. Jetzt steht aber die Sache so, daß der Geist, der darin verschlossen war, mein Herz trunken gemacht hat und unzufrieden, und nur wenn Euer Herz, Meisterin, sich zu mir in Liebe gesellt, kann ich wieder zufrieden werden. Und trunken wie ich bin, vermeine ich, daß sich das Glück zu mir gewendet hat, und ich will es festhalten und nimmer verlieren.“

Da vergaß er auf alles, begann das junge Weib zu trauten und wollte um sein Mannesrecht mit ihr dingen.

Sie aber entrang sich bald ihrer Schwäche, hielt ihn fern und faltete die Hände bittend:

„Nein, Herzensheinz! das sei Dir verwehrt! Ich habe Dich auch lieb, aber so Deine Treue mir unverloren bleiben soll, darfst Du nicht Deinen Willen wider Gott vollbringen. Denn ich will früh und spät der Zucht und Ehren pflegen, und nur, wenn wir zu einander gebunden sind durch das Wort des Priesters in der Kirche, dann will ich Dich Deiner Treue genießen lassen und Dir Macht über mich geben. Denn dann steht es auch in meinem Willen, daß ich Dir hold sei. Bis dahin aber bin ich Dir fremd, Herzensheinz, und Du sollst mir gehorchen, wenn Du mich lieb hast. Dann will ich Dir auch dereinst als Dein Eheweib freudiglich Gehorjam leisten. Nun aber sollst Du gehen, weil es nicht gut ist, daß wir länger beisammen bleiben.“

„Sei es denn!“ sprach er leise. „Mein Wille und meine Zufriedenheit stehen bei Dir, und darf ich um Dich freien und bist Du mein holdseliges Weib, so will ich Zeit meines Lebens der Unzufriedenheit widersagen.“

Und also schied er von ihr.

Da hatte die weise Frau Monica und auch Meister Graswein, der Altmann, doch recht behalten. Denn eine fröhliche Hochzeit ward am St. Martinstage gefeiert, als Meister Heinrich Harer mit seinem angetrauten Weibe aus der Pfarrkirche St. Egydi mit Festgeleite nach Hause kam. Das wird ein zufriedener Mann werden, dachte sich Mancher. Am Abend tanzte auch Jost Seyblin fröhlich, und als er in die Nähe der jungen Ehefrau kam, sagte er: „Heut ist morgen, nicht wahr, Meisterin?“

„Ja, heut ist morgen und das ganze Leben.“

Jost aber dachte sich: „Ist's nicht die, so wird es wohl eine andere sein, die ich bekomme;“ und war mit sich zufrieden.





Robert Koch

und seine letzte wissenschaftliche Großthat.

Von

Wilhelm Kastele.

— Berlin. —

Es war im August des vorigen Jahres, als der internationale medicinische Congreß in Berlin seine zehnte Tagung abhielt. Ein wissenschaftlicher Areopag von seltenem Glanze. Alle Nationen, die mitarbeiten an dem Ausbau der modernen Medicin, hatten ihre hervorragendsten Vertreter in die Schranken geschickt, und alle Fragen, die heute im Mittelpunkte der Erörterung stehen, fanden durch die Redner der allgemeinen Sitzungen eine Darstellung, die es ermöglichte, ein Facit zu ziehen aus allem, was die Heilkunde in den letzten ereignisreichen Jahren an bleibendem Gewinn für die leidende Menschheit ihren früheren Errungenschaften hinzuzulegen hat. Kein geringerer als Lister selbst war es, der die Wandlungen kurz Revue passiren ließ, die seine alles ärztliche Handeln umgestaltende Lehre von der antiseptischen Wundbehandlung durchgemacht hat, bis sie ihre heutige theoretische und praktische Durchbildung erfahren hat. Cantani, der an einer deutschen Hochschule zu seiner wissenschaftlichen Bedeutung herangereifte Italiener, der in der Folge der eifrige Vermittler freundschaftlicher Beziehungen zwischen der Gelehrtenwelt beider Nationen geworden ist, legte die fundamentalen Umgestaltungen dar, welche die Fieberlehre, eins der wichtigsten Gebiete der inneren Medicin, in den letzten Jahren durchgemacht hat. Die Frage der Immunität und der Immunisirung des Organismus gegen krankmachende Einflüsse, die durch seinen berühmten Landsmann Pasteur neue Grundlagen gewonnen

hat, fand in Boucharb, selbst einem der erfolgreichsten Mitarbeiter auf diesem vielumstrittenen Gebiete, einen geistreichen Interpreten. Unmittelbar in das praktische Leben unserer Tage führten die Reden des Holländers Stokvis, der die Anpassung des Europäers an das Tropenklima, und des Schweden Axel Rey, der die Ueberbürdung der Jugend durch die Anforderungen des modernen Schulunterrichts zum Ausgang seiner Erörterungen nahm.

Alle Nationen hatten ihre besten Männer entsandt, und die nach tausenden zählende Zuhörerschaft folgte jedem Vortrage mit ungetheilter Aufmerksamkeit und sollte den Rednern reichen Beifall. Aber wie eine Art Andacht kam es über die auserlesene Versammlung, als am Nachmittage des 4. August Robert Koch die Rednerbühne betrat. Es war eine geraume Zeit verstrichen, seit der Mann, der da so ohne jede Spur von rednerischem Pathos in einfachen, schlichten Worten zu der Versammlung sprach, zum letzten Mal an die Öffentlichkeit getreten war, und jedesmal, wenn dies bisher sich ereignet hatte, war es irgend eine Thatsache von weittragendster wissenschaftlicher Bedeutung gewesen, mit der er fertig vor die Welt hintrat. Jeder trug die Erwartung in sich, daß in der Stille seines Laboratoriums wieder eine jener Entdeckungen herangereift sei, mit denen er schon zu wiederholten Malen die nichts ahnende Welt überrascht hatte, und es kam fast wie Enttäuschung über die Zuhörer, als er statt dessen, nicht anders, wie auf anderem Gebiete sein Vorredner Lister, einen Rückblick auf das Forschungsgebiet warf, das durch ihn ein so fruchtbares geworden ist. Zwar gewährte er dabei Ausblicke auf neue Methoden der Erforschung der Infectionskrankheiten, deren jeder auf dereinstige neue Entdeckungen hinwies, aber das waren, statt der erwarteten Thatsachen, nur Wechsel auf die Zukunft. Endlich, ganz am Schluß seiner Rede, eröffnete er der Versammlung, daß ihn schon lange, seit der Entdeckung des Tuberkelbacillus, das Problem beschäftige, Mittel zu finden, welche sich gegen die Tuberkulose therapeutisch verwerthen lassen, und er bezeichnete als den einzigen Weg zur Erreichung dieses Zieles den Thierversuch, der darüber Aufschluß zu geben habe, ob die Agentien, welche die Entwicklung des Tuberkelbacillus im Reagensglase zu hemmen vermögen, auch im lebenden Organismus sich wirksam erweisen. Er entwickelte, daß er zahllose Mittel gefunden habe, welche den Bacillus in Reinculturen vernichten, aber die Hoffnung, welche sich bei jedem Zuhörer an diese Eröffnung knüpfte, schlug er sofort zu Boden, indem er hinzufügte, daß alle gefundenen Mittel sich beim Thierversuch gänzlich wirkungslos erwiesen hätten, bis er endlich in dem Schlußpassus dieser denkwürdigen Rede aussprach, daß er sich, trotz aller Mißerfolge, von dem Suchen nach entwickelungshemmenden Mitteln nicht habe abschrecken lassen und schließlich auf Substanzen gestoßen sei, welche nicht allein im Reagensglase, sondern auch im Thierkörper das Wachsthum der Tuberkelbacillen aufzuhalten im Stande seien.

„Sollten aber die im Weiteren an diese Versuche sich knüpfenden Hoffnungen in Erfüllung gehen,“ so lautete der Schluß der Rede, „und sollte es gelingen, zunächst bei einer bakteriellen Infectionskrankheit des mikroskopischen, aber bis dahin übermächtigen Feindes im menschlichen Körper selbst Herr zu werden, dann wird man auch, wie ich nicht zweifle, sehr bald bei anderen Krankheiten das Gleiche erreichen. Es eröffnet sich damit ein vielverheißendes Arbeitsfeld mit Aufgaben, welche werth sind, den Gegenstand eines internationalen Wettstreits der edelsten Art zu bilden.“

Jeder, dem die Art und Weise bekannt war, durch die sich alle bisherigen Veröffentlichungen Kochs kennzeichneten, war nach diesen Aeußerungen überzeugt, daß seine Versuche bereits zu Ergebnissen gelangt seien, die ihm ein Recht gaben, Hoffnungen zu erwecken, wie sie sich in den Schlußworten seiner Rede aussprachen. Eine leicht begreifliche Erregung bemächtigte sich daher in der Folge nicht nur der wissenschaftlichen Kreise, und wir sind Zeugen einer Bewegung geworden, wie sie vielleicht einzig in der Geschichte der Wissenschaft dasteht. Das bloße hingeworfene Wort eines Mannes hatte genügt, um die ganze Welt in Aufregung zu versetzen. Alle die Tausende, die der Weltseuche Schwindsucht anheimgefallen, wandten ihre Blicke auf den Mann, von dem sie Heilung ersehnen, aber nicht nur die leichtgläubige Schaar der Hoffenden, auch die Männer der Wissenschaft, die gewohnt sind, nur das unumstößlich Bewiesene als Thatsache hinzunehmen, ließen diesmal dem Zweifel nicht Raum. Es stand fest unter den Gelehrten, daß eine Entdeckung von unberechenbarer Tragweite gemacht, daß ihre Veröffentlichung nahe bevorstand. Wir werden weiter hin die Eigenschaften Kochs kennen lernen, welche diesem unbedingten Vertrauen auf sein Wort eine Stütze gaben, vorerst wollen wir die kurze Schilderung des Geschehenen zu Ende führen.

Es wurde bald bekannt, daß die Arbeiten Kochs in ein neues Stadium getreten seien. Das durch den Thierversuch bewährte Mittel wurde am kranken Menschen erprobt. Zunächst wurde dasselbe an einer Reihe von Kranken in der Charité angewandt. Dann machte Koch den berühmten Versuch an sich selbst. Dieser Versuch an sich war ein so gewaltiger, daß nur ein so fest entschlossener Charakter ihn machen konnte.*) Koch hatte eine Dosis genommen, die um 5 Centigramm größer war, als die größte, welche bis dahin einem Kranken in der Charité gegeben war; aber aus den schweren Wirkungen, welche er davon verspürte, gewann er die Möglichkeit, die Rathschläge zu ertheilen, welche für die Anwendung des Mittels in der Heilkunst von Anfang an sichere Anhaltspunkte gaben. In je ausgedehnterem Maße diese Versuche am Menschen nun unternommen wurden, desto schwieriger wurde es, sie geheim zu halten.

*) Rede des Ministers v. Gösler im Abgeordnetenhaus am 29. November 1890.

Die Presse bemächtigte sich des Gegenstandes in einer Art, die den Gelehrten, um keine falschen Vorstellungen von der Art seiner Entdeckung aufkommen zu lassen, zu einer vorläufigen Veröffentlichung seiner Versuchsergebnisse zwang, bevor es möglich war, ausreichende Erfahrungen über das Mittel zu gewinnen, wie es anfangs seine Absicht gewesen.

Welche Bewegung es in der ganzen medicinischen und nicht medicinischen Welt hervorgerufen hat, als diese Veröffentlichung*) erfolgte, ist genugsam bekannt. Auf den Inhalt derselben werden wir weiterhin Gelegenheit haben zurückzukommen. Hier sei nur erwähnt, daß Koch in seiner Mittheilung den Schleier nur halb gelüftet hat, und daß auch heute noch nicht bekannt ist, welcher Art das von Koch der praktischen Erprobung übergebene Heilmittel gegen Tuberculose ist. Inzwischen ist das neue Mittel in zahllosen Fällen praktisch angewandt, und aus einer großen Reihe von Kliniken und Krankenhäusern liegen die ersten Berichte über die Ergebnisse der Heilveruche vor. Der anfänglich fast überschwängliche Enthusiasmus hat angeichts der Thatsachen, die sich dabei ergeben haben, einer nüchternen Anschauung Platz gemacht, die etwa dem entspricht, was Koch selbst in der ihm eigenen maßvollen Weise in seiner classischen Veröffentlichung von dem Mittel gerühmt hat. Wir haben diesen Zeitpunkt, dessen Eintreffen für den Eingeweihten vorauszusehen war, abgewartet, um unbeeinflusst von jenem Enthusiasmus, der angeichts der außerordentlichen Tragweite des Ereignisses auch den Nüchternsten ergreifen mußte, an eine vorurtheilslose Würdigung der neuesten Entdeckung des berühmten Forschers gehen zu können. Bevor wir uns jedoch mit dieser selbst befassen, laden wir den Leser zu einem Rückblick ein, der uns die Geschehnisse der Gegenwart verständlicher machen soll.

* * *

Schon in dem oft undurchsichtigen Nebel historischer Vergangenheit**) erkennen wir das Streben, den kranken Organismus zu heilen. Wir sehen sogar, daß der Glaube an die Möglichkeit der Heilung früher vorhanden war, als das professionelle Auftreten der medicinischen Kunst. Alle Mittel, im Alterthum benutzt und empfohlen, verdanken ihre Anwendung einem reinen Empirismus. Durch alle Jahrhunderte hindurch hat dieser Arzneien geliefert, und noch heute können wir uns den Resultaten dieser merkwürdigen Auffindungsart und der Benutzung der durch sie aufgefundenen Heilmittel nicht verschließen. Als eins der merkwürdigsten Beispiele hierfür, der neueren Zeit angehörig, kann das Auffinden der Chinarinde gelten. Die Tradition läßt die Ureinwohner von Peru die

*) Deutsche medicinische Wochenschrift 1890 Nr. 46a.

**) Liebreich, Die historische Entwicklung der Heilmittellehre S. 4 ff. Berlin 1887.

Lehrmeister der Europäer sein. Berichtet wird ferner, daß der erste Justizbeamte von Loca, der Corregidor Lopez de Castañares bei der Viceskönigin von Peru, der Gräfin Cinchon, das Mittel mit Erfolg anwandte, und der Leibarzt des Vizekönigs, Juan del Vego, führte dasselbe im Jahre 1640 in Europa ein. Aber groß waren die Schwierigkeiten, welche sich der empirischen Einführung dieser Arznei in den Weg legten. Der Gebrauch des als Pulvis jesuiticus bezeichneten Chinarinden-Pulvers schien zu verschwinden, als ein historisches Ereigniß die Anwendung der Chinarinde rettete. Die Gesundheit des jungen Dauphins, des späteren Königs Ludwig XV. wurde durch ein Chinapräparat wiederhergestellt. Die Bereitung desselben, ein Geheimniß Talbots, war ihm für 2000 Louisdor und eine jährliche Rente von 2000 Francs abgekauft worden. Erst von der Zeit des Gebrauchs der Chinarinde am Hofe Ludwig XIV. an, besonders aber nach dem Tode Talbots, fand die Chinarinde und das später aus ihr dargestellte Alkaloid, das Chinin, eine allgemeine Verbreitung.

Es ist bekannt, daß auch die gerade jetzt so häufig mit der Kochschen Entdeckung in Parallele gestellte Kuhpockenimpfung in diese Kategorie der auf rein empirischem Wege aufgefundenen Heilmethoden gehört. Die Mäckerinnen von Gloucestershire wußten früher, als es zur ärztlichen Kenntniß gelangt war, daß, wer durch Ansteckung an Kuhpocken erkrankt war, vor der Blatterninfection gesichert sei, und diese im Volksbewußtsein wurzelnde Erfahrung gab Jenner die erste Idee für die Einführung der Pockenimpfung.

Den Aufschwung der Arzneimittellehre zu einer wirklichen Wissenschaft verdanken wir erst der physiologischen Methode, die unserem Jahrhundert angehört. Erst die glänzenden Entdeckungen von Männern, wie du Bois Reymond, Helmholtz, Brücke, Ludwig ermöglichten eine systematische Untersuchung der Heilmittel, und die von Traube erkannte Wirkung der Digitalis, die wichtigste Stütze für die klinische Behandlung der Herz- und Nierenerkrankungen, bildet den Ausgangspunkt einer Richtung in der Heilmittellehre, welche nicht nur die Wirkung einer Substanz auf den normalen oder krankhaft veränderten Organismus zu verfolgen bestrebt ist, sondern auch darauf das Studium hinlenkt, in welchem Zusammenhang die Eigenthümlichkeiten des benutzten Mittels, d. h. seine physikalischen und chemischen Eigenschaften, zu der durch dasselbe im Organismus hervorgerufenen Wirkung stehen. Diese Art der Forschung wurde nur ermöglicht durch die neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Medicin und der Naturwissenschaften, welche sich in erster Linie an den Namen Virchow's anknüpfen und in der jüngst vergangenen Zeit die Grundlage für das therapeutische Handeln geworden sind. Denn die für die Beurtheilung des Wesens der Einwirkung chemischer Substanzen auf den Organismus nothwendige Erkenntniß der hervorgebrachten Veränderungen der normalen Beschaffenheit

desselben konnte nur durch die pathologisch-anatomische Untersuchung gewonnen werden. Dazu kamen die veränderten Anschauungen, welche die Neuzeit auf dem Gebiete der Chemie hervorgebracht hat, um den Aufbau der Heilmittellehre zu vollenden, wie sie bis zu dem Zeitpunkte die herrschende war, als ein ganz neues Princip, das wir als das ätiologische bezeichnen können, von Grund aus umgestaltend auf dieselbe einwirkte. Die Grundlagen für dasselbe lieferte die heute durch Robert Kochs glänzende Entdeckungen auf der Höhe ihrer Entwicklung angelangte neue Wissenschaft von den kleinsten pflanzlichen Lebewesen.

Wiewohl bereits Leeuwenhoek vor mehr als 200 Jahren Bakterien im Mundspeichel beschrieben hat, so ist doch erst im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts durch die Entdeckung der pflanzlichen Natur der Gefe durch Cagnard-Latour und Schwann der Grundstein zum Aufbau der vitalistischen oder Keimtheorie gelegt worden. Die Beziehungen der Mikroorganismen zu den Infectionskrankheiten hat schon Jakob Henle im Jahre 1840 auf Grund theoretischer Betrachtungen mit bewunderungswürdigem Scharfsinn ausgesprochen. Thatsächliche Unterlagen für die Lehre von der Krankheitserzeugung durch Mikroorganismen*) wurden jedoch erst durch die Beobachtung einer Reihe von Pflanzen- und Insektenkrankheiten gewonnen. Schon 1835 stellte Bassi als Ursache der Muscardine, einer tödtlichen Krankheit der Seidenraupen, einen Pilz fest. Andere Insektenkrankheiten wurden bald auf ähnliche Pilze mit aller Sicherheit zurückgeführt; ebenso wurden von Tulasne, de Bary und Kühn eine Reihe von verheerenden Krankheiten der Getreidearten, der Kartoffel u. durch das Eindringen und den Parasitismus von Pilzen erklärt. Auch bei höheren Thieren und beim Menschen glückte bald der positive Nachweis kleinster pflanzlicher Gebilde als Ursache gewisser Krankheiten, namentlich wurde durch die Arbeiten von Pollender und Davaine festgestellt, daß der Milzbrand durch das Auftreten kleinster stäbchenförmiger Organismen im Blute charakterisirt sei, die als die Erreger der Krankheit angesprochen wurden. Weitere Parasitenbefunde ergaben sodann die Forschungen von Rindfleisch, Waldeyer, v. Recklinghausen u. A. über die Wundinfectionskrankheiten. Daneben her gingen die an Schwann anknüpfenden weiteren Untersuchungen über die Gährvorgänge. Die Untersuchungen von Pouchet, Tyndall, Pasteur, Ferdinand Cohn stellten mit Sicherheit fest, daß die Luft stets Gährungs- und Fäulniskeime enthält, daß der Staub zum Theil aus Mikroorganismen besteht, daß Wasser, Boden und unsere gesammte Umgebung überall mit diesen kleinsten Zellen verunreinigt ist. Von großer Bedeutung für die weitere vitalistische Gährungslehre wurde die Unterscheidung verschiedener und specifische Wirkungen hervorrufernder Gährungsorganismen. In dieser Richtung waren Pasteurs Arbeiten die

*) Flügel, Fermente und Mikroparasiten, S. 35 ff. Leipzig 1883.

eigentlich grundlegenden und haben namentlich für die späteren Methoden der Forschung die ersten Voraussetzungen geschaffen.

Von bedeutendstem Einfluß auf die Anerkennung der parasitären Theorie waren endlich die Resultate der Lister'schen antiseptischen Wundbehandlung. Hervorgegangen aus der bestimmten Tendenz, die Wirkung der infectiösen Organismen zu verhindern oder zu hemmen, und eben durch die Berücksichtigung der organisirten Krankheitserreger von überraschenden Erfolgen begleitet, trug sie die Kenntniß und Würdigung der Mikroparasiten in die weitesten Kreise, und von Jahr zu Jahr minderte sich die Zahl der Skeptiker und Gegner. Gleichzeitig aber brach sich die Ueberzeugung unter den Forschern Bahn, daß vor allem erst durch ein detaillirtes Studium der verschiedenen zur Beobachtung gelangenden Mikroorganismenformen, durch das Erforschen ihrer Lebensbedingungen und Lebensäußerungen, durch ausgebildete Methoden zu ihrer mikroskopischen Beobachtung und durch fehlerfreies Experimentiren am Thier die Unterlagen gewonnen werden müssen, auf denen eine genauere und sichere Einsicht in die Rolle der parasitären Krankheitserreger erwachsen könne. Auf der Grundlage dieser Erkenntniß erstanden die neueren bacteriologischen Untersuchungsweisen: Klebs' Methode der fractionirten Cultur der Organismen, Cohns systematische Züchtungen, Nägeli's Forschungen über Lebensbedingungen und Stoffwechsel der Organismen, Brefeld's Beiträge zur methodischen Untersuchung der Pilze. Mitten in diese Bestrebungen hinein fallen die ersten Arbeiten Kochs, seine Methoden zur Reincultur und zur mikroskopischen Untersuchung der Mikroorganismen, die für alle weiteren Forschungen auf diesem Gebiete grundlegend geworden sind.

Wir besitzen aus dieser ersten Zeit des wissenschaftlichen Schaffens des später so berühmt gewordenen Gelehrten das Zeugniß eines Mitlebenden, des Breslauer Botanikers Ferdinand Cohn, der unter denen, die um die Erforschung der pflanzlichen Mikroorganismen verdient sind, zu den hervorragendsten gehört. Koch hatte sich, nachdem er nach absolvirter Studienzeit eine kurze Assistentenzeit am allgemeinen Krankenhause in Hamburg durchgemacht und einige Jahre als Arzt practicirt hatte, 1872 als Physicus in Wollstein in der Provinz Posen niedergelassen. Inmitten der realen Thätigkeit des Landarztes, war ihm das Ideal wissenschaftlicher Forschung nicht verloren gegangen. Er beschäftigte sich Jahre hindurch mit bacteriologischen Studien, insbesondere mit Forschungen über den Milzbrand und die denselben charakterisirenden Bacillen, und im April 1875 wandte er sich brieflich an Ferdinand Cohn mit der Bitte, ihm seine Versuche demonstrieren zu dürfen. Ferdinand Cohn berichtet*), daß er im ersten Augenblick in ihm den unerreichten Meister wissenschaftlicher Forschung erkannt habe. „Die mit eiserner Consequenz vorwärts schreitende Methode,

*) Ein Brief über Koch. Deutsche Revue 1891. Januarheft.

die Eleganz und Sicherheit jener Experimente, die unwiderlegliche Logik seiner Schlussfolgerungen, die classische Klarheit seiner Darstellung hatte Koch bereits in seiner ersten, damals schon abgeschlossenen Arbeit über Milzbrand in eben solcher Vollkommenheit bewährt, wie in allen seinen späteren Untersuchungen.“ Seine Versuchsergebnisse hat Koch zwei Jahre später im zweiten Bande von Cohns Beiträgen zur Biologie der Pflanzen veröffentlicht, und wer diese seine erste Publication mit Aufmerksamkeit studirt, wird das Urtheil des Breslauer Botanikers vollauf bestätigt finden. Anknüpfend an die vorher erwähnten Untersuchungen Davaines über diesen Gegenstand, gelingt es Koch, durch seine sinnreichen Methoden die Entwicklung des Milzbrandbacillus durch alle Stadien zu verfolgen und die Kette der Beweisführung, daß er der Erreger des Milzbrandes sei, unwiderleglich zu schließen.

In die Wollsteiner Periode fällt noch die zweite größere Schrift Kochs, seine Untersuchungen über die Aetiologie der Wundinfectionskrankheiten. Wir wollen auf eine Analyse dieser früheren Arbeiten und eine Würdigung ihrer Bedeutung, namentlich für die Ausbildung der Methoden, die zu seinen späteren glänzenden Entdeckungen führten, nicht näher eingehen, dieselbe ist so oft Gegenstand der Darstellung auch in populären Zeitschriften gewesen, daß wir alles dies als bekannt voraussetzen können. Ebenso ist bekannt, daß Koch, nachdem er im Sommer 1879 vorübergehend das Amt eines Gerichtsphysicus in Breslau innegehabt hatte, noch einmal für kurze Zeit nach Wollstein zurückkehrte, von wo er 1880 in das neubegründete Reichsgesundheitsamt nach Berlin berufen wurde. Damit beginnt die zweite Periode seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, deren erste vollreife Frucht die Entdeckung des Tuberkelbacillus war, die er am 24. März 1882 der Berliner Physiologischen Gesellschaft mittheilte*). Wir müssen bei dieser Arbeit, an die sich seine neuesten Forschungsergebnisse als folgerichtige Weiterentwicklung eines planvoll durchdachten wissenschaftlichen Aufbaues anschließen, etwas länger verweilen.

Durchblättern wir die Geschichte der Medicin, so läßt sich dem, was sie uns über die Tuberculose berichtet, kaum etwas auch nur annähernd Aehnliches an die Seite stellen. Zahllos ist die Reihe der Namen von bestem Klang, deren Träger sich um die Aufklärung des Wesens dieser verheerendsten aller Volksseuchen bemüht haben, und es ist, bei allem Erhebenden, was in diesem nie ermüdenden Wahrheitsdrang der Edelsten aller Nationen uns entgegentritt, betrübend zu sehen, wie soviel Fleiß, soviel Forschercharakter vergeblich aufgewandt ist. Die pathologisch-anatomische Forschungsrichtung hat nicht vermocht, das Wesen dessen, was wir heute, auf dem Boden der ätiologischen Forschung stehend, unter dem Begriff der Tuberculose zusammenfassen, scharf zu umgrenzen, geschweige denn seine Genese

*) Berliner klinische Wochenschrift 1882 Nr. 15.

zu ergründen. Selbst Rudolf Virchow's alle Mitlebenden überragender Genius ist an diesem Problem gescheitert, so sehr seine über Jahrzehnte sich erstreckenden Arbeiten auf diesem Gebiete die Anschauungen früherer Zeiten über den tuberculösen Proceß geklärt haben. Das Dunkel beginnt sich erst zu lichten, als mit Willemin die experimentelle Forschung sich des Gegenstandes bemächtigte. Willemin erbrachte im Jahre 1865 den Nachweis, daß die Tuberculoße sich durch Impfung auf Thiere übertragen lasse, und knüpfte daran den Schluß, daß sie eine durch ein specifisches Agens hervorgerufene Krankheit, somit den anderen damals bekannten virulenten Krankheiten, den Pocken, der Syphilis, dem Rogz anzureihen sei. Diese Lehre überstand siegreich alle gegen dieselbe erhobenen Einwände, und in der scharfen Fassung, welche Cohnheim ihr gab, sehen wir nunmehr die Tuberculoße vom Standpunkte der Infectionslehre aufgefaßt, und die Uebertragbarkeit auf ein anderes Individuum als Kriterium der tuberculösen Natur irgend einer pathologischen Substanz anerkannt.

Damit entstand ganz von selbst die weitere Frage nach der Natur des tuberculösen Virus, und diese Frage hat seit Willemin die Anhänger der Specificitätslehre auf das anhaltendste beschäftigt. Klebs, Buhl sprachen die bestimmte Ueberzeugung aus, daß es sich um ein Pilzcontagium handle. Auf dem Wege der sogenannten „fractionirten Cultur“ gelang es ersterem, den Infectionsstoff der Tuberculoße außerhalb des Organismus zu züchten und mit dem so gewonnenen Producte eine wirkliche Tuberculoße zu erzeugen. Aufrecht berichtete über das Vorhandensein von Bacillen und Mikrokokken in tuberculösen Processen, und fast gleichzeitig mit Koch fand Baumgarten das Tuberkel erzeugende Agens in Gestalt eines specifischen Bacillus, der mit dem von Koch gefundenen als identisch anzusehen ist, ohne jedoch entscheiden zu können, ob die von ihm gefundenen Bakterien die Ursache der tuberculösen Prozesse oder nur ihre Begleiter seien.

Koch war es vorbehalten, alle diese mit mehr oder weniger Beweiskraft ausgestatteten Vermuthungen durch seine classischen Experimente zu einem festgeschlossenen Beweisringe zu fügen. Er selbst hatte durch seine früheren Arbeiten die Methoden geschaffen, durch die es allein möglich wurde, diese Riesearbeit zu bewerkstelligen, und die in der Folge die Grundlage geworden sind für die Triumphe, welche die bacteriologische Wissenschaft in ununterbrochener Reihe gefeiert hat. Er selbst bezeichnet in seiner ersten Veröffentlichung über die Tuberculoße die Aufgaben, die bei der Untersuchung über eine Infectionskrankheit, deren parasitäre Natur nachgewiesen werden soll, zu erfüllen sind, etwa in folgender Weise. Es genügt nicht, den Nachweis des Vorhandenseins von Parasiten zu führen, um mit Sicherheit den ursächlichen Zusammenhang zwischen Parasiten und Krankheit zu erschließen, es bedarf weiter zunächst der Isolirung des ersteren von den Gewebsbestandtheilen und der Fortzuchtung desselben außerhalb des Körpers, bis es gelingt, den Parasiten von allen Verunreinigungen

zu trennen, ihn in einer „Reincultur“ darzustellen. Dann bleibt endlich noch die Aufgabe, festzustellen, ob dieser Parasit, auf Thiere verimpft, wieder die ursprüngliche Krankheit zu erzeugen vermag.

Diese Forderungen erfüllte die Versuchsanordnung Kochs in unanfechtbarer Weise. Durch ein bestimmtes Färbungsverfahren gelang es ihm, in allen tuberculös veränderten Organen charakteristische, bis dahin nicht bekannte Bakterien aufzufinden, und gleichzeitig mit der Auffindung derselben war es ihm gelungen, sie außerhalb des Thierkörpers rein zu züchten und isolirt mit Erfolg zu verimpfen. Damit war der Nachweis geliefert, daß die in den tuberculösen Substanzen vorkommenden Bacillen nicht nur zufällige Begleiter des tuberculösen Processes, sondern die Ursache desselben sind, daß also die Bacillen in der That das lange gesuchte specifische Virus der Tuberculose darstellen. Koch machte somit den Tuberkelbacillus zum Kriterium der Tuberculose, und nunmehr war es leicht, den Begriff derselben, der bis dahin ein außerordentlich schwankender gewesen war, scharf zu umgrenzen. Alle die verschiedenen Krankheitsprocesse, die bisher anatomisch wie klinisch die verschiedensten Bilder geliefert hatten — Milchartuberculose, käsig-pneumonische Pneumonie, käsig-bronchitische Bronchitis, Darm- und Drüsentuberculose, Tuberculose der Haut, ferner die Perlsucht der Rinder, spontane und Impftuberculose der Thiere — erschienen von da an auf der neu gewonnenen ätiologischen Basis als ein einheitlicher Proceß, dem sich ein großer Theil der skrophulösen Drüsen- und Gelenkleiden anschließt.

Bezüglich der Frage, woher die Parasiten stammen, und wie sie in den Körper gelangen, haben die weiteren Untersuchungen Kochs ergeben, daß die Tuberkelbacillen in ihrem Entwicklungsgang lediglich auf den thierischen Organismus angewiesen, demnach nicht gelegentliche, sondern echte Parasiten sind, die nur aus dem thierischen Organismus stammen können. Da nun die weit überwiegende Mehrzahl aller Fälle von Tuberculose ihren Anfang in den Respirationswegen nimmt, so stellte es Koch als wahrscheinlich hin, daß die Tuberkelbacillen gewöhnlich mit der Athemluft, an Staubpartikeln haftend, eingeathmet werden; in die Luft aber gerathen sie durch das Sputum der Schwindkranken. Mit bacillenhaltigem Sputum geimpfte Thiere werden ebenso sicher tuberculös, wie nach der Impfung mit anderem tuberculösem Material, sogar wenn das Sputum wochenlang aufbewahrt und getrocknet war.

Somit war zum erstenmal der volle Beweis für die parasitäre Natur einer menschlichen Infektionskrankheit, und zwar der wichtigsten von allen, geliefert, wie dieser Beweis bisher nur für den Milzbrand — ebenfalls durch Koch — erbracht war. Der Beweis war erbracht in einer Form, die keinen Einwand zuließ. In jener berühmten Publication aus dem Jahre 1882 zeigt sich die ganze einwandfreie Logik, die Koch als Forscher eigen ist, in ihrem glänzendsten Lichte. Satz für Satz, in lückenloser Schärfe folgt ein Beweismoment auf das andere, jeden möglichen

Einwand, den die Kritik erheben könnte, von vornherein abschneidend, alle Kriterien bietend, welche, wie Ferdinand Cohn von Kochs erster Mittheilung rühmt, seine Arbeiten so vortheilhaft von denen der meisten Forscher unterscheiden. „Nicht eher tritt er mit seinen Arbeiten an die Oeffentlichkeit, als bis sie auf den letzten Feilstrich vollendet sind. Andere Forscher fahren Bausteine auf zum Fortbau der Wissenschaft, oder sie zeichnen einen neuen Entwurf, oder sie setzen einen neuen Flügel an, oder ein neues Stockwerk, ein neues Dach auf, aber sie stellen nur den Rohbau fertig und überlassen es anderen, den Bau zu vollenden und wohnlich zu machen. Die wissenschaftlichen Gebäude, die Koch aufgeführt hat, giebt er nicht eher aus seinen Händen, als bis er sie im ganzen und im einzelnen, fix und fertig zur Benutzung der anderen, hergestellt, die dann nichts weiter zu thun haben, als in der neuen Einrichtung dieses oder jenes kleine Geräth hinzuzufügen.“ So vollendet nach Form und Inhalt waren die früheren Arbeiten Kochs, so vollendet die über die Aetiologie der Tuberculose. Wo in der Folge hier und da die Kritik sich an sie heran gewagt hat, ist der Versuch kläglich gescheitert, und was von anderen hinzugethan wurde, bezieht sich nur auf Einzelheiten, die an dem Wesen des Aufbaues nichts geändert haben.

Wir müssen, ehe wir zu dem Schlussstein gelangen, durch den Koch selbst das Gebäude gekrönt hat, abermals eine kleine Abschweifung machen, wenn wir den Entwicklungsgang der Forschungen Kochs chronologisch verfolgen wollen. Im Jahre 1882 hatte Koch seine Arbeit über die Tuberculose zum Abschluß gebracht, und schon im folgenden Jahre trat eine neue bedeutungsvolle Aufgabe an ihn heran. Es galt der Erforschung einer andern Volkspeste, der Cholera, die, nachdem sie fast zehn Jahre lang Europa ferngeblieben war, wieder einmal drohend an den Pforten des Occidentes stand und von neuem der Welt zum Bewußtsein brachte, wie sehr es noch an den Unterlagen fehlte, auf denen eine wirksame Choleraepiphyllaxe sich aufbauen kann. Diesmal endlich entschlossen sich die Regierungen, nicht zu warten, bis wieder im eigenen Lande Gelegenheit gegeben sei zu derartigen Untersuchungen, sondern durch Entsendung von wissenschaftlichen Expeditionen nach dem damals schwerheingefuchten Aegypten die Aufgabe in Angriff zu nehmen. Daß für eine solche Mission deutscherseits allein Robert Koch der geeignete Mann sei, stand außer aller Discussion. Man entsandte ihn daher in dem festen Vertrauen, daß, wenn einer, er das Wesen der Cholera ergründen und damit Handhaben für ihre Bekämpfung liefern würde.

Es ist bekannt, daß Koch das in ihn gesetzte Vertrauen in glänzendster Weise gerechtfertigt hat. Als er im Jahre 1884 von seiner Reise, die sich bis Indien ausgedehnt hatte, zurückkehrte, brachte er als Frucht derselben abermals eine der ruhmreichsten Entdeckungen mit zurück, welche die Geschichte der medicinischen Wissenschaft zu verzeichnen hat. Der Empfang

der ihm bei seiner Heimkehr zutheil wurde, war ein enthusiastischer, und die Begeisterung für den erfolgreichen Vorkämpfer gegen Seuche und Tod ergriff schon damals die weitesten Kreise. Das deutsche Volk ehrte den Gelehrten durch eine Nationalbelohnung, die es stets nur seinen größten Männern zuerkannt hat. Von da an bis zu der Zeit, wo er mit seiner letzten großen Entdeckung an die Oeffentlichkeit trat, hat Koch seine Arbeitskraft theils dem Berufe als Lehrer, theils der stillen Forscherarbeit im Laboratorium gewidmet. Aus dem hygienischen Institut der Berliner Universität, dem er vorstand, sind eine ganze Reihe von Männern hervorgegangen, die, unter seiner Leitung herangebildet, in den Geist seiner Forschungsweise eingebracht sind. Viele derselben wirken ihrerseits schon jetzt wieder als Lehrer an deutschen Hochschulen. Die Methoden Kochs, welche ihn zu so glänzenden Forschungsergebnissen geführt haben, sind nach und nach Gemeingut der gesamten wissenschaftlich denkenden Arztwelt und seine Arbeiten der Ausgangspunkt weiterer Forschungen geworden.

In seiner eingangs citirten Rede auf dem zehnten internationalen medicinischen Congreß hat Koch selbst in kurzen Zügen die Bedeutung gezeichnet, welche der jungen, durch ihn inauguirten Forschungsrichtung heute innerhalb des Lehrgebäudes der wissenschaftlichen Medicin zukommt. Der Nachweis ihrer parasitären Natur ist heute in dem vollen oben charakterisirten Umfange für eine ganze Anzahl von Infectionskrankheiten geführt, so außer Milzbrand und Tuberculose für Rothlauf, Wundstarrkrampf und viele Thierkrankheiten, überhaupt für fast alle diejenigen Krankheiten, welche auf Thiere übertragbar sind. Dabei hat sich nun aber weiter ergeben, daß, wenn auch nur die beiden ersten Forderungen der Beweisführung erfüllt sind, wenn also das regelmäßige und ausschließliche Vorkommen des Parasiten nachgewiesen wurde, damit der ursächliche Zusammenhang zwischen Parasit und Krankheit vollgültig bewiesen ist. Von dieser Voraussetzung ausgehend, können wir eine Reihe von Krankheiten, bei denen es bisher noch nicht oder doch nur in unvollkommener Weise gelungen ist, Versuchsthiere zu inficiren, als parasitische ansehen. Zu diesen Krankheiten gehören Abdominaltyphus, Diphtheritis, Lepra, Recurrens, asiatische Cholera. Wir sind jetzt ferner im Stande, uns richtige Vorstellungen davon zu machen, wie die Krankheitsstoffe sich außerhalb des Körpers, im Wasser, im Boden, in der Luft verhalten. Erst jetzt können wir uns darüber zuverlässige Auskunft verschaffen, ob die Krankheitserreger ausschließlich auf den menschlichen oder thierischen Organismus angewiesen sind, oder ob sie auch außerhalb des Körpers die Bedingungen für ihre Existenz finden und nur gelegentlich als Krankheitserreger auftreten. Es sind dies Verhältnisse, welche für die prophylaktischen Maßnahmen bei manchen Krankheiten, so namentlich bei der Tuberculose von einschneidender Bedeutung sind.

Auch über das Verhalten der pathogenen Bakterien im Innern des Körpers werden unsere Kenntnisse immer umfassender, und manche patho-

logischen Vorgänge, die bisher räthselhaft erscheinen mußten, werden damit dem Verständniß näher gebracht. Vor allen ist es unter den neueren Forschern Brieger, an dessen Namen sich die wichtigsten Entdeckungen auf diesem Gebiete knüpfen; er ist es, der den Chemismus der Bakterien als bedeutungsvoll für das Verständniß der Natur der durch sie verursachten Krankheiten in den Vordergrund der Forschung gestellt hat*). Denn die rein mechanische Verbreitung, sowie die Sauerstoff- und Eiweißberaubung von seiten der Bakterien genügen nicht zur Erklärung der Krankheitserscheinungen. Als lebende Wesen müssen die Bakterien das zum Aufbau ihres Leibes notwendige Nährmaterial aus ihrer Umgebung an sich reißen und werden alsdann das Abgesekete als Schlacke wieder ausstoßen, welches nun entweder in ihrer Nachbarschaft mit aufgestapelt, oder aber in den Kreislauf hineingeworfen wird. Unter diesen Stoffwechselproducten der Bakterien — Toxine, Ptomaine — finden sich solche, die als starke chemische Gifte auf die Lebensfunctionen wirken, und Brieger als dem ersten gelang es, diese Substanzen rein darzustellen und ihre chemische Constitution zu ermitteln. Es steht heute außer Zweifel, daß diese Substanzen, bezw. die unter dem Einfluß der Bakterien in giftige Eiweißkörper — Toxalbumine — umgewandelten in unserem Körper vorhandenen ungiftigen Eiweißkörper es sind, welche die schweren Vergiftungssymptome hervorbringen, die für eine Reihe der bekannten Infectionskrankheiten charakteristisch sind.

So groß aber auch die Fülle von Material ist, das die bakteriologische Forschung in Bezug auf die biologischen Eigenschaften der Bacterien geliefert hat, in letzter Linie wird sich doch immer wieder die Frage an uns herandrängen, wozu denn alle die mühselige Arbeit, welche bis dahin auf die Erforschung der Bakterien verwendet wurde, genügt hat? Hier können wir zunächst die grundlegende Bedeutung in's Feld führen, welche die Bakteriologie für die Bestimmung der Wirkungsfähigkeit der Desinfectionsmittel gehabt hat. Zu den praktischen Erfolgen derselben ist ferner die Verwendung der bakteriologischen Methoden für die Controlle der Wasserversorgung zu rechnen. Im Zusammenhang hiermit stehen die Aufschlüsse, welche die bakteriologische Untersuchung über die filtrirenden Eigenschaften des Bodens geliefert hat, und die wichtigen Folgerungen, welche sich daraus für die Verwerthung des Grundwassers zur Wasserversorgung und für die richtige Construction der Brunnen ergeben. In gleicher Weise wie für das Wasser, wird dieselbe auch zur Controlle der Milch, namentlich soweit sie zur Ernährung der Kinder bestimmt ist, sowie zur Untersuchung anderer Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenstände, welche infectionsverdächtig sind, zu benutzen sein. Die Untersuchung der Luft in Schwenkkanälen und die Berichtigung, welche die allgemein verbreiteten

*) Rede auf der dritten allgemeinen Sitzung der 62. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Heidelberg am 23. September 1889.

Anschauungen über die Schädlichkeit der Kanalluft dadurch erfahren haben, die Untersuchung der Luft in Schulzimmern, der Nachweis von pathogenen Bakterien im Boden u. s. w. stehen in innigem Zusammenhange mit der Praxis.

Aber alles das sind Errungenschaften, welche sich im Kampfe gegen die Bakterien nur indirect verwerthen lassen. Direct wirkende, also therapeutische Mittel konnten wir bis vor kurzem jenen indirecten kaum an die Seite stellen, und das war doch in letzter Linie das heiß ersehnte Ziel, auf welches alle die mühsamen Untersuchungen der Forscher hinarbeiteten. Man erhoffte von der Begründung des Wesens der Krankheiten Fingerzeige für ihre wirksame therapeutische Bekämpfung.

Wie stand es nun in dieser Beziehung im besonderen mit der Tuberculose? Wir wollen nicht einmal von der Zeit reden, aus der die folgenden Worte stammen, die Zeugniß geben von der tiefen Resignation, mit welcher die besten Aerzte jener Tage der unheilvollen Krankheit gegenüberstanden: „Nicht ohne eine tiefe innere Bewegung“, sagt Clark*) im Jahre 1836, „kann der Arzt bei der Geschichte einer Krankheit verweilen, welche, soweit unsere Blicke in die Ferne der Vergangenheit zurückreichen, mit gleicher, vielleicht mit zunehmender Kraft das Menschengeschlecht zehntet. Von dem frühesten Kindesalter unserer Wissenschaft bis zu der Periode besonnener Manneskraft, in welcher sie jetzt zu stehen sich rühmt, hat sie mit immer gleich ungekrönter Anstrengung, mit denselben erfolglosen Mühen gegen die schleichende Seuche gekämpft. Welche Anstrengungen und Nachtwachen, welche Talente und welche Geistesstärke werden seit zwei Jahrtausenden gegen eine Krankheit verschwendet, die immer wieder mit demselben blaffen Trotz ihre Opfer an sich riß; welche stolzen Hoffnungen und glänzenden Täuschungen erregten die Gemüther von Meistern und Schülern, und was ist — die Hand aufs Herz — der Ausgang aller dieser Bestrebungen, das nackte Ergebnis aller dieser Vor Spiegelungen?“ Wir brauchen in der That nicht so weit zurückzugehen, um auf Anschauungen zu stoßen, die dieser Resignation wie ein Ei dem anderen gleichen. Zu einer Zeit, wo schon die ätiologische Forschung ihren vollen Lichtschein auf das bisher so dunkle Gebiet geworfen hatte, steht der Arzt noch auf dem Standpunkt, daß für gewöhnlich die sichere Diagnose der Phtise als gleichbedeutend mit sicherer letaler Prognose anzusehen sei. Was für eine Bedeutung das für die menschliche Gesellschaft hat, erhellt ohne weiteres aus der Betrachtung, daß keine andere Krankheit auch nur annähernd dieselbe Verbreitung hat, wie die Tuberculose. Alle Verheerungen, die selbst eine Seuche wie die Cholera in gewissen Zeiträumen auf ihren Wanderzügen anrichtet, sind verschwindend gegenüber der unablässigen

*) Citirt bei Prebühl, Die Geschichte der Tuberculose. Hamburg und Leipzig 1888.

Miniarbeit, wie sie die Schwindsucht Jahr aus Jahr ein verrichtet, so daß ein Siebentel aller Todesfälle auf ihre Rechnung kommt, d. h. es sterben alljährlich in Deutschland allein 160000 Menschen an dieser einen furchtbaren Krankheit. Aber diese ihre hervorragende Stellung unter den Todesursachen ist noch lange nicht der volle Ausdruck für ihre volkswirtschaftliche Bedeutung. Stirbt jemand an einer der übrigen Infectionskrankheiten, wie Nervenfieber, Lungenentzündung und anderen, so wird er in der Regel nach kurzem Krankenlager hingerafft; sein Leben, seine Arbeitskraft, die auf seine Erziehung und Ausbildung verwandten Mittel sind für seine Familie und das Gemeinwohl verloren. Anders aber liegt es meist bei der Tuberculose. Ein Schwindsüchtiger scheidt langsam dahin; ganz allmählich wird seine Arbeitskraft vermindert, der Erwerb bleibt hinter dem Verbrauche zurück, Ersparnisse werden aufgezehrt, endlich erliegt er nach monate-, selbst jahrelangem Siechthum, in welchem er von seiner Familie, von der Gemeinde erhalten werden muß. Rein volkswirtschaftlich gerechnet ist daher durch einen Fall von Tuberculose dem Gemeinwohl ein weit höherer materieller Verlust zugesügt, als durch jeden rasch verlaufenden Krankheitsfall.

Es gab eine Zeit, unmittelbar nachdem Koch seine denkwürdigen Untersuchungen über den Tuberkelbacillus kundgegeben und gleichzeitig volles Licht über die Lebensbedingungen des Erregers der Tuberculose verbreitet hatte, da glaubte man, nunmehr gewonnenes Spiel zu haben. Was erschien einfacher, so folgerte man, als nunmehr dem Bacillus mit einem der zahlreichen Mittel direct zu Leibe zu gehen, von denen festgestellt werden konnte, daß sie den Bacillus vernichteten. In verzeihlichem Ueber-eifer ging man sofort daran, den erkrankten Menschen mit allerlei desin-ficirenden, d. h. bacillentödtenden Mitteln zu behandeln, sei es, daß man ihn dieselben in verflüchtigter oder verstäubter Form einathmen ließ, sei es daß man sie direct in das Lungengewebe einspritzte. Man über sah dabei, daß der Bacillus ein organisches Wesen von ganz analoger Constitution ist, wie die Zelle, aus der sich der menschliche Organismus aufbaut. Wählte man also hinreichend starke Mittel, um den Bacillus zu tödten, so vernichtete man damit gleichzeitig das Gewebe, innerhalb dessen er seinen Sitz hatte, versuchte man das Gewebe zu schonen, so war die Voraussetzung nicht erfüllt, von der die Heilversuche ausgingen. Sehr bald mußte daher eine Periode der Enttäuschung auf den anfänglichen Enthusiasmus folgen, mit dem man an diese Versuche herantreten war.

Aber der Stein war einmal ins Rollen gekommen. Hatte man sich vor Koch daran gewöhnt, die Schwindsucht als den Ausdruck des allgemeinen socialen Elends anzusehen, dem man mit einer gewissen Resignation gegenüberstand, so waren nun mit der Erkenntniß der wahren Ursache der Krankheit andere Angriffspunkte für ein planmäßiges Vorgehen gewonnen. Man wußte aus gelegentlichen Sectionsbefunden, daß sogar spontan ein

Stillstand des Krankheitsprocesses eintreten kann. A priori war also die Möglichkeit der Heilung der Schwindsucht nicht ausgeschlossen. Wenn es dem Organismus unter gewissen günstigen Verhältnissen gelang, den Kampf mit dem eingebrungenen Parasiten erfolgreich zu bestehen, so durfte man an der Möglichkeit nicht verzweifeln, daß es auch gelingen werde, ihn in diesem Selbstheilungsbestreben zu unterstützen. Man ging dabei von dem richtigen Gesichtspunkte aus, daß hierfür der vorläufig allein erfolgverheißende Weg sei, den Kranken in die möglichst günstigen hygienisch-diätetischen Verhältnisse zu versetzen. Daß dieses Vorgehen von Erfolg gekrönt gewesen ist, ist bekannt. Die Heilergebnisse vor allem der geschlossenen Schwindsuchtskuranstalten, die diesen Weg bis in seine äußersten Konsequenzen verfolgten, sind so häufig besprochen, daß wir nur darauf hinzuweisen brauchen. In die allerneueste Zeit vor der Koch'schen Entdeckung fallen dann noch die Bestrebungen, diese Heilerfolge weiteren Kreisen zugänglich zu machen, als der kleinen Zahl der Wohlhabenden, für die sie bis dahin nur erreichbar waren. Es handelt sich um die ebenfalls vielbesprochene Agitation zu Gunsten von Volks-sanatorien für Lungenkranke.

Aber noch nach einer anderen Richtung hin ist die Koch'sche Entdeckung des Tuberkelbacillus für die Bekämpfung der Schwindsucht von hervorragender Bedeutung geworden. Auch für die Prophylaxe der Krankheit hat sie die Handhaben geboten, deren es bis dahin, weil die eigentliche Ursache der Infection unaufgeklärt war, ermangelte. Wir wissen bereits, daß Koch selbst in seiner ersten Publication das menschliche Sputum als den gefährlichsten Infectionsträger bezeichnet hat, und Cornet hat alsdann, auf dieser Thatsache fußend, die Wege gezeigt, auf denen sich unsere Bestrebungen zu bewegen haben, um die Ansteckungsgefahr nach Möglichkeit zu beseitigen. Auch diese, der allerneuesten Zeit angehörigen Arbeiten sind zu bekannt, als daß wir auf Einzelheiten einzugehen brauchen. Es kam uns nur darauf an, zu zeigen, wie sich auf dem von Koch gelegten Fundament ein Baustein nach dem andern zusammenfügt, um den Bau zum Abschluß zu bringen. Aber es fehlte ihm immer noch die Krönung, denn das Endziel der Therapie ist stets darauf gerichtet gewesen und muß darauf gerichtet sein, spezifische Mittel zu gewinnen, die das Uebel an der Wurzel erfassen, die krankmachende Ursache im Organismus bekämpfen. Wo immer wir bisher in der Geschichte der Medicin solchen spezifischen Mitteln begegnen, da sind dieselben auf dem Wege des Empirismus gewonnen, den wir oben als den rohesten, am wenigsten der wissenschaftlichen Anschauung unseres naturwissenschaftlichen Zeitalters entsprechenden gekennzeichnet haben. Koch hat, darin besteht kein Zweifel, diesen Weg verlassen. Er ist zu einem spezifischen Mittel gegen die Tuberculose auf rein wissenschaftlichem Wege gelangt. Von den Lebensbedingungen der kleinsten pflanzlichen Parasiten, deren Bekämpfung es galt, ausgehend, hat er — diesen Entwicklungsgang deuten uns seine eigenen

Außerungen an — durch fast ein Jahrzehnt hindurch unermülich fortgesetzte Experimente endlich das Mittel aufgefunden, das die Forderungen erfüllt, die an ein specifisches Mittel gegen eine Infectionskrankheit gestellt werden müssen: es wirkt unfehlbar auf den tuberculösen Proceß, und zwar ausschließlich auf diesen, das gesunde Gewebe bleibt durch dasselbe unbeeinflusst. Welches die Natur dieses außerordentlichen Mittels ist, hat uns Koch nicht gesagt. Man hat mit einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit ausgesprochen*), es möge sich gerade um diejenigen Stoffe handeln, mittels deren der Tuberkelbacillus die krankhaften Reizungszustände der Gewebszellen hervorbringt, weil es nahe liegt, zu vermuthen, daß gerade durch den gleichen Reiz, wenn er im verstärkten Maße zugeführt wird, am ehesten jene intensiven entzündlichen Veränderungen eingeleitet werden, die zur Heilung führen. Es würde sich also danach um jene von Brieger dargestellten eiweißartigen Substanzen handeln, die durch den Stoffwechsel der Bacterien in giftige Stoffe umgesetzt sind. Doch das ist vorläufig nur eine Vermuthung, und so lange über das Mittel nicht näheres bekanntgegeben wird, können wir uns nur an die bekannten Wirkungen desselben halten, über die Koch in seiner berühmten Veröffentlichung Mittheilung macht, und die seitdem an einem großen Krankenmaterial geprüft sind.

Koch selbst hebt als die wichtigste Eigenschaft des Mittels seine spezifische Wirkung auf tuberculöse Prozesse, welcher Art sie auch sein mögen, hervor. Die Reaction auf dasselbe tritt mit solcher Sicherheit ein, daß es fast als unfehlbares diagnostisches Hülfsmittel betrachtet werden kann in allen Fällen, in denen es zweifelhaft ist, ob ein tuberculöser Proceß vorliegt, oder nicht. Sehr viel wichtiger aber, als die Bedeutung, welche das Mittel für diagnostische Zwecke hat, ist seine Heilwirkung. Das Mittel tödtet, wie Koch ausdrücklich betont, nicht die Tuberkelbacillen, sondern nur das lebende tuberculöse Gewebe. Gelingt es, dieses abgestorbene Gewebe, in welchem noch lebensfähige Bacillen vorhanden sind, zu entfernen, sei es durch chirurgische Nachhülfe, sei es daß der Organismus diese Aussonderung selbst verrichtet, so wird der Krankheitsproceß zum Stillstand kommen. Somit ist ohne weiteres gegeben, daß die Tuberculose der Haut, ferner die dem Messer des Chirurgen zugänglichen Drüsen-, Knochen- und Gelenktuberculosen den besten Angriffspunkt für die Wirkung des Mittels bieten. Beginnende Fälle von Lungenschwindsucht hält Koch ebenfalls für sicher heilbar durch das Mittel.

Es ist bemerkenswerth, mit welcher nüchternen Zurückhaltung Koch sich in seiner Publication über den möglichen Heilwerth des Mittels ausspricht. Es ist das ebenso charakteristisch für alle seine Veröffentlichungen, wie die strenge Folgerichtigkeit seiner Darlegungen und die vollendete Form. Es enthält daher auch kaum eine der zahlreichen seitdem erfolgten

*) Hans Buchner. Münchener medicinische Wochenschrift 1890 No. 49.

Mittheilungen über die Versuche, die mit dem Mittel am Krankenbette angestellt sind, etwas, was den Behauptungen Kochs widerspräche. Freilich sind die unberechtigten Hoffnungen eines großen Theils des Laienpublicums arg enttäuscht, unter dem sich, ehe die authentische Publication Kochs erfolgt war, eine Art Vorstellung verbreitet hatte, als ob nun ohne weiteres alles, was Schwindsucht heißt, hinweggeblasen sei. Dem, der sich von den Krankheitsvorgängen, um die es sich handelt, eine Vorstellung zu bilden vermag, mußte es von vornherein klar sein, daß solche Hoffnungen unmöglich zu erfüllen sind. Es giebt eine Grenze, bis zu welcher der Organismus überhaupt noch das Maaß von Widerstandsfähigkeit besitzt, das erforderlich ist, um die gewaltige Revolution zu überstehen, die das Mittel, dem Körper einverleibt, hervorbringt. Aber wenn das Mittel nur das erfüllt, was Koch selbst von ihm gerühmt hat, wenn es nur imstande ist, beginnende Fälle von Schwindsucht zu heilen, so ist der Segen unabsehbar, den ein solches Heilmittel der leidenden Menschheit bringen wird, seien es auch erst die kommenden Geschlechter, auf deren Häupter er sich herabsenkt. Es werden schließlich die jetzt lebenden Kranken mit fortgeschrittener Tuberculose verschwinden, und nur noch beginnende Fälle in die Behandlung der Aerzte kommen. Dann aber ist der Zeitpunkt eingetreten, wo das Kochsche Mittel als ein wirkliches Heilmittel gegen die Seuche gelten wird, die heute einem so großen Theile der Menschheit zum Verderber wird. Es mag sanguinisch erscheinen, schon jetzt solche Ausblicke in die Zukunft zu wagen, aber wir wüßten von den bisherigen Erfahrungen mit dem Mittel nichts, was dagegen spräche, und die Geschichte der Heilmittellehre bietet wenigstens Analogien für einen solchen Entwicklungsgang.

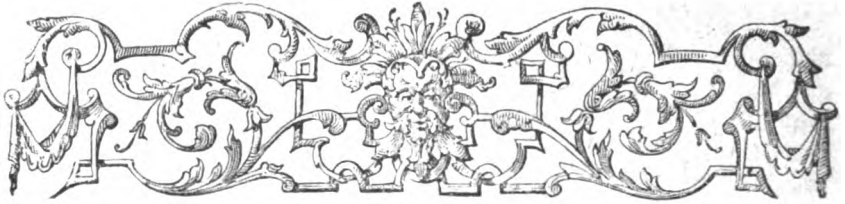
Doch damit sind die Ausichten für die Zukunft noch nicht abgeschlossen. Die eingangs citirten Schlußworte der Rede Kochs auf dem zehnten internationalen Congreß, dann die Mittheilungen, welche der Minister v. Goltz dem Abgeordnetenhanse am 29. November gemacht hat, lassen den Schluß berechtigt erscheinen, daß es sich hier um mehr als um ein Heilmittel für eine einzige aus der Zahl der Infectionskrankheiten, daß es sich um die Auffindung eines Princips handelt, dessen weitere Verfolgung heute noch ungeahnte, aber nicht minder glänzende Entdeckungen auf dem Gebiete der Behandlung der Infectionskrankheiten in Aussicht stellt. Darauf deutet die ganze Gestaltung, welche man dem jetzt in der Einrichtung begriffenen Institut geben will, das die demnächstige Arbeitsstätte für Koch werden wird. Koch wird voraussichtlich seine Lehrthätigkeit an der Berliner Universität niederlegen, um sich für die Folge ganz dem weiteren Ausbau der Lehre zu widmen, die, von ihm begründet, seinem Forscherfleiß so außerordentliche Erfolge verbankt.

Koch steht heute in der Vollkraft des Mannesalters. Vergegenwärtigen wir uns, was dieser scharf denkende Geist in einer kurzen Spanne

Zeit, dank einer eisernen Willenskraft, die vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt, schon erreicht hat, so sind wir berechtigt, die Lösung neuer ebenso großer Aufgaben von ihm zu erwarten. Was aber weit bedeutungsvoller ist: wie er einst mit der Begründung der ätiologischen Forschungsrichtung die naturwissenschaftlichen Methoden in der Medicin in ganz neue Wege gelenkt hat, so hat er jetzt auch der Heilmittellehre im engeren Sinne die Bahnen gewiesen, auf denen sie zu bisher ungeahnten Erfolgen gelangen kann. Er ist damit der Begründer einer neuen Aera in der Medicin geworden, die voraussichtlich alles in den Schatten stellen wird, was bisher Großes und Segenbringendes auf diesem Gebiete erreicht ist.

Darin gipfelt die wissenschaftliche Bedeutung Kochs. Was Koch als Mensch betrifft, so kann kein besseres Zeugniß für die allgemeine Beurtheilung seiner Charaktereigenschaften ins Feld geführt werden, als daß es niemandem beigegeben ist, den leinsten Zweifel in die Zuverlässigkeit seiner Mittheilungen laut werden zu lassen. Obwohl die Art, wie Koch diesmal über seine Forschungsergebnisse berichtet hat, durchaus von demjenigen abweicht, was in der Wissenschaft Gebrauch ist, hat sein einfaches Wort hingereicht, jeden Gedanken an unlautere Motive auszuschließen, die ihn zur Geheimhaltung der Natur seines Mittels hätten bewegen können. Der Minister v. Goshler hat nur einer in weitesten Kreisen verbreiteten Ueberzeugung Ausdruck verliehen, wenn er in seiner oben citirten Rede im Abgeordnetenhause sein Urtheil über Koch dahin zusammenfaßte: „Seine Forschungskraft und seine Wahrheitsliebe wird nur erreicht von seiner Uneigennützigkeit und seiner Liebe zur Menschheit. Unser Vaterland kann glücklich sein, einen solchen Sohn sein eigen zu nennen.“





Abu Nuwäs.

Ein Dichterbild aus der Abbasidenzeit.

Von

Aug. Wünsche.

— Dresden. —



Nach dem Sturze der Omajjaden kam mit Abul-Abbas das Geschlecht der Abbasiden auf den Thron des Araberreiches. Es war ein ungeheures Ländergebiet, über das sie das Scepter schlangen, denn es dehnte sich im Osten bis an den Drus und Indus und im Westen bis an den atlantischen Ocean aus. In verhältnißmäßig kurzer Zeit hatte das Feuerschwert des Islam das Reich gegründet. Die Abbasiden haben bei den arabischen Geschichtschreibern einen guten Klang und sind noch heute sprichwörtlich im Volksmunde, ganz besonders gilt das von Dreien derselben, von Harun al-Raschid, al-Amin und al-Mamun. Wer erinnerte sich nicht aus der Geschichte der Gesandtschaft mit den seltsamen Geschenken, durch die Harun al-Raschid den Frankenbeherrscher Karl den Großen auszeichnete? Wem schwebten ferner nicht die die Phantasie mächtig anregenden Märchen von Tausend und eine Nacht vor der Seele, deren Grundstoß sicher unter den genannten Herrschern aus Persien nach Arabien verpflanzt wurde? Die neuere auf sorgfältigem Quellenstudium beruhende Geschichtsforschung freilich hat die erwähnten drei Chalifen ebenso wie ihre Vorgänger und Nachfolger als blutdürstige und grausame Tyrannen hingestellt. Und in der That, es befelgte sie zuweilen eine neronische Morblust, der Hunderte von Menschen unschuldig zum Opfer fielen. Es waren nervös überreizte Naturen, deren Gefühl durch die alltäglich vor ihren Augen sich vollziehenden Hinrich-

tungen abgestumpft war. Ihr Denken und Sinnen war vorzugsweise nur auf die Freuden des Harems und die Genüsse des Gaumens gerichtet. Gegen ihre Ausschweifungen und Schlemmereien steht das schwelgerische Genußleben der römischen Cäsaren und der französischen Könige Ludwig XIV. und XV. noch weit zurück. Doch Glanz und Pracht bethört ja stets die große Menge, was Wunder, wenn die arabischen Chronisten die Zeit der Herrschaft dieser Chalifen als das goldene Zeitalter preisen, wenn sie nicht genug von ihrer seltenen Großmuth und hochherzigen Freigebigkeit erzählen können. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß Kunst und Wissenschaft unter ihrer Regierung zu einer Blüthe gelangten, wie nie zuvor und nie nachher wieder. Bagdad, das sich unter Mansur, Mahdi und Hadi zu einer staunenswürdigen Größe emporgeschwungen und ein Mittelpunkt des Welthandels und Völkerverkehrs geworden war, gehörte nebst Bassora mit zu den Sammelplätzen der Musiker, Dichter und Gelehrten aller Art. In den herrlichen Moscheen und prächtigen Akademien (Medressen) docirten Koranausleger und Ueberlieferer, Rechtsgelehrte und Philosophen, Grammatiker und Rhetoren, Mathematiker und Astronomen. Hunderte von Lernbegierigen in den verschiedensten Altersstufen saßen im Halbkreis um die weisen Meister und hörten aufmerksam ihren Lehrvorträgen zu; denn ein junger Mann konnte nur dann zu einer angesehenen Stellung gelangen, wenn er eine berühmte Akademie besucht und daselbst die hervorragendsten Lehrer gehört hatte, ebenso stand nur derjenige Lehrer in großem Ansehen und wurde von den Studirenden aufgesucht, der selbst wieder berühmte Lehrer gehört hatte und auf ihre Autorität sich berufen konnte. Auf der Bibliothek, welche den Namen „Haus der Weisheit“ führte und sehr gut organisiert war, arbeiteten Historiker und Grammatiker, schrieben ab und excerpirten. Auch Stegreifdichter fanden sich nicht selten zusammen und veranstalteten Wettkämpfe, um sich in ihrer Kunst zu messen. Ganz besonders drängten sich die Schöngelister nach dem Hofe und die bedeutendsten wurden freundlich aufgenommen und fürslich belohnt. Eine kleine Kaside, ja oft ein einziges Distichon oder ein paar trugen dem Dichter, wenn der Chalif gut gelaunt war, oder er sich in seiner Eitelkeit geschmeichelt fühlte, manchmal zehntausend Dirhem und mehr ein. Dasselbe widerfuhr großen Tonkünstlern und beliebten Sängern. Für eine gefällige neue Melodie oder den guten Vortrag einer solchen wurde zuweilen das ganze Schatzhaus geleert. In dem an den Ufern des Tigris gelegenen und feenhaft eingerichteten Chalifenpalaste Chold ging es sehr rauschend zu. Bald wurden schwelgerische Gelage, bald großartige Concerte mit und ohne Tanz veranstaltet. Die aus dem Hausclavenpersonal zusammengesetzte Kapelle zählte weit über tausend Mitglieder und wurde von den Hofkapellmeistern, unter denen namentlich Ibn Dhjami und Ibrahim von Mosul als besonders hervorragend genannt werden, dirigirt.

Zu diesem raschen Aufblühen von Kunst und Wissenschaft wirkten freilich verschiedene äußere Ursachen mit. Persien war schon durch Dmar I. und ein großer Theil des byzantinischen Reiches durch die Omajjaden unterworfen worden, die Bewohner waren im Laufe der Zeit zum Islām übergetreten. Da sie auf einer weit höheren Culturstufe als ihre Unterjocher standen, wurden sie ein bildendes Ferment für diese. Namentlich wirkten die Perser mit ihren noch in guter Erinnerung stehenden alten Glaubensanschauungen auf viele arabische Denker befruchtend, die letzteren trugen dieselben dann auf die starre Dogmatik des Islām über und führten so einen mächtigen Gährungsproceß herbei. Es bildeten sich viele Secten, die sich auf Tod und Leben bekämpften. Die Streitpunkte, um die es sich drehte, waren meist Fragen sehr abstracter Natur, z. B. ob der Koran unerischaffen oder erschaffen worden, d. h. ob er von Ewigkeit dagewesen oder erst in der Zeit entstanden sei. Man wird dabei unwillkürlich an die Lehrstreitigkeiten der christlichen Kirche des Morgenlandes im 4. Jahrhundert erinnert. Zur Durchführung dieses Kampfes aber bedurfte man der von den Griechen entlehnten Philosophie. Aus Persien verpflanzte sich auch die Musik und die Märchenerzählung nach Arabien. So sehr auch der Prophet seine Glaubensgenossen gegen das Eindringen der fabelhaften Erzählungen Trafs gewarnt hatte, sie fanden doch Eingang und freundliche Pflege, die Zeit war eine andere geworden. Schon das (Kitab al) Fihrist nennt gegen 250 Märchenwerke mit Namen, von denen drei, die Uebersetzung der indischen Apologen Bidpai's unter dem Namen: *Katila wa Dimna*, die Märchen von Tausend und Eine Nacht und die Reiseabenteuer *Sindbad's* oder das Buch der sieben weisen Meister einen Weltruf erlangt haben und in die Sprachen aller gebildeten Nationen übertragen worden sind. Den Byzantinern verdankten die Araber vorzugsweise die Bekanntschaft mit der platonischen und aristotelischen Philosophie, mit der Astronomie, der Mathematik und Arzneiwissenschaft. Mit großer Begierde wurden auch diese Bildungselemente aufgenommen. Unter Mamun feierten Philosophie, Mathematik und Astronomie ihre größten Triumphe. Es wird erzählt, daß diesem Chalifen Aristoteles im Traume erschienen und ihm auf seine Frage, worin die Schönheit liege, die Antwort gegeben habe, daß dieselbe weder in der Vernunft, noch im Gesetze zu suchen sei. Durch diesen Bescheid angeregt, soll der Chalif eine Gesandtschaft an den byzantinischen Kaiser Nicephoros mit dem Auftrage geschickt haben, er möge ihm Abschriften von allen griechischen Werken senden. Hier liegt aber wahrscheinlich ein kleiner Anachronismus vor. Da die Insel Cypren schon unter Harun geplündert wurde, in Folge deren den Kaiser Nicephoros eine Gesandtschaft mit Lasten und Tribut an den Chalifen zu Bagdad abschickte, so hat man sicher unter jener Gesandtschaft diese sich vorzustellen. Die Schätze der griechischen Handschriften sind mithin schon unter Harun nach der Chalifenresidenz

geschleppt und in der Bibliothek daselbst niedergelegt worden, und Mamun hat nur ihre Uebersetzung ins Arabische veranlaßt. Von allen diesen Bestrebungen traten bald die schönsten Früchte zu Tage.

Durch das furchtbar gehandhabte Erpressungssystem allmächtiger Statthalter in den Provinzen flossen ungeheure Schätze den großen Städten als den Hauptadern des Reiches zu, die Bewohner gelangten zu Reichthum und Ueberfluß und konnten ein frohes und heiteres Leben führen.

Selbst dem Volke fehlte es nicht an Vergnügungen und Belustigungen. Von Persien her hatte sich sowohl das Nauruz-, wie das Mihragänfest eingebürgert, jenes wurde zur Zeit des Frühlings-, dieses zur Zeit des Herbstaequinoctiums gefeiert. An beiden Festen herrschte großer Jubel. Unter fröhlichem Geschrei wälzten sich die Volksmassen durch die Straßen, alles mit ihren Wasserschläuchen bespritzend. Wer des Weges kam, er mochte vornehm oder gering, alt oder jung sein, empfing seinen Antheil, oder er wurde mit nassen Fegen und Matten beworfen. Die Reichen ließ man nicht eher los, bis sie sich durch ein kleines Geldgeschenk auslösten.

Nicht minder gestalteten sich die Hochzeits- und Beschneidungsfeste in der Hofburg zu Volksfesten, man ergöhte sich an der dargebotenen Pracht und Herrlichkeit. Wenn auch der gemeine Mann keine Ehrengeschenke davontrug, so wurden doch seine Augen und Ohren auf's Höchste befriedigt. Aehnlich verhielt es sich mit den Wettrennen des Hofes, den Hunde- und Hahnenkämpfen, den Stiergefechten und dem aus Persien stammenden Kolben- oder Mailspiel, auch sie lockten große Zuschauermassen herbei.

In diesen Zeitabschnitt, dessen Grundcharakter wir in kurzen Strichen im Vorstehenden entworfen, — es ist wohl der wichtigste in der ganzen Geschichte der Araber, — fällt das Leben des Dichters Abu Nuwäs, d. i. Vater der Locken. Er wurde schon von seinen Junftgenossen als der größte Dichter seiner Zeit anerkannt. Alle Kunstkenner und Kunstrichter rühmen den Wohlklang seiner Sprache und den Fluß seiner Verse. Hinsichtlich der Tiefe seiner Gedanken ging sogar die Rede, daß dieselben in der Erde vergraben gewesen seien, bis er gekommen und sie wieder ausgegraben habe. Wer nach humanistischer Bildung strebte, mußte die Gedichte des Abu Nuwäs kennen. Sie stehen noch heute in großem Ansehen. Der gebildete Araber kann viele derselben auswendig und recitirt sie sofort aus dem Gedächtniß, wenn man mit ihm auf den Dichter zu sprechen kommt. Wie sehr Abu Nuwäs schon zu seiner Zeit geschätzt wurde, erhellt aus verschiedenen Aeußerungen berühmter Philologen. So verglich ihn Asmäi mit einer Nachtigall im Käfig, Obeidah mit einem über die Wissenschaft ausgespannten Leder. Ein Kunstrichter gab auf die Frage, wen er für den größten Dichter halte, ob Abu Nuwäs oder Rakfäschi, zur Antwort: „Ein Fluch des Abu Nuwäs in der Hölle hat mehr

Poesie als der Lobpreis des Raffäsi im Paradiese.“ Ueber das Leben des Dichters wissen wir leider nur wenig Sicheres, fast unzählig aber sind die Anekdoten, Späße und Schwänke, die uns von ihm berichtet werden. Nach Ibn Challikan, dem Verfasser eines wichtigen biographischen Wörterbuches, war er in einem Dorfe der persischen Provinz Chuzistan um das Jahr 145 der Hebschra (d. i. um 762 der christlichen Zeitrechnung) geboren. Sein Vater hieß Hâni und war als Secretair am Steuerdivân angestellt, seine Mutter Dscholban soll aus Persien oder Indien stammen; Hâni verliebte sich in sie, als er sie eines Tages am Ufer des Flusses Wolle waschen sah. Im Alter von acht Jahren kam Abu Nuwâs nach Bassora, wo ihn der Dichter Wâlibe-Ibn-al-Hubab auf dem Markte der Aloe-Verkäufer kennen lernte. Da ihm der Knabe gefiel und große Anlagen zeigte, nahm er ihn mit nach Kufa und unterrichtete ihn in der Dichtkunst und in den andern schönen Wissenschaften. Von Kufa wandte sich Abu Nuwâs nach Bagdad. Hier erlangte er sehr bald einen großen Ruf als Dichter und wurde an den Hof gezogen. Viele Dichter wetteiferten hier mit ihm, wir nennen nur Abu-l-Atähijja und Abu Tammam, der Sammler der altarabischen Gedichte, die wir unter dem Namen Hamasa besitzen und die Fr. Rückert meisterhaft in's Deutsche übersetzt hat, er überragte aber alle. Er war selbst von seiner Bedeutung als Dichter so erfüllt, daß er zu sagen pflegte: „Ich habe die Klasse der Dichter vor mir erniedrigt, und die Klasse derer nach mir erhöht, ich aber stehe einzig zwischen ihnen.“ Bei einer andern Gelegenheit äußerte er: „Wenn alle Dichter den Mund voll nähmen, so würden sie mich doch nicht erreichen.“ Wenn Schöngeister oder Kunsttrichter zusammenkamen und über Abu Nuwâs sich unterhielten, so wurde bald dieses, bald jenes Gedicht von ihm als das vorzüglichste bezeichnet und dabei die Bemerkung gemacht, daß es schon genug wäre, wenn der Dichter weiter nichts als dieses geschaffen hätte.

Abu Nuwâs war von schöner Gesichtsbildung, er hatte eine feine Hautfarbe und war schön gewachsen. Obwohl er beredt war, litt er doch an einer gewissen Rauheit der Kehle, die ihn selbst im Alter nicht verließ. Seinen Namen soll er seiner langen Locken wegen erhalten haben, die ihm zuweilen über die Stirn in's Gesicht fielen.

Wie beliebt der Dichter bei Hofe war, welchen Einfluß er namentlich auf Harun und Amin hatte, bezeugen verschiedene sowohl von Ibn Challikan, wie von dem Kitab al-Aghâni, einem der wichtigsten Sammelwerke der arabischen Literatur, verbürgte Erzählungen. Harun war einmal gegen die Barmekiden, ein in Bagdad lebendes sehr reiches und angesehenes Wezirgeschlecht, so aufgebracht, daß er schon den Befehl zu ihrer Hinrichtung ertheilt hatte. In demselben Augenblicke trat Abu Nuwâs bei ihm ein und hörte, was eben geschehen sei. Da die Barmekiden ihn mit Wohlthaten und Geschenken öfters ausgezeichnet hatten, so fühlte er

sich ihnen verpflichtet. Durch einige sofort aus dem Stegreif vorgetragene Distichen suchte er den leidenschaftlich erregten Chalifen zu beschwichtigen und es gelang ihm, der Hinrichtungsbefehl wurde zurückgenommen. Der leichtsinnige und schwelgerische Chalif Amin hatte den Dichter so in sein Herz geschlossen, daß er ihn zu seinem innigsten Freunde und Vertrauten machte. Er weilte immer in seiner Nähe, vor allem war er sein steter Zechgenosse. Wegen dieses Umganges zog sich Amin öfters die heftigsten Vorwürfe seines Bruders Mamun zu, doch umsonst, er ließ sich nicht bewegen, den Dichter zu entlassen. Was sich der Dichter diesem Chalifen gegenüber erlauben durfte, mag folgender Vorfall beweisen. Bei einem von demselben veranstalteten Bacchanal waren bereits alle Zechgenossen in Folge des Rausches fest eingeschlafen, auch den Chalifen hatte der Schlaf übermannt und er mußte weggetragen werden, nur Abu Nuwäs blieb munter. Da er nicht allein fortgehen wollte, trat er an das Lager des Chalifen, rüttelte und schüttelte ihn und sprach: „O Fürst der Rechtgläubigen, ist es wohl billig, daß Du schläfst und ich allein trinken muß? Auf, trink' mit mir!“ „Weh Dir“, murmelte der Fürst, bist Du nicht auch ein Mensch, der des Schlafes bedarf?“ „Ja wohl“, antwortete der Dichter, „doch die Süßigkeit des Weins ersetzt mir den Genuß des Schlafes.“ Darauf sang er aus dem Stegreif:

Wer ohne ein Häuschlein nach Haus' gehen wollt',
 Der lieber doch gar nicht erst anfangen sollt'.
 Mein lieber Zechbruder stimmt darin mit ein,
 Er reicht mir bei Tag und bei Nacht edlen Wein;
 Selbst wenn er berauscht zum Schläfe sich kehrt,
 So hört er doch gleich, wenn der Becher geleert;
 Und hat er versäumet das Mittagsgebet,
 Verrichtet er's doch am Abend noch spät.
 Das Beten ist für ihn überhaupt herbes Leid,
 Drum kümmert's ihn nicht, ob zum Beten es Zeit.
 Mein Muhammed bist Du, mein Zechbrüderlein,
 Das Leben selbst seß' ich gern für Dich ein.

„Bei Gott, Du hast Recht“, sprach Amin. „he, Schatzmeister, zahle ihm für jeden Doppelvers tausend Dirhem aus!“ „Sehr wohl“, bemerkte Abu Nuwäs, „das ist der Ehrensold für meine Verse; wo ist aber der Lohn dafür, daß ich Dir, o Fürst, im Trinken Gesellschaft leiste?“ „Nun, was verlangst Du?“ „Gleichen Sold wie für die Verse.“ „Und was willst Du damit machen?“ „Ich will mich damit in der guten Lebensweise, von der ich einige Zeit gelassen habe, einnisten, ich will trinken und guter Dinge sein.“ „Wohlan denn, Schatzmeister,“ versetzte der Chalif, „gieb ihm, was er verlangt, es gebeihet einmal nichts bei ihm.“

Doch trotz der hohen Günst, deren sich Abu Nuwäs beim Chalifen erfreute, kam es doch mehrmals vor, daß er eingekerkert und mit dem Leben bedroht wurde. Einmal war er so in Ungnade gefallen, daß schon

die Blutmatte zur Hinrichtung vor ihm ausgebreitet lag, da ergriff ihn aber die Begeisterung und er rühmte den Fürsten so ergreifend, daß er sich sofort mit ihm wieder versöhnte und den Henker fortschickte.

Besonders hatten es die strengen Gesetzgelehrten der rechtgläubigen Secten auf den Dichter abgesehen. Sie nahmen nicht nur Anstoß an seinem ausschweifenden Leben und an seinem Umgange mit Trinkern, Wirthen und lüderlichen Gesellen, sondern auch an seinen alle Dogmen des Korans verspottenden Versen. Sie klagten ihn deshalb beim Chalifen an und er mußte sich vor ihnen in seiner Gegenwart rechtfertigen. Er verstand dies aber so gut, daß er stets als Sieger hervorging. Den als Blasphemie ihm vorgehaltenen Stellen schnell einen andern Sinn unterlegend, zeigte er, daß in ihnen nichts Anstößiges enthalten sei, sondern alles wohl mit den orthodoxen Glaubenslehren zusammenstimme. Die Ankläger erschienen als Dummköpfe in den Augen des Chalifen und traten beschämt den Rückzug an, sie hatten Ernst und Scherz nicht von einander zu unterscheiden verstanden.

Eine der schönsten Epifoden im Leben unseres Dichters ist das Liebesverhältniß zu Dschinan, einer ebenso schönen wie geistreichen Sclavin eines berühmten und angesehenen Traditionsgelahrten der Zeit. An sie richtete er die glühendsten Minnelieder und verfolgte sie auf Schritt und Tritt. Er liebte das Mädchen so sterblich, daß er sie sogar auf einer Pilgerfahrt nach Mekka begleitete, um in ihrer Nähe zu sein. Als sie sich niederließ, um in der Kaaba, der heiligen Moschee der Stadt, den schwarzen Stein zu küssen, kniete er ebenfalls nieder und küßte ihn mit; dabei aber schmiegte er sich so an sie, daß seine Wange die ihrige berührte. Der Dichter schilderte diese Scene selbst in dem lieblichen Gedichtchen:

Am schwarzen Stein der Kaaba einst sich niederließen
Zwei Liebende, zu decken ihn mit ihren Küffen,
Sie thun es frei und ohne die Gefahr der Sünde,
Es ist, als ob Versprechen sie am Ort verbinde.
Wenn sie die Menschen dort nicht von einander trieben,
So würden sie nicht Anstand nehmen, sich zu lieben.
Nicht viel hätt' es bedurft, wär' dort begangen worden,
Wovor sich Fromme scheuen an so heil'gen Orten.

Ein sprechendes Zeugniß von der leichtfertigen Lebensanschauung, sowie der ganzen nur auf sinnlichen Liebesgenuß zielenden Denkweise des Dichters ist die Inschrift, die über der Thür seines Hauses angebracht war. Sie lautet:

„Wer dieses Haus betritt, sei sorgenlos,
Nur Küsse muß er dulden und Gefos.
Sie sprach: Ich komme dieses Umstands wegen.
Nun denn, so tritt herein mit Glück und Segen.“

Ebenso deuten die Worte, die auf seinem Siegelringe eingravirt gewesen sein sollen, auf eine sehr laze Gesinnung:

„Zwar groß, fürwahr, ist meiner Sünden Schuld;
Doch größer noch, o Gott, ist Deine Schuld.“

Leider war Abu Numäs dem damals üblichen Laster der Knabenliebe leidenschaftlich ergeben, ein schön gewachsener Knabe ging ihm über Alles. In einer Gesellschaft äußerte er einmal, daß er sich einen Genuß wünsche, der weder im Paradiese noch auf der Erde sich finde. Als man ihm einhielt, daß doch ein jeder nach dem Worte des Propheten im Paradiese finden werde, was er sich wünsche, entgegnete er: „Das, was ich mir wünsche, findet sich weder im Paradiese noch auf der Erde.“ Auf die Frage, was denn das sei, gab er zur Antwort: „Ein wohlgebildeter Knabe.“

Mit den Dichtern seiner Zeit lebte Abu Numäs in einem beständigen Satirenkampfe, selbst seine Lehrer entgingen den scharfen Pfeilen seiner Zunge nicht. So fertigte er einmal den Dichter Abu-l-Atähijja ab, als er ihn fragte, wie viele Distichen er täglich mache. „Ein Distichon, oder ein Paar.“ war die Antwort. „Da übertreffe ich Dich, verjette jener, denn ich mache an jedem Tage ein ganzes Hundert und zuweilen noch mehr.“ „Sie sind auch darnach,“ fiel dieser spöttisch ein, „wollte Gott, ich sähe dich nicht mehr!“ Ein andermal beschwerten sich mehrere junge Dichter vor ihm, daß er die Erzeugnisse ihrer Muse vor aller Welt herabsetze und sie um ihr Ansehen und ihren Ruhm bringe. Diese wies er so sarkastisch ab, daß sie lautlos sich entfernten und ein gewisser Attabi zu den anderen sprach: „Sagte ich es euch nicht, daß er ein größerer Dichter ist als wir.“

Bei einer Preisvertheilung an die Dichter, die das Lob der Barmherzigen gesungen, erhielt Abu Numäs nur einen sehr leicht wiegenden Siegelring mit den Worten: „Jedem Dichter nach seinem Verdienst, Du hast nichts Besseres verdient.“ In dem Bewußtsein, daß er aus Neid und Scheelsucht ungerecht behandelt worden sei, machte er sofort auf den Preisvertheiler eine Satire, die denselben sehr ärgerte. Um den erzürnten Spötter zu versöhnen, sandte er ihm ein Geschenk von tausend Dirhem und fügte die Bitte hinzu, er möge die Satire gegen ihn zurückziehen. Dieser ließ ihm aber sagen, er werde sie nicht zurückziehen, selbst wenn er ihm hunderttausend Dirhem zum Geschenk mache.

Abu Numäs konnte nur dichten, wenn er heiter und wohlgelaunt war und sich in einem schönen Garten befand. Hatte er ein Gedicht begonnen, so legte er es weg und sah es viele Tage nicht mehr an; dann fing er an zu ändern und zu bessern und ruhte nicht eher, als bis es nach Inhalt und Form vollendet war.

Um das Jahr 199 der Hedjra (815) starb unser Dichter, kaum sechzig Jahre alt; es war derselbe Tag, an dem der berühmte Theosoph la Rarhi das Zeitliche segnete. Während die Leiche dieses Mannes

dreihundert Menschen begleiteten, folgte der des Dichters Niemand; ebenso fand sich keiner, der das übliche Leichengebet über sie sprechen wollte. Da erhob ein Mann aus der Menge seine Stimme und sprach: „War denn Abu Numâs nicht auch ein Muslim wie wir, warum will Niemand über seiner Bahre das Leichengebet vollziehen?“ Diese Worte machten einen solchen Eindruck auf die Begleiter der Leiche des Theosophen, daß sie sofort sich um den Sarg des Dichters scharten und insgesammt das übliche Todtengebet über ihn sprachen. Auf seinem Leichenfleine sollte nach des Dichters Wunsch die von ihm selbst verfaßte Inschrift stehen:

„Es predigen die Gräber stumm,
Die Zeiten gehen schweigend um,
Du, dem geworden Wunsch und Erbe,
Leb', wie es Dir beliebt, dann sterbe.“

Dies sind in Kürze die wichtigsten Thatfachen, die in der Lebensgeschichte des Abu Numâs hervorgehoben zu werden verdienen. Wir wenden uns nun den Gedichten zu. Dieselben wurden zuerst von Süli gesammelt. Da aber keine Handschrift aufzufinden war, so glaubte man lange Zeit, der Divan sei verloren gegangen. Wir besitzen jetzt zwei Ausgaben, denen die Sammlung Sülis zu Grunde liegt, die eine hat Prof. Ahlwardt veranstaltet, sie ist aber stecken geblieben und daher unvollständig, die andere rührt von Adawi und Malathijali, zwei arabischen Gelehrten, her. Letztere ist in Kairo in ziemlich schlechter Neschifchrift gedruckt und umfaßt 279 Seiten in Kleinquart zu je 23 Zeilen. Die dem Buche beigegebene Vorrede haben die Herausgeber dem Ibn Chalkan entnommen. Deutsch ist ein Theil des Divan zum erstenmale von A. v. Kremer nach einer in seinem Besitze befindlichen Handschrift im J. 1855 erschienen. Die Gedichte sind in verschiedene Gruppen gegliedert, für unsern Zweck unterscheiden wir nur Weinlieder, Jagdlieder, Lobgedichte, Spottgedichte, Minnelieder, religiöse Gedichte und Klagelieder.

So geschätzt die Gedichte des Abu Numâs auch bei den Zeitgenossen waren und bei den heutigen Arabern noch sind, so fließend auch der Versbau, so wohlklingend die Sprache ist, mit denen der alten Dichter halten sie keinen Vergleich aus. Es fehlt ihnen die schlichte Einfachheit und Würde, die lebendige Schilderung der Natureindrücke, die Kühnheit der Bilder. Die Zeit hatte mächtig umgestaltend auf das Volk gewirkt. Es war aus dem Zustande des Wüstenlebens herausgetreten und hatte sich in großen Städten niedergelassen. An Stelle der Lust am Kriege, der Pflege der Gastfreundschaft und der Hochschätzung des Weibes waren in Folge der politischen und religiösen Centralisation Behaglichkeit und Ruhe, heitere Lebenslust und starke Sinnlichkeit getreten. Die Receptivität war in die Reflexion übergegangen.

Zunächst die Weinlieder. Dieselben werden schon von den Zeitgenossen als die besten Erzeugnisse des Dichters gepriesen. Die Kritiker

geriethen oft miteinander in Streit über den schönsten Vers in diesen Gedichten, nach dem einen gebührte diesem, nach dem andern jenem die Palme. Wir werden in diesen Gedichten meist mitten in ein wildes Zechgelage versetzt. Manchmal ziehen die lustigen Gesellen schon mit Anbruch des Morgens hinaus zur Weinbude eines Christen oder Juden und lagern sich bei Gesang und Saitenspiel auf den grünen Matten unter wohl-duftenden Bäumen. Ein reizendes Schenk mädchen holt den feurigen Rebenfaß aus einem Fasse, über dem die Spinnen ihr Netz gezogen haben, und füllt ihn aus geschmackvoll gearbeiteten Kannen mit langgeschweiften Hälßen in die hellfunkelnden Krystallbecher. Alt muß der Wein sein,

„Eines Fasses zehnjähriges Töchterlein, gar süß und rein,
Das in dunkler Nacht selbst ausströmt seinen hellen Feuerschein.“

Die Zecher fragen nicht nach Zeit und Stunde; selbst der Aufruf zum Gebet vom Minaret durch den Muazzin geht ungehört an ihnen vorüber. Ihre Wangen werden immer röther, man merkt, daß der Wein seine Wirkung thut. Erst wenn die Sonne sich zum Untergange neigt, erheben sich die Gesellen und wandern schwankenden Schrittes der Heimat zu. Gewöhnlich aber findet sich erst gegen Abend und noch später die Gesellschaft zusammen. Hat der Wirth seine Bude etwa schon geschlossen und ruht auf seiner Lagerstätte, so pocht man an die Thür, ruft und schreit, und es hilft ihm nichts, er muß aufstehen, die Lampe anzünden und Wein herbeischaffen. Die Gäste verbringen dann die ganze Nacht, bis die Sterne untergehen und des Hahnes Krähen bereits den erwachenden Morgen verkündet, in der Trinkbude. Nur bisweilen geht durch die Weinlieder auch ein elegischer Zug. Der Zecher sieht in die monderhellte Nacht hinaus und gedenkt der früher bei ihm weilenden Genossen; sie sind nicht mehr, des Todes eifige Hand hat sie dahingerafft. Aber anstatt dieses Gefühl ausklingen zu lassen, läßt der Dichter den Zecher flugs wieder zum Becher greifen und Trost und Erheiterung trinken.

So sind die Weinlieder echte Spiegelbilder der Zeit. Sie zeigen uns die Schwelgerei und Genußsucht der Reichen und Vornehmen in den Großstädten des Araberreiches unter den abbasidischen Chalifen.

Ganz anders geartet sind die Jagdlieder. Sie ergehen sich in Schilderungen sowohl der Thiere, auf die Jagd gemacht wird, sowie der, die den Jäger bei seinem Waidwerk unterstützen. Löwen, Geparden, Falken, Reiher, Hunde und Pferde spielen die Hauptrolle. Ein allgemeines Interesse können diese Gedichte schon deshalb nicht beanspruchen, weil in ihnen zu viele der Jägersprache entlehnte Kunstausdrücke vorkommen. Auch die den Thieren beigelegten und auf den feinsten Beobachtungen beruhenden Eigenschaften setzen große sachmännische Kenntnisse voraus.

In den Lobgedichten macht sich eine übertriebene Panegyrik breit,

die uns mehr anwidert als anzieht. Die Fürsten erscheinen wie Götter. Sie überragen an Verstand und Weisheit alle Menschen, es ist keiner, der nur im Entferntesten sich mit ihnen vergleichen könnte. Wo sie hinkommen, da streuen sie Glück und Segen aus, durch ihr erhabenes Vorbild zeigen sie ihren Unterthanen die Pfade der Gottesfurcht und Frömmigkeit. Niemandem droht Gefahr, so lange das Scepter in ihren Händen ist, jeder Hilfsbedürftige geht reich beglückt hinweg, wenn er sich in den Strahlen ihrer Gunst hat sonnen dürfen. Mit ebenso schmeichlerischen Lobpreisungen werden auch Statthalter, Bezire und andere Große des Reichs besungen. Es geht Abu Rumās mit seinen Lobgedichten, wie es allen Dichtern geht, wenn sie ihre Kunst in den Dienst des Hofes stellen und nur die fürstliche Schatzkasse im Auge haben.

Aus den Spottgedichten spricht scharfer Sarkasmus und bittere Ironie, darum war auch der Dichter sehr gestört. Jeder war seiner Schmähsucht ausgesetzt, wenn er ihn mit einer Bitte abgewiesen hatte, oder wenn er ihn sonst nicht zu Willen gewesen war. Besonders hatte er es auf diejenigen gemünzt, die seine Hoffnungen auf reiche Geldspenden und kostbare Geschenke getäuscht hatten. Als er als Gesandter zu Nasr al-Chafib, dem Steuereinnahmer von Aegypten, geschickt wurde, sang er zuerst dessen Lob in einer langen Kaside und hoffte auf reiche Belohnung, da dieselbe aber ausblieb, machte er in mehreren an den Chalifen Amin gerichteten Spottgedichten seinem Unmuth Luft. Eins derselben lautet:

Amin, der Gläubigen Beherrscher, tugendreich,
 Von allen den Chalifen ist Dir keiner gleich!
 Sag' an, wie kam es Deiner Weisheit in den Sinn,
 Chafib doch nach Aegyptens Reich zu setzen hin?

In einem anderen heißt es:

Chafib ist ein Gemisch von Trug,
 Und seine Rede ist nur Lug.
 Selbst seine Kleider zeigen an,
 Daß einem Hund sie angethan.

Auch Prahler und Großsprecher, sei es, daß sie sich mit ihrer vornehmen Abkunft brüsteten, sei es, daß sie sich auf ihre Leistungen viel einbildeten, machte der Dichter gern zur Zielscheibe seines Spottes. Ebenso waren Geizige und Reiche, die von ihren in ihrem Solde stehenden Künstlern sehr eingenommen waren, ein Gegenstand seiner Satire. So geißelte er den geizigen Saib Ibn Salin mit den Worten:

„Ein Leib Brot ist werther ihm und theurer als die Seele,
 Lieblich schaut er an das Brot und lieblich hin zum Mehle.
 Aber wenn ein armer Hilfsbedürftiger ihm naht,
 Dessen Mutter starb und der zum Freund hat keine Seele,
 Den befiehlt er fortzujagen mit Stockstreichen hart,
 Bricht die Glieder ihm, zerzaust ihm seinen Bart zur Stelle.“

Und Muja-n- Nachhäs gab er dem Gelächter preis in den Versen:

Benn Du Musas Sängerrinnen nie gehört,
 Freu' Dich drob, traum, es ist freuendwerth,
 Gleich dem Todtenfang ihr Saitenspiel erklingt,
 Der dem Grab entsteigt und Mark und Wein durchbringt.

Die Minnelieder anlangend, so ist ihnen gleich denen aller anderen Dichter der Zeit ein derb sinnlicher Zug eigen. Das Weib hatte ja schon längst seine Bedeutung für das öffentliche Leben verloren und war zur willenlosen Haremsclavin herabgesunken. Es fesselte nur noch durch seine äußere Schönheit und, ging ihm diese ab, so war es kein Gegenstand des Begehrens für den Mann. Daher wissen auch die muhammedanischen Dichter über das Weib von nichts anderem zu reden, als von einem Stern, der wie der Mond leuchtet, von Haaren, die schwarz wie die Nacht sind, und wie eine Wolke das Gesicht umhüllen, von Augen, die, den Scorpionen gleich, jedem, den sie treffen, den Tod bringen, oder die der flüchtigen Gazelle ähneln, von Zähnen, die wie Hagelkörner glänzen, oder wie eine Perlenkette aufgereiht sind, von Purpurlippen, die, wenn sie sich zum Lächeln öffnen, wie der Blitz zucken, von einem Halse, der wie der des schlanken Nehs gebildet ist und zwei Granatäpfeln entsteigt u. s. w. Und wenn die Gedichte in solchen Vergleichen noch sich halten, so sind sie sehr decent, die meisten sind in der Schilderung der weiblichen Reize schlüpfrig und beleidigen jedes sittliche Ohr. Auch für Abu Nuwäs ist es nur die körperliche Schönheit des Weibes, die ihn in Leidenschaft versetzt und seinem Griffel Schwung und Begeisterung verleiht; das Geistige, die schöne Seele, Herzensadel, Schamhaftigkeit und sittliches Wesen treten ganz zurück. Als eins der zartesten Minnelieder des ganzen Divans, welches uns den Dichter in seinem Liebeschmerz schildert, heben wir folgendes heraus:

Betrübten Sinnes zog ich in den Hain,
 Der leichter macht sonst grambeschwerte Herzen;
 Schon oft hat er auch mich gestärkt, allein
 Zu spotten schien er diesmal meinen Schmerzen,
 Nichts konnte mich erfreuen in dem Garten.
 Nur eine Blum' hab' ich an's Herz gedrückt,
 Sie rief in mir Dein holdes Bild zurück
 Und küßte mich mit ihrem Hauch, dem zarten.

In ähnlicher Weise spricht der Dichter seine Liebesqual in den Strophen aus:

Fein Liebchen macht mir viel Schmerzen,
 Sie ist von mir so weit.
 Manch' Brieflein hab' ich geschrieben,
 O, wie das drückt so sehr!
 Seit fern ihrem Aug' ich geblieben,
 Gedent' sie mein nicht mehr.

Die religiösen Gedichte offenbaren die Freigeisterei des Dichters, dem die Dogmen des Islams gleichgiltig sind. Da die Auferstehung und das Fortleben nach dem Tode in Folge seiner philosophischen Anschauungen ihm mehr als zweifelhaft schienen, so freut er sich auch nicht auf die Wonnen des Paradieses, ebensowenig aber fürchtet er sich vor den Qualen und Schauern der Hölle. Als man bei einem Bacchanal sich über den Zustand der Seligen und der Verdammten unterhielt, hörte er eine Zeit lang schweigend zu, dann aber sprach er:

O, der Du streitest über Glaubenseigenschaft,
Die Freiheit und der Zwang sind beide zweifelhaft;
Zwei Dinge sind's, die spreche ich nicht ab,
Sie sind nur zu gewiß, der Tod und dann das Grab.

In tiefem Rausche lallte er einst die Worte:

Rückkehr giebt es keine von des Grabes Noth,
Gleich dem unfruchtbaren Ei scheint mir der Tod.

Daher kannte auch der Dichter keine andere Parole als die: Genieße die Freuden, die Dir das Diesseit heut, in vollen Zügen, laß keinen Augenblick des Jetzt Dir ungenützt entschwinden, denn Du weiß nicht, ob Du im nächsten noch lebst. Die Gegenwart heiter und froh sich zu gestalten, dem Wein und der Liebe sich zu weihen, ist wahre Weisheit, sich um dunkle Zukunft zu sorgen, oder gar mit dem Gedanken einstiger Rechenschaftsablegung sich zu quälen, ist größte Thorheit.

Ganz klar tritt diese Lebensauffassung in den Versen zu Tage:

„Ab vom einförm'gen Alltagsleben lenke,
Hin zu den heit'ren Lustgehegen schwente,
Ein loß'rer Glaub' erst macht das Leben süß;
Drum loß're Deinen Glauben in der Schenke.
Der Feuerpein stell' Deine Seel' getrost anheim,
Und offen treibe Poffen Du und Schwänke!“

Daß die Ceremonien und sonstigen Religionsvorschriften des Islams für den Dichter keine Bedeutung hatten und er sich an sie nicht im mindesten kehrte, bedarf nach dem Gesagten wohl keines Beweises. Im Ramadhan, dem Fastenmonat der Araber, sprach er es ganz offen aus, daß er sich kein Gewissen daraus mache, das Fasten zu brechen. Er dichtete:

„Wenn bei Tag sich Wein mir darbeut zum Genießen,
Wart' ich nicht bis auf die Zeit vom ersten Wissen.
Wunder wirkt der Wein, willst Du ihm wohl entsagen?
Wenn Du trinkst, wird er für Dich die Lasten tragen.
Wer mich schmäh't, weil ich trin' gern nur reinen Wein,
Mag im Himmel bleiben, ich will in der Hölle sein.“

Als das Fasten einst in die Zeit der größten Sommerhize fiel, richtete der Dichter die Verse an den Chalifen:

„O König, Herr der Völker und Dynasten,
Wie sollen wir bei dieser Hitze fasten?
Hast Du Befehl zu fasten uns gegeben,
So woll' uns dessen im August entheben.
Wir wollen dreist das dumme Fasten brechen,
Dann kannst Du unsre Uebertretung rächen.“

Da der Mensch nichts von seinem Reichthum mit aus dieser Welt nehmen kann, so tabelt Abu Nuwäs das Jagen und Haschen nach Gewinn mit den Worten:

Der Reichthum scheint nur zu erhöhen Deine blinde Gier,
Wozu willst Du noch immer grökzre Schätze Dir erstreben?
Bedenke doch, Du Thor, daß Du nicht ewig bleibest hier,
Und daß Dir all Dein Gut genommen wird mit Deinem Leben.

In einem anderen Gedichte, das denselben Gedanken durchführt, heißt es:

Gar unerwartet schnell kommt oft der Tod,
Und ihm zu wehren giebt's kein Machtgebot.
Aus den Palästen trägt man Euch hinaus
In eines öden Grabes finstres Graus.
Kein Zelt giebt's da, das schmeichelnd Euch umhüllt,
Kein Baldachin, der Euch beschirmt und kühlt,
Vorbei ist dann auch alles frohe Spiel,
Nichts giebt es mehr, was einst uns hier gefiel.

Wie der Dichter die Vorschriften seiner eigenen Religion verspottete, so verschonte er auch die des Christenthums nicht. Als ihm einst ein Teller mit Trauben, ein Teller mit Cibeben*) und eine Flasche Wein gebracht wurde, so verglich er Gott Vater mit den Trauben, Gott Sohn mit den Cibeben und Gott den heiligen Geist mit dem Weine.

Erst als der Dichter älter wurde und seine physische Kraft abnehmen fühlte, als ihm die Welt nicht mehr in so rosigem Lichte erschien und ihn Todesahnungen schon anwandeln mochten, hat es den Anschein, als ob er anderen Sinnes geworden wäre und ihn Reue über sein vergangenes Leben ankäme. So warnt er vor der Schwelgerei, ermahnt zur Tugend und Sündenscheu mit den Worten:

Nach manchen trüben Jahres Gram und Bitterkeit,
Da Schnee sich häufte mir auf meinem Scheitel,
Verschwindet auch der Leichtsinn meiner Jugendzeit
Und nichtig scheint er jezo mir und eitel.
Ich hör' und merke nun auf der Vernunft Gebot.
Es führt zum Ziele mich auf gradem Wege;

*) Große Bohnen.

Da mir so nahe steht der Allen sühre Tod,
 Wird mir der Sprüche ernster Sinn erst rege.
 Begehrt der Weise Sünde, strauchelt er und fehlt,
 So giebt's vor Gott Verzeihung für ihn nimmer;
 Nur wer den Pfad der Tugend sich hat auserwählt,
 Dem öffnet sich des Himmels Thor für immer.
 Wenn wir am jüngsten Tage vor dem Richter stehn,
 So ist auf gute Werke nicht zu bauen,
 Wie Nebel wird der gleichnerische Ruhm vergehn,
 Das Inn're wird man auf der Stirne schauen.
 Nur eines weiß ich, was vor Gott mich retten kann,
 Was Hilfe bringet meiner armen Seele:
 Wenn demuthvoll ich stehe Gott um Gnade an,
 Und reuig seiner Huld ich mich empfehle.

Wer sein Leben mit Trinkgelagen und rauschender Musik von leichtfertigen Sängern zugebracht, dem stellt er sich selbst als warnendes Beispiel hin und ruft ihm zu:

O Mensch, der Du als Wüßling thöricht hast verbracht
 Dein kurzes Leben unter weingefüllten Fässern
 Und hellem Saitenspiel von Mädchen, die nicht bessern,
 O höre mich! Hast Du das Ende schon bedacht?
 Auch ich hab' mich gesättigt auf dem weichen Pfuhl
 Der Wollust, doch ich denke dran mit tiefen Schmerzen.
 Auch Dich wird bitt'res Weh ergreifen in dem Herzen,
 Wenn Dir so nah wird sein wie mir des Lebens Ziel.

Nach manchen Aeußerungen möchte man fast annehmen, als ob der Dichter am Ende seines Lebens noch ein strenger Muslim geworden wäre, wenigstens scheint darauf der Gebetsausruf hinzudeuten:

„O Herr, sind meine Sünden groß,
 Die Gnade Dein, o Gott, ist größer.
 Begnadigt Du die Frommen nur,
 Darf nahen Dir dann noch ein Böser?
 Ich fleh zu Dir, o Gott, vergieb
 Mir, denn wo fänd' ich sonst Erbarmen?
 Der Glaub an Dich und daß ich Muslim,
 Ist einz'ger Hoffnungstrost mir Armen.“

Aus den Klagegedichten endlich, die sich theils auf den Tod des Chalifen Harun al-Raschid und Amin, theils auf den jähen Sturz der hochangesehenen Familie der Barmekiden beziehen, spricht große Innigkeit und Theilnahme. Geradezu ergreifend ist der Klagefang, den er auf den Tod seines Freundes Amin dichtete. Derselbe lautet:

Der Liebe Band, das mit Amin mich einte,
 Durchschnitt zu bald des Todes kalte Hand,
 Und was des Schicksals harter Spruch getrennt hat,
 Des Wunde schließt kein heilender Verband.
 Die Thräne nur bleibt ihm geweiht auf Erden,
 Die ungetrocknet mir im Auge stand,

Dem Angeben an die theure Seele,
 Für die der Tod kein Mitgefühl empfand.
 Ich glaubt' ihm andre Lebensfahrt beschieden,
 Als durch die Pforte in des Todes Land.
 Kein Ziel des Strebens hab' ich mehr hienieden,
 Da ich am Ziel mich alles Strebens fand.
 Das Wachsthum der sich mehrenden Geschlechter
 Im Haus der Feinde schau' ich, haßentbrannt,
 Doch die in Lieb' und Treue uns verbunden,
 Bevölkern nur der Gräber Trauerland.

Das sind nicht bloß Worte eines Hofpoeten, die er in pflichtschuldiger Dankbarkeit einem fürstlichen Todten weihen muß, weil er von ihm mit Gnadenspenden bedacht worden, sondern sie sind einem Herzen entströmt, das mit ihm in inniger Freundschaft und Liebe verbunden war.

Wir sind am Ende, Wir haben versucht, das Lebensbild eines der größten Dichter aus der Zeit eines Abbasiden zu zeichnen. A. von Kremer hat Abu Nuwäs den arabischen Heine genannt, erinnern wir uns der Witzerei und Spottsucht, die allenthalben in seinen Gedichten uns entgegentritt, so dürfte diese Bezeichnung gerechtfertigt sein. Unser Dichter ist so recht ein Kind seiner Zeit. Mitten in das schwelgerische Leben und Treiben des Hofes und der höheren Gesellschaftskreise hineingestellt, ist der auf uns gekommene Diwan der beste Barometer zu einer Schilderung der sittlichen Verhältnisse in den glänzendsten Epoche arabischen Geschichte.





Die neuesten Ausgrabungen der Deutschen und Neugriechen auf griechischem Boden.

Don

Paul Habel.

— Breslan. —

Wir sind nicht mehr darauf angewiesen den Sagen der Vorzeit zu lauschen; wir können ihren geschichtlichen Kern an Denkmälern prüfen, und wo sich früher ein jeder nach seinem Gefühl ein Bild der Vorzeit entwarf, liegen jetzt Thatsachen vor, die von allen Unbefangenen als ein fester Boden weiterer Forschung anerkannt werden.“

Mit diesen treffenden Sätzen beleuchtet Curtius die Bedeutung der Ausgrabungsthätigkeit. In der That wird es niemand entgehen, der sich bewußt ist, in wie hohem Maße Anschauungsmittel als Unterstützung der belehrenden Worte das Verständniß erleichtern und klären, daß die Ergebnisse der Ausgrabungen ganz hervorragend geeignet sind die klassische Philologie zu beleben, das Studium des klassischen Alterthums zu einer Beschäftigung zu machen, welche dem Verstande die schwierigsten, den Kulturzusammenhang der alten Völker betreffenden Fragen zu lösen aufgiebt und außerdem Auge und Herz eine Fülle freudigsten Genusses gewährt.

Wie wenig an diesem bedeutenden Werthe der Ausgrabungen zu zweifeln ist, das beweist der rege Eifer, mit welchem sich Deutsche und Franzosen, Engländer und Amerikaner, Italiener und Griechen, Russen, Oesterreicher, Spanier auf diese Thätigkeit geworfen haben. Das Streben, dem heimischen Boden der antiken Kulturvölker seine verborgenen Schätze abzurufen ist ein allgemeines, ein internationales geworden, und zwar verdienen bei allen Nationen das Lob der Opferfreudigkeit die Regierungen

sowohl, welche auf ihre Kosten umfassende Ausgrabungen veranstalteten, als auch Privatleute, welche aus reiner Freude an Kunst und Wissenschaft ihren Reichthum in uneigennütziger Weise zum Ruhme ihres Vaterlandes idealen Zwecken dienstbar machten. Dieser friedliche Wettstreit edelster Art wird durch die Bereitwilligkeit und Liebenswürdigkeit gefördert, mit welcher die griechischen und italienischen Behörden den auf die Erforschung der Schätze des Alterthums gerichteten Absichten aller Fremden entgegenkommen. Freilich die Gelegenheit, die schönsten antiken Kunstwerke zu erwerben, um damit die heimischen Museen zu schmücken — auf diese Weise kam im vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts der Antikenbesitz der weltberühmten Sammlungen des British Museum, des Louvre und der Münchener Glyptothek zusammen, abgesehen von den weit älteren (päpstlichen) Museen der ewigen Stadt —, die Zeiten eines Lord Elgin, des englischen Gesandten bei der hohen Pforte, welcher im Beginn unseres Jahrhunderts, von 1800—1818 theils mit, theils ohne Erlaubniß der türkischen Regierung die prachtvollsten Tempel Athens, den Parthenon, das Erechtheion, den Tempel der Athena Nike, gewaltsam ihres Bilderschmuckes entkleidete und seinen reichen Raub nach London entführte (die Elgin-Marbles), diese Zeiten sind vorüber, seitdem sich das nationale Bewußtsein bei Italienern und Neugriechen zu voller Blüthe entfaltet hat. Nach einem Artikel der griechischen Verfassung muß alles, was im Lande gefunden wird, als Regierungseigenthum in demselben bleiben, und ebenso erhebt, wie billig, die Regierung zu Rom ein Besitzrecht auf alle Denkmäler, welche aus italischem Boden zu Tage gefördert werden, als die Spuren der so ruhmvollen Vergangenheit des Volkes. Scharf werden die Grenzen und Ausfuhrhäfen beider Länder bewacht, so daß es nur höchst selten gelingt, ein Kunstwerk durchzuschuggeln. Desters sind in den letzten Jahren im Piräeus Kisten mit Alterthümern, die nach dem Auslande (so nach Paris) bestimmt waren, zu Gunsten des griechischen Staates in Beschlag genommen worden, und auch einzelne Reisende müssen es sich gefallen lassen, wenn beim Durchsuchen ihres Gepäcks der hellenische Zollbeamte eine vielleicht um viel Geld erworbene Antike als unveräußerlichen griechischen Besitz zurückbehält. Daher ist es seltenen, besonders günstigen Umständen zu verdanken gewesen, wenn in den letzten Jahren Denkmäler aus griechischem oder römischem Boden in die Hauptstädte der fremden Nationen überführt worden sind.

Dafür sorgt aber Griechenland und Italien für würdige Unterbringung der Funde; der glückliche Entdecker fühlt sich reichlich belohnt durch den Gedanken, seine körperliche und geistige Kraft unter Aufwendung oft recht bedeutender Mittel für ein Unternehmen eingesetzt zu haben, welches die Wissenschaft in irgend einer Weise zu fördern geeignet ist.

Anders ist die Stellung, welche die Hohe Pforte zu dem auf türkischen Grunde gemachten Funden einnimmt. Zwar besitzt auch Konstantinopel

ein archäologisches Museum, in welches die werthvollsten, in den Provinzen gefundenen Stücke geschickt werden müssen, zwar veranstaltet auch die türkische Regierung nach dem Beispiele der Kulturnationen Ausgrabungen und läßt sich die passende Aufbewahrung der Denkmäler angelegen sein, so durch Errichtung von Provinzialmuseen, deren bedeutendstes sich in der Stadt Smyrna befindet; aber der chronische Geldmangel verbietet den Türken umfassende Arbeiten in Angriff zu nehmen und macht sie auch geneigt dem Fremden Alterthümer gegen klingende Entschädigung zu überlassen. Auf diese Weise sind, um nur das Bedeutendste zu erwähnen, im vorigen Jahrzehnt Deutschland und Oesterreich um Kunstwerke ersten Ranges bereichert worden; das Berliner alte Museum ist durch die pergamenischen Skulpturen in die Reihe der Sammlungen von Weltruf getreten (1886), die beiden von Otto Benndorf geleiteten Expeditionen von 1881 und 1882 haben mit dem der griechischen Geschichte und Sage entnommenen Silberschmuck des lykischen Grabdenkmals von Gjölbaschi-Tryja Wien zu einem künstlerisch und kunsthistorisch wichtigen Schätze verholfen, um welchen es die gebildete Welt beneidet. Auch haben die archäologischen Forschungsreisenden sich über die Unliebenswürdigkeit der türkischen Behörden zu beklagen, welche manchmal jedes Zeichnen und Schreiben, ja sogar das Aufschlagen der Karte verbieten;*) und unbequem genug ist es, daß für die wissenschaftlichen Untersuchungen immer erst die amtliche Erlaubniß zum Messen, Zeichnen, Schreiben, Photographiren eingeholt werden muß. Hoffentlich werden von jetzt an dem Versprechen gemäß, welches unserm Kaiser bei seiner Anwesenheit in Konstantinopel gegeben worden sein soll, den deutschen Ausgrabungen von türkischer Seite weniger Hindernisse in den Weg gelegt werden. Nicht minder unangenehm kann die dumme Neugierde der türkischen Bevölkerung, Hoch wie Niedrig, werden, welche in jedem Forscher einen Abkömmling der früheren Einwohner des Landes sieht und hinter jedem Inschriftenstein einen Schatz wittert, der nun von einem Nachkommen der rechtmäßigen Eigenthümer gehoben werden soll.

In der That sind in den letzten Jahren in ungeahnter Fülle und in rascher Aufeinanderfolge Schätze von solcher Wichtigkeit aus dem Schoße der Erde gehoben worden, daß sie wie politische Tagesereignisse das Interesse der gesamten gebildeten Welt erregt haben. Ueber Zeiten, die vor aller schriftlichen Ueberlieferung liegen, wie die mykenische Periode, ca. 1500—1000 v. Chr., sind wir hinsichtlich des Baues der Tempel, der Paläste, der Festungsmauern, der Gräber, der Tracht, der Bewaffnung, des Schmuckes bis in Einzelheiten unterrichtet; die Cultur unter den Peisistratiden, das Athen vor den Perserkriegen und dann wieder die

*) Auch im Museum der Alterthümer zu Konstantinopel ist es noch verboten zu schreiben oder zu zeichnen. Früher war auch zum Besuch desselben diplomatische Vermittelung nothwendig.

Blüthe der alexandrinischen Kunst ist in steinernen Denkmälern, den so anschaulich lebenden Zeugen der Vergangenheit, vor unsern Augen emporgetaucht. Wir sehen, wie die Reste der alten Cultur stufenweise über einander liegen wie die Ablagerungen der Erdmassen, so daß die einzelnen Bau-schichten feste Grenzen für die chronologische Bestimmung der in ihnen gemachten Funde abgeben. Oft finden wir auch die Trümmer eines älteren Zeitabschnittes in Bauten der folgenden Periode, namentlich zu den Fundamenten verwandt, wieder. So hat Kimon bei der Anlage der großen Mauer um die Burg von Athen in reichem Maße Quadern, Gebälkstücke und Säulentrommeln von vorpersischen Bauten benutzt.

Betrachten wir nun die Ausgrabungen der Deutschen und Neugriechen im Einzelnen.

Fragt man Jemanden nach Orten, die in unserer Zeit durch die Wissenschaft des Spatens wieder aus Tageslicht gezogen worden sind, so wird derselbe sicher, abgesehen von Pompeji auf italienischen Boden, Mios, Mykenä, Tiryns, die Warten von Schliemanns Ruhm, und die Aufdeckung von Olympia und Pergamon nennen, der beiden hochwichtigen Stätten griechischen Lebens, zu deren Erschließung der Anstoß von unserem Kaiserhause gegeben worden ist. Dies sind in der That Ausgrabungen von ganz einzig dastehendem Werthe für die Erkenntniß antiken Lebens, daß die Deutschen mit vollem Rechte sich dieser bedeutenden Erfolge rühmen können; und was den Mecklenburger Heinrich Schliemann im Besonderen betrifft, so drückt sich Schuchhardt treffend aus, wenn er sagt, daß Schliemanns Name immer in aller Munde war und heute für das größere Publikum eigentlich die ganze Archäologie beherrscht. Aber doch darf man hiernach nicht meinen, daß der Thätigkeit der Deutschen auf diesem Arbeitsgebiet die erste Stelle zuzuweisen sei. Diesen Ruhm machen ihnen die Neugriechen streitig, welche allerdings in den Deutschen ihre Lehrmeister verehren; namentlich hinsichtlich der Verwendung privater Mittel für Ausgrabungen stehen die Deutschen hinter anderen Nationen, so hinter den Engländern, Franzosen und Neugriechen, weit zurück.

Der Beginn der Ausgrabungen von Olympia und Pergamon, mit denen die Namen von Ernst Curtius, Karl Humann, Alexander Conze, Richard Bohn unzertrennlich verknüpft sind, und um welche sich in Berlin die Kreise der Olympier und Pergamener bildeten, liegt über ein Jahrzehnt hinter uns; an diesen Stätten hat das geeinte Deutschland einen seiner schönsten idealen Triumphe gefeiert. Am 20. März 1881, an welchem in Olympia der letzte Spatenstich gethan wurde, war die Hebung der verschütteten Feststätte der Hauptsache nach abgeschlossen; nach kurzer Unterbrechung hat die griechische archäologische Gesellschaft in Athen unter Demetrias des die Fortführung der von den Deutschen aufgegebenen Arbeiten ihrerseits übernommen, ohne noch namhafte Ergebnisse verzeichnen zu können. Von den Funden in Olympia sind eine Anzahl Dubletten, Architekturstücke,

Statuetten, Geräthe aus Thon und Erz, oft noch mit Farbspuren versehen, in den Besitz des deutschen Reiches übergegangen und werden in der Hauptstadt desselben im Antiquarium der königlichen Museen in einer ihrer nicht würdigen Weise aufbewahrt, bis die für die nächste Zeit geplanten Museumsbauten auf der Museumsinsel zu Berlin ihnen eine zweckmäßigere Unterkunft bieten werden. Neuerdings sind durch Beschluß des Bundesrathes (April 1889) die Fundstücke aus dem alten Olympia Preußen eigenthümlich überlassen worden, so daß eine Vertheilung dieser Alterthümer auf die einzelnen deutschen Staaten zum Besten der wissenschaftlichen Verwerthung verhindert worden ist. Dafür hat der preussische Staat die Verpflichtung übernommen von der bevorstehenden amtlichen Gesamtveröffentlichung über Olympia ein Exemplar für jede der außerpreussischen deutschen Universitäten unentgeltlich zur Verfügung zu stellen, sowie weitere Exemplare dieses Werkes den einzelnen Bundesregierungen mit einer Preisermäßigung abzugeben.

In Pergamon dagegen und dessen Umgegend sind heute noch nach dem officiellen Abschluß der Ausgrabungen (1886) außer andern der Architekt Bohn, welcher im Jahre 1885 den zweiten bis jetzt allein erschienenen Band der auf acht Bände berechneten, im Auftrage des preussischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten von Conze herausgegebenen „Altertümer von Pergamon“ fertig gestellt hat („Das Heiligthum der Athena Polias Nikephoros“), und Humann thätig, der schon seit ca. zwanzig Jahren im Orient verweilt, dessen Umsicht und Ausdauer es in erster Linie zu verdanken ist, wenn alle Ungunst der Verhältnisse, aller activer und passiver Widerstand der türkischen Beamten und der türkischen Bevölkerung siegreich überwunden wurde. Hier ist die hochragende Burg, die berühmte Stadt eines Eumenes und Attalos mit ihren prächtigen Bauwerken, deren Blüthezeit in das zweite vorchristliche Jahrhundert fällt, aus dem Schutte, den die Stürme der Zeit, Erderschütterungen und die Fluthen des rauschenden Ketios und Selinos darüber gehäuft haben, wieder ans Tageslicht gezogen worden. Hier ist deutsche Thatkraft mit den schönsten Lorbeeren geschmückt worden; der zum Theil in den Burgmauern verborgene Relieffries vom Unterbau des Altars des Zeus Soter auf der Agora von Pergamon, die Darstellung des bekannten Kampfes der Götter und ihrer heiligen Thiere gegen die schlangenfüßigen Giganten, ein Werk, dem an Großartigkeit der Auffassung und Ausführung kein anderes an die Seite zu stellen ist und welches uns erst das Verständniß für die Kunst in der Diadochenzeit erschlossen hat, ist als Lohn der im Auftrage der preussischen Regierung unternommenen Ausgrabungen für Berlin erworben worden. Nur ein Theil dieser Funde aus Pergamon ist im alten Museum der Besichtigung ausgestellt; die größere Masse ruht noch in den Werkstätten, wo die Platten und Stücke durch die Bildhauer Freres und Bossenti zusammengesetzt werden. Erst seit den wissenschaftlichen Unter-

suchungen Buchsteins und Bohrs über die Vertheilung der sechzig Göttergestalten vom Frühjahr des Jahres 1889 ist es möglich, die ganze Gigantomachie — der Gigantenfries hat eine Länge von rund 400 und eine Höhe von reichlich 7 Fuß — wiederherzustellen. Auch für die Sculpturen des Tempels von Pergamon wird die Befreiungstunde schlagen, wenn sie in das neue Museum auf der Museumsinsel einziehen werden, wo der Zeus-Altar in alter Pracht und Herrlichkeit wieder aufgebaut werden soll. Den gewaltigen Eindruck, den dieses antike Kunstwerk gemacht haben muß, ließ das Pergamon-Panorama von A. Kipß und M. Koch auf der Berliner Jubiläums-Ausstellung vom Jahre 1886 ahnen. Was von den architektonischen Monumenten nach der Freilegung an Ort und Stelle zurückblieb, wurde nach Schluß der Ausgrabungen türkischer Bewachung übergeben, ähnlich wie die Hut der Ruinenstätte Olympia der griechischen Regierung obliegt.

Diesen auf Staatskosten ausgeführten Forschungen reihen sich würdig die eines deutschen Privatmannes an: Schliemann wird bei allen Nationen als der erste unter den bewährtesten Entdeckern genannt, vermöge des ihm eigenthümlichen „Tiefensinnes“ war er der am meisten vom Glück begünstigte der Gegenwart. Reine ideale Begeisterung für das griechische Alterthum, besonders für seinen geliebten Homer leitete ihn bei allen seinen Unternehmungen, welche er völlig aus eigenen Mitteln bestritt. Das Hauptwerk seines Lebens, die Ausgrabung von Troja auf dem Hügel Hisarlik, begann er im April 1870 und setzte es mit Unterbrechungen bis in sein Todesjahr fort. Die Ergebnisse seiner Ausgrabungen finden wir verzeichnet in seinen beiden Büchern: „Ilios. Stadt und Land der Trojaner“ 1881 und „Troja“ 1884 bei Brockhaus in Leipzig erschienen, nebst einem Bande „Trojanische Alterthümer,“ schon 1874 herausgegeben. Die kostbaren trojanischen Funde werden der Hauptmasse nach in den Schliemann-Sälen des Völkermuseums zu Berlin aufbewahrt; dieses Geschenk, welches der Mecklenburger in den Jahren 1881 und 1884 der Reichshauptstadt überwiesen hat, brachte ihm die seltene Auszeichnung des Ehrenbürgerrechtes von Berlin ein. Noch im Dezember des Jahres 1889 hat Schliemann die Freude erlebt, daß sein Hauptgegner, der Artilleriehauptmann a. D. Wötticher, der in Wort und Schrift heftig gegen den glaubensseligen und phantastischen Homer verehrer aufgetreten war und in den Bauten auf dem Hügel Hisarlik wegen der räumlichen Beschränktheit und wegen der ungeheuren Menge und der Porosität der aufgefundenen Thonvasen (Pithoi) nicht eine Stadt, sondern nur eine prähistorische Verbrennungsstätte erkennen wollte, durch den Augenschein belehrt die gegen Schliemann und Dörpfeld erhobenen Anschuldigungen zurücknahm und sich ihrer Ansicht in einigen wichtigen Punkten anschloß; ferner haben der Architekt Professor Niemann und der als Kartograph bekannte Major Steffen, welche Schliemann außer Dörpfeld und seinem litterarischen Widersacher zu der behufs erneuter Untersuchung

der Ruinen von Hissarlik auf seine Kosten unternommenen Reise eingeladen hatte, sich ausdrücklich im Anblick der aufgedeckten Trümmer mit der Darstellung Schliemanns in dessen Büchern „Ilios“ und „Troja“ einverstanden erklärt.

Im Jahre 1876 legte Schliemann die Schachtgräber auf der Burg von Mykenä bloß, die einen reichen Schatz goldener Schmuckfachen enthielten, wie Diademe, Gesichtsmasken, Brustschilde, Ohrringe, Armbänder, Trinkbecher, Rannen — alle diese Gegenstände sind in Athen in einem großen Saale des Polytechnion aufgestellt — und in den Jahren 1884 und 1885 grub er Tiryns aus, auch eine uralte Festung in der Landschaft Argolis gelegen, in der Nähe von Nauplia. Die Bücher „Mykenä“ und „Tiryns“ erschienen in den Jahren 1878 und 1886. Durch die Aufdeckung von Tiryns ist zum ersten Mal helles Licht über den Festungsbau und die Palastanlagen des heroischen Zeitalters verbreitet worden, und seitdem war es klar, daß man auch in den Mauerresten der zweiten (vom Urboden aus) von den übereinanderlagernden Schichten auf dem Hügel Hissarlik keinen Tempel, wie Schliemann und Dörpfeld erst gemeint hatten, sondern die Haupträume des Königspalastes des homerischen Troja vor sich habe. Für Troja und Tiryns sind durch Schliemanns Entdeckungen die Arbeiten abgeschlossen; auf dem Burgberg von Mykenä dagegen wird das von Schliemann unterbrochene Ausgrabungswerk von der griechischen archäologischen Gesellschaft zu Athen unter Leitung des Ephoren Tuntas bis auf den heutigen Tag fortgesetzt und hat im Jahre 1886 zur Auffindung des alten Königspalastes geführt, welcher seiner ganzen Anlage nach den Herrscherhäusern auf der Pergamos von Troja und auf dem Burghügel von Tiryns entspricht. Diese drei Bauten verbunden mit den Entdeckungen auf der Akropolis zu Athen im Jahre 1887 geben uns ein anschauliches Bild von der vorhomerischen Blütheperiode der griechisch-asiatischen Cultur, von der uns ein Wiederhall aus den Gedichten des göttlichen Sängers entgegönt.

Ich übergehe die kleineren Ausgrabungen Schliemanns. Noch im Jahre 1888 treffen wir ihn in Alexandria, hier suchte er das Grab Alexanders des Großen; dann auf Serigo (Cythera), wo er in der Kapelle des Hagios Kosma den alten, wohl aus dem 7. Jahrhundert stammenden Tempel der Aphrodite Urania aufdeckte; in Pylos, der Heimat des homerischen Nestor, vermuthete er einen prähistorischen Palast wie in Tiryns, und auf der gegenüberliegenden Insel Sphakteria wies er die genaue Uebereinstimmung der Dertlichkeit mit der Beschreibung des Thukydides von den Ereignissen des Jahres 425 v. Chr. nach; 1889 grub er wieder auf Kreta: auf dem Burghügel der Stadt Knossos glaubte er einen Königspalast ähnlich dem tiryntischen verborgen. Die Insel des Minos wird wahrscheinlich noch manchen schönen Beitrag zu unserer Kenntniß von der heroischen Cultur Griechenlands liefern.

Seine geistige Regsamkeit und allen Widerwärtigkeiten trotzende Unternehmungslust führten ihn immer und immer wieder aus seinem überaus prächtigen, der Erinnerung an seinen Lieblingsdichter Homer geweihten Hause an der Universitätsstraße in Athen hinaus an die Trümmerstätte des Griechenvolkes, um Hacke und Spaten den Weg zu neuen Entdeckungen zu weisen. Nun ist Schliemann plötzlich zu Neapel dahingeshieden, am 26. December vorigen Jahres, kurz vor seinem 69. Geburtstage.

Den Mittelpunkt der deutschen Ausgrabungsthätigkeit auf griechischem Boden und der wissenschaftlichen Bearbeitung der Denkmäler bildet das kaiserlich deutsche archäologische Institut in Athen unter Leitung seines ersten Secretärs (seit 1. October 1887), des um die Kenntniß der antiken Architektur hochverdienten Baumeisters Dr. Wilhelm Dörpfeld, welchem als zweiter Secretär Dr. Wolters zur Seite steht. Dieses Institut, dessen Veröffentlichungen: die „Mittheilungen“ (vierteljährlich erscheinende Hefte seit 1876), das „Jahrbuch“ (seit 1886) — es bildet den Ersatz für die im Jahre 1843 von Eduard Gerhard ins Leben gerufene „Archäologische Zeitung“ — und die „Antiken Denkmäler“ (Abbildungstafeln in Folio für die Monumenti Inediti) die Centralstelle für die Sammlung und Verwerthung archäologischer, epigraphischer und topographischer Entdeckungen und Beobachtungen sind, ist im Jahre 1874 als eine Zweiganstalt des 1829 in Rom unter dem Protectorate des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (als König der IV.) begründeten Instituto di corrispondenza archeologica, welches 1874 in eine deutsche Reichsanstalt umgewandelt wurde, gestiftet worden, erfreut sich aber erst seit Anfang September des Jahres 1888 eines eigenen, allen Anforderungen genügenden Heimes in Athen, als es das von Schliemann eigens für die Zwecke des Instituts erbaute und mit Bewilligung der kaiserlichen Regierung auf fünfundzwanzig Jahre gemiethete Haus beziehen konnte. In den letzten Jahren sind durch die Thätigkeit und auf Kosten unseres Instituts mit Genehmigung des griechischen Unterrichtsministeriums aufgedeckt worden das Artemisheiligthum auf der Nordspitze der Insel Suböa bei dem heutigen Hagios Georgios (1883), Sunion mit seinem Marmortempel der Athena aus der Zeit des Perikles, erbaut über einem älteren, vielleicht von den Persern zerstörten Tempel aus Poros oder Muschelconglomerat (1884), die Grotte bei der ketischen Stadt Knossos zwischen den Bergen Ida und Dikte, in welcher nach der Ansicht der Alten das Zeus-Kind von der Ziege gefäugt worden ist (1884), die zwei dorischen Tempel zu Korinth, wahrscheinlich im 6. Jahrhundert v. Chr. erbaut, welche zu den ältesten noch erhaltenen Tempeln Griechenlands gehören (1886), endlich das böotische Kabirenheiligthum zwischen Theben und Thespia (December 1887 bis April 1888), welches die deutlichen Spuren von drei übereinander gebauten Tempeln aus griechischer, macedonischer und römischer Zeit aufweist und durch die zahlreichen Funde von Weihgegenständen (Götter und Thiere aller Art aus Bronze, Blei, Terracotta)

und bemalten Vasenscherben für das griechische Mysterienwesen, für die Kenntniß des Zusammenhanges der Sabirenmysterien mit den orphischen Weihen ungeahnte Aufschlüsse giebt. Athen verdankt dem deutschen Institut die Freilegung des Dionysostheaters am Südostabhange der Akropolis, seit 1886, und noch im vergangenen Jahre (1889) fanden in dieser in das 4. und 5. vorchristliche Jahrhundert zurückgehenden Theateranlage Grabungen von Seiten des Instituts statt. Namentlich aber betheiligte sich das deutsche Institut an den Aufräumungsarbeiten, welche von Stamatakis und seinem Nachfolger (seit 1885) Kabbadias, dem jetzigen Generalexchoros der Alterthümer des Königreiches Griechenland, zur Herstellung der alten Akropolis von Athen vorgenommen wurden. Gerade die wichtigsten Entdeckungen, auf welche im Folgenden hingewiesen werden wird, wurden von Dörpfeld gemacht, dessen Hülfe die Griechen bei allen wichtigen, die Ausgrabungen betreffenden Fragen in Anspruch nehmen, dem sie fast alle architektonischen und topographischen Aufnahmen anvertrauen. Es ist dies ein Beweis dafür, in wie hohem Ansehen die deutschen Archäologen in Griechenland stehen, nicht minder aber auch ein Beweis für die Hingabe der deutschen Gelehrten an ihre Wissenschaft; denn die Schätze, welche sie oft unter Entbehrungen mannigfacher Art heben, fallen als Regierungseigenthum den athenischen Museen zu. Man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, daß das kaiserlich deutsche archäologische Institut in Athen wie in Rom in der Mitte aller wissenschaftlichen Bestrebungen dieser Art steht. Zu den Festen der athenischen Zweiganstalt finden sich stets Vertreter der obersten griechischen Behörden ein, an den Sitzungen und den Vorträgen vor den Monumenten nehmen außer deutschen und österreichischen Gelehrten (in erster Linie die Stipendiaten) auch amerikanische, englische und griechische Archäologen und Liebhaber Theil. Besonders erfreuen sich die Oesterreicher, welche keine ähnliche Einrichtung in Athen besitzen, der Unterstützung des deutschen Instituts; dafür gewährt wieder die Direction des kaiserl. königl. österreichischen Lloyd den Mitgliedern des Instituts Fahrpreisermäßigungen, welche nicht wenig dazu beitragen, die Reiselust zu erhöhen und die Ausgrabungsthätigkeit von Athen aus über das ganze Königreich, die Inseln und Klein-Asien zu verbreiten.

Es würde zu weit führen, wollte man alle Orte aufzählen, an denen die Deutschen mit Hacke und Spaten Erfolge erzielt haben. Das Stadtrecht von Gortyna auf Kreta, auf zwölf Tafeln eines runden Gerichtssaales (Tholos) eingehauen, eine große Steininschrift, welche über das Studium des kretischen (dorischen) Dialektes und des kretischen Personen- und Erbrechtes unerwartetes Licht verbreitete, wurde im Sommer 1884 von Halbherr entdeckt und im Herbst von Fabricius ganz abgeschrieben. Nach Zitelmann haben wir hier nächst der in der Bibel aufbewahrten mosaïschen Gesetzgebung das älteste Gesetzwerk vor uns, während andere meinen, daß

wir es mit einem literarischen Denkmal aus den nächsten Jahrzehnten nach den Perseerkriegen zu thun haben. Daran wird nicht zu zweifeln sein, daß wir in ihm das älteste zusammenhängende Werk griechischer Prosa besitzen. Auch die Fundamente eines alten Apollotempels, vielleicht aus dem 7. vorchristlichen Jahrhundert stammend, das Pythion, hat Halbherr im Herbst des vorigen Jahres (1889) in Gortyna aufgefunden. Auf Cypern, dem Arbeitsgebiet der Engländer, haben die Deutschen Dhneseals-Richter, der auch als Superintendent of excavations vielfach die Ausgrabungen der Engländer geleitet hat, und Dümmler von 1882—1885 eine große Anzahl Gräber (Nekropolen) und vier Heiligthümer, zu Achna, Boni (Chytroi), Dali (Idalion) und Frangissa (Tamassos) aufgedeckt; ihnen verdanken wir es, wenn wir jetzt die dieser Insel eigenthümliche Mischung von local-cyprischer, ägypto-assyrischer und phöniciſch-griechischer Cultur mit immer schärferem Blicke durchbringen und in ihre Bestandtheile zerlegen können. Dabei hat sich herausgestellt, wie unzuverlässig die Angaben des Amerikaners Palma di Cesnola in seinem berühmten Buche „Cyprus“ sind und wie große Verwirrung dieselben in der Beurtheilung der Funde nach ihrem culturhistorischen Zusammenhang angerichtet haben. Ein Theil der Ausbeute, namentlich die Funde vom Aphroditetempel bei Idalion, bestehend in griechischen und cyprischen Inschriften, Steingeräthen, bemalten Vasen, archaischen Statuen weiblicher belleideter Figuren ist 1885 in das Berliner Museum gelangt.

In die Erforschung Klein-Asiens theilen sich Deutsche mit Oesterreichern, Engländern und Amerikanern; Denkmäler werden immer von neuem entdeckt, Städte erstehen aus Schutt und Trümmern, so daß das Aussehen Klein-Asiens, welches bis vor kurzem an vielen Punkten noch terra incognita war, sich in den letzten Jahren sehr verändert hat. Hier blüht die topographische Forschung, an welcher der deutsche Nestor der geographischen Wissenschaft H. Kiepert regen thätigen Antheil nimmt, um die Ergebnisse alsbald für seine Karten zu verwerthen. Am genauesten ist die pergamenische Landschaft in kartographischer und archäologischer Hinsicht untersucht worden, im Anschluß an die preußischen Ausgrabungen in Pergamon, und man hat hier eine Anzahl verwandter Ruinen gefunden, deren bedeutendste im Jahre 1889 von dem Architekten Bohn durch Wort und Bild in seinem Buche: „Altertümer von Agä“ (Nemrud-Kaleſſi) bekannt gemacht worden sind. Die meiste Förderung hat unsere Kenntniß auch auf diesem Gebiet durch Humann erfahren, welcher z. B. im Jahre 1882 die seit dem 16. Jahrhundert fast ausschließlich von Franzosen und Engländern versuchte Entzifferung einer berühmten großen Steinurkunde vom Tempel der Roma und des Augustus zu Antyra (Angora), nämlich des unter dem Namen Monumentum Ancyranum in lateinischer und griechischer Sprache erhaltenen Rechenschaftsberichtes des Kaisers Augustus, eines für die Deſſentlichkeit bestimmten Ueberblickes über seine Kriegs- und Friedensthaten,

endgültig zustande gebracht hat. Die Veröffentlichung dieser für die Geschichte höchst wichtigen Inschrift erfolgte im folgenden Jahre (1883) durch Mommsen. Humann hat schon im Jahre 1880 bei einer Besteigung des durch das frevelhafte Geschlecht des Tantalos sagenberühmten Sipylusgebirges in der Nähe von Magnesia am linken Ufer des Hermos nach den beiden Bilbern gesucht, von denen uns berichtet wird, nach dem der Göttermutter und dem der Niobe, und erkannt, was ihm bei einem zweiten Besuch im Jahre 1887 zur Gewißheit wurde, daß das Bild der versteinerten weinenden Niobe nur ein Naturspiel sei, welches auf eine gewisse Entfernung infolge des wie Thränen aus den Felsen sickern den Wassers einer weinenden Frau ähnlich sehe, aber durch Verwitterung soviel gelitten habe, daß es heute nicht mehr kenntlich sei; das Bild der in einer Nische sitzenden Kybele dagegen ist von Menschenhand gefertigt und galt offenbar als Kultusgegenstand eines Heiligthums. Im Auftrage der Berliner Orientgesellschaft hat Humann im Jahre 1888 das Theater in Tralles (Midin) in Karien ausgegraben, wobei ihn Dörpfeld unterstützte, und hat mit bedeutend reicherem Erfolge, als ihm seine Fahrt im Jahre 1883 nach dem Nemrud-Dagh, dem einsamen Gipfelberg des Tauros eintrug, Nordsyrien bereist, um nach Culturresten des uns noch ziemlich unbekanntem, einst sehr mächtigen Volkes der Hittiter oder Chittim zu forschen. Die Denkmäler, von denen man hofft einen Theil für das Berliner Museum gewinnen zu können, während die Hauptmasse dem Antikengesetz gemäß nach Konstantinopel wandert, werden vielleicht dazu beitragen, die verwickeltesten ethnologischen Verhältnisse Klein-Asiens aufzuklären. So blüht überall neues Leben aus den Ruinen, welche der Deutsche in regem Forschereifer betritt.

Noch umfassender und ertragreicher ist in den letzten Jahren die Ausgrabungsthätigkeit der Neugriechen gewesen. Mit um so größerer Achtung muß man auf diese Arbeiten zurückblicken, wenn man bedenkt, daß die darauf verwandten Mittel fast vollständig privater Opferwilligkeit verdankt werden. In der That, staunen muß man, mit wie rührigem Eifer, mit wie großem Geldaufwand die Neugriechen seit einigen Jahren für die Aufdeckung, Aufbewahrung und wissenschaftliche Verwerthung der Denkmälerschätze sorgen. Wollte man nach diesem Maßstabe die Culturstellung des griechischen Volkes beurtheilen, welches, seitdem es in heldenmüthigem Freiheitskampfe die Herrschaft der Türken abgeschüttelt hat, seine Renaissancezeit durchlebt, man würde dieselbe ohne Frage bedeutend überschätzen.

Die Begeisterung der Neugriechen für das Alterthum, für die nie mehr erreichte Culturblüthe ihrer Nation tritt uns in zwei Richtungen vor Augen, einerseits eben in der Ausgrabungsthätigkeit, die von dem richtigen Gedanken geleitet wird, daß Tempel- und Palastruinen, Statuen, die Erzeugnisse des Kunstgewerbes, Inschriften deutlicher die große Ver-

gangenheit des Volkes belegen als das Wort der alten Schriftsteller; dann in dem Kampfe zwischen Volkssprache und Schriftsprache, zwischen Romäisch und Hellenisch, welches letztere, ein Kunstproduct, sich dem Altgriechischen mehr oder weniger nähert. In der Literatur, in der Kammer, in allen offiziellen Schriftstücken kommt das Hellenische fast ausschließlich zur Geltung, auf Karten werden die modernen Ortsbezeichnungen durch die antiken wieder verdrängt, was für den Fremden sicher manche Unannehmlichkeit nach sich zieht, und auch im mündlichen Verkehr wird die Schriftsprache je nach der Bildung des Sprechenden und dem Gegenstande des Gespräches verwandt. Die herrschende Ansicht sieht jedenfalls noch in der Sprache eines Sophokles, Plato, Demosthenes das zu erstrebende Ideal des Griechischen, wenn auch, wie ein berufener Kenner urtheilt, in der Theorie schon die Majorität der Stimmfähigen von der früheren Abneigung gegen die Vulgärsprache zurückgekommen ist.

Ausgrabungen werden im Auftrage der griechischen Regierung, vor allem aber von der griechischen archäologischen Gesellschaft zu Athen unternommen, welche auch für die Regierung die Kosten zum größten Theil beitreitet.

Das Verdienst die Arbeiten nach festem Plane mit frischer Kraft gefördert zu haben, gebührt dem Dr. P. Kabbadias, dem Generalaufseher der Alterthümer Griechenlands (γενικός έφορος των αρχαιοτήτων), welcher seit 1885 als Nachfolger von Stamatakis die Seele der seit der Aera des Cultusministers Boulpiotis üppig sich entfaltenden, auf die Erforschung der antiken Cultur des hellenischen Volkes gerichteten Bestrebungen der Regierung ist.

Die Hauptthätigkeit des griechischen Unterrichtsministeriums, wobei dasselbe von der griechischen archäologischen Gesellschaft, von dem deutschen Institut und den drei fremden archäologischen Schulen in Athen, der französischen, englischen und amerikanischen, rege unterstützt wurde, erstreckte sich auf die Burg und den Markt von Athen, in erster Linie auf die Burg; und hier haben die Aufräumungsarbeiten unter der Oberleitung von Kabbadias in den letzten Jahren zu ganz überraschenden Ergebnissen geführt. Während der Jahre 1882—1889 handelte es sich nämlich um nichts geringeres als um die Herstellung der alten Akropolis nach Niederlegung des nachhellenischen (mittelalterlichen und modernen) Mauerwerkes, welches nur in Abbildungen erhalten bleiben sollte. Jetzt erst, wo die Ausgrabungen im Wesentlichen beendet sind, übersieht man nach dem Bilde, welches die von Kawerau und Kabbadias angefertigten Pläne geben, die ungeheuren Umgestaltungen, welche mit der Burg, dem nationalen Heiligthum des attischen Staates vor sich gegangen sind. Nicht nur kommt die Akropolis in ihrer antiken Erhabenheit, deren Wirkung nicht mehr durch die unschönen Mauern der türkischen Bastionen gehemmt wird, voll und ganz zur Geltung, namentlich erfreut das Auge jetzt der

Blick auf den westlichen Ausgang zur Burg, auf die Propyläen; die letzten Jahre haben auch eine bedeutendere Erweiterung unserer Kenntniß der archaischen (vorpersischen) Kunstdenkmäler, welche sich einst auf der Burg der Athener befanden, gebracht als vergangene Jahrzehnte oder Jahrhunderte zusammengenommen. Bekanntlich ist in den Jahren 480 und 479 Athen mit der Akropolis von den Persern in einen Trümmerhaufen verwandelt worden; Thukydides berichtet, daß nur wenige Häuser stehen blieben, nämlich die, in welchen die vornehmsten persischen Offiziere gewohnt hatten. Erst Kimon begann mit der Befestigung und Bebauung der Akropolis, welche Perikles zu ideal-schöner Vollendung führte; die Ueberreste aus der Peisistratidenzeit mußten damals als Grundlage für die neuen Bauten dienen. Der griechischen Generalexhortie der Alterthümer ist es nun in der jüngsten Gegenwart gelungen, den sogenannten Perserschutt bei Seite zu räumen, und da, wo wir gewohnt waren die Prachtbauten eines Perikles zu bewundern, kamen beträchtliche Reste von großen Bauwerken und Giebelreliefs, eine Menge von Statuen, Bronzen, Terracotten, Vasen zum Vorschein, welche theils als die Spuren der durch das siegreiche Perserheer im Jahre 480 verübten Verwüstung anzusehen sind, theils einer diesem Ereigniß um Jahrhunderte vorausliegenden Zeit angehören. Die Akropolis mit ihren Museen kann man jetzt Dank Rabbadias' und Dörpfelds rüstiger Thätigkeit als eine auf Jahrzehnte ergiebige Fundgrube für die archäologische Wissenschaft ansehen.

Reste der ältesten Ansiedlungen sind in der pelasgischen oder tyklopiischen Festungsmauer zu Tage getreten, welche wie später der Kimonische und Perikleische Mauerring die Burg von allen Seiten umgab und am westlichen Ausgang als dem für feindliche Angriffe geeignetsten die mächtige Stärke von fast 6 m aufweist; ferner in den Fundamenten pelasgischer Häuser im Osten und im Süden der Akropolis, aus Bruchsteinen und ungebrannten Lehmziegeln, 9 1/2 m unter dem Niveau des Parthenon, zuweilen mit Ueberbleibseln von Werkzeugen und Geräthen, in den Gräbern mit Vasenscherben mykenischer Technik. Im Jahre 1887 stieß man östlich neben dem Erechtheion auf die Mauern des alten Palastes der Landeskönige, auf das „feste Haus des Erechtheus“ mit dem Altar des Zeus Herkeios in der Mitte des Hofes; seinem Grundriß nach entspricht dieser Palast dem Hause der heroischen Könige in Tyrus, Troja und Mykenä, seiner Entstehung nach ist er wohl auch der 2. Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. zuzuweisen. Auch der nördlich vom Parthenon gelegene, noch unter die Korenhalle des Erechtheusheiligthums reichende alte Tempel der Athena Polias, der von den Persern bis auf die Cella zerstört wurde, ist im Jahre 1885 aufgedeckt worden; seinen bildnerischen und architektonischen Schmuck verdankt er dem für den Cult der Athena eifrig bemühten Tyrannen Peisistratos, — derselbe hat zu Ehren der Athena, seiner Schutzgöttin, die großen Panathenäen eingeführt — wäh-

rend das Tempelhaus, dessen Anlage für den Parthenon vorbildlich war, einer früheren Zeit angehören mag. Dörpfeld meint, daß in dem Doppelgemach im Innersten dieser Cella das Schatzhaus der Athener (ὁ θησαυροφυλάκιον) zu suchen sei, nicht, wie man bisher annahm, in der westlichen Vorhalle des Parthenon. Nach den im Berserschlutt gefundenen, aus attischem Kalkstein (Poros) gefertigten Hochreliefs ist ersichtlich, daß vor der Katastrophe des Jahres 480 auch noch andere Heiligthümer, darunter ein Heraklestempel die Burg der Athener geschmückt haben. Denn zur freudigsten Ueberraschung aller Kenner und Liebhaber der antiken Kunst wurden im Jahre 1882 zwei farbige Giebelreliefs aus Porosstein aus der Schuttschicht hervorgezogen, von denen das eine besser erhaltene den Kampf des Herakles gegen die neunköpfige lernäische Hydra, das andere das Ringen desselben Helden mit einem Triton, einem schlangenartiges Ungeheuer mit Fischschwanz und menschlichem Kopf und Oberkörper darstellt.*) Im Verlaufe der Jahre 1887 und 1888 wurden aus derselben schützenden Decke zwei noch größere bunte Giebelgruppen in Hochrelief ausgegraben, — jeder der beiden Giebel maß etwa 1 m Höhe zu 8,50 m ganzer Länge — welche wahrscheinlich einem und demselben Tempelgebäude angehörten. Wir sehen wiederum diesen merkwürdigen Kampf zwischen Herakles und dem Triton, nur in umgekehrter Richtung von links nach rechts sich abspielend, und auf der andern Seite den Kampf des Göttervaters Zeus gegen den Typhon, die Personifikation der vulkanischen Gewalt, ein geflügeltes, in Schlangenleiber ausgehendes Ungeheuer mit drei härtigen Köpfen und drei männlichen Oberkörpern, während links daneben der Zeussohn Herakles in der bekannten Ausrüstung, nämlich seine Keule schwingend und in ein Löwenfell gehüllt, gegen die Schlange Echidna losstürmt. In diesen Giebelgruppen besitzen wir die ältesten auf uns gekommenen, vielleicht aus der Zeit des Solon stammenden Werke der einheimischen attischen bildenden Kunst, Skulpturen, noch unbeeinflusst von der feinen Technik, welche aus dem jonischen Asien über die Inseln des ägäischen Meeres in Attika eingeführt wurde. Besonders werthvoll werden diese Funde dadurch, daß sie uns den älteren Brauch der Giebelverzierung durch Reliefs, noch nicht durch freistehende Figuren mit neuen reichen Beispielen belegen, ferner daß sie uns deutlich die Verbindung der Malerei mit der Bildhauerkunst beweisen; noch heute nach etwa 2500 Jahren sind die Farbspuren auf der Gewandung und den Körperteilen der Figuren sichtbar. Am Typhon z. B. umrahmen blaues, über der Stirn steil emporstehendes Haar — der mittlern der drei Köpfe hat weißes Haar — blauer Kinn-, Backen- und Schnauzbart — daher wurde von den Arbeitern der zuerst gefundene Kopf „Blaubart“ genannt — ein rothes Gesicht, dessen gelbes, mit grüner Fris und schwarzer Pu-

*) Vielleicht haben wir hier Reste des Giebelschmuckes eines Herakleions vor uns.

pille bemaltes, von schwarzen Lidern und schwarzen Brauen bedachtes Auge, verbunden mit einem grinsenden Lächeln, die ganze Erscheinung zu einer im höchsten Grade grotesken und abenteuerlichen stempeln. Am Leibe der Echidna wechseln roth, weiß und blau mit einander ab. Der Reliefgrund ist farblos gelassen worden. Man muß gestehen, ein farbenprangendes Bild hat der Künstler geschaffen, wenn auch nicht ein naturwahres. Auch vom Athenatempel des Peisistratos, mit dessen Bauhätigkeit die Verbreitung der von den Inseln herübergekommenen feineren Bearbeitung des Marmors zusammenhängt, sind 1882 Bruchstücke von Giebelfiguren gefunden worden, welche Athena (und andere Götter) im Gigantenkampfe darstellen; ebenso sind die Reste eines Porosreliefs von dem Giebel des derselben Zeit des Peisistratos angehörigen ältesten Dionysostempels erhalten, dessen Fundamente unter dem jüngeren Dionysostempel am Südostabhange der Burg in der Nähe des Dionysostheaters freigelegt worden sind. Hieran schließt sich (seit 1885) eine beträchtliche Anzahl lebensgroßer archaischer Porträtstatuen, wahrscheinlich Priesterinnen der Stadtgöttin darstellend, ebenfalls mit Farbspuren (grün und roth), gekennzeichnet durch Unproportionalität der Glieder, winklige Stellung der Augen, typisches Lächeln des Mundes, lang geflochtenes, perrückenartiges Haar, lange, ängstlich stilisirte Gewandung; ferner eine Reihe bemalter Bauglieder (aus Porosstein) von Tempeln und den älteren Propyläen, so daß unsere Kenntniß von der Polychromie der antiken Bau- und Bildwerke hier durch die Funde auf der Akropolis in kurzer Zeit eine unerwartet bedeutende Bereicherung erfahren hat.

So hat der Perserschutt wie eine schützende Decke Reste einer alten Cultur aufbewahrt, die mit eigenen Augen zu schauen wir kaum hoffen konnten; er dient zugleich als chronologische Schicht, so daß wir für alle diese Funde eine unumstößlich sichere untere Zeitgrenze angeben können.

Die Ausgrabungen der Generalexhorie auf der Akropolis haben auch für die Kunstdenkmäler aus Perikleischer und nachperikleischer Zeit zu wichtigen neuen Ergebnissen geführt. Der Lauf des Kimonischen und Perikleischen Mauerringes kann jetzt überall deutlich nachgewiesen werden; für die Reconstruction der Propyläen sind neue ausschlaggebende Anhaltspunkte durch die Freilegung der Fundamente und durch den Abbruch der mittelalterlichen Baureste gewonnen worden; die Arbeiten des Winters 1888/89 haben nach dem Urtheil Dörpfelds, welchem sich allerdings Curtius nicht anschließen will, bewiesen, daß es auf der Burg niemals einen Tempel der Athena Ergane, der Göttin des Handwerks und der Kunstthätigkeit, gegeben habe; an der Stelle, wo man diesen Tempel suchte, am Südrande der Akropolis, westlich vom Parthenon, ist ein großes, Ende des 5. oder Anfang des 4. Jahrhunderts erbautes Gebäude zum Vorschein gekommen, nämlich die lang gesuchte Chalkothek, das Kriegszarsenal des attischen Staates, welches man lange Zeit allgemein in die Südostecke der

Burg verlegte und noch vor zwei Jahren in einem Bau an der nördlichen Burgmauer nordöstlich von den Propyläen gefunden zu haben glaubte. Eine kürzlich entdeckte Inschrift giebt erwünschten Aufschluß über die Entstehungsgeschichte und den Aufbau des Erechtheions; ein dreieckiges Reliefbruchstück, welches bei der Chalkothel aus dem Schutte ans Licht gezogen wurde, ergänzt diejenige Platte vom Ostfries des Parthenon, auf welcher Zeus, Hera und eine hinter der letzteren stehende beflügelte Göttin, Nike (oder Iris), dargestellt sind; das Fragment enthält den Kopf der Nike, den sichtbaren Theil des rechten Flügels und die emporgehobene linke Hand. Endlich sind östlich vom Parthenon die Fundamente eines kleinen Rundbaues zu Tage getreten, wahrscheinlich die Reste des Tempels der Roma und des Augustus (1887). Diese Ausgrabungen auf der Akropolis, welche Schätze griechischer Kunst ans Tageslicht förderten, wie sie in der archäologischen und kunstliebenden Welt noch nicht bekannt waren, sind das Hauptverdienst der griechischen Generalexhorie. Augenblicklich ist dieselbe damit beschäftigt, die Grabhügel Attikas, einige von Neuem systematisch zu erforschen, nachdem sie im vergangenen Sommer (1889) das Heiligtum der Herrin Persephone bei der im südlichen Arkadien gelegenen Stadt Lykosura aufgedeckt hat. Außer andern Funden lohnten hier die Arbeiten bedeutende Statuenfragmente, vielleicht von der Gruppe herrührend, welche der uns bisher nur aus Schriftquellen bekannte messenische Künstler Damophon für diesen Tempel angefertigt hatte.

Daß an den Ausgrabungen auf der Akropolis der griechischen archäologischen Gesellschaft zu Athen ein ganz hervorragender Antheil zukommt, ist bereits erwähnt worden. Diese Gesellschaft (*ἡ ἐν Ἀθήναις ἀρχαιολογικὴ εἰταιρία*), welche sich aus Männern der besten Kreise zusammensetzt, steht im Mittelpunkt aller auf die Erforschung des Alterthums gerichteten Bestrebungen des hellenischen Volkes, überall stößt man auf die Spuren ihrer rüstigen und ertragreichen Thätigkeit; und was der beste Beweis für das von den Neugriechen diesen Forschungen entgegengebrachte rege Interesse ist, sie bestreitet die Kosten für die Ausgrabungen, welche durchschnittlich 30—40000 Mk. im Jahre betragen, durch freiwillige Beiträge. Dazu kommen noch mancherlei andere, auch nicht unbedeutliche Ausgaben, so für die Erhaltung der an Ort und Stelle befindlichen Denkmäler, für den Ankauf von Antiken, für Ordnung der Museen und der Bibliothek, für die Herausgabe der Zeitschriften, für die Besoldung der Ephoren, der Leiter der Ausgrabungen, und der Rhylates, der Vorsteher der Provinzialmuseen.

Wohl die Hälfte der genannten Summe ist in den letzten Jahren für die Arbeiten auf der Akropolis verwendet worden. Steigt man in die Stadt hinab, so begegnet man der Thätigkeit der Gesellschaft auf der Agora am Dippylon, dem nordwestlichen Doppelthore Athens, wo die alterthümlichen Dippylonvasen, die Vertreter des geometrischen Kunststiles,

in Menge zu Tage getreten sind, ferner auf dem öffentlichen Begräbniß-
 plätze der im Kampfe gefallenen Krieger, im äußeren Kerameikos, wo
 Gräber aus macedonischer und römischer Zeit durchforscht wurden, und
 dann im entgegengesetzten Südostende der Stadt im Bezirke des olym-
 pischen Zeus, am Olympieion, dem größten Tempel auf europäischem
 Boden, welcher erst von dem römischen Kaiser Hadrian vollendet wurde,
 nachdem bereits der athenische Tyrann Peisistratos und der syrische König
 Antiochos IV. Epiphanes daran gebaut hatten.

Ueber das ganze Königreich breitet die Gesellschaft ihre Wirksamkeit
 aus, Ephoren leiten im Auftrage derselben die Ausgrabungen. So
 traten in Olympia seit 1884 die Ephoren Demetriades und Philios an die
 Stelle der Deutschen, allerdings weniger, um neue Schätze zu heben, als um
 für die Erhaltung der Ruinenstätte und die zweckmäßige Aufbewahrung der
 Skulpturen, Architekturfragmente sowie der übrigen Funde zu sorgen. In
 Mykenä hat sich der Ephoros Tsuntas als ein würdiger Nachfolger Schlie-
 emanns bewährt. Dieser junge, schon öfters erprobte Archäologe hat im
 Jahre 1886 den alten Königspalast ausgegraben, welcher seiner Anlage
 nach mit den Herrscherhäusern in Troja, Tyrus und auf der athenischen
 Akropolis übereinstimmt, und dessen aus Quadern und Längshölzern
 konstruirte Hofmauer nach Dörpfelds Urtheil lebhaft an die von den
 Phönikern aus je drei Quaderschichten und einem Balken aus Cedernholz
 erbaute Mauer um den Hof des Salomonischen Tempels in Jerusalem
 erinnern soll. In den Jahren 1887 und 1888 hat Tsuntas in der Unter-
 stadt von Mykenä einundfünfzig prähistorische Felsengräber (in die Felsen ein-
 geschnittene Kammern) und ein Kuppelgrab aufgedeckt, welches sich den sechs
 bereits bekannten, früher Schacht Häuser genannten Tholosbauten anschließt.
 Vier von diesen großen Kuppelgräbern sind noch gar nicht erforscht, eins
 ist von Frau Schliemann ausgegraben worden, und eins ist das schon
 1878 von der griechischen archäologischen Gesellschaft freigelegte fogenannte
 „Schachthaus des Atreus.“ Alle diese Gräber gehören derselben Cultur-
 periode an, wie der Palast und die sechs Schachtgräber auf der Burg mit
 ihrem erstaunlich reichem Goldschätze, in denen Schliemann die Gräber
 des Agamemnon, der Kassandra und ihrer mit ihnen von Klytämnestra
 und Aegisthos ermordeten Begleiter erkennen wollte. So haben die Ar-
 beiten der griechischen archäologischen Gesellschaft die Forschungen Schlie-
 emanns zum Abschluß gebracht, dieselben bestätigend und erweiternd. Ihre
 reichen Funde, Palast- und Gräberbauten, Wandmalereien, Waffen,
 Schmuckgegenstände, Thonwaaren, waren geeignet, in manchen Punkten
 das Dunkel, welches über die in ganz Ostgriechenland, auf den Inseln
 und an einigen Stellen des westlichen Klein-Asien ungefähr für die Mitte
 und das Ende des 2. Jahrtausends nachweisbare „mykenische Cultur“
 ausgebreitet war, aufzuhellen. Freilich ob diese Denkmäler von Griechen,
 vielleicht von den Achäern, den Vorgängern der Dorer in der Besiedelung

des Peloponnes, oder von den indogermanischen Karern und Lykiern oder, von den semitischen Phönikern*) hinterlassen worden sind, darüber gehen die Ansichten noch weit auseinander; ja, es ist sogar von zwei Petersburger Gelehrten, Stephani und Schulze, unter Berücksichtigung der in den südrussischen Gräbern (Kurganen) gemachten Funde allen Ernstes behauptet worden, daß die mykenischen Schachtgräber von den Herulern herrühren, welche im Jahre 267 n. Chr. aus dem Asowschen Meere absegelten, um sich neue Wohnsitze zu suchen, und dabei ganz Griechenland bis nach Sparta zehend und brennend durchzogen. Wir sehen die Fäden, welche sich in jener alten Zeit über das ägäische Meer spannten und zu einer Mischcultur von stark orientalischem Gepräge sich vereinigten, ohne sie entwirren zu können, bis neue Funde uns neue Wege weisen werden. Um die Mitte des vergangenen Jahres (1889) ist von Tsuntas im Auftrage der griechischen archäologischen Gesellschaft bei Vasio in der Gegend von Amyklä, südlich von Sparta, ein Kuppelgrab ausgegraben worden, welches derselben „mykenischen Periode“ angehört und seinem Inhalte nach an goldenen und ehernen Waffen, Gefäßen und Geräthen, an geschnittenen Steinen das reichste und für das Studium dieser Zeit werthvollste unter den bisher aufgedeckten Tholosgräbern ist.

Von größeren Aufgaben, welche die griechische archäologische Gesellschaft längere Zeit in Anspruch nahmen, sind noch zu erwähnen die Ausgrabungen bei Epidaurōs, in Eleusis und bei Dropos. Epidaurōs, von Athen aus auf bequemer Segelfahrt über den Meerbusen von Aegina leicht zu erreichen, war im Alterthum eine Heilanstalt ersten Ranges. Seine Bedeutung verdankte es der gesunden, klimatischen Lage, der medicinischen Tüchtigkeit der Priesterschaft des Asklepios und dem Glauben an die Allmacht der Heilgottheiten. Namentlich die Wunderkuren führten die Hilfesuchenden hier in Menge zusammen; drei Stelen mit Krankheits- und Heilungsgeschichten in dortigem Dialekt sind auch hier gefunden worden, welche in der Säulenhalle des Allerheiligsten, des Ἄβαντος, aufgestellt waren. Die Leitung der Ausgrabungen war Kabbadias und nach dessen Ernennung zum Generalephoros der Alterthümer, seit 1885 dem Ephoren Staes anvertraut. Die Kuranstalt, der heilige Bezirk des Asklepios, liegt gegen zwei Meilen von der Hafenstadt, nach welcher sich die Promenadenwege für die Patienten ausdehnten, entfernt; dort sind außer den eigentlichen Kurhäusern und Bädern der Tempel des Asklepios und der Hygieia, ein Heiligthum der Artemis, der prächtige, an auffallenden Neuerungen reiche Rundbau (Schatzkammer, Tholos), des großen Polyklet, ferner das Theater des Polyklet, das größte aller bisher ausgegrabenen

*) Dörpfeld vergleicht die Festungsanlage von Tiryns mit der der Akropolis (Akras) von Karthago und sieht in derselben ein Werk phöniciſcher Baukunst. Schliemann hielt Tiryns und Mykenä für phöniciſche Anſiedelungen.

Theater, und das Stadion, welche zur Zerstreung oder geistigen Anregung der Kranken dienten, und die Fundamente noch anderer Bauten bloßgelegt worden, zumeist wunderbar schöne theils aus der Blüthezeit der griechischen Kunst, theils aus den Tagen des Kaisers Antoninus Pius stammende Gebäude, und außerordentlich reich war die Ausbeute an statuarischen und epigraphischen Funden.

In Eleusis, bekannt und berühmt durch die hier gefeierten Mysterien, welche von reinsten sittlich-religiöser Anschauung getragen den Menschen der Gottheit nahe bringen sollen und ihm ein ewiges glückseliges Leben gewährleisten, hat der Ephor Philios seit 1884 den ganzen mit einer Umfassungsmauer und gewaltigen Rundthürmen umgebenen, festungsartigen Tempelbezirk aus Schutt und Trümmern erstehen lassen, so daß wir uns jetzt nach Abschluß der Hauptarbeiten (seit 1888) ein deutliches Bild von dieser den beiden Göttinnen Demeter und Persephone geweihten Derislichkeit machen können, ein Bild, dessen Züge freilich mehr aus der Zeit der Römer entnommen sind, als aus den Tagen der nationalen Blüthe Griechenlands. Denn die Mehrzahl der Gebäude, darunter auch die „großen Propyläen“, welche dem athenischen Prachtbau gleichen, stammt aus der römischen Kaiserzeit, namentlich aus der Zeit des Hadrian. Von älteren Bauten sind zum Glück die wichtigsten aufgedeckt worden, so wurden die Fundamente und Bruchstücke des alten von Peisistratos angefangenen Weihetempels gefunden (1885), welchen die Perser im Jahre 480 verbrannt hatten; so wurde der große von Iktinos, dem Architekten des Perikles, erbaute Demetertempel ausgegraben (1884), welcher erst den Gothenhorden Alarichs zum Opfer gefallen war. Auch ein besonders werthvoller statuarischer Fund wurde 1885 in Eleusis gemacht; der griechischen archäologischen Gesellschaft verdanken wir nämlich den Besitz des zweiten Originalwerkes des Praxiteles, dem späteren Schaffen dieses hochgefeierten Künstlers angehörig, den Marmorkopf des Eubuleus, einer den unterirdischen, in Eleusis verehrten Göttern Pluto, Demeter und Kore nahestehenden Gottheit. Dieser Marmorkopf schmückt jetzt das Nationalmuseum in Athen, während der Hermes des Praxiteles, sein Hauptwerk, welcher 1877 bei Gelegenheit der deutschen Ausgrabungen zu Olympia gefunden wurde, aus dem Olympiamuseum auf die alte Feststätte blickt.

Gegen Ende des Jahres 1887 wurden die Forschungen der griechischen archäologischen Gesellschaft im Drakelsitz des Amphiaraios bei Dropos abgeschlossen, jener von Athenern und Böotern viel umstrittenen Stadt, in deren Nähe der Seher Amphiaraios nach dem für die sieben Helden unglücklichen Kriegszuge gegen Theben auf der Flucht sammt seinem Wagen von der Erde verschlungen worden sein soll. Im Heiligthum, dem Amphiareion, lohnten zahlreiche inschriftliche, statuarische und architektonische Funde die Arbeit des Ephoren Leonardos; besondere Erwähnung verdient die Entdeckung des von den alten Autoren nicht erwähnten Theaters (1886),

dessen aus griechischer Zeit stammendes Bühnengebäude das am besten erhaltene von allen bisher ausgegrabenen Theatern ist (in Epidaurus, Theßpiä, Athen, im Piräeus, in Assos) und daher unser Wissen vom antiken Theaterbau wesentlich gefördert hat.

Weit ausschauend war der Plan, welchen die Gesellschaft im vorigen Jahre ausführen wollte, die Ausgrabung von Delphi; zu diesem Zwecke mußte zunächst das Dorf Kastri, welches an der Stelle des alten Delphi liegt, angekauft und abgetragen werden. Aber leider ist derselben der Versuch, die nöthigen Mittel durch eine Anleihe in Wien zusammenzubringen, mißglückt; sollte jedoch noch die Aufdeckung der pythischen Orakelstätte gelingen, so würde dies ein Unternehmen von ähnlicher weittragender Bedeutung sein wie die Ausgrabung Olympias durch die Deutschen. *)

Daneben ist die Gesellschaft noch an vielen andern Stellen kürzere Zeit thätig gewesen; Dieselbe hat Tjuntas in Eretria auf Suböa eine größere Anzahl Gräber untersuchen lassen, bevor sie ihn nach Mykenä entsandte, und hat ihm dann einen Nachfolger gegeben, welchem es möglich wurde im vorigen Jahre zahlreiche goldene und silberne Schmuckgegenstände aus den Gräbern von Eretria nach Athen zu schicken; ihr verdanken wir die hübschen Terrakotten aus dem böotischen Tanagra, auch eine Ausbeute der Gräber; im Piräus wurden Festungsmauern, Schiffshäuser und ein Theater aufgedeckt, im benachbarten Hafensorte Zea ebenfalls ein Theater, in Patras, der bedeutendsten Stadt an der Nordseite des Pelopones, wo sich Schiffahrtslinie und Eisenbahn treffen, wurde im vorigen Jahre ein Odeum aus römischer Zeit ausgegraben.

Neben solchen Entdeckungsarbeiten zieht die griechische Regierung wie die archäologische Gesellschaft durch die praktische Verwaltung und die wissenschaftliche Verwerthung der Funde die Augen der Fremden auf sich; auch auf diesem Gebiete brauchen die Neugriechen ein Vergleich mit den ersten der Culturnationen nicht zu scheuen. In der Sorge für die würdige Aufbewahrung der Denkmälerschätze sieht das hellenische Volk eine Ehrenpflicht; die Publicationen treten nach Inhalt, Druck und Abbildungen den Leistungen anderer Nationen ebenbürtig zur Seite.

Von den drei Staatsmuseen in Athen, welche zum Ressort des Cultusministeriums gehören und von der Generalephorie verwaltet werden, verdankt das eine Akropolismuseum, welches erst 1889 vollendet worden ist, dem jetzigen Generalaufseher der Alterthümer Rabbadias seine Entstehung; das Centralmuseum (τὸ Κεντρικὸν Μουσεῖον) in der Unterstadt, jetzt in Nationalmuseum (τὸ Ἑθνικὸν Μουσεῖον) umgetauft, ist von demselben hochverdienten Manne in den Jahren 1888/89 bedeutend erweitert worden, so daß es

*) Nach den neuesten Nachrichten hat Frankreich gegen Zahlung von 500 000 Fr. von der griechischen Regierung die Erlaubniß erhalten, den Boden Delphis wissenschaftlich zu erforschen.

aufser der Skulpturensammlung auch besondere Räume für alle in Athen gefundenen Inschriften besitzt, welche der Aufsicht des früheren Bibliothekars des deutschen Instituts Dr. Solting unterstellt sind; ja man beabsichtigt sogar die bei den Aufräumungsarbeiten auf der Burg bei Seite geworfenen Stücke aus byzantinischer und türkischer Zeit in einer mittelalterlichen Abtheilung des Nationalmuseums zu vereinen. Außer der baulichen Umgestaltung hat dieses Museum unter der Verwaltungsthätigkeit von Kabbadias in doppelter Hinsicht ein völlig verändertes Aussehen gegen früher erhalten, einerseits wegen des bedeutenden Zuwachses während der letzten Jahre, andererseits wegen der neuen Aufstellung der Denkmäler. Denn nicht nur für diejenigen Gegenstände, welche aus dem Boden der Unterstadt von Athen und ihrer nächsten Umgebung ans Tageslicht gefördert werden, ist dieses Museum der Aufbewahrungsort; auch die Reste des Alterthums, welche die griechische archäologische Gesellschaft, Deutsche und Franzosen, Engländer und Amerikaner bei ihren Ausgrabungen auf dem Festland wie auf den Inseln des Königreiches aus jahrhunderte langem Schlummer wecken, werden, wenigstens die werthvolleren und kunsthistorisch wichtigeren Stücke, dorthin überführt; das übrige nehmen die Provinzialmuseen auf. Nur die Schätze von Olympia hat die griechische Regierung von der Stätte nicht trennen wollen, mit der sie so eng verwachsen sind; außerhalb der Altis, des heiligen Haines des Zeus, auf dem rechten Ufer des Kladeos, erhebt sich seit der Mitte des Jahres 1888 das nach den Plänen Zillers von Syngros erbaute Museum der Olympia-Alterthümer, deren Aufstellung unter der Leitung des Bildhauers Grüttner, eines Schülers von Schaper, vorgenommen worden ist.

Bei der Anordnung der Denkmäler im Nationalmuseum ist für Kabbadias der historische Gesichtspunkt maßgebend gewesen unter Berücksichtigung der lokalen und sachlichen Zusammengehörigkeit. Erwähnt sei hier nur, daß die archaischen Bildwerke der Athenischen Sammlung den Gesamtbesitz aller Museen Europas an derartigen Denkmälern nach Zahl und Bedeutung übertreffen, und daß zu den Schätzen des Nationalmuseums die vielen, bei aller Einfachheit schönen attischen Grabreliefs gehören, meist aus dem 5. und 4. Jahrhundert stammend, welche für das Studium des antiken Privatlebens reiches Material abgeben.

Die beiden Akropolis-museen (*Μουσεία της ακροπόλεως*), welche in der äußersten Südostecke der Athenischen Burg liegen, sind nur für die Kunstwerke von der Akropolis bestimmt. Die in den letzten Jahren gemachten Funde haben dieselben mit Schätzen aus vorpersischer Zeit bereichert, die eine empfindliche Lücke in unserer Kenntniß von der Entwicklung der antiken Kunst unerwartet ausfüllten. Hier begegnen wir den oben erwähnten archaischen bemalten Porträtstatuen, hier den buntfarbigen Poroskulpturen, welche den Kampf des Zeus mit dem Typhon und dem des Herakles mit dem Triton, der Hydra und der Echidna darstellen. Da

aber diese so wichtigen Denkmäler der ältesten griechischen Kunst nur in oft sehr kleinen Bruchstücken aufgefunden wurden, so begann, nachdem die Aufräumungsarbeiten abgeschlossen waren, unter der Leitung der Generalexphorie in den Räumen des kleineren Akropolis-Museums eine neue rührige Thätigkeit, die Fragmente zu ordnen und zu einem Ganzen zusammenzusetzen, außerdem Maßregeln zur Erhaltung der so lange dem Lichte entzogenen Farben, die zu verbleichen drohten, zu treffen; hierin erwarb sich das größte Verdienst der Künstler Kalloudis, unter dessen Händen sich das Zusammenhangs glücklicherweise wieder zusammenfand.

An diese drei Staatsmuseen Athens reiht sich die an Werken der Kleinkunst, an Bronzen und Terrakotten, überaus reiche Sammlung der griechischen archäologischen Gesellschaft, welche im Polytechnikum aufgestellt und der Fürsorge des Directors Athanasios Koumanoudis anvertraut ist. Außerdem zeigt sich die ausgedehnte Wirksamkeit der Gesellschaft auch in der Anlage von Provinzialmuseen (*Μουσεία τῶν ἐπαρχιῶν*), welche von Phylakes verwaltet werden. Diesem Vorgehen ist es ohne Frage zu verdanken, wenn sich das Verständniß für den Werth der Alterthumsforschung unter den Neugriechen immer mehr verbreitet, so daß schon fern von dem Centralsitze aller derartigen Bestrebungen Vereine bestehen, welche, wenn auch mit einem Anflug von Localpatriotismus, der athenischen Gesellschaft nahefeiern. Auf Randia, welche Insel ihrer ganzen Vergangenheit nach zu Griechenland gehört und gerade jetzt die politische Vereinigung mit dem Königreich Hellas erstrebt, hat sich eine derartige archäologische Gesellschaft gebildet, welche unter Leitung von Chazidakis die Kenntniß des alten Kreta wesentlich gefördert hat und unter Anderem seit 1887 bedeutende in der Nähe von Gortyna gemachte Funde aus der mykenischen Kulturperiode in ihrem Museum aufbewahrt. Hier befindet sich auch das oben erwähnte Stadtrecht von Gortyna. Wenn sich diese Gesellschaft mit Schliemann vereint hätte, welcher im Jahre 1889 auf dem Burghügel der Stadt Knossos mit Hacke und Spaten nach dem Palast der alten Landes-könige suchte, so hätte sie sich um die Erforschung der ältesten griechischen Kultur, welche nach der Ueberlieferung in Sage und Geschichte auf der Insel des Minos üppig geblüht, ja sogar vielleicht von hier ihren Ausgang genommen hat, gleich große Verdienste erwerben können wie die athenische Gesellschaft durch die Ausgrabung von Mykenä. Der kretische Boden birgt sicher reiche Schätze aus sehr alter Zeit; sind doch z. B. im Jahre 1877 bei den Grabungen, welche ein angesehenener kretischer Kaufmann in der Nähe von Knossos veranstaltete, viele Vasen der mykenischen Gattung gefunden und Mauerreste eines großen, an den tyrantischen Palast lebhaft erinnernden Gebäudes aufgedeckt worden, in welchem man sogar das Labyrinth des Dädalos erkennen wollte.

Auch in der im östlichen Arabien gelegenen Stadt Tripoliza ist im Jahre 1888 aus Privatmitteln, aber unter staatlicher Leitung nach den

Plänen Zillers ein Museum erbaut worden, welches zunächst die Alterthümer von Mantinea und Tegea, dann überhaupt die im ganzen Peloponnes gemachten Funde aufnehmen soll. In Mantinea waren die Franzosen seit 1887, in Tegea seit 1888 thätig. Die reichhaltigen Ergebnisse ihrer Ausgrabungen in Mantinea sind die Veranlassung für die Gründung des Museums geworden; freilich hat sich dasselbe mit den unbedeutenderen Stücken begnügen müssen, während die kunsthistorisch wichtigeren Denkmäler, in erster Linie die drei im August 1887 gefundenen Reliefplatten, von denen auf der einen der musikalische Wettkampf zwischen Apollo und Marsyas dargestellt ist, die beiden andern aber je drei Mufen enthalten, dem athenischen Nationalmuseum einverleibt worden sind. Diese großen und schönen Skulpturen vom Denkmal der Latona und ihrer Kinder stammen sicher aus dem 4. Jahrhundert v. Chr., man glaubt sogar dieselben auf Praxiteles zurückführen zu dürfen. Den Ausgrabungen der Franzosen auf den Kykladen, welche uns Aufschluß über die hier einst blühenden Kunstschulen gebracht haben, verdankt auch das auf der im Mittelpunkte des Dampfschiffverkehrs des ägäischen Meeres liegenden Insel Syra (Syros) in der Stadt Hermupolis befindliche Museum, welches als Sammelstelle der plastischen und epigraphischen Funde von diesen Inseln dienen soll, den Hauptbestandtheil seiner Schätze.

Die Schriften endlich, durch welche die Neugriechen nach dem Vorgange der andern Nationen die Kenntniß der neu entdeckten Denkmäler in Wort und Bild zu verbreiten bedacht sind, erfreuen sich allgemeiner Anerkennung, namentlich gehören die Abbildungen zu den besten Erzeugnissen der Photographie und des Lichtdruckverfahrens. Auch für das Gebiet der Publicationen ist Kabbadias als Reformator aufgetreten; er hat es 1888 veranlaßt, daß das seit 1885 von der griechischen Generalexhorie in unbestimmten Zeitabschnitten herausgegebene *Δελτίον ἀρχαιολογικόν* von nun an in monatlichen Heften mit einem reichhaltigen und werthvollen Inhalt erscheint, welcher sich aus Nachrichten über Ausgrabungen und Funde im ganzen Königreich, über die Neuerwerbungen der athenischen und der Provinzialmuseen, über die Museumsarbeiten und aus vermischten archäologischen Notizen zusammensetzt. Die von den Beamten der archäologischen Gesellschaft über die von ihnen geleiteten Ausgrabungen erstatteten Berichte sind in den seit 1872 erscheinenden Jahresberichten dieser Gesellschaft (*Πρακτικά τῆς ἐν Ἀθήναις Ἀρχαιολογικῆς Ἑταιρίας*) enthalten, während die Denkmäler in der seit 1883 von der Gesellschaft neu herausgegebenen*) *Ἐφημερίς ἀρχαιολογική* abgebildet sind, welche Zeitschrift namentlich die polychromen Darstellungen in ganz naturgetreuer Weise zur Anschauung bringt. Ein Theil der Funde, in erster

*) Die alte *Ἐφημερίς ἀρχαιολογική* erschien seit 1837, in welchem Jahre die genannte Gesellschaft begründet worden ist.

Linie derjenigen auf der Akropolis wird jetzt auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht in dem seit 1887 in Athen erscheinenden, großartig angelegten Lichtdruckwerke „Die Museen Athens“ von Gebrüder Rhomaidis (Τὰ Μουσεία τῶν Ἀθηνῶν, en réproduction phototypique), zu welchem der von Sabbadias in Angriff genommene Katalog des Centralmuseums die Ergänzung bildet.

Mit so regem Eifer und so glücklichem Erfolge wird die archäologische Erforschung des griechischen Bodens von Deutschen und Neugriechen betrieben. Mit diesen beiden Nationen suchen die Franzosen, Engländer und Amerikaner zu wetteifern, welche alle drei durch archäologische Schulen in Athen vertreten sind, die Franzosen seit 1846 durch die École française d'Athènes (seit 1876 unter den Namen Institut de correspondance hellénique) unter Foucart's Leitung, die Engländer durch die British Archeological School, deren Vorsteher Gardner ist, die Amerikaner durch die American School of Classical Studies, welche erst 1882 eröffnet wurde und vor Kurzem in Waldstein einen ständigen Director erhalten hat. Aus dem freundschaftlichen Verkehr der in Griechenland neben einander wirkenden Institute ist der Wissenschaft schon mancher Vortheil erwachsen. An der Umgestaltung der Akropolis haben auch Vertreter dieser drei Schulen thätigen Antheil genommen; nächst den Deutschen und Neugriechen haben sich die Franzosen durch Ausgrabungen auf griechischem Boden die meisten Verdienste erworben, während das Arbeitsfeld der Engländer und Amerikaner mehr in Klein-Asien zu suchen ist.





Drei Bücher, drei Schicksale.

Von

Ola Hansson.

— St. Léger sur Devay. —

I.

Seit Langem hat die skandinavische Literatur keinen so interessanten und reichen Jahrgang gehabt, wie den Herbst 1890. Um ein Gegenstück dazu zu finden, müßte man auf 1886 zurückgehen, als das nordische Kleeblatt: Garborg, Krogh, Jäger alle drei nordischen Reiche in Feuer und Flammen setzte mit seinen Schilderungen des Christiana-Bohème-Lebens, oder auf die ersten Erntejahre der neuen nordischen Dichtung, als man jedes neue Buch mit derselben Sonntagsanbacht in die Hand nahm, mit der die alte Frau aus dem Volke die große Bibel im gepreßten Einband und Silberspangen aus dem Schrank holt, wenn die Glocken zum Gottesdienste läuten. Dieses eigenthümliche Interesse und die Bedeutung der letzten Buchsaison knüpft sich ausschließlich an drei Arbeiten: „Verschrieben —“ von Holger Drachmann, „An offener See“ von August Strindberg und „Dichterleben in Norwegen“ von Arne Garborg. An und für sich, und vom literarischen Standpunkte aus betrachtet, sind diese drei Arbeiten Werke ersten Ranges, typisch, klassisch, und haben ihren Platz in der ersten Reihe der Production ihrer Verfasser sowohl, wie innerhalb der gesammten neunordischen Literatur. Was dem Genuß derselben sein ganz eigenthümliches Bouquet giebt und was sie alle drei als ein und dasselbe Zeitphänomen kennzeichnet, ist, daß sie alle drei Abrechnungen sind, in welchen jeder einzelne der drei hervorragendsten Schriftsteller der drei skandinavischen Länder sich mit seinem Volk, seiner Zeit und seinem Milieu auseinandersetzt.

Das kleine Skandinavien ist gegenwärtig mit einem jener pygmäischen Apfelbäume zu vergleichen, deren dünne Zweige das Uebermaß der Früchte zur Erde beugt, wenn sie nicht vom Besitzer durch Spaliere abgestützt werden. Die kleinen nordischen Völker — wenigstens zwei von ihnen — haben diese nothwendige Pflege des Cultur- und Literaturbaumes, der, überlastet mit schönen, nährenden Früchten, in ihrem Garten wuchs, außer Acht gelassen, und die Früchte fielen in den Schmutz. Mehr als das: wie ein paar arme Eltern, wenn das Haus schon voller Kinder ist, jeden neuen Ankömmling gleichgiltig oder unwillig empfangen, ihn mit Nachlässigkeit oder Härte behandeln, — so haben die armen Nationen am Nordpol gegen die Letztgeborenen der Cultur verfahren, der barbarischen Sitte des Kinderaussetzens folgend, die seit der Heidenzeit da droben heimisch war. Ihre allzu große Fruchtbarkeit hat sie entweder gefühllos, oder vertilgungslustig gemacht gegen ihre eigenen Abkömmlinge.

Es ist ein tiefgründiges, complicirtes, psychologisches Gesetz, das hierin bestimmend war. Was indessen die Kleinheit und Armuth der Nationen vorbereitet als eine vorhandene Disposition, das hat die durchaus unproportionirte Größe der literarischen Persönlichkeiten vollendet. In der nordischen Hütte ist der Raum knapp und das Dach niedrig — menschliche und geistige Individualitäten wie Drachmann und Strindberg sind mit dem Kopf durch das Dach gewachsen und haben den kleinen Hausrath der Hütte mit ihren großen Geberden durcheinander geworfen.

Dänemark, das heißt ein Paar kleine Inseln und eine etwas größere Halbinsel, lebt sein prekäres Leben durch und trotz seines krankhaft großen Herzens, der Hauptstadt Kopenhagen, und dieses Kopenhagen ist eigentlich nichts als ein Café, wo alle Einwohner des Orts sich jeden Abend zu ihrem Bier und ihrem Klatsch versammeln, und wo ein unregelter und titanischer Drachmann jeden Abend Skandal machen kann vor allem Volk. Schweden ist wie eine lange Geschichte mit Lücken: zerstreute Kleinstädte und weite Einöden, kleine Gemeinschaften und große Distanzen, in denen jede Gemeinschaft ein Einsiedlerleben führt und jeder Laut sich in den endlosen Abhängen verliert. Wenn Strindberg Europas und seines eigenen Neuwelt-Geistes Neuigkeiten per Telephon mittheilen will, findet er ein Dunkel ohne Leitungen. Norwegen schließlich mit seiner Hauptstadt von fremden Kolonisten und seinem Hinterland dummscholarer Bauern, — was hat Norwegen mit Garborg zu thun, dem naïv-lächerlichen, ehrlichen Bauerntölpel für die Christiania-Bourgeoisie mit den „plattdeutschen Namen“ und dem Freidenkerauswärtigen für die Dorfintelligenz.

II.

Holger Drachmanns literarisches Hervortreten datirt sich aus der ersten Epoche der neuen skandinavischen Dichtung. Drachmann ist einer von den Veteranen. Er hatte den Pinsel geführt, ehe er zur Feder griff; aber

das Schilderungsobject blieb unverändert beim Vertauschen der Schilderungsmittel: das Meer. Der junge talentvolle Marinemaler wurde der genialste Marinepoet, den Scandinavien gehabt hat. Drachmann hat einmal vom Meer gesagt, daß es das ewig Wechselnde sei, „wechselnd wie das eigene Gemüth des Dichters.“ Drachmanns eigene Seele, die des Menschen sowohl wie die des Dichters, hat auch wirklich immer diese Verwandtschaft und Art verrathen; sie war immer ein ungreifbares wechselndes Lichtspiel auf einem horizontlosen Spiegel, Licht und Schatten in unvermittelten Uebergängen und den delikatesten Vertonungen, eine Welle in der Sommersonne, ein Ocean unter'm Sturmgewölk, eine Brandung bei nächtlichem Gewitter.

Drachmanns erste Dichtung war Lyrik, Stimmungen vom Meer mit einem leichten Ballast allgemein jugendlichen Revolutionsgeistes. Drachmanns ganze spätere Production, wie bunt und ungleichartig sie auch erscheinen mag, ist nur eine Mannigfaltigkeit von Stengeln, welche Blumen von verschiedener Farbe tragen, aber alle aus derselben Wurzel, aus demselben Keim hervorgewachsen sind. Er hat Gegenwartsromane, historische Abenteuer, moderne Salonschauspiele, Märchendramen, Reiseschilderungen, polemische Novellen geschrieben. Aber überall ist seine Dichtung Lyrik, in einen Buch in Versen, in anderen Buch in Prosa, am häufigsten Verse und Prosa durcheinander, — ganz subjectiv und ganz Stimmung, chaotisch und reich, ohne Uebersicht und Zusammenhang in der Psychologie, ohne beherrschten Plan in der objectiven, technischen Composition. Fast überall kehrt er zum Meer zurück, entweder um in Versen dessen Natur in ihren verschiedenen Stimmungen, oder um in Novellen das Leben der Menschen auf ihm und an ihm, das Leben der Fischerbevölkerung zu schildern, oder um, wie in der „Tochter der Wasser“ in einem historischen Roman, der wie ein Märchen schließt, es in einer großartigen Phantasiegestalt zu symbolisiren.

Der revolutionäre Geist in Drachmanns ältesten Gedichtsammlungen erhielt sich allerdings nicht. Er war nicht das Werk der Ueberlegung, oder der persönlichen Erfahrung, nicht eine Lebensanschauung, sondern bloß eine Stimmung. Sie kam und ging wie andere Stimmungen, lebte das Eintagsleben der Stimmung und verschwand. Die See ist ja auch nicht immer Wogen und Sturm, auch ihre Wellen plätschern gern in den idyllischen kleinen Buchten und strecken sich träge im Sonnenbad eines Sommertags. Zu der Zeit, als Drachmann seine ersten Gedichte schrieb, lag es in der Luft Freiheitsfreund zu sein, ungefähr wie im Deutschland von 1848. Zur selben Zeit wurde in Scandinavien die Forderung aufgestellt, daß auch die Muse Magd im Dienst der demokratischen Arbeit sein solle: Die Dichtung sollte die actuellen Fragen behandeln, und „Probleme zur Debatte bringen.“

Drachmann, wie alle anderen, folgte der Strömung, gehorchte dem Wort; auch seine Production beschäftigte sich mit Problemen, nicht bloß mit denen, die organisch aus seiner Persönlichkeit gewachsen waren, sondern

auch mit denen, die auf Volksversammlungen, in Discussionsclubs und Reichstagsitzungen gewogen und gehandhabt wurden. Da er indessen ganz und ausschließlich Stimmungsmensch war, ganz in dem Glauben des Augenblicks aufging, unvermögend war, entgegengesetzte Einflüsse und Standpunkte gegen einander abzuwägen, konnte er in seiner Dichtung blos heute die eine, morgen die andere Tageslosung geben und beide trieben steuerlos auf den Wogen, die die natürliche Daseinsform seiner Seele waren. Mitten hineingeschleudert in das sterile kleinliche Gezänk, aus dem nun seit ein paar Jahrzehnten Dänemarks öffentliches Leben bestanden hat, von der einen Partei zur anderen geworfen und wieder zurückgeworfen wie ein treibendes Boot, ein Spielball für alle Stimmungswinde, um seine Illusionen betrogen auf jedem Strande, wo er landete, immer aber mit allen Segeln auf und immer die Seele voll guten Windes, konnte er es nicht vermeiden, den Eindruck eines Wetterhahns, eines einfachen Strebers zu machen, wenn er an dem einen Tage vollkliche Weisen für die Linke schrieb und am anderen Tage patriotische Hymnen für eine Befestigungsversammlung der Rechten dichtete. Denn alle Parteien nützten diese lyrische Goldader aus, die Dänemarks reichste seit Dehlenschläger ist, und der Dichter bekannte jedesmal Farbe in ihrem schreiendsten Extrem, vom socialdemokratischen Roth durch das liberale Grau bis zum äußersten Gegensatz, dem Estrupschen Erzkonservatismus, für den er Gedichte über das Thema: Gott, König, Vaterland zu den resp. Festmitten verfaßte.

Es ist dieses, sein eigenes Schicksal, was Drachmann in seinem neuen Buch schildert; und indem er sich selbst vertheidigt, hält er ein fürchterliches Gericht über die Gesellschaft und die Zeit, in der er wachsen mußte.

„Verschrieben —“ ist ein enormes Buch von zwei Bänden und 900 Seiten, ein Umfang, der in Deutschland viel weniger auffallend ist, als in Skandinavien. Der Verfasser nennt das Buch selbst einen Roman, aber das ist ein ganz zufälliger Titel. Das erste Kapitel spielt vor ungefähr 15 Jahren, und das Schlußkapitel nach ungefähr 10 zukünftigen Jahren. Es ist mit „Verschrieben —“ wie mit einem Regenwurm, man kann ihn in soviel Stücke schneiden, wie man Lust hat, jedes Stück regt sich ebenso lebendig, wie vorher. Die Arbeit ist wie ein kostbarer Vorhang, in zwei Mustern gewoben, die regellos durcheinander geworfen sind, auf der einen Seite Wirklichkeitschilderung, Satire, Persiflage, auf der anderen Poesie, Traum, Phantasie, Phantastik, zu Gedichten gewordenes Vogelgezwitscher in der Seele, Sommernachtsmondschein zu Menschen verdichtet, Zukunftsgefühle mit ebenso illusorischer Anschaulichkeit ausgemalt, wie Stücke aus dem gegenwärtig vorhandenen Milieu. Man weiß nicht, wo der Naturalismus aufhört und wo die Romantik anfängt, ebenso wenig, wie man sehen kann, wo die eine Welle im Meere endet und die andere beginnt. Die Beleuchtung der Wirklichkeit mischt sich mit der des Traumes auf dieselbe Art, wie wenn der Mondschein in ein Zimmer fällt und sich am

Lampenlicht bricht. Die zahlreiche Personengalerie hat auch dieselbe eigene Zusammensetzung aus Straßentypen und ätherischen Geschöpfen; dieselbe Person, die im einen Augenblick uns ebenso concret und lebendig zu sein scheint, als hätte sie uns gerade vor unserer Thür begegnet, deren Tonfall wir zu kennen glauben, deren Blick Erinnerungen in uns erweckt, deren Hände wir zu greifen meinen, kann im nächsten Nu plötzlich so weifenlos werden, wie ein Schatten, oder verschwinden wie Nebelgebilde zwischen den Baumstämmen in einer Mondscheinnacht im Walde.

Ein Résumé der Handlung dieses Buchs, der Ereignisse und der Fabel zu geben, ist aus diesem Grunde sowohl schwierig, wie fruchtlos. Dasselbe gilt von der Charakterisirung der Personen. Diese, wie jene, sind getheilt zwischen zwei Welten, der gesetzbestimmten der Wirklichkeit und der willkürlichen der Phantasie; und hinter der einen wie hinter der anderen steht immer das Symbol, — das Symbol, nach dem man suchen muß um ganz verstehen und ganz würdigen zu können. Wollte man, wie üblich bei einem modernen Wirklichkeitsroman, verfahren, so könnte man den Inhalt folgendermaßen referiren: Henrik Gerhard, ein junger Maler und Dichter, ist nach einem vieljährigen Aufenthalt im Auslande heimgekehrt. Sein intimster Umgangsfreund in Kopenhagen wird ein anderer junger Dichter, Ulf Brynjulfen, ein unregierlicher Strudelkopf, ein genialer Vagabund, das enfant perdu der Familie und der Hauptstadt. Eines Abends, als die beiden jungen Männer in einem Variété gelandet sind, machen sie Bekanntschaft mit einer Chansonnettensängerin, in die sie sich beide verlieben. Das junge Mädchen ist eine höchst seltsame Erscheinung. Vom Hause weggelaufen, da die Eltern sie mit einem Mann verheirathen wollten, der ihr widerwärtig war, ließ sie sich schließlich an einem Variétés engagiren. Sie ist der Stolz des Stabliissements, nicht bloß eine Priesterin der Schönheit, sondern auch der Moral; sie ernährt ihre Eltern mit ihrer Gage — und ist allen Versuchungen von Seiten der Männer unzugänglich, abgesehen von dem festen Verhältniß, in dem sie zu dem Manne steht, der sich ihrer in der großen Krise ihres Lebens angenommen. Alle Männer huldigen ihr wie einem höheren Wesen, und die beiden, mit denen sie in intime Verührung gekommen ist, werden durch sie veredelt, verfeinert und gestärkt. Ihr Beschützer Helvig, ein Duzendkaufmann, der bei unserer ersten Bekanntschaft mit ihm sich als vollendeter Geck offenbart, legt am Schluß des Buchs eine so bejeelte und vorurtheilsfreie Auffassung des Weibes und der Liebe an den Tag, wie bloß der Verkehr mit dieser selten idealen Eva ihn zeitigen konnte. Ulf wirft Alles und sich selbst über Bord, da er ihre Gegenliebe nicht gewinnen kann, aber auch ihm wird ein Strahl von der Sonne ihrer Liebe zu Theil, indem sie ihn auf seinem Sterbebett pflegt. Gerhard schließlich, der sich in „die gute Gesellschaft“ hineinverheirathet und ganz in das conventionelle Leben aufgegangen ist, bricht in unwiderstehlichem Drange nach dem lichten Dämon in Gestalt

einer Chansonnetenfängerin mit allen socialen Banden, mit seiner Familie, seinem Publicum, seiner Frau, — um seinem besseren Ich treu zu sein, das sie zur reinen Essenz concentrirt sehen will, um es lieben zu können.

Aber mit einem solchen Referat ist nichts gewonnen, außer daß man die Schöpfung des Dichters banalisirt hat.

Diese Edith, die Helbin, ist nicht bloß die Chansonnetenfängerin, sondern die Elfe. Sie ist erstere, wenn der Verfasser das Lampenlicht der Wirklichkeitschilderung anwendet, und letztere, wenn er den Mondschein der Phantasie gebraucht. Sie ist nicht in erster Linie ein junges Mädchen, in Armuth geboren, in Schmutz lebend und doch vornehm und rein; sie ist vor allem der innerste, schneeweißeste Traum eines mächtigen Lyrikers. Sie ist in Drachmanns Schilderung nicht einmal bloß das — die Essenz seiner eigenen Sehnsucht, sein eigenes überirdisches Frauenideal —; sie ist der eigentliche gute Grund in der Natur des dänischen Volks, das Gefühl des nationalen Selbstbewußtseins, das, übersehen, getreten, unverstanden, verachtet von den oberen Zehntausend der modernen Gesellschaft, sich zurückgezogen hat in Kleinbürgerstuben und Vergnügungslotale, um ein Leben in Schande und Unbemerktheit hinzubringen, eine echte Perle ohne Fassung wie ein Volkslied in einem Variété. Wenn auch in Lumpen gekleidet wie eine Straßendirne, oder in billigem Putz wie die Chansonnette, — sie ist in jedem Fall das Salz und der Sauerteig, die Schönheit und die Freude, die Hoffnung und die Rettung. Vor ihr verfällt der Naturdichter, der geborene Schönheitsinn (Ulf) in ekstatische Anbetung, in die Ohnmachtsverzweiflung des Künstlers vor dem Unerreichbaren, für sie bringt der ehrliche Mann (Gerhard) alle Opfer, und ihr gegenüber metamorphosirt sich selbst des modernen Geld- und Lebemanns (Helwig) Geschäftssinn in lauter Herz und Seele. Denn sie ist eigentlich die leise tönende Weise, die in einer kosmopolitischen Hauptstadt von neueren, fashionableren Melodien übertäubt, ihren ewig jungen Wohlklang unter kleinen Leuten und in der Natur summt, in der Naivität der einen, in der Schönheit der anderen, — das Hohelied der Nation, das als eine Quelle des Muthes und der Lobesverachtung hervorprudeln wird, wenn die Stunde der Gefahr, des Kampfes, des Untergangs das nächste Mal schlägt, ungefähr wie Edith Ulf's Lied an Gerhards Seite anstimmt, während der Feind Kopenhagen stürmt im Jahre 190?

III.

Ist Einer geeignet Taines Theorie vom Dichter als einem Product von Zeit und Milieu zu widerlegen, so ist es der Schwede August Strindberg. Wer einmal die Geschichte der schwedischen Literatur schreibt, — es ist einer, der erst kommen soll — der wird überhaupt wenig Gebrauch für die erwähnte Theorie haben; er wird auf so viele Ausnahmen stoßen,

daß die Regel ganz durchlöchert wird. Im Zeitalter der Franzöfisirung par préférence in der schwedischen Cultur, im Jahrhundert des Gustavianismus, des Pops, des Puders, der geleckten Phrasen und des frivolen Lachens, in den Tagen des schwedischen Rococo's steht als Mittelfigur im Bilde Bellmann da, der ernationalste aller Dichter Schwedens in Geberden und Seele, in Leben und Dichtung, dessen Naturstücke sich ausnehmen wie moderne, realistische Freiluftgemälde unter der antikisirenden, aufgebaußchten oder faden, immer reflectirt kalten und bleichen Hirten- und Heldendichtung seiner Zeit, dessen Genrebilder aus dem Leben des niedern und allzu fröhlichen Stochholms vollständige Varianten Tenierscher Kirzmesse in einer Watteauischen Epoche bilden, dessen Trinklieder schließlich in Musik und Worten ein so echter Ausdruck für schwedisches Temperament und menschliche Stimmungen sind, daß sie noch heutzutage, nach hundert Jahren, wenn sie gesungen werden, uns, den jetztlebenden Landsleuten des Sängers wie Fleisch von unserem Fleisch und Seele von unserer Seele erscheinen. Und in unseren Tagen, in den Tagen der Prosa und des materiellen Fortschritts, des nüchternen Verstandes und der individualitätslosen Nivellirung, im Jahrhundert der Frauen und der Massen, wird der ganze Vordergrund von einem Mann eingenommen, der ein ganzer Mann, und ein souveraines Individuum und ein spontan sich entwickelnder Geist ist.

Strindbergs gesammte spätere Production hat sich um einen gemeinsamen Grundgedanken abgelagert: den Vorrang des hochentwickelten Individuums vor der weniger differenzirten Masse. Seine ganze Dichtung ist im Grunde, als ein Zeugniß der Selbstentwicklung und als Data zur Autobiographie eines Geistes betrachtet, ein Ausschlag desselben Grundgedankens. Auch direct, in den behandelten Motiven und Personen schimmert das durch. Strindberg war durch sein Naturell immer sowohl Kriegermann, wie Dichter. Sein erstes Drama „Meister Dof“ verherrlichte in der Gestalt Gerdt, des Buchdruckers, die freie Intelligenz, die weiß, daß die Wahrheit des Heute sich als die Lüge des Morgens entpuppen wird, die beständig hinter dem jetzt Bestrittenen sich noch Anderes, noch Weitumfassenderes in immer wachsenden Proportionen, an immer weiteren Zukunftshorizonten erheben sieht. Sein erster Roman: „Das rothe Zimmer“ schilderte einen jungen Mann, der, nachdem er in alle Parteien gedeut und sie alle gleich hohl gefunden, sich in einem Einsiedlerleben petrificirt als ein revolutionsträchtiger, nihilistischer Skeptiker. Die harte, bittere Schule eigener Erfahrung, die Strindberg als Schriftsteller in seiner Heimat durchgemacht, wo er von allen Parteien der Reihe nach desavouirt, mit Schmutz beworfen, gesteinigt wurde, gab ihm die Erkenntniß, wo des Pudels Kern zu finden sei, es ist die Frage: der Eine, oder die Vielen? Im Lauf der Zeit schärfte sich sein Auge mehr und mehr, und eines schönen Tages fand er, daß sich in der schein-

bar so homogenen Masse des Feindes — d. h. der Mäßen, der compacten Majorität, der geistig Untergeordneten — zwei Gruppen deutlich unterschieden. Auf der einen Seite: die brutale Kraft, auf der anderen die List der Schwäche und das Intriguenspiel der Mittelmäßigkeit. Die neue Aristokratie, deren natürlichen Vorrang es zu betonen galt, die Aristokratie der Intelligenz, der vorgehobene Vorposten in der menschlichen Differenzierungslinie, der Nerven- und Großgehirnadel, um Strindbergs eigene Terminologie zu gebrauchen, hat zwei geborene Feinde: die Armmuskeln und die Frauenlist, den Proletarier und das Weib, Bulgus und Eva. Strindbergs eigene, allerintimste, persönliche Erlebnisse machten ihn zum Antisocialisten und Misogynen. Das Studium Nietzsche's schärfte den ersteren in ihm, das Studium der modernen Psycho-Physiologie den letzteren. Unter diesen Einwirkungen spaltete sich seine Dichtung in zwei Stämme: während er in seinen vier Dramen: „Der Vater,“ „Fräulein Julie,“ „Die Gläubiger“ und „Kameraden“ sich als der rasendste und genialste Weiberhasser in der modernen europäischen Literatur offenbarte — J. R. Hugsmans allein vielleicht ausgenommen, — hat er in seinem neuerlich erschienenen letzten Roman: „An offener See“, die Fäden seines ein paar Jahre älteren „Tschandala“ wieder aufgenommen und die grandiose Gestalt eines wirklichen Nietzsche'schen Uebermenschen aufgestellt.

Es ist diesem Strindberg'schen Buch gegenüber eine ebenso schwierige und erfolglose Sache, wie Drachmanns „Verschrieben —“ gegenüber von der Fabel Rechenhaft geben zu wollen. Auch hierin erreichte man nichts anderes dadurch, als die sublimen Phantasie eines Dichters zu banalisieren. Der bürgerliche Name des Helden ist Borg. Seine bürgerliche Stellung ist „Fischereientendant.“ Er hat den Auftrag erhalten, zu einer der äußersten Stockholmer Scheeren zu reisen und die Ursachen des Abnehmens der Strömlinge zu untersuchen, um diesem Uebel begegnen zu können. Er hat sowohl als Mensch, wie als Geist vollauf mitgelebt und ist als Resultat davon zu dem socialen Nihilismus eines Nerven- und Gehirnabligens und zum Cultus des durch sein Gehirn starken und königlich großen Individuums gelangt. Er kommt nun ganz angemessen auf den kleinen isolirten Grausteinknollen mitten im großen einsamen Meer, fern von den Centren und Verkehrswegen der Welt hinaus, um mit den ihm, als Repräsentanten der feinen Intelligenz, feindlichen Elementarmächten: den Muskeln und der List, dem Proletarier und dem Weibe zusammenzuprallen und zu kämpfen. Es wird ein Kampf auf Leben und Tod. Er spielt auf dem einfachen, unentwickelten Instrument der Organe des Wilden und des Weibes als der intellectuelle Virtuos, der er ist, auf dem Aberglauben des Pacts und den Nerven Evas. Er gewinnt den Sieg, denselben Sieg, den er immer gewonnen, vom Gesichtspunkt irdischen Wohlergehens aus einen Pyrrhusieg, denn er schafft eine Einsamkeit um sich herum, weit größer, weit tiefer und fürchterlicher, als die des Oceans und des Him-

melsgewölbes, eine Einsamkeit, die er mit nichts anderem füllen kann, als den Gespinnsten seines Großgehirns. Er sieht in Folge seiner jublimirten Differenzirung in allen Menschen die Thiertypen hervorstechen, die niedrigen, haarigen Stirnen geben ihm Hallucinationen vorhistorischer Zeiten, er sieht das Profil des Raubvogels an dem Weibe, das er liebt, neben dem Affenkopf des Mannes, mit dem sie ihn betrügt; ihn eckelt, er bricht mit ihr, zieht sich zurück in seine Einsamkeit, die er vollspinnt mit seinen Gedanken und Phantasien, bis er in diesem Spinnweben seines eigenen Geistes gefangen sitzt, ohne Vermögen aus demselben loszukommen, krank, an der Schwelle des Wahnsinns.

IV.

In Deutschland scheert man gewöhnlich alles Scandinavische über einen Kamm; dänisch, schwedisch, norwegisch fließt ohne Unterschied in den einen Begriff: skandinavisch, zusammen. Die nationalen Eigenthümlichkeiten dieser drei Völker sind indessen scharf ausgeprägt und unterscheiden sie stark von einander. Der Unterschied zwischen der schwedischen und der dänischen Volksindividualität ist z. B. reichlich so groß, wie der zwischen der dänischen und der preussischen; und wenn ein Däne oder Südschwede im oberen Schweden reist, fühlt er sich wie in einem fremden Land, während er dagegen bei einer Reise durch Mecklenburg oder Pommern die Landschaft und den Menschentypus nicht von dem daheim in Seeland oder Schonen unterscheiden kann. Dieser Unterschied, tief durch die Natur, das Klima, die Fauna und Flora bedingt, hat sich durch vielhundertjährige Feindschaft verschärft. Sie macht sich noch heutzutage mit der ganzen Macht des Instincts geltend: der Norweger haßt den Schweden ehrlicher als irgend ein anderes Volk auf Erden, was z. B. Björnson wenigstens jeden zweiten Tag kundthut, in Dänemark, das gerade im Augenblicke unter dem Vorgefühl einer nahenden geistigen Sterilitätsperiode leidet, vollzieht sich seit einiger Zeit ein gehässiger Ausrottungskrieg gegen die dominirende jungnorwegische Literatur, und was Stockholm anbetrifft, so schließt es sich nach alter Gewohnheit in puerilem Hochmuth von jeder Einwirkung der überlegenen dänisch-norwegischen Kultur ab. Um die gegenwärtige skandinavische Literatur intim verstehen und genießen zu können, ist es eine unerläßliche Bedingung, erst jeden besonderen Dichter und jedes besondere Erzeugniß vom volkspychologischen Standpunkt betrachtet zu haben. Die beiden, im Vorhergehenden behandelten Schriftsteller: der Däne Drachmann und der Schwede Strindberg, mit ihren Büchern: „Verschrieben —“ und „An offener See“ sind die bestmöglichen Beispiele dafür.

Diese beiden Männer sind ungefähr gleichaltrig — beide am Anfang der Vierziger — sind ungefähr gleichzeitig in das öffentliche Leben getreten, haben ungefähr den gleichen geistigen Ausgangspunkt, und haben

auf ihrer Schriftstellerbahn beinahe die gleichen Schicksale erlitten. Jetzt, nachdem sie beide die Mitte des Lebens erreicht haben und sich nach der zurückgelegten Wegstrecke umblicken, unternehmen sie es beide zu gleicher Zeit ihre Erlebnisse, die Ausbeute, die sie von denselben gehabt, ihre, durch dieselben bestimmte Auffassung ihrer Zeit, ihrer Gesellschaft, deren Geister und Institutionen, deren Entwicklung und Menschen, in einer und derselben Dichtform, die seltsam aus modernem Roman, Phantasiestück und Autobiographie zusammengesetzt ist, zu schildern. Und doch, trotz dieser durchgehenden Gemeinsamkeit in Zielen und Mitteln, in Voraussetzungen und Resultaten, welcher Grundgegensatz des Temperaments und Charakters im Menschen und Künstler, ein Gegensatz, der nicht ein bloß individueller, sondern ein weit umfassenderer und tiefer liegender volkspychologischer ist.

Drachmann ist in überraschendem Grade repräsentativer Däne durch seine Art gegen sein Schicksal zu reagiren, — so unverbesserlich dänisch, daß es dem Fremden scheint, als hätte eine Nemesis die nationale Eigenart sich in diesem genialen Typus spiegeln und strafen lassen wollen. Der dänische Geist ist weich und lind wie die Inseln, vorurtheilsfrei wie die Saatebenen horizontfrei sind, fließend in seinen Contouren wie die Hauptstadt in ewigem Nebel, nuancenreich, voll zarter Vertonungen wie der Schmelz der Beleuchtung in der Luft, angewiesen auf die feine Kunst der Seelenstimmungen, auf die unmerklichen, unsichtbaren Metamorphosen des Seelenlebens, und darin ein Virtuose. Dänemark ist in seiner Hauptstadt concentrirt, reichlich in demselben Grade wie Frankreich in Paris; die französische Bezeichnung „Provinz“ ist auch dort schon, ohne daß man sich Rechenschaft ablegt, weshalb? aufgenommen worden. Dänemark ist ein geschlagenes Land, eine mißhandelte Nation, gewaltsam zusammengepreßt, ohne Vermögen seine Glieder zu rühren und seine Fähigkeiten nach außen zu richten, und sich dessen bewußt und resignirt in diesem Bewußtsein. Alles das macht, daß die dänische Hauptstadt mit ihren dreihunderttausend Einwohnern den Eindruck einer Kleinstadt in weit höherem Grade hervorruft, als manche andere, bedeutend kleinere Stadt, aber daß gleichzeitig ihr geistiges Niveau hoch und verfeinert ist. Kopenhagen ist die Stadt des Klatsches par préférence, die Stadt der kleinen Bosheit und der großen Kleinlichkeit, des höhnischen Lächelns und der Selbstironie; aber es hat sich in ihr auch eine Geschmeidigkeit der Intelligenz ausgebildet, eine Eindrucksempfänglichkeit und Sensitivität, ein ausgesuchtes Raffinement in der Führung des Lebens und in der Ausübung der Kunst, wie vielleicht augenblicklich in keiner anderen europäischen Stadt, Paris ausgenommen.

Drachmann offenbart alle diese nationalen Eigenschaften im Guten und Bösen in seinem mächtigen Abrechnungsbuch, wie er es in seinem ganzen literarischen Lebenswerk gethan. Es ist ein gut Theil kleinlicher Klatschhaftigkeit in seiner Satire auf die Kopenhagener Kleinlichkeit und

Klatschsucht. Er entbehrt selbst in ebenso hohem Grade ein festes energisches Persönlichkeitscentrum, wie die Menschen, denen er diesen Mangel vorwirft; das Rückgrat des Willens, das er an anderen sehen will, ist in ihm selbst aufgelöst; er ist selbst aufgelöst, fließend wie Gallert, man gemahrt keinen Ausgangspunkt, kein in's Auge gefaßtes Ziel unter allen seinen lyrischen Stimmungsausbrüchen und seinen Persiflagen. Er ist die dänische Volksindividualität, verkörpert in einer Person, und sein Schicksal symbolisirt das Schicksal der Nation. Man kann gern sagen „Verschrieben —“ ist das Buch, in dem der dänische Geist mit sich selbst Abrechnung gehalten, sich selbst durchschaut, sich selbst analysirt, sich selbst abgezeichnet, sich selbst belacht, sich selbst persiflirt hat, — um sich schließlich die Scheuklappen vor die Augen zu binden und sich in seine unfruchtbaren Träumereien über eine mondscheinweiße Eva zu verkriechen, die in der Stunde der Gefahr die Nation retten soll.

Strindbergs Abrechnung mit seinen Landsleuten ist von ebenso ausgeprägt schwedischer Art. In der abgelegenen, chineisch abgesperrten und aufgeblasen selbstzufriedenen schwedischen Hauptstadt hat sich eine Eigenschaft zu exclusiver und dominirender Herrschaft ausgebildet: die geistige Beschränktheit. Die dänische Feigheit, gegen die Drachmann sich wendet, kommt von einer allzu weit getriebenen Verfeinerung der Haut und der Nerven der Seele, von Haltungslosigkeit durch allzuviel Träumerei und allzuviel Reflexion; die schwedische Varietät derselben Eigenschaft, die Strindberg geißelt, entspringt ausschließlich aus Dummheit. Drachmann ist von einer Partei zur anderen ungefähr auf dieselbe Weise übergegangen, wie man von dem einen Tisch eines Kopenhagener Cafés zum Nachbarisch übergeht, wo die ehemaligen Gegner und jetzigen Freunde ihr Bier trinken, ihre Butterbröte essen, und ihre Lebensarten hören lassen. Strindberg ist zu jedem neuen Ideal bebedt mit den Narben und Wunden eines Kampfes auf Leben und Tod mit dem verlassenen gekommen, und er schloß jedes Mal unfehlbar damit, stolz und brutal mit einem passenden Kraftwort den Handschuh einem Idioten in's Gesicht zu werfen.

Drachmanns Held ist der Künstler, der Fiasko macht, der Stimmungsmensch, der Skandal durch eine unangebrachte Tischrede in der guten Gesellschaft macht; Strindbergs Held ist die große Intelligenz, die von den Mittelmäßigkeiten niedergehalten wird. Der erstere ist ein Opfer des Klatsches, der letztere ein Märtyrer der Dummheit. Gerhard in „Verschrieben —“ findet nur Rettung für sich und die Nation, indem er ein Ziel für Handlung fixirt, gleichviel welches, einen Punkt für den Glauben, in's Auge faßt, gleichviel welchen, und er gründet — ein Variété zur Aufrichtung des einfachen, echten Volksgeistes. Borg in Strindberg's Roman dagegen geht in die große Einsamkeit hinaus, wo bloß das Meer um ihn, bloß der Himmel über ihm ist, wo die großlinigen Fugen des Lebens und des Todes durcheinanderspielen, wo all' das Andere, all' die Anderen

die Dummheit und die Dummen, die Kleinen, ihre Dörfer und Städte, ihre Gedanken und Handlungen, sich in ihrer proportionirlich vogelperspectivischen Kleinheit darstellen, während er in ruhender Uebermenschwollust, als ein darwinistischer Dichter, die Natur kosmogonisch genießt, diese Natur, deren letztes, feinträdriges Differenzirungsproduct er selbst ist. Der dänische Dichter ließ seinen Helden damit enden, daß er durch eine feindliche Kugel fiel am Todestag seines durch häusliches Gezänk verstorbenen Volks, ein Lieb singend, daß „ein in Liebe fallend Volk auf's Neue aufersteht.“ Der schwedische Dichter läßt seinen Helden sich von Neuem aufrichten, wie er schon vorher manches Mal gethan, um den Kampf mit der nationalen Dummheit noch einmal aufzunehmen, in dem immer wieder neugeborenen, unverbrennbaren, unausrottbaren Gefühl, doch der eine Starke, Große, doch der zu fein, dessen Kraft es mit all den vielen kleinen Schwachen aufnehmen kann. Es ist Weihnachtsabend. Geleitet vom Licht aus den Häusern, wo das Volk Weihnachten feiert, geht er zum Hafen hinunter, hißt Segel, stößt ab und hält mit günstigem Wind gerade aufs offene Meer zu, von dem kleinen Erdfragmente weg, wo er zuletzt gelitten. „Mit dem Rücken gegen das Land steuerte er unter der großen Sternkarte hin und nahm Peilung auf einen Stern von zweiter Größe zwischen der Leier und der Krone im Osten. Ihm schien, er leuchte stärker, als irgend ein anderer, und als er in seinem Gedächtniß suchte, tauchte etwas vom Weihnachtsstern, vom Leitstern nach Bethlehem auf, wohin drei abgesetzte Könige wallfahrteten, um als gefallene Größen ihre Kleinheit in dem kleinsten aller Menschenkinder, das später aller Kleinen erklärter Gott wurde, anzubeten. Nein, er konnte es nicht sein, denn die christlichen Zauberer hatten zur Strafe dafür, daß sie Dunkel über die Erde brachten, nicht einen einzigen Lichtpunkt am Himmel gefunden, um einen ihrer Namen zu tragen, und darum feierten sie die dunkelste Jahreszeit — so sublim lächerlich — mit dem Anzünden von Wachskerzen. Nun leuchtete es in seinem Gedächtniß auf — das war der Stern Beta im Herkules. Herkules, Hellas sittliches Ideal, der Gott der Stärke und der Klugheit, der die lernäische Hydra mit den hundert Köpfen tödtete, des Augias' Stall reinigte, des Diomedes' menschenfressende Ochsen fing, der Amazonenkönigin den Gürtel abriß, den Cerberus aus der Hölle holte, um schließlich der Dummheit eines Weibes zu erliegen, die ihn aus lauter Liebe vergiftete, als er im Wahnsinn der Nymphe Onyphe drei Jahre lang diente . . .

Hinaus, dem wenigstens in den Himmel Aufgenommenen entgegen, der sich niemals schlagen oder in's Angesicht spucken ließ, ohne wie ein Mann zurückzuschlagen und zu spucken, hinaus, dem Selbstverbrenner entgegen, der bloß durch seine eigene starke Hand fallen konnte, ohne um Gnade vor dem Kelch zu betteln, Herkules entgegen, der den Prometheus befreite, den Lichtbringer, selbst Sohn eines Gottes und einer Weib-

nutter, den dann die Wilben zu einem Jungfrauenjungen verfälschten, dessen Geburt von milchtrinkenden Hirten und schreienden Eiern begrüßt wurde.

Dem neuen Weihnachtsstern entgegen ging die Fahrt, hinaus über das Meer, aus dessen Schooß der erste Funke des Lebens sich entzündet, dem unerschöpflichen Brunnen der Fruchtbarkeit, der Liebe, dem Ursprung des Lebens und des Lebens Feind.“

V.

Arne Garborg mit seinem Buch: „Dichterleben in Norwegen“ vervollständigt dieses Bild skandinavischen Dichterschicksals.

Garborg ist vielleicht derjenige unter den drei genannten Schriftstellern, mit dem seine Heimat am unmildesten umgegangen ist. Er ist als Mensch einer von den stillen, festen, tiefen; sein Leben bietet nicht den wildbunten Anblick, wie das Drachmanns und Strindbergs, aber es ist in seinem einzigen großen Conflict zwischen freiem individuellem Geist und gebundener Gesellschaft ein Schauspiel, das uns um so stärker ergreift, weil es so mittelalterlich barbarisch, so brutal ist wie eine körperliche Mißhandlung. Garborg hatte, nachdem er die pietistische Ansteckung durchgemacht, die in dem dunklen fargen Steinland ebenso unausweichlich ist, wie die Masern für ein Kind, sich zu einem der schärfsten und zuverlässigsten Kämpfer in der demokratischen Freiheitsarbeit, zu einer der besten Federn und der besten Persönlichkeiten seiner Partei entwickelt. Da schrieb er seine „Mannsleute“, in denen er den Krebschaden entblökte, der an der Jugend durch die social-moralisch sanktionirten Formen des Geschlechtslebens fraß. Die Folge war, daß der Staat ihm ohne Angabe des Grundes den Lebensunterhalt wegnahm, den er bisher in seinem Dienst als Staatsrevisor gehabt. Diese Handlung beging dasselbe Ministerium, das gleichzeitig Rielland die Dichtergage verweigerte, da er nicht an das Augsburgische Bekenntniß glaubte, und einen anderen jungen Schriftsteller mit ebenso unbestreitbarem Talent, wie unbestreitbar guter Absicht hinter Schloß und Riegel bei Wasser und Brot setzte. Und dieses Ministerium, das Sverdrup'sche, war gerade durch die junge demokratische Freiheitspartei auf die Labourette gehoben worden unter dem Jubel und den Zukunftshoffnungen derselben. Es blieb nicht bei dieser einzigen Enttäuschung für Garborg: auch die radikale Fraction seiner Partei sagte sich los von ihm durch lahme Vertheidigung oder absolutes Schweigen. So ging es zu, daß Norwegens zukunftsreichster Dichter sich in einem Blockhaus unter dem 62. Breitengrade in einer Einöde zwischen Wald und Felsen einrichten mußte, wo er zwei entbehrungsreiche Jahre ohne andere Gesellschaft als die des schwarzen Gebirgssees, des drückenden Tannenwaldes und der nackten Berge verlebte.

Auf dieses sein Schicksal hat Garborg nur auf seine Weise reagirt.

Es war kein complicirter Fall, wie für seinen schwedischen und dänischen Unglücksbruder; er hatte Alles eingesezt, seine Begabung, seine Ueberzeugung, seinen guten Arm und sein volles Herz für eine Sache, für eine Partei, während vieler Jahre, treu von den Tagen des Unterliegens bis zu dem schließlichen Sieg, und man hatte ihn vor die Thür gesezt; er war naiv gewesen und er war angeführt worden. Die Minorität wurde zur compacten Majorität, die Opposition wurde Regierung, der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan und konnte gehen. Nachdem Garborg zwei Jahre lang in seiner Wüste gelitten, gelitten unter der nagenden und drückenden Erinnerung einer Enttäuschung und unter den täglich wiederkehrenden, immer härteren Entbehrungen, rächte er sich mit einem Buch. Keine lyrische Gerichtsposaune und lyrische Prophezeiung, wie bei Drachmann, auch keine grandiose Apotheose des Individuums, wie bei Strindberg; Garborg reagirte ganz einfach durch die Schilderung seines „Kolbottenlebens“, ein gerader Protest und ein Protest mit nackten Thatsachen gegen ein Schicksal, welches so wenig complicirt war, daß es ganz als vollendete, handgreifliche Ungerechtigkeit hervortrat. Als der Naturalist par préférence in der nordischen Schönliteratur läßt er das Leben selbst sprechen, auch in dieser, seiner allerpersönlichsten Angelegenheit; aber mit keinem anderen Mittel hätte Garborg seine Rache so vollständig ausüben, d. h. beweisen können, wie tief seine Heimat noch in mittelalterlicher Barbarei steckt.

Es ist ein merkwürdiges Buch, merkwürdig durch seine ganz natürliche Mischung von Alltäglichkeit und Märchenhaftigkeit. Es besteht aus zwei Theilen: der erste schildert das Junggesellenleben des Dichters in der Gebirgshütte, der zweite sein Familienleben, nachdem er sich in der Einöde eine Frau und ein Kind angelegt. Es ist eine moderne, naturalistische Wirklichkeitschilderung, die die Gedanken auf die alten, tragischen, isländischen Sagen hinleitet. Es ist ein Tagebuch, das wie ein Märchen auf uns wirkt. Es handelt ganz und gar von nichts anderem, als dem täglichen einförmigen Leben gewöhnlicher Menschen, und doch ist in diesem kleinen Prosabest mehr spannendes Leben, als in irgend einem Intriguendrama. Es ist ein Alltagsleben ohne Ereignisse, aber es umspannt in seinem engen Rahmen eins jener tragischen Geschehnisse, die sich durch alle Zeiten wiederholen und eine allgemeinmenschliche, ergreifende Macht haben. Und das veranlaßt, daß um die Schilderung des einförmigen Kleingelehrten-Lebens dieses ärmlichen Dichterhaushalts symbolische Gebilde von derselben Art, wie die Gebirgsnatur, herumstehn, die mit ihrem Charakter von Eiszeit und Riesenmythe, mit Formen wie fossile Ungeheuer, und mit einem Farbenspiel, das nicht von dieser Welt ist, die Kolbottenhütte umgab.



Der Komödiant.

Luftspiel in einem Aufzuge.

Von

Gregor Csiky*).

— Budapest. —

Personen:

Caspar Schobrozy.
Gräfin Sofie Tschingka.
Nicolaus, ihr Neffe.

Gregor Barbely.
Köschen Kiraly.
Schimazius, Sekretär.

Kostka, Diener.

(Die Handlung spielt am Hofe des Königs von Polen, Stefan Bathory, im Grodnoer Schlosse.
Zeit 1585.)

(Ein eleganter Saal mit drei Ausgängen und zwei Fenstern.)

Erste Scene.

Schobrozy. Kostka.

Kostka: Wir sind zur Stell! In diesem großen Saale,
Hier pflegt die Gräfin Gäste zu empfangen.
Bis hieher konnt' ich wohl Euch führen — doch
Es reicht nicht mehr weiter meine Macht.

Schobrozy (mit falschem Pathos):

O, sag' dies nicht, Du königlicher Diener,
Du großgewachsner, alter Edelknabe,
Du König aller Diener! . . . Deine Hand
— So lese ich in Deinen Augen — reicht
Viel weiter als zur Thüre dieses Zimmers;

*) Vergl. Nr. 162 dieser Zeitschrift.

Sie reicht hinein in die geheimsten Räume,
 Wo man der Völker Schicksal spinnt und webt . .
 O, leugne nicht, o, sei nicht zu bescheiden!
 Ich bin ein Menschenkenner und ich sehe
 In Deinen Augen, daß Du mehr bist, als
 Dein einfach Kleid verräth.

Kostka (geschmeichelt): Es kann wohl sein,
 Daß auch ein Diener Einfluß hat bei Hofe.

Und was ich nur zu thun für Euch vermochte,
 Ich that es gern . . . Drum wird der Sekretär
 Schimazius, das ist: die rechte Hand
 Der Gräfin, in diesem Saale Euch sofort empfangen.

Schobrozyn: Hab' Dank, für Deine gütige Empfehlung,
 Die mir gewiß die schweren Wege bahnt . . .
 Man sagt der Sekretär sei sehr gelehrt?

Kostka: Ganz fürchterlich gelehrt.

Schobrozyn: Und als Gelehrter
 Ist sicher ihm nichts mehr verhaßt als Lobsprach
 Ich kenne die Gelehrten und ich weiß,
 Daß sie bescheiden wie die Veilschen sind.

Kostka: Ein Veilschen? Und Schimazius? Mit nichten.
 Ich merke wohl, Ihr kennt den Mann noch gar nicht
 Er liebt das Lob und lobt sich selbst am liebsten,
 Doch still, hier kommt er . . .

Schobrozyn: Dank, Du edler Diener!
 Du edler Freund! Ich hoff', Du wirst auch ferner
 Mir Gunst und Unterstützung freundlich leihen . . .
 Mein Dank ist ewig, ewig Dir gewiß.
 (Drückt Kostka innig die Hand.)

Kostka (erstaunt seine Handfläche betrachtend):
 Ein Händedruck, recht warm fürwahr — doch leer!
 Ein Goldstück ohne Worte wäre mehr.

Zweite Scene.

Vorige. Schimazius.

Kostka (zu Schimazius; misguthig):
 Hier der Magnat aus Ungarn. Von ihm sprach ich . . .
 (Die Hand betrachtend.)
 Ein Cavalier . . .

Schimazius: Ich sehe . . .

Kostka: Und ich gehe.

Dritte Scene.

Schimazius. Schobrozyn.

Schimazius (hochtrabend und gepreist):
 Das Ohr ist der Kanal, der alle Worte,
 Dem Meere des Gehirns zuführt in Eile.

Schobrozyn (für sich):
 Man muß dazu 'nen Wasserkopf besitzen.

Schimaziuß: Ich öffne meine Ohren und erwarte,
Gewässer fließender Beredsamkeit.

Schodrozy (affectirt, in derselben Manier):

Die Achtung, die im Herzen mir entspringt,
Sie ist ein mächt'ger, reiner, edler Fluß
Und seine Wellen bringen Dir den Gruß
Des kleinsten Menschen an den allergrößten
Gelehrten, den die Sonne je beschien
Und plätschern laut die Worte: Heil und Ehre!

Schimaziuß: Das Bild ist jaht nicht schlecht; der Styl gefällig.
Vielleicht, daß diese Kleidung die wir schauen,
Die Blößen eines uns'rer Dichter deckt?
Vielleicht, daß in dem Mantel, in dem blauen,
In engen Hosen — ein Gelehrter steckt?

Schodrozy: Ach, nein. Nur ein Verehrer edler Dichterkunst
Und gründlicher Gelehrsamkeit, das bin ich.

Schimaziuß: Recht schön. Doch sage mir, wie willst Du diese
Begriffe, die abstrakt sind, nur verbinden?

Schodrozy: Mag sein, abstrakt und dennoch stehen sie
In ganz konkreter Form vor mir . . . Ihr Nam':
Schimaziuß!

Schimaziuß: Dein Styl ist wirklich hübsch
Und wie der Styl, so auch der Mensch. Du wirst
Gewiß noch schöne Carrière machen.
Doch sprich, mein junger Freund, was Dein Begehren?

Schodrozy: Mein Nam': Caspar Schodrozy. Ich bin
Ein ungarischer Edelmann aus Bartsfeld.
Mein heißer Wunsch, mein einzig Ziel ist nur:
Zu dienen Deinem großen mächt'gen König!

Schimaziuß: Ein weiser Wunsch, denn König Stefan ist
Dein Landsmann, und er liebt die Ungarn. Nie
Noch hat ein Ungarsohn vergeblich einen Wunsch
Ihm vorgetragen. Wenn Du nur zu ihm
Gelingen kannst, wirst Du an's Ziel gelangen.

Schodrozy: Nicht doch . . . Der Glanz des königlichen Hofes
Hat wenig Reiz für mich, und weder Prunksucht
Noch Geldgier haben mich hierher geleitet.
Ein ander' Glück, ich wollt's hier suchen . . . finden.

Schimaziuß: Das wäre?

Schodrozy: Ich wollte ruh'n am Ufer
Der Quelle aller Wissenschaft, ich wollte
Von Deinen Lippen süße Weisheit saugen . . .

Schimaziuß: Das Bild ist gut, auch sprichst Du mit Gefühl.
Doch sag' mir endlich, welches Amt Du willst.

Schodrozy: Ich will nur hier an diesem Hofe weilen,
Um desto näher Dir zu sein. . . .

Schimaziuß (erfreut): Ich will Dir
In Zukunft jedes meiner neuen Werke
Zur Durchsicht leihen oder gar vorlesen.

Schobrozy: Du machst mich selig! O, Du weiser Mann,
Der jeden frommen Wunsch errathen kann;
Für den auf Erden kein Geheimniß ist
Und der in meinem Herzen Alles liebt.
Ich soll in Zukunft Deine Werke hören?
Ist das Dein Ernst? Willst Du mich nicht bethören?
Hab' Dank! Denn hätte ich dies Versprechen nicht bekommen,
Fürwahr, ich hätte das schönste Amt nicht angenommen.

Schimaziuß: Du mußt es nehmen, edler Kavalier,
Denn Dein Talent, ein wahres Hoftalent,
Wir brauchen es . . . Merk auf: die Königin
Will eben einen neuen Kämmerer
Ernennen . . . Glänzend ist die Stellung, glänzend!
Das wäre was für Dich . . . Ich kann Dir helfen,
Denn wisse, daß die Oberhofmeist'rin
Auf mein Geheiß gar Manches thut.
Ich bin ihr Freund — ich werde Dich empfehlen.
Nun geh' und harre mein im Wintergarten,
Du darfst beruhigt sein . . . beruhigt warten . . .
Ich bin Dir gut, da kann Erfolg nicht fehlen,
Vertrau auf mich, Du darfst auf mich fest zählen.
Der Gräfin Gatte selbst ein Ungar war,
Sie liebt die Ungarn, unterstützt sie gern,
Und spricht dann ein Schimaziuß sogar,
So macht gewiß sie Dich zum Kammerherrn.
Doch geh . . .

(Auf die Mittelthür weisend.)

Die Thür . . . sie führt zum Wintergarten,

Schobrozy: In meiner Brust, da blüht ein Sommergarten,
Des Dankes Blumen sprießen d'rin und duften,
Sie duften Dir, Du edelster Gelehrter!
Ich kann nicht reden, kann nicht lügen, heucheln,
Ich bin kein Komödiant, bin nur ein armer
Bescheidner Mensch . . . ich kann nicht schön thun, schmeicheln . . .
Nur meine Thränen sagen, was ich fühle.
(Er stürzt laut weinend in die Arme des Schimaziuß, bei Seite):
Er geht schon auf den Leim, der alte Simpel.

Schimaziuß (weinend):
Fürwahr, auch mich bewegt dies Dankgefühl,
Mir wird so weich um's Herz herum.

Schobrozy (weinend): O, sag:
Ist alt die Gräfin oder jung?

Schimaziuß (sehr traurig): Ach, alt . . .

Schobrozy: Doch wohl erhalten?

Schimaziuß: Leider schrecklich mager,
Sonst aber eine gute, brave Dame.

Schobrozy: Empfiehl mich ihrer Huld und führe mich
Je eher hin zu ihr. In Deine Hand
Will ich mein Schicksal legen. Sei mein Freund,
Mein Führer, sei mein Leitstern! . . . Meinen Dank

Kann man nicht schildern . . . Doch was meine Zunge —
 Verzeih' das matte Bild — nicht malen kann,
 Das male Du Dir selbst; Du edler Mann!
 Ich bin ein aufrichtiger, braver Junge,
 Ich kann wohl nicht mit Worten zierlich spielen,
 Ich kann nicht reden — aber ich kann fühlen! . . .

(Als ob er noch reden wollte, doch seine Stimme versagt ihm den Dienst, er öffnet schluchzend die Arme und läßt dieselben wieder fallen.)

Ich möchte nämlich stark vor Dir erscheinen
 Und doch, ich schäme mich, und ich muß weinen. (26.)

Schimazius: O, welch' Talent und welch' Gefühl! Gewiß
 Der junge Mann, er ist ein wahrer Schatz.
 Man sieht, daß meine Verse seine Seele
 Erfüllen und daß meine Poesie
 Ihn ganz beherrscht . . . Doch nun zur That, zur That.

Vierte Scene.

Kostka. Barbely. Schimazius.

Kostka (draußen): Die Gräfin ist so zeitig nie zu sprechen.
 Barbely (draußen): Mir aus dem Weg! Du dünner fliegenjäger!
 Schimazius: Was giebt's?
 Kostka (draußen): Hier darf man nicht eintreten . . .
 Barbely, (den im Wege stehenden Diener bei Seite schiebend, eintretend):

Schön,

Ich will's mir merken . . . diesmal tret ich ein,
 Auch ohne erst zu fragen.

Kostka (Zu Schimazius): Sagt doch diesem
 Hartköpfigen, was hier bei Hof erlaubt ist.
 Ihr seid gelehrt; vielleicht versteht er besser Euch.

Barbely (hebt drohend die Hand, dann sich besänftigend):
 Hartköpfig! Sieh nur Acht, daß Deines weichen Kopf's
 Gehirn jezt keinen Schaden nimmt.

Schimazius: Gehirn?
 Das ist mein Fall; das findet Ihr bei mir,
 Und es ist gern bereit, Euch zu belehren.

Barbely (auf Schimazius weisend):

Was will denn dieser schielende Thürpfosten?

Schimazius: Wie? Schielend? Pfosten? . . . Arm ist die Matapher!

Barbely (schreiend): Ich such' die Wittwe Paul Barbely's, die Oberst-
 Hofmeisterin! . . . Bist Du's vielleicht?

Schimazius (mit Würde):

O nein!

Kostka:

Hier kommt die Gräfin.

Fünfte Scene.

Vorige. Sofie.

Sofie: Wer lärmt denn hier?

Kostka:

Verzeiht, Frau Gräfin, aber . . .

Schimazius: So schweig doch.

(Käuspert sich und tritt in die Mitte):

Als Phöbus kam in seinem flammenwagen. . . .

Barbely: Nicht doch, zu Pferde kam ich, nicht zu Wagen.

(Den erschauerten Schimazius bei Seite schiebend):

Das also wär' die Wittwe Paul Barbely's . . . Ei?
So laßt Euch doch betrachten, liebe Sofie.

Sofie (falt): Wer seid Ihr Herr? Was wollet Ihr von mir?
Warum betrachtet Ihr so seltsam mich?
Benehmen . . . Blicke . . . Euer ganzes Wesen . . .
Es ist nicht üblich hier bei Hof.

Barbely: Beim Himmel!
Sie kennt mich nicht mehr . . . freilich ist's kein Wunder.
Ich selbst, ich würde sie kaum mehr erkennen . . .
Die volle, schöne, mädchenhafte Sofie
Ist wirklich — alt geworden.

Sofie: Ah!

Kostka (zu Barbely): So schweigt doch!

Schimazius: Das ist ein Crimen laesae.

Barbely: Sofie! . . . Sofie!

Ich glaube gar, Du willst mich nicht mehr kennen.
So schau mir in die Augen! . . . Kennst Du mich?
Erinnerst Du Dich noch des jungen Mann's,
Der einst mit Dir am Hochzeitstage tanzte? . . .
Nun her das kleine Händchen;

(Ihr die Hand reichend.)

An dem Drucke

Wirft Du mich wohl erkennen.

(Er ergreift ihre Hand und schlägt derb ein.)

Sofie (zusammenschreckend): Seid doch zarter!

Barbely: O, Sofie, ehemals warst Du nicht so schwächlich,
So zimperlich . . . Du hieltest wacker Stand.
Doch ach, wir werden alt und recht gebrechlich . . .
Sieh, falten zeigt schon Deine kleine Hand.
Ja, Sofie, wir gehören zu den Alten,
Doch uns're Herzen haben keine Falten.
Die Hand wird alt, jedoch das Herz bleibt jung,
Denn jung erhält es die Erinnerung . . .
Doch all' das weißt Du besser . . . Sprich, erkennst Du
Mich endlich? . . . Sag's! . . . Heraus damit! . . . So sag's doch . . .
Eins . . . Zwei!

Sofie: Wie wär's denn möglich? Bist Du's wirklich?

Barbely: Gewiß . . . ich bin's und sonst kein Andern.

Sofie: Meines
Pauls Bruder . . . Der Bruder meines armen Gatten . . .
Barbely: Derselbe.

(Ihre Nährung bemerkend.)

Nur nicht weinen!

Sofie: Guter Gregor!

Barbely: Jawohl, der Onkel Gregor!

Sofie: Welche Freude!

Barbely: Nun endlich!
(Streichet sich den Schnurrbart bei Seite und fügt Sofie zweimal derb.)

Sofie: Nicht so stürmisch!

Schimaziuß:

Violatio!

Barbely (auf Schimazius weisend):

Was quackt denn dieser Frosch hier immerwährend.

Sofie:

Laßt uns allein!

Schimaziuß:Wir bleiben in der Nähe;
Ein Schrei von Dir genügt und wir erscheinen.

(Schimazius und Kofka ab.)

Sofie:So bist Du's wirklich? Und ich hab Dich nicht
Sogleich erkannt . . . Nun, sei begrüßt, komm her
Zu mir, nimm Platz an meiner Seite, laß' mich
In Deine Augen sehen, denn sie mahnen
Mich immer wieder an den toten Gatten,
Den guten Paul, den ich so innig liebte!
Ach, diese schmerzliche Erinnerung . . .

(Sie bricht in Thränen aus.)

Barbely:Na . . . na . . . Schon gut . . . fall' mir nur nicht in Ohnmacht.
Denn wisse, daß bei uns in solchen Fällen
Ein Sauff voll kalten Wassers immer als
Heilmittel dient . . . Das Mittel ist probat.
Weit besser ist's daher, Du fängst nicht an . . .
So wein' doch nicht . . . So lasse doch das Flennen,
Am Ende werd' ich gar noch weich und heule
Mit.

(Reibt sich die Augen.)

Armer Bruder! Ruhe nur in Frieden! . . .
Er ist seit sechs, fast sieben Jahren todt.
Und alte Knochen, wie wir Beide sind,
Die brauchen wahrlich nimmermehr zu greinen.**Sofie** (zusammenstreckend):Was? Alte Knochen? . . . Sprich doch solche Worte,
Die derb und häßlich sind, nicht aus. Glaub' mir,
Dein Bruder hätt' dergleichen nie gesagt . . .
Sei ihm in dieser Hinsicht gleichfalls ähnlich.**Barbely:**Jawohl! so ist's . . . Er war ein echter Hofmann
Und er verließ nie Bathory. Er kam
Mit ihm hierher, erobert' sich ein gar
Holdselig Edelfräulein . . . (Bathory
Eroberte den Thron) . . . Das Edelfräulein
Ward meines Bruders Frau . . . Du warst's Sofiel
Ach, damals warst Du jung und schön; kein Wunder,
Daß Paul Dich lind und lau und lieb erfaßte . . .
Ja blieb in Siebenbürgen. Unter Bären,
Wallachen, Türken und Tartaren hab' ich
Die feinen Sitten nicht erlernen können.
Mein Herz — das darfst Du glauben — liebt trotzdem
So innig, minnig wie ein ander Herz.

(Küßt Sofie nochmals derb auf beide Wangen.)

Sofie (ihn zurückweisend):Ich weiß es wohl, Du bist ein Ehrenmann.
Die rauhe Hülle birgt den edlen Kern.

- Auch lieb ich Dich, als Bruder meines Gatten,
 Wenngleich ich's durchaus nicht begreifen mag,
 Daß liebende Verwandte stets sich küssen.
- Barbely:** Und doch hört ich 'mal einen Weisen sagen,
 Auch alten Ziegen soll das Salz behagen.
- Sofie** (legt die Hand auf Barbely's Mund):
 So schweig doch, übermüthiger Verwandter!
 Denn solche Worte sind bei sitt'gen Witwen
 Ganz sicher nicht am Plage . . . Sag' mir lieber
 Wie's Dir ergangen, wie's daheim den Lieben
 Ergeht und glaube mir, daß ich mich herzlich freue,
 Dich frisch und froh und fröhlich hier zu sehen.
- Barbely:** Ich sagt' es immer: Diese Sofie ist
 Die beste Frau und wenn sie tausendmal
 Ihr Näschchen rümpft und recht hochmüthig thut,
 Sie hat das Herz trotzdem am rechten Fleck.
 Und sieh: Auch diesmal hab' ich im Vertrauen
 Auf Deine Güte, auf Dein braves Herz
 Den Weg zu Dir gemacht
- Sofie:** So sprich doch, sprich.
 Denn wahrlich, s' ist für mich das höchste Glück,
 Dem Bruder meines heißgeliebten Gatten
 Zu dienen.
- Barbely:** Nicht von mir ist hier die Rede.
 Du weißt wohl, wir besaßen eine Schwester,
 Und diese Schwester hatte eine Tochter,
 Es ist dies meine liebe Nichte: Röschen.
- Sofie:** Das kleine Röschen, das ich aus der Taufe
 Gehoben?
- Barbely:** Ja, dasselbe . . . Seine Mutter
 Ist ebenfalls gestorben.
- Sofie:** (in Thränen ausbrechend):
 Ach, die Uermstel!
- Barbely:** Hast Du die Absicht, jedem hingeschiedenen
 Verwandten einen Vers noch nachzuweinen,
 Dann kommen niemals wir zu Ende!
- Sofie:** (die Thränen trocknend):
 Leider . . .
- Barbely:** Doch sag' was ist's mit unfrem kleinen Röschen?
 Sie ist recht groß geworden mittlerweile;
 Ihr Vater, Schloßvogt zu Megyes*), — Du kennst
 Ihn doch den braven Valentin Kiraly?
 Er war auch Gast bei Deinem Hochzeitsfest —
 Nun, er und ich wir haben's ausgemacht,
 Daß Röschen jene unfreundliche Veste
 Verlasse, wo nur wilde, wüste Krieger
 Ihr Wesen treiben . . . Als das Trauerjahr
 Vorüber war, da gingen wir daran

*) sprich: Medjes.

Den Voratz auszuführen. Doch wozu
Noch viele Worte machen. G'nug daran:
Ich habe Röschen mitgebracht!

Sofie (aufspringend):

Was sagst Du?

Du hast sie mitgebracht! . . . Und das sagst Du
Erst jetzt? . . . Doch ich verzeih's, denn größ're Freude
Hätt' mir auf Erden Niemand machen können.
Doch sag' wo ist sie? Führ mich rasch zu ihr!

Barbely (aufstehend):

Sie ist im Gasthof . . . Willst Du sie empfangen?

Sofie:

Das fragst Du noch? Sie wird mein Töchterchen,
Mein Kind sein und ich will zum Edelräulein,
Zum ersten hier am Hof sie machen. Bringe
Sie bald hierher und glaube mir, kein Wesen,
Selbst ihre Mutter nicht, könnt' besser sorgen
Für sie, denn ich . . .

Barbely:

Bei Gott, ich glaub's. Ich sag's
Seit Jahr und Tag, Du bist 'ne brave Frau, . . .
Kreuzbrave Frau!

Sofie:

Jetzt sprich mir nicht zu viel
Und bring' es endlich her, das liebe Kind.
(Sie drängt Barbely zart fort.)

Barbely:

Ich theilte Dir bislang nicht Alles mit.
So warte doch und wirf mich nicht zur Thür
Hinaus; zum Teufel noch einmal . . .

Sofie:

Wer wird
Denn fluchen hier am Hof? Ich hoff',
Du wirfst auch ohne Fluch den Rest erzählen . . .

Barbely (bögernd):

Man muß das Mädchen dann und wann zerstreuen.

Sofie:

O, ich verstehe: Röschen liebt! . . . Das Kind
Hat Liebesgram?

Barbely:

So ist's.

Sofie:

Das arme Kind!

So jung . . .

Barbely:

Und schon verliebt . . .

Sofie:

Und unglücklich
Verliebt! Wer sollt' es glauben? Hoffentlich
Wird sie am Hofe bald ihr Leid vergessen.
Hier giebt es Spiele, Bälle und Festessen.

Barbely:

Schön Dank, doch Hunger hat die Kleine nicht.

Sofie:

Erzähl' mir, lieber Schwager: was der Grund
Von Röschens Gram?

Barbely:

Vielleicht weiß ich selber nicht.
Ich kann nur sagen, was ihr Vater spricht.
So höre denn: Vor Kurzem noch war Röschen
In Kaschau, wo in einem Nonnenkloster

Das Mädchen fromm erzogen werden sollte.

(*gornia*):

— Ja, wenn der Teufel das auch haben wollte! —

Sofie:

So lasse doch den Teufel aus dem Spiel.

Barbeleg:

Doch wenn der Teufel just in's Kloster fiel?

Doch da Du's willst, geschah's ganz ohne Teufel,

Daß Röschen einen schönen, jungen Ritter

So eines Tages kennen lernte . . . Nun,

Das Uebrige, das weißt Du wohl. Denn seit

Die Welt besteht, die Erd' sich dreht, erklingt

Das Lied: „Sie sahen sich und liebten sich.“

. . . Der junge Mann hieß Caspar Schodrozy . . .

Nachdem er ein'ge Wochen viel geseufzt

Und Liebesblicke wohl der Hunderttausend

Von rechts und links dem Röschen zugeworfen,

— Der Junge hätt' beinah die Augen aus

Den Höhlen sich gedreht — da eines Tags

Erhielt das Mädchen einen Brief, in dem

Der freundliche Galan ihr schreibt, er sei

Entschlossen in die Welt zu gehn, um dort

Viel Geld und Gut, viel Reichthum und viel Ruhm

Sich zu erwerben . . . Röschen möge warten

Bis einst er heimkehrt . . . reich, berühmt und mächtig

Und um sie freit . . . das Mädchen aber wartet,

Wird bleich und bleicher, dünn und dünner, wartet

Voll Trauer, weint bei Tag und Nacht und wartet . . .

Bis endlich ihr das Herzchen bricht . . . Die Uermste! . . .

Nun bring' ich Röschen Dir; Du sollst sie sehen.

(*Ab.*)

Sofie:

Was ich vermag, fürwahr, es soll geschehen!

Ich will den Himmel nur um Schutz und Hilfe bitten,

Vielleicht verleiht er Trost dem Kind, das viel gelitten.

Sechste Scene.

Sofie. Schimaziuß.

Schimaziuß: Der grobe Ungar ist gegangen . . . Gräfin!

Gestattet eine Bitt' Euch vorzutragen.

Sofie:

Was ist Dein Wunsch?

Schimaziuß:

Ich hör', daß für's Gefolge

Der Königin ein Kämmerer gesucht wird.

Sofie:

So ist's.

Schimaziuß:

Ihr wißt, ich bin ein Menschenkenner

Und unbestechlich.

Sofie:

Hoffentlich.

Schimaziuß:

Ich möchte

für diese Stelle einen jungen Mann Euch

Empfehlen, einen jungen Mann, den Gott

Zum königlichen Kämmerer geschaffen

hat . . . Dieses sag ich Euch als Menschenkenner,

Gelehrter, der noch nie geirrt. O welch'
Ein Mann! So ritterlich, so fein, so schön,
Gebildet, muthig, kräftig und bescheiden,
Der in der Nacht bei seinen Büchern sitzt,
Dabei ein Mann, der viel Geschick besitzt
Wär ich nicht — ich, ich möchte ihn beneiden!
Er ist Apoll und Mars zugleich . . .

Sofie: Wie heißt er?

Schimaziuß: Sein Name: Caspar Schodrozy.

Sofie: (erstaunt):

Du sagst?

Schimaziuß: Nun: Caspar Schodrozy!

Sofie: Und er wär' hier?

Schimaziuß: Gewiß.

Sofie: Gewiß. Hast Du den Namen wohl
Verstanden? Schodrozy?

Schimaziuß: Und Caspar.

Sofie (rasch):

führe

Den Jüngling her zu mir, ich will ihn sehen!

Schimaziuß: Ich dank Euch, Gräfin, daß Ihr meinen Worten
So hohen Werth erkennt . . . Ich gehe . . . fliege! (Ab.)

Siebente Scene.

Sofie.

Sofie (allein):

Welch' sonderbarer Zufall! Nein,
Nicht Zufall kann und darf ich's nennen,
Des Schicksals Fürsory' ist allein
In diesem Walten zu erkennen.
Fürwahr, ein gütiges Geschick,
Es führt' ihn her zu mir, den Armen,
Hier wird ihm das ersehnte Glück,
Hier wird sein Liebchen er umarmen . . .
Wie gut, daß er zu Hofe kam,
Nun hat wohl Köschens Leid ein Ende,
Verscheucht wird schnell der Liebesgram,
Legt ineinander man hie Hände
Der Liebenden . . . Doch ehe dies
Geschieht — trotzdem der Menschenkenner
Schimaziuß so viel verhieß,
Ihn pries als Krone aller Männer —
Ist's nöthig, daß ich prüfe ihn,
Den jungen Mann genau ergründe;
Doch wenn ich bieder seinen Sinn
Und ehrlich seine Seele finde,
Dann soll mein Köschchen, das so krank,
So herzkrank ist — gar schnell gesunden?
O, guter Himmel habe Dank,
Für diese freudig-schönen Stunden!

Achte Scene.

Sofie, Schimazuß, Schodrozy.

Schimazuß: Hier ist der Ritter, den ich Euch empfahl.

Sofie: Ich freu' mich, ihn zu sehn.

Schimazuß: Die Freude wird
Noch größer sein, wenn Ihr ihn kennen lernet.
Und um Euch die Gelegenheit zu bieten,
Entfern' ich mich. (Ab.)

Neunte Scene.

Sofie, Schodrozy.

Sofie: Ein seltner Fall fürwahr ist's,
Daß Jemand meines Secretärs Gefallen
In solchem Maß erweckt, ihn fast bezaubert.

Schodrozy: Er blickt mich an durch rosenrothe Brillen
Und meine Fehler will er wohl nicht sehen.

Sofie (gütig): Du bist bescheiden . . . Eine edle Tugend
Ist die Bescheidenheit . . . doch tritt 'mal näher
Dein Platz ist nicht im Schatten jener Thür.
Komm näher . . . näher . . . setz Dich her zu mir
Und lasse mich Dein junges Antlitz schauen.
Ich bin Dir gut, d'rum kannst Du mir vertrauen.

Schodrozy (setzt sich an ihre Seite, affectirt große Bescheidenheit):

Habt Dank für diese Gnade, edle Frau,
Ich schließe fromm in mein Gebet Euch ein.

Sofie: Es freut mich sehr, daß Du so gut und fromm,
Denn leider ist d. r. fromme Glaube fremd
Den Rittern dieses Hofes geworden.

Schodrozy: In meiner Brust ist nicht des Glaubens Blume
Verdorrt, denn ganz erfolglos bleibt der Sünder Zweifel'n.
In meiner Brust, da wohnt die Frömmigkeit
Und nicht nur heut, sie bleibt hier alle Zeit!
Im Kampf des Lebens und im Kampf der Schlachten,
Hab ich den Glauben mir voll Stolz bewahrt,
Ich lernt' das Treiben dieser Welt verachten;
Doch was der Katechet mir offenbart',
Das ist mein Schatz, den sorgsam ich behüte
In meinem frommen, gläubigen Gemüthe.

(Traiv): . . . Ich fang' mit Gott die Arbeit an,
Weil Gott allein nur helfen kann.

Sofie (liebedoll): Wer ihm vertraut, hat nicht auf Sand gebaut.
Du siehst, der Herr, er lenkte Deinen Schritt
Hierher zu mir . . . Ich will Dir wohl . . . Dein Nam'
Ist: Caspar Scho . . .

Schodrozy: Schodrozy . . .

Sofie (heiter):

So ist's recht.

Schobrozy (bei Seite):

Wie seltsam mich die alte Frau beschaunt.

(laut):

Ich bin ein Edelmann . . . ein alt Geschlecht
Sind die Schobrozy's! (bei Seite): fast so alt wie Du . . .
Was will sie nur von mir, sie starrt mich an,
Verschlingt mich fast mit ihren heißen Blicken.

(laut):

Mein Onkel ist ein Bischof . . . meine Vettern
Sind durchwegs Kapuziner . . . Auch ich wäre
Soweit gewesen ihnen in den Klöstern
Gesellschaft stets zu leisten, doch ich dachte,
Daß in so ernsten Zeiten jeder Jüngling
Weit mehr zur Ehre Gottes wirken kann,
Wenn er dem Klosterleben ganz entsagt
Und für den Glauben kämpfet in der großen Welt.

Sofie:

Ein Priester und ein Held! Das ist der Mann,
Der hier am Hof, an seinem Platze ist.

(Sie ergreift Schobrozy's Hand.)

Schobrozy (bei Seite):

O, güt'ger Himmel, sie ergreift mich schon,
Sie preßt und drückt mit Liebe meine Hand.
Am Ende ist sie gar in mich verliebt,
Das wäre mehr, als ich erreichen wollt . . .

Sofie (ihn immerwährend genau betrachtend):

Du sagtest doch vorhin, daß Deine Ahnen
In Kaschau wohnten . . .

Schobrozy:

Kaschau? Nein, in Bartfeld.

(Bei Seite):

Und wie sie mich betrachtet . . .

Sofie:

In Kaschau?

Warst Du niemals

Schobrozy: Doch, im letzten Jahr verbrachte

Ich dort ganz kurze Zeit

Sofie (bei Seite):

Wie er erröthet,
Fürwahr, ein unverdorben Herz! (laut): Ich höre,
Daß Kaschau eine schöne Stadt sein soll.

Schobrozy: Recht schön und was die Hauptsach' ist, recht fromm,
Ich sah dort viele Kirchen und an Klöstern
Ist ebenfalls kein Mangel.

Sofie:

Wie? An Klöstern?

(bei Seite)

Erröthet ist er abermals. Ich sehe,
Er hat sein Liebchen keineswegs vergessen . . .

(laut und herzlich):

Sei muthig, denn Dein heißer Wunsch wird in
Erfüllung gehen . . .

Schodrozy (niederknien):

O, gnäd'ge, edle Frau!

Sofie: Steh auf!

Schodrozy: Nein, auf den Knien will ich danken,
für diese Großmuth und für diese Güte!

Sofie: (ihn emporhebend und dann mit ihm Platz nehmend):

Ein Wort noch: Sage mir, falls unser König
Dir Amt und Würden gnädiglich verleihet,
Wirst Du dann nicht . . . vielleicht an Hochzeit denken?

Schodrozy (verschämt): O, gnäd'ge Gräfin!

Sofie: Sieh, Du bist ein Jüngling,
Und junge Herzen schwärmen stets für Liebe.

Schodrozy (bescheiden): O, Gräfin! (Bei Seite) Himmel, was soll ich nun sagen?
(Er seufzt einige Male auf.)

Sofie: Nur Muth und fürchte nichts; ich werde niemals
Dem jungen Herzen seine Lieb verübeln.

Schodrozy (bei Seite): Kein Zweifel mehr, die Alte ist in mich
Verliebt — das fehlte noch — da danke ich.
(laut und schwärmerisch) Ach, findet unser Herz den Gegenstand,
Der würdig seiner Lieb', dann freilich muß
Es lieben . . .

Sofie: Gut, mein Freund, ich will kein ander
Geständniß Deinen unschuldsvollen Lippen
Entreißen . . .

Schodrozy (auffetzend): Gnädigste der Gnädigen!

Sofie (bei Seite): Er liebt das Mädchen! (laut): Nun vertraue mir!
Ich will erfüllen Deinen schönsten Wunsch.

Zehnte Scene.

Vorige. Nikolaus.

Nikolaus (zu Schimazius, der ihn nicht einlassen will):

Ach, Unsinn, meine Tante ist für mich
Zu jeder Zeit zu sprechen. (Eintretend.) Was erlaubt
Sich denn Dein Sekretär? Er will mich nicht
Einlassen, sagt, daß Du mit wicht'gen Staats-
Geschäften arg beschäftigt wärst . . . Ist's wahr?
(Kläßt der Gräfin die Hand.)

für mich ist doch kein Staatsgeschäft so wichtig,
Daß ich deshalb mein Tantchen missen wollte.

Sofie: Du Böser!

Nikolaus: O, die Bösen werden gut,
Die Sünder rein, die Ungläubigen fromm
Wenn sie in dieses trante Zimmer treten.

(Erblickt Schodrozy, auflachend):

Was seh ich? Caspar hier bei meiner Tante?
Und trant an ihrer Seite? Seltsam wahrlich!
Du also bist das große Staatsgeheimniß?

Sofie (erfrent): Du kennst den jungen Ritter?

- Nikolaus:** Will's wohl meinen;
Mein alter Schulfreund ist der liebe Caspar,
Wir gingen einst mit'nander in die Schule,
Das heißt: Wir gingen nicht, doch sollten wir
Wohl gehn . . .
- Schodrozy** (Der Nikolaus fortwährend winkt, zu schweigen):
Ich weiß es noch genau, mein Lieber
Und sehe, daß der Alte Du geblieben.
„Nur immer heiter!“ war Dein lust'ger Wahlspruch
Und spöttisch lachend nahmst Du alle frommen
Belehrungen entgegen, die ich Dir
Oft angedeihen ließ.
- Nikolaus:** Belehrungen?
Fürwahr, ich hab' sie stets befolgt mit Eifer.
Du sagtest: Trinke! und ich trank mit Wonne.
- Schodrozy:** O, Nikolaus wach' schlechter Scherz! (leise): So schweig doch.
- Nikolaus:** Ach so . . . Du bist ein Heil'ger wohl geworden?
Ich sagt' es ja, der Sünder tritt in dies
Gemach und steh', er hat schon einen Heil'genschein.
- Schodrozy** (verwirrt): Ich bin kein Heil'ger; leider weiß ich's selbst
Nur viel zu gut; ich bin ein Sünder, doch
Ich kann bereuen und mit tiefer Reue
Gutmachen, was ich ehemals gesündigt.
- Nikolaus:** Entschuldige Dich nicht, Dir ist vergeben.
Ich weiß recht gut, daß jedes Pferd vier Füße
Besitzt und dennoch stolpert . . .
- Schodrozy** (verwirrt): Nun ich habe
Nur zwei und kann daher viel leichter straucheln.
- Sofie** (steht auf): Vertheidige Dich nimmer, denn deß' bedarf
Es nicht. Wenn Du als Jüngling einst gefehlt
— zumal in der Gesellschaft meines Neffen —
So ist's kein Wunder, sondern nur natürlich . . .
Die Reue, die Du jetzt empfindest, zeigt,
Daß anders Du geworden und die Lieb',
Die reine, fromme Liebe soll nun sorgen,
Daß rein und fromm Du bleibst . . .
- Schodrozy:** Ihr seid ein Engel!
- Nikolaus** (bei Seite): Just das hat noch gefehlt . . . hm, ich verstehe.

Elfte Scene.

Vorige, Kostka.

- Kostka:** Die Königin befehlt, daß Ihr erscheinet!
- Sofie:** Ich komme also gleich; (zu Schodrozy): Bleibt hier, erwartet
Mich. Später muß ich wieder mit Euch sprechen,
Ich werd mit froher Botschaft Euch erfreuen.
- (Zu Nikolaus): Verweil' auch Du, ich komme alsbald wieder,
Doch wisse, daß ich keine Lust empfinde,
Die Schulden, die Du immer wieder machst,

Auch immer wieder zu bezahlen. Bleib',
Du sollst hent' eine gute Lehr' erhalten
Und sehen, wie auf Erden man die Tugend
Belohnt . . .

(Seine Wangen streichelnd).

Vielleicht wird Dir die Lehre nützen,
Ich wünschte es — und nun auf Wiedersehen!

(Ab mit Kostk.)

Zwölfte. Scene.

Schobrozy, Nikolaus.

Nikolaus (bräs): Mir scheint, die Tante ist in Dich verliebt.

Schobrozy: Auch Du hast's also wahrgenommen?

Nikolaus (lachend): Ja!

Auch ich . . . fürwahr recht köstlich ist dies „Auch,“
Auch ich, auch Du, auch er . . . bei Gott, erst jetzt
Versteh' ich ganz die seltsame Befehung.

Schobrozy: Die höchste Zeit ist's schon, daß Du's verstehst.

Du wirst jetzt hoffentlich vernünftig werden,
Nicht mehr die alten, tollen Lieder singen . . .

Ich will von der Vergangenheit nichts wissen
Und Deine Zunge wird nicht müde, alte
Geschichten zu erzählen . . . Nikolaus!

(ernst): So handelt nimmermehr ein guter Freund,
Wenn er nicht will des Freundes Glück vernichten.

Nikolaus: Verzeihe mir, Du frommer heil'ger Caspar;
Doch nimmer hätte ich mir träumen lassen,
Daß Deine Seel' zu retten ist und nunmehr
Erfahre ich, daß meine alte Tante

Dich rettet . . . Freund, dies Werk ist Dir gelungen!
Du nimmst die Mühe, wirst demnach mein Oheim,
Und zahlst meine Schulden . . . Nun denn Oheim,
Ich will mich Deinem Schutz und Schirm empfehlen. (Ab.)

Dreizehnte Scene.

Schobrozy.

Schobrozy (allein): So ist es wahr und nicht nur Trug und Täuschung,
Nicht nur ein Traum der dummen Eitelkeit?

Doch nein . . . ich war nie eitel, bin's auch nicht . . .

Gewiß, der Mensch, er hatte Recht: sie liebt mich . . .

Ich ganz vernarrt und über beide Ohren

Verliebt in mich . . . Recht wohl bekomm's Frau Tante!

. . . Doch ernst erwägen muß man diese Sache.

Die Frage ist, ob dieser Zwischenfall

Mir Heil bringt oder Unheil . . . Ganz gewiß

Ist wohl, daß königlicher Kämmerer

Ich werde . . . Nun, das wär' ein guter Anfang . . .

Doch dann? Ich fürchte fast, die Protektion

Wird nicht umsonst gewährt. Vielleicht will sie
 Daß ich ihr Gatte werde . . . Das wär' nett! . . .
 (Geht eine Weile auf und nieder.)
 So hätt' ich endlich denn ein gutes Amt,
 Doch Röschen scheint für immerdar verloren.
 Entweder auf das Amt verzichten oder
 Dem Liebchen ein für allemal entsagen.
 Ich muß nun wählen zwischen Lieb und Stellung . . .
 Und doch, vielleicht wär' möglich Beides
 Hübsch miteinander zu vereinigen . . .
 Sei klug und weise Caspar; trachte jetzt
 Die beiden Fliegen klipp mit einer Klappe
 Zu schlagen . . . Wohl, die Cante protegirt mich
 Und will ein Amt bei Hofe mir erwerben,
 Das ist mir recht. Und hab' ich erst die Stellung,
 Dann kann kein Weib der Welt dieselbe rauben.
 Ich bringe Röschen her und selbst die Cante
 Wird sich beschämt, zernirscht in Alles fügen . . .
 So wird's am besten sein . . . frisch auf . . . Und nun
 Muß ich die alte Cante warm erhalten,
 Muß flott Komödie spielen, höflich thun,
 Damit die Liebesgluten nicht erkalten:
 Mit Thränen, Senfzern, Liebesblicken muß
 Ich diese eitle alte Frau bethören . . .
 (Spöttlich:) Und fordre ich voll Jener einen Kuß,
 Ich hoff' die Alte wird mich nicht erhören.
 (Luftig:) Ach, welch' ein guter Spaß, wenn er gelingt . . .
 Doch wenn mein Plan mir nicht gelingen sollte,
 Dann muß die Cante' ich freien unbedingt . . .
 Und Röschen? . . . Gute Nacht . . . Der Himmel wollte
 Es eben nicht . . . Ach, schließlich bin ich mir —
 Der Allernächste . . . Nur ein grünes Bübchen,
 Das würde opfern seine Stellung hier,
 Um treu zu bleiben seinem lieben Liebchen.
 Der kluge Mann darf oft sein Herz nicht fragen,
 Er muß vernünftig handeln — und entsagen.

Vierzehnte Scene.

Schodrozy. Kostka. Röschen.

Kostka (zu Röschen): Die Gräfin hat beauftragt mich mein Fräulein,
 Hierher in dies Gemach Euch gleich zu führen . . .
 Die Gräfin kehrt alsbald zurück.

Röschen (zu Kostka): Mein Oheim
 Wird hoffentlich recht bald mich hier auffuchen?

Kostka: Er weilt im Augenblick beim Könige. (Ab.)

Röschen: Ich will hier warten.

Fünfzehnte Scene.

Schobrozy. Röschen.

Schobrozy (der Röschen bemerkt, sich aber zurückgezogen hat, tritt nun näher):

Wie Röschen? Ist sie's wirklich? Welcher Geist
Hat sie hierher geführt? Das fehlte noch,
Sie wär im Stande Alles über'n Haufen
Zu werfen . . . Nein, das soll nicht sein . . . Ich muß sie
Entfernen. (laut): Röschen!

Röschen (auffschreiend):

Welch' Wonne, Welch' Freude

Du bist's . . . und wirklich Du, mein theurer Caspar!

(Sie eilt mit offenen Armen auf ihn zu, bleibt plötzlich beschämt stehen und lispelt):

Ich grüße Euch mein Herr!

Schobrozy (warm):

O, wiederhol'

Doch jene süßen Worte, die mein Glück
Mir künden, unterdrücke nicht die Stimme
Des Herzens. (plötzlich ganz ruhig) freilich, besser ist's zu schweigen,
Die Wände haben Ohren hier am Hofe.

(Wieder wärmer werdend):

Ich weiß, Du liebst mich. Weshalb denn verbergen,
Was kein Geheimniß mir . . . was Deine Augen
In diesen Augenblicken wieder sagen . . .

(ängstlich) Ich selbst mein Kind, ich liebe Dich recht innig;

Ich bin der Alte noch, so treu und bieder . . .

Doch sag mein Röschen, liebst Du mich denn noch?

Röschen:

Du weißt, ich liebe Dich, denn was ich einmal

Gesagt, bedarf der Paraphrase nimmer.

Warum denn ein Geständniß wiederholen,

Das Du in meinen thränenleeren Augen,

In meinem bleichen Antlitz lesen könntest?

O, wüßtest Du, was ich gelitten habe!

Schobrozy

(affectirt): Ich habe ebenfalls gelitten, theures Mädchen,

Ich hab' mit Trauer Dich vermist mein Röschen!

Umsonst befragte ich die dunklen Wolken,

Ob sie von Dir mir keine Botschaft bringen . . .

Ich weinte viel, doch ach, in meinen Leiden,

Da brachte der Gedanke Trost und Licht;

Ich werde wiedersehen Dich mit Freuden,

Denn niemals leist auf Dich ich mehr Verzicht . . .

für jene Qualen, die fast unerträglich

Erschienen, finde bald ich Preis und Lohn,

Ich liebe Dich mein Kind — so viel als möglich;

Beweist Dir's nicht der Stimme inn'ger Ton?

Röschen

(sart): Der Himmel hat belohnt nun unsre Treue,

Wir sehen uns und lieben uns auf Neue.

Schobrozy

(ernst): Und doch — o, glaube mir — es hat der Himmel

Nicht uns're Schritte hergeleitet. Leider ist's

Gewiß, daß nur ein böswilliger Dämon,

Ein Feind der wahren, frommen, reinen Liebe

Uns beide hergebracht . . .

- Röschen** (ängstlich): O, Himmel, wäre Dies wirklich wahr? O, sag' mir, was Du denkst!
- Schobrozy**: Ich glaube, daß auf Gottes weiter Welt, Kein Ort besteht, wo unsrer Liebe mehr Gefahren drohen könnten, als am Hof, Als hier am Hof . . .
- Röschen** (zweifelnd): Und ist dem wirklich so?
- Schobrozy** (dringend): Entfliehe, eile rasch von hinnen Röschen!
- Röschen**: Doch sprich, warum?
- Schobrozy**: O, frage nicht, mein Schätzchen, Ich kann Dir jetzt nicht Antwort geben. Doch Wenn Du mich liebst und meine Liebe ehrest, Dann folgst Du Deines Freundes gutem Rath Und fliehst, verlässest diesen Sündenhort.
- Röschen**: Ich kann es nicht; ich darf nicht frei verfügen, Nicht meine Schritte selbst bestimmen. Wisse, Mein Vater hat mich hergesendet, und Ich soll in Zukunft hier verweilen, ein Heim Bei meiner Pathin finden.
- Schobrozy**: Deiner Pathin?
- Wer ist sie? Und wie heißt sie?
- Röschen**: Sie'st die Oberst-Hofmeisterin . . .
- Schobrozy** (bei Seite): Weh' mir.
- Röschen**: An ihrer Seite Soll liebevoll ich warten, bis mein Vater Mich heimruft . . . Wär's nicht möglich, daß die Pathin Uns hilfreich jetzt beistände?
- Schobrozy** (erschrocken): Sie uns helfen? (seine Fassung gewinnen): Uns helfen? Armes Mädchen! Ach, Du kennst Die Menschen nicht, besonders aber nicht Die Frauen. Höre denn (leise): was ich nur leise Zu flüstern wage . . . (voll Wehmuth): armes, gutes Mädchen!
- Röschen**: Ich zittere, mein Gott, was werd' ich hören?
- Schobrozy**: Ja, zittere, denn das ist jetzt am Plage. Nun merke auf: Von allen Menschen müssen Wir sie zumeist auf Erden fürchten. Hüte Der Liebe süß' Geheimniß nur vor ihr . . .
- Röschen**: Vor wem?
- Schobrozy**: • Nun vor der Pathin, ja vor ihr Vor allem.
- Röschen**: Und warum? Warum vor ihr?
- Schobrozy** (feierlich): O, Röschen, einzig Liebchen! Blic' mir jetzt In's Aug' und sage, ob Du mir vertraust?
- Röschen** (einfach): Wem dürft' ich denn vertrauen, wenn nicht Dir?
- Schobrozy** (feierlich): Wenn Du mit einem Blicke oder Wort, Hier das Geheimniß uns'rer Liebe lästest, So sind wir Beid' für alle Zeit verloren, —

Und werden niemals mehr ein glücklich Paar.
(Ernst): Jetzt schwöre mir, daß Du der Pathin nie
Von unsrer Lieb' erzählen wirst!

Röschen (leise): Ich schwöre!
Schodrosy: Und nun mein Kind mit Gott, und sei vorsichtig. (Gehend.)

Röschen: Du gehst? Verweile doch noch hier ein wenig.
Schodrosy: Das darf nicht sein, denn Niemand soll es ahnen,
Daß wir einander kennen. Sei voll Klugheit
Und Vorsicht, liebes Mädchen, uns're Liebe
Vernichtet leicht ein unbedachtes Wort!

(Legt die Hand auf's Herz.)

Und dann . . . Du weißt es, Cheure, sicherlich
Wär' auch mein Glück für alle Zeit dahin!

(Traurig): Und das, o Gott! wär' endlich auch mein Tod!

(Er küßt ihr die Hand, eilt aber rasch zur Thür.)

Ich höre Lärm und fliehe schnell, damit
Man uns nicht sieht . . . Vergiß nie Deinen Schwur! (Mitte ab.)

Sechzehnte Scene.

Röschen. Nikolaus.

Nikolaus (tritt in dem Moment von rechts ein, da Schodrosy Röschens Hand küßt; er kommt
näher, sobald Schodrosy nicht mehr auf der Bühne ist):

Sürwahr, Dein Schatz ist just kein großer Held,
Er sieht schon — da er Schritte hört.

Röschen (verwirrt): Mein Herr!

Nikolaus (herankommend): Bei meiner Ehr', ein hübsches Mädchen, das
Ist eine Seltenheit bei uns, wo man
Nur welke Blumen sieht . . . Ich würde gern
An Deine Thür 'mal klopfen, wüßt ich nicht,
Daß Du Dein Herz verschenkt schon einem Andern.

Röschen (mit Würde): Wer giebt Euch Recht in diesem Ton zu sprechen?

Nikolaus: Wer giebt uns Recht, die schönen, rothen Kirschchen
Zu pflücken? Nun, ich mein', der Kirschchen Gäte
Und unser Hunger.

Röschen: Hungerpoesie

Versteh' ich nicht.

Nikolaus: Bin zur Erläuterung

Bereit . . .

Röschen: Schön Dank, mir fehlt der Appetit

Dazu.

Nikolaus: Nicht schlecht und um jetzt beim Vergleich
Zu bleiben, laß mich fragen: Weshalb giebst
An reichgedeckter Tafel e i n e m Gast
Du nur zu essen? Wo der Süßigkeit
So viel vorhanden, würden sicher Zwei
Gesättigt werden können . . . Schodrosy
Hat sich (er greift ihre Hand) an diesem Händchen satt geküßt,
Ich bin bescheiden und begnüge mich
Auch mit dem zweiten Gange.

(Will die Hand fassen, Röschen entreißt ihm dieselbe.)

- Köschen:** Hoffentlich
Geht nicht der Höfling hier am Hofe durch
Die Küche . . .
- Nikolaus:** Ach, verzeiht, mir scheint, wir wären
Bereits im Speisesaal. Hör', liebes Mädchen,
Veracht mich nicht, denn der für den Du sorgst
Und dem Du alle Süßigkeiten sparst,
Der speißt bereits an einer andern Tafel.
- Köschen:** (auffahrend): Das ist nicht wahr, das kann nicht sein.
- Nikolaus:** Und doch
Ist's wahr. Du holdes Wesen dauerst mich.
Ich kann's auch kaum begreifen, weshalb Du
Just diesem Schlingel angehören willst.
- Köschen:** Wen Du nicht kennst, den schmähe nicht.
- Nikolaus:** Ich werd'
Doch meinen alten Schodrozy noch kennen?
- Köschen:** Den Namen kennst Du, wie ich leider höre.
- Nikolaus:** Nicht nur den Namen, sondern auch den Mann;
Ich hoff', er wird recht bald mein Oheim sein.
- Köschen:** Was sagst Du?
- Nikolaus:** (lachend): Ja, er wird bald meine Tante'
Zur Gattin nehmen . . . Wunsch ihm Glück dazu!
- Köschen:** Ist's Narrheit was Du sagst? Ist's nur ein schlechter Scherz?
- Nikolaus:** Ich scherze nie mit einem lieben Ohm,
Ich liebe ihn fast so wie meine Muhme.
- Köschen:** (ausbrechend): O, quäl' mich nicht, o, sag, daß Du nur scherzest.
- Nikolaus:** So frag' die Obersthofmeisterin selbst . . .
- Köschen:** Wie, meine Pathin?
- Nikolaus:** (erstaunt): Deine Pathin? Sag,
Wer bist Du, holdes Mädchen?
- Köschen:** Köschen Kiraly.
- Nikolaus:** Du Köschen? Du des alten Kiraly Tochter?
Ich kenne Deinen Namen wohl, wir haben
Recht oft von Dir gesprochen . . . Doch die Tante
Hat nie gesagt, daß Du hierher zu kommen
Gedenkst . . . Verzeihe mir, daß gar so thöricht
Ich sprach . . . Dich unwürdig behandelt habe . . .
Verzeih' (niedertnickend): Hier auf den Knieen will ich meine
Verzeihung jetzt erbitten.
- Köschen:** (ihm die Hand reichend): Gern verzeihe
Ich, sehend, daß Dich Deine Worte reuen,
Sei nun begrüßt . . .
- Nikolaus:** (küßt ihr die Hand): Ich bin der Gräfin Nefte,
Vielleicht hast Du von Nikolaus schon sprechen
Gehört daheim bei Deinen Lieben . . . Nun, ich bin's!
Ich hoff', Du zürnest mir nicht mehr.
- Köschen:** Ich leg
In Deine Rechte meine Hand und das
Genügt . . . Ich hab' verziehen! . . . Nun beweise

Auch Du, daß aufrichtig Du sein kannst, sage
Mir, hast Du eben wahr gesprochen oder
Geschwätzt?

Nikolaus: Lassen wir die Todten ruhn.
Kößchen: Nur keine Ausflucht! . . . Sag, ob's Wahrheit ist
Daß Schodrozy . . .

Nikolaus: Wenn es nun Wahrheit wäre?

Kößchen (den Kopf abwendend): Ich will die Wahrheit wissen.

Nikolaus: Gut . . . ich glaube,

Daß es nicht ritterlich just ist, die Liebes=
Geschichten anderer Leute zu verkünden,
Doch wen'ger ritterlich erschiene wahrlich,
Hier eine Täuschung schamlos fort zu fördern.
Ich klage Keinen an, beschuldige
Auch Niemanden. Ich will erzählen, was
Ich sah und hörte.

Kößchen (bittend): Sprich!

Nikolaus: Schimazius

Erzählte mir, daß meine Tante bald
Dem Schodrozy ein hohes Amt bei Hof
Verschaffen wird und noch dazu ein Amt,
Das bisher mir bestimmt gewesen . . . Glaube
Jedoch nur nicht, ich sei ihm deshalb neidisch!
Er möge glücklich sein mit Amt und — Tante . . .
Das zweite Faktum hab' ich selbst beachtet,
Ich habe selbst gesehn, wie Schodrozy
Der Tante hier in aller Form den Hof
Gemacht . . .

Kößchen: O, deshalb mußt' ich ihm zuschwören.

Kein Wort zu sagen. O, wie schlecht und niedrig
Ist's doch, für Amt und Stellung seine Liebe,
Ja mehr noch, gar sich selber zu verkaufen.

(Sie weint leise.)

Nikolaus: Du wolltest Wahrheit! . . . Nun, da Du sie hörst,

Zerfließest Du in Thränen . . . Ich beklag' es.

Kößchen: Ich bin Dir dankbar, denn Du hast die Augen
Geöffnet mir; doch wund're Dich nur nicht, daß
Ich eines Traumes Ende hier mit Thränen
Beflage.

Nikolaus: Armes Kind! Ich darf da leere
Trostworte nicht anwenden. Laß mich daher
Erklären, daß ich voller Stolz und Freude
Dir immer meine Dienste weihe. Rufe,
Ein Wort genügt, ich werd' an Deiner Seite
Sein und Dich gegen jeden Feind beschützen! (Ab.)

Siebzehnte Scene.

Köschen.

Köschen (allein):

Welch' Lügner, Heuchler, welch' ein Komödiant!
 Und diesem schenkt' ich all' mein erstes Lieben.
 Ihm sollt' und wollt' ich reichen meine Hand
 Vor dem Altar . . . Die Hoffnungen zerrieben
 Mich gähnt die Wirklichkeit ernüchternd an.
 Wie kindisch war mein Wünschen, Hoffen, Sehnen
 Nach dem geliebten Jüngling . . . Ritter . . . (mit Hohn): M a n n!
 Und nun veracht' ich ihn — nicht ohne Thränen.
 Und doch, wer weiß, vielleicht ist er nicht schlecht?
 Es lügen Jene, die ihn schmäählich schmäähnen?
 Aus Lug und Trug wird bald sein Herz wie echt,
 Wie echtes Gold im Feuer neu erstehen!
 Nein . . . Nein . . . er lügt . . . er ist ein Komödiant,
 Erschüttert ist in mir der feste Glauben,
 Gelockert ist der Liebe festes Band,
 Der Zweifel will mir meine Liebe rauben . . .
 Der Mann . . . ein Lügner! . . . Kaum, daß ich es fasse,
 Weiß nicht, ob ich ihn liebe oder hasse.
 (Sinkt weinend auf den Tisch).

Achtzehnte Scene.

Köschen, Barbely, Sofie.

Barbely (mit Sofie beim Eingange stehen bleibend):

Dort sitzt das Mädchen!

Sofie (leise): Aermste, wie sie weint.

Barbely (leise): Wie immer.

Sofie (leise): Arme Kleine! HoffentlichWird Caspar sie rasch lustig machen können.

Barbely (leise): Er wäre wirklich hier?

Sofie (leise): Wie ich Dir sagte,Doch scheint's, daß sie bisher nicht miteinander
Gesprochen haben.Barbely (leise): Freilich, denn sonst würde
Sie nicht mehr wimmern, wie ein krankes Kind!(Geht zu Köschen, hebt ihren Kopf empor).Wann geht zu Ende, diese Greinerei

Köschen: O, lieber Oheim . . .

Barbely (mit gutmüthiger Barschheit): Schämst Du Dich denn gar nicht

Als großes Mädchen immerfort zu weinen?So trocken endlich Deine guten AugenUnd blick' um Dich . . . Hier siehst Du Deine Pathin,Sie steht vor Dir . . . so geh' ihr doch entgegen,Begrüße sie und küsse ihr die Hände,Empfehl' Dich ihrer Huld!

- Sofie:** Komm' an mein Herz!
- Röschen** (steht regungslos da, betrachtet die Gräfin mit feindslichen Blicken):
Und deshalb, ach, verließ er mich.
- Barbely:** Hörst Du
Denn nicht? Eins . . . Zwei . . . so flieg' doch an den Hals
Der guten Tante!
- Röschen** (für sich): Sie ist alt, recht alt . . .
- Barbely:** Was stehst Du da und starrst die Tante an?
Du fürchtest Dich am Ende gar vor ihr?
- Röschen** (erregt): Das fehlte noch, daß diese . . . alte Frau
Ich fürchten sollte. So einfältig bin
Ich nicht. Ein solches Alter kann nur schrecken,
Den, der es trägt und trotzdem jung sein möchte.
- Barbely:** Philosophire nicht, geh' hin und grüße
Bescheiden, mache einen Knix und küsse
Der Gräfin hübsch die Hand.
(Führt Röschen zu Sofie, zwingt sie der Gräfin Hand zu küssen.)
Nun, so ist's recht,
Nun, die Umarmung, dann noch einen Kuß
Und schließlich ein'ge Thränen, dann ist die
Bekanntschaft ein für allemal gemacht.
- Sofie:** O, liebe mich so sehr, wie ich Dich liebe.
- Röschen** (weinend): Dich lieben?
- Barbely:** Laß' zum Teufel nun das Weinen.
- Sofie:** O, quäl' sie nicht die Arme, denn ihr Leid
Ist wohl das schmerzlichste auf Erden.
(Leise): Ich kenne eine Arznei, noch heut'
Soll uns're Kranke frisch und fröhlich werden.
(Sie schellt.)
- Barbely:** (nimmt Röschen beim Kinn, hebt ihren Kopf wieder in die Höhe.)
Den Kopf nur in die Höhe . . . So . . . und so . . .
- Röschen:** Ich will ja thun, was Ihr verlangt.

Neunzehnte Scene.

Vorige. Kostka.

- Kostka:** Frau Gräfin.
- Sofie** (leise): Den ungarischen Ritter suche auf
Und sende ihn zu mir, und zwar recht bald.
(Kostka ab.)
- Barbely** (hebt wieder Röschens Kopf in die Höhe):
Du läßt das Köpfschen wieder fallen. Sagte
Ich vorhin nicht: Den Kopf nur in die Höhe! . . .
Und blicke jetzt getrost nach jener Thür,
Vielleicht daß Dir die Augen übergeh'n.
- Röschen:** Wie Du befehlst.
(Blickt nach der Thür.)
- Barbely** (leise zu Sofie): Na, die wird jubeln, schreien . . .
- Sofie** (leise zu Barbely): Wie freu' ich mich der schönen Augenblicke,
Die bald mir werden sollen. Gute Kinder,
Wie werden sie sich in die Arme stürzen!

Barbely (flüsternd): Und sie wird wimmern, er wird heulen!

Sofie (flüsternd): Und ihren Augen werden Freudenströmen
Entströmen. . . .

Barbely (leise): Wer in Ohnmacht fällt, erhält von
Mir einen Eimer Wasser zur Erfrischung . . .

Sofie: Die Thür wird aufgemacht . . .

Barbely: Nur Jacht!

Sofie: Er kommt!

Barbely: Wie schade, daß kein Brunnen in der Näh!

Zwanzigste Scene.

Vorige. Schodrozy.

Schodrozy (bleibt an der Thür stehen):

Frau Gräfin, Ihr befehlt, ich bin gekommen . . .

Sofie (leise zu Barbely): Nun, was bedeutet das mein Freund? Sie stürzen
Einander nicht 'mal in die Arme?

Barbely (leise): Schreien garnicht
S'ist unerhört!

Sofie (leise): Das ist kein Liebespärdchen!

Barbely (leise): Er wird kurzfristig sein.

Sofie (laut): Ich ließ Dich rufen,
Zumal ich Manches Dir zu sagen hätte . .
Doch vorher blick umher in diesem Saal.

Schodrozy (dreht sich nach allen Seiten, bedächtig):

Ich that, wie Du befohlen . . .

Sofie (leise): Er ist kalt
Wie Eis.

Barbely (leise): Und sie vergißt noch ganz das Weinen!

Sofie (leise): Vielleicht ist dieser Mann gar nicht der Rechte.

Barbely (leise): Ob er es ist, das weiß ich nicht bestimmt,
Denn niemals hab' ich ihn gesehn. Ich weiß
Allein, daß Caspar Schodrozy sein Name.

Schodrozy (der an Köstchen vorübergeht, leise):

Ganz ausgezeichnet spielst Du Deine Rolle . . .

Nur weiter so . . . wenn möglich, noch mehr Kälte . . .

Barbely (leise): Mir scheint, daß er ein Zeichen ihr gegeben.

Sofie (leise): Fast unbegreiflich; (laut): Ja, ich ließ Dich rufen.
Landsleute, Ungarn sind hier angekommen,
Ich will Euch mit einand' bekannt nur machen.
Doch halt, das junge Mädchen kennst Du sicher
Von Kaschan her.

Schodrozy (für sich): Man hat geschwaht, die Cante

Ist eifersüchtig . . . Vorflucht ist von nöthen . . .

(laut): Betrachte ich genau das junge Mädchen
So scheint es mir, daß ich die edlen Züge
Gesehen . . . Ob's in Kaschan war, das weiß
Ich nicht, es kann fürwahr auch anderswo
Gewesen sein . . . Die Welt ist rund, ich habe
Gar viel gesehen und d'runter manches Mädchen.

Barbely (zu Röschen): Und Du? Hast Du den Ritter je gesehen?

Röschen (verachtungsvoll): Es mag wohl sein.

Schobrozy (leise zu Röschen):

Ganz gut, doch zeige mehr
Verachtung! . . . Kalt . . . recht kalt . . . das wirkt vortrefflich.

Sofie (zu Barbely): Du irrst, . . . ganz anders äußert sich die Liebe

Sie kennt ihn nicht und er will sie nicht kennen,
Das kann man Alles, nur nicht Liebe nennen.

Barbely (leise): Ihr Vater hat es mir gesagt.

Sofie (leise): Du hast

Ihn sicher schlecht verstanden.

Barbely (gornig):

Nun, ich hab' genug

Und die Geduld ist jetzt zu Ende . . . Hölle

Und Töfel noch einmal, ich will die Wahrheit

Erfahren. (zu Röschen): Sag' mir Mädchen, frank und frei

Ist dieser Ritter jener Mann, dem Du

Die vielen Thränen nachweinst, den Du liebst?

Schobrozy (für sich): Sie ist im Stand' und sagt als Antwort: Ja!

(Winkt Röschen heimlich zu).

Barbely: Antworte!

Röschen: Weshalb diese Frage?

Barbely: Weshalb?

Weil mir Dein Vater Mancherlei erzählte.

Röschen: Dann bleibt bei ihm und fraget meinen Vater.

Schobrozy (leise): So fort! . . . Der Ton ist gut, nur mehr Verachtung.

(laut): Verzeiht, doch ich versteh' nicht Eure Frage.

Röschen (heftig): Ihr hört es Oheim, unbegreiflich scheint

Die Frage dem, den sie zunächst berührt . . .

Was fragt Ihr noch? Es hat der Ritter selbst

Geantwortet . . . Der edle Ritter! . . . Er

Versteht die Frage nicht, . . . (schmerzlich): fürwahr ich selbst

Versteht nichts mehr (weinend): Doch sicherlich genügt's

Wenn diese Fragen jene Frau versteht,

Die seine Liebe jetzt erobert hat.

Schobrozy (leise): So schweig doch Röschen . . . sei vernünftig!

Barbely: Mein

Verstand steht im Begriffe, steh'n zu bleiben:

Sofie (näbert sich Röschen und legt ihre Hand auf des Mädchens Haupt):

Mein Kind!

Röschen (Sofie zurückweisend): O, lassen Sie mich . . . ich will weinen.

Barbely: Du liebst ihn demnach nicht?

Röschen: Ich und ihn lieben?

Ich hasse und verabscheue ihn.

Schobrozy (leise): Gib Acht,

Du kränkst mich . . . fast . . .

Röschen: Ich weiß genau, er liebt

Doch eine Andre . . .

Schobrozy (für sich): Das hat man davon.

Jetzt weiß auch sie, daß diese alte Frau

Vernarrt in mich ist . . . Was ist da zu thun?

- Barbely:** Das Mädchen phantastirt! Sie hat vielleicht
Das Fieber . . . früher floß aus ihren Augen
Nur Wasser und nun sprüh'n dieselben Feuer.
- Sofie** (leise zu Barbely): Ich glaube, daß die Beiden ein Geheimniß
Vor uns verbergen . . . Doch ich werd's erforschen.
- Schodrozny** (für sich): Vor Allem muß ich Röschens argen Zweifel
Zerstreuen . . . Ein Brief genügt . . . Doch wo ihn schreiben?
- Sofie** (zu Schodrozny): Ich bitt' Dich edler Ritter, laß' uns
Nur einen kurzen Augenblick allein
Mit diesem Mädchen . . .
- Schodrozny:** Wie Du wünschest.
Ich gehe . . . Doch wo ist die Thür . . .
(Er thut als ob er die Thür suchen würde, kommt Röschen näher, leise):
Sei ruhig,
Ich werde Dir erklären, daß . . .
- Röschen** (laut und stolz): Sie wünschen?
- Schodrozny** (verwirrt): Nicht daß ich wüßte . . . suche nur die Thür . . . Ach . . .
Die Thür ist hier . . . Pardon . . . Pardon . . . ich geh! (Ab.)

Einundzwanzigste Scene.

Barbely, Röschen, Sofie.

- Barbely:** Nun sag' mir Einer wer von uns ist jetzt der Narr?
Ich oder dieses Mädchen?
- Sofie:** Nicht von Narrheit
Ist hier die Rede, sondern nur von Liebe.
- Barbely:** Ist sozusagen ganz egal . . .
- Röschen** (wehmüthig lächelnd): So ist es.
- Sofie** (zu Röschen): Du hast gefangen Dich in eig'ner Schlinge
Dir also wäre Narrheit nur die Liebe?
- Röschen:** Ja, Liebe Narrheit.
- Sofie:** Und warum?
- Röschen:** Weil Lieb'
Uns Gram und Leid bereitet, uns're Kraft
Verzehrt und uns're Lebenslust erschläßt!
Aus Glücklichen nur Unglücksel'ge schafft!
- Sofie:** Schon wieder hast Du Dich im eig'nen Netze
Gefangen . . . Sieh, Du leidest und die Liebe
Ist Ursach' Deiner Leiden . . . Also, liebst Du.
Ich liebe nicht.
- Röschen:** Ach spielt mir nicht mit Worten
Wie mit 'ner Maus zwei Katzen häufig spielen . . .
Ich will dem Röschen auf den Zahn jetzt fühlen,
Sie soll mir beichten, aber nur die Wahrheit.
Es werd' in diesem Wirrwarr endlich Klarheit
(zu Röschen): Nun merke auf und öffne Deine Ohren:
Dein Vater sagt, Du hätt'st ihm Treu geschworen;
Du aber sagst, Du hätt'st ihn nie gesehen!
Wer soll denn diesen Widerspruch verstehen?

Er sagt, Du würdest nie von dieser Liebe lassen;
Du wider sagst, Du könntest ihn nur hassen . . .
Du sagst doch nicht, Dein Vater hätte gelogen?
O, nein.

Köschen:
Barbely: Dann hättest Du mich nur betrogen.

Köschen: Auch nicht.

Barbely: Ich soll vielleicht gelogen haben?

Köschen: Der Onkel ebenfalls nicht.

Barbely: Ebenfalls nicht?

Ja, in des Teufels Namen Jemand muß
Gelogen haben!

Köschen: Nicht doch; kein Einz'ger log.

Die Wahrheit ist: Ich liebte ihn, doch lieb

Ich ihn nicht mehr.

Sofie: Ach! Ach!

Barbely: Warum denn nicht?

Köschen (schweigt).

Barbely: Das ist kein Grund.

Köschen: Wie? Sollt ich vielleicht lieben

Denjenigen, der meine Lieb' verschmähte?

Sofie: Wie dieser Ritter . . .

Barbely: liebt Dich nicht?

Köschen: Nein! Nein!

Und nochmals Nein!

Barbely: Das weist Du ganz bestimmt.

Köschen: Bestimmt.

Sofie: Und früher liebte er wohl Dich?

Köschen: So sagte er.

Sofie: Er selbst.

Köschen (pifirt): Gewiß er selbst.

Sofie: Und weshalb liebt er heute Dich nicht mehr?

Köschen (höhnisch): Die Pathin fragt?

Barbely: Du hörst doch, daß sie fragt.

Köschen: Nun denn, weil eine And're ihn bethörte.

Barbely: Wer?

Sofie: Eine And're?

Barbely (ungebuldig): Sprich doch endlich, wer?

Köschen (weinend): Ich sag' es nicht.

Sofie: Auch nicht, wenn ich Dich frage?

Köschen: Ihr fragt noch?

Barbely: Freilich fragt sie; sie will's wissen

Just so wie ich.

Köschen: Und wirklich wollt Ihr's hören?

Sofie: Gewiß.

Barbely: So wiederhol' nicht alle Fragen,

Gebt Antwort uns!

Köschen: Die Tante will es wirklich?

Barbely (bornig): Wie oft zum Teufel soll ich's wiederholen?

Köschen (weinend): Ihr wollt's . . . ich wollt es nicht . . . Wenn ich's bekannte
Gesfahr's auf Euren Wunsch . . . Es ist die Tante!

Sofie (erstaunt): Ich?

Barbely: Mädchen, hast Du den Verstand verloren?

Röschen: Ich weiß, er liebt die Tante; (eigenstinnig): ja die Tante!

Sofie: Das kann nicht sein.

Barbely: Der Junge wird doch Augen
Besitzen?

Sofie: Aber Gregor! (Zu Röschen.) Kind Du irrst . . . ich weiß es.

Barbely: Er wird doch keine alte Dame lieben,
Die wohl noch älter ist, als seine Mutter. . . .

Sofie: So laß' mein Alter endlich aus dem Spiel,
Denn das gehört nicht her. (Zu Röschen.) Doch sag mein Kind,
Was bracht' Dich auf den thörichten Gedanken,
Der ohne Grund, ganz ohne Grund . . . o, glaub' mir.

Röschen: Man spricht davon . . . man hat es mir gesagt.

(Auf den eintretenden Nikolaus weisend):
Hier kommt auch Einer, der den Vorfall kennt.

Zweiundzwanzigste Scene.

Ort: Vorige, Nikolaus.

Barbely: Wie? Nikolaus?

Sofie: Mein Nefte?

Barbely: Wie? Du weißt
Bestimmtes über dieses Liebesmärchen?

Sofie: Es war ein schlechter Scherz des Ungezog'nen.

Nikolaus: Was soll's? . . . Sagt, was bedeutet dieses Zürnen?

Sofie (rasch): Ich möcht' . . .

Röschen (rasch): O, sag' . . .

Barbely (entschieden): Ihr Beide schweigt; ich will

Wie immer kurz und bündig diesen Fall

Erled'gen. Sagt mir: Ist Schodrozy verliebt?

Und wenn er's ist, in wen?

Nikolaus (zu Röschen): Du hast geplaudert?

Sofie (ungeduldig): So sprich doch endlich . . .

Nikolaus: Liebe Tante, glauben
Sie nimmermehr, ich hätt' die schuld'ge Ehrfurcht
Vergessen . . . fern sei das von mir . . . Wenn Sie
In dieser Liebe Trost und Freude finden,
So wünsch' ich Glück — enthalte mich des Urtheils.

Sofie: Welch' schlechter Scherz!

Nikolaus: Ich wiederhol's; ich weiß
Es ganz bestimmt . . .

Barbely: Daß er die Tante liebt?

Röschen: Nicht wahr, die Tante?

Nikolaus: Ja, die Tante!

Röschen: Onkel!

So sagt doch jetzt, daß ich nicht wahr gesprochen.

Barbely: Der Junge ist in seinem Oberstübchen

Nicht aufgeräumt.

Sofie (wirft Barbely einen verweisenden Blick zu, dann zu Nikolaus):

Genug des schlechten Scherzes;

Ich hoff', Du wirst den Spaß nicht weiter treiben.

Nikolaus: Ich scherze nicht.

Sofie: Dann liegt wohl vor ein Irrthum

Und diesen aufzuhellen muß man trachten.

Nikolaus: Ein Irrthum? Kaum! Ich weiß zum Beispiel auch

Daß er auf Gegenliebe hofft. . . .

Röschen: Nun, Pathin?

Sofie (verwirrt): Ist's wahr . . . ich also soll . . .

Nikolaus: Ihn lieben . . . weiter

Nichts.

Barbely: Aber . . . liebe Sofie! . . . freilich sagen

Die Weisen schon, daß altgewordene Katzen

Die größten Sprünge machen.

Sofie (verweisend): Schweige, Gregor!

Röschen: Nun herrscht kein Zweifel mehr.

Sofie (zornig): Es ist ein Irrthum.

Nikolaus: Kein Irrthum. . . .

Sofie (zornig): Schweig!

Barbely: Ei, ei, Frau Sofie.

(Nimmt Sofie um die Hüfte.)

Sofie: Wahrlich

Mir schwindelt schon mein armer, armer Kopf.

Dreiundzwanzigste Scene.

Vorige, Schimazius, Schobrozy.

Schimazius (ein Pergament in der Hand haltend, würdevoll):

Die Angelegenheit ist richtig und ich

Erlaube mir deshalb auch ungerufen

Vor Eurem Antlitz zu erscheinen, Gräfin!

Da dieser Fall auch uns'ren jungen Ritter

Betrifft, so hab' ich ihn gleich mitgebracht.

Schobrozy (sich verneigend): Ich neig' mein Haupt vor Dir, verehrte Frau

Und harre Deiner Worte voll Vertrauen.

(Für sich.) Den Brief besitze ich, jetzt heißt's denselben

In ihre Hand so rasch als möglich schmuggeln.

(Den Brief verbergend, geht er Röschen näher, die zurückweicht.)

Sofie (zu Schimazius): Du bringst?

Schimazius: Ich that, wie Gräfin mir befohlen.

Ich bring' des neuen Kämmerers Diplom;

Mit gold'ner Tinte, prächtigen Buchstaben

Wird hier schon die Ernennung kundgethan . . .

Nur noch der Name fehlt, zumal Ihr wünschtet

Den Namen selbst in das Diplom zu schreiben.

(Legt das Pergament auf den Tisch.)

Schobrozy (leise zu Röschen): Verrath' mich nicht, ich bitte Dich, und warte

Bis meinen Namen sie dort eingezeichnet.

(Er will ihr im Geheimen ein Briefchen zusteken.)

Köschen (laut): Was lispelt Ihr?

Schodrozy (verblüfft):

Ich wünscht Euch guten Tag.

(Will ihr wieder das Briefchen zustecken.)

Barbely (leise zu Sophie): Sie flüstern miteinander, kennen sich
Demnach . . . am Ende liebt er nicht mal Dich.

Sofie (leise): Ich werd' die Wahrheit finden, laß mich nur . . .

Barbely: Laß mich . . . Ich will ganz auf Soldatenart den Knoten
Herschneiden . . . Eins . . . Zwei . . . und wir sehn die Wahrheit.

Sofie: Sei zart.

Barbely: Da kannst Du ohne Sorgen sein,
Zeit meines Lebens war ich zart und fein.

Schimazluß (auf das Pergament weisend):

Frau Gräfin, laßt mich nun den Namen wissen.

Barbely: Geduld! Ich habe eine ernste Frage
An diesen jungen Ritter noch zu richten.
Ich will erfahren, ob er auch ein Ritter,
Ein Ritter in des Wortes edelster
Bedeutung . . . Caspar Schodrozy! . . . So tritt
Doch näher her zu mir.

Schodrozy (will eben das Briefchen Köschen geben, erschrickt):

Hier bin ich.

Sofie (leise):

Gregor,

Sei zart.

Barbely (leise): So zart, wie nur ein Damenhandschuh!
Und mit dem Handschuh will ich ihn anfassen,
Du sollst mit eigenen Augen Wunder sehen.
(laut): Ich bin der Gregor Barbely, wie Du weißt;
Nun denn, so schau mir jetzt in's Aug, und gib
Mir klipp und klar auf alle Fragen Antwort!

Schodrozy (verneigt sich höflich und will reden.)

Barbely: Jetzt schweig; ich hab' bisher noch nicht gefragt . . . Ich
Besitze eine Nichte . . . sie ist jung;
Und eine Schwägerin — na, die ist alt.

Sofie (leise): Sei zart!

Barbely: Ich nenne keinen ein'gen Namen,
Auch sag' ich nicht, daß diese Frauenzimmer
Anwesend sind. Doch so viel muß ich sagen,
Daß beide Weibslent' just auf Dich ein Aug'
Geworfen haben . . . hörst Du? . . . just auf Dich.
Was soll das . . . Aber Gregor?

Sofie:

Köschen: Lieber Onkel?

Barbely: Ich wiederhol's: ich nenne keinen Namen,
Doch frage ich als der Familie Haupt,
Ob Dir die junge, ob die alte dieser Damen
Gefällt? Du denkst vielleicht, es sei erlaubt
Zu lieben mehr noch als zwei schöne Frauen . . .
Mag sein, daß mancher Fant dergleichen glaubt,
Doch mehr als eine Frau sich — anzutrauen
Ist häßlich und . . . verboten überhanpt.

(leise zu Sofie): Was? War das fein? An mir ging wohl ein Hösling
Verloren: (laut): Laßt mich nun die Antwort hören?

Schodrozy (für sich): Was soll ich sagen?

Barbely:

Öffne nur den Mund

Und sage mir vorerst, ob Du verliebt bist?

Eins, Zwei und Drei . . . die Wahrheit will ich wissen!

Ein Ja, ein Nein genügt . . . nur nicht viel Worte.

Schodrozy (affectirt): O, welche Frage, welche kalte Frage!

Sie macht erstarren fast mein glühend Herz;

Von meinen Lippen strömt die bange Klage,

Von meinen Lippen klagt der bange Schmerz.

O, welche kalte Frage, ob ich liebe?

Was ist denn Liebe? Sag's, Du böser Mann!

Weißt Du denn nicht, daß diese süßen Triebe

Man im Geheimen nur bewahren kann?

Denkst Du den Vogel, der im dunklen Schatten

Erbaut sein trautes, holdes Liebesnest,

Zu fragen, ob er liebet seinen Gatten?

Das wäre hart . . . Das gäbe ihm den Rest!

Nein, nein, Du darfst den Vogel nimmer quälen,

Zerstören nicht sein Glück mit rauher Hand,

Denn wisse, böser Mann, die schönen Seelen,

Sie finden sich zu Wasser und zu Land . . .

Doch nimmer werden sie der süßen Triebe

Geheimniß künden laut der ganzen Welt,

Denn das Geheimniß ist's, daß jeder Liebe

Die ewig-junge Süßigkeit erhält . . .

Barbely: Schon gut. Ich weiß, Ihr liebt die Junge.

Schodrozy (entsetzt):

Junge?

Ich hab' es nicht gesagt.

Barbely:

Dann wohl die Alte?

Röschen (weinend): Gewiß, er liebt die Cante.

(Schodrozy nickt Röschen zu, dann blickt er zu Sofie hin und senkzt.)

Nikolaus (Schodrozy beobachtend): Komödiant!

Schodrozy (bei Seite): Wenn ich ihr nur das Briefchen geben könnte.

(Nähert sich wieder Röschen, dabei aber Sofie verliebt anblickend.)

Barbely (zu Sofie): Ich glaub' beinah, der jugendliche Ritter

Ist ganz vernarrt in Dich . . . Er senkzt fortwährend

Und seine Blicke wollen Dich verschlingen.

Sofie (für sich): Sie Alle sagen's . . . Wär' es wirklich möglich?

Ich könnte heute Liebe noch erwecken

Wie einst? . . . Ach, der Gedanke macht mich toll.

(Sie wirft einen Blick in den Spiegel und betrachtet sich.)

Schodrozy (gibt in demselben Moment Röschen den Brief):

Hier ist der Brief, doch lies ihn im Geheimen.

Sofie (in den Spiegel blickend): Was seh' ich . . . Einen Brief hat ihr der Ritter

Gar zugesteckt . . . Es herrscht hier ein Geheimniß!

(Sich umwendend laut): Wie kommt der Brief in Deine Hand, mein Kind?

- Schodrozy** (bei Seite): Weh' mir, jetzt geht das Donnermetter los.
Röschen: Den Brief? Soeben gab ihn mir der Ritter . . .
- Schodrozy** (bei Seite): Sie sagt die Wahrheit, das ist wirklich bitter.
Sofie: So lies den Brief uns Allen vor, ganz laut!
Schodrozy (bei Seite): O weh; verloren wär' dann Amt und Brant.
 (Laut): Warum denn lesen? Glauben Sie mir meine Verehrten, dieser Brief verdient es nimmer Von Ihnen angehört zu werden . . . Besser Den Brief zerreißen oder zu verbrennen.
- Barbely**: Nichts da; (entschieden): wird einfach vorgelesen!
 Nun vorwärts Röschen laß uns Alles hören.
- Röschen** (leise): Mein liebes Röschen! . . . Du mein lieber Schatz,
 Im Herzen mein hast Du allein nur Platz . . .
 Ich lieb' Dich heute so wie ehemals.
 Wenn mein Benehmen Dir nicht angenehm,
 So zürne nicht, es darf nicht anders sein,
 Ich muß beachten diesen falschen Schein;
 Muß heucheln Liebe dieser eitlen Alten,
 Um bald die Kämm'rerstelle zu erhalten;
 Denn thät ich nicht so minnig und verliebt,
 Glaub' mir, die Alte wär's im Stand und giebt
 Das Amt noch einem Andern . . . Sei getrost,
 Vertraue mir und sei nicht mehr erbost,
 Denn glaub' mir, Röschen, Dich verehere ich,
 Ich liebe Dich allein recht inniglich!
- Barbely**: Recht viel Gefühl und viele schöne Reime.
 (Zu Sofie): Vernichtet sind wohl jetzt die schönen Träume?
Sofie (ärgertlich): Was Traum? Ich sagte stets, daß hier ein Irrthum
 Vorwalten muß, daß Klarheit werden würde.
- Schodrozy**: (der eine Weile verblüfft umherblickt, fällt in die Arme des Schimazius):
 O, Gott, ich Nemster muß jetzt sterben!
- Nikolaus**: Nur
 Geduld, es stirbt sich nicht so bald und leicht.
- Sofie** (für sich): O welche Schande! Und die Eitelkeit
 Hätt' über mich den Sieg davongetragen
 Beinahl . . . (Laut): Ich sagt' es immer, 's ist ein Irrthum
 Und nun die Wahrheit tritt zu Tage,
 (gezwungen): So laßt mich lachen . . . lachet Alle mit . . .
- Schimaziug**: Der arme Schodrozy, hat nichts zu lachen;
 Hier liegt der arme Mann an meinem Busen
 In tiefer, todtengleicher Ohnmacht!
- Barbely**: Bringt
 Mir nur ein Schaff mit frischem, kaltem Wasser,
 Ich will zu neuem Leben ihn sogleich erwecken.
- Schodrozy** (erwachend): O weh . . . wo bin ich?
Sofie (gütig): Unter Deinen Freunden,
 Nun fürchte nichts, verbirg nicht Deine Züge,
 Ich zürne nimmer Dir ob Deines Spiels.
 Doch wärst von allem Anfang klar und wahr

Gewesen Du, so hättest Du schon längst
Erfahren, daß ich meine Nichte und
Das hohe Amt Dir zugedacht . . . Nun aber
Laß vom Vergang'nen uns hier nicht mehr sprechen,
Das falsche Liebespiel ist kein Verbrechen;
Vergeben ist die böse Heuchelei!
Das Zeichen der Versöhnung aber sei
Dies Pergament, das die Ernennung bringt.
Komm' Röschen, schreib' den Namen ein, mein Kind.
Den Namen?

Röschen:

Sofie:

Ja, Du sollst den Namen schreiben,
Denn keine andere Hand vermag mehr Freunden
Dem Ritter zu bereiten, als die Deine.

Röschen:

Und wenn ich seinen Namen niederschreibe,
Wird ihm das hohe Amt zu Theil?

Schimazius:

Gewiß.

Röschen (rauf):

Es sei.

(Schreibt und giebt' das Pergament Schimazius.)

Schimazius (liest): Zum königlichen Kämmerer ernennen

Wir; (stöhnend): seh' ich recht . . . (lesend): ernennen wir hiermit,

(Die Augen reibend): Ist's möglich? Täuschen mich wohl meine Augen?

(Leisend): Ernennen wir hiermit . . . hiermit den Grafen . . .

Graf Nikolaus Leschinski!

Nikolaus:

Wie? Wär's möglich?

Schodrozj:

Ich sterbe alsogleich.

Sofie:

Was soll das Röschen?

Röschen:

Das Amt war, wie ich hörte, einem Andern
Bestimmt und — Nikolaus war dieser Andere.

Ich machte gut, was meine liebe Pathin
Aus Lieb' zu mir, beinahe schlecht gemacht.

Barbely:

Ein braves Mädchen!

Schodrozj:

Röschen, warum hast

Du mir das angethan? O, Röschen! Du
Verschließt vor mir Dein Herz und giebst mein Amt

So mir nichts, Dir nichts einem Unbekannten.

O, sage, hab' ich das verdient, mein Röschen?

Ich log — weil ich ein Amt erhalten wollte,

Ich log, wenn ich auch just nicht lügen sollte,

Denn dieses Amt, ich mußte es erstreben,

Um zu verschönen Dir Dein künft'g Leben.

Doch nun ist's Amt dahin . . . Mit Deinem Schreiben

Verlöschest Du der Hoffnung schönstes Licht.

Doch sei's . . . Mir wird doch Deine Liebe bleiben?

Nicht wahr, Du liebst mich?

Röschen:

Nein, ich lieb' Dich nicht.

Schodrozj (für sich): Auch das noch. (Caut): Willst Du denn mein Herz brechen?

Röschen (spöttisch): Nicht meine Absicht . . . (Ernst): Laß uns offen sprechen:

Ich liebte Dich mit meinem ganzen Herzen,

Mit meinem tiefsten innigsten Gefühl;

Doch als ich sah Dein eigennützig Spiel

Und als ich wußt', daß Du vermagst zu scherzen
 Mit Dingen, die dem Herzen theuer sind,
 Da sah ich klar und war nicht mehr das Kind,
 Das leicht mit Lügen und mit Schmeicheleien,
 Bethören kann ein falscher, junger Mann . . .
 Die schönen Träume, die ich oft ersann
 Sind unerfüllt . . . Ich kann es kaum bereuen,
 Daß mir von aller Hoffnung nichts geblieben . . .
 Nicht achten kann ich Dich . . . und auch nicht lieben.

Schodrozy: O, Röschen!

Röschen (sich abwendend): Ich hab' kein Wort Euch mehr zu sagen.

Schodrozy: Frau Gräfin!

Sofie (sich abwendend): Wer lügt, der muß die Folgen tragen.

Schodrozy (für sich): Ich gebe mich trotzdem noch nicht geschlagen,
 Noch ein Versuch . . . Man darf nicht gleich verzagen.

(Sehr ernst): Aus meines Herzens hehrem Heiligthume,
 Entrißtet Ihr des Lebens schönste Blume . . .
 Die Blum' der Freundschaft und die Blum' der Liebe!
 Verachtet habt Ihr alle süßen Triebe
 Und habt den Abschied mir brutal gegeben.
 Das schmerzt mich sehr, ich will nicht länger leben.
 Kein langes Leben . . . nein, ein rascher Tod,
 Das ist mein Ziel! Und was das Leben bot
 Ich leist' darauf Verzicht . . . Ich will nun gehen,
 Ich will Euch nimmer, nimmer wieder sehen!

(Auf das Fenster deutend):

Seht dort das Fenster, es ist meine Thür
 In eine bess're Welt . . .

(Er eilt zum Fenster und öffnet es weit, Röschen und Sofie schreien laut auf.)

O, glaubet mir

Eh' Euch noch meine Rettung ist gelungen,
 Hat mich der tiefe Abgrund schon verschlungen.

(Er steigt langsam auf das Fenster und hält sich am Fenstereck fest; die Frauen wollen ihm nachhelfen, werden aber von Barbely und Nikolaus zurückgehalten. Schodrozy hinausblickend):

Ihr wißt, daß unter diesem Fenster gähnt,
 Ein tiefer finst'rer Abgrund, o, wie sehnt
 Sich schon mein Leib, hinunter 'mal zu fliegen
 Und in der tiefsten Tiefe dort zu liegen . . .

(Pause): Wohl zwanzig Ellen tief ist dieser Abgrund!

Barbely: Ihr irrt Euch, einundzwanzig . . .

Schodrozy: Lebet wohl!

Ich will hinunter in die tiefste Tiefe und
 Mein Grab dort finden . . . lebet . . . lebet wohl!

(Die Frauen wollen abermals zu seiner Rettung eilen, werden aber von Barbely zurückgehalten.)

Barbely: Wir haben Zeit genug.

Schodrozy: (ärgerlich): So lebet wohl!

Barbely: Das hören wir nun schon zum vierten Mal.

Schimaziuß: Er springt hinab . . .

Nikolaus: Ich wett', daß er's nicht thut.

Schobroszy: (tragisch): So lebet wohl, der Himmel sei mit Euch!

Barbely: Adieu!

Schobroszy (für sich): Oho . . . sie eilen nicht herbei

Um mir zu helfen. . . . Das ist unerhört!

(Er blickt zum Fenster hinaus, zieht aber den Kopf rasch zurück):

Es ist ver-teufelt hoch; mir wird fast übel.

(Sich an's Fensterkreuz anklammernd, jammervoll):

So lebt denn wohl!

(Böschchen beginnt zu kichern, dann lachen Softe und die Anderen mit.)

Jhr lacht mich gar noch aus?

Und Euch soll ich vielleicht mein Leben opfern?

(Er springt in den Saal.)

Ich wollte sterben — und Jhr lacht darob!

Ist das, Jhr Undankbaren, wohl mein Lohn?

(Stolz in die Mitte tretend):

Nein, nein, ich sterbe nicht! Ich werde leben,

Die Last des Lebens traurig weitertragen,

Und Menschen suchen, die ein wahr Verdienst

Zu schätzen wissen; Menschen, welche nicht

Verwandten Rang und Amt und Geld erwerben

Und arme brave Leute darben lassen . . .

Ich war zu ehrlich, und ich konnt' nicht heucheln,

Ich war zu bieder und ich konnt' nicht schmeicheln.

So geh' ich denn von Euch mit leeren Händen.

(Geht bis zur Thür, dann wendet er sich wieder um.)

(Wehmüthig): Ich war bereit, mein Leben zu beenden,

In's Grab zu steigen . . . O, ich hab' gefühnt!

Weint mir nur Thränen nach . . . Ich hab's verdient.

(für sich): Man ruft mich nicht zurück. (Saut): Lebt wohl, ich gehe,

Jhr ruft mich noch zurück!

Barbely: fällt uns nicht ein.

Schobroszy: Mit Gott, Jhr kalten Herzen; ach, ich sehe,
Jhr seid nicht werth, mich zu besitzen! Nein! (Ab.)

Der Vorhang fällt.

(Nach dem Ungarischen bearbeitet von Julian Weiß.)





Illustrierte Bibliographie.

Auf Schneeschuhen durch Grönland. Von Dr. Fridtjof Nansen. Autorisierte deutsche Uebersetzung. Mit über 140 Original-Abbildungen und Kartenbeilagen. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), 1891.



Wie man sich in heißen Sommertagen nach einem frischen Winterwetter sehnt, um die schlaffgewordenen Glieder wenigstens in Gedanken nicht gänzlich erlahmen zu lassen, so erfreut es das Herz, nach der Lectüre einer

allzu umfangreichen Literatur über das tropische Afrika endlich wieder einmal ein Werk zur Hand zu bekommen, aus dem uns die kalte Luft der arktischen Regionen entgegenweht. Wislmann, Stanley, Jephson, Casati sind ja gewiß interessante Schilderer; aber was sie und andere Afrika-Reisende in der letzten Zeit boten, ist beinahe zuviel des Guten über dasselbe Thema. Da wird es denn dem gebildeten Publicum ganz besonders angenehm sein, durch das Nansen'sche Buch in eine weitaus anders geartete Gegend

Aus: Auf Schneeschuhen durch Grönland. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1891.

versetzt zu werden und Verhältnisse kennen zu lernen, welche, obwohl scheinbar weniger praktischen Zwecken dienend, doch nicht minder die Theilnahme der nach Erkenntniß ringenden Menschheit in Anspruch zu nehmen im Stande sind. Es kommt hinzu,

daß wir es hier mit einem Unternehmen allerersten Ranges zu thun haben, mit der Durchquerung des eisbedeckten Grönland, welche bisher keinem Nordlandforscher gelungen war.

Fing man, wie alle früheren Expeditionen, von der Westküste an, so konnte man sicher sein, nicht durchzubringen; man hatte dann so zu sagen immer die Fleischöpfe Aegyptens hinter sich, während man vor sich nur die unbekannte Eiszüste und die



Aus: Auf Schneeföhren durch Grönland. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei K. & O. (vormals J. F. Richter) 1891

Ostküste hatte, welche vollends trostlos ist. Und selbst für den Fall, daß man durch drang, hatte man einen ebenso langen Weg zurückzulegen, um wieder an die heimathliche Westküste zurück zu gelangen.

Der einzig sichere Weg war, durch das Treibeis durchzubringen, an Grönlands öber, eisiger Ostküste zu landen, und sich von hier aus nach der bewohnten Westküste zu begeben. Auf diese Weise brach man alle Brücken hinter sich ab, man hatte nicht nöthig, die Mannschaft vorwärts zu treiben, — die Ostküste würde kaum einen

Einzigen zur Umkehr verlocken, während vor den Reisenden die Westküste lag, die ihnen mit allen Annehmlichkeiten der Civilisation winkte und sie zu sich zog; da war keine Wahl, und die Parole mußte lauten: Der Tod oder Grönlands Westküste!

Diesen Weg schlug nun gerade Nansen ein, und man weiß, wie glänzend er trotz aller Schwierigkeiten und Fährlichkeiten, die sich ihm entgegenstellten, sein Ziel verfolgte und erreichte. Die norwegische Regierung wollte von seinem „abenteuerlichen“ Plane nichts wissen, und in den regierungsfreundlichen Blättern hieß es gar, daß man



Aus: Auf Schneeschuhen durch Grönland. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerl
A.-G. (vormals J. F. Richter) 1891.

keinerlei Grund habe, daß norwegische Volk die von Nansen verlangte „große“ Summe von 5000 Kronen bezahlen zu lassen, damit ein Privatmann eine Vergnügungsreise nach Grönland unternehmen könne.

Glücklicherweise war eine Unterstützung durch die Regierung keine Nothwendigkeit für den kühnen Mann, denn er erhielt die von ihm beanspruchte Summe von dem edelmüthigen Statsrath Augustin Gamél, der sich schon durch die Ausrüstung der Djuvbuua-Expedition um die arktische Forschung verdient gemacht hatte. Er trat dann im Januar 1888 mit seinem Plan an die Oeffentlichkeit und suchte sich seine fünf

Begleiter aus, in deren Tüchtigkeit er sich nicht täuschen sollte; es waren der frühere Steuermann Sverdrup, der Kapitän Dietrichson, der Forstmann Kristian Trana und die beiden Lappen Samuel Balto und Ole Nabna.

Von dem auf 20 Lieferungen berechneten Werke liegen uns bis jetzt 6 Lieferungen vor. Sie enthalten nach einer allgemeinen Einleitung die genaueste Beschreibung der mit großer Sorgfalt vorgenommenen Ausrüstung, die Darstellung des Schneeschuhlaufs, welche auf der Expedition eine so große Rolle spielen sollte, sowie die Geschichte und Entwicklung des Schneeschuhs. Darauf wird die Reise über Schottland und die



Aus: Auf Schneeschuhen durch Grönland. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) 1891.

Faroer nach Island und das Leben und Treiben auf dem „Jason“ geschildert, mit welchem man gegen die Eismassen der Ostküste vordrang; dazwischen ist ein Capitel dem eigenthümlichen Leben, den Wanderungen und dem Fange der in jenen Gegenden besonders charakteristischen Klappmützen, einer sehr großen Seehundart, gewidmet.

Was die Schilderung der zahlreichen Abenteuer und Episoden anlangt, so kann man nur sagen, dieselben sind überall fesselnd und lebendig vor Augen geführt; aber auch die wissenschaftlichen Ergebnisse der Forschungsreise, welche man sehr hoch an schlagen muß, lassen in Bezug auf Verständlichkeit und Knappheit der Form nichts zu wünschen übrig. Die Abbildungen sind sehr deutlich und gut, Karten liegen bisher noch nicht bei. Alles in allem können wir das unterhaltende, frisch geschriebene Buch warm empfehlen.

H. J.

Neugriechische Grammatik von Daniel Sanders.

Je größer das Interesse an Neugriechenland wird, je lebhafter auch die durch Verkehrsvereinfachungen bequemer gewordenen persönlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Griechenland, desto stärker muß das Bedürfnis nach einem wirklich brauchbaren Sprachhandbuch zur Erlernung des Neugriechischen werden. Viel Gutes giebt es auf diesem jungen Gebiet der Sprachwissenschaft noch nicht; ein gutes deutschgriechisches Wörterbuch fehlt z. B. noch immer. Aber auch gute Sprachlehren sind knapp, wenn überhaupt zu finden. Die „Neugriechische Grammatik“ von Meister Daniel Sanders, die soeben in zweiter Auflage erscheint (Leipzig, Breitkopf und Härtel) ist jedenfalls die beste, die wir bis zur Stunde besitzen. Sie ist die geschickte Umarbeitung der Grammatik

der Engländer Vincent und Dickson und entspricht den Bedürfnissen deutscher Lernlustiger mit gewissen Einschränkungen vortrefflich. Für die Erlernung nämlich der Bücher- und Zeitungssprache der Neugriechen ist sie ausgezeichnet, kann sie aufs wärmste empfohlen werden. Ihr einziger Mangel ist ihre Behandlung der „Volksprache“. Ganz übersehen wird diese ja nicht, aber Sanders weiß leider nicht aus eigener Erfahrung im Lande, daß das, was er „Volksprache“ nennt, keineswegs bloß die Sprache des niederen Volkes ist, sondern auch die der feinsten Gesellschaft! Kein Mensch in Griechenland spricht die Bücher- und Zeitungssprache in seinem täglichen Verkehr. Jede Grammatik des Neugriechischen, welche diese zweifellose Thatsache mißachtet, muß eine empfindliche Lücke aufweisen. Sanders reiche Umarbeitung des ziemlich dürftigen englischen Originals hat nach Möglichkeit diese Lücke auszufüllen gesucht; aber leider ist auch Sanders aus Mangel persönlicher Landeskunde in den Irrthum verfallen, die Gebildeten in Griechenland sprechen unter sich Schriftgriechisch. Hiervon abgesehen ist seine Grammatik wahrhaft mustergiltig, dazu ungemein praktisch in der Anordnung des Stoffes und nichts weniger als trocken.

Eduard Engel.

Bibliographische Notizen.

Klassischer Bilderschatz, herausgegeben von L. v. Heber und Ad. Bayerdorfer. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vorm. Fr. Bruckmann. III. Jahrgang, Heft 1.

Dieses höchst dankenswerthe Unternehmen ist von einem so glänzenden Erfolge begleitet gewesen, wie es selten einer Publication auf dem Gebiete der Kunst zu Theil werden dürfte — Beweis genug, daß es in der That einem dringenden Bedürfnis Befriedigung gewährt. Das Interesse an den Schöpfungen der bildenden Künste nimmt auch beim deutschen Publicum erfreulich zu und wird um so mehr an Verbreitung und gesunder Kraft gewinnen, je öfter ihm Unternehmungen, wie die vorliegende zu Hülfe kommen. In 24 jährlichen Heften von je 6 Blatt und zum Preise von 50 Pfg. für das Heft werden hier Reproduktionen der bedeutendsten Tafelbilder und Fresken aller Schulen und Meister geboten, in trefflicher Auswahl und mit Angabe des Malers, seiner Zeit und des Ortes, für deren Zuverlässigkeit die Namen der beiden Herausgeber jede Garantie bieten. Die photographische Wiedergabe der Gemälde leistet durchweg Alles, was man bei einem so billigen Preise (noch nicht 9 Pfennig für das Blatt) verlangen kann; oft genug kommt sie an Kraft und Schärfe einer guten Photographie gleich. Sedenfalls bieten diese Blätter, dem Genuß und Belehrung Suchenden ein ganz vortreffliches Hilfsmittel, das wir seinem vollen Werthe nach erst schätzen lernen, wenn wir

uns daran erinnern, mit welchen Schwierigkeiten und Kosten sonst die Erlangung einer einigermaßen ausgedehnten Anschauung von den Hauptwerken der Malerei verknüpft war und wie unzulänglich die Wiedergabe durch den Holzschnitt in anderen populären Werken nothgedrungen bleiben muß. Möge der „Bilderschatz“ sich immer neue Freunde gewinnen und so allmählich zu einem handlichen und wohlfeilen Corpus der gesammten älteren und neueren Malerei heranzuwachsen!

M. S.

Aesthetik in gemeinverständlichen Vorträgen von Carl Lentz. Sechste Auflage. Leipzig, Verlag von C. A. Seemann.

Vor 25 Jahren erschien dieses Buch, das als ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes bezeichnet werden kann, zum ersten Male auf dem Büchermarkt und ist seitdem in der Gunst der gebildeten Laien stetig gewachsen. Mit vollem Recht; denn die klare, einfache und doch stets fesselnde und warme Darstellung des schwierigen Stoffes, die Abwesenheit alles doctrinären Raisonnements und die treffende Wahl der Beispiele verdienen das höchste Lob. Dabei hat es der Verfasser nicht verschmäht, in den neuen Auflagen dem Wandel der Zeiten und ihren Strömungen Rechnung zu tragen, sodaß es gerade in unsern Tagen, die auf dem schwankenden Gebiete der Aesthetik gar wunderliche Erscheinungen an's Licht gefördert hat, als Führer und Wegweiser die besten Dienste leisten kann.

e.

Homers Odyssee in freier Umbichtung für das deutsche Haus von Emil Engelman. Mit vielen Bildern nach Zeichnungen von Tischbein, Flügmann, Genelli, Breller, Häberlin, Repler, Closs, Hoffmann, Unger, Winkler u. A. Stuttgart, Verlag von Paul Neff.

Der Verfasser dieser Umbichtung des unsterblichen Epos hat mit seiner Bearbeitung des Nibelungenliedes, der Gudrun, der Fritjossage, des Parzival u. s. w. bewiesen, daß er, ohne den poetischen Kern dieser großen Dichtungen irgendwie zu verletzen, sie der erwachsenen Jugend in durchaus zweckentsprechender Weise zugänglich zu machen versteht. Das gleiche Lob verdient seine Bearbeitung der Odyssee. Mit feinem Tactgefühl, aber ohne Brüberie, ist alles ausgemergelt oder gemildert, was man Bedenken tragen könnte, einem erwachsenen jungen Mädchen vorzuführen. Die Verse sind glatt und gut und die vielen Illustrationen von zum Theil ersten Meistern erheben das Buch zu einem Prachtwerke ersten Ranges.

Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. In zehn Bänden. Stuttgart 1890, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Ludwig Anzengruber von Anton Bettelheim. Dresden. Verlag von L. Ehlermann.

Gleichzeitig mit dem letzten Bande der gesammelten Werke Anzengruber's, auf die wir schon früher in dieser Zeitschrift besonders aufmerksam gemacht haben, ist auch von dem Herausgeber A. Bettelheim eine Biographie des Dichters erschienen, welche eine vortreffliche Ergänzung der Gesamtausgabe liefert. Vergewärtigt man sich den verhältnismäßig kurzen Zeitraum, in welchem der Inhalt dieser zehn Bände an die Oeffentlichkeit getreten ist, so muß man staunen über die Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit des Dichters, der nach dem glänzenden Siege des „Pfarrers von Kirchfeld,“ seines Erstlings, nie wieder einen so nachhaltigen und weitgehenden Erfolg aufzuweisen hatte, vielmehr Jahre lang der Gunft des Publicums bei seinem dramatischen Schaffen entbehrte. Und doch, wie viel reifere, vollere und schönere Früchte hat seine dramatische Muse noch gezeitigt, als jenes Erstlingswerk, wie hat sich der Dichter auch durch entschiedene Mißerfolge auf dem Theater nicht abschrecken lassen, immer wieder zum Drama, dem eigentlichen Felde seiner Begabung zurückzukehren. Die Aufschlüsse, die in dieser Be-

ziehung die Bettelheim'sche Biographie bietet, sind von hohem Interesse. Auch ersehen wir mit wahrem Erstaunen, daß z. B. ein Meisterwerk wie der „Gewissenswurm“, eines der besten Lustspiele der Deutschen innerhalb 14 Tagen niedergeschrieben ist. Bettelheim theilt seine mit liebevollstem Verständniß geschriebene Biographie in drei Haupttheile: „Der Mann“ berichtet von den äußeren Lebensschicksalen des Dichters, seiner Herkunft, seinen Eltern und den dornenreichen Lehr- und Wanderjahren bis zum endlichen glänzenden Einschlagen seines ersten großen Volksstückes; von dem wechselnden Erfolge seiner späteren Werke, den rastlosen Mühen des Dichters, sich das tägliche Brod zu verdienen, von seiner Ehe und ihrem Mißgeschick, bis zum frühzeitigen unerwarteten Tode gerade in dem Augenblicke, wo die äußeren Verhältnisse des Dichters anfangen, sich freundlicher zu gestalten. Der zweite Theil: „Sein Werk“ bringt eine eingehende Würdigung des gesammten Schaffens Anzengruber's vom ästhetisch-literarischen Standpunkt, der dritte Theil endlich: „Die Weltanschauung“, entwickelt die religiösen und Lebensansichten des Dichters, wie sie sich in seinen Hauptwerken und ihren Hauptpersonen kundgeben. Das Bild, welches Bettelheim von der Gesamtpersönlichkeit des Dichters entwirft, ist außerordentlich sympathisch und macht auf den Leser den Eindruck, daß es durchaus getroffen sei. Möge es denn, zusammen mit den unsterblichen Werken Anzengruber's, nie aufhören, in den Herzen der Deutschen lebendig zu sein.

— e.

Jüdisches Leben in Wort und Bild von Sacher-Masoch. Mit Original-Illustrationen der ersten jüdischen Pariser Künstler. Mannheim, Druck und Verlag von J. Bensheimer. Lieferung 1 und 2.

Der Text, welchen Sacher-Masoch nach Möglichkeit mit den bekannten Mitteln seiner Darstellung ausgestattet hat, giebt flüchtige Skizzen aus dem jüdischen Familien- und Gemeindeleben in aller Herren Länder. Anspruch auf einen Platz in der deutschen Literatur, wie ihn etwa die Schöpfungen Kompert's, Bernstein's, Franzos' mit Recht einnehmen, dürften diese Erzählungen kaum erheben. Unter den Illustrationen, die theils Vollbilder, theils in den Text eingedruckt sind, findet sich manches Hübsche neben eben so vielem

Dilettantischen und ihre übergroße Zahl scheint uns in keinem rechten Verhältnis zu dem Werthe zu stehen, welchen sie für die Veranschaulichung des geschriebenen Wortes besitzen. M. S.

„Das Rätchen von Heilbronn“. Eines der reizvollsten Meisterwerke unserer dramatischen Literatur von Heinrich von Kleist, ist jetzt in einer Prachtausgabe mit reichen geschmackvollen Illustrationen von Alexander Zick erschienen. (Berlin, Verlag von Albert Goldschmidt.)

Die großen ganzseitigen Cartonbilder sind durch Lichtdruck von Martin Nommel & Co. in Stuttgart ganz meisterlich reproducirt. Der vervielfältigenden Kunst sind durch die Erfindungen unserer Tage ganz neue Bahnen erschlossen. Wir haben hier die Wiedergabe des Originals in der vollsten Treue mit allen Feinheiten der Töne; wir haben, wenn der Ausdruck gestattet ist, auf mittelbarem Wege die volle Unmittelbarkeit des künstlerischen Werkes. Die Bilder von Alexander Zick sind ungemein ansprechend und durchaus im Charakter der Dichtung, realistisch lect mit einem Hauche übersinnlicher Romantik. Alle wesentlichen Momente der Dichtung haben den Maler zu Schöpfungen angeregt. In den Text sind noch zahlreiche kleinere Zeichnungen in vortrefflichem Holzschnitt eingestreut. Der Druck von Fischer & Wittig in Leipzig und alles Andere auf die Ausstattung Bezügliche: Papier, Einband u. s. w., ist vorzüglich. In dieser würdigen und vornehmen Gestalt wird das volkstümliche Drama Heinrich von Kleists den Freunden und Bewunderern des großen Dichters, der jetzt schon mit vollem Recht den Klassikern beigezählt wird, sehr willkommen sein.

L.

Friedrich Hölderlein. Fritz Reuter. Zwei Biographien von Adolf Wilbrandt. Dresden, Verlag von L. Ehlermann.

Die vorliegenden Biographien bilden den zweiten Band von Dr. Anton Wetzelheim herausgegebenen Sammlung „Führende Geister“. Es können kaum größere Gegensätze gedacht werden, als sie in den Werken und in dem Lebenslaufe der beiden Männer hervortreten, die uns hier in einem Bändlein mit sicherer Hand charakterisirt werden. Hölderlein, der Grieche in modernem Gewande, dem Leben der Gegenwart abgewendet, ganz in den Idealen einer vergangenen Welt aufgehend, der vom

Ueberschwange seiner Gefühle überwältigt, noch als Jüngling, die volltönende Leier für immer sinken lassen muß; und Fritz Reuter, der von widrigsten Geschicken bis in's reifere Mannesalter verfolgt, sich die Frische und Gesundheit seines Herzens und seiner Phantasie zu erhalten weiß, und nun die literarische Laufbahn beginnt und die köstlichen Schätze seines Humors, wie sie in Deutschland kaum ihresgleichen haben, zu Tage fördert! Beide Biographien sind mit großer Wärme und mit vollständiger Beherrschung des Materials geschrieben, wie sich das bei A. Wilbrandt von selbst versteht. e.

Ein Dichterportrait. Bauernfeld. Mit persönlichen Erinnerungen von Bernhard Stern. Leipzig, August Schulze 1890.

Ein lebenswürdiges, interessantes Bändlein, das uns bei aller Knappheit, mit der es geschrieben ist, ein anschauliches Bild von des jüngstverstorbenen Dichters Leben und Wirken bietet. Dazu werden in charakteristischer Weise des Dichters Beziehungen zu anderen Berühmtheiten, wie Grillparzer, Lenau, Frankl, Schubert, Moriz Schwindt u. s. w. hervorgehoben und mancherlei hübsche Anekdoten aus den persönlichen Erinnerungen des Verfassers erzählt. Ueber die Aufführungen der Stücke des Dichters im Burgtheater erhalten wir genaue statistische Nachrichten, und zahlreiche, zum Theil bisher ungedruckte, pikante Epigramme Bauernfelds bieten noch eine besondere Würze des sehr gefälligen Bändleins. e.

Unser Rudolf. Eine heitere Familienchronik von Julius Weil. Berlin, Richard Geksteins Nachfolger (Hammer & Runge).

Diese Aufzeichnungen eines Elternpaars, welches die hervorragenden Momente aus dem Leben seines Erstgeborenen von dessen ersten Lebensäußerungen an bis zu seiner eigenen Selbständigkeit und Waterschaft in einer Art Familienchronik festzuhalten beflissen ist, sind voll so viel Humor, Schalkhaftigkeit, Wahrheit und einer sich unter lustiger Maske verbergenden Gemüthsstiefe, daß man sie mit wahren Genuß liest. Namentlich junge, zärtliche Eltern werden hier ihr getreues Spiegelbild wiederfinden und sich lächelnd wiedererkennen; und solche, die es nicht sind, werden bei der Lectüre des Buches gewiß den lebhaften Wunsch empfinden,

es zu werden. Auf diese Weise kann das Büchlein viel Segen stiften, und so sei es auch den Junggefelln, welche auf dem besten Wege sind, sich das Bräutlein „unverbesserlich“ zu verdienen, angelegentlich empfohlen. Wenn dieses Mittel nicht hilft, dann hilft gewiß überhaupt keines mehr.

O. W.

Aus drei Ländern. Novellistische Sittenbilder von Olga Wohlbrück. Stuttgart, G. F. Göschen'sche Verlags-handlung.

Olga Wohlbrück ist eine hochinteressante, literarische Persönlichkeit. Ihr Familienname hat in der deutschen Theatergeschichte einen alten, guten Klang; ihre Kindheit hat sie in Oesterreich verlebt, ihre Ausbildung in Rußland genossen; dann zog sie nach Frankreich, zu gleicher Zeit versuchend, Gestalten auf der Bühne und durch die Feder künstlerisch zu verkörpern und nachdem sie ihren eigenen Namen, sowohl als Schauspielerin wie als Schriftstellerin zu bestem Ansehen gebracht, kehrte sie als Gattin des vortheilhaft bekannten deutschen Novellisten Maximilian Bern nach Deutschland zurück. Ihre Novelletten, die sie selbst „Sittenbilder“ nennt, zeugen von ihrem liebenswürdigen und bedeutenden schriftstellerischen Talent. Olga Wohlbrück besitzt eine Grazie der Darstellung, der wir

in solcher Vollendung in der deutschen Novellistik nur selten begegnet; aber sie gebietet gleichzeitig auch über jene tiefe Empfindung, die wir als die Magie echter theoretischer Kraft erachten. So erzählt uns die reichbegabte Frau, was sie in drei Ländern erschaut und errathen hat, und besonders das erste Culturbild aus Nordrußland „Am Jordanfest“ und dann „Ungleiche Waffen“, und „Ein Wunderkind“, — welche beide als sehr ernste Beiträge zur Naturgeschichte des Künstlerdaseins zu schätzen sind, lassen uns mit vielen Erwartungen in die dichterische Zukunft Olga Wohlbrücks schauen.

A. W.

Handlung und Dichtung der Bühnenerwerke Richard Wagners nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte, dargestellt von G. B. Berlin, Lrowitzsch & Sohn.

Kurzgefaßte Einleitungen zu Wagner's Musikdramen nebst populär gehaltenen Analysen und den hauptsächlichsten Leitmotiven in Notendruck, bescheidenen Ansprüchen genügend. Erschienen sind bisher sechs Bändchen, von denen sich vier mit den Nibelungen und je eins mit den Meisterfingern und mit Tristan und Isolde beschäftigen.

eb.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Anzengraber, L., Gesammelte Werke. In zehn Bänden. 9. 10. Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.
Bopp, F., Fallende Blätter. Gedichte. Zürich, Verlags-Magazin.
Bornmann, E., Die Säck'sche Schweiz. Vaterländische Reim- und Farben-Büchlein. Mit Illustr. von E. Schulz u. M. Zoehrer. Erster Theil. Leipzig, C. Jacobsen.
Borries, v., Die Invaliditäts- und Alters-Versicherung. Hannover. C. Meyer.
Brandes, J., Die Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. VI. Band. Das junge Deutschland. Leipzig, Veit & Co.
Centralblatt der deutschen Musikwissenschaft. Herausg. von O. Wille & A. Meissner. I. Band. Heft 5. Leipzig, O. Wille.
Conrad-Ramlo, M., Passionsblumen. Novellenbuch. Mit dem Portrait der Verfasserin. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Davids, J. J., Die Wiedergeborenen. Erzählungen. Dresden, H. Minde.
Devicé, Th., Das Recht auf Erziehung. Beitrag zur Lösung an socialen Fragen. München, Staegmeyer.
Dittmar, F., Schulstaub und Sonnenschein. Erzählungen a. d. Schülerleben deutscher Vergangenheit. Zeichnungen von M. Etersberger. Leipzig, O. Spamer.

Drachmann, H., Meerbilder. Dichtungen. Ausgewählt und in's Deutsche übertragen von H. Zschalig. Dresden, H. Minde.
Erhard, E., Ein Fragezeichen. Novelle. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Eschstruth, N. v., Sternschnuppen. 3. Auflage. Berlin, J. H. Schorer.
Fels, R. von, Und doch — abergläubisch. Roman. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Freund, J., Bühnensterne. Bilder aus der Theaterwelt. Zweite Auflage. Berlin, I. H. Schorer.
Friedrichs, H., Die Sicilianerin. Bühnendichtung in drei Vorgängen. Dresden und Leipzig, E. Pierson.
Froitzheim, Job., Lenz und Goethe. Mit ungedruckten Briefen von Lenz, Herder, Lavater, Rüdiger, Luise König. Mit dem Portr. der Frau von Oberkirch. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Funk, Joh., Nachtchatten. Moderne Gedichte. Berlin, R. Sieglismund.
Haek, D., Spottrossel-Klänge. Zürich, Verlags-Magazin.
Hammerling, R., Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen. Illustr. von Adalbert von Roessler und H. Dietrichs. Lieferung 22—24. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

- Hase, K. v.**, Ideale und Irrthümer. Jugenderinnerungen. 4. Abdruck. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- **Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte.** 2. Abdruck. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Helmüller, F.**, Das Medea-Bild. Drama in einem Aufzuge. Dresden, E. Pierson.
- Homer's Odyssee in freier Umdichtung für das deutsche Haus** von Emil Engelmann. Mit vielen Bildern nach Zeichnungen von Tischbein, Flaxmann, Genelli, Preller, Häberlin, Kepler, Closs, Hoffmann, Unger u. A. Stuttgart, Paul Neff.
- Hope, A.**, Ein Mann von Bedeutung. Autoris. Uebers. a. d. Englischen von F. Mangold. (Engelhorn's Allgem. Romanbibl. VII. Jahrg. Band 8.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Hoya, L. v.**, Gedichte. Leipzig, Th. Grieben.
- Jaeger, G.**, Die Homöopathie. Urtheil eines Physiologen und Naturforschers. Stuttgart, Selbstverlag.
- Das zwanzigste Jahrhundert.** Deutschnationale Monatshefte für sociales Leben, Poetik, Wissenschaft, Kunst und Literatur. Herausg. von E. Bauer. Berlin, Hans Lüstendör.
- Jochim, Joseph.** Die Brüder. Eine Volksgeschichte in zwei Büchern. Erster Band: Peter der Leuenwirth. Zweiter Band: Sylvan der Unchrist. Basel, Benno Schwabe.
- Jonas, S.** Sagen des Alterthums. Kindern erzählt. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
- Jordan, Wilhelm.** Episteln und Vorträge. Frankfurt a. M. W. Jordans Selbstverlag.
- Junkermanns Humoristikum.** Eine Sammlung heiterer Vortragsstücke von erprobter Wirksamkeit. Mit Illustr. 4. verb. Aufl. Stuttgart, Levy & Müller.
- Kaulbach, F. A. v.**, Eine Auswahl von 30 der bedeutendsten Werke des Künstlers in Heliogravüre und Phototypie. Gross-Quartformat. München, Verlags-Anstalt für Kunst u. Wissenschaft, vorm. Fr. Bruckmann.
- Keil, R.**, Ein Goethe-Struss. Jugend-Gedichte nach der Handschrift des Dichters von 1788. Biogr. erläutert. Mit 10 Illustr. und einem farb. Lichtdruck.
- Kneisel, B.**, Die Weltgeschichte ein Zufall? Ein Wort an die Gebildeten des deutschen Volkes. Berlin, Weidmann'sche Buchh.
- Kirchhoff, A.**, Länderkunde von Europa. Mit vielen Abbild. und Karten. Lief. 82—90. Prag, Wien, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag.
- Kühse, G.**, Empfundenes und Gedachtes. Lose Blätter. Herausg. von E. Pierson. Dresden, E. Pierson.
- Lang, C.** Ein Traum im Atelier. Mit Illustr. von A. R. Grünenwald. München, Th. Ackermann.
- Marck, Dr. Hugo.** Silhouetten. Novellistische Skizzen. Berlin, H. L. v. Trautvetter.
- Matthaci, A.** Fürchtet euch nicht! Gedichte. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Meissner, J.**, Das Preuss. Allgem. Landrecht und der Entwurf des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs. Vergleichende kritische Bemerkungen. Berlin, O. Liebmann.
- Morgenstern, G.** Geschichten von der Strasse. Berlin, R. Eckstein Nachf.
- Müser, A.** Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und dessen Briefe an mich. Berlin, H. Lüstendör.
- Müller, E.**, Irrwege des Herzens. Roman. Dresden, E. Pierson.
- Nansen, Fr.** Auf Schneeschuhen durch Grönland. Autoris. Uebersetzung. Mit 160 Abbildungen und 4 Karten. Lieferung 3—6. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
- Neckebén, J.**, Ein Vorblick auf das Jahr 2000 oder ein Tag in einer Strafanstalt des XXI. Jahrhunderts. Ein gefängniswissenschaftlicher Zukunftsraum. Breslau, W. Koebner.
- Nessel, A.**, Für Wahrheit und Becht. Uppolit. Herzensergüsse eines unverbessert. Idealisten. Zürich, Verlags-Magazin.
- Paret, Fr.**, Priscillianus. Ein Reformator des 4. Jahrhunderts. Würzburg, A. Stuber.
- Perfall, Karl** von, Natürliche Liebe. Eine Erzählung. Düsseldorf, Felix Bagel.
- Reydt, H.** Das Jugendpiel. Vortrag geh. in der gemeinnützigen Gesellschaft zu Leipzig. Hannover, C. Meyer.
- Rosegger's, P. K.** Ausgewählte Werke. Mit 900 Illustr. Lieferung 95—104. Wien, A. Hartleben.
- Ruseler, G.**, Die Stedinger. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Varel a. d. J. J. W. Acquistapace.
- Rustige, C.** Aus Garnison und Manöver. Ernstes und Heiteres. Berlin, R. Eckstein Nachf.
- Schilling von Canstatt, H. Freiherr.** Durch des Gartens kleine Wanderwelt. Naturfreundliche Streifzüge. Mit 418 Originalzeichn. d. Verf. in ca. 1000 Einzeldarstellungen. Lieferung 1. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn.
- Sommerfeld, A. v.**, Das neue Heil. Grundzüge einer natürlichen Weltanschauung. Zürich, Verlags-Magazin.
- Sonnenberg, F.** Merret von der Düne. Gotha, Fr. A. Perthes.
- Spach, L.**, Heinrich Farel. Ein elsässischer Roman. Deutsch bearb. von H. Ludwig. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Tenler, A.**, Gesammelte Dichtungen. Herausg. von G. A. Ressel. Mit dem Bildnis des Dichters Erster Band. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
- Titanello, Jonathan** Schöndrians Höllenreise. Zürich, Verlags-Magazin.
- Tolstoj, L. N.**, Gesammelte Werke. Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von R. Löwenfeld. Liefg. 1. 2. Berlin, R. Wilhelm.
- Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.** Band XVII. No. 8. 2. Berlin, D. Reimer.
- Voltz, B.**, Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. 5. 6. Abtheilung (Schluss). Leipzig, O. Spamer.
- Was lernen unsere Söhne! Was sollen sie lernen!** Praktische Vorschläge zu einer neuen Schule mit einem Berufsplane und Stundenplänen von einem Ungenannten. Dresden, H. Minden.
- Wechsler, Ernst.** Der unsterbliche Mensch. Eine Dichtung in fünf Gesängen. (Frei nach einer Sage über Moses Maimonides.) Zweite Auflage. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Well, J.**, Unser Rudolf. Eine heitere Familienchronik. Berlin, R. Eckstein Nachf.
- Wells, F. G. A.**, Lieder und Fanfaren. Gedichte. Zürich, Verlags-Magazin.
- Werner, B. v.**, Deutsches Kriegeschißleben und Seefahrkunst. Mit 60 Abbildungen und 4 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Wichmann, Fr.** Genoveva. Dramat. Gedicht in vier Akten. Leipzig, O. Mutze.
- Zeltraketen aus Oesterreich.** Zürich, Verlags-Magazin.
- Zeltschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.** 25. Band. Heft 5. Berlin, D. Reimer.

In Vertretung des Herausgebers verantwortlicher Redacteur: Karl Jaenicke in Breslau.
Schlesische Buchdruckeret, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1891er. Frische Füllung. 1891er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	53 ²⁰ R
Mühlbrunn . . .	40 =
Schlossbrunn . . .	41 ⁸ =
Theresienbrunn . . .	47 ¹ =
Neubrunn . . .	47 ³ =
Marktbrunn . . .	34 ⁵ =
Felsenquelle . . .	47 =
Kaiser Karls-Qu. . .	33 ⁴ =
Kaiserbrunn . . .	39 ¹ =

— < > —

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-
Producte.

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
—
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— < > —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen an Flaschen und
Krügen :—

15,822,000 in 1889,



17,670,000 „ 1890.

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-
Wassers ist begründet durch den
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.



Band 56. — Heft 168.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

März 1891.

14.
Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

März 1891.

Inhalt.

	Seite
Victor Valentin in Breslau.	
Die Hochzeit zu Ellersbrunn. Eine Dorfgeschichte.....	181
Georg Adler in Freiburg i. Br.	
Friedrich Niezsche, der Social-Philosoph der Aristokratie.....	224
A. Rogalla von Bieberstein in Breslau.	
Die Kriegsbereitschaft Frankreichs und die heutige Bedeutung seines Befestigungssystems an der Oßgrenze.	241
Otto Erich Hartleben in Berlin.	
Mondrondels. Aus dem „Pierrot Lunaire“ von Albert Giraud...	269
Th. Achelis in Bremen.	
Gustav Theodor Fehner.	272
Hermann Jaenicke in Kreuzburg.	
Die Geschichtschreibung der Zukunft.....	297
Bibliographie.	305
<small>Zur See. (Mit Illustrationen.) — Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen dargestellt von Georg Brandes. — Max Kalbeß, Aus alter und neuer Zeit. Gesammelte Gedichte.</small>	
Bibliographische Notizen.	312

Hierzu ein Portrait von Friedrich Niezsche.
Radirung von Ernst Krause in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstablage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Poßämter nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

von

H. Oldenbourg in München. (Die deutsche Emin Pascha-Expedition.)



An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in complet Broschüren oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschürt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LVI (Januar bis März 1891), wie auch zu den früheren Bänden I—LV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlags-Handlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vorm. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

..... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6.—

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M.* 8.— pro Band.

..... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167

zum Preise von *M.* 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band LVI. (Januar bis März 1891)

..... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV.

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke.

Wohnung:

Name:

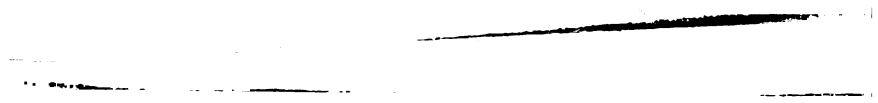
Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gef. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

1000



Professor Dr. Friedrich Nietzsche.





Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

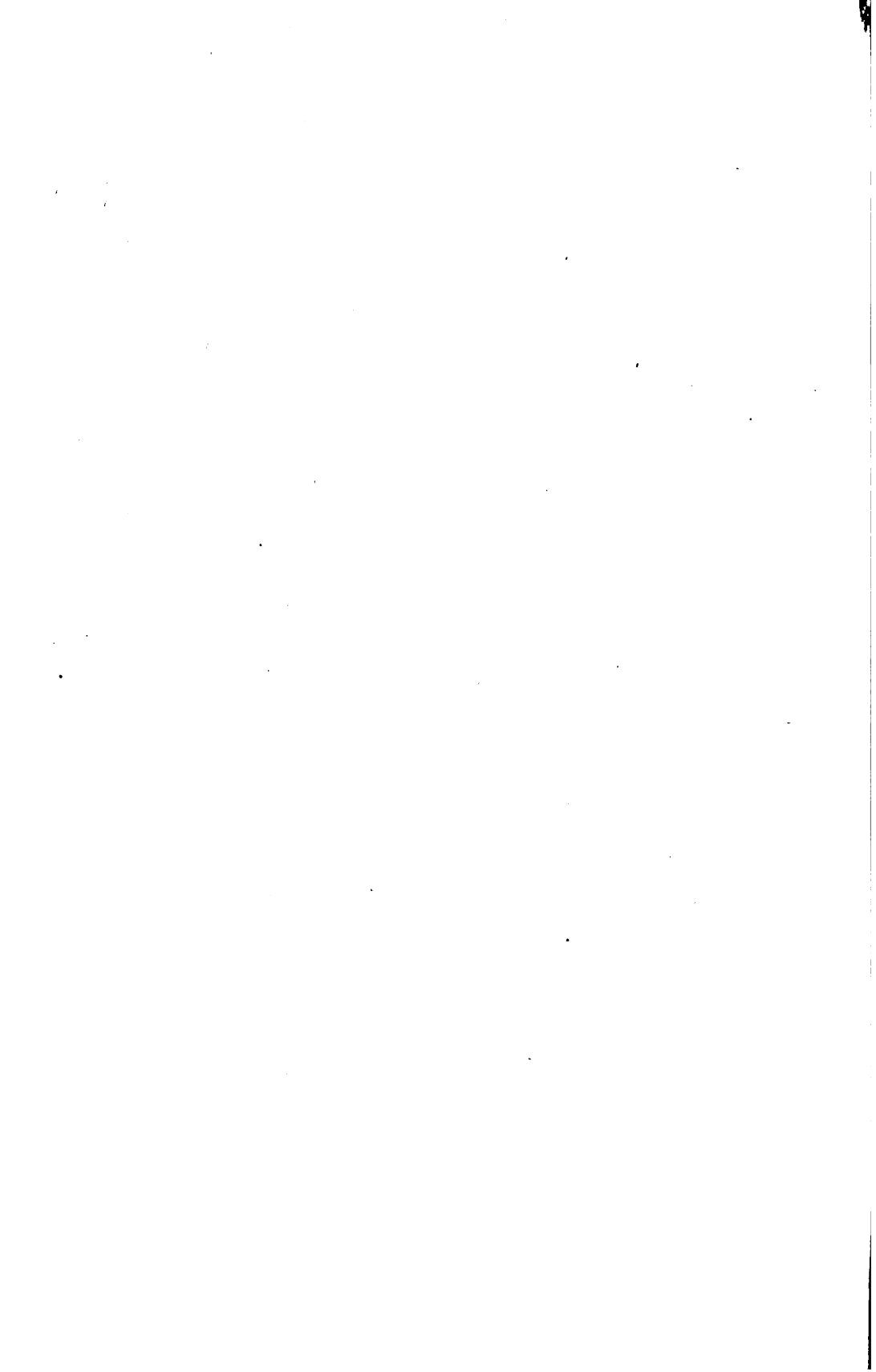
LVI. Band. — März 1891. — Heft 168.

(Mit einem Porträt in Radirung: Friedrich Nießche.)



Breglau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.





Die Hochzeit zu Ellersbrunn.

Eine Dorfgeschichte

von

Victor Valentin.

— Breslau. —

I.

Nun? Sie! Reservist! Sizen Sie immer noch hier?“ fragte der alte Förster, indem er in die weite, lustige Laube trat, um deren Eingänge sich junge Weinreben leise in der Abenddämmerung schaukelten. „Erst hatten Sie's so eilig: Morgen heidi und fort! Und jetzt sizen Sie schon den vierten, fünften, sechsten Tag, die ganze Woche hier, und wenn ich morgen Abend herüberkomme, find' ich Sie noch im Klee. Nu, recht soll's mir ja sein, wenn Sie auch, weiß Gott, alle Tage maukfauler werden.“

„Ja, ja, maukfaul, das ist wahr!“ sagte der Gutsverwalter, ein dicker, klobiger Gefelle mit einem Stiernaden. „Zuerst waren Sie wie ein Feuerwerk, und jetzt sind Sie wie'n eingerosteter Wetterhahn, knarren bloß manchmal. Sie Maukfepp! Ja, was sizen Sie denn eigentlich noch da? Das möcht' ich auch wissen.“

Der Reservist, ein hübscher brünetter Mensch von fünfundzwanzig Jahren etwa, erröthete ein wenig, fuhr sich mit der Hand durch das glänzende schwarze Haar und sagte mit einem kurzen Lachen: „Nu, man bleibt halt, wo's einen guten Tropfen giebt!“

„'s ist um das Annele,“ meinte ein Anderer, ein dürrer alter Kerl mit einer Art süßlicher Satansphysiognomie, und stieß den Förster mit

dem Ellenbogen an, „der Wein? der Schwereⁿöther! ein guter Tropfen wird hier herum überall geschenkt, wenn der in jedem Gasthof darum hängen bleibt, reichen keine sechs Wochen hin, ehe er nach Hause kommt.“

„Nun, es mag ja sein,“ sagte der Fremde kurzab und lockte den Waldmann zu sich, für den er einen Wurtzzipfel aus der Noctasche zog.

„Daß doch die Herren so wenig Selbstgefühl haben,“ meinte der Gutsverwalter. „Sind wir denn nicht ein famoses Convivium? unser Reservist bleibt, weil's ihm unter uns wohl ist, weil ein guter Tropfen und eine hübsche Schenkin am appetitlichsten sind unter guten Genossen, die auch was davon verstehen, und denen's Wasser im Maule zusammenläuft, wenn einer 'nen guten Wit' macht.“

„Dann müßten Ihre Witze immer sauer sein,“ bemerkte der Reservist.

„Nun, es heißt ja, sauer macht lustig,“ replicirte der Inspector.

„Wir machen aber nicht Witze, um lustig zu werden, sondern erst sind wir lustig und dann machen wir Witze. Verstanden?“ grunzte der Förster im tiefsten Bass, „Und sauer ist höchstens des Doctors Gesicht, wenn ihm seine Alte den Hausschlüssel versteckt hat.“

„Und kein Mondschein im Kalender steht, daß er rechts und links verdreht wie Grund und Ursache, oder, wollt' ich sagen, Ursache und Wirkung.“

„Das wäre eine Gedankeninversion,“ sagte der Dürre, „eine *inversio logica* oder ein *Syllogismus* oder eine *refutatio in objecto*.“ Denn er hielt sich für einen Gelehrten.

„Schmeißt den Doctor raus! schmeißt ihn raus!“ brüllte der Förster in hellem Vergnügen, „daß er die Inversion und Refutation in die Beine kriegt!“

Der Doctor lachte ebenfalls und krümmte sich dazu wie ein Taschenmesser. Er war Katasterreiber und wurde Doctor genannt, weil er behauptete, früher einmal Medicin studirt zu haben, was denn auch wahr sein mochte, wenn man das Studium weise auf ein belegtes Colleg über Osteologie beschränkte.

Auch der Gutsverwalter lachte, that einen tiefen Schluck, wischte sich zehnmal den Schnauzbart und lachte wieder. „Ja bei uns, da seid Ihr eben unter die rechten gerathen, Reservist. *Vivat fidelitas!* Wir sind Jungens! he? wir!“

„D ja, freilich, muntere Herren! sehr munter!“

„Ich sag' Ihnen, mein Beutel hat den Muskelschwund wie 'ne verhungerte Katze — aber fidel, fidel muß der Mensch sein, denn von Schulden wird man fett!“

Der Militärische, der Civilhosen und einen Dienstrock trug, den er wegen der Hitze unzugeknöpft ließ, und der inzwischen mit dem Hunde gespielt, zog die Augenbrauen hinauf, lachte und sagte: „Fett? ja so! freilich, freilich, immer fett.“

„Profit!“

„Profit!“

„Das heißt, mich soll der Geier holen,“ fuhr der Doctor fort, „wenn unser wackerer neuer Freund, Mitzecher, Mitgenosse, convivius pocularum —“

„Schmeißt ihn!“

„Also mich soll der Geier, wenn der wirklich wegen uns alten Krempeln hier hängen geblieben ist. Aber — da giebt's so — schwarze Zöpfe — hm? — schwarze Augen — ich meine nicht das Annele, das hat Vergißmeinnichtgudel — nein so was Funkseliges, Schwarzes im Kopfe, gelt? — schlanke Hände, schlanke Taille — also hol' mich der Geier, ich bin kein Ninrod, aber ich weiß auch, wie der Hase läuft!“

„Die Kathrine?“ fragte der Verwalter.

„Nah — ahber —“ grunzte der Förster in langgezogenen Tönen, die an das Dröhnen von ein paar schnarrenden Orgelpfeifen erinnerten. „Für so dumm halt' ich unsern Friedrich Schulze nicht. Die Kathrine, die den ganzen Kopf voll Hochzeitsgedanken hat! dummes Zeug! — Gestern hat sie die Brautbetten geschüttet, da wollt' ich sie ein bißel uzen — Donnerwetter, Kerls, hat das Mäd'el eine lose Hand!“

„Aha, Applicationsarbeit von schönen Händen!“ lachte der Doctor. „Na ich nahm sie mal um die Taille, Herrgott, eine Gastwirthstochter ist doch keine Prinzessin! Verflirt, hatt' ich eine Gepsfertete!“

„Also wegen der Katharine bleibt Ihr hängen, Mann des Schwertes, Gottesgeißel, Scherge des Tyrannen!“

„Ja, wer sagt denn das?“ fragte Friedrich Schulze, den Sprecher scharf ansehend, indem er seinen schwarzen Schnurrbart wüthend bürstete und die dichten schwarzen Augenbrauen zusammenzog.

„Na, Ihr wäret doch nicht der Erste.“

„Na — ah?“ machte der Förster, „der Erste nicht? wie meinst Du das?“

„Der wegen der Kathrine hier einige Tropfen mehr trinkt, meint' ich. Ein Staatsmäd'el! Abrett wie 'ne Locke! ein Mäd'el wie eine Gräfin!“

„Hat auch 'nen Nagel wie 'ne Geborne.“

„Nu der Ellersbrummer, der Reichart, tauscht auch mit Keinem, der Broß! Sie weiß schon, wen sie nimmt. Will sehen, wie sie auskommen werden miteinander! Mir wär' halt 'ne geschmeibige — gefällige lieber, und wo'n bißel mehr Fett ist. Aber ein schönes Frauenzimmer ist sie ja! Hab' ich Recht, Rejervist?“

„Ah gewiß, ein schönes Mädchen! — Es wird schon dunkel, Ihr Herren, Tage nehmen ab.“

„Na ja; Ende August.“

„'s ist wahr! Sehe bald nicht mehr die Hand vor Augen. „Mehr Licht, Goethe!“ Bin auch 'n Lichtfreund! Förster, klopf mal!“

Der Förster schlug mit des Doctors Knotenstock fünf, sechszmal auf

den Tisch, daß es krachte wie Kartätschenfeuer, — auch einer von den „Witzen“ der Herren, — „Annele, Licht! Christian! Wilhelm! Ernestine, Licht! Nicht einmal das Kuhmenschen hat Ohren!“

„Gleich, die Herren!“ scholl es herüber. Das war die Kathrine selber.

Der Reservist knöpfte seinen Uniformrock zu.

„Aha, nur nicht zu offenherzig den Jungfern gegenüber. Ich freilich bin anders. Ich lasse jede in mein Herz sehn, und das thun sie gern, denn mein Herz ist wie ein Spiegel.“

„Es wird kühl,“ sagte Friedrich Schulze.

„Kühl? Schwerbrett, ich hab' noch nichts gespürt! Sie müssen innerlich sehr viel Hitze haben. Das ist dann der Abstand, die ab-ab-abstinatio, abstractio oder absolentia.“

„Schmeißt ihn!“

Gleich darauf kam die Kathrine mit dem Windlicht. Sie sah keinen von den Männern an, während sie mit einem „Guten Abend“ hereintrat, aber außer dem Fremden sahen die Männer sie an. Sie war in der That ein schönes Mädchen, etwas über Mittelgröße, von herrlichem Ebenmaß der Gestalt und des Kopfes. Ihr Gesicht war etwas bleich, aber die Lippen roth und frisch. Das Haar trug sie in einem Kranze aufgesteckt, die Tracht war ländlich: Rock und Nieder, gepuffte weiße Aermel, der Hals frei und mit einer viereihigen Kette geschmückt.

„Fräulein Kathrina! Also — in drei Wochen! Los! Wenn Sie mich einladen, schenk' ich Ihnen was Schönes.“ Hierzu machte der Sprecher einen Wit, den das Mädchen nicht verstehen konnte, über den aber die drei Freunde in ein brüllendes Gelächter ausbrachen.

„Wünschen die Herren noch etwas?“ fragte sie, ruhig sich dem Ausgange zutehend.

„Aber sehr! Wenn ich Sie mit diesem Glase bemühen darf. Also noch eine Johannisberger 1864er Auslese!“ (wonit der Förster ständig den frischen Mosel bezeichnete, den der Wirth verzapfte).

„Sie auch, Herr?“

„Danke vielmals, schöne Jungfer, aber die Genien des Hauses locken mich zu ihren Penaten.“

„Verfluchter Unsinn! hast einfach keinen Haus Schlüssel. Bestellen Sie ihm nur noch eins, er muß sich etwas illuminiren, denn seine Frau stellt in sicherer Erwartung dieses Zustandes kein Licht auf die Treppe, und so muß er sich bei seinem eigenen Schimmer zurechtfinden.“

„Nein, ich muß noch ein Hochzeitsscarmen anfertigen für das Fräulein. Komme als Negermädchen, denken Sie, Kathrinchen. Billig, billig! Laß mich schwarz wischen, Tüllschürzchen drüber und 'ne Rose in's Haar. Na werden staunen!“

Die Kathrine, welche wartete, bis der Verwalter sein Henkelglas

ausgetrunken, verzog keine Miene, dann ergriff sie die Gläser. In dem sie sich hinauswandte, streifte ihr Blick das fastgeleerte des jungen Fremden, dann ihn selbst; ihre dunklen Blicke trafen sich für einen Augenblick. Dann ging sie hinaus, und da sie hierbei an das Weingehänge anstieß, schaukelten die zitternden Reben auf und ab.

„Und ich sage: Stille Wasser sind tief,“ meinte der Inspector, der ihr nachgesehen. „Es heißt, die Kathrine hat sich noch für keinen erwärmt, und einen rechtschaffnen Lieben, das sei sie gar nicht im Stande — das wird noch 'mal die beste Frau. Man hat doch nicht Augen im Kopfe wie ein paar Kohlen und kein Feuer in den Adern? Brautbetten schütten? warum wird sie denn nicht Krankenpflegerin oder Nonne? Dummer Unsinn!“

Der Reservist rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her und fragte endlich, wie alt sie eigentlich sei.

„Zweiundzwanzig.“

„Und wie alt der Bräutigam?“

„Dierundvierzig. Oh, die paßte auch für keinen Jungen, da ist sie zu gesetzt. Hat immer so was apartes gehabt. Nicht wie die andern Mädels.“

„Ah, da kommt schon der Christian, der göttliche Sauhirt, Kosselenker, Küfer und Mistfink in einer Person!“

„Niez Mutter, die Landwehr kommt!“

„Um — m hm, das weiß ich schon!“

des Försters Lieblingslied, das bisweilen mit Grazie in infinitum vorgetragen wurde.

„Prosit!“

„Prosit!“

„Mit dem schäbigen Sommerhalben? Christian, schnell dem Herrn ein frisches!“

„Ich danke,“ sagte der Reservist und hielt sein Glas fest.

„Sie sind der reine Mauskopff heute, Fritz. Da sehn Sie mal, was ich kann,“ sagte der Förster, stellte sich breitbeinig hin, setzte an und gluckste das halbe Literglas in einem Zuge hinunter. „Um! das kann ein Alter! vierundsechzig, Herr, he? und Sie, vierundzwanzig? Schämen Sie sich was!“

„Wenn ich so alt sein werden wie Sie, Herr, werd' ich's ja wohl auch können,“ sagte Friedrich Schulze.

„Da, nachgekommen!“ schrie der Verwalter und setzte das Glas bröhnend auf den Tisch.

„Niez, Mutter, die Landwehr! Hol mich der Teufel, aber das bellte wie'n Fuchs. So machen sie's, wenn sie in die Falle gegangen sind. Waldbmann! Heda!“

Der Hund stand schon schon draußen und spitzte die Ohren, er zitterte am ganzen Leibe vor Aufregung.

„Begleite Sie, Förster.“

„Schön denn. — Gute Nacht, Freundchen. Und morgen?“

„Bin ich weg. Schönen Dank drum für die Freundschaft und Lebewohl.“

„Na, werden sehn!“ lachten die Andern ungläubig. „Kleben morgen noch fest.“

II.

Friedrich setzte sich wieder nieder, den Stuhl ein wenig näher an den Tisch ziehend, und starrte in die Flamme des leise flackernden Lichtes.

„Schäbiges, versoffenes Pack,“ murmelte er, nachdem die Andern weit genug entfernt waren. Dann blieb er finster vor sich hinbrütend, manchmal an seiner Unterlippe nagend, manchmal tief aufseufzend. Plötzlich sprang er auf, griff nach seiner Mütze und eilte hinaus. —

Eine Zeit lang blieb es leer und still in der Laube. Das Windlicht verstreute eine unsichere Helligkeit über den Tisch mit seinen leeren Gläsern, den unsauberen Aschenbechern und Zündholzbehältern, über die schweren Eichenschemel, die unordentlich herumstanden, und auf deren einem ein Taschentuch liegen geblieben, und über das grüne Weingehänge, welches das leichte Lattengefüge des Daches und der Wände überwucherte.

Mit einem Male näherten sich schnelle, leichte Schritte, die sich plötzlich verlangsamten und dann wieder beherzter näher kamen. Zögernd betrat die Wirthstochter die Laube. Sie hatte das schwere Haar inzwischen abgesteckt, so daß ihr die langen Zöpfe über den Rücken fielen, und über den Hals ein leichtes Tuch geschlagen. Mit einem raschen Blick überjah sie den Raum, dann trat sie näher. Ihr Athem ging schnell, ihre Augen leuchteten, während sie vorsichtig lauschend den Kopf vorstreckte und nach allen Seiten horchte. Es war nichts als das leise Brüllen einer Kuh zu hören, als ein Schließen der Kellerthür vom Hause her, das ein gutes Stück entfernt lag, und dann und wann ein heiseres Gebell vom Waldsaum herüber. Das Mädchen trat schnell an den Tisch, dorthin, wo der Fremde gesessen — und, nachdem sie nochmals umgeschaut — ergriff sie das Glas, hob es zögernd auf, setzte es an den Mund und — trank. Als sie das Gefäß wieder hinsetzte, war sie ganz roth geworden. Mit einem halb verlegenen Lächeln nahm sie einen Zipfel ihrer Schürze auf und trocknete sich die Lippen. Dann verschränkte sie die Arme hinter dem Kopfe, bog den Hals zurück und starrte mit demselben Lächeln eine Weile vor sich hin. Dabei erblickte sie das Tuch. Sie nahm es auf; es war ein großes sauberes Tuch, ihre Finger zitterten ein wenig, als sie die Zipfel untersuchte, bis sie den Namenszug fand, dann plötzlich drückte sie ihr ganzes Gesicht hinein und stöhnte. Da hörte sie neben sich ein leichtes Knirschen; sie fuhr auf, sah, wie Jemand, über den Tisch gebeugt, das Licht ausblies und fühlte sich gleich darauf von zwei Armen umschlungen.

„Um's Himmelswillen, lassen Sie mich“, bat sie leise.

„Ich lasse Dich nicht,“ sagte eine heifere Stimme. „Wirft Du mich wohl zum frohesten Menschen der Welt machen und dann sagen: geh, laß mich? Weißt Du nicht, daß zwei zu einander gehören, die sich lieben?“

„Aber ich liebe niemand. Um Jesu Willen, so lassen Sie mich doch gehen.“

Er lachte kurz und leise. „Und warum gießen sonst reiche Wirthstöchter die Bartneigen der Fremden über ihre stolzen Lippen und stöhnen über anderer Tüchel zum Herzbrechen? ei — Du Stolze, Feine, hab' ich doch nicht allein all' die Tage so schwere Noth getragen! Du mein, mein, mein.“ Und er küßte sie halb zu Tode, die zitternd in seinen Armen lag.

„Und so eine Liebe, die ist noch gar nicht gewesen, wie unsere, gelt? Und wie das schnell ist gekommen! O mein Jesus, was bist Du für ein süßes Schagel. — Und da ich's ja doch nun weiß, so sag's doch auch einmal, daß Du mich lieb hast — he? Die ganzen Tage her, nicht wahr? — sag's einmal, weil's doch gar so hübsch klingt. Ja? Weinst wohl gar? o Femine, laß doch die Dummen flennen und sei gescheidt. Ach Du Herze! Küß mich doch auch einmal.“

Da legte sie ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn wieder und wieder, und eine zeitlang sprach keines ein Wort.

„Gelt? und Deinen Bräutigam, den alten Gottfried, den läßt Du laufen und machst mit mir Hochzeit in drei Wochen, denn ich bin auch kein Lump und wir haben ein hübsches Anwesen, eine Brauerei und Wirthschaft, wo ich her bin, — oder in drei Monaten, wenn's nicht anders ist, oder auch auf der Stelle, wenn Du magst. Ach Du Glück.“

Er hielt sie jetzt nur noch mit einem Arm umfangen und suchte ihr in's Gesicht zu sehen, auf das ein heller Mondstrahl dämmernd fiel. Ihr Kopf lag an seiner Schulter, ihre weit offenen Augen sahen mit einem unaussprechlichen Ausdruck in die Ferne, ihre Lippen zitterten ein wenig. Er betrachtete sie erstaunt, es lag ein so sonderbares Gemisch in ihrem Ausdruck: seliges Empfinden und zugleich grübelndes Nachdenken.

„Nun, Du Glück,“ wiederholte er leise seine letzten Worte. „Was denkst du nun eben?“

„Ein gar großes Glück wäre es gewesen,“ sagte das Mädchen, „wenn wir uns früher getroffen, aber so — ach es geht ja nicht!“

„Was geht nicht?“

„Daß ich ihm den Abschied geb'. Jetzt wo die Gäste schon geladen, wo schon das Aufgebot gethan und die Aussteuer hinübergeschafft ist.“

„Das ist ja aber alles bloß Plunder und sind alles bloß Nebendinge, Du Allerliebste,“ setzte er sein leidenschaftliches rauhes Geflüster fort, „alles der Rede kaum werth gegen unsere Liebe.“

„O nein. Das denkst Du so. Da hängt tausenderlei dran. Und

meine Eltern! ach die kennst Du nicht, und —“ sie lehnte ihr thränenndes Gesicht wieder an seine Brust, beide athmeten tief und schwer.

„Das ist doch Dein Ernst nicht, Käthele? Sieh, es geschieht wohl manchmal, daß sich Zwei finden und haben sich gern, aber da ist was, daß sie nicht zusammenkommen können, und es schmerzt sie wohl, doch es gleicht sich wieder aus, aber so 'ne Lieb' wie unsere, so schnell und so heiß, da ist's nicht wie zum Spielen, und die mußt Du nicht verrathen. — Sieh mal, die hat auch mehr Kraft zum Ueberwinden,“ setzte er hinzu, da sie zu antworten zögerte.

„Es geht nicht. Es geht wirklich nicht. Das Geflatsch und Gerede und die tausend Umstände und meine Eltern. Und dann — er — er ist doch brav und ich hab' ihn auch gern.“

„Nun, wenn Du ihn halt gern hast, da ist's ja was anderes,“ sagte er bitter und ließ sie los.

So standen sie stumm ein paar Secunden nebeneinander.

„Aber freilich Dich hab' ich noch viel lieber,“ sagte sie mit einem Male zärtlich, „und wenn wir auch nicht einander sein können für's Leben, so werd' ich Dich doch nie vergessen, und werd' immer an Dich denken, wie wenn man etwas recht Schönes gesehen hat oder auch nur geträumt, und das vergißt man nie.“

„Ach Du,“ rang es sich in tiefem Schmerze von seinen Lippen.

„Ich hab' immer gern heimlich was Gutes für mich gehabt,“ sagte sie lächelnd, „wenn mir die Mutter was geschenkt, oder sonst wer, und sie denken, ich hab' es lange nicht mehr; und das gerade hat mich gefreut.“

„So ist's wohl am besten, ich gehe auf der Stelle,“ antwortete er, „ich hab's so schon kaum ertragen. Denkst Du, ich halt' das aus, hier herum zu sitzen und Dir fremd zu thun, bloß daß wir uns einmal im Flur die Hand drücken? Hätt ich's nur lieber nicht gesehen, wie Du den Wein aus meinem Glas getrunken — in dem Augenblicke ist mir's gewesen, als hätte einer Feuer in mich hinein gegossen. Ach Gott, wieviel lieber hab' ich Dich doch, als Du mich!“

„Kathrine!“

„Da ruft die Mutter. — Ja ich komme!“

„So gute Nacht denn und glückliche Hochzeit.“ Doch sie hielt ihn fest an der Hand.

Da küßte er sie wieder.

„Ach Du Käthele, Du mein Käthele, ich wollte Dir noch soviel sagen und soll fort. Gelt? lieb wär Dir's doch, wenn Du mich behalten könnt'st?“ Dann beugte er sich an ihr Ohr und flüsterte ihr etwas zu.

„Oh — Du!“ sagte sie erschrocken.

„Dann will ich morgen früh gehen und Du siehst mich niemals wieder. Bloß daß ich doch auch mein heimliches Andenken hab, Käthele.“

„Kathrine!“

„Ich komme, ich komme!“

Und schnell, mit den Maßgläsern in den Händen, eilte sie hinweg.

III.

Seit jenem Abende waren fast vier Jahre in's Land gegangen. Es war im Mai. Der Bleicherei- und Mühlenbesitzer Joseph Reichart stand in einem leichten Sommerrock vor seiner Thür, eine helle Schirmmütze auf dem Kopfe, die Beine übereinandergeschlagen, den Rücken an den Pfosten gelehnt, die rechte Hand in der Hosentasche, in der linken eine kurze Pfeife mit silbernem Deckel, aus der er dann und wann einen Zug that. Er schaute nach den Wiesen hinüber, wo in langen Reihen das rohe Leinen ausgespannt war, das die Mädchen aus Gießkannen wässerten, indessen eine heiße Frühjahrs-sonne sich blendend darüber ergoß. Man konnte weit und breit kein stattlicheres Anwesen sehen als Reicharts, und weit und breit keinen stattlicheren Mann als ihn. Groß, sehnig, eher mager als fett und dabei von riesiger Körperkraft, den kleinen Kopf mit kurzgeschorenen halbergrauten Haaren, intelligente graue Augen, einen gewissen energischen Ausdruck in dem hartlosen, gebräunten Gesicht — so wußte er allezeit zu imponiren. Ein großer Siegelring, eine schwere Goldkette, die Gewohnheit, sich unter andern rar zu machen, dann aber mit selbstgefälliger Wohlredenheit das Wort zu führen, die Würde eines Gemeindevorstehers zu Ellersbrunn thaten das ihre.

Wenn es nun in der ganzen Umgegend keinen wohlhabenderen und stattlicheren Bauern gab — was Reichart doch im Grunde genommen war, obgleich er sich nie anders als Bleicherei- und Mühlenwerksbesitzer nannte — so gab es ebenso wenig einen eingebildeteren. Er hatte mit kleinem angefangen und es zu Großem gebracht, und das alles schrieb er lediglich seinem überlegenen Verstande, seiner großen Anschlägigkeit zu. Daß seine erste Frau hübsch und reich gewesen, war sein Verdienst, denn er hatte die Klugheit gehabt, sie zu heirathen; daß die Kathrine noch viel hübscher und dazu auch von wohlhabenden Eltern war, war natürlich ebenso sein Verdienst. Auch hatte er zwei prächtige Kinder, auf die er grenzenlos eitel war: aus erster Ehe eine Tochter, die jetzt neunzehn Jahr zählte, ein gewecktes, hübsches Ding, die er in der Stadt seine Arbeiten, Französisch, Klavierspielen und Tanzen lernen ließ, und für die ihm weit und breit keiner gut genug war, — ein reicher Fabrikant oder Großkaufmann, allenfalls ein studierter Herr von besonderem Ansehen wäre ihm am liebsten gewesen, — und dann einen prächtigen Jungen von drei Jahren, den ihm die Kathrine geboren, ein so kerniges, aufgewecktes schwarzäugiges Bürschchen, wie es überhaupt kein zweites auf der Welt gab. Die Leute, die ihm gern zu gefallen redeten, sagten, es sähe ihm sprechend ähnlich, obgleich es nicht wahr war, aber er glaubte es gerne und freute sich, wenn man

es sagte. Aus Dem — he! — da sollte was werden! Hatte er Lust zum Geschäftsmann, wie er sich selbst bezeichnete — gut; wollte er einmal höher hinaus — desto besser. Husarenoffizier — das wäre ihm gerade gut genug gewesen für den Prinzen! — Da kam er gerade um die Ecke und trieb mit einem Gertchen die Hühner vor sich her. Die Kathrine zog ihn propper an, immer weiße Strümpfchen und einen schmucken Kittel. Ah! und die Kathrine, da war sie ja selber. J das war 'ne Frau! mit der hatte er doch einen Meistertreffer gethan. Die schöne Reichart nannte man sie nur, und sie war auch noch viel schöner geworden. Und wie klug, wie umsichtig in der Wirthschaft sie war! sogar für's Geschäft hatte sie ihm, der nach seiner Meinung an Klugheit gleich hinter dem Bismarck kam, manchen guten Rath gegeben. Wie blizsauber sie alles hielt und wie sie die Mägde kuranzte! Auch den Jungen hielt sie eigentlich streng, da verzog er ihn selber weit eher — Herrgott der einzige Junge und so 'n Prachtstück, da war's ihm wohl zu verzeihn!

Kathrine trug jetzt städtische Tracht, doch nicht übertrieben modisch oder aufgepußt, ein blaugemustertes Sommerkleid und eine große weiße Schürze darüber. Sie war voller geworden und es war ein eigenthümlicher Ausdruck von Satttheit und Stolz in ihrem Gesicht. Sie sah blühend aus, ihre Wangen waren geröthet, auch die Lippen frisch und roth, die Augen blühend. Leichtfüßig schritt sie hinter dem Kinde her, das jauchzend auf den Vater zurannte und als es ihn erreicht, zärtlich seine Kniee umklammerte. Reichart nahm die Pfeife aus dem Munde, hielt sie sorglich nach hinten, damit der Knabe sich nicht verbrenne, und strich ihm lächelnd über den Kopf.

„Du Schelm, den Hut wieder abgeworfen! wo ist der Hut? da! den hat die Mutter.“

Kathrine war ein paar Schritte zurückgeblieben und sah, den Kopf etwas auf die Seite geneigt, lächelnd auf Vater und Kind. Sie hielt das Hütchen des Kindes in Händen und über sich selbst einen Sonnenschirm, den sie jetzt schloß.

„Hier ist es ja schattig, da braucht er ihn nicht. Aber in der Sonne — o ist das heiß!“

Damit kam sie näher. Reichart betrachtete sie mit dem Blick eines eiteln und verliebten Mannes und klopfte ihr dann auf die Wangen.

„Das ist 'ne Sonne zum Bleichen!“ sagte er. „So 'nen Mai haben wir lange nicht gehabt! Wollte die Leinwand für Schlegel und Söhne eigentlich nicht mehr annehmen, aber bei dem Wetter, da geht's rasch. Und zweihundert Schock — hm. — Willst Du mit nach der Stadt, Kathrine, zum Pferdemarkt? ich hab mir's überlegt, ich werde ein paar neue Kutschpferde kaufen.“

„Aber die Goldfuchse sind doch so stattlich.“

„Ach das Leitpferd, das ist 'n Nacker. Ich glaub, es hat das Reitzen

in den Vorderfüßen. Ich verkaufe sie. Der Tanneroder hat mir ein paar Rappen angeboten, paar schneidige Mittelpferde, vierjährig, prachtvoll eingefahren, der reine Staat.“

„Nun, wir können sie ja ansehen,“ sagte die Frau. „Ich wollte so wie so einmal hinüber, muß etwas neues Porzellan kaufen und Küchentücher.“

„Schön. Ja, und das Neueste. Der da verkauft!“

Damit zeigte er mit dem Daumen auf das Nachbargrundstück und blinzelte schlau mit den Augen.

„Nun Schulden hat er ja genug drauf, 's wird ihm nicht viel übrig bleiben. Aber was werden wir dann herkriegeln?“

„Em. Na ja.“

„Nimm's doch,“ sagte Kathrine. „Da könnten wir den neuen Trockenboden dorthin bauen. Drüben würde er uns die Aussicht nach der Chaussee versperren, und bauen müssen wir doch, so wie sich's Geschäft vergrößert.“

Reichart klopfte auf den silbernen Pfeifendeckel.

„Das wäre gar nicht übel. Aber ich hab noch 'ne andere Idee. Ich errichte dort eine Brettschneidemühle und übernehme noch einen Holzhandel. Daß Du's nur weißt, es kommt wahrscheinlich 'ne Eisenbahn herüber, 'ne Secundärbahn, da wären wir schön raus — aber — Mund zu!“

„Oh, das kann ich,“ lachte die Kathrine.

„Ja, das weiß ich. Du bist das einzige Frauenzimmer, das den Mund halten kann. Da seh' eins, wie sie ihn spöttisch aufwirft! Wenn das glückt, Kathrine, da können wir 'mal noch von Silber tafeln. Aber ich müßte natürlich Jemanden zu Hülfe nehmen als Werkführer oder dergleichen. Bierzehntausend will der Wächter haben — nun — zehntausend, mehr nicht! Die vier schind' ich ihm schon noch runter, er steckt zu sehr in der Klemme. — Wo ist denn der Junge?“

Er steht hier und spielt mit Steinchen.“

„Na, Herr Leutnant,“ sagte der Vater, „Zulage kriegen, gelt? hast Dich schön zugerichtet, da wird Dich der Papa hauen, Du Schwarzkopf. — Du, wenn ich's erlebe —“ sagte er geheimnißvoll zu seiner Frau.

„Nun was denn?“

„Daß er Husar wird — kauf ich ihm den Abelsbrief.“

Die Frau lachte laut.

„Warum denn nicht gar? Komm, Walterle, drin ist's kühler.“

„Will nicht,“ sagte das Kind.

„Laß ihn nur bei mir. Aber schicke die Christiane heraus, daß sie aufpaßt.“

Sie ging durch den kühlen, mit Steinen gepflasterten Hausflur dem Speisegewölbe zu, um zu Tisch etwas herauszugeben. Ueber ihr Gesicht glitt ein leichter spöttischer Zug, und ganz leise flüsterte ihr Mund: „Ver-

zeih mir's Gott, aber ein Broz ist er doch." Indessen sie in der Borrathskammer die Butter aus dem Fasse stach und ein Stück Speck loschnitt, spann sie ihre Kritik noch etwas länger aus. „Verdreht wird er noch einmal werden. Setzt sind ihm die schönen Goldfische schon nicht mehr gut genug. Von Silber speisen, den Adel kaufen! ei so'ne Großhänderei!“

Dann ging sie in ein Zimmer, wo große Schränke und Schübe standen, in denen sie Wäsche, Kleider, Geschirr und dergleichen barg. Sie zog eine hübsche alte Nußbaumkommode auf, wo sie sauber und ordentlich allerlei Schachteln und Kistchen bewahrte, öffnete eine derselben und entnahm ihr einige Goldstücke, die sie zu sich steckte. Zögernd hob sie dann noch ein Kästchen heraus, drin lag nichts als ein weißes leinenes Taschentuch, sauber geplättet, oben mit dem Buchstaben J. S. gezeichnet und dabei ein Monturknopf. Sie beugte ihr heißes Gesicht darüber, athmete mit Behagen den Veilchenduft, den das Holz ausströmte, und schloß alles wieder ein.

Ueber der Kommode hing ein Spiegel; sie sah hinein und lächelte. Dann verschränkte sie die Arme hinter dem Kopf, lehnte das Haupt hinein, wie sie schon früher manchmal gethan, wenn sie allein war, und mit halb geschlossenen Augen, leise geöffneten Lippen betrachtete sie ihr Bild.

„Bis in die Ewigkeit werd' ich Dich nicht vergessen,“ hatte er gesagt. „Tief in mein Herz ist Dein Gesicht gebrannt, Du aller schönsten, aller süßestes Käthele,“ flüsterte sie.

Einmal hatte sie ihr Mann so genannt, da hatte sie sich ausgemacht, daß er nie anders als Kathrine sagen dürfe. O, sie hatte einen trefflichen Mann, wenn er schon ein wenig zu hoch hinaus wollte, aber des Friedrich wollte sie dennoch nimmer vergessen, so wenig als er ihrer.

„Es ist gerade so, als leist Du einmal des Abends durch den Wald gegangen,“ sagte sie zu ihrem Spiegelbilde, „durch einen großen Wald, da sei Dir ein Stern zu Füßen gefallen, den hebst Du jetzt auf in goldenem Schrein tief, tief, wo ihn Niemand findet.“ So freute sie sich doppelten Besizes.

Als sie aus der Kammer trat, sie hinter sich abschließend, war das Lächeln, dieses so ganz besondere Lächeln verschwunden, sie war wieder die stolze, ruhige Kathrine, die alle Leute priesen und bewunderten wegen ihres Reichthums, ihrer Schönheit, ihres Verstandes, ihrer Wohlthaten, wegen ihres guten Mannes und schönen Kindes, ihrer Tugend und Ehrbarkeit, ihrer haushälterischen Klugheit und Pflichttreue.

„Frau,“ rief ihr eine der Mägde auf der Treppe entgegen. „Sie möchten doch herunterkommen, der Briefträger ist da. Es ist ein Brief vom Fräulein dabei.“

Das Fräulein war die Lisbeth, Reicharts Tochter, die bei ihrer Groß-

mutter mütterlicherseits wohl an zehn Meilen weit oder drüber zu Besuche war.

„Der Herr ist in der Eßstube.“

Kathrine ging in dieses Zimmer, das wohnlich und einfach eingerichtet war.

„Nun, da soll mich doch gleich! ih Du heiliges Schwerebrett,“ sagte Reichart, der am Fenster stand, in der Linken einen offenen Brief hielt und sich mit der Rechten hinter den Ohren kraute. „Das ist mir 'ne nette Bescheerung. Nun will ich nur noch sehen, was die Großmutter dazu schreibt. Da lies Dir mal den Brief von der Elisabeth! 'nen Bräutigam hat sie, und da soll ich einfach mir nichts Dir nichts Ja und Amen sagen. Der verliebte Racker! Da wollen wir doch erst mal zusehn. Lies doch das Geschreibsel nochmals vor!“ sagte er, den andern Brief in die Brusttasche schiebend, worauf er, die Arme hinter sich unter dem Rock verschränkend, hin und herzugehen anfang, die Schöße im Takt auf- und abwerfend.

Die Frau lehnte sich an den Tisch und laß:

Lieber Vater!

„Wenn ich nicht wüßte, daß Du ein so schrecklich guter Vater bist, wie wenige haben, so würde ich mich heut wohl sehr ängstigen, Dir zu schreiben. Wieder komme ich einmal, Dich um etwas zu bitten, nachdem Du doch soviel für mich gethan: Pension und was ich alles gelernt habe, und schöne Kleider und Taschengeld. Ja wenn ich Dich könnte am Kopfe nehmen und küssen und streicheln — gelt, Du würdest mir gleich schenken was ich will? Aber das kann ich nun heut nicht, ich kann es bloß auf das Papier schreiben. Dafür kostet es aber auch gar kein Geld, wirklich nicht einen Pfennig, höchstens was später so drum und dran hängt. Also liebster Vater, was Du mir schenken sollst — ist ein bißel Vertrauen — nein recht, recht viel lieber.“

„Eine schlaue Kröte,“ lachte hier der Vater und warf die Schöße noch höher.

„Die versteht einem um den Bart zu gehen! die hat's weg! — Also weiter.“

„Nämlich das Vertrauen, daß wenn ich Jemandem gut bin, daß er's dann auch verdient, und wenn ich nun gar — na ja — mein Herz ganz und gar verschenkt hätte, ich es doch nicht machen werde wie einer, der einem Strolch zwanzig Mark giebt, die er gleich wieder vertrinkt, sondern ich werde mir die Leute auch ansehen und wissen, was an ihnen ist, gelt?“

„Eine kluge Kröte! das hat sie von mir! Denn ihre Mutter, Gott hab' sie selig, die konnte die Worte nicht so setzen.“

„Und er hat ein Paar so gute, treue schwarze Augen und ist ein so

braver Mensch, nicht gelehrt, weißt Du, aber so klug und fleißig, wie Du selbst. Und so bitte ich Dich, lieber Vater, Du sollst nicht bloß kurzab: Nein sagen, sondern überlegst Dir die Sache, wenn er auch nicht vornehm ist, wie Du Dir's immer gedacht hast, aber ich bin ihm doch nun einmal gut und will auch lieber nicht in die Stadt ziehen. Und es ist hier ganz nahe eine hübsche Wirthschaft, die will ihm sein Vater kaufen, nicht gerade groß aber alles hübsch im Stande, und ich hatte mir gedacht, es wäre das Beste, Du kämest mit der Mutter heruntergefahren, da könntet Ihr alles in Augenschein nehmen, und daß Ihr ihn selber auch kennen lerntet. Es würde sich ja vielleicht besser schicken, er käme zu Euch, aber ich dachte, weil es doch um den Gutskauf geht, so könntest Du doch mit zum rechten sehen. Gelt, und daß er mir gut ist, das wirst Du schon glauben, weil Du mich doch auch immer lieb gehabt hast? Und bringe doch auch das Walterle mit, die Großmutter möchte es gerne einmal sehen. Ich grüße und küsse Euch alle herzlich, und — mein Schatz läßt Euch auch grüßen.

Deine Lisbeth."

„Die ist aber ordentlich vernarrt in den Menschen,“ sagte Frau Kathrine lächelnd. „Da wird es wohl nicht anders werden, als daß Du hinunterfährst und zum rechten siehst. Nun sieh mal, was die Alte schreibt.“

„Ja so. Hier ist der Brief. Na mit der Orthographie hapert's halt, aber eine rechtschaffene Frau sonst. Also schreibt sie:

„Lieber Her Sohn,

„Er ist ein kreuzbraver Mensch, er versteht die Wirthschaft und sie haben hübsches Geld. Er ist ein bißchen reich von temperamente, aber das haben halt die Mäd'el gern. Ich hab schon seine Großmutter gut gekannt und er ist ein hübscher Mensch und hat zum Fizefeldwäbel gebracht und er schreibt auch eine schöne handschrift. Also so kommt doch herunter, wie auch die Lisbeth schreibt und möchte es der liebe Gott zum Glücke führden. Ich grüße Euch villmals, Euch, die junge Frau und das Walterle.
Deine gutte Mutter.“

„Ja — recht ist mir die Sache gerade nicht,“ sagte der Hausvater. „Kommt mir wie 'n Platzregen in die Heuernte. Hätte halt gern ein bißel was Vornehmes gehabt für das Mäd'el, Jetzt — was soll die Bildung auf 'nem Bauerngute? Und brav, kreuzbrav — was heißt das? Die zwei verstehn was von kreuzbrav! Wer weiß, was für'n windiger Maulheld er ist, der auf die Aussteuer speculirt und das hübsche Mäd'el gern mitnimmt. Ich glaub' wirklich Frau, es ist das Allerbeste, ich fahre bald und sehe zum rechten.“

„Ja,“ sagte sie, „denn wenn die Sache schlecht wäre, so ist es besser, die Liese bald fortzunehmen, und ist es etwas Gutes, nun so lohnt es sich auch der Fahrt.“

„Ein Sacermentsmädel. Sucht sich da selber 'nen Schatz! Nun glaub's schon, das ist was zum Zugreifen für den Mofsiöh. Mein Schwiegervater, der Bleicherer, Mühlenwerks- und Gutsbesitzer Reichart, gelt das klingt? Aber den Hals dreh' ich dem Kerl um, wenn er mir nicht paßt und etwa noch Sperenzeln macht. „Bissel rasch von Temperamente“ — zum Ruckuck, ich hab' auch Temperament und bin rascher wie mancher Junger! Gelt Kathrinel?“

Er war ganz aufgeregt. Er kriegte seine Frau um die Taille und küßte sie. „Na, da gieb doch auch einen!“ Das that sie.

„Und ich fahr' gleich. Da heißt's hinterher sein! Pack mir den Handkoffer, den besten Anzug und ein feines Oberhemd hinein, auch ein paar seidene Taschentücher! Und wenn ich ein paar Tage bleib, so sieh hübsch überall zu, hast ja Augen, denen keine Stecknadel entwischt, und behüt' mir den Goldjungen, das Walterle. Und — weißt Du — wenn des Mofsiöhs Vater — hol's der Ruckuck, keine von den verdrehten Weibsbildern schreibt, wie er heißt — das Anwesen noch nicht gekauft hat — und es wäre sonst überhaupt was mit der Heirath — da setz ich mir die Vögel hier in's Nachbarnest. Gelt ichlau? Wenn ich das Mädel nicht in die Stadt thue, könnt' ich sie doch wenigstens hierbehalten, ist ohnedem lang genug draußen gewesen. hm, das ist ein Gedanke! Wäre Dir doch auch recht, Kathrine?“

„Mir? oh — oh ja, was sollt ich dagegen haben?“ sagte die junge Frau. „Nach's, wie Du willst, die Hauptsache ist ja, wie Er ist.“

Nach dem Essen ging Reichart zum Nachbarn hinüber und sagte ihm: So und so, er müßte vielleicht einen Käufer, wollte eben eine Reise machen, da fände sich am Ende was, er solle indessen warten u. s. w. Darnach traf er seine Anordnungen in Haus und Hof, Mühle und Bleiche und übergab Kathrinen Schlüssel und Oberaufsicht. Dann kleidete er sich sauber an, steckte noch einen Brillantring zu den andern an die Finger, nahm Abschied von Weib und Kind und fuhr im Kutschwagen mit den zwei Goldsüßsen nach dem Bahnhof.

Die Sonne schien heiß und glänzend über die Landschaft, stattlich ragte das hochgiebelige, weißgetünchte Wohnhaus zwischen den Wirtschafts- und Mühlengebäuden empor, grüne Pracht lag auf Wiesen und Wäldern; Blauer Himmel, Vogelgesang, Fülle des Reichthums auf blühenden Bäumen und in Kisten und Kästen und unter der Thür ein lachendes, schönes Weib und ein munteres, jauchzendes Kind, die dem Davonsahrenden nachjubelten — Herr Gott, es giebt doch noch frohe, stolze, glückliche Menschen auf Erden!

IV.

So sehr Reichart die ganze Sache aufgeregt hatte, so ruhig ließ sie im Grunde seine Frau, war es ja auch nicht ihr Kind, um das es sich handelte. Sie war der Lisbeth nicht gram — denn das war kerner

aber sie liebte sie auch nicht mit der Zärtlichkeit einer Mutter. Da das Mädchen 19 Jahre alt, reich und hübsch war, so hatte es sich erwarten lassen, daß sich bei Zeiten Bewerber melden würden. Warum sollte der Liebhaber, den sie gefunden, nicht gut genug für sie sein? Obgleich die Kathrine selber stolz und ein wenig eingebildet war, erschien ihr Reicharts übertriebener Hochmuth lächerlich und unbegreiflich. —

Die Frau hätte blind sein müssen, wenn sie diesen Fehler ihres Mannes übersehen, doch so peinlich er sie oft berührte, und obschon sie die Erinnerung an ihren flüchtigen Liebesrausch in einem verschlossenen Winkel ihres Herzens hegte und nährte, hätte man ihr doch unrecht gethan, wenn man geglaubt, daß sie ihren Mann nicht liebe. Sie liebte ihn mit einer ruhigen, gleichmäßigen, verständigen Freundschaft, ebenso seine guten Seiten als seine Schwächen erkennend; sie schätzte seinen Fleiß, seine geschäftliche Tüchtigkeit, seine Anhänglichkeit an Weib und Kind — denn einen zärtlicheren Vater, als er dem Walterle war, konnte es ja gar nicht geben — und die besonnene Festigkeit, mit der er bei seinem Worte beharrte, das er nie leichtsinnig sondern nach reiflicher Ueberlegung gab.

So kam es, daß ihr immer etwas fehlte, wenn der Herr des Hauses fort war. Sie konnte da zwar befehlen und schalten nach Gutdünken, nahm wohl auch die gewonnene Freiheit wahr, irgend eine Einrichtung zu treffen, wegen deren sie sonst um Erlaubniß hätte fragen oder doch mit ihm berathen müssen, aber dennoch vermifste sie ihn. Ihr fehlte seine laute Stimme im Hause, oder am Tische, wenn sie mit dem Kinde allein saß, wo er sonst wacker zuzulangen und ihre Gerichte zu loben pflegte; er fehlte ihr, wenn die gewohntere Unselbständigkeit sie schwankend und rathlos werden ließ.

Oder war es noch etwas Anderes?

War es, wenn sie allein war, daß dann etwas in ihr erwachte wie mahrender Vorwurf? Des Vaters tägliche Zärtlichkeit gegen das Kind — war die es nicht, die diesen Vorwurf sonst ersticte? Diese Zärtlichkeit, dieses Glück, die eigentlich sein Schimpf waren? denn — das Walterle — sie wußte es ja am besten und sie ganz allein, daß es gar nicht sein Kind war. Daß dieser Mann, der fünfundvierzig Jahr geworden, ehe ihm ein Sohn geschenkt, so närrisch vor Freude über den Prachtjungen war, den er für sein eigen Fleisch und Blut hielt, das hatte sie ja verhöhnt, das beruhigte sie, entschuldigte sie vor sich selber ob der ungeheuren Täuschung, das war das Recht, war die Legitimität des Kindes. Wenn Reichart nicht diese sinnige Freude an dem Knaben gehabt, so wäre ihr dieser vielleicht das verkörperte Schuldgefühl gewesen, daß sie die Ehe vor der Ehe gebrochen — warum sollte sie bereuen, was diesen Mann so glücklich machte? War er aber fort, so dünkte es sie, als sei etwas von dem Segen gewichen, der sonst auf dem schwarzlockigen Haupte des Walterle ruhte. Sie wurde unruhig und launenhaft. Bald stieß sie den

Kleinen von sich oder vermied es doch, mit ihm zu spielen, bald setzte sie sich mit ihm allein und küßte ihn in übergroßer Zärtlichkeit.

Wenn Reichart auswärts war, wie es die Geschäfte bisweilen mit sich brachten, war es das Natürlichste, daß sie an diesem Tage große Wäsche oder Stubenreinigen, Weißen oder Tapezieren oder sonst dergleichen, darum die Hausfrauen nie verlegen sind, vornahm, aber es war doch nie ausschließlich die Rücksicht, solche häusliche Aufstände in seiner Abwesenheit zu bewerkstelligen, was sie dazu veranlaßte, sondern eine innere Unruhe, die sie zu übertäuben dachte. Am Unangenehmsten waren ihr die Nächte. Die Erinnerungen, die sie sonst manchmal weckte, um sich an ihnen zu be-räuschen, stiegen da ungerufen hell und lebendig vor ihr auf. Dann wälzte sie sich lange schlaflos hin und her, hörte nichts als das leise, ruhige Athmen des Kindes neben sich, und immer war es ihr dann, als ob daraus ein heißes, leidenschaftliches Geflüster dränge, als wenn sich bebende Arme nach ihr ausstreckten: Rätbele, mein Rätbele.

„Gott, Gott, wenn doch der Joseph erst zurück wäre!“ stöhnte sie dann. —

Diesmal blieb Reichart fünf Tage fort. Sie wunderte sich, daß er nichts hören ließ, nicht eine Karte wenigstens schickte. Aber er schrieb nicht gern, am Allerwenigsten bei der Hitze. Wer hatte aber auch schon einen solchen Mai erlebt! kaum zwei Tage, daß es ein wenig geregnet hätte, und täglich noch steigerte sich die Gluth; manchmal ballte sich's wohl zusammen, als sollte sich die Spannung in einem Gewitter entladen, da erhob sich ein Ostwind, der Alles wieder zerstreute, und es war blauer Himmel wie zuvor. Für die Bleicherei war es gut, aber die Landwirthschaft litt bei der Dürre.

Am fünften Tage um Mittag kam eine Depesche. „Alles in schönster Ordnung. Kommen alle Drei mit dem Vieruhrzuge. Fahre ordentlich auf.“

Nun, das hätte sie ohnedies gethan, denn sie wußte, daß er es liebte. Gut, mochten sie denn kommen! Sie hieß die Gaststube in Ordnung bringen, befahl einen fetten Napfstuchen zu baden, beorderte ein paar gute Trachten zum Abende, ließ das Walterle sauber herausputzen, zog selber ein frisches Sommerkleid an und schmückte sich mit einer großen goldenen Nadel — weil er das liebte. Zuletzt überlegte sie, ob sie nicht auch das bessere Geschirr zu Tische geben sollte, und entschloß sich, ihrem Mann zu Gefallen auch das zu thun; dazu suchte sie glänzendes feines Tischzeug heraus. So stieg sie emsig die Treppen auf und ab, kramte in Schränken, putzte und säuberte da und dort und konnte sich kaum Genüge thun. Damit wurde es vier, halb fünf. Das Mädchen, das sie mit Walters Wartung betraut, hatte dem Kinde die Haare geölt und ihm eine Art Militärscheitel gemacht. Zum Glück sah es die Frau noch zur rechten Zeit. Er zeigte in dieser Zustuzung eine so unheimliche Nehn-

lichkeit, daß sie dunkelroth wurde. Noch nie war sie ihr aufgefallen, sie hatte sich damit begnügt, daß er ihr gleich, nun erschraf sie darüber. Raich nahm sie ein Tuch und rieb dem Jungen das Del aus den Haaren, daß die natürlichen Locken zum Vorschein kamen. Das Kind schrie, sie schalt, das Mädchen maulte.

„Sag nicht noch ein Wort! mir das Kind so zuzurichten! Jetzt lauft, ich muß noch einmal in die Gaststube, ob da alles in Ordnung ist.“

„Sie kommen, sie kommen!“ rief eine andere Magd, ein dickes, rothes Frauenzimmer, „gerade bei Schusters biegen sie um die Ecke!“

„Nun, da hat es ja Zeit, ich gehe noch einmal hinauf.“

Wie sie in die Stube trat, wehte der Luftzug die blüthenweißen Vorhänge hin und her, es duftete köstlich nach Lavendel und Thymian und alles sah heiter und einladend aus. Weiß waren Wände und Decke, weiß auch die Diele und das saubere Bett. So hatte sie's gern. Sie trat an das Fenster, von dem man eine herrliche Aussicht genoß über ganz Ellersbrunn und weit hinaus über die Wiesen und Felber bis nach den Bergen. Sie lehnte sich zum Fenster hinaus und sah den Wagen näher kommen; da sie sehr gute Augen hatte, bemerkte sie, daß Lisbeth und der Vater rechts saßen, während der Bräutigam dem Mädchen gegenüber Platz genommen hatte und sie an einer Hand gefaßt hielt. Na sie war doch neugierig, was für ein Moßköh das sein würde! Jetzt drehte er sich um, gewiß hatte die Braut ihn auf das Haus aufmerksam gemacht, das er im Rücken hatte.

Was war das?

Ueber Kathrinens Lippen drang ein heißer, zischelnder Laut, sie griff nach dem Fensterkreuz und preßte die andere Hand auf's Herz. „Barmherziger Gott!“ Blas wie eine Leiche trat sie zurück und bog sich im nächsten Augenblick wieder hinaus. Schon fuhr der Wagen in den Hof, sie hörte das Knirschen des Sandes, hörte Stimmen; der Bräutigam sah nochmals an dem Hause in die Höhe, als ob er es mustern wollte. Er sah die Kathrine nicht, die hielt sich hinter dem Vorhang geborgen, aber sie hatte ihn nur zu gut erkannt — es war der Friedrich.

„Aber Frau, Frau!“ schrie die dicke Magd von der Treppe her, „sie sind ja da! der Herr, das Fräulein und noch einer, ein schmucker junger Herr, kommen Sie doch herunter! — Herr, großer Gott, ja wie sehen Sie denn aus? Ihnen ist wohl schlecht geworden? Jesus, der Schlag hat sie wohl gar gerührt?“

„Bring mir Wasser, schnell! Ich glaub', ich ersticke!“

V.

„Na, wo bleibt denn die Frau?“ sagte der Hausherr, der sich die Hände gewaschen und eine frische Leinwandjacke angezogen hatte und jetzt mit einer Art jattem Lächeln breitspurig am Tische saß. „Ich denke, ich finde sie drüben in der Schlafstube — ist sie denn nirgend's zu sehn?“

Die dicke Magd setzte die Kaffee- und Sahnkannen auf den Tisch und sagte: „Ach Gott, ach Gott, die Frau war gerade oben, da hat sie's erwischt! ich denke, der Schlag rührt sie, war ganz blauroth im Gesicht. So ein Schwindel und Herzkrampf! Da ängstigt sie sich immerfort auf und ab die Treppen! und dann die Hitze! und die dumme Gans, die Christiane, mit der sie sich so ärgern muß, wegen dem Walterle, dem sie den ganzen Kopf voll Del —“

„Nanu.“ sagte Reichart aufstehend, „was ist das? Schwindel und Herzkrampf? Da will ich doch gleich —“

„Lassen Sie sie nur ruhig, Herr, sie hat sich oben hingelegt, neben der Gaststube in der blauen Kammer, Sie sollen sie nur nicht stören oder sich ängstigen, sie wird dann schon 'runter kommen. Fräulein Lisbeth, wollen Sie den Kaffee eingießen oder soll ich —“

„Ach ich werd' doch schnell hinauf, Vater,“ sagte die Lisbeth aufspringend. Sie war ein schlankes, blondes Mädchen, nicht eben groß aber zierlich und munter und mit ein Paar glänzenden Blauaugen.

„Lassen Sie nur, die Frau hat sich eingeschlossen.“

„Na dann setz Dich, Mädel,“ sagte Reichart verbrießlich und zugleich besorgt. „Eingeschlossen. Unsinn! wenn ihr etwas zustößt, man könnte ja nicht mal hinein.“

„Ist der Mutter manchmal so übel?“ fragte der Friedrich, im Anblick seiner Stiefelspitzen versunken, und im Tone gleichmüthigster Theilnahme.

„Ach die ist sonst munter wie ein Fisch. Aber da macht sie immer große Waschfeste, wenn ich weg bin, und dazu die Hitze, da kann einem wohl was zustoßen.“

Friedrich lachte jetzt seine Braut an, daß man seine blitzenden weißen Zähne sah — die Frau Mutter schien ihn wenig zu interessieren. Reichart aber schob ihm die Schüsseln hin: „Na, nur zugelangt, immer zugelangt, lieber Sohn, den Napfkuchen kann ich empfehlen, meine Frau versteht das aus dem ff. Da ist nicht dran gespart.“ Und er rieb sich die Hände, klopfte sie dann zusammen und klatschte die Lisbeth auf den Rücken. „Na ja, Mädel, ja, ja!“

Das Mädchen lachte verlegen. Die Situation war ihr noch befremdlich, daß „er“ nun mit am alten Familientische saß, wie schon zu ihnen gehörig. „Das wäre aber doch das schönste, wenn ich bei Euch bleiben könnte!“ sagte sie, an den Kauf des Nachbargrundstücks denkend, von dem ihr der Vater gesprochen. „Es wird Dir schon hier gefallen, Schatzel, es ist nirgend so schön wie in Ellersbrunn.“

„O ja, es gefällt mir recht gut hier,“ meinte der Bräutigam. „Und da 's meinem Vater gleich ist, ob er mich hier ankauft oder sonst wo, so — könnt' es ja werden — wenn —“ Er sagte nicht, in welchem Falle. Reichart hatte schon bemerkt, daß „das Schatzel“ manchmal etwas Un-

sicheres in seinem Wesen habe. Na, mit solchen Leuten ließ sich ja auskommen!

„Wir gehn dann hinüber und sehn uns die Geschichte an. Das Haus, wie gesagt, das muß ja gründlich umgebaut werden — ah, das muß mir ein hübsches Ding werden! nobel, schmuck, mit 'ner Veranda! Hinter den Pappeln den Fleck nehm' ich, da soll der neue Trockenboden hinkommen. Das hat meine Frau gleich bemerkt, daß er dort am besten steht, da benimmt er nicht so den Blick!“

Der Friedrich that einen guten Schluß von dem starken Kaffee und lugte hinüber. Er sah fast unverändert aus, höchstens mochte er noch etwas breitschultriger geworden sein. Sonst war er ganz der alte: das bräunliche, scharf geschnittene Gesicht mit den starken Augenbrauen, der schwarze Schnurrbart, die blinkenden Zähne, die manchmal nachlässige und plötzlich wieder stramme Haltung, die etwas langsamen doch geschmeidigen Bewegungen, das kurze, rasche Aufbliden der schwarzen Augen. Reichart sah ihn mit Befriedigung, Lisbeth mit Zärtlichkeit an, während er, halbabgewandt, die Landschaft draußen zu mustern oder auf irgend ein Geräusch zu hören schien.

„Nun Schatzel?“

„Ja ja, es gefällt mir wirklich bei Euch und wird mir immer besser gefallen. Aber am besten — he — gefällst mir halt selber.“ Damit bog er sich zu ihr und küßte sie herzlich.

„Ah, siehst Du? das war hübsch gesagt, Liese, gelt? O, das ist ein Schwernöther! der versteht's! Na gieb ihm einen wieder, genir Dich nicht. Ist nicht anders unter Liebesleuten!“ Er stützte behaglich beide Ellbogen auf den Tisch und lachte. „Wenn nur erst meine Kathrine dabei wär,“ sie wird sich doch auch freuen. — Sie ist eine gute, verständige Frau, Sohn.“

Ihr lobt sie ja immer aus hellem Halse, da muß sie wohl gut sein, die Frau Mutter.“

„Aber nun ausgetrunken! — Fertig? ja?“

„Ah da ist der kleine Burische wieder, das Schwagerle! das Mädchen trägt ihn gerade am Fenster vorüber. Den muß ich mir noch mal langen, das ist ein gar zu herziger Kerl,“ sagte der Bräutigam aufstehend. Und etwas Besseres, um des Vaters Herz vollends zu erobern, hätte er gar nicht sagen können. Reichart stand auf, schmalzte sich den Kuchen aus den Zähnen, lachte, nahm den Schwiegersohn unter einen Arm, die Lisbeth unter den andern und ging mit ihnen in den Hof unter die Linden, wo das Kind im Schatten spielte. Da er aber in diesem Augenblicke von einem der Knechte abberufen wurde, wandte er sich zu den Ställen und ließ das Paar allein zu dem Kinde gehen. —

Die Kathrine saß derweil oben am Tische, die Hände vor's Gesicht geschlagen, und rührte sich nicht. Bloß ab und zu drang ein schweres

Seufzen oder Stöhnen aus ihrer Brust: manchmal auch nahm sie einen Schluck Wasser oder sie rang die Hände und legte sie wieder vor's Gesicht. Das Herz schlug ihr zum Zerspringen, und wenn sie aufstehen wollte, zitterten ihr die Knie so heftig, daß sie sich wieder setzte. — Sie war so glücklich gewesen, alle waren sie so glücklich, und nun — was würde denn nur eigentlich geschehen? war denn nicht jetzt alles aus? Wenn doch nun wo ein Plätzchen wäre, wohin sie sich hätte verstecken können, um nie mehr zum Vorschein zu kommen! nie mehr! wenn sie doch nie gelebt hätte, wenn sie gleich auf der Stelle tobt wäre! warum in aller Welt mußten bei der Hitze Bäche und Teiche halbausgetrocknet sein, daß sie nicht in einen springen konnte. Alles lieber als ihn wiedersehn. Jedoch was half's? es mußte sein. Sobald sie aber gehen wollte, überfiel sie die Angst von Neuem. Was würde er sagen? was für ein Gesicht machen? würden sie nicht alle gleich merken daß sie sich schon früher gekannt, daß irgend etwas vorgefallen?

„Gott, Gott, Gott, um aller Barmherzigkeit willen, laß doch ein Wunder geschehen, schick ein Erdbeben, einen Blitz aus heiterm Himmel!“ Doch die Wunder hat der liebe Gott bloß früher den biblischen Leuten aufgeführt.

Sie ging an's Fenster und sah hinunter, war's ihr doch, als habe sie Stimmen dort gehört. Sie hätte ersticken mögen: da standen sie Arm in Arm, die Lisbeth in ihrem rosa Sommerkleidchen, frisch und blühend, an ihn geschmiegt, und Beide herzlich lachend. Denn auf dem linken Arme hielt er das Walterle, das ihm in den Haaren wühlte und lustig dazu krächte. Sie sahen dabei aus wie ein glückliches junges Ehepaar mit ihrem Erstgeborenen, um sie duftende Frühlingspracht, leuchtender Sonnenschein. Der Frau aber war es, als sähe sie ein schweres Gewitter heraufziehen — aus Widerspruch, Schuld und Lüge zusammengesetzt, und diesen heitern Frieden bedrohen. Und dann lachte sie plötzlich. Er hatte das Walterle geküßt. Es war auch gar so dumm. —

„Das ist ein herziger Junge,“ sagte der Friedrich unten, „der hat mir's ordentlich angethan.“

„Ja? hast Du das Brüderle gern?“

„Sehr. — Aber wen hab' ich noch lieber, he? wen? Du kleines, närrisches, blondes Ding?“

Ach, wenn noch ein Zweifel gewesen wäre — an der Stimme hätte sie ihn im Finstern erkannt, aus Tausenden heraus; es war ein heißer, zitternder Ton in dieser Stimme, die sie damals vielleicht mehr noch bestrückt als alles Andere. Jetzt sagte er dem Mädchen etwas leise in's Ohr, davon sie roth wurde, und da in diesem Augenblicke das Kind strampelte, um auf die Füße zu kommen, machte auch die Liese sich los und jagte das Kind über den Hof. Der jurge Mann blieb stehen und sah ihnen nach

Mochte jetzt geschehen, was wollte! Jetzt war es möglich, daß er sie sah, ohne daß es die Andern beobachten konnten.

„Laß ihn nicht zu den Pferden, Lisbeth!“ rief sie hinunter, zu leise, als daß es das Mädchen hätte verstehen können, laut genug, daß er es hören mußte.

Und er hatte es gehört. Er stuzte, drehte langsam den Kopf nach oben und erblickte sie; einen Augenblick sahen sie sich fest in die Augen, mit feindlichen, trotzigen Blicken fast. Dann glitt über Friedrichs Gesicht ein Ausdruck, halb Hohn, halb Verlegenheit, der Beweis, daß er es wenn nicht bestimmt gewußt, so doch geahnt hatte, wen er hier finden würde. Den Ellersbrunner Reichart gab's freilich auch nur einmal! Kathrine aber legte die Finger auf die Lippen, nickte hinab und trat schnell zurück.

„O Gott, mein Gott,“ jammerte sie.

Die Sache war ja noch viel schrecklicher, als sie ihr bisher erschienen, viel schrecklicher. Sie wußte jetzt nicht nur ganz bestimmt, daß er es war — während sie bisher immer noch einen Hoffnungsschimmer gehabt, daß sie sich möchte getäuscht haben — er machte ihr auch ganz denselben Eindruck, als da sie ihn zum ersten Mal in ihres Vaters Garten in der Weinlaube gesehen hatte. Und er, der jetzt eine Andere liebte, würde auf ihrem Gesichte lesen, was sie bewegte, er würde — oh es war eben kaum auszudenken — sie verrathen, schimpfen vor Mann und Kind! und jetzt auf einmal, da sie empfand, daß ihre äußere Ehre in seinem Willen stand, kam sie sich schlecht und verworfen vor, jetzt auf einmal graute ihr vor ihr selbst, vor ihrem eigenen Kinde, das sie haßte, weil es ein lebendiges Bindeglied zwischen ihnen war.

„Mutterle!“ rief es jetzt an der Thür, indem es schüchtern daran klopfte. „Ist Dir noch nicht besser? Kannst Du nicht kommen?“

Was half's. Einmal mußte es ja sein.

Sie riegelte die Thür auf. Da stand das liebe Mädchen, strahlend vor Jugend und Glück und breitete die Arme nach ihr aus. Sie nahm sie um den Hals, küßte und drückte sie an sich, aber sprechen konnte sie noch nicht.

„Nun, wie ist Dir?“ fragte das Mädchen.

„Besser. Ich werd's versuchen.“

„Du siehst noch schlecht aus.“

„Glaub's wohl.“

„Ich möchte Dir doch gern meinen Schatz zeigen. Er ist gar hübsch,“ sagte sie verständig der Mutter in's Ohr. „Du wirst Augen machen! Drünten steht er mit dem Vater im Hausflur, sie wollen in's Feld gehen und zum Mädchen.“

Kathrine dachte jetzt nicht an das Project mit dem Nachbargrundstück, langsam die Lippen fest zusammengedrückt, schritt sie hinab.

„Na endlich! Gott sei Dank,“ sagte Reichart, ihr entgegenkommend. „Also, es war Dir so übel? na, wieder auf dem Damm?“

Sie nickte und richtete langsam ihre Blicke auf den Bräutigam, der den Hut in der Hand hielt und sie finster ansah.

„Das ist nun unser großer Sohn,“ sagte Reichart vergnügt, „ein schmucker Mensch, heißt Herr Schulze, Fritz nennt ihn die Lisbeth.“

Die Kathrine, die meinen mochte, daß eine halbe Komödie leichter zu spielen sei, als eine ganze, sagte: „Na, den Herrn? wo hab' ich ihn doch schon gesehen?“ Sie lachte dazu, sie war vergnügt, daß es besser ging, als sie gedacht.

„Daß ich nicht wüßte, Weibel.“

„In Vaters Wirthschaft vielleicht. So wird's sein! Können wohl 'n fünf Jahr oder so was her sein. Aber vielleicht täusch' ich mich auch, 's sind ihrer so viel, die in einem Gasthaus aus- und eingehen, und da ist's am Ende nur eine Aehnlichkeit,“ sagte sie mit verlegener Geschwätzigkeit.

„Wohl die Jungfer Kathrine, die damals den Kopf voll Hochzeitsgedanken hatte?“ sagte er heiser. „Große Ehre, daß Sie mich wieder erkennen, Frau Mutter. Werden wohl aber erst vier Jahre her sein.“

„Alte Bekanntschaft also, ha ha, desto besser! na und nicht so steif gethan, hübsch Hand geben, Hand geben!“

„War sehr spröde, die Kathrine damals. Na so kurz vor der Hochzeit!“ er lachte gezwungen. „Ist der Frau Mutter noch nicht recht wohl? haben so kalte Hände,“ fragte er spöttisch.

„Oh es geht schon,“ sagte sie, ihm verwirrt die Hand entziehend.

„Und wo bleibt mein Willkommenßgruß, Weibel? hast wohl ganz vergessen, daß wir uns fünf Tage nicht gesehen?“

Er schmaßte sie tüchtig ab.

„Ja, lieber Fritz, kriegt zwar 'ne hübsche junge Frau, aber siehst Du, ich leiste mir das auch noch. Das ist 'ne Schwiegermutter, gelt? Das läßt man sich gefallen, die ist nicht wie Teufels Unterfutter! Hahaha!“ Und er schlug beide mit der flachen Hand auf den Rücken, wie er's gerne that. „Na kommst mit ins Feld oder läßt Du uns derweil was kochen? In einer Stunde oder anderthalb kommen wir zurück, da haben wir einen Wolfshunger. Da fahr mal tüchtig auf! laß drüben in der besten Stube decken! Und der Herr Sohn trinkt auch gern 'nen guten Schluck. Und setz 'nen tüchtigen Blumenstrauß auf den Tisch, daß es wie Verlobung aussieht, so was kann man gar nicht genug feiern. Lissi hilf der Mutter!“

Alle sagten sich auf Wiedersehen, der Bräutigam küßte das Mädchen aber nicht, wie sie zu erwarten schien. Als Katharine abermals ihre Hand in seine legte, die er zögernd bot, fühlte sie einen heftigen Druck. Dann gingen die Männer.

Sie wollte das Mädchen fortschicken: sie werde schon ohne sie fertig werden; aber die Bisi bettelte, ihr an die Hand gehen zu dürfen, sie hatte den Wunsch, der Mutter nahe zu sein; ihr Herz war so voll Glück und Seligkeit, sie hätte so gern vom Friedrich geschwätzt, sie erwartete, die Frau würde sie ausfragen, wie die Bekanntschaft gekommen, woher er sei und dergleichen. Aber die war finster und schweigsam, und als ihr einmal das Walterle entgegenrannte und sich an ihre Kleider hing, wurde sie dunkelroth und hieß ihn gehen.

Manchmal dachte sie, es drehe sich alles um sie herum, oder sie träume, oder alles, was sie sähe, das ganze Leben sei nur eine Einbildung von ihr, denn es könne nicht so weitergehen und müsse eben anders werden. Das Herz lag ihr in der Brust wie ein schwerer, heißer Stein, manchmal mußte sie stehen bleiben und Athem schöpfen oder sie biß sich auch in die Hand, daß sich alle Zähne eingruben, nur um ihre Empfindungen mit einem körperlichen Schmerz zu übertäuben. Am schlimmsten aber war es zum Essen, das durch gleiche Behaglichkeit, gleiche Stimmung die Genossen sonst heiter zu nähern pflegt, sie aß fast nichts, und das Dabeisitzen ward ihr zur Qual.

So ging es nicht nur diesen Tag, sondern einen um den andern. Und dabei konnte sie aus ihm nicht klug werden. Oft vermied er es, sie anzusehen, dann wieder begegnete sie Blicken, die sich in sie einzubohren schienen. Nie sah sie, daß er in ihrer Gegenwart dem Mädchen zärtlich that, aber heimlich beobachtete sie wohl, wie er sie mit Küßsen fast erstickte. Als sie es das erste Mal sah, warf sie sich hinter einer Hecke in's hohe Gras und schluchzte. Sie haßte die Elisabeth, doch was haßte sie jetzt nicht? sie, die vorher keinem Menschen gram gewesen. Einmal traf sie ihn im Garten allein, sie gingen dicht bei einander vorbei; er lächelte ironisch — sie wußte nicht, daß sie ihn mit einem kläglichem, hilfselehenden Gesicht ansah — und sagte, für einen Augenblick stehen bleibend: „Habt keine Angst, Frau Kathrine, ich verrathe nichts.“ Sie knirschte mit den Zähnen vor Scham und Zorn, indem sie weiter rannte, nach dem jungen Gemüse zu sehen.

Er war nicht sehr gesprächig. Wenn Reichart breitspurig dasaß, rennomirte und prahlte, wie ihm alles geglückt sei, wie er's aber auch schlau angefangen, wie bei ihm immer eines das andere fördere, so daß es klappe wie in einem Mühlenwerk, was er aber auch für einen Ueberblick habe, wie ihm keine Sache entgehe und ihm alles herrlich gedeihen müsse wie einem jungen Mädel ihr Pelargonienstöckel, wenn sie's fleißig begösse, oder wenn er dem „lieben Herrn Sohn“ mit Vorschlägen von allerlei Einrichtungen und Abmachungen für die Zukunft sprach — schien der mit allem einverstanden und nickte immer nur zustimmend, weshalb ihn Reichart für einen höchst einsichtsvollen und verständigen Mann erklärte. Auch die Piese schwatzte gerne ein Langes und Breites: wie sie

die Pfannkuchen küte, welche Apfelbäume die besten Früchte trügen, wie es in der Pension gewesen, wie man in der Stadt den Walzer tanze, und wie oft sich die Menzel-Anna schon verliebt hätte — dann lachte er wohl, zupfte sie am Ohrläppchen aber sagte nicht gar viel dazu. Als sie es ihm aber doch einmal vorwarf, daß er so schweigsam sei, meinte er, das sei nun einmal so seine Art; dabei sah er aber die Frau an und verzog den Mund ein wenig.

Alles wäre der Kathrine noch erträglich erschienen, wenn sie wenigstens die Aussicht gehabt, die jungen Leute weit weg heirathen zu sehen. Ihr ganzes Streben ging deshalb dahin, den Plan mit dem Ankauf des Nachbargrundstückes zu hintertreiben. Sie sann fortwährend Gründen nach, welche die Sache als unvortheilhaft erscheinen lassen konnten, und da sie keine stichhaltigen fand, brachte sie nichts als kleine Nenglichkeiten zur Geltung. Reichart lachte sie nur aus: die Sache sei so gut wie abgeschlossen, und das gefiele ihm ja mit am besten an dem Schwiegersohn, daß er nicht darauf bestände, die Lisbeth mit fortzunehmen. Das Mädel wäre jetzt ohnedies lange genug auswärts gewesen, er hätte doch nur die zwei Kinder, wenn er sie bis an sein Lebensende behalten könne, da wäre er doch ein Narr, wenn er's anders machte; und wenn sie noch eine Brettschneide einrichteten, so könne der Friedrich das unter sich haben, er sei ein williger und anständiger Mensch, und da brauche er erst keinen Fremden zu engagiren. Die ganze Sache sei wieder einmal ein Handel nach seinem Herzen, denn Glück, Glück und dreimal Glück habe er nun einmal, und da solle sie hübsch nicht dazwischen reden und Quengeleien machen, und damit basta.

Da wußte sie nicht mehr ein noch aus. Die Kraft ihres Verstandes schien sie verlassen zu haben, sie sann hin und her und fand keinen Ausweg, ersann nichts Tröstliches, von dem aus sie die Sache hätte betrachten können, nichts, wie sie Ruhe finden könnte, und alles war ihr Marter und Qual. Es war, als hätte sich einer gegen die Luft vertheidigen wollen, die er athmete, eine heiße, schwere, tödtliche Luft. Es war alles umsonst.

Endlich beschloß sie, sich an den Gegenstand ihrer Pein selbst zu wenden. Als sie ihn einmal allein bei den Pferden stehen sah, wo er beschäftigt war, die Trense in Ordnung zu bringen, die sich mit dem andern Zaumzeug verwickelt, trat sie neben ihn und sagte: „Warum muß das doch sein, daß ihr hierher heirathet? So macht doch um's Friedens willen lieber, daß ihr fortkommt“ — Reichart hatte nämlich bestimmt, daß die Hochzeit in acht Wochen sein solle, bis zu welchem Termin der Umbau sehr gut fertig sein könnte, — da lachte der Fritz und sagte: „Warum soll ich denn nicht hier bleiben, wo es mir gefällt und alle Leute mir gut sind: die Lisbeth, der Vater, das Walterle und auch die Frau Mutter?“ So ließ er sie stehen.

Dieser Spott stieß ihr fast das Herz ab. Und doch freute sie sich gleichzeitig darüber, denn auf dem Umwege über ihren verletzten Stolz hoffte sie am ersten ihrer wiederermachten oder eigentlich nie ganz unterdrückten Leidenschaft Herr zu werden. So bohrte sie den Aerger über sein abstoßendes, spöttisches Wesen wie ein Messer in einem Geschwür in ihrem Herzen herum. Vielleicht daß das half.

VI.

Als er fort war, athmete sie etwas auf. Aber es war nur für kurze Zeit. Denn eine der bösen Empfindungen schien immer die andere zu schüren, und heftiger als Alle wurde zuletzt die Reue; die Reue, daß sie damals den Friedrich gehen geheißsen, nur um keine Scenen, kein Geklätsch und Aufruhr zu veranlassen. Nicht daß sie ihm zu Willen gewesen, bereute sie — daß sie es nicht ganz und gar gewesen, damals als er sie bat, seinetwegen den Bräutigam fahren zu lassen; mit dieser Weigerung meinte sie hatte sie erst die schwere Sünde begangen, die sich jetzt an ihr rächte; und hatte doch geglaubt, zwar mit ein wenig Freiheit aber doch richtig und verständig zu handeln. Ach, wie so ganz war ihr Herz gemendet und verkehrt! Sie liebte weder mehr Mann noch Kinder, und doch hatte ihr keines etwas zu Leide gethan. Darüber grübelte sie nach. Wie wunderbar war doch das Menschenherz! Von ihr, von ihr ganz allein gingen alle schlimmen Empfindungen aus, und dennoch, ob sie gleich wollte, konnte sie sie nicht unterdrücken. Was sind das doch für Mächte, die über den Menschen Gewalt erlangen, daß er nicht mehr kann, wie er will? So stand sie hart neben jenen furchtbaren Lebensfragen, die tiefdenkende und tiefempfindende Menschen erschüttern, gleichviel ob sie complicirte Bildungsweisen oder einfache Naturkinder sind.

Es nützte nichts, daß sie über ihre Kräfte arbeitete, um bei dem kurzen Termin bis zur Hochzeit die Ausstattung fertig zu bekommen, daß sie auf- und abrannte, in die Stadt fuhr, nähte, strickte oder sonst schaffte, was es war. Nicht die erhöhte Thätigkeit, nicht die Erfüllung vergrößerter Pflichten konnten mehr als sie betäuben.

Reichart sah es gar nicht einmal gern, daß sie sich so überanstrengte. „So halte doch mehr Leute oder bestelle das Zeug in den Stadtläden, Du machst Dich ja wieder krank,“ bat er. Aber da war kein Gehör.

„Siehst Du,“ sagte er zur Tochter, „das ist eine Stiefmutter! wie die sich sorgt und tummelt für Dich! So 'ne zweite könntest Du Dir mit der Stocklaterne suchen. Besser könnte es Deine eigene Mutter auch nicht mit Dir meinen. Na, die Laune ist halt ein bißel ungleich, aber was da! wenn's vorbei ist, ist sie wieder ruhiger. Bin auch manchmal fragig.“

Die Lisbeth war übergelüchlich. Die Mutter so besorgt, der Vater so freigebig! Wer hatte es besser als sie? Weiße Seide sollte sie tragen als Braut, wie ein richtiges Stadtfräulein, und Plüschmöbel haben, roth

mit tüchtigen Troddeln daran, gelbe Gardinen und was des Plunders mehr ist, der junge Bräute entzückt, um dann die Seligkeit der Frauen zu bilden. Reichart schwenkte seine Rockschöße immer häufiger, seine Frau sollte sich ein Atlaskleid machen lassen, aber das wollte sie durchaus nicht, ein braunseidenes, das sie noch hatte, thät's auch; davon wollte er wieder nichts hören, er hatte von einem reichen Wurstmacher erfahren, der seiner Frau rothen Sammet gekauft hatte zur Silberhochzeit, das ließe sich sehen! und die sei 'ne häßliche alte Nachteule gewesen, er habe aber eine schöne Frau, und mit der wolle er Staat machen. Schließlich einigten sie sich über ein hellblaues von leichter Seide.

Inzwischen wurde tüchtig gebaut. Da es schließlich wieder nicht möglich schien, Alles fertig zu bekommen, dachte Reichart schon daran, dem Paare zwei Zimmer im Giebel des eigenen Hauses einzurichten, aber Kathrine wollte davon nichts hören. Es wurden also noch mehr Arbeiter genommen, um die Sache zu fördern, und nun ging es ordentlich mit fieberhafter Hast vorwärts. Reichart lachte das Herz im Leibe, mit Geld und einer tüchtigen Frau ließ sich eben Alles machen. Na Leute wie er und sie — freilich! Die zeigen sich erst am Besten, wo es Schwierigkeiten giebt, wo Andere abschnappen! Ja, das war eine Frau! Er mußte sich manchmal selbst über sie wundern, was sie Alles durchzusetzen wußte.

Unter die Leute kam die Kathrine selten. Es blieb ihr wenig Zeit, aber es war auch, weil sie die Blicke der andern verwirrten, derselben, denen sie sonst hochmüthig und selbstbewußt begegnet, so lange sie geglaubt, der Friedrich wäre für sie so gut wie begraben, und es gäbe nichts, das sie anfechten könne, nichts, das von Vorwurf und Schande spräche.

Werkwürdig, daß sie bei aller inneren Aufregung, aller äußeren Arbeit und der vielen Hitze, die der schwüle Sommer mit sich brachte, ihr friisches blühendes, jugendliches Aussehen behielt. Sie besaß eben die Unverwundlichkeit der Jugend und einer kräftigen Natur und wußte sich zudem trefflich zu beherrschen. Nur einmal hatte die Elisabeth gesagt: die Mutter sehe bisweilen aus, als wenn sie sich vor etwas fürchte oder entsetze. Da war sie noch mehr auf ihrer Hut.

Aber so wie sie vor den Dienstboten zwar niemals die städtische Tracht ablegte, die sie auf ihres Mannes Wunsch angenommen, wenn sie aber allein war, sich's gern wie ehedem in Rock und Nieder bequem machte, gab sie sich, sobald sie ein einsames Stündchen fand, auch rückhaltlos dem Widerstreit ihrer Gefühle hin; ihr Recht wollen Schmerz und Sorge nun einmal haben, und die sich am besten beherrschen können, wissen auch am besten, welche Stunden ihnen die Einsamkeit bringt.

Uebrigens liebte Reichart es sehr, sie bisweilen in ihrer Mädchentracht, so wie er sie in ihres Vaters Garten zuerst erblickt, zu sehen: mit dem ausge schnittenen Leibchen, aus dem das blüthenweiße Hemd und die gepufften Ärmel heraussehen. Dann lachte er, kniff sie in die Arme und

sagte: „Das ist doch noch ganz die Kathrine von ehedem, die vier Jahre haben Dir nichts angethan. Fehlen Dir bloß noch die Maßkrüge in die Hand!“ —

So that er auch am Tage vor der Hochzeit, der unter allen Vorbereitungen endlich herangekommen. Da er sie oben in der Vorrathskammer fand, einen Mandeltuchen einrührend, die bloßen Arme mehlbestäubt, die Wangen erhitzt, mit blizenden Augen — denn sie hatte sich schon tüchtig getummelt heut — war er ein bißchen zärtlich geworden, hatte sie geküßt und an den langen schwarzen Pöpsen gezogen, die sie über den Rücken fallen ließ, um sich's leichter zu machen. Dann war er hinuntergestiegen, dem Kutscher zum dritten Male zu befehlen, daß er in zwei Stunden den Bräutigam vom Bahnhof holen und daß er in's Kuckucks Namen mit den Klappen vorsichtig umgehen solle, besonders an der brüchigen Stelle hinter den Kiefern. Jetzt schritt er wohlgefällig durch alle Räume, Scheunen und Ställe, Küche und Gaststuben, denn immer von neuem mußte er alles untersuchen. Das ganze Haus roch nach frischgewaschenem Holze, die Treppen waren mit feinem Sand bestreut, in den Speisegewölben waren Kuchen und Braten, gerupfte Hühner und Tauben, Eingemachtes, Wein und Bier in massenhaften Vorräthen, dazu dicke Quirlanden aufgehäuft, Kränze, Tafeln mit Vivat und Willkommen — das alles sollte erst anderen Tags zu Ehren kommen. In den Stuben blitzte und blühte es nur so von gepuztem Messing, reinen Vorhängen und Decken, es war wohl eine Freude, das Haus so wohlbestellt zu sehn. Reichart freute sich und nörgelte doch auch darüber. „Die Räume könnten schon reichlicher und eleganter sein! werden doch auch einmal umbauen müssen. Am besten wär's, die Geschichte brennte einmal ab, dann gäb's einen stattlichen Neubau von unten herauf!“ ließ er sich in seinem gottlosen Dünkel gegen die Frau vernehmen.

Nun aber stand es noch, wie es war. Und das war ein Leben, heraus, herein! ein Rennen, ein Rufen, Fragen und Commandieren, als stände eine Schlacht bevor. Boten kamen und gingen, Wagen fuhren vor — es war ein Durcheinander ohne Ende. Die Lisbeth voller Unruhe immer mitten drin, aus dem alten Hause in's neue und wieder zurück. Sie hatte sich zu sputen, denn sie mußte sich noch umkleiden, um den Bräutigam vom Bahnhof abzuholen, und immer gab es noch etwas Neues zu thun. Wie alle Mädchen vor der Hochzeit sah sie blaß und etwas abgemagert aus, und es lag etwas wie fieberhafte Erwartung in ihrem Wesen.

Sie stand gerade unter der Hausthür und nahm die Glückwünsche einer alten Botenfrau entgegen, die ihr ein Lämmchen aus Butter schenkte, hübsch gelb und mit einem rosa Band um den Hals — da kam ein Wagen in den Hof eingefahren. Das war eine Ueberraschung! Es war der Friedrich, der kam mit einem früheren Zuge, als er geschrieben, und lachte, daß er sie nun überrascht. Seinen Vater brachte er auch mit, einen statt-

lichen Fünfziger, mehr knöchig als behäbig. Während die Braut den Schwiegervater begrüßte und hineinbecomplimentirte, lauschte der Friedrich prüfend nach dem Garten hin und ließ dann die Augen über das Haus gleiten. Langsam, zögernd trat er ein, aus der Wohnstube schallten die Stimmen der Braut, des Vaters und des Schwiegervaters; der laute, etwas schnarrende Ton Reicharts war ihm zuwider, er zögerte einen Augenblick und beschloß, sich erst mal das Zimmer im Giebel anzusehen, von dem ihm Lisbeth geschrieben, daß er es vor der Hochzeit bewohnen solle. Er sah aufgeregt und etwas zerfahren aus, in der Stadt würde man gesagt haben: nervös. Mit eiligen Schritten sprang er hinauf. Jetzt rechts oder links? Rechts. Er riß eine Thür auf — da blieb er wie gebannt stehen — kein Laut, kein Gruß kam über seine Lippen — endlich ein einziges, leise geflüstertes Wort: „Das Räthele.“

Sie stand mitten in der Stube vor dem fertigen Kuchenteig, streifte sich eben das Mehl von den Händen und sah ihn erstaunt, erröthend an. Und da sie das verzehrende Feuer in seinen Augen sah, seine stumme Betroffenheit, da kam es wie ein Dämon über sie. Sie schlug die Augen nieder, hob sie wieder auf, legte den Kopf ein wenig nach hinten und lächelte, ein recht süßes, verführerisches Lächeln. Nicht daß sie mit Absicht so gehandelt, es war wohl mehr unbewußt, die Freude über sein Verstummen, der Wunsch, ihm die herbe Dual ein wenig zu vergelten, vielleicht nichts als eine Aeußerung der Verlegenheit. Auch er verzog den Mund, aber es war ein recht trübes, beinahe verzweifelttes Lächeln, das er zustande brachte. Da wußte sie, daß er sie noch liebte oder wiederliebte.

Rasch, unvermuthet, wie er gekommen, verschwand er, die Thür leise hinter sich anziehend. Sie aber riegelte sie ab, lehnte sich zitternd an den Pfosten und murmelte: „Jetzt — jetzt gerade — wollt' ich am liebsten sterben.“

Dann klebete sie sich um und ging hinunter. Sie war heiter; freundlich zu den Dienstknechten, lustig mit den Gästen. War sie doch die eine Dual los: daß er, stolz und frei, sie demüthigen wolle, sie mit Haß und Spott verfolgen werde, sie verrathen könne. Ja es war ihr wie eine Erlösung von einem furchtbaren Drucke. Was dann werden würde — das wußte Gott! Im Augenblick hätte sie aufjubeln mögen. Wenn er sie liebte — o so war sie glücklich! Freilich für Minuten vielleicht nur: doch wenn die Pein wieder anginge, so lag sie nicht mehr auf ihr allein — und das war der andere Trost. — —

Später kamen mehrere Gäste, Verwandte von weit her, die sich von der Reise erholen und gründlich für den nächsten Tag stärken mußten, Leute, die mit ansehnlichen Geschenken kamen und ansehnlich bedient sein wollten. Sie ging ihnen heiter entgegen und bewirthete sie stattlich. Schweinebraten gab es und junge Enten, Obst und schweres Bier und

Ruchen; es ging beim Essen gar lustig zu, und man merkte es kaum, daß der Bräutigam ziemlich still war.

Eine Stunde nachher aber suchte Reichart seine Frau in hellem Zorn auf.

Ob er — der Ellersbrunner Bleicher und Mühlenwerksbesitzer — er, Hochzeitvater und Gemeindevorsteher — durch dessen Bemühungen die Gegend den Segen einer Schmalspurbahn erfahren soll, ob er anderer Leute Narr wäre? Jetzt auf einmal habe der Friedrich aufgemuckt: da der Herr Vater ja ursprünglich das Nachbargrundstück habe selbst übernehmen wollen, so möge er's ihm doch abkaufen und das Geld herauszahlen, das Vater Schulze dafür gegeben. Er habe sich anders überlegt. Morgen nach der Hochzeit wolle er fort und sich in seiner Heimath ein Gut kaufen oder eine größere Pacht übernehmen; mit der Schneidemühle das gefalle ihm überhaupt nicht, und zwei Herren und zwei Frauen neben einander, das taue nicht. Er möchte frei sein, und eine junge Frau solle es auch sein und nicht zwischen Thür und Angel stehen, daß sie nicht wiße, habe sie dem Mann oder den Eltern zu folgen; da werd' es bloß ewige Querelen geben.

„Was meinst Du nun zu der Bescherung, Kathrine?“

„Nun,“ sagte sie, äußerlich recht ruhig und gehalten, ob schon ihr das Herz übermächtig schlug, „nun, wenn ich's denn sagen soll — so gar unrecht hat er nicht. Ich würde sie gehen lassen. Du verlierst ja nichts bei dem Kaufe, und wer weiß, wozu es gut ist.“

„Sieh einmal! das ist ja wie eine Verächwörung! Du freilich warst immer dagegen. Und ich dünkte, die Lisbeth wäre Dir wahrhaftig nicht im Wege, oder hat sie Dir ein einziges Mal widerstrebt? Oder haben wir gegen Dich gehalten? oder bist Du um sie verkürzt worden? Und wozu ist denn jetzt das Haus aufgebaut worden mit Speisekammern, Waschküche und Veranda? wen zum Teufel soll ich da hineinsetzen? Sommergäste vielleicht! Auf die spuck ich! brauchen hier kein Stadtgeschmeiß, dem man alle Tage schönes Wetter malen soll! — Und ich hab's ihm auch ordentlich gesagt. Fritz, sagt ich und nahm ihn bei den Schultern, der Ellersbrunner Reichart ist mit Verlaub nicht Dein Hansnarr, so wenig als er Dich zu seinem hält. Oder wie wär' das, wenn ich heut käme: Hiergeblieben wird nicht! husch fort mit Euch! Wäre das Manier? Lange genug bist Du ja gefragt worden, da war's immer gut. Und jetzt mit einem Male! Und entweder es wird geheirathet und hier geblieben oder — allein fortgegangen, Pfarrer und Standesamt haben ja noch nichts copulirt, also ist die Lisbeth noch mein. — Verstehst Du, Kathrine? — Wie er also wolle, so oder so?“

„Nun?“ Sie konnte es so gleichmüthig fragen, als handle sich's um Kirjchen oder Veeren.

„Nun faselte er was zusammen, confuses Zeug, er wolle schon bleiben, von der Diefse wolle er nicht lassen, aber er stehe für nichts, möge es denn kommen, wie's geschehen soll. Weiß nicht, was ihm in die Krone gefahren war, ob ihn der Alte, sein Vater, verhext hat oder was sonst.“

„Reichart.“

„Nun.“

„Ich ließe sie gehen. Es ist mir nicht um die Diefse, meinetwegen möchte sie gern bleiben, aber man soll keinen wider seinen Willen zwingen,“ sagte sie. Und wenn er sie jetzt angesehen hätte, würde er bemerkt haben, daß sie sehr blaß war, und daß etwas ungeheuer Gespanntes in ihrem Gesichte lag. Vielleicht hätte er es auch nicht bemerkt. Es sehen nicht alle Leute, was sie sehen.

„Blech, Blech. Zu seinem Glücke kann man einen wohl zwingen, wenn er's selbst nicht begreift,“ rief er, rannte hinaus und warf die Thür zu.

Die Frau sah ihm nach. Wenn sie ihn jetzt zurückerief, ihm sagte, wie es um sie und den Friedrich stand — — das Beste wär' es gewesen. Aber nein, das ging nicht, um alles in der Welt nicht.

Man mag wohl einen bei einer Feuersbrunst hoch oben am Fenster stehen sehen und schreien: spring, spring, so bist Du gerettet! aber dem graut's vor dem Sprunge mehr als vor den Flammen, und eben wenn man meint, nun werd' er's wagen, da wendet er sich zurück und springt in den heißen Tod.

Langsam ging sie hinüber zu den Gästen.

VII.

Das war wieder ein Tag, der 25. Juli! „Kaiserwetter! Kaiserwetter!“ sagte der Hochzeitsvater wohl an die hundert Mal und rieb sich die Hände. Er trug einen veilchenblauen Rock von feinstem Tuche, dito Hosen, weiße Weste und weiße Atlaskravatte und einen hellen, neuen Strohhut mit gemustertem Bande. Sein Gesicht dazwischen sah aus wie aus Pfefferluchen geschnitten.

„Ja wenn wir Hochzeit machen, dann thut die Sonne was übriges! Kein Wölkchen am Himmel, Morgenwind! hält sich brillant, brillant!“

Da kamen die Schönberger angefahren.

„Der tausend die Gevatterin! das nenn' ich Staat machen.“ Aus dem Gefährt plumpste Reichart eine dicke Gutsbesitzerin (d. h. Bäuerin, aber so durfte man beileibe nicht sagen) prustend in die Arme, eine kossale Fleischmasse in schwarzem Atlas, um den Hals eine klobige Goldkette, auf dem Kopfe rosa Federn, die dort schelmisch bis auf die roth braune Stirn nickten. „Heiß, heiß, Herr Nachbar.“

„Freilich heiß.“

„Geda, Kindebater,“ sagte der Gatte der Dame, „hast wohl St. Peter einheizen lassen? hahaha!“ Was für prächtige Witze!

„Nur immer hierherein! Ja ja, das ganze Haus voll Gäste! im Kretscham auch, auf meine Rechnung! Zweiundsiebzig mit dem Brautpaar, was? — Frauenzimmer, schnell trag die Tücher hinein! — Geda, kleine Erfrischung! immer bei der Hand, alerte! — Gevatter Brendel, Gutsbesitzer — mein Herr Schwiegersohn.“

„Si was für'n schmucker Herr. Freut mich, freut mich sehr! Sehr schmuck!“ Der Friedrich trug einen feinen schwarzen Rock — gegen den Frack hatte er sich auf's äußerste gewehrt — ein Myrthensträußchen im Knopfloch, Lackstiefel, das Bärtchen gewischt, er nahm sich stattlich aus. Er lachte fast immer ein bißchen, ein etwas sonderbares, hüßloses Lachen. Und doch sah er nicht dumm aus, eher verschlagen.

Wieder kam ein Wagen.

Das waren der Better und die Muhme aus Burkersdorf, die kamen von weit her und waren von der Hitze im geschlossenen, niedrigen Wagen fast gedämpft. Ein Zimmermeister mit himmelblauer Cravatte und im Frack. Die Frau sah man kaum vor einem Bouquet, das in einem Scheffelforb gerade Platz gehabt hätte.

„Poß tausend, das nenn' ich Blumen, juch, das ist ein Bouquet! Sachte, liebe Karoline, sachte, sachte. Und die Fräulein Nichten (ein paar knallrothe, vierschrotige Dinger) poß das sind mir Brautjungfern! kräftig! kräftig! — August, bespreng doch die Guirlande, Mensch, das Zeug wird a das reine Kuhfutter, immer frisch, immer fix! — Dahinein, dahinein — Kathrine, die Burkersdorfer!“

Na das war ein Schmaßen und Umarmen.

„Wird immer jünger Deine Frau, immer schöner,“ sagte der Zimmermeister.

„Gelt und ich alter Schneefieber!“

„Was Schneefieber? Paar graue Haare. Dazu alerte wie ein Junker. Auch immer jünger, immer jünger. Uff, ist das eine Hitze!“

„'n Glas Wein? Glas Bier? Die Damen vielleicht 'ne Selter? Selter mit Cognac vom Eise, he? Das stärkt. — Selter mit Cognac, Sohanne! rasch, alerte!“

Dann, wie die Ankömmlinge untergebracht waren, rannte er wieder hinaus und ein Stück den Weg hinauf.

„Aha, das denkt, heute habe ich keine Augen im Kopfe! — Werdet ihr wohl nicht die Pferde so schinden, verdammte Kerls! (Es war ein Mühlenfuhrwerk, das trotz des Festtages heute nach der Bahn hinüber mußte.) Habe ich nicht schockmal gesagt, daß, wenn nicht Vorspann da ist ihr das steile Stück hinauf eure Knochen anstemmen sollt? So hebt doch,

„Habt Ihr vielleicht Hochzeit? Schiebt ober der Teufel soll Euch an den Kragen. Pferde ruiniren, gelt ja, ihr Schlingel?“

Dann in die Ställe, auf die Bleiche.

„Was denn, was denn! Soll das gegossen sein? Und die Schmiedersche, ist die gewendet? Denkt nur nicht, daß ich die Augen heute in der Tasche habe. Wenden, wenden! Ich will Euch in Trab bringen.

„Juch, was kommt denn da den Berg hinunter? Die Wiesenbrucher? Bin neugierig, womit die sich ruppig machen werden. Halbes Dugend Theelöffel, gelt? Schlecht und billig. Oder 'ne dünne Tortenschippe. Oder 'n Sophasissen. Haben wir schon fünf. —

„Na das nenn' ich aber 'ne Freude! Kaiserwetter, Herr Nachbar. Ja mit mir meint's der liebe Gott halt gut. — Was für ein Kleid die Biese hat? Zum Standesamt heute früh schwarze Seide, Frau Nachbarn, zur Trauung — na da werden Sie ja sehen. Ja, das ist ein Paar!

„Heba, August! Die Guirlanden! immer wieder anspritzen!

„Ach mein Walterle! Komm Goldjunge, Schwarzkopf. Schöne Schuhe das Kind, so so? Na, gieb Ruß. Wart' nur, wenn Du wirst Hochzeit machen, lassen wir uns auch nicht lumpen! Gelt, das ist ein Prachtferl?“ — —

Indessen ging es unter den Gästen: „Nun was sagen Sie, Frau Gevatterin? Ist das ein Geprahle: weißer Atlas mit Schleppe! Und haben Sie die Betten gesehen? Damast mit handbreiten Spizgen und blaue Seide darunter. Was soll da der Kaiser machen? Ist denn heutzutage kein Unterschied mehr? Ich hatte rothcarrirte, als wir heiratheten, und war vergnügt.“

„Ja, bei dem Ellersbrunner hecken halt die Zehnmarkstrüdel.“

„Es muß wohl so sein. Aber wenn auch — so ein Dickethun! und ein Vater war Hofeknecht.“ —

„Annele, hast Du schon die Geschenke gesehen? Haben Die Silber! und den schönen Teppich mit Rosen und Bergischmeinnicht! und die Uhr — ganz übergoldet! man kriegt gleich Lust, auch zu heirathen.“

„Sind die Hubertsöhne schon da? Du, mit dem großen geh ich zu Kirche.“

„Nu da wird wohl heute was werden mit Euch zweien.“

„Ach, mir ist ganz Angst. Aber ehe wir abfahren, den! nur, hab' ich einen vierblättrigen Klee gefunden.“

„Viel Glück in voraus. — Wo essen wir nur? Die Stuben sind ja alle voll und nirgends gedeckt.“

„Ich weiß auch nicht. Ach Du, ich schwinke so gräßlich.“ —

„Schönes Erntewetter, Herr Nachbar! Mein Roggen ist schon 'rein, mit dem Weizen fang ich morgen an, drüben hinter den Birken der Winterweizen.“

„Prachtweizen.“

„Ach was, könnte besser sein! Der Reichartische — mit dem ist kein Vergleich. Der hat wieder Weizen wie Gold. Poptausend, die Jungfer Braut! Na da pumpert's Herz wohl schon ein bißel? Die halten Sie sich warm, Herr Schulze, ein Goldfisch!“

„Es ist nicht deswegen, Herr Lehnert.“

„Gott bewahre. Bei Ihnen fehlt's ja auch nicht, hab ich gehört. Na Jungfer Liese, morgen kommen Sie's erstmal in die Wochen, in die Flitterwochen nämlich, hahaha! Na nichts für ungut, Spaß muß sein. Meine Frau hat heute Nacht von Feuer geträumt, das bedeutet: gute Freundschaft halten. Wo ist denn der Herr Schulze Senior? der da drüben? Oho, auch noch stramm.“

* * *

Punkt zwölf Uhr zog man zur Trauung. Die Kirche war nahe, und so ging es in feierlich gemessenem Tempo zu Fuß dahin, der ganze Weg war dicht mit Blättern und Blumen bestreut und rechts und links vom Dorfplebs besetzt. Die ältesten Weiber erinnerten sich nicht, je einen solchen Hochzeitszug gesehen zu haben, und alle stimmten darin überein, daß die Fülle der Vorbedeutungen, die sie dem Schätze ihrer Beobachtungs- und Auslegungskunst entnahmen, dem jungen Paare langes Leben und unerhörtes Glück weissagten. Auch die Kirche war mit Blumengehängen und jungen Birkenreisern reich geschmückt, doch hatte man zuviel Marienkraut verwendet, sodaß ein unangenehm betäubender Duft den Raum erfüllte. Die Orgel spielte: „Wie schön leuchtet der Morgenstern,“ und der Pastor triefte eine ganze Stunde lang von salbungsvollen Redensarten. Zum Schlusse segnete er das Paar viermal, während er sonst nur drei Segen spendete, und als Braut und Bräutigam sich erhoben, fielen zu dem „Lobet den Herrn“ der Orgel noch zwei Tenorposaunen ein, davon die eine einen achtel Ton zu hoch, die andere um ebensoviel zu tief stimmte, was von einer unbeschreiblich festlichen Wirkung war.

Langsam und feierlich bewegte sich der Zug wieder zurück. Diesmal zur Scheune. Das war eine Ueberraschung! Von oben bis unten mit Tannenreisern ausgekleidet, mit Fahnen und Tüchern behängt, der Boden mit Blumen bestreut, gleich sie einer herrlichen Festhalle. Tische und Bänke waren einfach gezimmert, aber sauber geglättet und die Tische mit feinem Linnen bedeckt; zahllos schien die Menge der Schüsseln, die hochbeladen hereingebracht und leer wieder hinausgetragen wurden, zahllos auch die der Flaschen voll Wein und Bier, die die Gesellschaft vertilgte. Das war ein Lärm! ein Schwagen, ein Lachen, ein Schwagen beim Essen, ein Zugen und Kreischen! Die Brautjungfern leckten die Finger ab und warfen die Knochen hinter sich auf die Tenne, viele von den Männern zogen die Röcke aus und machten sich's hemdsärmlich bequem, manch

berbes Wort flog herüber, hinüber, aber deshalb war es doch eine feine Hochzeit!

Der Kaffee wurde im Freien eingenommen, hunderte von Kuchen-schüsseln wurden dazu aufgetragen; darnach aber, da man denken sollte, es könne sich Keiner mehr rühren, ging's zum Tanz. Erst — Ball Schampäter auf der Wiese, dann, mehr salonmäßig, in den ausgeräumten Zimmern zu ebener Erde. Kein Mensch erinnerte sich, je so etwas gesehen zu haben. Da ging's mit Schleifen, Hopsen, Wezen und Stampfen, und zwischen die Tanzenden mitten hindurch immer die Mägdle mit Bier, Korn und Bowle. Vom Brautvater bis zum kleinsten Küchenmädle herunter, das von früh bis Abend Messer putzte, war Keines, das nicht glähte, schwitzte, prustete, schnaufte, die einen vor Arbeit, die anderen vor Vergnügen.

Der Schönberger Wiesenbauer trat vor die Thür und sah nach allen Seiten. „Ich denke doch, heut muß zur Schwesternoth noch ein Gewitter kommen! Aber nein! Keine Wolke, nicht so groß als ich mir auf die Hand spucke. Wind aus Morgen! Hätt' mir den Buckel vollgelacht, wenn ein rechter Kladderadatsch gekommen wäre, aber der Ellersbrunner — hat halt Glück mit allem, der Proß!“ Nachdem er sich draußen ein wenig ergangen, kehrte der Gast wieder hinein.

War das ein Lärm, eine Gluth, ein Cigarrendampf dadrin!

Reichart stand mitten unter den Gästen gerade unter dem Kronleuchter — denn man hatte die Kerzen und Lampen schon angesteckt — und klatschte in die Hände. „Lustig Leute! immer munter! immer getrunken! Wo bleibt denn die Musik? so spielt doch Kerls! holla, Musik! Die Polka spielt noch einmal, das war ein Stückel, das hatte Schmis.“

Mädle pug' Dich, kämm' Dich, wasch' Dich schön,
Wenn Du willst mit mir zum Tanze geh'n.

Los! — Müde? Ja warum nicht gar, heut ist kein Mensch müde. Heda Friedrich, Schwiegersonn, Hochzeiter! Hab ich Dich wohl den ganzen Abend ein einziges Mal mit Deiner Frau Mutter tanzen sehen? was zum Geier, ist das eine Manier? los, los! tanzt ja sonst wie ein Kreisel. Immer hübsch alerte!“

„Ich dachte, es schickt sich nicht,“ sagte der Bräutigam ausweichend.

„Sahaha, das wäre das Neueste! Komm nur, komm. Das wäre das neueste!“

Der Friedrich hatte sie nicht gesucht und die Kathrine war ihm ausgewichen, wo es ging; bei zweiundsiebzig Gästen konnte man sich schon aus dem Wege gehen. Sie hatte ihm nicht einmal gratulirt. Jetzt brachte ihn der Hauswirth selber ihr zugeführt.

„Na der hat aber 'nen Respect vor der Schwiegermutter, der Fritz! Nur nicht zu zimperlich, sag ich. So. Und nun feste weg!“

Da umschlang er sie, und nun ging's durch den Saal, drei, vier,

fünf Mal, keines sprach ein Wort, und zuletzt waren sie von dem Wirbel, dem reichlich genossenen Wein und der Hitze fast bewusstlos. Nicht einmal in die Augen gesehen hatten sie sich, aber festgehalten hatte er sie, als wollt' er sie zerdrücken.

Als die Kathrine sich ein wenig erholt, ging sie in das Nebenzimmer, da waren einige Gäste, die spielten mit dem Walterle.

„Den können Sie auf die Ausstellung schicken, Mutter Kathrine, ein Speckjunge!“

„Und Kräfte hat er in den kleinen Fäusten! und Courage! Will uns alle todt schlagen.“

„Pfui, warst wohl unartig, Bursche?“

„Nicht doch. Haben ihn halt ein bißel geärgert.“

„Na und klug ist er — wie ein Alter, der hat's hinter den Ohren.“

„Ja das ist ein ausgetragener Junge!“

„Nun eigentlich nicht einmal,“ lachte die Gevatterin und stieß den Untermüller mit dem Ellbogen in die Seite, „er ist ja vierzehn Tage zu früh gekommen.“

„Ja, ja, ja, so was kommt vor! Aber daß mich ein Donnerkeil, wenn ich etwa hätte der Frau Wirthin wollen zu nahe treten!“

Frau Katharine lächelte ein wenig. Da drückte ihr Jemand unversehens die Hand, und da sie sich umwandte, war es der Bräutigam. Dann beugte er sich hinab und hob das Walterle auf seinen Arm. „Suchhei, Brüderle,“ rief er, „hopp! magst mich gern?“ Da legte das Kind die Arme um seinen Hals und das Gesichtchen an seine Wange.

„Oh, die sind schon gut Freund, die Schwägerleute, den haut er nicht.“

„Sie sind wohl gar ein Kindernarr, Bräutigam? Na über's Jahr —“

„Machen Sie nur Ihre Sache auch so gut. — Wo ist denn die Frau Wirthin hin?“

„Immer wie ein Kreisel, raus und rein, daß nur keinem was fehlt,“ sagte die Gevatterin und knöpfte sich die Taille ein bißchen auf, denn sie hatte zuviel am Mandelfuchen gethan und an der Bowle am Ende auch.

„Immer aufgespielt! immer getanzt! immer getrunken! alerte, junges Volk, frisch und munter!“ hörte man den Brautvater schreien. —

Zitternd war die Kathrine hinausgerannt. Die Treppe hinauf, auch die zweite, da war's finster, da konnte sie keiner sehn. Hinter ihr her scholl Lärm und Musik durcheinander. Auf dem Absatz blieb sie stehen, sie konnte nicht weiter, alles drehte sich um sie her, alles schwankte. Mit geschlossenen Augen lehnte sie im Treppenwinkel, ohne des Seidenstaates, des feinen Spitzenzeuges zu achten. Jetzt, ach Gott, war es raus mit dem Walterle, jetzt, ach was würd' es geben! Sie hörte Schritte, es kam eins die Treppe herauf — richtig die zweite auch. Wenn man sie entdeckte, gab es ein Fragen und Laufen durch's ganze Haus, daß sie krank geworden. Ach daß sie lieber todt wäre und unter der Erde läge

Klartertief! Sie hält den Athem an, sie rührt sich nicht, vielleicht daß man sie nicht sieht und die Schritte still an ihr vorübergehn. O nein, die halten vor ihr, dicht neben ihr, und da fühlt sie sich auch schon umklammert, fest, daß sie kein Glied rühren kann.

„Weib,“ flüstert eine heifere Stimme in ihr Ohr, „Weib, weißt Du auch, was Du aus mir gemacht hast? Weißt Du, was Du angestiftet? Hab' ich mich nicht drei Jahre und mehr gemüht, Dich zu vergessen, und bin vor Sehnsucht um Dich fast gestorben? und wollte auch einmal wieder froh werden, mit der Lisi. Und komm hierher und denke, das ist nun alles gut und scherst mich den Teufel was: Warum kann ich nun wieder keine Ruhe haben vor Dir? Das frag' ich Dich, und bist so schön und siehst mich an mit den lobern den Augen — Weib — und ich sag' Dir, wenn ich schlecht werd', Du hast mich auf dem Gewissen — warum hast Du mich damals weggeschickt vor vier Jahren, da Du mir doch gut warst, und hast die Liebe verrathen? Meinst Du noch, daß Spiel ist, was einem andern das Herz abdrückt?“

„Ach sei doch still, um's Himmelswillen, und laß mich heraus, ich möcht ja schreien, wie Du mich drückst.“

„Oh sieh doch, ich möcht' auch schreien. Aber eh' ich Dich gehen lasse, wirst Du mir's sagen, oder ich geh' hinunter und vor allen Hochzeitsgästen ruf' ich's aus, daß ich bei Dir war, drei Wochen ehe Du Hochzeit gemacht mit dem alten Narren, dem Brählhans, den Gott strafen möge — Du wirst mir's sagen, vom Walterle, ob das mein ist oder nicht — — — Kannst Du nicht reden?“

„Ja, er ist Dein.“

„Ei — ha, Du liebes Käthele, Du! Die haben wir aber belämmert. Du weißt Du noch, damals? Gelt? — Drück ich Dich nun noch? gelt nein, blos sanft noch?“

„Laß mich doch jetzt los, ganz los.“

„O nein doch, ich hab Dir noch viel zu sagen.“ Und wieder in den alten rauhen Ton zurückfallend, fuhr er fort: „Du mußt nicht etwa denken, daß ich der Lisbeth nicht gut bin, recht von Herzen gut bin ich ihr, aber Dich hab' ich auch lieb, gerade so oder noch mehr, ich weiß es selber nicht. Und das ist 's ja eben, daß ich's nicht länger allein ertragen kann, und daß ich Dir's endlich sagen muß, wie mein Herz ist: gerade wie ein zerrissenes, zerstücktes Stück Fleisch, so wund ist mir's in der Brust; und weil Du an all meinem Unglück schuld bist, sollst Du auch Dein Theil davon haben und sollst nicht hier lachend herumgehen und prozig. Und jetzt höre: alle beide sollt ihr mein sein, Du und die Lisi, das will ich. Oder denkst Du vielleicht, daß ich als Euer aller Narr hier herumstehen werde, und werd' Deinem Hansaffen von Mann den Werkführer machen für seine Bretschneide? und ihn alle Tage meinen Jungen abküssen lassen für seinen? und werd' nichts haben? — da wollen wir doch sehn, wer

den andern zum Narren machen wird.“ Und in dem wahnsinnigen Cynismus des Kaufmänners, des Schmerzes, der Verzweiflung flüsterte er Worte, daß es ihr graute und zugleich heiß durch die Adern rann.

„Bist Du böse, Käthele,“ fragte er darnach plötzlich gar weich und zärtlich. „Ach sei mir nur nicht gram, wenn's mir um Dich an den Verstand geht. Sieh, es ist keine Stunde Tag und Nacht, daß ich nicht an Dich denke, bald in Haß, bald in Liebe, und ist kein Glück außer mit Dir. — Dahin gehört Dein Kopf und Deine Arme hier — um meinen Hals — und könnten so glücklich sein — und sind so elend. Ach! sind doch glücklich, gelt?“ Und küßte sie auf den Mund, ganz sanft, und küßte sie wieder und weinte dazwischen, daß sie seine Thränen an ihrem Halse fühlte, und dann mit einem Male riß er sich los und stieg die Treppe hinab.

Langsam raffte auch Katharine sich auf, sie tappte sich nach einer Kammer, wohin man Alles gestopft, was im Wege gestanden. Stelless Mondlicht ergoß sich dort über ein wüßtes Durcheinander von Tonnen, Backkörben, alten Stubendecken, Stiefeln und was man sonst da aufgethürmt, sie setzte sich auf einen Ristenbedel und lehnte den Kopf an einen Dachbalken, der dort schräg aufstieg. Ein dumpfes Stöhnen drang aus ihrer Brust, heißes Verlangen und zugleich Angst und Grauen erfüllten ihre Seele. Da unten lachten und tanzten sie und thaten sich gütlich und neideten ihr ihr Glück, ihr der stolzen, klugen, ehrbaren Katharine, des Weinbauern Kind, des Ellersbrunner Müllers Weib — und was war sie? — eine Vermorfene, Glende, in ihres eigenen Schwiegersohnes Gewalt, hingegeben einer verderblichen, verzehrenden Liebe, von der es keine Hülfe gab, der Fluch, die Schande dieses Hauses!

Und sie wollte sie doch nicht, nicht die Liebe, nicht diese Schande, und konnte ihnen trotzdem nicht entfliehen, wußte nicht einmal, was eigentlich das schrecklichste daran war, nur daß sie ihr Tod, ihr Verderben sein würden. Ach, sie wußte nichts, gar nichts.

Wie, wenn sie jetzt, auf der Stelle, zum Fenster hinausspränge! es war hoch, der Hof gepflastert — ob sie wohl den Muth hätte? — ein herzhafter Sprung und zu Ende wäre alle Pein. Sie eilte an's Fenster und bog sich hinaus. O, damit war's nichts. Die halbe Giebelseite entlang lag da das Kleinholz geschichtet, Kastenholz, bis zum ersten Stockwerk reichend und höher hinauf. Ein heißer, scharf würziger Geruch des harzreichen Holzes schlug ihr entgegen, das, von der Sonne durchglüht, fast zu qualmen schien. Beklemmend legte sich's ihr auf die Brust, und dennoch starrte sie hinab, sog gierig den betäubenden Duft ein und sah zu, wie die Mondstrahlen, hüpfenden Flämmchen gleich, von Scheit zu Scheit sich hinauffschlängelten, höher immer höher, und fühlte, wie sie nach ihrem Herzen leckten und züngelten und zusammenschlugen mit den Flammen dadrinnen, und wie es sie umloberte riesenhoch mit Reinigungs- und Er-

lösungsgluthen — darnach es still und ruhig ward. Und darüber kam ihr ein Gedanke der Rettung, ein grauser zwar aber doch herrlicher, wie es ihr scheinen mochte, denn sie lachte und bog sich zurück aus dem Fenster und ging hinaus.

Unten scholl ihr der alte wüste Lärm entgegen, er dünkte ihr wie höllische Stimmen, aber es graute ihr nicht mehr, und ruhig trat sie in diese Hölle. Man kam ihr entgegen. Wo sie denn gesteckt? ob ihr schlecht geworden? sie sei ja so blaß. Es sei aber auch unvernünftig von den Gästen, so lange zu bleiben, sie habe sich die letzten Tage und all die Wochen vorher ohnedies übermäßig angestrengt. Die jungen Leute wollten auch ein Ende haben, die ziehe man bloß unnütz hinaus und die Musikanten könnten die Finger nicht mehr rühren. Sie widersprach, sie hat, Reichart wurde beinahe verdrießlich, schrie um Bier, um Wein, um Musik, sang und klatschte in die Hände, aber Alles drängte zur Abfahrt, und so war denn kein Halten mehr. Indeß ziemlich eine Stunde noch dauerten die Danksagungen, die Abschiedswitze, die Knire, das „Wohl bekomms“ und „Geruhlsame Nacht“, denn ehe all die Wagen vorfuhrn und vollgestopft wurden, hatte es gute Weile. Ein Durcheinander gab's da in Haus und Hof, wie man bald nicht gesehen. Die Hausfrau rannte hin und her und half den Frauen in die Mäntel und Tücher; das war nichts Auf-fälliges, daß der Bräutigam auch immer zur Hand war, und es sah's im Dunkeln Niemand, wen er manchmal um den Leib faßte oder wem die Finger drückte. — Draußen aber war's hell, Mond und Sterne schienen so klar, daß Alles wie illuminirt war. Ein bißchen Wind hatte sich auch erhoben, kühl nicht gerade, aber erfrischend.

Endlich war die Schaar weg. Das war jetzt ein häßlicher Anblick, die durcheinandergeschobenen Stühle, die herabgebrannten Kerzen, die leeren Gläser mit ihrem widerlichen Reigengeruch, die zerfetzten Guirlanden; dazu auf der Diele Cigarrenstummel und Propfen, Speisereste, beschmutzte Servietten, zertretene Blumen! Mitten unter der Wüstenerei lag in einem Sophawinkel das Walterle in seinem weißen, aber jetzt zerdrückten und unsauberen Röckchen, die Locken struwelig durcheinander gewühlt, aber den Kopf reizend auf die dicken Armechen gepreßt, auf dem Gesichtchen den Ausdruck seligster Reinheit und Lieblichkeit.

Als die Kathrine das Kind sah, blieb sie stehen und starrte es eine Weile an, dann beugte sie sich über ihn, strich ihm die Haare aus der Stirn und küßte ihn heftig; nicht Küsse noch die heißen Tropfen, die auf sein Gesicht fielen, weckten ihn auf, er wischte sich nur mit dem Armechen darüber hin und schlief weiter.

„Trage das Kind in Deine Kammer und bette ihn dort auf,“ befahl sie einer der Mägde.

„Drüben im Gefindehause?“

„Ja wer weiß, wann ich heute zur Ruhe komme, und wenn ihm etwa was zustieße, so wär' er allein. Du aber bleib bei ihm.“

Das Mädchen nahm den schlafenden Knaben, den seine Mutter in ein warmes Tuch hüllte, auf den Arm und trug ihn hinaus. Die Frau sah ihnen nach. „Ach Gott, daß ihm doch nichts geschieht, Marie!“ rief sie ihr nach, „Du wirst bei ihm bleiben? Du wirst —“

„Bei mir ist der Junge wie im Himmel, da können Sie schon ruhig sein,“ versicherte das Mädchen und wunderte sich über die sonderbare Miene ihrer Herrin. Dann ging sie hinüber, über den Hof weg. Was ging sie die Laune der Frau an. Aber ein zu wunderliches Gesicht hatte sie gemacht, und hatte doch unlängst getanzt wie toll.

Mit diesem unheimlichen Gesicht, die Augen immer nach der Thür gerichtet, stand die Kathrine noch da, als ihr von der anderen Seite Reichart entgegentrat.

„Na? das nenn' ich ein Fest! von dem werden die Leute noch in dreißig Jahren reden: Wie wir zu Ellersbrunn zur Hochzeit waren, juchhei, da ging's hoch her! das war ein Spectakel! — Ja so was können wir! Dreihundert Flaschen Bier allein und drüber! Das nenn' ich gefoffen! Herr Jesus, was machst Du für Augen, Trine, siehst ja erbärmlich aus, so schreckhaft. Laß alles stehen und liegen und geh in's Bett. Unser Pärchen —“

„Nun?“

„Schon in den Federn. — Da wirst Du roth? Daß Dich der und Jener, Du machst mir Spaß, Kathrine. Wahrhaftig, Du machst mir Spaß! — Du! und der Schärami — der Bräutigam! Den hab ich wieder ganz im Sack, hat klein beigegeben, bleibt. Na das war auch eine Idee! Wenn die Junge gekriegt hätte, die hätte man müssen einsperren. Aber klein beigegeben! Oh, ich weiß schon, wie mit den Leuten umzugehen: immer hübsch freundlich, geschmeidig aber — wo nöthig — ein kleiner Drückeberger. Ob er wohl Hintergedanken hat, was meinst Du? nicht? Na werde ihm die Hammelbeine schon gerade ziehen. Gradeziehen, natürlich! Hammelbeine! Hauptspaß! was? Du, ich hab' 'n bißel viel geladen, aber an so einem Tage da gehört sich ein Riß. So ein Tag ist noch gar nicht dagewesen! und das Wetter dazu, Kaiserwetter! Na komm, wir machen es den drüben nach, ich bin schwebrettsmüde!“

„Ja doch. Gleich, gleich. Ich muß doch erst alles ableuchten; ob die Fenster und Thüren fest zu sind und nichts feuergefährliches, und die Leute alle zu Bett sind.“

„Ihr Weiber habt manchmal so was Unstetes. Also ich geh', mir liegt's in den Gliedern. Ja davon werden die Leute noch reden! Prachtvoll, prachtvoll! die Hundsfötter!“

VIII.

Ein Theil der Gäste mußte über eine kleine Anhöhe fahren, die in Schönberg und weiter hinaus nach Reinersbrunn und Tannerode zu wohnten. Die meisten hatten geschlossene Kutschen, bloß der Willkauer Müllermeister sah mit seiner dicken Ehehälfte im offenen Wägelchen. Die Frau wackelte immer von vorn nach hinten und wieder vornüber, und wenn es nicht manchmal einen Ruck gegeben hätte, wäre sie fest eingeschlafen; ein Wunder, daß sie nicht hinausfiel. Es war eine schöne Fahrt. Mond und Sterne leuchteten voll und klar, nebelhaftes, silberweißes Gewölk schwebte von Mittag her zart am Horizont herauf, geheimnißvoll ragten die dunklen Tannen; die Buchen und Kiefern schüttelten leise rauschend ihre weißbeglänzten Kronen, frischer Heu- und Kleebuft wehte von der Halde herüber, die Luft war kühl und wohligh. Die Tanneroder fuhren zweispännig und waren mit den Reinersbrunnern schnell voraus! Die beiden andern Wagen hielten sich hübsch hintereinander, bergab mit dem Hemmschuh, bergan mit Hü und Got.

Mit einem Male hielt der Vornwagen. Der Kutscher richtete sich auf und zeigte mit der Peitsche nach hinten.

„Hoh, Johann, hoh,“ rief er dem andern Kosselenter zu.

„Das ist 'n Nordlicht,“ sagte Müllermeisters Johann. „Herr, gelt das ist ein Nordlicht?“

„Nordlicht? Schafskopf, Norden ist ja dort. Nordlicht! — — Das ist halt — Feuerschein ist's!“

„Feuerschein? Ach dazu ist's zu blaß.“

„Ja ja, 's ist zu blaß.“

„Na, ich weiß nicht.“

„Herr Jesus, ich seh schon den Rauch, ganz weißen Rauch, 's ist doch Feuer!“ rief die Frau.

„Hoh, hoh, Wilhelm! wo brennt's nur?“

„Das muß in der Schmiede sein, die liegt dahin zu. Freilich, die Ellersbrunner Schmiede.“

„Aee, das ist Schuberts Scheune! und der ist nicht einmal versichert.“

„So ein Leichtfinn. Großer Gott, der dicke schwarze Dualm jetzt!“ jammerte die Frau.

„Und der Himmel wird immer röther!“ scholl es von drüben. „Da spricht der Schubert immer: wir stehen in Gottes Hand. Nu Gottes Hand ist ja ganz schön, aber die Feuer-Asscuranz ist noch besser.“

„Die Flamme, die Flamme!“

„Gevatter,“ sagte der Müller, der abgestiegen war, „ich hab' mir die Sache überlegt. Das Feuer — das ist — in der Bleiche.“

„Ja doch, das wäre!“ sagte der andere erschrocken.

„Barmherziger Vater!“ schrie die Frau Müllerin.

„Wir müssen umkehren. Wo wir den ganzen Nachmittag geschmaust haben und getrunken, da können wir jetzt nicht einfach davonfahren.“

„Ach du himmlischer, himmlischer Vater!“

„Stetgen Sie zu meiner Frau, Gevatterin. Ich keh' mit Ihrem Manne um.“

So geschah's.

Bald stieg die leuchtende Feuergarbe vor den Männern auf, der Nachtwind, der sich stärker erhob, fuhr zischend in die Flammen und fachte sie zu wildem Tobern an. „Ach du mein, das hätte heute einer denken sollen! Um aller Barmherzigkeit willen, ist das ein Ende!“ —

Als die Männer in den Hof einfuhren, sahen sie, daß Mühle und Wohnhaus verloren waren; wenn der Wind die Gluth zu den Trockenhöden hinüberwehte, waren auch die ihr Raub mit all dem kostbaren Leinen, das dort hing. Das Gefindehaus und drüben das neue Wohngebäude aber schienen ungefährdet, der Wind wehte von daher und trieb die Flamme ostwärts.

Auf dem Hofe herrschte ein planloses Durcheinander, heulend rannten die Leute hin und her mit Kisten, mit Bündeln, mit Vieh, das blökend und zitternd folgte oder auch wohl sich losriß und wie unsinnig in das Feuer lief. Es war kein Löschapparat zur Hand, es war Niemand, der irgend etwas befehligte oder leitete.

„Wo ist die Herrschaft?“ fragten die Männer den August, der blöde da stand und kein Glied rührte.

„Der Herr, der ist im Stalle, der Herr, die junge Frau und das Walterle. Laßt brennen, hat er gesagt, laßt brennen. Schade um das Gelump, es ist nicht des Rettens werth.“

„Und die Frau Katharine, der junge Herr?“

Der August verzog den Mund zu einem breiten Grinsen.

„Ich, — ich weiß nicht. Ich glaube — dort drin ist der Herr.“

In einem abgelegenen Stallgebäude saß der Ellersbrunner vor einem schlechten, wackeligen Tische, in einem Arm das Kind, das mit schreckhaften Augen und mäusehinstill sich an ihn schmiegte, den anderen Arm aufgestützt, den Kopf in die Hand gebogen. Als er die Gastfreunde sah, starrte er sie schweigend an, und auch die fanden kein Wort, als:

„Ach Gott, ach Gott, Reichart.“

„Ja ja — ja ja,“ sagte er da, und sein Gesicht sah gräßlich verzerrt aus.

„Wie ist es denn gekommen?“ fragten die Männer.

Da raffte er sich zusammen.

„Oben am Fenster,“ sagte er, „da stand sie, und ich war schon hinabgesprungen. Hatte mich selbst geheißsen hinunterspringen, und hatte mich vorher geweckt — und auf dem Flure brannte es schon — und da sagte

sie: spring doch, so spring ich nach, und sah so gräßlich aus, so — so — ich weiß nicht.

Sin also hinuntergesprungen. Sie aber hatte keinen Muth und stand oben — und wollte sie auffangen — ja — wollte sie auffangen. Ein Stock hoch, ist das viel? Und streck' schon die Arme nach ihr und stemme mich fest, daß ich sie auffange — aber sie steht — und klammert sich an's Fensterkreuz, im Hemd nur und einem Rock — das flattert — und ihre schwarzen Böpfe — die flattern auch, vom Winde — nein, vom Feuer — weiß nicht — Spring, schrei ich, spring! Und wie ich denke, sie wagt's — da — ach es war zu gräßlich, da lacht sie und schüttelt den Kopf, und sah ihre Zähne blitzen.

Und höre einen schreien — hinter mir — ist der Fritz, hat den Feuerschein gesehn und — sich aufgemacht und sieht sie oben und schreit. Und der hinauf jetzt. Leiter — mit Leiter. Räthele, schreit er immer, Räthele, ich komm! Warum sagte er nicht Mutter? Ich weiß nicht. Mein Räthele! Und sie: O Du mein! Und schlingt die Arme um ihn — und er um sie — fest — als wollt er sie hinuntertragen. Und nun — eine Rauchwolke jetzt, ganz dicht, gelblich, hüllt sie ein, und dazwischen ein Rauschen — ein! — gerade wie von Küssen, aber war das Feuer —

Und da es sich verzogen — — — da ist es leer da oben — und sind auch nicht unten, und hatte der Himmel — keinen Widder gesendet in der Wolke — war ihm das Opfer so angenehm. Weiß nicht warum.

Und schrie: „O Du mein!“ —

„Und Deine Tochter?“

„Liegt dort im Winkel auf einem Bündel Betten, und sind ihr die Sinne vergangen. Hat keinen Mann — und ich kein Weib. Aber warum schrie er: mein Räthele? o Du mein? — weiß nicht — Und hab — — kein — Weib!“

Da schlug ihm das Haupt auf den Tisch, und er fing an zu schluchzen. So ein Weinen hatten die Männer noch nicht gehört, dem Schmerzgeheul eines todtwunden Thieres gleich's. Sie saßten sich unwillkürlich bei den Händen und weinten auch, wie die Kinder. Dann gingen sie hinaus und sahen, was da zu thun war. —

* * *

Wem's nicht an's Herz ging, der mochte sich die Augen dran weiden, es war ein herrliches Feuer, dergleichen lange Keiner erlebt hatte und davon man wohl noch nach dreißig Jahren redet.





Friedrich Nietzsche,

der Social-Philosoph der Aristokratie.

Von

Georg Adler.

— Freiburg i. Br. —

Die große französische Revolution glaubte, das sociale Problem gelöst zu haben, indem sie die Ideen der Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit, so wie sie damals aufgefaßt wurden, verwirklicht und indirect den Anstoß dazu gegeben hatte, daß überall auf dem Continente mehr oder weniger desgleichen geschah. Man hatte angenommen, daß jetzt, wo jedem Individuum — theoretisch — das gleiche Recht auf Existenz und freie Entwicklung aller seiner Anlagen und Neigungen gewährt worden war, allgemein Zufriedenheit, Glück und Wohlstand sich verbreiten müßten. Indes zeigte es sich bald, daß das Reich der Gerechtigkeit auf Erden noch nicht angebrochen war. Der Reichtum concentrirte sich immer mehr in den Händen Weniger und wuchs hier in's Ungemessene, während auf der anderen Seite das Heer der besitzlosen Proletarier immer gewaltiger anschwell. Was mochte es dagegen besagen, daß es wirklich einigen ganz hervorragend Befähigten aus den unteren Ständen glückte, zu Reichtum, Ehre und Macht zu gelangen? Gewiß: man hatte da und dort dem niederen Volke einen Antheil an der Gesetzgebung vergönnt, — aber konnte man wirklich erwarten, daß dasselbe eine genügende Vertretung seiner Interessen durchsetzte, wenn es durch überlange Arbeit ermüdet, durch allzu geringen Lohn vom Kampfe um's Dasein völlig absorbiert und in seiner geistigen Ausbildung verkümmert, nothwendig in Unwissenheit und Stumpfheit verharrte?

Jetzt mußte eine neue Lehre entstehen, in der die Beschwerden und Ansprüche der leidenden Massen ihren principiellen Ausdruck nach ganz anderer Seite hin fanden. Eine solche Lehre mußte kommen und sie kam im — Socialismus. Dieser wies nach, daß die Kräfte der um Erwerb und Macht concurrirenden Menschen von vornherein wegen der Verschiedenheit des Besitzes und der geistigen und technischen Ausbildung verschieden ausgestattet, daß daher auch ihre Aussichten im Kampfe um's Dasein, Gut und Geltung verschiedenartige, daß die meisten Erfolge in der Gesellschaft dem Zufall, der Schlaueit oder der Schlechtigkeit verdankt, kurzum, daß die bestehenden Verhältnisse von einem Zustande des Rechtes entfernter denn je seien.

Anfangs verlacht, verhöhnt, verfolgt, wuchs die neue Bewegung immer mehr, erst langsam, später lawinenartig, bis sie schließlich unwiderstehlich geworden ist und eine riesengroße Kraft und Stärke gewonnen hat, so daß sie die alte Gesellschaft aus den Angeln zu heben droht. Der Socialismus hat seinen siegreichen Einzug in die Nationalökonomie gehalten wie in die Politik und schließlich in die Cabinete der Fürsten. Keine Wissenschaft hat sich ihm ganz zu entziehen vermocht. Die Jurisprudenz, die Philosophie und die Literatur, — sie alle haben dem Principe des Socialismus mehr oder minder, in dieser oder jener Form ihre Huldigung dargebracht. Alle Talente der jungen Generation haben es vernommen, es auf sich einwirken lassen und verbreiten es mit dem Feuereifer der Begeisterung.

Soweit dem neuen Evangelium Widerstand geleistet worden, ist es auf Grund der alten und veralteten Principien eben jenes Individualismus geschehen, der seit der französischen Revolution sein Imperium angetreten, der soviel versprochen und, als die Probe auf das Exempel gemacht worden war, soviel — nicht gehalten hatte.

Erst ganz neuerdings ist ein genialer und ursprünglicher Geist aufgetreten, um mit neuen Argumenten den Socialismus in seinem Siegeslaufe aufzuhalten: Friedrich Nietzsche, der mit einer originalen Socialphilosophie den gewaltigen Ansturm der Massen zu überwinden trachtete.

Es handelt sich darum festzustellen, ob dieser neueste Versuch zur Reaction als das letzte Todeszucken einer absterbenden Lehre oder aber als das erste Lebenszeichen einer Um- und Abkehr für die Zukunft aufzufassen ist. Diese Untersuchung ist um so interessanter, als Nietzsche nicht bloß als sociales Phänomen alle Beachtung verdient, sondern auch als geistreicher Kopf sonder Gleichen und genialer Schriftsteller der allgemeinen Aufmerksamkeit im höchsten Maße würdig erscheint.

I.

Friedrich Nietzsche wurde am 15. October 1844 in Röden bei Lützen geboren. Seine Kindheit verbrachte er in Naumburg an der Saale, wo sein Vater Pastor war. Nach Erlangung des Maturitätszeugnisses widmete

er sich auf den Universitäten Bonn und Leipzig dem Studium der klassischen Sprachen, vornehmlich unter der Leitung des berühmten Philologen Ritschl, der von dem jungen Studenten bald eine hohe Meinung gewann. Auf seine Empfehlung wurde Niezsche, noch bevor er zum Doctor promovirt worden, von der Universität Basel als Professor berufen. 1869 trat er — 25 Jahre alt — sein Lehramt an. Doch schon im folgenden Jahre unterbrach er seine akademische Thätigkeit, um am deutsch-französischen Kriege theilzunehmen. Der deutschen Armee gehörte er als Offizier der reitenden Artillerie an. „Ich verstehe mich — schreibt er gelegentlich in einem Privatbriefe — auf zweierlei Waffen, Säbel und Kanone, und vielleicht noch auf eine dritte . . .“

1876 wird Niezsche kopfleidend; vergebens sucht er in Italien Heilung; 1879 muß er um seine Entlassung aus dem Lehramt bitten, welche ihm auch von der Stadt Basel mit voller Pension gewährt wird. Von nun an führt er ein Nomadenleben im Süden Europas; wir finden ihn bald im Engadin, bald an der Riviera, bald in Turin. Hier fällt der — inzwischen immer nervöser gewordene — Gelehrte, der zudem noch hereditär mit der Anlage zum Irrenn belastet war, dem Wahnsinn anheim. Es erfolgt 1889 seine Ueberführung in die Irrenanstalt zu Jena; von dort nach Jahresfrist entlassen, wird er einer Kaltwasserheilanstalt übergeben, wo unter der Obhut seiner Mutter die Heilung seines fiebernden Gehirns versucht wird. Selbst wenn er gesunden sollte, dürfte ihm schmerzlich eine Fortsetzung seiner schriftstellerischen Arbeit gestattet werden. Wir befinden uns somit bei Beurtheilung seiner Leistungen einer nach menschlichem Ermessen abgeschlossenen Thätigkeit gegenüber.

Niezsche war bald von seinem eigentlichen Fache, der klassischen Philologie, abgekommen. Er hat seit seiner ersten größeren Abhandlung (über die Quellen des Diogenes Laërtius) sich immer ausschließlicher der Philosophie, der Sociologie, der Aesthetik und der Musik zugewandt. Diese Epoche von Niezsches wissenschaftlichem Schaffen zerfällt in zwei Perioden: in der ersten, die etwa bis 1876 währt, steht er im Banne der Philosophie und Weltauffassung Schopenhauers und der künstlerischen und musikästhetischen Anschauungen Richard Wagners. In der zweiten Periode dagegen erscheint Niezsche von jedem Abhängigkeitsverhältnisse befreit und tritt als vollkommen selbständiger Denker mit einem originellen System auf, das angeblich die Kraft haben soll, die gesammte Cultur zu reformiren, ja die Menschheitsgeschichte in eine neue Epoche überzuleiten.

Diese Werke der zweiten Periode unterscheiden sich, wie der Absicht des Autors nach, so auch schon äußerlich von den früheren Schriften, indem sie nicht mehr systematische Darstellungen enthalten, sondern sämmtlich Aphorismen-Sammlungen sind.

Ueber diese Form wird man sich freilich nicht wundern, sobald man die Entstehung der Werke kennt. Niezsche, der schon wegen seiner hoch-

gradigen Augenschwäche nicht auf die übliche Art zu arbeiten vermochte, schrieb nämlich fast ausschließlich im Freien: stillstehend während seiner Spaziergänge oder liegend in einer schweizerischen oder italienischen Landschaft. Da hielt er denn auf losen Blättern alle die Gedanken fest, welche ihm durch den Kopf fuhren, über Menschen und Dinge oder was sonst seinen Weg kreuzte; alle Lust und alle Pein seiner hochherzigen Seele legte er in diesen — bald muthwilligen und boshaften, bald ernsthaften und tief durchdachten, bald verwegenen und tollkühnen — Aphorismen nieder. Und hier ist es, wo sich Nietzsche als einen klassischen Virtuosen des Styls zeigt, mit dessen unvergleichlicher Kunst weder die lebenswürdige Grazie eines Heinrich Heine, noch selbst die kraftvolle Muskulatur des Styls eines Schopenhauer in Parallele gestellt werden kann. Wohl mag Nietzsche viele Arbeit der formellen Ausfeilung seiner Apercus und Sentenzen gewidmet, wohl mag er manch' mühevollen Stunde daran gesetzt haben, für seine Aphorismen das treffende Wort, den malerisch schönen Ausdruck, das glänzende Bild zu erhaschen, dafür aber gelingt es ihm auch, welches Sujet immer er beobachten mag, jedes Flimmern des Lichtes, jeden glitzernden Schein, jeden flüchtigen Schatten sprachlich wiederzugeben. So gewinnen seine Sätze einen die Herzen der Leser geradezu dämonisch berückelnden Glanz.

Man darf indessen bei Betrachtung von Nietzsches Persönlichkeit den Hauptaccent durchaus nicht auf seine wunderbare Sprachgewalt, sein virtuosos Formtalent legen: der geniale Autor verräth sich vor allem auch in dem gedankenreichen Inhalte seiner Ausführungen. „Was muß dieser stille, in sich gefehrte Mann Alles beobachten, wie tief sein Sentklei in das menschliche Herz getaucht haben, um dessen Abgründe so genau zu kennen! Wahrlich, es ist, als hörten wir einen Greis den ganzen Inhalt eines langen, erfahrungsreichen Lebens, in Sprüche der Weisheit gefaßt, vor uns ausbreiten!“ (J. Mähly*).

So konnte sich Nietzsches übergroße Kraft an ernste und gewaltige Probleme wagen. Niemand geht mit steifem Schritte auf unbekanntem und von tausend Abgründen unterbrochenem Wege: aber Nietzsche läuft behend und mit verwegenen oder ziellichen Sprüngen auf einem solchen Pfade.

Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß Nietzsche die Gegenstände immer sah, wie sie in Wirklichkeit waren; im Gegentheil, oft genug stellen seine Ansichten nur deren groteske Schattenbilder dar, wie sie von dem verzerrenden Lichte einer nervös überreizten Phantasie geworfen werden: aber immer haben diese Aphorismen den vollen Reiz der Ursprünglichkeit, den Zauber der künstlerischen Composition, das „frische Aroma und die Freiluftstimmung von Morgensonne und jungem Grün“. (Da Hansson.)

*) J. Mähly, „F. Nietzsche“ in der „Gegenwart“, Nr. 36 v. 7. Sept. 1889.

Der Beginn von Nietzsches specifisch schöpferischer Thätigkeit fällt ins Jahr 1876, also in dasselbe Jahr, in welchem sein Kopfleiden offen eclatirte. Dieser Umstand hat einigen Gegnern Nietzsches Anlaß gegeben, seine originellen Ansichten — pathologisch zu erklären. Indessen ist dieser wenig liebenswürdige Commentar zu den Lehren unseres Denkers, nach dem jetzigen Stande der psychiatrischen Forschung, offenbar ungerecht. Denn Cesare Lombroso hat es in seinem kürzlich erschienenen Werke über den „genialen Menschen“ höchst wahrscheinlich gemacht, daß gerade Kopfleiden der verschiedensten Art in gewissen genial veranlagten Naturen der Entwicklung des Genius sogar höchst förderlich sein können, wie überhaupt, dem berühmten italienischen Psychiater zu Folge, die Constatirung von Irresinn kein Gegenbeweis gegen das Vorhandensein von Genie ist, welch' letzteres nur allzu häufig mit einer größeren oder geringeren Doxis an Wahnideen verjunkt in Erscheinung tritt.

Die Eigenart von Nietzsches Denken verräth sich schon in den absonderlichen Titeln der meisten seiner Schriften. Dieselben lauten: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik oder Griechenthum und Pessimismus“; — „Unzeitgemäße Betrachtungen“; — „Menschliches, Unzumenschliches“ (eine selbständige Abtheilung davon: „Der Wanderer und sein Schatten“); — „Also sprach Zarathustra, ein Buch für Alle und Keinen“; — „Morgenröthe, Gedanken über die moralischen Vorurtheile“; — „Die fröhliche Wissenschaft (la gaya scienza), mit Anhang: Lieder des Prinzen Vogelfrei“; — „Jenseits von Gut und Böse“; — „Zur Genealogie der Moral“; — „Der Fall Wagner, ein Musikanten-Problem“ und endlich „Götzen-Dämmerung oder: wie man mit dem Hammer philosophirt“, sein letztes Werk. —

Von einem stolzen Selbstbewußtsein zeigte sich Nietzsche schon in seiner Jugend erfüllt. Bereits in einer seiner frühesten Schriften hatte er zu verstehen gegeben, daß er dieselbe „unzeitgemäße“ Betrachtungen neue um damit seine Absicht auszudrücken, gegen die Zeit und dadurch auf die Zeit und hoffentlich zu Gunsten einer kommenden Zeit zu wirken. Und an den Anfang seiner „fröhlichen Wissenschaft“ hatte er frank und frei die von hoher Werthschätzung seiner selbst zeugende „Einladung“ gesetzt:

„Wagt's mit meiner Kost, ihr Esser!
Morgen schmeckt sie euch schon besser
Und schon übermorgen gut*)!“

Je weniger Anerkennung und Beachtung seine Schriften bei seinen Zeitgenossen fanden, desto mehr setzte sich in ihm die Ueberzeugung fest, daß die Gegenwart für seine Ideen noch nicht reif sei, daß aber eine ferne Zukunft seinen Verdiensten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen d. h. sich ganz nach Nietzscheanischen Principien organisiren würde. So

*) Nietzsche, „Die fröhliche Wissenschaft“, p. 5.

traf ihn das Schicksal genialer Denker, welche ein promethäisches Selbstbewußtsein in Vereinsamung getrieben hat: seine verwegene Einseitigkeit ging schließlich in beklagenswerthen Größenwahn über.

1887 läßt Nietzsche auf sich drucken: „Was meinen ‚Zarathustra‘ anbetrifft, so lasse ich Niemanden als dessen Kenner gelten, den nicht jedes seiner Worte irgend wann einmal tief verwundet und irgend wann einmal tief entzückt hat*.“ Wahrlich, keine bescheidene Art der Unbescheidenheit!

1888 schreibt Nietzsche: „Meine ‚Genealogie der Moral‘ hat das Glück, nur den höchstgesinnten und strengsten Geistern zugänglich zu sein: dem Reste fehlen die Ohren dafür.“ Und ferner: „Ich habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, die sie überhaupt besitzen, — Grund genug, daß die Deutschen kein Wort davon verstehen**).“

Am schlimmsten aber treibt es Nietzsche natürlich in seiner letzten Schrift der „Götzen-Dämmerung“ von 1889, wo sein Größenwahn wahre Orgien feiert.

Nach der Constatirung, daß Goethe in der Auffassung des Hellenischen von ihm abweiche, ist er fähig zu schreiben: „Folglich verstand Goethe die Griechen nicht.“ Die Krone aber setzt Allem die folgende Stelle auf: „Man fragt mich öfter, wozu ich eigentlich deutsch schriebe: nirgendwo würde ich schlechter gelesen als im Vaterlande. Aber wer weiß zuletzt, ob ich auch nur wünsche, heute gelesen zu werden? Dinge schaffen, an denen umsonst die Zeit ihre Zähne versucht; der Form nach, der Substanz nach um eine kleine Unsterblichkeit bemüht sein, — ich war noch nie bescheiden genug, weniger von mir zu verlangen. Der Aphorismus, die Sentenz, in denen ich als der Erste unter Deutschen Meister bin, sind die Formen der ‚Ewigkeit‘; mein Ehrgeiz ist, in zehn Sätzen zu sagen, was jeder Andere in einem Buche sagt — was jeder Andere in einem Buche nicht sagt. . . . Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, meinen Zarathustra: ich gebe ihr über Kurzem das unabgängigste***). —“

Die Frage des Größenwahns grinst uns auch aus einem kleinen kritischen Abschnitte desselben Buches entgegen. Dieser Abschnitt ist betitelt: „Meine Unmöglichkeiten“ und ist eine halbe Seite lang. Hier säbelt er in buntem Durcheinander die höchsten Denker und Dichter aller Völker und Zeiten zusammen: Rousseau und Kant, Dante und Schiller, Seneca und Carlyle, Victor Hugo, Zola, die Goncourts und Andere mehr. Ich citire daraus: „Seneca: oder der Toreador der Tugend. — Schiller: oder der Moral-Trompeter von Säckingen. — Dante: oder die Hyäne,

*) Nietzsche, „Zur Genealogie der Moral“, p. XIII f.

***) Nietzsche, „Der Fall Wagner“, p. 56 und 48.

****) Nietzsche, „Götzen-Dämmerung“, p. 129 und 137.

die in Gräbern dichtet. — Victor Hugo: oder der Pharus am Meere des Unsinns. — Zola: oder die Freude zu stinken*).

Aber selbst in diesen vergifteten, bereits vom Wahnwitz dirigirten Pfeilen kann sich der Meister, der sie gefertigt, der kunstreiche Finder und Erfinder nicht verleugnen. —

Diese allgemeine Charakteristik mögen noch einige persönliche Züge aus dem Leben Niezsches ergänzen, die uns von seinem begeisterten Verehrer, dem Schweden Olof Hansson, aufbewahrt worden sind.

Niezsche wuchs ganz unter Frauen auf; seine Erziehung wurde durch Frauen geleitet und sein Verkehr fand vornehmlich mit Frauen statt, seiner Mutter, seiner Schwester, näheren und entfernteren weiblichen Verwandten, weiblichen Nachbarn. Hansson hat vermuthlich Recht, wenn er hierin die Wurzel und den Ursprung von Niezsches Femininismus sucht, der in Vorliebe für äußere Form und Verfeinerung und während seiner Jugendjahre auch in peinlich soignirter Kleidung und entsprechender Wohnungseinrichtung sich äußerte, — woran freilich auch sein Schönheits Sinn und sein artistisch wählerischer Geschmack Antheil gehabt haben mögen.

Die Vorliebe für den Umgang mit Frauen blieb ihm auch späterhin noch eigen. So kam es, daß er während seines gewöhnlichen Winteraufenthaltes in Nizza im Hotel ganz besonders mit Frauen verkehrte und in diesem Kreise sein Talent liebenswürdiger Conversation zum Virtuositenthum ausbildete.

Ein anderer Charakterzug Niezsches ist sein ausgeprägter Individualismus. Olof Hansson theilt uns als Beleg einen sehr charakteristischen Zug aus seinem Leben mit. „Während seines langjährigen Aufenthalts in der einsamen Gebirgsgegend von Sils-Maria, wo er allein mit sich selbst und der Natur als ein moderner Eremit lebte, pflegte er, in Meditation versunken, auf einer grün bewachsenen Landzunge zu liegen, die sich in den See erstreckte. Eines Frühlings kehrte er wieder und fand auf dem geweihten Platz, den bisher nur seine allergeheimsten Gedanken und Gesichte bevölkert, eine Bank, auf der triviale Menschen sitzen konnten. Und der Anblick dieser allzu menschlichen Einrichtung war genug, ihm den so geliebten Aufenthalt unleidlich zu machen. Er setzte nie wieder seinen Fuß dahin.“ —

II.

Niezsches Hauptidee betrifft den Ursprung und die Bedeutung der moralischen Urtheile und im Zusammenhange damit die Richtung und das Ziel aller Kultur.

Den Ausgangspunkt seiner Lehre bildet der Satz, daß der eigentliche Grundtrieb des Lebens der „Wille zur Macht“ sei. Derselbe besteht in

*) Niezsche, „Götzen-Dämmerung“, p. 69.

der Neigung jedes Menschen, sein Ich, seine Persönlichkeit, seine Absichten (im weitesten Sinne des Wortes) geltend zu machen und zur Herrschaft zu bringen. Die Darwinsche Formel dagegen vom „Kampfe ums Dasein“ wird angeblich dem vollen Reichthum der Wirklichkeit nicht gerecht, da sie nur den „Willen zur Selbsterhaltung“ kennt und somit eine unzulässige Einschränkung des eigentlichen Lebens-Grundtriebes enthält, der, wie gesagt, auf Machterweiterung hinausgeht und in diesem Willen oft genug die Selbsterhaltung in Frage stellt und opfert*).

Die tyrannisch-rücksichtenlose und unerbittliche Durchsetzung von Machtansprüchen ist es, die aus allen Kundgebungen der Menschennatur wie der gesammten Natur überhaupt herauszulesen ist.

Zielt nun der Eine auf Uebergewicht und Machterweiterung, so heißt das für den Nachbarn: Unterwerfung und Unterordnung. Wenn man also gründlich auf den Grund denkt und sich aller empfindsamsten Schwächlichkeit erwehrt, so bemerkt man, daß Leben wesentlich Aneignung, Verletzung, Ueberwältigung des Fremden und Schwächeren, Unterdrückung, Härte, Aufzwingung eigener Formen, Einverleibung und mindestens, mildestens Ausbeutung ist. Die Ausbeutung gehört also nicht etwa bloß einer verderbten oder unvollkommenen und primitiven Gesellschaft an: sie gehört in's Wesen des Lebendigen, als organische Grundfunction, sie ist eine Folge des eigentlichen Willens zur Macht, der eben der Wille des Lebens ist.

Das ist natürlich cum grano salis zu verstehen. Es soll nicht heißen, daß jeder Einzelne alle anderen Menschen zu unterdrücken sucht. Dies ginge einfach in Wirklichkeit nicht an. Bei einem solchen Ver-

*) „Man nehme es als symptomatisch, — sagt Nietzsche — wenn einzelne Philosophen, wie z. B. der schwindfüchtige Spinoza, gerade im sogenannten Selbsterhaltungstrieb das Entscheidende sahen, sehen mußten: — es waren eben Menschen in Nothlagen. Daß unsere modernen Naturwissenschaften sich dermaßen mit dem Spirozoitischen Dogma verwickelt haben (zuletzt noch und am größten im Darwinismus mit einer unbegreiflich einseitigen Lehre vom „Kampf ums Dasein“ —), das liegt wahrscheinlich an der Herkunft der meisten Naturforscher: sie gehören in dieser Hinsicht zum „Volk“, ihre Vorfahren waren arme und geringe Leute, welche die Schwierigkeit, sich durchzubringen, allzusehr aus der Nähe kannten. Um den ganzen englischen Darwinismus herum haucht Etwas wie englische Uebervölkerungs-Stidluft, wie kleiner-Leute-Geruch von Noth und Enge. Aber man sollte, als Naturforscher, aus seinem menschlichen Winkel herauskommen: und in der Natur herrscht nicht die Nothlage sondern der Ueberfluß, die Verschwendung, sogar bis in's Unsinnige. Der Kampf ums Dasein ist nur eine Ausnahme, eine zeitweilige Restriction des Lebenswillens; der große und kleine Kampf dreht sich allenthalben ums Uebergewicht, um Wachstum und Ausbreitung um Macht gemäß dem Willen zur Macht, der eben der Wille des Lebens ist.“

„Die gesammte Psychologie hat sich bisher nicht in die Tiefe gewagt. Dieselbe heißt es an einer anderen Stelle als Morphologie und Entwicklungslehre des Willens zur Macht zu fassen, wie ich sie fasse — daran hat noch Niemand in seinen Gedanken selbst gestreift: sofern es nämlich erlaubt ist, in dem, was bisher geschrieben wurde, ein Symptom von dem, was bisher verschwiegen wurde, zu erkennen.“ Nietzsche, „Fröhliche Wissenschaft,“ p. 273 f. und „Jenseits von Gut und Böse,“ p. 29 f.)

nichtungskampfe Aller gegen Alle würde ein Bestand der Menschheit auf die Dauer ganz unmöglich sein. Vielmehr schließen sich Menschen, die sich ihren Anlagen, Erlebnissen, Ein-, An- und Absichten nach verwandt fühlen, zu Gemeinschaften — oder, wie man es sonst nennen will — zusammen, und diese Gemeinschaften sind es, welche andere ähnliche Gemeinschaften in ihren Dienst zu pressen suchen.

Auf diese Weise muß eine aristokratische Gesellschaft entstehen, d. h. eine Gesellschaft, welche an eine Verschiedenheit des Ranges und Werthes von Mensch und Mensch glaubt und Sklaverei in irgend einem Sinne nöthig hat. Jetzt erst kann auch eine höhere Cultur geschaffen werden, wo es zwei unterschiedene Kasten der Gesellschaft giebt, die der Arbeitenden und die der zu wahrer Muße Befähigten oder, mit stärkerem Ausdruck: die Kaste der Zwangsarbeit und die Kaste der Freiarbeit. Somit ist die Vereblung der menschlichen Rasse oder — wie sich Nietzsche ausdrückt — die Erhöhung des Typus „Mensch“ das Werk einer aristokratischen Gesellschaft, eines auf Unterdrückung und Zwang basirenden Kastenstaates.

„Gesetzt, — sagt Nietzsche — dies ist als Theorie eine Neuerung, — als Realität ist es das Ur-Factum aller Geschichte!“

Freilich darf man sich über die Entstehungsgeschichte einer aristokratischen Gesellschaft keinen humanitären Täuschungen hingeben: die Wahrheit ist hart. Jede höhere Cultur auf Erden hat nämlich bisher folgendermaßen angefangen. Menschen mit einer noch natürlichen Natur, Barbaren in jedem furchtbaren Sinne des Wortes, Raubmenschen, noch im Besitz ungebrochener Willenskräfte und Machtbegierden, warfen sich auf schwächere, gesittetere, friedlichere, vielleicht handeltreibende oder viehzüchtende Rassen oder auf alte, mürbe Culturen, in denen eben die letzte Lebenskraft in glänzenden Feuerwerken von Geist und Verberbniß verfladerte. Die Sieger übernahmen die Herrschaft, während die Besiegten zur dienenden Klasse herabgedrückt wurden; somit war die vornehme Klasse im Anfang immer die Barbaren-Kaste: ihr Uebergewicht lag nicht vorerst in der physischen Kraft, sondern in der seelischen, — es waren die ganzeren Menschen, (was auf jener Stufe auch soviel mit bedeutet als „die ganzeren Bestien“).

So wie nun in der Vergangenheit die Erhöhung des Typus „Mensch“ das Werk einer aristokratischen Gesellschaft war, — so wird es angeblich auch in Zukunft sein. Ohne das Pathos der Distanz, — meint Nietzsche — wie es aus dem eingeseifchten Unterschied der Stände, aus dem beständigen Ausblick und Herablick der herrschenden Kaste auf Unterthänige und Werkzeuge und aus ihrer ebenso beständigen Übung im Gehorchen und Befehlen, Nieder- und Fernhalten erwächst, könnte auch jenes andere geheimnißvollere Pathos gar nicht erwachsen, jenes Verlangen nach immer neuer Distanz = Erweiterung innerhalb der Seele selbst, die

Herausbildung immer höherer Zustände, kurz eben die Erhöhung des Typus „Mensch“.

Als das wesentliche Merkmal aber einer, den Culturfortschritt verbürgenden, guten und gesunden Aristokratie findet Nietzsche, daß sie sich als Sinn und Zweck der menschlichen Gesellschaft fühlt, daß sie deshalb mit gutem Gewissen das Opfer einer Unzahl Menschen hinnimmt, welche um ihretwillen zu unvollständigen Menschen, zu Sklaven, zu Werkzeugen herabgedrückt und vermindert werden müssen. Ihr Grundglaube muß eben sein, daß die Gesellschaft nicht um der Gesellschaft willen da sein dürfe, sondern nur als Unterbau und Gerüst, an dem sich eine ausgefuchte Art Wesen — nämlich eben die Aristokratie — zu ihrer höheren Aufgabe und überhaupt zu einem höheren Sein emporzuheben vermag: vergleichbar jenen sonnenfüchtigen Kletterpflanzen auf Java, welche mit ihren Armen einen Eichbaum so lange und oft umklammern, bis sie endlich, hoch über ihm, aber auf ihn gestützt, in freiem Lichte ihre Krone entfalten und ihr Glück zur Schau tragen können.

Somit gehört — nach Nietzsche — der Egoismus zum Wesen der vornehmen Seele, d. h. der Egoismus, welcher in ihrem unverrückbaren Glauben besteht, daß einem Wesen, wie der vornehme Mensch eines ist, andere Wesen von Natur unterthan sein müssen und sich ihm zu opfern haben. Die vornehme Seele nimmt diesen Thatbestand ihres Egoismus ohne jedes Fragezeichen hin, auch ohne ein Gefühl von Härte, Zwang, Willkür darin, vielmehr wie Etwas, das im Urgesetz der Dinge begründet sein mag: — suchte sie nach einem Namen dafür, so würde sie sagen, „es ist die Gerechtigkeit selbst.“ Die vornehme Seele gesteht sich zu, daß es mit ihr Gleichberechtigte giebt: unter diesen Gleichen und Gleichberechtigten bewegt sie sich mit der gleichen Sicherheit in Scham und zarter Ehrfurcht, welche sie im Verkehre mit sich selbst hat. Es ist ein Stück ihres Egoismus mehr, diese Feinheit und Selbstbeschränkung im Verkehre mit ihres Gleichen: sie ehrt sich in ihnen und in den Rechten, welche sie an dieselben abgiebt, sie zweifelt nicht, daß der Austausch von Ehren und Rechten als Wesen alles Verkehrs ebenfalls zum naturgemäßen Zustand der Dinge gehört. —

Jede menschliche Gesellschaft ist auf diese Weise durch die Herrschaft einer Rasse über eine andere charakterisirt. Nun ist aber klar, daß eine herrschende Klasse eine ganz andere Lebensnorm und Lebensanschauung haben muß wie eine dienende Klasse. Und so entdeckt Nietzsche bei einer Wanderung durch die vielen, sei es feineren, sei es gröberen Moralen, welche bisher auf Erden geherrscht haben oder noch herrschen, zwei allgemeine Grundtypen: eine Moral der Aristokratie, die von ihm sog. Herrenmoral, und eine Moral der beherrschten Klasse, die von ihm sog. Sklavenmoral. Ich wiederhole, daß Herrenmoral und Sklavenmoral, deren Schilderung ich nunmehr versuchen will, nur ganz allgemeine Grundtypen

sind, die — auch nach Nießsches Ansicht — in einer höheren Cultur kaum je ganz rein zum Vorschein kommen; vielmehr begegnen wir meist Versuchen der Vermittlung beider Moralen, noch öfter dem Durcheinander derselben.

Die moralischen Werthunterscheidungen — z. B. gut und schlecht u. s. w. — sind also entweder unter einer herrschenden Art entstanden, welche sich ihres Unterschiedes gegen die beherrschte mit Wohlgefühl bewußt war, oder aber die moralischen Werthunterscheidungen sind unter den Beherrschten, den Sklaven und Abhängigen jeden Grades entstanden.

Im ersten Falle, wenn die Herrschenden es sind, welche die ethischen Anschauungen bestimmen, kommt man zu den Begriffen „gut“ und „schlecht“ in einem ganz eigenartigen Sinne, wie er sich eben nur bei einer Aristokratie finden kann.

Die Aristokraten nämlich in ihrer mächtigen Leiblichkeit, ihrer blühenden, reichen, selbst überschäumenden Gesundheit, — sie, die Krieg, Abenteuer, Jagd, Tanz, Kampfspiele und Alles überhaupt lieben, was starkes, freies frohemuthes Handeln in sich schließt: sie, die Vornehmen, Mächtigen, Hochgestellten und Hochgesinnten freuen sich ihrer selbst und ihres Daseins und ihres Thuns und bestätigen dasselbe nur in allen ihren Urtheilen; sie ehren Alles, was sie an sich kennen: ihre Moral ist Selbstverherrlichung. So „schaffen“ sie — wie Nießsche sich ausdrückt — „Werthe“. Was sie selbst thun, das erklären sie für „gut“, das empfinden und setzen sie als ersten Ranges an im Gegensatz zu allem Niedrigen, Niedrig-Gesinnten, Gemeinen und Böselhaften.

Im Vordergrunde steht bei allen diesen Urtheilen und Werthschätzungen des wahren Aristokraten im Sinne Nießsches: das Gefühl der Fülle, der Macht, die überströmen will, das Glück der hohen Spannung, das Bewußtsein eines Reichthums, der schenken und abgeben möchte: auch der vornehme Mensch hilft dem Unglücklichen, aber nicht oder fast nicht aus Mitleid, sondern mehr aus einem Drang, den der Ueberfluß von Macht erzeugt. Der vornehme Mensch ehrt in sich den Mächtigen, auch den, welcher Macht über sich selbst hat, der zu reden und zu schweigen versteht, der mit Lust Strenge und Härte gegen sich übt und Ehrerbietung vor allem Strengen und Harten hat. Ein hartes Herz — heißt es in einer alten skandinavischen Saga — legte Wotan mir in die Brust: so ist es aus der Seele eines stolzen Wikingers heraus mit Recht gedichtet.

In diesem geschilderten Falle, wo die Herren den Begriff „gut“ bestimmen, sind es die erhobenen stolzen Zustände der Seele, welche als das Auszeichnende und die Rangordnung Bestimmende empfunden werden. Darum trennt der vornehme Mensch die Wesen von sich ab, an denen das Gegentheil solcher gehobenen stolzen Zustände zum Ausdruck kommt: er verachtet sie, er bezeichnet sie als „schlecht“. In dieser Herrenmoral lauten also die Grundbegriffe: „gut“ und „schlecht“; gut ist Alles, was der hochgesinnte Vornehme thut; schlecht oder verächtlich ist Alles, was dem vor-

nehmen Geist zuwider ist. Schlecht und verachtet ist der Feige, der Angstliche, der Kleinliche, der an die enge Nützlichkeit denkende; ebenso der Mißtrauische mit seinem unfreien Blicke, der Sicherniedrigende, die Hundebart von Mensch, welche sich mißhandeln läßt, der bettelnde Schmeißler, vor Allem der Lügner: es ist ein Grundglaube aller Aristokratrn, daß das gemeine Volk lügnerisch ist. „Wir Wahrhaftigen“, so nannten sich im alten Griechenland die Adelligen.

Somit entsteht alle vornehme Moral und Lebensanschauung aus einer triumphirenden Billigung des eigenen Thuns durch die Aristokratie; die vornehme Wirkungsweise agirt und wächst spontan, sie sucht ihren Gegensatz (schlecht, verächtlich) nur auf, um zu sich selber noch dankbarer, noch frohlockender Ja zu sagen, — der negative Begriff „niedrig“, „gemein“, „schlecht“, ist nur ein nachgeborenes, blaßes Contrastbild im Verhältniß zu ihrem positiven, durch und durch mit Leben und Leidenschaft durchtränkten Grundbegriff: „wir Vornehmen, wir Guten, wir Schönen, wir Glücklichen!“

Umgekehrt entsteht die Moral und Lebensanschauung aller beherrschten und abhängigen Classen, die von Nietzsche sogenannte Sklavenmoral, — der zweite jener beiden Moralgrundtypen, die überhaupt vorkommen.

Wenn die Bergewaltigten, Gebrückten, Leidenden und Unfreien moralisiren: was wird das Gleichartige ihrer moralischen Werthschätzungen sein? Wahrscheinlich wird der Haß gegen die Aristokratie und die Sehnsucht nach Erleichterung ihrer Lage zum Ausdruck kommen. Der Blick des Sklaven ist abgünstig für die Tugenden des Mächtigen: der Sklave hat Mißtrauen, berechtigtes Mißtrauen gegen Alles, was dort als „gut“ geehrt wird. Denn „gut“ im Sinne des Herrn ist ja gerade ihr stolzes barbarisches Thun, ihr Pochen auf Kraft und Macht, d. h. es gilt bei den Herren etwas als „gut“, was die Unterdrückten schädigen muß. Dies Alles wird daher in der Sklavenmoral als „böse“ bezeichnet. Umgekehrt werden von diesen Sklaven die Eigenschaften hervorgezogen und mit Licht übergossen, welche dazu dienen, Leidenden (wie es eben die Sklaven sind) das Dasein zu erleichtern: hier kommt das Mitleiden, die gefällige hilfbereite Hand, das warme Herz, die Geduld, der Fleiß, die Demuth, die Freundlichkeit zu Ehren, — denn das sind hier die nützlichsten Eigenschaften und beinahe die einzigen Mittel, den Druck des Daseins auszuhalten. Alle diese Eigenschaften werden also, laut Sklavenmoral, als „gut“ qualificirt. Für die Letztere lautet mithin der entscheidende Gegensatz in allen Urtheilen: „gut“ und „böse“, während die Herrenmoral, wie erwähnt, nur den Gegensatz „gut“ und „schlecht“ kennt — wobei aber festgehalten werden muß, daß der Begriff „gut“ beide Male etwas ganz Verschiedenes bedeutet: nach der Sklavenmoral ist der „Gute“ der Mitleidig-Helfende, hingegen ist der „Böse“ der Furcht-Gr-

regende; nach der Herrenmoral aber ist es gerade der „Gute“, der Furcht erregt und erregen will. Der Gute im letzteren Sinne erscheint also dem Gifttauge des Unterdrückten als der „Böse“. Dieser letztere Begriff entstammt recht eigentlich dem Brausekessel des ungesättigten Hasses des Sklaven gegen seinen Herrn und Peiniger. Und da Nietzsche es mit dem Letzteren hält und daher gegen die Sklaven auftritt, ist es erklärlich, daß er die Formel „Jenseits von Gut und Böse“ d. h. fern von aller Sklavenmoral — eine Formel, die nachgerade anfängt berühmt zu werden — ausgiebt.

Um einige concrete Beispiele für das, was Nietzsche unter den „Herren“ versteht, anzuführen, bemerke ich, daß er die Römer als die Vertreter der Herrenmoral par excellence auffaßt, im Uebrigen aber jede selbstbewußte, kriegerische Aristokratie — z. B. homerische Helden, skandinavische Wikinger, germanischen und japanesischen Adel — als vornehmen Stand anerkennt.

Das jüdische Volk dagegen wird von Nietzsche als das gestreichste Sklavenvolk angesehen, und die angeblich von diesem erfundene christliche Moral gilt ihm als die Sklavenmoral κατ' ἐξοχήν.

Im Kampfe zwischen Herren- und Sklavenmoral, zwischen römisch-aristokratischer und jüdisch-christlich-plebejischer Werthungsweise ist die letztere auf der ganzen Linie Sieger geblieben. Die gesammte europäische Cultur hat ihr bestimmendes Gepräge durch die Schlagworte „gut“ und „böse“ erhalten, die Schlagworte der Sklavenmoral. Daher die Decadence ganz Europas, daher überall Mangel an Gesundheit, vor Allem an Gesundheit des Willens. Die europäische Cultur scheint ausmünden zu wollen in der Erzeugung einer verzärtelten, mitleidigen, schwächlichen, niedriggesinnnten Menschenrasse. Dahin treibt man uns, indem man als oberste Maxime der Gesellschaft „das Wohl der Meisten“ gelten läßt!

Und hier setzt Nietzsche mit der Aufgabe ein, die er sich selber gestellt hat: die Aristokratie soll sich von dem entnervenden Principe des „Gut“ und „Böse“ befreien, sich „jenseits von Gut und Böse“ stellen, die ihr einzig anstehende Art zu urtheilen annehmen: „Gut“ und „schlecht“ oder „verächtlich“; sie soll die Herrschaft ergreifen, die Massen wieder unterjochen und für ihre Zwecke ausbeuten; sie soll, mit einem Worte, die stolzen, menschlichen Instincte hochhalten und weiter entwickeln und dadurch wenigstens sich selber vor Entartung und Decadence retten. Hat aber dieser neue Adel das erreicht, dann wird es ihm auch gelingen, schließlich aus sich einen neuen, höheren, schöneren, mächtigeren Typus „Mensch“ herauszubilden: er wird den „Uebermenschen“ erzeugen. Und in diesem Sinne giebt Nietzsche im graden Gegensatze zur Zeitströmung und zum geltenden demokratischen und socialistischen Grundsätze vom Wohl der Meisten die Parole vom „Wohl der Wenigsten“ aus. —

Woran aber diese Aristokratie erkennen? Welcher Art ist ihr nächstes Verhalten? Nun, alle die, welche sich zur vornehmen Moral des „Gut“

und „Schlecht“ bekennen, die von Nietzsche sog. „freien Geister“ sollen die Einsamkeit aufsuchen, da vor der Hand für sie das Leben in der alten Gesellschaft mit ihrer jämmerlichen Moral unerträglich ist; hier in der Einsamkeit sollen sie ihre vornehmen Instinkte erhalten und ausbilden, bis sie schließlich, überall auftauchend und zahlreicher werdend, im Stande sind, ihre weltgeschichtliche Mission zu erfüllen.

In einem besonderen Buche, das in einer Art von biblischem Stile geschrieben ist, betitelt „Also sprach Zarathustra,“ apostrophirt Nietzsche diese freien Geister und bereitet sie für ihr gewaltiges Werk vor. Ich citire daraus, wie er ihnen parabolisch vorhält, daß sie gegen alles Hergebrachte werden hart sein müssen:

„Warum so hart! — sprach zum Diamanten einst die Küchen-Kohle: sind wir denn nicht Nah-Berwandte?“ — „Warum so weich? Oh meine Brüder, also frage ich euch: seid ihr denn nicht — meine Brüder? Warum so weich, so weichend und nachgebend? Warum ist so viel Leugnung, Verleugnung in eurem Herzen? so wenig Schicksal in eurem Blick? — Und wollt ihr nicht Schicksale sein und Unerbittliche: wie könntet ihr einst mit mir — siegen? Und wenn eure Härte nicht blitzen und schneiden und zerschneiden will: wie könntet ihr einst mit mir — schaffen? Alle Schaffenden nämlich sind hart. Und Seligkeit muß es euch dünken, eure Hand auf Jahrtausende zu drücken wie auf Wachs, — Seligkeit, auf dem Willen von Jahrtausenden zu schreiben wie auf Erz, härter als Erz, edler als Erz. Ganz hart allein ist das Edelste. Diese neue Tafel, oh meine Brüder, stelle ich über euch: Werdet hart!“ — („Zarathustra,“ Theil III, p. 90).

Diese freien Geister, die freilich zunächst zur Einsamkeit verdammt sind, werden aber hier ein keineswegs trauriges Leben führen. Die Erkenntniß ihrer herrlichen Aufgaben wird sie vielmehr überaus heiter und glücklich stimmen. Und so ruft ihnen Zarathustra zu:

„Erhebt Eure Herzen, meine Brüder, hoch, höher! Und vergeßt mir auch die Beine nicht! Erhebt auch Eure Beine, Ihr guten Tänzer, und besser noch: Ihr steht auch auf dem Kopf!

„Diese Krone des Lachenden, diese Rosenkranz-Krone: ich selber setzte mir diese Krone auf, ich selber sprach heilig mein Gelächter. Keinen Anderen fand ich heute stark genug dazu.

„Zarathustra der Tänzer, Zarathustra der Leichte, der mit den Flügeln winkt, ein Flugbereiter, allen Vögeln zuwinkend, bereit und fertig, ein Selig-Leichtfertiger: —

„Zarathustra der Wahrsager, Zarathustra der Wahrlicher, kein Ungebuldiger, kein Unbedingter, Einer, der Sprünge und Seitensprünge liebt: ich selber setzte mir diese Krone auf!

„Diese Krone des Lachenden, diese Rosenkranz-Krone: euch, meinen Brüdern, werfe ich diese Krone zu! Das Lachen sprach ich heilig: ihr höheren Menschen, Lernt mir — lachen!“ („Zarathustra,“ Theil IV, p. 87.)

Von diesen freien, heiteren, hochgefinnten Geistern wird also die Zukunft der Menschheit abhängen. Und indem Nietzsche es ist, der ihnen ihr Lebensprogramm vorzeichnet, kann er — von seinem Standpunkte aus mit Recht — bemerken, daß er „das Schicksal der Menschen zu tragen habe.“ —

III.

Wir kennen nunmehr die Lehren Nietzsches. Dieselben leugnen also jegliche Moral im alten Sinne. Dieses Princip ist nicht vollkommen originell. Bereits Karl Marx, der geniale Theoretiker des internationalen Socialismus, hat in seinem „Communistischen Manifest“ (1848) die Behauptung aufgestellt, daß alle Moral jeden Zeitalters von der herrschenden Classe desselben ihrem Interesse gemäß bestimmt und zugestutzt würde, und daher die Gültigkeit der Moral bestritten; später haben die Anarchisten, unter der Führung des Russen Nettschajew, noch energischer der Moral den Krieg erklärt und überhaupt ihren Anhängern zur Pflicht gemacht, keinerlei Grundsätze der Moral anzuerkennen, da sie nur ein Product der regierenden Rasse sei*).

Aber: während Marx und Nettschajew die Abschaffung der bestehenden Moral von unten auf durch die socialistischen Volksmassen predigen, will Nietzsche sie von oben her, durch die Aristokratie, aufheben. Ich möchte daher, von diesem Gesichtspunkte aus, Nietzsche als einen „aristokratischen Anarchisten“ charakterisiren.

Man würde aber Nietzsche ganz und gar mißverstehen, wenn man behauptete, daß seine Absicht dahin geht, jegliche Sittlichkeit zu beseitigen. Vielmehr will Nietzsche nur die herrschende Sittlichkeit, welche ihm als „Sklavenmoral“ erscheint, durch eine neue aristokratische Sittlichkeit ersetzen. Die Ausarbeitung dieser Moral ist die philosophisch-sociologische Hauptthat Nietzsches**).

Als Ziel gilt ihm eine aristokratische Cultur. Ohne Zweifel wirkten da antik-classische, vor allem platonische — dann aber auch schopenhauerische Ideale mit. Beide, Platon wie Schopenhauer***), hatten die

*) Vergl. Georg Adler, „Die Grundlagen der Karl Marx'schen Kritik der bestehenden Volkswirtschaft“ und desselben Abhandlung „Anarchismus“ im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“, Band I.

***) Nur einen Theil dieser aristokratischen Moral hat Nietzsche darstellen können; an der Completirung ist er durch seine Krankheit verhindert worden.

****) Man vergleiche die folgende Bemerkung Schopenhauers: „Will man utopische Pläne, so sage ich: die einzige Lösung des Problems wäre die Despotie der Weisen und Edlen, einer echten Aristokratie, eines echten Adels, erzielt auf dem Wege der Generation, durch Vermählung der edelmüthigsten Männer mit den klügsten und geistreichsten Weibern. Dieser Vorschlag ist mein Utopien und meine Republik des Platon.“ („Parerga und Paralipomena“, Bd II. p. 273.) Nietzsche, der Verfasser einer Schrift „Schopenhauer als Erzieher“, hat zugestanden, daß er jede Zeile, die aus der Feder des pessimistischen Philosophen geflossen, genau kenne.

Züchtung besonderer, zum Herrschen bestimmter Rassen vorgeschlagen, um auf diese Weise einen mächtigen Fortschritt der Cultur zu erzielen. Bei Nietzsches Conception der Idee vom Uebermenschen scheinen aber außerdem noch die modern naturwissenschaftlichen, zumal die darwinistischen Gedanken von Einfluß gewesen zu sein. Denn hier war ja nachgewiesen worden, daß im Laufe der Zeiten sich aus ganz niedrigen Organismen nach und nach die höher stehenden Lebewesen und schließlich der Mensch entwickelt habe. Weshalb sollte sich also nicht schließlich aus dem Menschen ein höheres Wesen, der Uebermensch, entwickeln können? Und wie die bisherige Evolution vom Niedrigen zum Höheren nur unter Verkümmern und Aufopferung einer großen Masse von niedrigeren Existenzen stattgefunden hatte, so schien ihm die Entwicklung für die Menschenrasse eine analoge zu sein. Und die Herrschaft der aristokratischen Moral auf Erden im angedeuteten Sinne war das Mittel, um auf dieselbe Weise wie bisher aus dem Reiche der Menschheit in das neue, höhere Reich der Uebermenschheit zu steuern. —

Zur Kritik von Nietzsches aristokratischer Theorie will ich kurz bemerken, daß sie mit ihrem Principe, nur wenige Menschen auf Kosten aller Andern auszubilden, aller Culturgeschichte schnurstracks zuwiderläuft. Diese hat gerade von Zeitalter zu Zeitalter zu einer immer größeren Verallgemeinerung der Güter der Civilisation geführt; der Kreis Derer, die mitgenießen und an den Errungenschaften der Civilisation participiren durften, hat sich immer mehr erweitert: man denke doch bloß an die Zustände der asiatischen Despotien vor Jahrtausenden und lasse den Blick nach einander gleiten: über die antiken Städterepubliken, über die mittelalterlichen Reiche mit ihrem starken und freien Bürgertume, über die neuere Zeit mit ihrer Bauern-Befreiung — bis zur Gegenwart, der Epoche des allgemeinen Stimmrechts, der Arbeitercoalitionen und des sorgsamten staatlichen Arbeiterschutzes.

Wie nun einmal der Gang der Cultur, der technischen, industriellen und geistigen Entwicklung erfolgt ist, — ist die Realisirung von Nietzsches Princip einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Im Gegensatz dazu werden vielmehr die Arbeiter in Zukunft immer mehr Wohlsein, mehr Rechte, mehr Einfluß erlangen. Es versuche nur einmal irgend eine herrschende Classe, mit Nietzsches Lehre Ernst zu machen und sich „jenseits von Gut und Böse“ zu stellen: die unteren Classen werden nicht säumen, die Consequenz zu ziehen, sich ebenfalls außerhalb des Bodens der Moral zu stellen und die sociale Revolution vorzubereiten, welche unter den gegebenen Verhältnissen unfehlbar eine derartige Aristokratie zerschmettern müßte. —

So ist Nietzsches Theorie ein Ideal, das nie verwirklicht werden kann, — und, fügen wir hinzu, glücklicherweise; denn dies Ideal ist nicht einmal ein schönes! Was würde aus der Masse der Menschheit unter dem Regime Nietzscheanischer Principien werden? Eine Masse von

Rulis. — der Autor sagt es uns zum Ueberflusse selber. Nun also, eine ganz jämmerliche, geistlose, elende, kranke, degenerirte, von allen Seuchen schwer heimgesuchte Klasse, die, bei der Ueberfülle der nothwendigen Beziehungen zwischen Mensch und Mensch, bald auch die Aristokratie anstecken und zu Grunde richten mußte.

Wohl mag Nietzsche das Wesen einer stolzen, selbstsüchtigen Aristokratie mit genialer Intuition begriffen und mit Strichen von unvergleichlicher Meisterschaft gezeichnet haben: aber nie wird er uns überzeugen können, daß eine solche Aristokratie und nur sie den Fortschritt der Cultur bewirken könne. Im Gegentheil, es wird das Ziel sein müssen: die Lust zur Unterdrückung des Nächsten und Alles, was mit den roh-selbstlichen Trieben der Menschenseele zusammenhängt, in Zukunft abzuschwächen.

Wie gewaltig auch Nietzsches Gestalt über Alles hervorragt, was ihn umgiebt und was ihm Feind ist: so wird selbst seine herkulische Kraft das continuirlich vorwärtsdrängende Rad der Weltgeschichte nicht zum Stillstande zu bringen vermögen, — wenn auch vermuthlich Nietzsches Lehre der Ausgangspunkt einer raffinirten aristokratischen Geisteskultur innerhalb eines Theils der Bourgeoisie sein wird.

Trotz alledem aber bleibt Nietzsche auch für den Gegner seines principiellen Grundgedankens ein Autor, der schon um seiner Lebensweisheit, seines vornehmen Geschmacks, seiner klassischen Stilistik, seines rücksichtslosen Wahrheitsstrebens willen eines eingehenden, eindringenden Studiums nur allzu würdig erscheint.

Und so können auch wir nur bedauern, daß dieses reiche Leben so schnell vertauscht ist, und daß die Saiten mit so schrillum Mißklange eben in dem Augenblicke haben zerreißen müssen, wo die Zeitgenossen, auf deren Anerkennung der Autor längst nicht mehr gerechnet, sich gerade anschlössen, Lorbeerkränze um sein Haupt zu winden.

So leuchtet über den Ruinen seines Geistes, gleich dunklem, wehmüthig stimmendem Abendsonnenglanz der Widerschein eines schmerzlich ergreifenden Geschicks, und auf unsere Lippen drängt sich die Klage:

„O, welch ein edler Geist ist hier zerstört!“





Die Kriegsbereitschaft Frankreichs und die heutige Bedeutung seines Befestigungssystems an der Ostgrenze.

Von

A. Rogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

Die Kriegsbereitschaft Frankreichs und sein Befestigungssystem an der Ostgrenze, an dessen Herstellung dieses Land seit etwa zwei Jahrzehnten in unausgesetztem Bemühen arbeitete, können heute im Wesentlichen als ihrem Abschluß zugeführt und beendet gelten, und nicht unbegründet war die Anerkennung, welche kürzlich die französische Presse nach Beendigung der Reise des Präsidenten Carnot nach dem Süden Frankreichs, diesem Abschluß zollte.

Bald nach dem Kriege von 1870 hatte Frankreich in erster Linie die Stärkung seiner Kriegsbereitschaft, in Bezug auf die Dislocation der Truppen und die Befestigungen an dem Theile seiner Grenze, welcher zwischen Luxemburg und der Schweiz Deutschland berührt und den wir als seine mittlere Ostgrenze bezeichnen können, in Angriff genommen und war, wie französische Journale sich ausdrückten, lange Zeit hindurch von dieser Aufgabe „hypnotisirt“ worden. Erst als sich einige Zeit vor der Schaffung des Dreibundes die Möglichkeit eines Conflictes mit Italien in den Vordergrund stellte, wandte man sich französischer Seits der Organisation der Vertheidigung der Alpengrenze durch vermehrte Truppendislocation und Anlage von Befestigungen an derselben zu, und in allerneuester Zeit hat man die Kriegsbereitschaft der Nordostgrenze Frankreichs besonders

durch das Eingehen der werthlos gewordenen dortigen Festungen und die Concentration der Vertheidigung auf eine geringere Anzahl von um so stärker befestigten Plätzen zu erhöhen gesucht.

Wir beabsichtigen in dem nachfolgenden Ueberblick nur den Stand der Kriegsbereitschaft Frankreichs und die heutige Bedeutung seines Befestigungssystems am mittleren Theil seiner Ostgrenze, d. h. der deutsch-französischen, zur Darlegung zu bringen, da diese dem deutschen Interesse am nächsten liegt und überlassen die Veranlassung zur Schilderung der sich jenem anschließenden Theile der Grenze dem Zeitpunkt, welcher die besondere Aufmerksamkeit auf sie lenkt.

Vier Hauptmomente lassen sich für die Kriegsbereitschaft Frankreichs an seiner Ostgrenze unterscheiden: Die dortige Dislocation der Truppen, die Entwicklung des Eisenbahnnetzes für den strategischen Aufmarsch, die Befestigungsanlagen zum Schutz dieses Aufmarsches und eine Anzahl besonderer Maßregeln, wie die Organisation der „défense mobile“, die Vorbereitung von wichtigen Straßen- und Defilee-Sperren zc. welche diese Kriegsbereitschaft zu fördern bestimmt sind.

In der Dislocation der französischen Truppen an der Ostgrenze nimmt nach der neuesten, vor kurzem bei Le Soubier in Paris erschienenen Dislocationskarte das VI. Armeecorps nach wie vor die erste Stelle ein. Dasselbe ist doppelt so stark wie jedes andere französische Armeecorps und besteht nach der Verlegung des 145. Linienregiments von Nogent nach Toul im Herbst v. J. aus 67 Bataillonen, 20 Cavallerie-Regimentern und 38 Batterien mit 168 bespannten Geschützen.

Wir müssen hier den Leser bitten, uns in den Bereich der Garnisonen dieses Armeecorps zu begleiten.

Das VI. Armeecorps mit dem General-Commando unter Divisionsgeneral Jamont in Châlons garnisonirt in den Departements der Ardennen, der Aube, Marne, Meurthe, Mosel, Maas und Vogesen, und besteht aus der 11. und 12. Infanterie-Division; die erstere steht mit der 21. und 22. Brigade und den Regimentern 26, 69 bezw. 37 und 79 ganz in Nancy; die letztere mit der 23. Brigade in Mezières, der 24. Brigade in Châlons, mit dem 91. Regiment in Mezières, dem 32. Regiment in Reims, dem 94. Regiment in Bar le Duc, dem 106. Regiment in Châlons. Zum VI. Corps gehört ferner das 26. Jäger-Bataillon in St. Mihiel; die 6. Cavallerie-Brigade in Commercy mit dem 12. Dragoner-Regiment in Commercy, dem 6. Jäger-Regiment in St. Mihiel und dem 17. Jäger-Regiment in Neufchâteau. Ferner die 6. Artillerie-Brigade in Châlons mit dem 8. Regiment in Toul, Nancy, Châlons, dem 25. in Châlons (2 Batterien Remiremont, 1 Batterie St. Mihiel), das 6. Genie-Bataillon in Verdun und Toul, die 6. Train-Escadron in Châlons.

Es stehen ferner im Bereich des VI. Armeecorps und unterstehen dessen General-Commando die 5. Brigade vom II. Armeecorps mit dem

120. Regiment in Sedan, dem 128. in Givet; das 146. Regiment in Toul, das 147., 148. und 150. Regiment in Verdun, das 149. und 152. in Epinal, ferner die Brigade von St. Mihiel mit dem 154. Regiment in Commercy, das 155. Regiment in Sorouville und das 156. Regiment in Toul.

Außerdem garnisoniren noch 9 Jäger-Bataillone im Bereich des Corps und zwar das I. in Verdun, das II. in Lunéville, das IV. in St. Nicolas du Port, das IX. in Longwy, das X. in St. Dié, das XV. in Remiremont das XVII. in Rambervillers, das XIX. in Troyes, das XXV. in St. Mihiel.

Es liegt auf der Hand, daß diese 9 Jägerbataillone bei Ausbruch eines Krieges eine sehr geeignete Verwendung zur Besetzung der Grenzdefileen der Vogesen, sowie der Côtes de Meuse, d. h. des Höhenzuges finden können, welcher die Maas auf dem rechten Ufer von Toul bis Dun begleitet.

Auch an selbständiger Cavallerie ist, wie dies seiner exponirten Stellung völlig entspricht, das VI. Armeecorps sehr reich dotirt. Denn es gehören zu demselben die ganze 2. und 4. Cavallerie-Division, 2 Brigaden der 3. Cavallerie-Division und das 18. reitende Jäger-Regiment (Epinal) der 6. Cavallerie-Division. Die Garnison der 2. Cavallerie-Division ist Lunéville, woselbst die 6. Kürassier-Brigade und die 1. Dragoner-Brigade mit dem 11. und 12. Kürassier-Regiment und dem 7. und 18. Dragoner-Regiment stehen. Die 3. Brigade der Division, die 4. Husaren-Brigade, steht in Nancy und zwar mit dem 10. Husaren-Regiment an demselben Orte mit dem 5. in Pont-à-Mousson. Die beiden Brigaden der 3. Cavallerie-Division stehen mit 3 Regimentern in Châlons, mit einem in Sampigny.

Die 4. Cavallerie-Division garnisonirt mit der 4. Dragoner-Brigade (22. und 23. Regiment) in Sedan, mit der 5. Kürassier-Brigade, dem 7. und 10. Kürassier-Regiment in St. Ménéhould bzw. Bouziers, mit der 3. Jäger-Brigade, dem 8. und 14. Jägerregiment in Verdun.

Auch die besondere Zutheilung von Artillerie zum VI. Armeecorps ist eine sehr beträchtliche. Denn zu demselben gehören außer der bereits angeführten 6. Artillerie-Brigade, 2 Batterien des 6. Regiments in Brundres, 2 Batterien des 24. Regiments in Verdun, 2 Batterien des 38. Regiments in Toul, außerdem 8 reitende Batterien bei den drei Cavallerie-Divisionen; das 3. Festungs-Artillerie-Bataillon mit 4 Batterien in Verdun, 1 Longwy, 1 in Montmédy. Das 5. Festungs-Artillerie-Bataillon mit 4 Batterien in Verdun, 1 in Fort Gironville, 1 in Fort Camp des Romains. Das 6. Festungsartillerie-Bataillon mit 4 Batterien in Toul, 1 in Frouard, das 8. Festungs-Artillerie-Bataillon mit 5 Batterien im Epinal, 1 in Remiremont und 1 in Manonvillers.

Es gehören ferner zum VI. Armeecorps 8 Infanterie-Regimenter der Territorial-Armee und zwar das 41., 42., 43., 44., 45., 46., 47. und 48. Regiment derselben, außerdem die Dragoner-Escadrons der 8. Region,

sowie die Escadrons der leichten Cavallerie der 8. Region. Ferner das 6. Artillerie-Regiment, das 6. Geniebataillon und die 6. Train-Escadron. Endlich gelangen im Bereiche der 6. Region im Falle einer Mobilmachung zur Aufstellung: 4½ Bataillone, 5 einzelne Compagnien, 3 Sectionen Zollbeamte und 9 Compagnien, 10 Sectionen und Detachements Forstbeamte. Die letzteren Formationen sind ganz besonders dazu bestimmt, bei der „défense mobile“ der Grenze mitzuwirken.

Im Süden des Bezirks des VI. Armeecorps schließt sich der des VII. Armeecorps an, welcher von den Quellgebieten der Marne und der Mosel, die schweizer Grenze begleitend, bis hinab zur Rhône reicht. Trotz dieses Umstandes müssen jedoch die Truppen des VII. Armeecorps zu den in erster Linie an der deutsch-französischen Grenze in Kriegsbereitschaft tretenden gerechnet werden, da jener südlichere Theil der französischen Ostgrenze in Folge der Neutralität der Schweiz und Savoyens im Fall eines Krieges mit Deutschland wenig in Betracht kommt. Auch weist sowohl die Entwicklung des Eisenbahnnetzes in der Region des VII. Armeecorps, wie die Lage des Divisionsstabsquartiers der 13. Division ganz im Norden des Corpsbezirkes, in Chaumont, während der größte Theil ihrer beiden Brigaden ganz im Süden desselben, in Bourg und Belley garnisonirt, auf die sofortige Verwendung des gesammten VII. Armeecorps an der deutschen Grenze hin.

Wir beabsichtigen den Leser nicht durch die Wiedergabe der genauen Dislocation auch dieses Armeecorps zu ermüden, da wir seine Nachsicht bereits hinsichtlich des VI. Corps beanspruchten, sondern bemerken nur summarisch, daß das französische VII. Armeecorps mit dem General-Commando Besançon unter Divisions-General Régrier, aus 29 Bataillonen Infanterie (incl. 2 Jäger-Bataillone), 3 Cavallerie-Regimentern, 24 Feldbatterien, etwa 2 Festungsartillerie-Bataillonen und einer ähnlichen Anzahl von Territorial-Regimentern und aus Zoll- und Forstbeamten gebildeten Truppen der „défense mobile“ wie das VI. Corps besteht.

Die Gesamtstärke der zur unmittelbaren Vertheidigung der deutsch-französischen Ostgrenze bereiten Truppen besteht daher aus 96 Bataillonen, 23 Cavallerie-Regimentern und 52 Batterien mit 342 bespannten Geschützen nebst 7 Festungsartillerie-Bataillonen, deren leichte Mörser- und Haubitzen-Batterien ebenfalls Verwendung in den Kämpfen der ersten Vertheidigung der Grenze finden dürften, sowie den zugehörigen Specialwaffen.

Diesen Truppen ist die besondere Aufgabe zugewiesen, im Falle der Mobilmachung die ersten Operationen zum Schutze der Ostgrenze und ihres ausgedehnten Befestigungssystems durchzuführen. Sie werden bei der Lösung dieser Aufgabe durch 16 Regimenter der Territorial-Armee und deren zugehörige Cavallerie und Artillerie, deren Bewaffnung, Offiziercadres und Ausrüstung bereits im Frieden vorhanden sind, sowie durch etwa 10 Bataillone der Zollbeamten und 16 Compagnien und 20 Detache-

ments der Forstbeamten, welche den Hauptbestandtheil der „Défense mobile, bilden, unterstützt. Die Aufgabe der Truppen der „Défense mobile,“ zu welchen auch die Jägerbataillone gehören, besteht in der Besetzung und Vertheidigung der Pässe und Defileen der Vogesen und der Côtes de Meuse, um den Anmarsch des Gegners aufzuhalten und aufzuklären, sowie durch geeignete Straßensperrungen vermittelt rechtzeitig vorbereiteter Sprengungen Zeit für den Aufmarsch der Truppen des VI. und VII. Armee-corps zu gewinnen.

Außer auch die Entwicklung, welche das französische Eisenbahnnetz an der Ostgrenze in den letzten Jahren gewonnen hat, zielt in erster Linie auf die Erhöhung der Kriegsbereitschaft an dieser Grenze hin. Frankreich verfügt zur Zeit etwa über zehn von West nach Ost, und von Süden in den Bereich der französisch-deutschen Ostgrenze führende durchgehende Bahnlinien, von denen 8 durchgehends zweigleisig sind, und der Ausbau des Bahnnetzes auf den Linien Lâon—Mézières, Étain—Baroncourt, Soissons—Nethel, Auzerre—Troyes, Neufchâteau—Colombey, im Baire-Thal, Gerbevillers—Bruyères, Montbozon—Lure, Gray—Jussy, Is. s. Tille—Gray, Spinal—Dijon; Champagnole—la-Cluse bezw. Lons de Saunier zc. zum Theil beendet, nähert sich seiner Vollenbung.

Probemobilmachungen wie vor kurzem diejenige eines Theils der zur Bewachung der Eisenbahnen der Ostgrenze im Kriegsfall bestimmten Formationen der Reserve der Territorial-Armee und vor einiger Zeit diejenige zweier Divisionen der Garnison von Paris nebst kurzem probeweisem Bahntransport waren ferner bestimmt die Leistungen der Eisenbahnen, sowie die Maßregelung zu deren Schutz und die Leistungen der Truppen hinsichtlich der Schnelligkeit ihrer Einschiffung zu prüfen, und neuerdings scheint durch die in Deutschland bis jetzt ziemlich unbemerkt gebliebene Construction von außergewöhnlich starken Locomotiven mit doppelter Fahrgewindigkeit und Zugkraft, der Versammlung der französischen Heere im Kriegsfall ein neues wesentliches Moment der Beschleunigung zugeführt werden zu sollen.

Hinsichtlich des französischen Bahnnetzes hat man zur Erhöhung der Vertheidigungsfähigkeit und Kriegsbereitschaft des Landes bei der Anlage und dem Ausbau des Befestigungssystemes der Ostgrenze an dem Grundsatz festgehalten, jede von der deutschen Grenze in's Innere Frankreichs führende Bahnlinie durch oft in doppelter und stellenweise selbst dreifacher Anzahl hinter einander liegende Befestigungen für den Angreifer zu sperren. So wird die Bahnlinie Thionville—Mézières—Lâon durch die Festungen Longwy und Montmédy, sowie das Fort Maugi, bei dem als Festung aufgegebenen, werthlosen Seban gelegen, und das Fort des Appelles, bei der ebenfalls eingegangenen Festung Mézières, gesperrt. Die Bahnlinie Metz—Verdun—Paris sperren dagegen das Fort, und der leicht zerstörbare Tunnel von Tavannes, ganz östlich von Verdun, ferner das zu

einer Lagerfestung ersten Ranges erweiterte Verdun selbst. Die Bahn von Saar-Abbe-Nancy-Toul-Bitry le Français, wird durch das Fort und die Batterien von Frouard, die Batterien von Malzeville und die Redoute von Amance, ferner die starke Lagerfestung Toul und die allerdings veralteten Befestigungen von Bitry le Français gesperrt. Die Bahn von Moricourt über Lunéville, Neufchâteau nach Troyes, wird durch die Forts Manonviller, Pont St. Vincent und Bourlémont beherrscht, die Bahnlinien von Schlettstadt über Spinal nach Langres, und endlich die über Belfort in's Innere Frankreichs führenden Bahnlinien durch die Befestigungen von Belfort und Montbéliard, sowie die starken Gürtelfestungen Besançon, Langres und Dijon.

Alein nicht nur auf die vorhandenen wichtigen Bahnlinien, sondern sogar auf die Verhinderung des voraussichtlich zu unternehmenden Baues von Umgehungsbahnen durch den Angreifer hat das französische Befestigungs-System der Ostgrenze Rücksicht genommen. Dies gilt augenscheinlich für die Anlage des Zwischenwerks von Paroches im Maasthale, gegenüber der Mündung des Ruptbaches in dasselbe, sowie anerkanntermaßen für das Sperrfort Pagny la Blanche Côte, zwei Meilen südlich von Verdun, gegen den Bau einer Umgehungsbahn über Bezelize, Colombey und Neufchâteau. Nach den bei Veranlassung der Reise des Präsidenten Carnot gemachten Angaben der französischen Presse wird das für den Dienst im Kriege zur Verwendung gelangende Material der Ostbahn in permanenter Bereitschaft gehalten, und auf die Kriegsbereitschaft Frankreichs hinsichtlich der Verproviantirung und der Unterkunftsräume seiner Befestigungen der Ostgrenze läßt die Thatsache schließen, daß in Belfort, und zwar in seinen Forts, die gesicherten Unterkunftsräume für deren gesammte Besatzung, sowie für 2000 Stück Vieh in den Casematten, fertig gestellt sind.

Wenn aus den vorstehenden Ausführungen zu entnehmen ist, daß die Entwicklung des französischen Eisenbahnnetzes in erster Linie auf eine Steigerung der Schnelligkeit des strategischen Aufmarsches an der französischen Ostgrenze hinzielte, so machten ungeachtet dessen die besonderen Verhältnisse jener Grenze, die zahlreichen, in ihren Bereich führenden deutschen Bahnlinien und die erprobte Kriegsbereitschaft, Schlagfertigkeit und rasche Mobilmachung des deutschen Heeres, einen besonderen Schutz des strategischen Aufmarsches der französischen Feldarmee erforderlich. Diesen Schutz aber sollte die Neuanlage, Umgestaltung und Erweiterung des französischen Befestigungssystems an der Ostgrenze gewähren.

Dies Befestigungssystem besteht aus einer Anzahl großer Lagerfestungen und einer Kette von Sperrforts, welche die französische Ostgrenze bis auf die beiden Lücken zwischen Montmédy und Verdun, sowie zwischen Toul und Spinal abschließen und welche zwei Hauptzwecke erreichen sollen. Einmal, wie erwähnt, die Sicherung des strategischen Aufmarsches der französischen Feldarmeen an der Ostgrenze gegenüber einer Offensive der

östlichen Nachbarn, und ferner die Erschwerung dieser Offensive durch die Vertheidigung der Befestigungskette und durch die Sperrung sämtlicher wichtiger Bahnlinien. In zweiter Linie liegt hinter dem Befestigungsgürtel der Ostfront eine Anzahl großer Lagerfestungen, Langres, Rheims, Laon, welche den Vormarsch des Gegners verzögern und als Stützpunkte für die gegen die Flanken desselben operirenden Heerestheile dienen sollen, wenn die Armee des Gegners nach Durchbrechung der Grenzcordons den Marsch gegen das Innere des Landes fortsetzt. In dritter Linie endlich befindet sich die zu einem verschanzten Kriegslager gewaltigster Ausdehnung und Stärke eingerichtete Hauptstadt Paris.

Das berartig gestaltete Befestigungssystem der französischen Ostgrenze unterstützt die Landesvertheidigung Frankreichs in wirksamster Weise, und die hinter demselben liegenden, zugleich die wichtigsten Eisenbahnlinien sperrenden, Lagerfestungen dienen demselben Zweck.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß bei einem Kriege Frankreichs mit Deutschland sowohl die Neutralität der Schweiz, wie auch diejenige Belgiens und Hollands deutscherseits respectirt werden wird, so daß der deutsche Angriff auf der nur 35 Meilen langen deutsch-französischen Ostfront erfolgen muß, zu deren Besetzung die Feldarmeen Frankreichs völlig ausreichen.

Allein das ausgedehnte Befestigungssystem der französischen Ostfront hat den gewaltigen Nachtheil im Gefolge, daß seine Besatzungen im Kriegsfall etwa eine halbe Million Streiter erfordern, und daß im Falle eines gleichzeitigen Krieges mit Italien die französische Südostfront etwa die Hälfte dieser Truppenzahl beansprucht, so daß ein sehr beträchtlicher Theil der französischen Streitkräfte, etwa $\frac{3}{4}$ Millionen Streiter, durch dieses Festungssystem absorbiert werden würde.

Außerdem hat dessen Anlage und Umbau hunderte von Millionen verschlungen und erfordert seine Unterhaltung unausgesetzt sehr beträchtliche Summen. Die kürzlich aufgetretene Ansicht, daß Frankreich, auch wenn es den Krieg in Feindesland zu führen beabsichtige, die angegebene gewaltige Streitmacht in den Befestigungen zurücklassen müsse, weil diese sonst jedem gewaltsamen Angriffe Preis gegeben seien, und daß daher seine Heere im Großen und Ganzen auf den Angriffskrieg verzichten müßten, vermögen wir nicht zu theilen. Denn in Anbetracht der vier Millionen ausgebildeter Streiter, über welche Frankreich heute verfügt, kann eine Verwendung von einigen 100 000 Mann älterer Jahrgänge derselben zu Besatzungszwecken für die französische Feldarmee nicht wesentlich nachtheilig in Betracht kommen. Eine gleichzeitige Besetzung aber des gesammten französischen Befestigungssystems der Ostgrenze mit annähernd einer Million Vertheidiger erscheint nicht erforderlich, sondern nur diejenige der vom Angriff bedrohten Gebiete dieses Befestigungssystems.

Da man, wie erwähnt, der Respectirung der Neutralität Belgiens und Hollands durch Deutschland französischer Seits sicher sein kann, und

überdies diese beiden Staaten in letzter Zeit nicht unerhebliche Anstrengungen zu Wahrung ihrer Integrität und Selbständigkeit gemacht haben, so erscheint eine Besetzung der französischen Befestigungen an den Grenzen dieser beiden Länder im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland überflüssig. Bei einem Kriege mit den Mächten des Dreibundes allerdings würde nicht nur eine Besetzung der Befestigungen der deutschfranzösischen Ostgrenze, sondern auch der Grenzen Frankreichs mit der Schweiz und Italien, erforderlich werden.

Gelingt bei einem Kriege mit Deutschland der Aufmarsch der französischen Heere an der Maas und Mosel rasch genug, was zwar nicht wahrscheinlich, aber nicht unmöglich ist, so erscheint eine Offensive Frankreichs, die den eminenten Vortheil im Gefolge haben würde, den Krieg in Feindesland zu führen, keineswegs ausgeschlossen. Für diesen Fall aber bietet die Sperrforts- und Festungslinie eine ausgezeichnete Basis und zugleich eine gute Aufnahmestellung im Falle von Rückschlägen.

Wenn sich jedoch der Aufmarsch der französischen Feldarmeen hinter dem Maas- und Moselabschnitt nicht rechtzeitig vollzieht, so bildet die Sperrfortkette mit ihren Lagerfestungen und den genannten beiden Flußläufen einen außerordentlich starken Terrain-Abschnitt, an welchem der Offensive des Gegners ein Halt geboten wird, und den dieser angreifen und überwinden muß, um alsdann den Uebergang über die Maas oder Mosel angesichts der französischen Feldarmee zu bewerkstelligen, und dieselbe in voraussichtlich stark verschanzten Stellungen auf den jenseitigen Thalhängen dieser Flüsse und angelehnt an die großen Lagerfestungen Verdun, Toul und Spinal, anzugreifen.

Für die deutsche Heeresleitung handelt es sich bei diesem Angriff vor Allem um die rasche Ueberwältigung einer Anzahl der Sperrforts durch eine kurze und wirksame Beschießung derselben, und Raum zur Entwicklung und zum Angriff auf die französische Feldarmee zu gewinnen. Eine derartige Beschießung aber ist neuerdings bekanntlich durch die Einführung der Schießwollgranaten und der 15 cm Batterien in die Ausrüstung der Feldarmee ermöglicht worden, da deren Geschosse bei den angestellten Versuchen derartige Fortsbefestigungen binnen kurzer Zeit in einen Trümmerhaufen verwandelten.

Immerhin aber bleibt für die Artillerie des Angreifers die schwierige Aufgabe bestehen, die Geschütze an die Sperrforts heran und in deren Feuer in Batterie und, gestützt auf richtige Beobachtung und Correctur, zur vollen Wirkung zu bringen. Die Artillerie der Sperrforts aber vermag den Anmarsch des Gegners und seinen Batteriebau unter ein derartiges Feuer zu nehmen, daß der Batteriebau verhindert oder doch sehr verzögert werden kann.

Erstreckt sich der dadurch erzielte Zeitgewinn jedoch auf nur wenige Stunden, so haben die Sperrforts ihren Zweck erreicht, da jede gewonnene

Stunde neue Truppenmassen der französischen Feldarmee mit den eintreffenden Zügen an den Maas- und Moselabschnitt bringt.

Der ungemein erhöhten Geschosswirkung der heutigen Belagerungs-Artillerie gegenüber, wandte man außerdem bei den Sperrforts-Befestigungen mit Erfolg Kies und Granitbeschüttungen sowie Betonguß an, um ihnen eine größere Widerstandsfähigkeit zu geben. Wenn diese Verstärkungen auch keinen völlig genügenden Erfolg erzielten, so erschwerten sie doch den artilleristischen Angriff, welcher auch heute noch eine Aufgabe bildet, auf deren Lösung seitens des Angreifers in der für sie erforderlichen Schnelligkeit nicht mit völliger Sicherheit zu rechnen ist. Auch vermögen kräftige offensive Vorstöße der sich an der Sperrfortkette sammelnden Truppen des Vertheidigers und der in's Vorterrain derselben entsandten Truppen der „défense mobile“ die Durchführung derselben erheblich zu erschweren.

Bei einer gewissen Anzahl von Sperrforts hat man durch Anlage von Panzerthürmen und einiger gepanzelter Batterien die Vertheidigung zu einer völlig unverwundbaren gemacht und zwar ist dies bei den Forts von Frouard, Pont St. Vincent, Lucey, Villey le Sec, d'Arches, Remiremont und Giromagny geschehen. Sämmtliche Sperrforts und Lagerfestungen der Grenzzone stehen ferner in Geschützfeuerverbindung mit den zunächst gelegenen Befestigungen, sowie in telegraphischer Verbindung unter einander und sind bis auf eine Lücke in den Vogesen, zwischen Fort de Servance und Fort Giromagny, durch eine zweigleisige Eisenbahn mit einander verbunden. Zwischen den Sperrforts sind an zahlreichen wichtigen, das Vorterrain und besonders dessen Hauptstraßen beherrschenden, Punkten Batterien mit gemauerten Unterständen für die Bedienung desgleichen Infanterieemplacements mit gemauerten Schutzräumen hergestellt worden.

Die Geschützausrüstung der Sperrforts variiert zwischen 20—50 und selbst 80 schweren Geschützen, denen eine Anzahl leichterer Caliber zur Unterstützung beigegeben ist.

Es bedarf keiner besonderen Begründung unserer Behauptung, daß ein umsichtiges Verhalten der französischen Grenz-Besatzungs-Truppen und derjenigen der *défense mobile*, sowie der ersten per Bahn an der Grenze anlangenden Truppen der französischen Feldarmeen den artilleristischen Angriff der Sperrforts ganz erheblich zu erschweren vermag. Wie sehr man aber in Frankreich darauf Bedacht nimmt, möglichst rasch mit den Truppen der Feldarmee an der Sperrfortkette aufzutreten, geht aus der Thatsache hervor, daß die neuformirten Regimenter 145—162 ausschließlich zur Besatzung von Festungen der Ostgrenze bestimmt sind, um sie mit deren Verhältnissen und Umgebung vertraut zu machen, so wie daß unlängst alle Anordnungen getroffen wurden, um die drei Divisionen der Pariser Garnison, die 5., 7. und 10. Division, gegebenen Falls in einem, nur auf 24 Stunden berechneten, Eisenbahntransport an die Ostgrenze zu schaffen. Es wird daher an dieser Grenze im Falle eines

Krieges aller Voraussicht nach zu einem derartigen Anprall feindlicher Heeresmassen gegeneinander kommen, wie ihn an Festigkeit und an Stärke der dabei zur Verwendung gelangenden Truppen, sowie an Zahl der Feld- und Festungsgeschütze die Kriegsgeschichte noch nicht zu verzeichnen hatte.

In ähnlicher Richtung, wie diejenige der Sperrforts, liegt die Bedeutung der französischen großen Lagerfestungen der Ostgrenze: Verdun, Toul, Spinal und Belfort. Diese Festungen sind im Laufe der letzten beiden Decennien zu ungemein starken Gürtelfestungen erweitert und ausgebaut worden. Sie beherrschen nicht nur die wichtigsten Schienenwege, welche von Deutschland nach Frankreich führen, sondern bilden auch für die Versammlung der französischen Feldarmeen hinter der Maas- und Mosellinie wichtige und starke Stützpunkte, welche den beliebigen Uferwechsel an beiden Flüssen und den in ihnen versammelten Streitkräften die Offensive gegen die Flanken der feindlichen Heerestheile, welche zwischen ihnen vorzudringen versuchen, gestatten. Diese Festungen haben neuerdings eine Erweiterung ihres Fortgürtels erfahren, die sich bei Verdun besonders in östlicher, bei Toul in südwestlicher und bei Belfort hauptsächlich in westlicher und östlicher Richtung erstreckte. Ferner ist das östlich Lunéville gelegene Eisenbahnsperfort Manonvillers durch vorgeschobene Batterien verstärkt und nördlich von Nancy auf dem Plateau la Haye bei Frouard die Redoute Amance, sowie die Batterie bei Malzeville angelegt worden.

Außerdem hat die bekannte Lücke zwischen Fort Troyon und Fort du Camp Romain gegenüber der Mündung des Rupt in die Mosel das bereits erwähnte Zwischenwerk „les Paroches“ erhalten.

Der derartig geschilderten heutigen Anordnung der französischen Befestigungen an der Ostgrenze gegenüber ist eine deutsche Offensive, trotz des wesentlich verbesserten Artilleriematerials, über welches dieselbe verfügt, ganz außerordentlich erschwert. Eine Anzahl der Sperrforts würde, zwar mit überlegenem Artilleriefeuer des Angreifers concentrisch beschossen, verhältnißmäßig leicht zum Schweigen gebracht und in Trümmer gelegt werden können, allein die Nähe der auf den Bahnlinien Frankreichs am Maas- und Moselabschnitt zur Ausrichtung gelangenden französischen Feldarmeen ist es, welche durch die Unterstützung, welche dieselben der Fortverteidigung gewähren können, den Angriff auf die Sperrfortkette so schwierig macht. In Folge dieses Umstandes erleichtern auch die beiden großen, fünf und acht Meilen breiten Lücken, in der Sperrfortkette zwischen Toul und Montmédy und zwischen Toul und Spinal den Vormarsch der deutschen Heere nicht in dem Maße, wie man es, da diesen Lücken Befestigungen fehlen, erwarten könnte. Die nördliche derselben bietet überdies der französischen Feldarmee zwei starke Vertheidigungsstellungen, die eine auf den das rechte Maasufer begleitenden Höhen zwischen Verdun und Damvillers, die andere weit stärkere auf dem Plateau des linken Maasufers, nördlich von Verdun, beide mit den einen Rückzug begünstigenden Defileen

der Argonnen im Rücken und dem verschanzten Lager von Verdun als Anlehnung in der rechten Flanke; die südliche Ecke dagegen hat die beiden starken Lagerfestungen Toul und Epinal auf ihren Flanken und führt der Angriffsweg einer Armee durch dieselbe unmittelbar auf die starke Position von Neuschâteau mit dem Fort Bourlémont am Abschnitt des Mouzonflusses. Ein Vorbeigehen des Angreifers an den genannten drei großen Lagerfestungen, aber ohne die hinter und neben ihnen aufmarschirende französische Feldarmee geschlagen zu haben, ist nicht durchführbar, da dieselbe aus den Festungen heraus sofort gegen Rücken und Flanke des Angreifers vorstoßen würde. Ferner erfordern die hier vorausichtlich zur Verwendung gelangenden Heeresmassen des Angreifers einen derartigen Raum zur Entwicklung, daß die Sperrfortkette unbedingt von demselben angegriffen werden muß, um zur Schlacht mit der feindlichen Feldarmee hinter derselben gelangen zu können.

Trotz dieser den Angriff wesentlich erschwerenden Verhältnisse wird jedoch das Bestreben des Angreifers dahin gehen müssen, unter ausgiebigster Verwerthung seines Bahnnetzes und möglicher Beschleunigung seiner Mobilmachung den Gegner, noch während er in der Versammlung begriffen ist, zu überraschen, eine Anzahl der Sperrforts mit überlegener Geschützwirkung anzugreifen, alsdann den Uebergang über die genannten beiden Flußabschnitte zu erzwingen und den Gegner, noch während er seine Concentration und seinen Aufmarsch vollzieht, anzufallen und zu schlagen.

Reißfirt der Angreifer aber in diesen schwierigen Aufgaben, so muß er, um in den Besitz der für den Nachschub seiner Heere erforderlichen Bahnlinien zu gelangen, zur Belagerung mindestens zweier der größten Festungen der französischen Ostgrenze schreiten, da der Bau von Umgebungsbahnen zu viel Zeit in Anspruch nehmen würde. In zweiter Linie stellen sich dann die starken Festungsgruppen von Langres, Rheims, Laon und La Fère, welche zugleich die wichtigsten Bahnlinien nach Paris sperren, dem Vorbringen eines Angreifers entgegen. Paris selbst aber würde in seiner jetzigen Ausdehnung und Verstärkung einem Angriff heute einen weit hartnäckigeren Widerstand entgegenzusetzen vermögen, wie 1870.

Auf das starke französische Festungssystem zielt daher wohl ganz besonders das vor einiger Zeit ausgesprochene Wort des Grafen Moltke, daß ein Krieg Deutschlands mit einer anderen Großmacht heute eine Reihe von Jahre dauern könne.

Betrachten wir nach der vorstehenden allgemeinen Beurtheilung des Befestigungssystems der französischen Ostfront die einzelnen Theile desselben näher, so ergiebt sich die folgende Gliederung derselben: 1) An der Südgrenze Belgiens der bei einem Kriege Deutschlands mit Frankreich, wie die neueste Kriegsgeschichte zeigte, noch in Betracht kommende, wenn auch verhältnißmäßig unwichtige Abschnitt der Befestigungen von Rocroy, Mézières,

Montmédy und Longwy; alsdann die fünf Meilen breite Lücke zwischen Montmédy und Verdun, hierauf der Abschnitt Verdun-Toul mit den dazwischen liegenden Sperrforts, welchem sich die Lücke Toul—Epinal anschließt und endlich der Abschnitt Epinal-Belfort—Fort du Lomont.

Was den nördlichen Abschnitt betrifft, so ist die bedeutendste seiner Festungen, das rings von dominirenden Höhen umgebene Mézières zur Schleifung bestimmt und hat als Ersatz das in südlicher Richtung vorgelagerte Fort Myvelles als Sperrfort zweier wichtiger, auf Paris führender Eisenbahnlinien erhalten, von denen allerdings nur die eine aus Deutschland, die andere aus Luxemburg nach Frankreich führt, die jedoch Beide, sobald sie in den Besitz des Angreifers gelangt sind, zunächst nur bis zu der Wirkungssphäre der Befestigungen von La Fère, Laon und Rheims zu benutzen sein würden; bekanntlich wurde Mézières im Jahre 1870 nur aus dem Grunde belagert und genommen, um in den Besitz der südlichen von ihm gesperrten Bahnlinie zu gelangen.

Von den übrigen Befestigungen dieses Abschnittes ist Rocroy auf dem gleichnamigen Plateau gelegen, von ganz untergeordneter Bedeutung und dient nur als Stützpunkt und Deckung für die Magazine in jener Gegend etwa zur Verwendung gelangenden Detachements. Longwy und Montmédy haben dagegen als Eisenbahnsperrepunkte einen größeren Werth. Longwy ist auf einem Plateau, welches das Thal des Chiers dominirt, günstig gelegen, sperrt die von Luxemburg kommende Bahn und beherrscht die wichtigsten hier nach Frankreich führenden Straßen. Seine Befestigungen sind jedoch gegen die Wirkung der neuen Sprenggeschosse der Artillerie zur Zeit noch ungeschützt und seine Nähe an der Grenze verhindert die Ausdehnung seiner Werke, sowie es zu einem tüchtigen Defensiv- und Offensivplatz zu machen. Seine Angriffsfront ist die nordwestliche, dieselbe ist mit Cavalieren und Minengallerien versehen, allein sie wird von Höhen beherrscht, welche sie in der Flanke und im Rücken fassen.

Die Festung Montmédy besteht aus zwei Theilen; dem gut besetzten, auf einem Felsen gelegenen Médy-Haut, welches das Thal des Chiers dominirt und Médy-Bas, dessen Enceinte übrigens neuerdings geschleift worden ist. Der Platz beherrscht die hier liegenden Straßen am Chiers und sperrt die Ardennenbahn, die überdies hier einen leicht zerstörbaren Tunnel passirt. Auch die neue Bahn nach Belgien über Virton wird von Montmédy beherrscht. Die Befestigungen des diesem Abschnitt angehörnden Platzes Séban sind geschleift worden, an ihrer Stelle aber gelangt zur Sperrung der hier mündenden Bahnlinien des Maas- und Chiers-Thals bei Bazailles resp. Pont Maugi ein Sperrfort zur Anlage.

Die natürlichen Hindernisse, welche sich dem Vordringen eines östlichen Gegners in dem geschilderten Abschnitt entgegenstellen, sind die verhältnißmäßig leicht zu überbrückenden Flußläufe des Chiers und der Maas, sowie die gute Vertheidigungsstellungen bietenden, das rechte Ufer der

Maas begleitenden Höhen, und ferner auf dem linken Maasufer der ziemlich unwegsame Gebirgszug der nördlichen Ardennen mit seinen Defileen.

Sämmtliche Festungen dieses Abschnittes der französischen Ostfront sind unbedeutend und dienen nur als Bahnsperrepunkte, sowie zur Erschwerung einer den mittleren Maasabschnitt etwa über Stenay umfassenden Diverfion. Die französische Grenze bedarf auf dieser Strecke in der That keines besonders starken Schutzes, da die Neutralität Luxemburgs und Belgiens denselben ergiebt, überdies aber der Abschnitt der mittleren Maas angesichts der sich hinter ihm versammelnden französischen Feldarmeen nicht längs der belgischen Grenze mit starken Kräften nördlich umgangen werden kann.

Die sich dem nördlichen Abschnitt der befestigten französischen Ostfront anschließende 5 Meilen breite Lücke zwischen Montmédy und Verdun ist auch neuerdings dem Angriff eines östlichen Gegners offen geblieben. Sie bietet, wie bereits angedeutet, dem Vertheidiger die gute, auf dem rechten Maasufer vorgeschobene Stellung zwischen Verdun, Damvillers und Dun auf den Höhen des östlichen Maasthalrandes, sowie die noch stärkere Stellung hinter der Maas, beide mit starker Anlehnung an das verschanzte Lager von Verdun in der rechten Flanke und im Rücken die nur auf verhältnißmäßig wenig Straßen passirbaren Ardennen. Ein hier geführter Angriff eines östlichen Gegners hat daher mit derartigen Schwierigkeiten des Terrains und der Bedrohung aus der Gürtelfestung Verdun zu kämpfen, daß eine besondere Befestigung dieses Abschnitts nicht mit Unrecht französischerseits für entbehrlich gehalten worden ist; und dies um so mehr, da derselbe im Norden nicht nur von Montmédy, sondern auch von der belgischen Grenze abgeschlossen wird.

Wir gelangen zu dem wichtigsten Abschnitt der französischen Ostfront, demjenigen von Verdun bis Toul. Westlich desselben mündet eine Anzahl besonders wichtiger Eisenbahnlinien, welche die Heeresmassen des deutschen Reiches bei einem Kriege mit Frankreich an die deutsche Westgrenze zu befördern bestimmt sind.

Ueber Toul und Verdun führen ferner die beiden Hauptbahnverbindungswege auf Paris, und hier stellen sich die das Vordringen des östlichen Gegners und seine Aufklärung erschwerenden Abschnitte der östlichen und westlichen Argonnen und der Maas, seinem Anmarsch hinderlich entgegen. Nicht so, wie nördlich von Verdun, bieten hier die östlichen und westlichen Thalhöhen der Maas, die Côtes de Meuse, geeignete Stellungen zu einer großen Vertheidigungsschlacht und man griff daher französischerseits zu dem Mittel, durch eine Kette von Sperrforts den genannten Abschnitt möglichst unpassirbar zu machen.

Doch wir beginnen bei der Schilderung seiner heutigen Beschaffenheit zunächst mit seinem nördlichen Hauptstützpunkt der verschanzten Lagerfestung Verdun.

Die alte Stadtbefestigung von Verdun liegt im Thale der Maas und

besitzt eine starke, bastionirte Enceinte, welche durch Inundationen einen besonderen Schutz erhalten kann. Sie wird jedoch von den umliegenden Thalhöhen dominirt, die daher mit einem Kranze starker Forts besetzt wurden, der neuerdings eine besondere Erweiterung nach Nordosten und Westen erfuhr. Der Durchmesser dieses Fortgürtels beträgt 12 km, und wenn die Werke bei Sivry la Perche vollendet sein werden, von Westen nach Osten 16 km. Der Umstand, daß man bei der 1875 drohenden Kriegsgefahr Verbund raschen Schutz gewähren wollte, führte damals zunächst zum Bau einer beschränkten Anzahl von Werken, welche auf den Höhen, von denen aus 1870 das Bombardement der Stadt stattfand, angelegt wurden. Es waren die Redouten von Belleville, von Saint-Michel und von Belrupt auf dem rechten Maasufer und die von Dugny, Regret und Sachaume auf dem linken Ufer dieses Flusses.

Später wurden die ursprünglichen Projecte wieder aufgenommen und sind dieselben jetzt durchgeführt. Im Osten wurde der Rand der Terrasse der Côtes de Meuse mit mehreren Werken besetzt, welche die östlich vorliegende Ebene von Woëvre beherrschen. Im Westen erhebt sich ein großes Werk mit Annexbatterie bei Sivry la Perche im Centrum der guten Vertheidigungsstellung Sânes — Sivry la Perche — Nixeville.

Die Verbund umgebenden Werke sind sehr zahlreich, viele derselben bestehen jedoch nur aus Infanterie-Posten mit angehängten Batterien.

An gewissen Stellen, besonders im Nordosten, existiren 3 Linien von Werken hintereinander, da man allmählich bis zum äußersten Rande des Plateaus vorgegangen ist. Alle diese Werke sind durch für militärische Zwecke angelegte Communicationen, welche durch die vorhandenen Waldungen führen, verbunden.

Auf dem rechten Maasufer krönen die drei 1875 improvisirten Redouten Belleville (mit seinen Annex-Batterien), Saint-Michel und Belrupt den ersten Höhenzug, der sich über der Stadt erhebt, nämlich die westlichen Ruppen der Côtes de Meuse. Vor ihnen liegt das Fort de Tavannes in starker Position zwischen dem Eisenbahntunnel und der Straße von Stain. Beträchtliche Abholzungen gestatten ihm, die zur Ebene von Woëvre hinabführende Straße und diese Ebene selbst zu bestreichen.

Etwas nördlich davon liegt die Redoute von Souville und ihre beiden Annexbatterien, welche das Thal der Maas und die Woëvre-Ebene unter Feuer nehmen und das ganze Plateau beherrschen. Die Batterien des Tunnel und de l'Hôpital verbinden Fort Tavannes mit der Redoute von Souville.

Am Ostrande der Steilhänge des Plateaus ist neuerdings eine Anzahl von Werken angelegt worden, welche die Woëvre-Ebene unter Feuer nehmen und den Angreifer verhindern sollen, auf dem Plateau Fuß zu fassen und die das Debouchiren der Truppen des Vertheidigers begünstigen sollen. Diese sind das kleine Fort von Vaux, die Batterien de la Laufée, die Batterien

von Bourvaug, die Batterie von Mardi-Gras und das Fort von Moulainville mit seinen beiden Annerbatterien, ferner die Forts Landrecourt mit Anschluß-Batterie und Bois-Bourruas.

Im Norden von Belleville hat man die Idee, die Côte de Froide-Terre zu befestigen, aufzugeben, und das Fort Thiaumont beim Dorfe Fleury angelegt. Im Norden von Belrupt ist das Fort du Rosellier und seine Annerbatterie in der Mitte des Plateaus in weiten Richtungen angelegt worden, und beherrscht die Straße von Mars la Tour. Im Westen beherrscht das Fort Gaudainville das Maasthal und den jenseitigen Thalrand; dasselbe liegt nur 6½ km von Fort Génicourt entfernt.

Auf dem linken Maasufer jedoch existirt nur eine einzige Fortlinie, die der Redouten von 1875, welche neuerdings durch zahlreiche Batterien verstärkt wurden. Denselben ist jedoch das noch in der Vollendung begriffene Fort Sivry la Perche vorgelegen, welches 10 km von der Stadt entfernt ist. Die Anlage dieses Forts macht die Einschließung Verduns sehr schwierig und erweitert den Wirkungsbereich der Festung erheblich.

Die Werke auf dem linken Maasufer sind, von Süden angefangen, die folgenden: Die Redoute von Dugny, welche das Maasthal bestreicht, das Fort Landrecourt, zwei Kilometer westlich; die Redoute du Regret mit zwei Annerbatterien auf der Höhe von Saint Barthélemy; die etwas dahinter liegende Batterie de la Folie, welche die Schlucht von la Scance unter Feuer nimmt. Die Redoute von Lachaume mit ihren beiden Annerbatterien, welche das Scance-Thal und die Straße nach Sivry la Perche beherrschen. Vor derselben liegt der verschanzte Posten des Sartelles an derselben Straße. Nördlich desselben der Posten von Chana, der das Thal von Fromeréville unter Feuer nimmt. Es folgt weiter nördlich der Posten von Choisel, welcher die dortige Höhe und die ihr anliegenden Bachthäler bestreicht.

Das kleine Fort von Courru, das Fort de Marre und der Posten de la Belle-Epine, jede mit zwei Annerbatterien versehen, auf einer Höhe, welche das Becken von Verdun nach Norden begrenzt, gelegen, schließen in dieser Richtung die Befestigungen Verduns ab und beherrschen das Maasthal auf die weitesten Entfernungen. Dazu kommen noch in den Zwischenräumen der genannten Befestigungen die kleinen Werke von Pompelle, Bois du Chapitre, Baleycourt, Germonville, Charny, Eix, Manezel, St. Symphorien, Brugines, Montgrignon und Ollier. Die starke Gürtelfestung Verdun ist in ihrer derartigen heutigen Anordnung ein verschanztes Lager ersten Ranges, welches einer französischen Armee von mehreren Armeecorps, je nach der Verproviantirung des Platzes und in Anbetracht des Umstandes, daß etwa ein Duzend Dörfer und die ziemlich ausgedehnte Vorstadt du Pavé innerhalb desselben liegen, längeren oder kürzeren Aufenthalt und Schutz zu gewähren vermag. Die Verdun officiell zuertheilte Rolle ist nach dem Ausspruch des französischen Genie-Majors Marga nicht nur diejenigen eines großen Kriegsdepots, sondern eines Manövriplatzes, für welche letztere

Aufgabe es um so mehr geeignet erscheint, als innerhalb seines Festungsgürtels nicht weniger wie acht feste Uebergänge (darunter eine Eisenbahnbrücke) über die Maas, vorhanden sind. Die heutige Festung Verdun gestattet den in und bei ihr versammelten französischen Heeresresten sowohl in nördlicher Richtung gegen einen, auf die starke Position von Damvillers und die Ueberschreitung der mittleren Maas vorgehenden Angreifer, in Flanke und Rücken desselben in empfindlichster Weise offensiv zu werden und denselben am Forciren der Trouée von Montmédy-Verdun zu hindern, wie auch in südlicher Richtung gegen einen die Sperrfortkette und den Maasabschnitt zwischen Verdun und Toul angreifenden Gegner in ähnlicher Weise, während derselbe in der Front beschäftigt und festgehalten werden kann, vorzustoßen.

Durch das erst neuerdings erfolgte Vorschieben einer Reihe von Werken in nordöstlicher und östlicher Richtung, an den Rand der die Woëvre-Ebene beherrschenden Côtes de Meuse, ist der Angriff auf die Festung ganz erheblich erschwert worden, und ebenso im Westen durch den Bau des Forts Sivry la Perche, besonders auch die Einschließung des verschanzten Lagers, welches mit dessen Vollendung einen Umfang von über sechs deutschen Meilen erhält.

Wir erwähnten bereits, daß die wichtige Bahnlinie Metz—Verdun—Reims—Paris durch Verdun gesperrt wird, eine Sperrung, die um so nachhaltiger gestaltet werden kann, als dieselbe dort vermittelt eines Tunnels die Côtes de Meuse durchschneidet.

Verdun besitzt eine sich unmittelbar an die Stadtbefestigung anschließende, von derselben nur durch ein Glacis getrennte Citadelle, die jedoch in Anbetracht ihrer tiefen Lage im Maasthal, trotz des Schutzes, den ihr nasse Gräben und Schleusenpiele gewähren, keinen Werth als Abschnitt besitzt. Sind die Forts oder einige Forts genommen, so ist die Stadt und deren Befestigung dem Bombardement des Angreifers Preis gegeben und voraussichtlich sehr bald dessen Beute.

Der Gürtelfestung Verdun schließt sich in südlicher Richtung die Kette der Sperrforts bis nach Toul an. Dieselben liegen sämmtlich, bis auf das Werk les Paroques, auf dem rechten Ufer der Maas und zwar auf dem größtentheils bewaldeten und schwer wegsamen Höhen der Côtes de Meuse. In der Zahl der Sperrforts hat sich neuerdings nichts geändert und neu zu demselben hinzugekommen ist nur das wichtige Werk les Paroques, bestehend in einer starken Batterie zur Bestreichung des Rupt-Thals. Dagegen sind sämmtliche Sperrforts, wie wir bereits Eingangs andeuteten, mit Riez-, Granit- und Betonbekleidung gegen die gewaltige Wirkung der Schießwollgranaten versehen worden und einige derselben erhielten dem Bernehmen nach gepanzerte Geschützstände. Sämmtliche Sperrforts sind vollständig selbständige Werke, haben eine Besatzung von je einem Bataillon und sind wie erwähnt mit ca. 20—50 und selbst 80 Geschützen schweren und einer Anzahl leichter Caliber armirt. Bevor einige dieser Forts in die Hände des Angreifers gelangt sind, ist an einen Uebergang des Angreifers über die Maas nicht

zu denken, da die Forts in Abständen von höchstens 8 km von einander derart angelegt sind, daß stärkere Abtheilungen, ohne dem vernichtenden Feuer ihrer schweren Caliber ausgesetzt zu sein, ihre Zwischenräume nicht passiren können. Ein Brückenschlag über die Maas würde daher angesichts dieses Feuers noch weniger ausführbar sein.

Die Forts sind derart angelegt, daß sie ein weithin schußfreies Vorterrain um sich haben, sowie, daß sie die Hauptanmarschlinien unter Feuer nehmen können und daß größere Abtheilungen, ohne von ihnen beschossen zu werden, die Fortlinie und die Maas nicht zu passiren vermögen. Sieben derselben sind wie erwähnt durch Panzerthürme verstärkt. Von außen betrachtet verlaufen sie meistens ohne jeden erkennbaren Absatz im umgebenden Erdreich. Zwar feuern ihre schweren Caliber über Bank gegen die Anmarschlinien des Feindes und das Stabliren von dessen Batterieen, ist letzteres jedoch bei der voraussichtlichen Ueberlegenheit des artilleristischen Angriffs gelungen, so zieht der Vertheidiger die schweren Geschütze zurück und verläßt sich hinsichtlich der Abwehr des Sturmes auf die Wirksamkeit seiner niederen Grabenbestreichung, und tritt, sollten die Deckungen des Forts bis dahin Stand halten Durchgangsversuchen des Feindes zwischen den Forts, mit dem Feuer seiner leichten in casemattirten Räumen in Reserve gehaltenen Geschützen entgegen. Diese Geschütze vermögen, wenn es sie vorzubringen gelingt, von der Rückseite der Forts aus nicht nur nach seitwärts sondern auch nach rückwärts zur Bestreichung des Maasthals und Unterrains zu wirken. Ein den Forts anhaftender Nachtheil ist jedoch der, daß ihre Construction eine räumlich zu beschränkte ist, und daß sie daher von der Wirkung der neuen Sprenggranaten außerordentlich leiden werden. Gelingt dem Angreifer der unbemerkte und ungestörte Batteriebau einer an Wirkung der der Forts überlegenen Anzahl von Batterien und schießt er sich gut ein, so dürfte die Geschützwirkung eines derartigen Sperrforts allerdings sehr rasch zum Schweigen gebracht werden. Allein diese Aufgabe ist keine so leichte und besonders dann nicht, wenn hinreichend starke Streitkräfte der französischen Feldarmee und der Défense mobile aus den Intervallen der ihnen Schutz bietenden Forts gegen den Batteriebau offensiv vorstoßen. Zeitgewinn bedeutet für die im Aufmarsch begriffenen französischen Heere im vorliegenden Falle Alles und dürfte hier zur Erreichung dieses Zweckes selbst das vollständige Aufopfern von Truppen eintreten.

Die Sperrfortkette zwischen Verdun und Toul läßt sich im Speciellen in zwei Abschnitte theilen; den nördlichen, in welchem die Sperrforts auf dem Westhange der Côtes de Meuse liegen und das Maasthal unmittelbar beherrschen, und den südlichen, in welchem dieselben auf dem Osthange der Côtes de Meuse angelegt sind, jedoch das Thal der Maas höchstens an vereinzelt Stellen zu bestreichen vermögen. Die Sperrforts des nördlichen Abschnitts sind Génicourt, Fort de Troyon und Fort St. Mihiel

ober Camp des Romains, die des südlichen sind Fort de Liouville, Fort Gironville, Fort Jouy sous les Côtes und Fort de Lucey.

Fort Génicourt, 7 km südlich von Fort d'Gaudainville bei Verbun gelegen, beherrscht die von den großen Straßen von Conflans und Metz nach Verbun in's Maasthal führenden Straßen. Fort de Troyon, 7 km südlich Fort Génicourt bestreicht die von der Straße Wigneulles-Tresnes nach dem Maasthal führenden Wege. Das auf dem linken Maasufer gelegene, erst neuerdings erbaute Werk „les Paroches“ hat wie bemerkt die besondere Aufgabe, die Thalfentung des Ruptbaches, welche einen gedeckten, für alle Waffengattungen passibaren und nur in ihrem westlichen Theil durch den indirecten Schuß von den Forts de Troyon und St. Mihiel unter Feuer zu nehmenden Annäherungsweg bildet, zu sperren und zu bestreichen. Hier war in der That bis vor Kurzem eine 13 km breite Lücke in der Kette der Sperrforts vorhanden, welche bei der ersten Anlage derselben keine Beachtung gefunden hatte, und die nunmehr durch das Werk les Paroches geschlossen worden ist. Auf 5 km Abstand südöstlich von les Paroches liegt das große von Batterien umgebene Fort du Camp des Romains oder St. Mihiel. Dasselbe hat eine besonders günstige dominierende Lage und beherrscht die Straßen nach Thiaucourt, Pont à Mousson und Nancy, sowie den großen östlich vorgelegenen Wald von Apremont. Das Fort St. Mihiel ist von sehr beträchtlicher Ausdehnung und von besonderen Batterianlagen umgeben. In einem Abstände von 7 km liegt südöstlich davon auf dem Osthange der Côtes de Meuse das Fort Liouville, welches mit einer Enveloppe und Anschlußbatterien versehen ist. Dasselbe beherrscht die Annäherungswege von Pont à Mousson und das weithin übersichtliche und ebene östliche Vorterrain der Côtes de Meuse. Es folgt in südöstlicher Richtung auf 7 km Abstand das Fort Gironville, welches die große Straße von Pont à Mousson, die Westflüßdre des Forêt de la Reine und das Vorterrain bestreicht. 2½ km südöstlich davon liegt das Fort Jouy sous les Côtes, welches die Straße nach Commercy und das Bois de Loue unter Feuer nimmt.

Im weiten Abstände von 11 km schließt sich hier ebenfalls in südöstlicher Richtung das nordwestlichste Fort von Toul, das Fort de Lucey an die Sperrfortkette an, dasselbe beherrscht die Straße von Toul nach Thiaucourt und die von derselben zum Maasthal führenden Wege. Die hier befindliche, 11 km breite, nicht überall von den genannten beiden Forts unter Feuer genommene Lücke erscheint jedoch in Anbetracht der Nähe der großen Lagerfestung Toul unbedenklich.

Es bleibe an dieser Stelle nicht unerwähnt, daß die wichtige, die Festungen Toul und Verbun verbindende, im Maasthal entlang führende Eisenbahn, durch die Kette der Sperrforts vollkommen gesichert wird und daß die zahlreichen, auf dieser Strecke vorhandenen Maasübergänge im

gegebenen Fall leicht zum Abbruch vorbereitet und nach erfolgter Benützung vom Bertheidiger zerstört werden können.

Wir gelangen nunmehr zur Schilderung der heutigen Befestigungen der die Sperrfortkette an der Mosel abschließenden Festung Toul.

Toul, im Moselthal an der Krümmung gelegen, mit welcher dasselbe das Plateau von Haye, da wo der Rhein-Marne-Kanal das Moselthal verläßt, umschließt, ist von einer einfachen bastionirten Enceinte mit vorliegenden Ravelinen umgeben, und wird ringsum von den Höhen der Côtes de Meuse, des Mont St. Michel, des Plateau de Haye und denen von Domgermain beherrscht. Auch bei Toul wurden, ähnlich wie bei Verdun, gegen das Jahr 1875, indem man die Ausföhrung eines weit umfassender geplanten Projectes unterbrach, 4 Redouten auf den der Stadt im Süden nahe gelegenen Höhen errichtet, von denen aus im Jahre 1870 die Beschießung der Festung erfolgt war. Es waren dies die Redouten von Donnartin, Chandenev, du Tillon und de la Justice. Zwei dieser Redouten, die von Chandenev und du Tillon wurden später in Forts verwandelt, und ferner die damals bereits im Bau begriffenen Befestigungen des starken Forts auf dem Mont St. Michel vollendet.

Allein die mannigfachen und wichtigen, mit der erweiterten Befestigung von Toul verknüpfsten Zwecke geboten die Wiederaufnahme des früheren, nach 1870 entworfenen Planes, Toul in ein großes verschanztes Lager ersten Ranges zu verwandeln. Dasselbe soll als besonders wichtiger, von der deutschen Grenze nur 30 km entfernter Manövrirplatz zwischen Mosel und Maas, sowie als Sperrplatz für die Straße von Straßburg nach Paris und die Bahnlirien Nancy—Bitry le Francais—Paris, sowie Nancy—Neuschâteau—Chaumont und Langres dienen. Eine französische Armee, die sich in und bei Toul versammelt, ist in der Lage, einem Angriff gegen die Sperrfortslinie zwischen Toul und Verdun sowohl vor wie nach und während dieses Angriffs und des sich daran schließenden Maasüberganges in die linke Flanke und Rücken zu fallen, und ebenso gegebenen Falles gegen die rechte Flanke und den Rücken eines in der Trouée zwischen Toul und Epinal vordringenden Gegners vorzustößen. Um jedoch größeren Heeresmassen Aufnahme und Schutz gewähren und seine Aufgabe als großer Manövirplatz erfüllen zu können, bedurfte Toul eines weiter vorgeschobenen Fortgürtels. Die Arbeiten an demselben wurden im Jahre 1875 wieder aufgenommen und sind heute vollendet. Um das erforderliche schußfreie und übersichtliche Vorterrain zu erhalten, wurden auf den Côtes de Meuse starke Abholzungen vorgenommen und zur besseren Verbindung der einzelnen Werke unter einander um den ganzen Platz gute Kriegscommunicationen angelegt. Im Nordwesten der Festung wurde das weit hinaus geschobene Fort de Lucey mit seinen sechs Annerbatterien zur Verbindung mit der Sperrfortkette errichtet. Dasselbe beherrscht die Straße von Thiaucourt nach Toul und den südlichen Theil des Forêt de la Meuse. Das Fort ist

neuerdings durch einen Panzerthurm verstärkt worden. 2 km südöstlich von Lucey schließt sich das Vertheidigungswerk von Bruley nebst 4 Batterien an der Nordostspitze der „Position von Bruley“, auf dem südlich Lucey gelegenen Plateau an; 3 km von diesem Vertheidigungsposten liegt am Südhänge dieses Plateaus das Fort d'Ecrouves, welches den oberen Rand und die Abhänge dieses Plateaus flankirt, sowie das Thal des Ingressin und die Bahn nach Verdun und die östlich gelegene Côte Varine beherrscht. Zwei bei Mortemojelle und Ecrouves gelegene Annerbatterien bestreichen das westlich gelegene Nonnenthal und den Südbhang des Plateaus. Auf der entgegengesetzten Seite des Ingressinthales liegt auf einem die Ebene von Toul weithin dominirenden und die westlich gelegenen Höhen bestreichenden Höhengvorsprung das starke Fort Domgermain, dem das Thal von Passay westlich als Borgraben dient. Das 5 km südliche Fort Domgermain auf demselben Höhenzuge gelegenen Fort de Blenod beherrscht die Straße von Blenod nach Vaucouleurs, die Ebene südlich von Toul und die Eisenbahn nach Colombey.

Die Vertheidigung Toul's gegen Norden erfolgt hauptsächlich von dem starken Fort St. Michel aus, welches die Citadelle von Toul bildet und eine zusammenhängende, vorgeschobene Enceinte (nebst Batterien) von über 1 km Länge besitzt, welche die nördlichen vorliegenden Ebenen und Anhöhen vollständig beherrscht. Das Fort ist heute vollendet und dient jener Enceinte als Reduit. Im Süden von Toul beherrschen das Fort Tillon und die Redoute de la Justice die Ebene und das Mosel- und Ingressinthal.

Auf dem rechten Moseluser bestreicht das Fort von Willey-le-Sec das Plateau von Haye, das Moselthal und den Forêt de Bois l'Evêque. Das Fort ist besonders stark und besitzt einen neuerdings errichteten Panzerthurm, sowie vorgeschobene Batterien und eine Befestigungslinie, welche das in der Nähe liegende gleichnamige Dorf umgiebt. 4 km nordwestlich von Fort Willey-le-Sec liegt am Moselthalrand zur besseren Bestreichung desselben und des Moselthals sowie zur Verbindung mit Fort St. Michel das Fort von Gondreville, welches erst neuerdings vollendet worden ist. Hinter demselben liegt in zweiter Linie die Redoute von Dommartin.

Im Nordosten von Toul hatte man, da Fort St. Michel nur 1½ km von der Stadt entfernt ist, ein gegen die Ferme Libbeau vorgeschobenes Fort projectirt; in neuerer Zeit wurde jedoch dieses Project aufgegeben und man hat eine ganze Reihe weit vorgeschobener Werke bei Bouvron, Francheville, Willey-St. Etienne und im Süden bei Manol und Gye angelegt. Die Anlage dieser Werke erschien im Norden der Stadt um so nothwendiger, als von der Lifère der die Ferme Libbeau umgebenden Gehölze aus der nur 4 km entfernte Stadtkern von Toul mit Leichtigkeit bombardirt zu werden vermochte.

An die Lagerfestung von Toul schließt sich im Südosten das Fort

von Pont St. Vincent mit seinen Annerbatterien, und im Süden das Fort von Pagny la Blanche Côte mit den Annerbatterien Pagny und Uruffe an; das erstere beherrscht die Bahn nach Mirécourt und einen wichtigen Straßenknotenpunkt. Beide erweitern den Wirkungsbereich von Toul in südöstlicher und südlicher Richtung. Das letztere ist speciell gegen den Bau einer Umgebungsbahn Bézelize-Colombey-Sondrecourt angelegt.

Das verschanzte Lager von Toul hat eine Ausdehnung von 13 $\frac{1}{2}$ km von Norden nach Süden und von 11 km von Osten nach Westen. Zahlreiche Ortschaften begünstigen auch hier die Unterkunft der Truppen. Auch für Toul gilt jedoch, daß größere Heeresmassen nur vorübergehend je nach der Menge des in ihm lagernden Proviantes in dem verschanzten Lager Aufnahme finden können. Für die französische Feldarmee bildet es besonders bei Beginn eines Krieges mit Deutschland einen sehr wichtigen Stützpunkt; auch münden in Toul und in seinem geschützten Wirkungsbereich 3 und demnächst 4 wichtige Bahnlinien. Mit dem verschanzten Lager von Epinal ist Toul sowohl direct über Colombey, wie indirect über Neufchâteau durch die Bahn verbunden.

Um die Annäherung des Gegners per Bahn auf Toul und nach dem Süden zwischen Toul und Epinal zu erschweren, hat man den Eisenbahnknotenpunkt Frouard mittels eines starken Forts mit kleinem Panzerthurm und der Batterie de l'Épéron neuerdings befestigt und ebenso das Fort Manonvillers östlich von Lunéville gegen die deutsche Grenze als Bahnsperrepunkt vorgeschoben.

Das starke Fort bei Frouard ist neuester Anlage und Construction, es beherrscht die wichtigsten Zugänge zu dem Plateau des Forêt de Haye welches bei den französischen Befestigungsentwürfen für die Gegend von Toul mit Recht eine so große Rolle spielt, da es seinem Besitzer die gedeckte Annäherung, wenn auch nur auf einer Chaussee und den sie begleitenden Waldwegen bis auf 1 $\frac{1}{2}$ km an den Fortgürtel von Toul bei Billeu le Sec gestattet, 2 kleinere Werke, die Redoute Amance und die Batterie Mazevilles sind auf dem rechten Moselufer an die Bahn von Château Salins gegen die Grenze vorgeschoben, so daß die Bahnlinie Frouard-Villers, welche die Haupttransportlinien von Mainz und Straßburg auf Frouard vereinigt, heute 3 mal, die von Metz einmal durch starke Befestigungen gesperrt ist.

In Folge des Vorhandenseins dieser in südlicher und östlicher Richtung sich an die Befestigungen von Toul anschließenden Forts enthält die Trouée zwischen Epinal und Toul nur einen 5 deutsche Meilen breiten Raum der nicht unter Geschützfeuer liegt. Durch diese Lücke würde der Angriff einer deutschen Armee erfolgen können, da die an 5—6 Stellen auf dieser Strecke überbrückte Mosel, wenn wie zu erwarten, diese Uebergänge zerstört sind, verhältnismäßig leicht zu überbrücken und zu überschreiten ist. Allein die deutschen hier vorgehenden Heereskörper müssen während ihres

Vordringens auf starke Flankenstöße der französischen Armee aus Toul und Epinal gefaßt sein, und haben im weiteren Verlauf desselben die starke Position von Neufchâteau mit dem diesen wichtigen Straßen und Eisenbahnpunkt beherrschenden Fort Bourlémont zu überwinden. Leicht ist ihre Aufgabe keineswegs.

Wir schreiten nun zur Betrachtung des südlichen Befestigungsabschnittes der Ostfront und zwar zu der ihren Anfang bildenden Lagerfestung Epinal und bemerken gleichzeitig, daß das Project der Befestigung von Nancy definitiv aufgegeben worden ist.

Die ausgedehnte Gürtelfestung Epinal liegt mit ihrem Stadtkern tief eingeschnitten im Moselthal rings von dominirenden und bewaldeten, nahe an denselben herantretenden Höhen umgeben, so daß von einer Befestigung desselben durch eine kostspielige, neu anzulegende Enceinte als zwecklos, wenn einige Forts genommen sind, französischerseits Abstand genommen worden ist. Die Festung Epinal beherrscht und sichert die wichtigen Bahnlagen von Neufchâteau, Langres, Vesoul und Velfort. Innerhalb des verschanzten Lagers befinden sich nur 2 vorhandene permanente Moselübergänge, von denen übrigens eine größere Anzahl in Anbetracht der nicht erheblichen Breite der Mosel gebotenen Falls leicht herzustellen ist. Die Annäherung und der Angriff eines Gegners gegen die Forts wird durch die vorhandenen zahlreichen Waldungen, sobald es gelungen ist die Belagerungsbatterien in Position zu bringen, erleichtert. Der Anmarsch des Gegners kann mit Ausnahme der Südfront überall verdeckt erfolgen und der Vertheidiger über die Angriffsstellen im Ungewissen erhalten werden. Der Fortgürtel beginnt im Norden auf dem rechten Moselufer mit Fort Dogneville nebst einer Annerbatterie, auf einer Anhöhe, 2 km von der Mosel entfernt gelegen, an welche im Norden ein ausgedehnter Wald bis auf 1 km Abstand herantritt. Fort Dogneville beherrscht das Moselthal, die Bahn nach Nancy und die voliegenden Höhen und Annäherungswege, 2 km östlich davon liegt das Fort Longchamps mit 2 Annerbatterien. Dasselbe bestreicht die vorliegende Thalfestung, allein auch hier tritt ein Wald, der von Dognouville bis auf etwa 1 km an die Befestigungen heran. 5 km südlich Fort Longchamps verbinden die beiden großen, neu angelegten Redouten von La Justice das Fort Longchamps und die neu angelegten Batterien Carrières; in der Intervalle liegt die die östlich vorgelegenen Waldungen unter Feuer nehmende Batterie Des Abelphees. 1½ km südlich derselben liegt am Westrande des großen Waldes von Epinal das Fort Razimont und beherrscht die Hauptannäherungslinien auf denselben, jedoch keineswegs alle Zugänge desselben. Das 2½ km entfernte in der Nähe des Südrandes des Waldes von Epinal im Walde selbst gelegene Fort de la Mouche bestreicht das Moselthal und den südöstlichen Theil des genannten Waldes. Das etwa 1 Meile in südöstlicher Richtung auf dem linken Moselthalrande vorgeschobene Fort Arches nimmt ebenfalls das Moselthal und die hier mündenden Eisenbahnen

und Straßen nach Bruyères und Fraise unter Feuer. Etwa 7 km westlich von Fort Arches bestreicht Fort Bambois die Bahn und die Staken nach Vesoul, Millevilliers, Lure und Belfort. 3 km westlich davon beherrscht die Batterie des Triches die Zugänge von Süden her. 3 km westlich derselben liegt das Fort du Boulon, welches die Straße von Bains nach Epinal unter Feuer nimmt. In einem Abstände von etwa 3 km schließen sich in nordwestlicher Richtung die 3 Batterien und das Reduit von Thieba an, welche die Thalsenkung des Ostkanals unter Feuer nehmen. In einer Entfernung von abermals 3 km auf dem nördlichsten Vorsprung der Monts Faucilles gelegen beherrscht das Fort Girancourt nebst 2 neubauten Batterien, dieselbe Thalsenkung und die über Mirécourt nach Langres führende Bahn. Dem letzteren Zweck dient besonders auch die 4 km ostnordöstlich liegende Batterie von Sauchey. 4 km nördlich derselben erhebt sich das Fort von Uregney. Es nimmt dieselbe Bahnlinie und die Thalsenkung des Lavièrebaches unter Feuer. Sowohl an Fort Girancourt, wie an Fort Uregney treten jedoch ihnen westlich vorgelegene, Waldungen auf 1½ km heran; 1 resp. 2 km östlich von Fort Uregney liegt das Fort du Bois de l'Abbé und die Batterie de la grande Haye, welche die Straße nach Damèvre, die ihnen nördlich vorliegenden Waldungen und die Bahn nach Nancy unter Feuer nehmen. Beim Dorfe Jeurey ist ferner neuerdings auf dem linken Ufer des St. Oger-Baches ein Fort errichtet worden, welches die Straße von Rambervillers und die Thalsenkung des St. Oger-Baches beherrscht.

Das verschanzte Lager von Epinal hat einen Umfang von ca. 55 km oder 7½ deutsche Meilen und umschließt außer der 20 000 Einwohner zählenden Stadt Epinal etwa 12 Ortschaften, so daß die Unterkunft von Truppen begünstigt wird. Allein der von dem ausgedehnten Fortgürtel umschlossene Raum ist größtentheils unübersichtlich und von verhältnismäßig geringer Wegsamkeit, so daß eine rechtzeitige Unterstützung des Kampfes um die Forts an vielen Stellen erschwert ist. Das tief eingeschnittene, gut wegflame Bologne-Thal und der Wald von Epinal, sowie die Straße von Rambervillers gestatten im Osten dem Angreifer eine verhältnismäßig nahe gedeckte Annäherung, so daß der Angriff auf Epinal als leichter wie derjenige auf die Gürtelfestungen Toul und Verdun gelten muß. Ungeachtet dieser Verhältnisse bildet jedoch Epinal für den Aufmarsch der französischen Streitkräfte, besonders aus dem Süden Frankreichs, einen starken Stützpunkt und gestattet derselbe, einer innerhalb seines Fortbezirks concentrirten französischen Armee den beliebigen Uferwechsel der Mosel und ferner sowohl einen Vorstoß gegen Flanke und Rücken eines in die Trouée von Epinal-Toul vordringenden Heeres, wie gegen die rechte Flanke und den Rücken einer, die sich in südöstlicher Richtung anschließende Sperrforchette angreifenden Armee. Epinal bildet daher ebenfalls einen starken Manöverirplatz und rechnet man französischerseits hinsicht-

lich der Verteidigung seiner östlich gelegenen, ausgedehnten Wäldungen ganz besonders auf die Streitkräfte der „Défense mobile“, welche auf der ganzen Sperrfortlinie überhaupt sofort in Action treten sollen.

An das südöstliche Fort von Spinal, Fort Arches, welches in Folge seiner über eine Meile vom Kern der Festung entfernten Lage auch zu der Sperrfortkette gezählt werden kann, schließt sich diese letztere mit dem Fort Remiremont im Moselthal an. Fort Remiremont liegt in einem Abstände von $10\frac{1}{2}$ km von Fort Arches. Es hat eine das Mosel- und das Moselottenthal, sowie die Bahnlinsen in beiden Thälern weithin beherrschende Position. Allein die gegenüber liegenden Höhen des Forêt de Fossard dominieren das Fort um etwa 70 m und ihre Wäldungen gestatten eine gedeckte Annäherung der Belagerungsbatterien, allerdings auf schwierigen Waldwegen, bis auf 4 km. Gelingt es der Fortverteidigung nicht, den Batterienbau nachhaltig zu stören und vermag derselbe in hinreichender Ausdehnung zu erfolgen, so dürfte Fort Remiremont sich nicht lange halten können. Aus diesem Grunde ist dasselbe wohl auch neuerdings durch einen Panzerthurm verstärkt worden. Ähnlich liegen übrigens die Verhältnisse bei Fort Arches, wo der Batterienbau auf den gegenüberliegenden dominierenden Höhen des Forêt de Lanières bereits auf 2 km und nähere Entfernung möglich ist und analoge Verhältnisse finden sich mit Ausnahme des Fort de Servance auch bei den übrigen Forts der südöstlichen Sperrfortkette. Der Angriff auf dieselbe ist daher hier in vieler Hinsicht leichter; allein der Anmarsch des Angreifers mit seinem Belagerungsmaterial über die Vogesen und das in Batterie bringen desselben ist dagegen schwieriger und zeitraubender, sowie bedeutender Erschwerung durch die Thätigkeit der Truppen der défense mobile ausgesetzt; dasselbe gilt für das weitere Vorbringen desselben, nachdem die Sperrfortkette durchbrochen ist. Dieser Angriff führt überdies weit ab von der directen Operationslinie auf Paris und unmittelbar auf die große Lagerfestung Langres, welche ihm einen neuen Halt zu gebieten vermag. Ferner können von Belfort oder Besançon vorgehende Streitkräfte des Gegners den hier vordringenden Angreifer in die linke Flanke und im Rücken fassen. Die weiteren Befestigungen der dem westlichen Moselthalrande folgenden Sperrfortkette sind das $11\frac{1}{2}$ km von Fort Remiremont entfernte Fort Rupt mit drei Annerbatterien, welches das Moselthal, die Moselbahn und die anliegenden Thäler, sowie die Straße nach Lureuil beherrscht. 10 km davon entfernt liegt das Fort Château Lambert mit seinen Annerbatterien. Dasselbe bestreicht das Moselthal, die Moselbahn, sowie die Straße von Lure nach Gerardmer und Mühlhausen. 4 km südöstlich davon liegt auf der bewaldeten 1189 m hohen Bergkuppe des Ballon de Servance das gleichnamige Fort nebst Annerbatterien. Dasselbe nimmt die Straße nach Belfort und das Moselthal unter Feuer. Im Abstände von 11 km in südlicher Richtung folgt Fort Giromagny mit den Batterien Tête de

Blanches. Dasselbe beherrscht die Straße von Belfort und das mittlere Savourensethal, steht jedoch mit dem Fort des Ballon de Servance nicht in Geschützfeuer Verbindung. Beide letztgenannten Forts liegen im höchsten und unwegsamsten Theil der Vogesen, so daß die Bestreichung der wenigen Annäherungswege, welche Truppengattungen aller Waffen dort passiren können und müssen, zu deren Vertheidigung genügt.

In dem Abschnitt der Sperrforts von Spinal bis Belfort führen nur fünf große fahrbare Straßen in ost westlicher Richtung über die Vogesen, es sind die Straßen im Bolognethal, im Moselottethal, über den Col du Ménil, von Thann nach St. Maurice und von Mühlhausen nach Giromagny.

Diese sämtlichen Straßen werden durch die erwähnten Forts gesperrt. 8 km südlich von Fort Giromagny liegen am Osthange des Boivrethales die nördlichsten Forts von Belfort, Fort d'Arjet und Fort de Koppe, auf welche wir später zurückkommen werden.

Belfort in der Thalsenkung zwischen den Vogesen und dem schweizer Jura gelegen, erhielt nach dem Kriege von 1870/71 neue, weit ausgedehntere Werke und wurde zu einem großen und sehr starken verschanzten Lager umgewandelt. Jedoch auch in seiner heutigen Anordnung ist es, um alle Straßen, welche die Trouée von Belfort durchschneiden, im Falle eines Krieges mit Deutschland zu sperren, im Falle die Neutralität der Schweiz nicht respectirt wird, nach französischer Ansicht erforderlich, das Plateau von Rangiers zwischen Porrentruy und Delémont rasch zu besetzen, um die Straßen, welche über Delémont, Ferrette und Porrentruy in die Franche Comté führen, in die Gewalt zu bekommen. Die neu errichteten Forts beherrschen alle Straßen, welche das schweizer Gebiet nicht berühren, so daß die Vertheidigung Belforts sich dem letzteren gegenüber, die Innehaltung der Neutralität vorausgesetzt, passiv verhalten und alle ihre Kräfte in nördlicher Richtung verwenden kann. Drei Straßen-gruppen sind es, die gegen Belfort, Montbéliard und Pont de Noie convergiren und welche durch diese Befestigungen beherrscht werden.

Die Befestigungen von Belfort werden französischerseits in zwei Hauptgruppen eingetheilt: und zwar die Werke, welche die Trouée sperren und die „mobile Vertheidigung“ unterstützen sollen und die eigentliche Festung Belfort.

Die ersteren sind: 1. Die drei Batterien des Tete de Blanches 2 km nördlich des Forts von Giromagny. Diese Batterien wurden hier auf einer dominirenden Bergspitze angelegt, von der aus Fort Giromagny mit überlegener Geschützwirkung angegriffen zu werden vermochte. 2. Fort Giromagny. Dasselbe ist besonders gegen die von den nördlichen Forts von Belfort nicht beherrschte Straße von Petit-Magny nach Giromagny angelegt und hat neuerdings zwei Panzerthürme, sowie eine südöstlich vorliegende Annerbatterie erhalten. 3. Fort Salbert, 8 km südlich Fort Giro-

magny nebst drei Annerbatterien, auf dem Mont Salbert gelegen. Dasselbe beherrscht die Straße von Belfort nach Giromagny, die Bahn von Paris, die Straßen von Cloie und Lure; und dominirt Belfort und die Ebene von Giromagny vollständig. 3½ km südlich von Fort du Salbert liegt das Fort de la Côte, welches die Straße von Châlonvillers und die westlichen Höhen bestreicht. Ihm folgt 5 km südwestlich das Fort du Mont Baudois. Dasselbe beherrscht Héricourt und verbindet Belfort mit der Lifainelinie. 3½ km südöstlich schließt sich das neu errichtete Fort du Mont Danniin an, welches das Lifainethal unter Feuer nimmt. Dem gleichen Zwecke dient das 6 km südöstlich gelegene Fort de la Chaux, welches zugleich Montbéliard und das Savoureusethal bestreicht. Zu den Befestigungen von Montbéliard gehören ferner noch das Schloß, die beiden Batterien du Parc und die der Citadelle, sowie das 4 km südwestlich gelegene Fort du Mont Bart, welches das Doubsthal, die Bahn nach Besançon und Basel, sowie die Straße nach Willers ferrel beherrscht und durch eine Annerbatterie und den Posten de la Roche aux Corbeaux verstärkt ist.

Den Abschluß der Befestigungen der französischen Ostfront bis zur Schweizer Grenze bilden die Batterien von Pont-de-Noie an der Straße von Porrentruy, welche das Doubsthal beherrschen, ferner das 2 km östlich vorgelegene Fort und die Batterie des Roches an derselben Straße. Beide vertheidigen die wichtigen Doubs-Übergänge bei Pont-de-Noie. Dicht an der Schweizer Grenze endlich liegt 4 km südöstlich von Fort Roches das doppelte Fort des Mont Lomont, welches das Plateau von Blamont unter Feuer nimmt, und die Straße von Basel nach Besançon, sowie alle Straßen nach St. Hippolyte bestreicht. Das Fort wird verstärkt durch eine östlich gelegene Annerbatterie, sowie durch den Posten de la Roche Géla und im Südosten durch die Batterie des Etavons, welche das Doubsthal und die Brücken von Baufrey unter Feuer nimmt.

Die Befestigungen der Stadt Belfort, welche den Hauptstützpunkt der Vertheidigung der Trouée bildet, sind mehrfachen Projecten unterworfen gewesen. Das letzte derselben ist nunmehr zur Durchführung und Vollendung gelangt. Die Redouten von Bellevue, sowie der Basses- und Hauts-Perches sind durch permanente Forts ersetzt und die in südöstlicher Richtung bedeutend erweiterte Enceinte der Stadtbefestigung reicht heute bis an diese Forts und im Westen bis an das Fort des Barres. Im Westen gehören die zu dem Vertheidigungsgürtel zählenden oben erwähnten Forts du Mont Salbert und de la Côte und, nach dem Werke des französischen Genie-Majors Marga, auch noch das Fort du Mt. Baudois zu den Vertheidigungswerken der Stadt. Im Osten liegen dicht an derselben auf nur 1½ km Entfernung die Forts la Miette und la Justice.

Um diesen inneren Fortgürtel wurden zur Unterstützung der activen Vertheidigung der Festung im Jahre 1875 eine Anzahl provisorischer befestigter

Batterien angelegt und zwar auf der Ostfront die Batterien de Bécouse, Haute Taillis, Chevreumont, Bezelois, Merour, Évouance und Bosmont, sowie die Redoute von Danjontin. Auf der Westfront die Batterien Vermont, Dorans, Botans, Bitou, d'Arcerey, Côte d'Essert und du Chatelet. Durch den im Jahre 1883 definitiv angenommenen, nunmehr vollendeten, erweiterten Fortgürtel wurden diese Batterienanlagen ziemlich überflüssig, existiren jedoch heute noch. Die Forts der Ostfront aber sind Fort d'Arfot, Fort de Roppe, Fort Denney, Fort Bessoncourt, Fort Bezelois; die der Westfront: Fort du bois d'Oye, Fort du Mont Damin, Fort du Mont Baudois, Fort de la Côte (d'Essert) und Fort du Salbert.

Die Lage und Aufgabe der Forts auf der Westfront haben wir bereits erörtert, und erwähnen wir noch ergänzend, daß das Fort Bois d'Oye 6 km nördlich von Fort de la Chaux gelegen, in Verbindung mit diesem Fort das Savoureuse-Thal und dessen östliche Thalhänge, sowie die Bahn Belfort-Porrentruy beherrscht. 5½ km nordöstlich von Fort du Bois d'Oye liegt das südlichste der Forts der Ostfront: Fort de Bezelois, welches die Zugänge aus dem Bourbeuse-Thal und die Nordwestflüden der vorliegenden Gehölze und Höhen unter Feuer nimmt, sowie sowohl die Bahn nach Mühlhausen, wie die nach Porrentruy bestreicht. 4½ km nördlich liegt Fort Bessoncourt, welches die vorliegenden Seitenthäler des Madeleine-Baches und letzteres Thal selbst, sowie die vorliegenden Anhöhen und die Straße nach Fraix beherrscht. Nur 1½ km davon liegt nordwestlich Fort Denney zur Bestreichung des hier vielfach welligen und von Wasserläufen durchschnittenen Vorterrains, sowie der großen Straßen und der nördlichen Bahnlinie nach Mühlhausen. Fort de Roppe, auf bewaldeter, weithin dominirender Höhe, 3 km von Fort Denney gelegen, beherrscht die östlich und nördlich vorgelegenen, größtentheils bewaldeten Höhen und die Straße über Anjoutey. An Fort Roppe schließen sich 3 Annerbatterien an und das Fort dient einer besonderen Vertheidigungslinie, welche an der Lisière des ihm vorgelegenen Waldes von Arfot eingerichtet worden ist, als Reduit. Das nördlichste der Forts von Epinal, ist Fort Arfot. Dasselbe liegt 8 km südöstlich Fort Giromagny, auf den ausgedehnten, bewaldeten Höhen von Arfot. Es beherrscht das Voivre- und das Saroureuse-Thal, sowie die Bahn nach Gray und Giromagny und die von Norden auf Belfort führenden Zugänge.

Auch die starke Gürtelfestung Belfort vermag einer französischen Armee von mehreren Corps je nach dem vorhandenen Proviant auf längere oder kürzere Zeit Schutz und Aufnahme zu gewähren. Sie sperrt mit den sich ihr südlich anschließenden Befestigungen die Senkung zwischen dem Südhange der Vogesen und dem schweizer Jura. In ihrer heutigen, erst kürzlich vollendeten Gestaltung erscheint Belfort jedoch besonders zu einem offensiven Manövrir-Platz bestimmt, von welchem aus ein Angriff auf die obere Rheinebene und Süddeutschland erfolgen kann. Man hat französischer-

seits der alten Völkerstraße von Belfort den Charakter als Ausfallspforte Frankreichs wiedergegeben und zugleich den Gürtel der Sperrforts westlich und südlich Belfort bis zur Schweizer Grenze geführt. Allein die offensive Wirkungssphäre Belforts erstreckt sich auch in nördlicher Richtung auf diejenigen Heeresstheile eines Angreifers, welche es versuchen sollten, den höchsten Theil der Vogesen zu überschreiten und die Sperrfortkette zwischen Spinal und Belfort anzugreifen und zu durchbrechen. Hier kann bei dem Gebirgscharakter des Landes schon das Eingreifen kleinerer Detachements wichtigen Zeitgewinn und Erfolg bringen. Zu diesem Zwecke ist von der Besatzung in Belfort eine Brigade zur activen Verwendung im Vorterrain bestimmt. Die in Belfort untergebrachte Friedensgarnison von 3000 Mann besteht aus ausgesuchten Truppen. Alle Befestigungen sind, wie überhaupt die gesammten Befestigungen der „frontière militaire“ für einen sofortigen Kampf bereit. Die Casematten der Stadtbefestigung von Belfort können wie erwähnt außer einer gewissen Truppenzahl auch 2000 Stück Vieh aufnehmen.

Resumiren wir zum Schluß die heutige Bedeutung des Befestigungssystems der deutsch-französischen Ostfront, so weist dasselbe allerdings die französischen Armeen, selbst wenn deren strategischer Aufmarsch bewirkt durch etwa 10 an dieser Ostfront mündende Bahnlinien, von denen 8 zweigleisig sind, gleichzeitig mit dem der deutschen Heere erfolgen würde, voraussichtlich auf die Defensivseite hin. Man wird sich französischerseits die Gelegenheit nicht entgehen lassen wollen, gestützt auf einen so starken Vertheidigungsabschnitt, wie den der Sperrforts und der sie unterstützenden großen Lagerfestungen, dem Gegner in diesem Abschnitt große Defensivschlachten, in verchanzten und vorbereiteten Stellungen zu liefern, um ihm durch dieselben schwere Verluste zu verursachen, und dann selbst zur Offensive überzugehen. Die Sperrfortkette in ihrer heutigen Anordnung wird daher nicht verfehlen, eine starke Anziehungskraft auf die französische Heeresleitung auszuüben, und die französischen Feldarmeen an sich fesseln. Diese Anziehungskraft kann jedoch unter Umständen in verhängnisvoller Weise nachtheilig werden, indem sie die französische Heeresleitung günstige Momente zur Offensive versäumen läßt. Immerhin aber gewähren die Befestigungen der Ostfront den französischen Heeren eine außerordentliche Verstärkung. Gelingt es dem westlichen Gegner durch seine, wie erwähnt, sofort bereite mobile Vertheidigung des Vor- und Zwischenterrains der Sperrforts und dieser selbst den Aufmarsch seiner Heere zu sichern, so werden die deutschen Heere am Maas- und Moselabschnitt Schlachten zu durchkämpfen haben, die voraussichtlich zu den heißesten Kämpfen der Kriegsgeschichte zählen werden.

Allein die Ueberlegenheit ihrer Führung, Truppenausbildung und Disciplin wird ihnen auch in diesen schweren und hoffentlich noch recht lange erspart bleibenden Kämpfen den Sieg sichern.



Mondrondels.

Aus dem „Pierrot Lunaire“ von Albert Giraud.

Deutsch von

Otto Erich Hartleben.

— Berlin. —

1.

E inen weißen Fleck des hellen Mondes Auf dem Rücken seines schwarzen Rockes, So spaziert Pierrot im lauen Abend, Aufzusehen Glück und Abenteuer.	!	Plötzlich — stört ihn was an seinem Anzug, Er beschaut sich rings und findet schließlich — Einen weißen Fleck des hellen Mondes Auf dem Rücken seines schwarzen Rockes.
---	---	--

Warte, denkt er, das ist so ein Gipsfleck!
Wischt und wischt, doch — bringt ihn nicht herunter.
Und so geht er giftgeschwollen weiter,
Reibt und reibt bis an den frühen Morgen —
Einen weißen Fleck des hellen Mondes.

2.

Auf den Marmorstufen der Estrade, Flüchtig raschelnd wie mit seidnem Kleide, Tanzt der Staub in bläulich weißem Schimmer, Wirbelnd in den Kanten jeder Stiege.		Denn die Mondesgöttin wandelt leise, Leichten Schrittes die gewohnten Wege, Auf den Marmorstufen der Estrade Flüchtig raschelnd wie mit seidnem Kleide.
--	--	--

In den Staub vor seine bleiche Fürstin
Wirft Pierrot sich, im Gebet ersterbend:
Und da liegt der große, weiße Körper,
Aufgerankt und in die Höhe gebreitet
Auf den Marmorstufen der Estrade.

Der Violine zarte Seele
Voll schweigend reger Harmonien,
Träumt nun im offenen Gehäuse
Nachzitternder Erschöpfung Träume.

3.

Wer wird aus solcher Ruh sie rühren
Auf's Neu mit schmerzensächt'gem Arme,
Der Violine zarte Seele,
Voll schweigend reger Harmonien?

Ein feiner zager Strahl des Mondes,
Mit letzter Schmerzen süßer Qual
Ironisch tändelnd, reizt und reget
Leis mit dem silberhellen Bogen
Der Violine zarte Seele.

In der düstren, weihrauchschwülen Kirche—
Wie ein Strahl des Mondes, der sich
einstahl
Durch die halbverblähten Fensterbilder —
Taucht Pierrot aus schweigend dumpfer
Dämmerung.

4.

Auf das hohe Chor, verummant in
Schatten,
Schreitet er mit gottestrunknen Augen —
In der düstren, weihrauchschwülen Kirche
Wie ein Strahl des Mondes, der sich
einstahl.

Und da flammen plötzlich alle Kerzen,
Eodernd auf. Die Nacht zerreißt vor ihnen.
Und sie bluten auf dem lichten Altar
Wie der Finsterniß zerklaffte Wunden —
In der düstren, weihrauchschwülen Kirche.

Des Mondlichts bleiche Blüten,
Die weißen Wunderrosen,
Blühn in den Julinächten —
O bräch' ich eine nur!

5.

Den bangen Schmerz zu lindern,
Such ich am dunklen Strome
Des Mondlichts bleiche Blüten,
Die weißen Wunderrosen. —

Gesüllt wär all mein Sehnen,
Dürst' ich so märchenheimlich,
So selig leis entblättern
Auf Deine braunen Haare
Des Mondlichts bleiche Blüten.

Du nächtig todeskranker Mond
Dort auf des Himmels schwarzem Pfähl,
Dein Blick so fiebernd übergroß
Bannt mich wie fremde Melodie.

6.

An unstillbarem Liebesleid
Stirbst Du, an Sehnsucht, tief ersiebt,
Du nächtig todeskranker Mond
Dort auf des Himmels schwarzem Pfähl. —

Den Liebsten, der im Sinnenrausch
Gedankenlos zur Liebnen eilt
Belustigt Deiner Strahlen Spiel —
Dein bleiches qualgebornes Blut,
Du nächtig todeskranker Mond.

7.

Zu graus'em Abendmahle
 Beim Blendeglanz des Goldes,
 Beim flacker'schein der Kerzen
 Naht sich Pierrot dem Altar.

Die Hand, die gottgeweihte,
 Zerreißt die Priesterkleider —
 Zu graus'em Abendmahle
 Beim Blendeglanz des Goldes.

Mit segnender Geberde
 Zeigt er den bangen Seelen
 Die triefend rothe Hostie —
 Sein Herz in blut'gen fingern,
 Zu graus'em Abendmahle.

8.

Heil'ge Kreuze sind die Verse,
 Dran die Dichter stumm verbluten,
 Blindgeschlagen von der Geier
 Flatterndem Gespensterschwarme.

In den Leibern schwelgten Schwerter,
 Prunkend in des Blutes Scharlach.
 Heil'ge Kreuze sind die Verse,
 Dran die Dichter stumm verbluten.

Todt das Haupt nun, reis die Locken,
 fern, verweht der Lärm des Pöbels.
 Und auf's Haupt senkt sich die Sonne,
 Eine-rothe Königskrone . . .
 Heil'ge Kreuze sind die Verse!





Gustav Theodor Fechner.

Von

Ch. Acheltz.

— Bremen. —

Am 21. November 1887 wurde in Leipzig, der Stätte seines langjährigen Wirkens, ein Mann zur letzten Ruhe geleitet, der in seinem Leben einen höchst bedeutsamen Abschritt der geistigen Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts darstellt, der letzte Metaphysiker, wie man ihn nicht mit Unrecht genannt hat, Gust. Theod. Fechner. Gerade dadurch hebt sich ja das Genie über die Werkeltagarbeit gewöhnlicher Sterblicher in sonnenklare Höhe empor, daß sich in ihm die verschiedenen, scheinbar widerstreitenden Ideen des ganzen Zeitalters, wie in ihrem Culminationspunkt verdichten und sinnfällige Gestalt annehmen; das gilt, wie wir später sehen werden, in ganz besonderem Maße von unserem Gewährsmann, der selbst gelegentlich dem ungläubigen Zweifel begegnen mußte, wie es denn möglich sei, daß so verschiedene Werke wie z. B. Zendavesta und die Elemente der Psychophysik von ein und demselben Verfasser herrühren könnten. Aber nicht nur in dieser Beziehung bietet die Betrachtung dieser Persönlichkeiten die mannigfachsten, culturhistorisch interessanten Ausblicke, sondern es wird dadurch auch ganz allgemein das Verhältnis zwischen Philosophie und naturwissenschaftlicher Forschung überhaupt bestimmt. Um das zu würdigen, vergegenwärtige man sich kurz die bittere Feindschaft, wie sie bis zur Mitte der fünfziger Jahre zwischen beiden Wissenschaften in unserem Vaterlande ja leider bestand. Die frühere Königin der Wissenschaften war zur armseligen Bettlerin geworden, ausgestoßen aus dem Reiche ihrer so souverain ausgeübten Herrschaft, die

Naturwissenschaft vergalt die vielfach geringschätzigc Behandlung, die ihr zu Theil geworden war, mit aufrichtigem Hassc und fügte der nicht unverbienten Kränkung noch häufig den bitteren Hohn eines übermüthigen Siegers hinzu, kein schönes Schauspiel fürwahr und doch psychologisch nur allzu erklärlich. Bei dieser Katastrophe, welche das System des transcendentalen Idealismus ereilte, lag die Gefahr nahe, daß mit der berechtigten Opposition gegen die Mißgriffe und Irrthümer des speculativen Denkens ein voreiliges Anathema gegen jede Erkenntnistheorie überhaupt gefällt wurde, und diese Klippe ist leider nicht immer vermieden. Die populäre Aufklärung, die schon an und für sich nicht frei ist von einem bedenklichen Fanatismus, schwelgte in dem Vollgefühl des erreichten Erfolges und bezeichnete jeden Philosophen schlichtweg als Charlatan. Nur wenige, kritisch besonnene Männer verloren in diesem allgemeinen Rausch nicht die Haltung und machten darauf aufmerksam, daß jede, auch noch so streng erfahrungsgemäße naturwissenschaftliche Untersuchung letzten Endes nicht gewisse Hypothesen und Principien entbehren könnte, die sie eben nicht in dem eigenen Arsenal zu finden vermochte, sondern allein in dem der so verpönten Gegnerin. Zu ihnen gehört in erster Reihe der mit Fechner vielfach verwandte Landsmann Loke, der seine Aufgabe sehr anschaulich in die Worte zusammenfaßte, nachzuweisen, wie ausnahmslos univcrsell die Ausdehnung und zugleich wie völlig untergeordnet die Bedeutung der Sendung sei, welche der Mechanismus in dem Bau der Welt zu erfüllen habe. Beide Männer sind anerkannte naturwissenschaftliche Autoritäten, wenn auch nach verschiedenen Richtungen hin, beide fußen auf dem Princip einer durchgehenden, gesetzmäßigen, nach Maß und Zahl berechenbaren Organisation des Kosmos, und doch sind Beide einstiminig in der Ablehnung des grundsätzlichen Hasses, mit dem gerade die exacte Naturwissenschaft den weiteren Ausbau der Philosophie zu begleiten pflegt; Beide folgen in den letzten Entwicklungen ihrer Weltanschauung idealistischen Principien und suchen das Reich des Sciendens in der allumfassenden Macht des göttlichen Bewußtseins abzuschließen, und Beide endlich zeigen dieselbe lebhaftc Neigung zu poetischer und ästhetischer Gestaltung und Betrachtung. Doch wir müssen es uns versagen, diese Bezüge im Einzelnen weiter zu verfolgen, schon allein weil dadurch auch die Erörterung der betreffenden Unterschiede unausweichlich würde; wir wenden uns vielmehr unserer besonderen Aufgabe zu, indem wir zunächst mit kurzen Strichen das Bild unseres Forschers zu zeichnen versuchen, um dann (natürlich nur in den Grundzügen) den Aufbau und die Entwicklung seines Systems zu verfolgen. Auch das sei hier vorab bemerkt, daß wir uns in dieser Darstellung wesentlich nur als Historiker fühlen und somit selten aus dem Rahmen eines getreuen Portraits hinaustreten und uns zu einer persönlichen sei es zustimmenden, sei es ablehnenden Stellungnahme veranlaßt finden werden.

Fechner ist geboren am 19. April 1801 in Großsärchen in der Oberlausitz, als Sohn des dortigen Geistlichen. Nachdem er sein Studium in Leipzig absolvirt, habilitirte er sich daselbst 1823 als Privatdocent der Medicin und Naturwissenschaften, insbesondere für Physik und Chemie. Am 3. October 1834 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt, da traf ihn — schon fünf Jahre später — ein schweres Augenleiden, das ihn bis 1843 von der Ausübung seiner Berufspflichten fern hielt. Vielleicht hat dieser Anlaß eine geheime Neigung Fechners noch mehr verstärkt, den Blick von der alltäglichen Wirklichkeit auf die verborgenen seelischen Vorgänge und auf die der strengen Wissenschaft entrückten überirdische Welt zu richten, jedenfalls gab er nach seiner Wiederherstellung die Professur für Physik auf und wandte sich mehr der Naturphilosophie und Anthropologie zu. Doch läßt sich, wie begreiflich, diese Periode nicht genau abstecken; denn mitten in seine exacten Arbeiten (1836) füllt schon seine erste mythische Schrift: Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Auch andere Theile der philosophischen Wissenschaft wurden allmählich hinzugezogen, so die Ethik und Religionsphilosophie. Daneben nahmen die eigentlich fachwissenschaftlichen Forschungen ihren ungestörten Verlauf, von 1830—39 gab Fechner das pharmaceutische Centralblatt heraus, seit 1851 das Centralblatt für Naturwissenschaft und Anthropologie und später eine Reihe von Repetitorien für Physik, unorganische und organische Chemie. Sein bekanntestes und bahnbrechendes Werk ist die Elemente der Psychophysik, in welchem er auf dem Grunde der naturwissenschaftlichen Betrachtung und Hand in Hand mit einer höheren philosophischen Auffassung einen neuen Aufbau der Atomistik versuchte, den er nachher verschiedentlich weiter verfolgte (zuerst in dem Buch: Ueber die physikalische und philosophische Atomenlehre). Damit ist aber die reiche, vielumfassende Thätigkeit unseres bis in seine letzten Tage ungemein rüstigen Gelehrten noch nicht erschöpft. Zunächst bedarf es des Hinweises auf seine humoristischen Productionen, mit denen er z. B. die haltlosen Schwärmereien der Schelling'schen und Oken'schen Naturphilosophie geißelte (obschon nicht zu verkennen ist, daß er eine Zeitlang ihrem Einflusse sich kaum entziehen konnte); sodann haben wir von seiner Hand eine werthvolle Aesthetik, unter dem bescheidenen Titel: Vorlesule der Aesthetik, in welcher mit Erfolg der Versuch gemacht wird, die Gesetze unserer künstlerischen Anschauung aus den einfachsten Elementen unserer psychophysischen Organisation abzuleiten; endlich müssen wir noch auf eine Reihe von kritischen Schriften hinweisen, dazu bestimmt in den brennenden Tagesfragen des Darwinismus und der Descendenztheorie eine zutreffende Lösung an die Hand zu geben. (Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte der Organismen.) In allen diesen Werken offenbart sich der milde, versöhnliche Geist Fechners, der überall bestrebt ist, beim Gegner das Gute zu sehen; deshalb fehlt bei ihm die jetzt leider so häufige Gehässigkeit, unbequeme Ansichten moralisch zu discreditiren,

gänzlich, höchstens stellt sich dafür mitunter ein liebenswürdiger Humor ein, der nie verlesen kann. Was aber ganz besonders eigenartig ist an der Gestalt dieses Denkers, das ist die innige Vereinigung einer streng empirischen Richtung mit einer seltenen religiösen Wärme, die selbst den Gegner wohlthuend berührt; ohne in einen starren theologischen Dogmatismus zu verfallen, sucht er doch die wesentlichsten religiösen Ideen vor der zerstörenden Skepsis sicher zu stellen und namentlich die Persönlichkeit Gottes seinem Glauben zu retten. Man mag über dieses Verfahren denken, wie man will, aber soviel wird jeder Unbefangene zugeben, daß die angestrebte Versöhnung zwischen unseren sittlichen Idealen, welche unser ganzes Handeln bestimmen und den unanfechtbaren Principien unserer Erkenntniß besser, werthvoller ist, als jener klägliche Compromiß, wie er jetzt häufig gang und gäbe ist, auf der einen Seite der Wissenschaft die Ehre zu geben, auf der anderen aber ganz entgegengesetzten Empfindungen und Stimmungen sich zu überlassen, jedenfalls dem Radicalismus Lucrezens vorzuziehen, der sich in unseren Tagen wieder so breit macht, daß die ganze Religion nur einen einzigen, großen Irrthum des menschlichen Geschlechts darstelle. Das ist in kurzen Umrissen die Lebensarbeit eines schlichten deutschen Professors, die schon um ihres Reichthums willen eine eingehende Würdigung verdient; denn in der That begegnen wir in ihr den scheinbar widersprechendsten Strömungen unseres geistigen Lebens, auf der einen Seite den streng experimentellen Untersuchungen über die Grundlagen und Gesetze unseres Daseins (wir brauchen nicht daran zu erinnern, daß Fechner einer der Gründer der Psychophysik war), andererseits animistischen Vorstellungen, die uns fast an die naive Mythologie des Alterthums erinnern, mystischen Anwendungen, die vielfach über den Rahmen der exacten Beobachtung hinausführen, und bei dem Allen einer Schärfe der Kritik, welche meisterhaft die Blöße des Gegners zu erfassen versteht. Bei dieser Fülle der Probleme kann es nicht überraschen, wenn wir uns, wie schon oben erwähnt, vielfach mit einer knappen Skizze des Stoffes begnügen, nur bestrebt, die charakteristischen Momente dieser eigenartigen Weltanschauung in ein helles Licht zu rücken. Beginnen wir mit dem psychologischen Unterbau des Systems.

Es darf hier als bekannt vorausgesetzt werden, daß die moderne Forschung in der Empfindung und Bewegung die beiden entgegenstehenden Pole gefunden hat, an welche sie jedes Geschehen anknüpft, beide wechselseitig auf sich angewiesen und doch nicht auf einander zurückzuführen. Ueberall wo sich geistiges Leben regt, treten uns diese beiden Factoren mehr oder minder deutlich entgegen, und es liegt kein Grund vor, mit hochmüthiger Gelassenheit die höheren Vertreter des Thierreiches von dem Vorrecht seelischer Thätigkeit auszuschließen. Trotzdem die Thierpsychologie vielfach noch nicht (von einzelnen werthvollen monographischen Arbeiten abgesehen) das Studium sadenscheiniger Analogien und unbegründeter Hypo-

thesen überwunden hat, so dürfte doch der Satz, daß die Empfindung eine durchgängige biologische Erscheinung sei, wohl auf widerspruchslose Annahme rechnen. Diese Thatsache wird nun bekanntlich bedingt durch die Wirksamkeit der Nervenstränge, so daß, je mehr diese Fasern unserer Blicke entschwinden, wir um so rathloser in unserer Werthschätzung werden.

Obgleich nun Fechner an und für sich dieses Verhältniß nicht bestrittet, daß de facto besteht, so ist er doch mit der absoluten Fassung dieses Grundsatzes, daß sich überhaupt keine Empfindung ohne jenes Substanz denken lasse, durchaus nicht einverstanden. Zunächst bezieht er sich auf die Polypen. Ich will nicht in Anschlag bringen, daß in manchen niederen Thieren, insbesondere den Polypen, denen Empfindung und willkürliche Bewegung beizulegen, bisher noch Niemand Anstand genommen, bisher auch noch keine Nervenstränge haben entdeckt werden können. Unstreitig würde man entgegenen, sie werden schon noch einmal entdeckt werden, sie sind nur zu fein, durchsichtig, vereinzelt, als daß es bis jetzt gelungen wäre. Es mag wirklich so sein! Ich habe weder Grund noch Interesse es zu bezweifeln. Dieselbe Ausflucht stände dann auch bei den Pflanzen offen, aber ich bin weit davon entfernt, sie zu gebrauchen, es bedarf ihrer nicht. Die Ansicht, daß bloß mittelst Nerven Empfindung möglich sei, beruht überhaupt nur auf einer willkürlichen Hypothese oder auf dem Fehlschluß: weil Nerven bei Thieren zur Empfindung nöthig sind, sind sie überall dazu nöthig. Was kann man dagegen haben, wenn ich den anderen Schluß entgegensetze: weil die Pflanzen keine Nerven zur Empfindung haben, werden sie etwas Anderes dazu haben. Ein Schluß ist so viel werth als der andere, d. h. keiner taugt für sich etwas; es kommt darauf an, wie man ihn ferner stützen kann. (Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen S. 48). Andererseits verlangt natürlich Niemand das Zugeständniß einer adäquaten Empfindungsfähigkeit für die Pflanzen, wie für die animalischen Wesen; es handelt sich nur darum, ob die Beseelung, die wir sonst als ein unumgängliches Prädicat alles Organischen und Lebendigen gegenüber dem Todten und Unorganischen ansehen, plötzlich mit einem Schlage aufhören kann oder sich nicht vielleicht in unendlich feine Abstufungen allmählich differencirt. Was ließe sich nun positiv aus der nüchternen Beobachtung als Beleg anführen, um diesen anscheinend mythologischen Traum zu einer wissenschaftlich erprobten Wahrheit zu erheben? „Wir sehen das Athmen, Säftelauf, Stoffwechsel, Ernährung in den Thieren nur mit Hülfe von Nerven, den sog. Gangliennerven von Statten gehen; in den Pflanzen giebt es keine solche Nerven; doch geht Athmen, Säftelauf, Stoffwechsel, Ernährung noch so gut als im Thiere von Statten, ja es besteht, wie man meint, das ganze Leben der Pflanze eben nur darin. Kann aber die Pflanze ohne Nerven athmen und sich ernähren, warum nicht auch empfinden? Man sieht eben hier auf das Deutlichste, ja unwiderleglich, daß in den Pflanzen Vieles in andere Mittel gelegt ist,

was bei den Thieren in Nerven-Wirksamkeit gelegt ist. Den Pflanzen gehen freilich, außer den Gangliennerven auch noch die Gehirn- und Rückenmarks-Nerven (Cerebrospinalnerven) ab, und nur an die Thätigkeit dieser pflegt man die Seelenthätigkeit geknüpft zu halten; aber es geht in den Pflanzen ohne Gangliennerven etwas Sichtbares vor, was bei Thieren nur mit Gangliennerven vor sich geht, warum sollte nicht auch ohne Cerebrospinalnerven etwas Unsichtbares in ihnen vor sich gehen können, was bei Thieren nur mit solchen vor sich geht?“ (a. a. O. S. 44). Dieser Gesichtspunkt wird sodann für die Physiologie der Pflanzen näher ausgeführt; in derselben Weise wie die Nerven Träger und Leiter geheimnißvoller immaterieller Wirkungen sind, vollzieht sich dasselbe Spiel bei diesen niedrigsten Vertretern des organischen Lebens. „Wir wissen zunächst gar nicht, wie die Pflanze das macht, mit ihrem verhältnißmäßig einfachen Zellenbaue Stärke- mehl, Zucker, Gerbstoff, die verschiedensten Säuren zc. aus unorganischen Stoffen zu erzeugen; jede Pflanze erzeugt etwas Anderes mit einem anderen Bau, ohne daß wir jedoch irgend wie begreifen könnten, wie die andere Anordnung von Zellen, Fasern, Röhren dies bewirken könne: ein sicherer Beweis, daß hier schon noch etwas mehr als bloß Fasern, Zellen, Röhren wirksam sind. Daß nun dieses Mehr wirklich wenigstens mit in einem feinen, unwägbarern Agens liege, dafür spricht der Umstand, daß schon bei den gewöhnlichen chemischen Erscheinungen die außerhalb des Organismus von Statten gehen, ein solches mit im Spiele ist; Electricität wird dabei theils erzeugt, theils wirkt die erzeugte auf den chemischen Proceß zurück und so wird es keine Schwierigkeit haben, vielmehr die größte Aufforderung vorliegen, auch bei den ungewöhnlichen chemischen Erscheinungen in den Pflanzen ein solches vorauszusetzen, das oder dessen Spiel nur ebenso von dem Agens oder Spiel, das die gewöhnlichen chemischen Erscheinungen beherrscht, sich unterscheiden mag, als beiderlei Erscheinungen selbst sich von einander unterscheiden. Ist doch Grund zu glauben, daß auch die Erzeugung des Nervenagens, welcher Natur es immer sein mag, in den Thieren mit den darin vorgehenden chemischen Processen zusammenhängt, sowie darauf zurückzieht, so daß die Structur und Anordnung des Nervensystems nur für die Vertheilung und Verbreitung desselben von Bedeutung erscheint.“ Da aber diese ganze Erwägung die verhängnißvolle *qualitas occulta* bedenklich nahe berührt, so zieht unser Gewährsmann es letzten Endes vor, jener kaum genügend gestützten Analogie lieber zu entsagen und seine Anschauung durch eine andere Wendung zu empfehlen. „Statt hierbei Voraussetzungen von Etwas zu Grunde zu legen, wovon wir gar nichts wissen, wäre es jedenfalls am besten, von Erfolgen rückzuschließen, die deutlich vor Augen liegen. Wir sehen doch ganz geordnete Erfolge in den Pflanzen. Die Säfte laufen in bestimmter Richtung, die Blüthe steigt nach gewissen Regeln über der Pflanze auf, die Blätter setzen sich nach gewisser Regel im Umfange an, gewisse Zellenreihen füllen sich ordnungs-

mäßig mit diesen, andere mit jenen Stoffen; man betrachte auf manchem bunten Blüthenblatt die ganz regelmäßigen Zeichnungen, welche beweisen, daß die farbigen Säfte ganz bestimmte Wege nehmen, oder die Farbenproceße sich in ganz bestimmter Weise specialisiren. Alles das spricht doch jedenfalls für ein geordnetes Spiel von Kräften, mögen diese Kräfte und ihre Träger heißen, wie sie wollen; die Pflanze giebt darin dem Thiere Nichts nach, auch befolgt jede Pflanze eine andere Ordnung als die andere, wie jedes Thier mit anderem Nervensystem, ungeachtet die Pflanze überhaupt keines hat. Also anstatt von Abwesenheit der Nerven auf Mangel an Ordnung der in der Pflanze waltenden Kräfte, wie sie auch heißen mögen, zu schließen, sollte man umgekehrt von dem Dasein der Ordnung aufordnende Bedingungen dieser Kräfte schließen, und es sich dann nicht anfechten lassen, daß man diese doch nicht des Näheren kennt. Nur einen Beweis unserer Unwissenheit, nicht ihrer Abwesenheit kann man darin sehen“ (a. a. O. S. 47).

In dasselbe Gebiet gehören die auffallenden Erscheinungen, welche über die Anpassung der Pflanzen constatirt sind, indem sich dieselben je nach dem Eindruck der Umgebung verschieden an Lust, Licht und Erdbreich anbequemt haben. Diese Sensibilität einzelner starken mechanischen und menschlichen Reizen gegenüber ist bisweilen bis zu einem Grade gesteigert, daß man geradezu von einer beschränkten Bewegungsfähigkeit der Pflanzen sprechen kann, vermöge deren sie immer das jeweilig passendste Terrain für sich auffuchen. So erzählt Fechner unter vielen Beispielen folgenden Fall, daß ein Kartoffel- ausläufer, welcher bloß durch ein kleines Loch in einem Keller etwas Licht erhalten hatte, sich 20 Fuß über dem Fußboden nach dieser Oeffnung hingezogen habe. Eine andere bekannte Erscheinung ist das Verfahren der *Dionaea muscipula*, die mit ihrem klebrigen Saft die Insekten fängt und absorbirt, ja es fragt sich überhaupt, ob nicht das zweckmäßige Handeln ohne Bewußtsein der Zwecke (so lautet ja die gewöhnliche Erklärung des Instinctes) auch in diesem Sinne für die Pflanzenwelt in Anspruch genommen werden kann. „Wir nennen es Instinct, was jedes Thier lehrt, seine Bewegungen so einzurichten, daß seine rechten Lebensbedingungen ihm zu Gute kommen, wir wissen nicht, in welcher Weise lehrt. Was haben wir anders als alle äußeren Erscheinungen eines Instinctes in jenen Bewegungen der Pflanzen? Ein jedes Thier handelt anders in Folge seiner Instincte, weil ihm Anderes dient; auch jede Pflanze thut. Ich bringe einige Beispiele. Alle Pflanzen, die in der Erde wurzeln, treiben ihre Wurzeln gerade abwärts; die Mistel bindet sich nicht an diese Nothwendigkeit. Wozu diene es ihr auch? Sie wurzelt auf anderen Bäumen, und zwar nicht bloß auf der Oberseite, sondern eben so gern an den Seitenflächen oder Unterseite der Aestlein, in welchem Falle es ihr sogar nöthig werden kann, die Wurzel aufwärts zu treiben. Und so thut sie es auch, indem sie, wie immer die Oberfläche des Aestz gerichtet sein mag, ihr Würzelchen senkrecht dagegen treibt. Ja hängt man ein Mistelkorn an einem Faden in einer Linie Entfernung zur

Seite eines Astes auf, so spürt das Würzelchen sogar aus dieser Ferne, wo der Ast ist und richtet sich dagegen, rechts oder links, je nachdem der Ast steht. Freilich wächst es nun auch senkrecht gegen eine Wand von Stein oder Eisen, in der es eben keine Nahrung findet, und säet man Mistelkörner über die Oberfläche einer eisernen Kugel, streben sie alle mit den Würzelchen nach diesem Centrum, als könnten sie in dieser Richtung finden, was ihnen dient. Ihr Instinct täuscht sie hier. Aber ist das anders, als wenn die Henne Eier von Marmor ausbrüten will und die Wachtel der Vogelpfeife statt dem Ruf des Weibchens folgt? Der Instinct ist überall daran gebunden, sich durch physische Einwirkungen leiten zu lassen und nach Umständen also auch dadurch täuschen zu lassen. Unstreitig weiß das Mistelwürzelchen den Ast, die Wand aus der Ferne überhaupt nur dadurch zu finden, daß Luft und Feuchtigkeit und Licht und Wärme jetzt von dieser Seite her anders einwirken als von der anderen, daher es bei zu großer Entfernung sie auch nicht mehr findet. Im Allgemeinen und im Durchschnitt der Umstände wird der Instinct doch richtig durch diese Einrichtungen geleitet, weil seine Einrichtung darauf berechnet ist, aber wie überall bei allgemein zweckmäßigen Einrichtungen, kann in einzelnen Fällen, wo die normalen Umstände sich verkehren, auch einmal eine Unzweckmäßigkeit daraus entstehen.“ (S. 113).

Um diesen Erwägungen ein vorläufigen Abschluß zu geben, so erwähnen wir die schon oben flüchtig berührte Bedeutsamkeit des Lichtes für die Pflanzen, das ganz anders in ihren Lebensmechanismus eingreift wie in den unseren. „Wie viel mehr Bedeutung das Licht für die Pflanzen haben mag, als für uns, ergiebt sich, außer der Richtung, die sie gegen dasselbe annehmen, namentlich daraus, daß es so viel mächtiger in den ganzen Lebensproceß eingreift, als in den unseren. Wir wachsen nicht anders, wir athmen nicht anders im Licht als außer dem Licht. Spurlos und wirkungslos gleitet der Sonnenstrahl über unserer Haut hin, nur das Auge ist für seinen Reiz empfänglich. Aber die Pflanze spürt über ihre ganze Oberfläche hin den Reiz des Lichtes, wie den Mangel dieses Reizes. Er ist es, der sie ergrünen, er ist es, der sie erblühen macht; denn ohne Licht bleibt alles Kraut fahl, will keine Blüthe sich entfalten. Ohne Licht stockt ihre Ausdünstung, das Kraut hört auf Lebenslust von sich zu geben, die Sprossen werden schmal und lang und bleich; statt kräftiger, herber und bitterer Stoffe erzeugen sie nur fade und süßliche. Jeder andere Farbenstrahl hat anderen Einfluß auf den Lebensproceß der Pflanzen.“ (S. 76) Oder wie Fechner noch lebhafter diesen Vorgang schildert: „Statt ein buntes Bild der Gegenstände auf sich malen zu lassen, wie auf unserer Rezhaut geschieht, malt sie sich selbst bunt im Sonnenstrahl, verleiblicht diesen so zu sagen in sich. Licht wird Pflanze, sie zwingt ihm Farbe ab, es kocht in ihr Nektar und Duft, es gärt und schwillt Alles in ihr, sie entbrennt in ihm zu einem erhöhten Gefühl ihres eigenen durch-

leuchteten Daseins und wird hierin zugleich die Wirkung eines Höchsten über sie inne.“ Das Gesamtbild endlich der unaufhörlichen Thätigkeit des Pflanzenorganismus spiegelt sich sehr schön in der abschließenden Schilderung wieder: „Ueberblicken wir einmal im Zusammenhange den ganzen Lebenskreis der Pflanze, wie die Säfte in ihr so regsam quellen, wie es sie drängt, Augen und Zweige zu treiben und rastlos an sich selber zu gestalten, wie sie mit der Krone gen Himmel und mit der Wurzel in die Tiefe trachtet, selbstmächtig, ohne daß sie Jemand dorthin zöge oder ihr den Weg dahin wies, wie sie den Frühling mit jungen Blüten, den Herbst mit reifen Früchten grüßt, einen langen Winter schläft und dann von Frischem zu schaffen beginnt, im Trockenen die Blätter hängt und in der Fröhe sie aufrichtet, sich am Thau erquickt, als Schlingpflanze umherkriecht die Stütze zu suchen, wie die Blume erst in der Knospe still verborgen ruht und dann ein Tag kommt, wo sie sich dem Lichte öffnet, wie sie Düste auszuströmen beginnt und in Wechselverkehr mit Schmetterlingen, Bienen und Käfern tritt, wie das Geschlecht in ihr rege wird, sie Morgens sich aufthut, des Abends oder vor dem Regen sich schließt, dem Lichte sich zuwendet, — und es deucht mich, daß es uns doch schwer fallen sollte, diesen ganzen schwellenden und quellenden, an innerem und äußerem Wechsel so reichen Lebenskreis vergeblich oder leer für die Empfindung zu halten.“ (S. 60).

Wir fürchten, mit dieser Schilderung, die an die bekannten farbenprächtigen Bilder der griechischen Mythologie streift, Wenige befriedigt, vielmehr manchen Widerspruch erregt zu haben; scheint es doch, als wenn aller streng gesetzlichen Mechanik zuwider die Phantasie nach Willkür schalten und walten könnte. Namentlich, so wird man erregt fragen, wie verträgt sich damit das nüchterne Programm des naturwissenschaftlichen Denkens? Auch Fechner ist, wie leicht begreiflich, dieser Stein des Anstoßes nicht entgangen, so wenig, daß er sogar nicht ansteht, die bekannte Cardinalformel der Physiologie von der Identität unserer Sinnesanschauungen in Zweifel zu ziehen: „Was wir der Welt um uns abzusehen, abzuhören meinen, es ist Alles nur unser innerer Schein, eine Illusion, die man sich loben kann, wie ich's noch jüngst gelesen, bleibt aber eine Illusion. Licht und Ton in der äußeren, von mechanischen Gesetzen und Kräften beherrschten, zum Bewußtsein noch nicht durchgedrungenen Welt, über die organischen Geschöpfe hinaus sind nur blinde, stumme Wellenzüge, die von mehr oder weniger erschütterten materiellen Punkten aus den Aether und die Luft durchkreuzen und erst wenn sie an einem bestimmten Punkt derselben antreffen, sich durch den spiritistischen Zauber dieses Medium in leuchtende, tönende Schwingungen umsetzen. Ueber Grund, Wesen, nähere Bestimmungen dieses Zaubers streitet man, über die Thatsache ist man einig, und von allen Denk- und Erkenntnistheorien, in denen die Philosophie sich eben jetzt erschöpfen und leeren will, als wollte sie noch eine Philosophie

gebären, führt keine zu einem Zweifel an der Richtigkeit dieser Thatsache, es sei denn um den Zweifel für unlösbar zu erklären oder die Welt in Stäubchen zu zertrümmern, die nur sich selber, aber nicht die Welt erleuchten.“ (Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht Leipzig 1874 S. 4). Deshalb giebt sich unser Gewährsmann mit dieser Abwehr auch nicht zufrieden, sondern er sucht seine abweichende Ansicht durch eine weitere Perspective zu stützen, in dem er abgesehen vom menschlichen Bewußtsein ein allgemeines, die ganze Welt durchdringendes annimmt und durch diese substantielle Verknüpfung aller Dinge das geistige Leben über die ganze Natur ausgießt. „Damit das Licht über uns hinaus in aller Welt gesehen, der Schall gehört werde, muß es ein stehendes und hörendes Wesen dazu geben. Und hat man wohl nicht schon sonst von einem Gott gehört, der in der Welt allgegenwärtig und allwissend waltet? Für die Nachtansicht aber ist seine Klarheit, wenn er überhaupt noch für sie ist, über den Dingen; darum ist die Welt unter ihm so finster, stumm und öde. Für die Tagesansicht ist die Welt von seinem Sehen durchleuchtet, von seinem Hören durchtönt; was wir selber von der Welt sehen und hören, ist nur die letzte Abzweigung seines Sehens und Hörens, und über Allem, was er mehr als wir von der Zeit sieht und hört, baut sich in ihm auch Höheres als in uns.“ (a. a. O. S. 5.). Ueberhaupt aber genügt ihm der gewöhnliche mechanische Standpunkt, wie ihn die detaillirte Untersuchung, namentlich in der beschreibenden Naturwissenschaft nie zu verlassen braucht, für eine zusammenfassende Weltanschauung nicht mehr. „Die streng naturwissenschaftliche Betrachtung und Behandlung der Natur geht nur in einer gewissen Beschränkung auf die zur Natur zu rechnenden Bestimmungen ein, hält nämlich von der äußerlich sinnlichen Erscheinungswelt nur das Zählbare oder infinitesimal Summirbare nach Zeit- und Raummaß Bestimmbare fest, sagen wir kurz das quantitativ Bestimmbare fest, abstrahirt aber von aller qualitativen Bestimmtheit, wie solche, inneren sinnlichen Erscheinungen, als Lichtempfindung, Tonempfindung zc. zukommt. So bleibt für sie nur die Vorstellung räumlicher und zeitlicher Ausdehnung, die Vorstellung eines in diesem Raume gehaltenen, sei es nun ausgebehten oder in discrete Atome gespaltenen, jedenfalls qualitativ unbestimmt gelassenen oder gleichgültig gelassenen Etwas, was sie Materie nennt, und die Vorstellung von Lagen und Lagenveränderungen der Theile der Materie im Raume übrig. Sie legt der Materie Kräfte bei, die aber für naturwissenschaftlichen Standpunkt und naturwissenschaftliche Verwendung factisch durch nichts Anderes charakterisirt sind, als dadurch, daß aus gegebenen, quantitativ bestimmbar, zeitlich räumlichen Verhältnissen der Materie gesetzlich andere folgen, was sie als Wirkung der der Materie innewohnenden Kräfte bezeichnet . . . Nach Abstraction aber von allen Empfindungsqualitäten erkennt die naturwissenschaftliche Betrachtung doch an, daß je nach den verschiedenen Verhältnissen der materiellen Welt zu dem Theile,

den unser Körper davon für sie bildet, und nach dessen eigenen inneren Verhältnissen qualitativ bestimmte Empfindungen verschiedener Art in der Seele entstehen können, die an unseren Körper gebunden sind nach Gesetzen, die sie bis zu gewissen Grenzen in Physik und Physiologie selbst verfolgt, des Weiteren und Genaueren aber der Psychophysik zu verfolgen überläßt. Und umgekehrt schließt sie von solchen Empfindungen in uns auf das Dasein quantitativ bestimmter Verhältnisse in der Außenwelt, von Lichtempfindung in uns auf rasche Aetherschwingungen, von Tonempfindung in uns auf langsamere Luftschwingungen in der Außenwelt, ohne daß an diesen selbst für die naturwissenschaftliche Betrachtung etwas von der Empfindungen haftet. Kurz die naturwissenschaftliche Betrachtung objectivirt bloß quantitativ auffaßbare Bestimmungen unserer äußeren Wahrnehmungen als der Natur außer uns zukommend oder zur wesentlichen Charakteristik derselben gehörig und abstrahirt von den qualitativen. Nun ist es doch eine eigene Sache, wenn der Materialist und nicht bloß dieser, sondern im Grunde die ganze heutige, von der Nachsicht insicirte wissenschaftliche Welt der Natur über uns hinaus deshalb keine qualitative Bestimmtheit zukommend hält, weil der Naturforscher von ihr abstrahirt. Er hält es eben nur für seine Aufgabe, sich mit der quantitativen zu beschäftigen, indeß doch diese in untrennbarem Zusammenhange mit der qualitativen in seine Wahrnehmung eintritt. Soll die Welt über uns hinaus, indem sie qualitative Empfindungen in uns hinein erzeugt, selbst qualitativ leer, unbestimmt sein? Oder soll sie Qualitäten haben, die mit den von unserer Seele faßbaren unvergleichbar sind, von denen sich also nicht sprechen läßt, die man einfach dahin stellen muß? Aber das trifft doch factisch nicht für den Theil der Natur zu, der die äußerliche Erscheinung eines lebendigen Körpers giebt, sofern sich daran nach directer innerer Erfahrung die Empfindungsqualitäten des Sehens, Hörens u. knüpfen. Hier haben wir einen directen Anknüpfungspunkt in der Erfahrung für die Annahme bestimmter Qualitäten zu den quantitativen Bestimmtheiten der Natur über uns hinaus, den es nur zu verfolgen und auszubenten gilt. Wir schließen nach Analogie, Inductionen, Causalbetrachtungen von dem, was in uns gesetzlich zusammengehört, auf das, was davon über uns hinaus zusammengehört.“ (a. a. O. S. 233). Diese Auffassung von einem (freilich vielfach versteckten) geistigen Leben, das die Materie führt, — auch dies bildet übrigens eine charakteristische Aehnlichkeit mit Loges Ideen, — kann dann selbstverständlich nicht nur eine psychologische Forderung bleiben, sondern verlangt ihrerseits nach einer tieferen metaphysischen Begründung, mit der Fechner auch nicht zurtüchelt: „In der That bekenne ich mich in letzter Instanz zu einem objectiven Idealismus, was nicht hindert, vielmehr die Nöthigung bestehen läßt, eine körperliche Außenwelt und eine geistige Innenwelt insofern zu unterscheiden, als die erste durch den gesetzliche Zusammenhang von Wahrnehmungen, die in eine

Mehrheit von Einzelwesen fallen oder fallen können, letztere durch den Zusammenhang geistiger Bestimmungen, die schon in jedes Individuum für sich, resp. den allgemeinen Geist fallen, charakterisierbar ist.“ (a. a. O. S. 240). Der ganze Proceß der Welt, ja die ärmlichste menschliche Empfindung gipfelt somit in einem Alles umschließenden göttlichen Bewußtsein, als Centralpunkt des Universums.

Diese ganze psychologische Entwicklung würde aber eine empfindliche Lücke aufweisen, wenn wir nicht, sei es auch in gedrängter Kürze, die Leistungen Fechners auf demjenigen Gebiete würdigen sollten, auf dem er vor Allem neidlos als bahnbrechender Forscher anerkannt ist, wir meinen in der Psychophysik. Seine allgemeine Definition dieser Wissenschaft lautet so: „Wir verstehen darunter eine exacte Lehre von den functionellen oder Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Körper und Geist, allgemeiner zwischen körperlicher und geistiger, physischer und psychischer Welt (Elemente d. Psych. I, 8). Und in genauerer Ausführung: „Zum Gebiet des Geistigen, Psychischen der Seele rechnen wir überhaupt das, was durch innere Wahrnehmung erfasslich oder daraus abstrahirbar ist, zu dem des Körperlichen, Leiblichen, Physischen, Materiellen das, was durch unsere Wahrnehmung erfasslich oder daraus abstrahirbar ist. Alle Erörterungen und Untersuchungen der Psychophysik beziehen sich überhaupt bloß auf die Erscheinungsseite der körperlichen und geistigen Welt, auf das, was entweder unmittelbar durch innere oder äußere Wahrnehmung erscheint oder aus dem Erscheinlichen erschließbar oder als Verhältniß, Kategorie, Zusammenhang, Auseinanderfolge, Gesetz des Erscheinlichen faßbar ist, kurz auf das Physische, im Sinne des Physik und Chemie, auf das Psychische im Sinne der Erfahrungsseelenlehre, ohne daß auf das Wesen des Körpers, der Seele hinter der Erscheinungswelt im Sinne der Metaphysik irgendwie zurückgegangen wird.“ Es ist hier also ausdrücklich Abstand genommen von jeder hypothetischen Erörterung über die Substanz der Seele, sei es im materialistischen, sei es im idealistischen Sinne, sondern dagegen nur die unleugbaren Beziehungen zwischen unserem Bewußtsein und der Außenwelt als Ausgangspunkt festgehalten. „Im Besonderen zerfällt diese Lehre in eine äußere und innere Psychophysik, deren erste von den Beziehungen zwischen den psychischen Phaenomenen und äußeren Anregungsmitteln derselben, sogenannten Reizen, handelt, die andere aber von den Beziehungen der psychischen Phänomene zu den inneren, sogenannten psychophysischen, körperlichen Thätigkeiten, die ihnen unmittelbar unterliegen. Die erste fußt hauptsächlich auf Experimenten, die andere zieht unter Mit-zuziehung anatomischer, physiologischer und psychologischer Thatsachen Folgerungen aus der ersten“ (In Sachen der Psychophys. S. 3). Selbstverständlich bleibt aber für diese ganze Beweisführung, daß das Dasein der Seele keiner besonderen Begründung mehr bedarf, weder materialistisch der Stoff dafür eingesetzt wird, noch monistisch die ganze Außenwelt sich

in ein bloßes Spiel innerer Vorstellungen verflüchtigt — andernfalls würde von keinem Correlat beider Reihen die Rede sein können. Dagegen bleibt es zunächst (wenn auch nicht für den weiteren Aufbau der Erkenntnistheorie) gleichgültig, ob man die Seele mit Locke als einfaches, unausgedehntes Wesen betrachtet, oder mit Fehner ihr einen ausgedehnten Wirkungskreis zuweist, in dem sie in abgestuften Größenverhältnissen ihre Kraft zu entfalten vermag. In dieser Voraussetzung und in der weiteren Annahme, daß eben das Substrat des Psychischen durch die ganze Welt verstreut ist, geknüpft an ein bestimmtes System von Krasteinheiten, schließt die Psychophysik mit folgenden Gedanken: „Auf solche Weise ersparen wir uns den magischen Zauber, die *qualitas occulta*, welche uns diese oder jene exceptionelle Bewegungsform zur psychischen Leistung befähigen soll, und wird eine allgemeine, nicht bloß particular für Menschen und Thiere gültige Psychophysik möglich werden, in entsprechendem Sinne als wir eine allgemeine, für die ganze Welt gültige Physik und Mechanik haben. Wir werden die Gesetze der Psychophysik am Menschen erforschen und werden sie auf die Welt übertragen können. Bewußtes und Bewußtloses in der Welt wird nur zwei Fälle darstellen, welche zugleich maßgebend für ihr Verhältniß und für ihren Uebergang in einander ist.“ (Elemente d. Psych. II, 547).

Mit diesem Ausblick sind wir freilich schon in das Gebiet der vielumfochtenen Metaphysik gerathen; trotzdem dieselbe in unseren Tagen in weiten Kreisen, besonders der naturwissenschaftlichen Aufklärung nicht besonders gut angeschrieben ist, werden wir nicht umhin können, zumal aus Gründen historischer Treue, diesen Erwägungen eine kurze Aufmerksamkeit zu schenken: Wird doch der eigentliche Gehalt und die Färbung des Weltbildes gerade durch erkenntnistheoretische Principien und Voraussetzungen ganz besonders berührt. Um nun gleich den Kernpunkt der ganzen Frage voranzustellen, so würde es sich um eine Beantwortung des Problems handeln, was hat sich die Philosophie unter den letzten materiellen Bestandtheilen des Wirklichen, unter den Atomen, zu denken? Darauf entgegnet unser Gewährsmann folgendermaßen: „Man mag die einfachen Wesen materielle Punkte, Kraftmittelpunkte, punktuelle Intensitäten, substantielle Einheiten, einfache Realen, Monaden nennen, der Name ist gleichgültig. Ihre Natur, Bedeutung, Begriff, Verwendung und Verwerthung aber bestimmt sich dadurch und nur eben dadurch, daß sie als Grenze der Zerlegung des aufzeigbaren und mit aufzeigbaren Eigenschaften begabten objectiv (sinnlich äußerlich) erfasslichen realen Rauminhaltes auftreten. Nur in solcher Beziehung zum erfahrungsmäßig Gegebenen sind sie zu definiren; hiernach sind sie vorzustellen als Punkte nicht hinter oder außer Zeit und Raum, sondern in Zeit und Raum, nur mit Bedacht, daß, wie klein man diese Punkte vorstellen will, es inuner noch nicht reicht; die Mathematik hat an dergleichen schon gewöhnt; für uns

bleiben sie nur eine für die Construction des Gegebenen nothwendige Grenzvorstellung des Gegebenen, die letzten Bausteine des Gegebenen, aus denen es erbaut, weil in sie zerfällt werden kann.“ (Ueber philof. und physikal. Atomenlehre). Und weiter: „Wenn man die Verhältnisse unserer einfachen Atome den daraus zusammengesetzten Körpern gegenüber betrachtet, so wird man finden, daß ihnen eine Menge Eigenschaften fehlen, die den letzteren zukommen, in dem sie erst mit der Verbindung der Atome entstehen; und sofern sich der Begriff des Körpers doch nur mit Rücksicht auf diese Eigenschaften gebildet hat, hindert nichts zu sagen, daß die Atome unkörperlich seien, und die Körper also aus unkörperlichen Wesen zusammengesetzt seien, was keinen größeren Widerspruch enthält, als wenn man sagt, eine Gesellschaft werde aus Personen gebildet, die nicht selbst eine Gesellschaft sind, ein Baum werde aus Zellen gebildet, denen der Begriff des Baumes noch fern liegt.“ So faßt unser Autor die Atome als punctuelle Einheiten, die durch ihre Abstände die Erscheinungen gegenseitiger Anziehung und Abstoßung hervorrufen; nur durch diesen ihren discontinuirlichen Charakter verhindern sie ihr sonst unvermeidliches Zusammenfallen. „Mit dem Begriff der absoluten Einfachheit der Atome steht der ihrer absoluten Discontinuität in unmittelbarem Zusammenhange; denn sofern sie ohne Vielheit von Theilen und Seiten sind, können sie auch weder ein Continuum an sich sein, noch nach Theilen oder Seiten mit etwas Anderem, sondern jedes nur ganz mit sich selbst zusammenfallen. Umgekehrt sind sie als absolut discontinuirliche Wesen nothwendig absolut einfach zu denken. Unsere realen Wesen sind also einfach und absolut discontinuirlich in Eins.“ Welch einen erkenntnistheoretischen Werth hat aber nun diese atomistisch gegliederte Welt zu beanspruchen? Wie schon oben erwähnt, vermag Fechner den landläufigen Dualismus nicht zu theilen, vielmehr vertritt er einen im Allgemeinen bereits skizzirten Monismus, den er auch psychologisch zu begründen sucht: „Das Materielle, Körperliche, Leibliche und durch ein Verhältniß unmittelbarer Bedingtheit daran geknüpfte Psychische, Geistige sind zwei Erscheinungsweisen desselben Wesens, ersteres die äußere für andere Wesen, letzteres die innere Erscheinungsweise des eigenen Wesens, beide deshalb verschieden, weil überhaupt Ein und Dasselbe verschieden erscheint, je nachdem es von Verschiedenen von verschiedenem Standpunkt aufgefaßt wird. Also erscheint auch der materielle Gehirnproceß verschieden von den daran geknüpften Empfindungen und Gedanken, weil dasselbe Wesen, was beiden gemeinsam unterliegt, als Gehirnproceß äußerlich, als geistiger Proceß innerlich aufgefaßt wird. Und so wird auch für die Tagesansicht nach dieser monistischen Auffassung das gesammte Weltwesen, was uns äußerlich als materielle Natur und materieller Bewegungsproceß erscheint, sich noch in anderer Weise innerlich als geistiges (unseren eigenen Geist einschließendes) Wesen erscheinen können, und wir selbst werden als Theile des allgemeinen

Weltwesens nach körperlicher und geistiger Seite dieser doppelten Erscheinungsweise unterliegen.“ (Tagesansicht, S. 243). Daher erklärt sich auch der Parallelismus beider Momente einfach und natürlich aus der Identität desjenigen Wesens, das gemeinsam, obwohl für die Perspektive bedeutungsvoll verschieden, den correspondirenden Reihen zu Grunde liegt. „Der Parallelismus im Körperlichen und Geistigen erinnert an die Leibniz'sche prästabilierte Harmonie, nur daß er auf sehr anderem Grunde ruht, als diese. Nach uns wie nach Leibniz, wenn Etwas im Geiste geht, geht Etwas correspondirend im Leibe, ohne daß man sagen kann, Eins habe das andere hervorgerufen. Wenn aber nach Leibniz Seele und Leib gleichnißweise zwei Uhren sind, die miteinander zusammenpassend doch ganz unabhängig von einander nur vermöge ihrer guten Einrichtung durch Gott nie von einander abirrend gehen, ist es nach uns vielmehr ein und dieselbe Uhr, die sich selbst in ihrem Gange als geistig sich regendes Wesen und einem Gegenüberstehenden als ein Getriebe und Treiben materieller Räder erscheint. Statt prästabiler Harmonie ist es Identität des Grundwesens, was beide Erscheinungen zusammenpassend macht.“ Mit wiederholtem Nachdruck weist aber unser Philosoph darauf hin, diese Identität der Substanz nicht mit einer Identität der Prozesse zu verwechseln, als ob diese an sich genommen gleichartig seien und nur dem flüchtigen Blick als verschiedenartige Erscheinungen entgegentreten. Schon der ganze psychologische Standpunkt würde eine solche monistische Auffassung nicht zulassen. Das gilt im weiteren Sinne auch für die verhängnißvolle Frage des Seelenfuges, wo sich Fechner von dem ihm sonst so verwandten Loge entfernt. Er bezeichnet seine Ansicht im Gegensatz zu der Leibniz'schen Herbart'schen und Loge'schen, die er monadologisch nennt, als synchologisch und vertheidigt sie so: „Die monadologische Ansicht gestattet principiell der Psychophysik über ihren ersten Angriffspunkt hinaus (den sie in der sogen. äußeren Psychophysik findet) keine weitere Entwicklung (zur inneren Psychophysik), wogegen die synchologische ihr principiell eine mit der Naturwissenschaft im gewissen Sinne parallele, im andern Sinne sie übersteigende, unbeschränkte Entwicklung gestattet. Denn nach der monadologischen Ansicht sind alle geistigen Vorgänge nur innere Vorgänge des Atoms ohne wesentlichen Bezug zu körperlichen Vorgängen, die in einem Atom nicht statt haben können; nur die erregenden körperlichen Anstöße an den Atom von außen und Rückwirkungen nach außen sind psychophysisch faßbar und verfolgbar. Hingegen nach der synchologischen Ansicht sind alle verschiedenartigen geistigen Vorgänge an ebenso verschiedenartige körperliche Vorgänge (als einheitliche innere oder Selbstercheinungen derselben) gebunden; selbst jede einfache Empfindung an einem zusammengesetzten körperlichen Proceß, der höhere Verhältnisse einschließt, und selbst die höchste, göttliche geistige Thätigkeit entzieht sich diesem Princip nicht, sofern sie mit der allgemeinsten und

höchsten Ordnung der Weltverhältnisse solidarisch zusammenhängt.“ (Ueber physik. und philos. Atomenlehre, S. 255.) Dies ist der letzte ausschlaggebende Punkt, auf den Fechner überall großes Gewicht legt, daß seine synecologische Auffassung sämtliche Phänomene in der Bewußtseinseinheit Gottes zusammenfaßt, während die entgegenstehende Meinung diese Beziehung entweder dem religiösen Glauben zuweist oder sich in unlösbare Widersprüche verwickelt. „Während die synecologische Ansicht sich gar nicht anders abzuschließen vermag als in der Idee eines allgegenwärtigen, allwissenden, persönlichen, d. h. eine Bewußtseinseinheit in sich tragenden Gottes mit den innerlichsten, unmittelbarsten Bewußtseinsbeziehungen zu seinen Geschöpfen, vermag die monadologische in keiner Weise zu einer Vorstellung Gottes zu gelangen, welche nicht für das religiöse Bedürfnis eine Absurdität oder für das philosophische eine Inconsequenz wäre. Denn entweder ist nach ihr auch Gott ein in einem Punkt seiner Welt sitzendes Atom unter anderen Atomen, dem man aber ganz andere, wunderbar exceptionelle Kräfte zuschreiben muß, welche mit allen Kräften, die man sonst psychischen Atomen zuschreibt, unvergleichbar sind, mittelst deren es von seinem punktförmigen Sitz aus die Welt beherrscht, oder es ist kein Atom, die geistige Einheit wird bei ihm nicht durch einen einfachen Punkt repräsentirt (warum aber dann bei anderen Geistern?) oder der Gedanke Gottes wird in ein Glaubensgebiet verwiesen, welches sich mit unserem Wissensgebiet nicht berührt oder nicht verträgt, und dadurch die Lücke und der Widerspruch zwischen Glauben und Wissen festgehalten, deren Beseitigung wir vielmehr von der Philosophie zu fordern hätten, oder er wird in mystisch-phantastische Unklarheit versenkt.“ Freilich sind wir mit dieser Erörterung von der eigentlichen Metaphysik schon in das mehr oder minder strittige Gebiet der Religionsphilosophie getreten, aber weil gerade diese nicht zum Wenigsten die Eigenart unseres Gewährsmannes veranschaulicht, so möchten wir noch einen Augenblick dabei verweilen. So sehr der nüchterne Begründer der Psychophysik als inductiver Naturforscher einem streng empirischen Aufbau der Erkenntniß huldigte, so sehr er einer verschwommenen Speculation abgeneigt ist, so sehr betont er doch andererseits die Geltung bestimmter Axiome und Forderungen, die sich letzten Endes nicht exact beweisen lassen. „Alles Allgemeinste, Höchste Letzte, Fernste, Feinste, Tiefste ist überhaupt seiner und unserer Natur nach Glaubenssache. Daß die Gravitation durch die ganze Welt reicht und von jeher gereicht hat, ist Glaubenssache; daß überhaupt Geseze durchs Endliche verfolgt, in's Unbegrenzte von Raum und Zeit wirken, ist Glaubenssache; daß es Atome und Undulationen des Lichtes giebt, ist Glaubenssache; der Anfang und das Ziel der Geschichte sind Glaubenssache, sogar in der Geometrie giebt es Glaubenssachen, in der Zahl der Dimensionen und den Sätzen für die Parallelen. Ja streng genommen, ist alles Glaubenssache, was nicht unmittelbar erfahrbar ist, und was nicht logisch

feststeht. Ein jedes Wissen um das, was ist, setzt sich fort in Glauben und muß sich darein fortsetzen und endlich damit abschließen, damit es einen Zusammenhang, einen Fortschritt und einen Abschluß des Wissens gebe.“ (Tagesansicht, S. 17.) Vielen wird diese religiöse Färbung methodologischer Fragen wahrscheinlich nicht sehr zusagen; doch darf man im Interesse einer unparteiischen Beurtheilung nicht vergessen, daß Fehner z. B. für seine Ansicht von der Beseelung der Pflanzen oder von der Möglichkeit einer für sich selbst bestehenden sinnlichen Empfindung nur eine logische Möglichkeit und Widerspruchslosigkeit für sich geltend macht, aber keine strenge Beweisbarkeit beansprucht.

Indem wir aber nach unserer ursprünglichen Absicht von einer detaillirten Kritik überhaupt absehen, müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf den dritten wesentlichen Bestandtheil der Fehner'schen Philosophie richten, auf die Ethik.

Die Rigorosität der Kant'schen Sittenlehre ist zum großen Theil nur aus der berechtigten Opposition gegen den leichten Eudämonismus zu erklären, wie er Mitte und Ende des vorigen Jahrhunderts in der gebildeten Gesellschaft herrschte; deshalb der unerbittliche Krieg gegen alle Lustempfindungen, ja gegen jede empirische Entwicklung überhaupt. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben und in der Sorge, die systematische Begründung der Sittlichkeit nicht etwa mit einzelnen sittlich werthvollen Behandlungen zu verwechseln, verlor man jede Fühlung mit der Wirklichkeit aus den Augen und gefiel sich eben in einem künstlichen, lebensunwahren Schematismus der Begriffe. Fehner, wiederum hier Locke ähnlich, sucht den Eckstein, wie er sich ausdrückt, den die Bauleute verworfen haben, aufs Neue hervor und zwar die Lust, die er gerade um ihrer empirischen Rücksicht halber verteidigt.“ Kant nennt es einen Fehler aller Principe der Lust, daß sie die Moral zu etwas Empirischen machen; denn was Lust und Unlust gebe, könne nur aus Erfahrungen erkannt werden. Ich finde meinerseits einen Vorzug aller Lustprincipe darin, daß sie ihrer Natur nach nicht nur alle Erfahrungen im Leben für die Lehre und folgeweise wieder für das Leben nutzbar zu machen gestatten, sondern daß sie sogar nöthigen, auf die empirische Natur der Menschen und Dinge einzugehen. Wie sollte dann die Lehre vom Handeln, das sich im Empirischen zu bewegen hat, selbst unabhängig vom Empirischen sein? Es schiene mir das wie eine Physik, die von der empirischen Natur des Körpers und der Bewegung abstrahiren oder diese im Kopfe construiren wollte, was man freilich versucht hat, aber mit welchem Erfolge? Wirklich hat auch der Versuch, die Moral als Wissenschaft über dem Empirischen des Lebens schwebend zu erhalten, damit sie sich nicht die Füße darin beschmütze, immer den Erfolg gehabt, daß sich das Empirische des Lebens nun auch nicht um die Wissenschaft der Moral gekümmert hat, beide neben einander hergegangen sind, oder daß man das Empirische noch nachträglich mit schlechter Verknüpfung an das Principielle

hat anhängen müssen. Ein Princip, was brauchbar sein soll für das empirische Leben, kann sich lebendig und lebendigmachend auch nur am Empirischen selbst entfalten; und je nothwendiger es desselben zu seiner eigenen Entfaltung bedarf, desto mehr wird dies ein Beweis sein, daß es dessen Seele ist. (Ueber das höchste Gut S. 41.) Trotz dieser Anlehnung an die unmittelbare Wirklichkeit wird aber nicht jede Lust als solche der anderen gleichwerthig gesetzt, vielmehr sucht Fechner einen feinsinnigen Unterschied dadurch zu gewinnen, daß er nicht das etwaige augenblickliche höchste Behagen, sondern die Möglichkeit einer entsprechenden Lust auch für die Zukunft als entscheidendes Kriterium aufgestellt. „Gewöhnlich, wenn man geistige Lust der sinnlichen gegenüberstellt, hat man stillschweigend eben nur edle oder gute geistige Lust gemeiner oder schlechter sinnlicher gegenüber im Auge; und dann versteht es sich freilich von selbst auch im Sinne unseres Principis, das erstere höher zu schätzen; denn edle oder gute geistige Lust wird eben nur dadurch edel oder gut, daß ihr Lustwerth nicht blos am Augenblick hängt, sondern daß sie auch Quell überwiegender Lust ist oder mit solchem zusammenhängt. Dies gilt von aller Lust an echten Schönen und Wahren, an nützlichen Thätigkeiten, vor Allen von der Lust des guten Gewissens, als wirksamstem Motiv zu fernerm Gutherhandeln. Aus solchen Arten von Lust oder dem, woran sie geknüpft sind, können sich ganze Folgenreihen von Lustwirkungen für die Menschheit entwickeln; und hiergegen kann eine einzelne sinnliche Lust freilich nicht Stich halten, wenn sie Nichts oder nur Lustverderb für die Folge nachläßt. Aber so wie sie ist, hat doch die sinnliche Lust so gut Werth als die geistige, und es wäre sonderbar, wenn man einen Regenten lobte, weil er auch mit für das materielle Wohl seiner Unterthanen sorgte, und doch diesem selbst keinen Werth beilegte.“ Dieser Gedanke einer genau abzustufenden Bemessung des Werthes, welcher der Lust je nach ihrer Wirksamkeit für die Zukunft zukomme, führt dann von selbst zu einer ganz allgemeinen Gegenüberstellung der beiden conträren Principien, ihrer Entwicklung und ihres anzustrebenden Ausgleiches. Es versteht sich von selbst, daß wir uns hier nicht in das Detail einlassen können; wir greifen nur einige bedeutsame Ausführungen heraus. Zunächst wird betont, daß mit jenem Princip durchaus nicht ein zügelloses Genießen gefordert sei, das selbstverständlich jede tiefe Empfindung und damit auch jedes sittliche Wollen abstumpfen müsse, vielmehr eine objectiv wie subjectiv genommen zureichende Lust, die eben dadurch auch wieder für später als Motiv wirksam bleiben könne. Sodann wird das etwaige Behagen des Bösewichtes an seinen Thaten in seiner Leerheit und sittlichen Bedeutungslosigkeit nachgewiesen, ja ihm überhaupt der Name der echten Lust abgesprochen. „Der Böse hat, sofern er eben böse ist, Lust an dem, was Unlust, der Gute, sofern er gut ist, Lust an dem, was Lust ins Ganze bringt und hierdurch wird auch Beider Trieb zum Handeln bestimmt. Also ist die Lust des Ersten selbst als Unlustquell, die des Letzten als Lustquell für

das Ganze zu betrachten.“ Endlich aber stellt Fehner in folgendem Satz das allgemeine Principe für seine eudämonistische Weltanschauung auf: „Der Mensch soll, so viel an ihm ist, die größte Lust, das größte Glück in die Welt überhaupt zu bringen suchen, ins Ganze der Zeit und des Raumes zu bringen suchen. Unlust mindern ist aber gleichgeltend vom Mehreren der Lust.“ (a. a. D. S. 10.) Indem damit vor der Hand also der Ursprung des Uebels völlig unangetastet bleibt, handelt es sich gemäß dieser univiersellen Lustbalance in erster Linie um die Beseitigung, resp. Verminderung des thatsächlich bestehenden Bösen, zu welcher hehrer Aufgabe ein Jeder nach Maßgabe seiner Kräfte und Fähigkeiten mitzuarbeiten verpflichtet ist. Ja in diesem Sinne, sagt Fehner, giebt es für jede gerechte Lust einen Ort und eine Zeit, die von keiner anderen mit größerem Vortheil eingenommen werden könnte, und hierdurch erhält die kleinste, sinnliche Lust so gut ihre Stelle als die größte und als die geistigste; ja selbst die Unlust, sofern sie geboten ist, bringt hierdurch mit Einrechnung ihrer Folgen ein größeres Lustresultat in die Welt, als jede Lust an ihrer Stelle. Dieselbe unmittelbare Fühlung mit der concreten Welt sucht unser Gewährsmann hinsichtlich des vielbesprochenen Problems der Entstehung und Bedeutung des Gewissens herzustellen; während für die idealistische Schule das Apriorische als solches das unmachsfällige Gebot: Du sollst, den eigentlichen Werth ausmachte, sucht er die unverkennbaren Schwächen dieser Beweisführung ans Licht zu ziehen. „Gewöhnlich bezeichnet man das Gewissen nach allen seinen Momenten als etwas schlechthin Angeborenes. Nun ist zuzugeben, daß dem Menschen die Lust in manchem einfachen Guten, woraus vieles Andere fließt, und ein demgemäßer Trieb wirklich angeboren sei. Die Mitlust an der Lust Anderer, die Lust daran, denen Gutes zu thun, die uns Gutes gethan haben, die Lust an der Einstimmung der Vorstellungen, als erste Grundlage der Wahrheitsliebe, und die Unlust an dem Gegentheil der Unterlassen von Allem diesen sind gewiß nicht erst durch Erfahrung und Erziehung erworben und eingepflanzt. Nur wird dies Alles compensirt durch eine ebenso angeborene Sucht, unser Wohl doch dem von Anderen vorzuziehen, die Lust dem Bösen zuzufügen, der uns Böses gethan hat, die Lust unserer Phantasie freien Lauf zu lassen und uns durch Unwahrheit vor Strafe zu schützen, die Lust der Mutter ihr Kind zu verziehen und ihr Stiefkind unfeinetwillen zurückzusetzen. So giebt es im Angeborenen so viel Böses als Gutes“ (a. a. D. S. 51). Deshalb wird der Nachdruck nicht so sehr auf die Thatsache dieses sittlichen Organs als solchen gelegt; sondern auf die Entwicklung und Leitung desselben, sowohl im privaten als öffentlichen Leben, bis aus den ursprünglich schwankenden, ja unberechenbarem Wandel ausgefegten Entschlüssen die unverbrüchlichen Formen des ethisch gereiften Thuns hervorzuwachsen, wie sie das Kennzeichen einer innerlich gefestigten Weltanschauung sind. Die Wirksamkeit und Geltung aber des Gewissens wird im allgemeinen Resumé so bestimmt: „Das Gewissen charakterisirt sich

durch ein Borgefühl sowohl als Nachgefühl von Lust, was sich an gute Handlungen, von Unlust, was sich an böse knüpft, einen demgemäßen Trieb, der, wenn nicht immer überwiegend, doch immer vorhanden ist, einen Tact endlich in Beurtheilung dessen, was gut und böse ist, der in Zusammenhang mit jenen Gefühlen steht. An den unterscheidenden Charakter derselben knüpft sich nämlich die Unterscheidung des Guten und Bösen selbst.“ Anstatt, also in einem unableitbaren Gebot: Du sollst den letzten Erklärungsgrund für die Willigkeit zu finden, mit der wir uns jenem Princip zu fügen pflegen, will Fechner denselben ganz empirisch in der Natur des menschlichen Gemüths, das überwiegend die größeren Lustquellen bevorzuge, und in der allgemeinen Weltordnung begründet wissen; denn wie er treffend bemerkt, mir scheint darin (nämlich in jener Form des Sollens) Nichts zu finden, als die Spur einer Erziehung durch Menschen. Weil die Menschen ihre Forderungen immer in solcher Form an die Menschen richten, wiederholt freilich auch das von Menschen erzogene Gewissen seine Forderungen unter derselben Form.

Für die Eigenart der von uns entwickelten Weltanschauung ist wohl kaum ein Zug bezeichnender, als daß der allen Extremen abholde, mit tiefer Religiosität erfüllte Forscher doch in dem berüchtigten Streit zwischen Determinismus und Indeterminismus nicht umhin konnte, voll und ganz auf die Seite jenes naturwissenschaftlich allein durchführbaren Principes zu treten. Daß die landläufige Auffassung der Willensfreiheit die größten Irrthümer in sich schließt und voreilig moralische Bedenken an die Stelle logischer Kriterien setzt, muß jedem Unbefangenen sofort auffallen; deshalb handelt es sich zunächst um eine Klärung des Gesichtspunktes. Der Indeterminismus argumentirt etwa so: „Eine Entscheidung und demgemäße Handlung hat überhaupt nur insofern sittlichen Werth oder Unwerth, als sie Freiheit voraussetzt und aus Freiheit erfolgt, daher die Thiere, als der Freiheit entbehrend, nicht sündigen können. Die Freiheit fällt überhaupt nur in das geistige und für den Menschen vielleicht nur in das sittliche Gebiet, geht hingegen der Natur, den niederen befeelten Wesen und den niederen Trieben des Menschen selbst ab, die der Mensch deshalb mit höherer Freiheit beherrschen soll. Daß ein gesetzlicher Gang im geistigen wie im materiellen Geschehen überhaupt besteht, wird nicht geleugnet; nur daß da, wo Freiheit ist, in jeder Zeit ein Bruch dieser Gesetzmäßigkeit bewirkt werden kann. Daher können immer neue, durch nichts vorher zulänglich bedingte Anfänge, Anstöße in den Weltlauf, von welchen ab das Geschehen bis zu abermals neuen Anstößen seinen nothwendigen, gesetzlichen Gang befolgt.“ (Tagesansicht S. 169.) Weiter wird in diesem Sinne gefolgert, daß durch die deterministische Ansicht die Welt zu einer bloßen Maschine erniedrigt werde und jedes geistige Phänomen sich zu einem mechanischen Naturproceß verschlechtere. Sittlichkeit, Zurechnung, Vergeltung, Schuld und Strafe würden imaginär und gänzlich unbegründete Erscheinungen sein, da ja eben das nur geschehen könne, was

ja auch geschehen müsse. Wie kann aber, fragt unser Autor, ein Wesen sich überhaupt entscheiden, und wie kann die Entscheidung aus einer solchen Freiheit, die das ganze bisherige Wesen Nichts angeht, dasselbe verantwortlich machen? Ja, was steht mir dafür, wenn ich, statt durch indeterministisch freie Entschlüsse, vielmehr durch gute, angeborene Anlagen, Erziehung, Beispiel u. s. w. dahin gekommen bin, daß es mir zur zweiten Natur geworden ist, im Sinne der allgemein göttlichen Weltordnung . . . zu fühlen, zu denken, zu handeln, daß nicht die folgenden freien Entschlüsse mich das Schlechte vor dem Guten vorziehen lassen? Alle Motive, die aus dem bisherigen Dasein erwachen, sollen ja blos als Anregungen dienen, meine Freiheit indeterministisch zu brauchen, worin gar keine Sicherstellung für den Vorzug, ja für die Wahrscheinlichkeit des Vorzuges des einen vor dem andern liegt.“ Faßt man also die Freiheit in diesem, auch von Kant gebrauchten Sinne, eine Reihe von Erscheinungen, wie er sich ausdrückt, von Neuem anzufangen, so ist sichtlich der psychische Zusammenhang zerrissen und dafür das unberechenbare Moment einer grundlosen Willkür zur Herrschaft erhoben. Noch schärfer hat aber Fechner ähnlich wie schon der alte Spinoza durch eine psychologische Zergliederung des ganzen Herganges das Unzutreffende des liberum arbitrium indifferetiae gekennzeichnet: „Ich kann so, ich kann so wollen und finde weder äußere noch innere Bestimmungsgründe in mir, die mich zu dem einen oder anderen zwingen, kann also auch beliebig zwischen beiden schwanken, ja es widerstrebt mir zu denken, daß ich nur wollen kann, was ich wollen muß. Sehe ich aber näher zu, wie der freieste Entschluß, was ich so nenne, endlich zu Stande kommt, so ist es ein im Bewußtsein endlich zum Uebergewicht kommendes Motiv, was nicht aus der Luft, sondern aus dem früheren Entwicklungsgange her und den gegenwärtigen Mitbestimmungen stammt, das zur Entscheidung führt; das Gefühl aber, sich vorher so oder so entscheiden zu können, ist eben nur das Gefühl, daß von den hierhin und dorthin treibenden Motiven noch keins zum Uebergewicht gekommen ist; endlich siegt ein Motiv und sofern der Streit wie Sieg ins eigene Innre fällt, uns nicht äußerlich aufgezwungen ist, rechnen wir Beides als Sache innerer Freiheit.“ Wesentlich stützt sich mithin dieser Irrthum auf die psychologische Unkenntniß unserer eigenen Organisation, so daß es uns nicht in jedem einzelnen Fall möglich ist, durch genaue Analyse das entscheidende Motiv für eine That zu finden und wir daher fast unwiderstehlich gezwungen werden, dafür eine aus der Nähe des Unbewußten hervorbrechende Action gänzlich imaginärer Willkür einzuschieben. Daß endlich auch für den indeterministischen Standpunkt der wahre Werth einer sittlichen Handlung nicht in der formalen Freiheit als solcher bestehen kann, folgert unser Denker aus der Erwägung, daß doch sonst das freierwählte Böse denselben Grad ethischer Beurtheilung erhalten müsse, wie die frei vollzogene gute That; es komme letzten Endes

auf die Qualität der Gesinnung an, die sich in dem Streben offenbare. Die Motivierung selbst aber, die jeder Handlung voraus geht, darf natürlich nicht als äußerer, mechanischer Zwang gefaßt werden, vielmehr als innere Nothwendigkeit, die sich aus dem Complex aller früheren psychischen Ereignisse von selbst ergibt. Dies ist dasjenige, was im Einklange mit allen empirischen Beobachtungen und den Thatfachen der Psychophysik unter der Autonomie und Selbstbestimmung des Willens vernünftigerweise verstanden werden kann, die Unabhängigkeit also des Wollens von äußeren Versuchen, seine Entfaltung lediglich nach den Normen seines eigenen Wesens und die Constituirung dieser seiner Selbststoffbarungen als Sittengesetz, das dann durch Erziehung, Gewöhnung und sociale Züchtung, endlich durch bewußte Anerkennung eine mehr oder minder unbestrittene apriorische, allgemeine Geltung erlangt.

Wir können diese Skizze nicht schließen, ohne ein Princip noch kurz zu erörtern, das für die gesammte philosophische Weltanschauung Fechners, wie für seine Ethik insbesondere charakteristisch ist, wir meinen die Teleologie. Und um so mehr fühlen wir uns hierzu veranlaßt, als es ja heutigen Tags gerade dieser Grundsatz ist, auf den die populäre naturwissenschaftliche Aufklärung mit ausgesprochenem Hohn herabzublicken pflegt, als ob sie selbst in den einfachsten biologischen Processen dieses Erklärungsmittel entbehren könnte. Unser Gewährsmann findet mit Recht die jetzt herrschende Verkennung der teleologischen Auffassung darin begründet, daß man kein mit dem Causalgesetz solidarischer Princip habe entdecken können und gefürchtet, die unnahbare Integrität jenes zu verletzen; um beiden Anforderungen gerecht zu werden, stellt er ein Schema auf, das er das Princip zur Tendenz der Stabilität nennt. Um diesen Ausdruck zunächst innerhalb seiner physikalischen Sphäre zu erklären, so sind alle in regelmäßiger Periode wiederkehrend Lagen- und Bewegungsverhältnisse der Theilchen eines materiellen Systems oder der Schwerpunkte ganzer Massen stabile Verhältnisse, die asymptotisch nach der absoluten Ruhe und Bewegung auseinander gehen. Dieses Gesetz bestimmt auf Grund der wirklichen Kräfte (Bewegung, Geschwindigkeit u. s. w.) die Wiederkehr früherer Beziehungen unter den gleichen Bedingungen, wenn auch häufig nur approximativ und diese Periodicität tritt um so sicherer ein, je mehr jene Annäherungsverhältnisse systematisch zusammen passen. Dieser Grundsatz ist auch auf das geistige Gebiet anwendbar, indem die functionellen Erscheinungen der höheren Organismen derselben Höhe einer constanten Ausgleichung zustreben und so den Charakter des Zweckmäßigen gewinnen. „In der That, überlegen wir es näher, so heißen uns die Entwicklungsvorgänge, die Einwirkungen und Außenbedingungen eines Organismus nur eben insofern zweckmäßig, als sie zu einem approximativ stabilen organischen Zustande zu führen und einen solchen innerhalb gewisser Zeitgrenzen, wenn auch mit größeren oder geringeren Abänderungen fortzuerhalten vermögen;

denn das Sterben eines Organismus beruht nach seiner materiellen Seite auf dem Verlust der organischen Stabilität. Hiernach fällt das Princip zur Tendenz der Stabilität mit dem teleologischen Princip, soweit dieses auf die materielle Seite der organischen Welt beziehbar ist, zusammen. Damit aber, daß die Tendenz zum Ziele noch nicht die Erreichung des Zieles bedeutet und das Ziel überhaupt nur in Approximationen erreichbar ist, gewinnen wir auch den Gesichtspunkt dafür, daß die organische Welt trotz des Waltens des teleologischen Princips indeß doch fortgehend noch so vielen Störungen unterliegt, die den Charakter des Unzweckmäßigen tragen.“ (Ideen zur Schöpfungs- und Entwicklungs-geschichte, S. 90.) Des näheren wird die psychische Verwendung dieses Princips so bestimmt: „Um das vereinbarte Princip der Causalität und Teleologie mit auf die psychische Seite der Existenz zu übertragen, hat man nur anzunehmen, daß die psychische Tendenz zur Stabilität Träger einer psychischen Tendenz zur Herbeiführung und Erhaltung eben der Zustände, worauf die physische geht, sei, dabei aber in Rücksicht zu ziehen, daß die psychische Tendenz theils über, theils unter der Schwelle des Bewußtseins seien und theils instinctiv, theils mit Vorstellung des äußeren Mittels, wodurch sie sich vollzieht und des Zweckes selbst behaftet sein kann.“ (a. a. O., S. 92.) Dieser letzte Zusatz ist insofern bedeutsam, als dadurch eine annähernd genaue psychologische Bestimmung der dabei wirksamen Factoren ermöglicht wird nach den bekannten psychophysischen Grundsätzen. Indem nämlich jede Lust mit einem ins Bewußtsein fallenden Streben verbunden ist, denselben Zustand zu erhalten, resp. zu verbessern und dementsprechend die Unlust mit einem Streben ihn zu beseitigen und zu vermindern, so lassen sich nach Intensität und Quantität der Reize die Beziehungen der Stabilität und Instabilität zu einander abgrenzen. „Insofern bewußte Antriebe immer mit Lust und Unlust in Beziehung stehen, kann auch Lust und Unlust mit Stabilität und Instabilitätsverhältnissen in psychophysischer Beziehung gedacht werden und es läßt sich hierauf die Hypothese begründen, daß jede die Schwelle des Bewußtseins übersteigende psychophysische Bewegung nach Maßgabe mit Lust behaftet sei, als sie sich der vollen Stabilität über eine gewisse Grenze hinaus nähert, mit Unlust nach Maßgabe, als sie über eine gewisse Grenze davon abweicht, indeß zwischen beiden als quantitative Schwelle der Lust und Unlust zu bezeichnenden Grenze eine gewisse Breite ästhetischer Indifferenz besteht.“ (a. a. O., S. 94.) Solche psychophysische Zustände, in welchen die qualitative Schwelle der Lust überstiegen wird, heißen harmonische im Gegensatz zu den disharmonischen, welche die Schwelle der Unlust überschritten haben, zwischen beiden fallende indifferente und in diesem Sinne wird aus dem Princip der Tendenz zur Stabilität das der Tendenz zur Harmonie, das die Welt beherrscht.“ (Tagesansicht, S. 210.) Anstatt also wie bisher meistens beide Standpunkte auf gegenseitige Kosten zu degradiren, würde man durch

jene Vertiefung der Beurtheilung in der Tendenz zur Stabilität für das einfache causale Geschehen zugleich das teleologische, d. h. zugleich die Frage des Weßhalb gelöst haben, indem, wie Fechner bemerkt, psychische und physische Tendenzen nach denselben Zielen gehen. „Je nachdem nun der causale oder teleologische Gesichtspunkt klarer vorliegt oder die Richtung der Betrachtung durch die Absicht derselben bestimmt ist, wird man sich vorzugsweise an den einen oder den anderen halten können.“ (a. a. O., S. 93.) Je mehr eben das Bewußtsein auch in seinen schwächsten Offenbarungen sich als die selbstverständliche Voraussetzung eines jeden Geschehens ergibt, um so mehr schließt die Zweckmäßigkeit als verständliches Ziel des Thuns diesen Vorgang ab. Und so wurden wir jetzt zu den Sätzen zurückgeführt, welche uns schon die psychologische Erwägung nahe legte, nämlich das Bewußtsein nicht für ein ausschließlich menschliches Phänomen zu halten, sondern für ein die ganze Welt umspannendes. Lassen wie den Autor für sich selbst sprechen: „Ich wüßte nicht, was gegen eine mit Bewußtsein sich vollziehende Einrichtung der gesammten materiellen Welt, darunter der irdischen und organischen, bewiese. Man findet einen Gegen Grund darin, daß diese Einrichtung sich mit gesetzlicher Nothwendigkeit vollziehe und mag nicht zweierlei Gründe des Geschehens statt eines haben, bewußte Antriebe und gesetzlich wirkende Kräfte. Nun sind aber gerade die, welche sich am entschiedensten auf diesen Standpunkt stellen, zugleich am festesten überzeugt, daß alle, selbst die höchsten Bewußtseinsprocesse im Menschen, den Willen desselben nicht ausgenommen, an materielle Vorgänge geknüpft sind, welche mit gesetzlicher Nothwendigkeit entstehen und vor sich gehen und die Bewußtseinsprocesse ebenso gesetzlich nothwendig mitführen. Wie können sie also in einer gesetzlichen Nothwendigkeit, mit welcher materielle Processe vor sich gehen, einen Gegen Grund darin finden, daß dieselben Träger von Bewußtsein, beziehentlich von bewußten Antrieben, welche eben dahin, wohin die materiellen zielen, sind? Weshalb soll die schöpferische, ordnende, bildende Thätigkeit der Welt überhaupt eine gesetzlose sein, um sie für eine bewußte halten zu können?“ (Ideen, S. 96.)

An den Schluß unserer Darstellung gelangt, mag es uns vergönnt sein, an der Hand einer zusammenfassenden Charakteristik Fechners durch Zeller, unser eigenes, bis dahin absichtlich zurückgebrängtes Urtheil, soweit das überhaupt statthaft ist, zu begründen. Da unsere Aufgabe keine erschöpfende Ausführlichkeit erlaubte (schon um deswillen konnten wir die Aesthetik an dieser Stelle nicht berühren), so wird dementsprechend auch unsere Kritik immer nur die Grundzüge des Systems treffen und jede Prüfung des Details ablehnen. Der bekannte Geschichtschreiber der Philosophie in Deutschland entwirft nun folgendes Bild von der Weltanschauung unseres Denkers: „Fechner führt die ganze Außenwelt nach Berkeley's Vorgang auf einen gesetzmäßigen Zusammenhang von Erscheinungen zurück, und auch die immateriellen Atome oder Kraftcentren, aus denen er

diese hervorgehen läßt, sind gleichfalls nur einfache Erscheinungen. Das Beste, in welchem und für welches diese Erscheinungen existiren, sind die Seelen oder Geister, die (wie bei Leibniz) in ihrer Gesamtheit eine aufsteigende Stufenreihe bilden. Eben deshalb kann aber auch der Zusammenhang der Erscheinungen, wie Fechner glaubt, nur durch das Bewußtsein vermittelt sein, und so kommt er schließlich auf die Annahme, daß jede Gruppe niedriger Geister in einer höheren und die Gesamtheit derselben in der Gottheit enthalten sei, wobei sich denn natürliche eigenthümliche Folgerungen über die Verhältnisse dieser verschiedenen ineinandergeschachteten Persönlichkeiten nicht vermeiden lassen.“ (Gesch. d. deutsch. Philos. S. 906). Kennzeichnend ist für die ganze Richtung des Systems jedenfalls, wie schon am Eingang bemerkt, die Verknüpfung rein idealer Elemente mit den Thatfachen der Methode der inductiven Naturwissenschaft; richtig bezeichnet deshalb Zeller diese Ähnlichkeit mit den Ansichten Berkeley's, wenn auch der offenbare grundlegende Unterschied übergangen ist. Während dieser jedes Geschehen in einen immanenten Proceß unseres Geistes auflöst, sucht Fechner gerade über den Rahmen unserer Vorstellung hinaus das Walten eines kosmischen Bewußtseins festzuhalten, so daß er selbst, wie schon früher erwähnt, seine Weltanschauung unstreitig mit Recht als objectiven Idealismus bezeichnet. Gegen diese Begründung der philosophischen Erkenntniß wird man schwerlich etwas Durchschlagendes vorbringen können, obwohl Manchen dieselbe nicht zusagen mag; über die Gliederung aber der Psychophysik, ihre Bedeutung für den Gesamtbau der Wissenschaft u. s. w. etwa durch den Hinweis auf einige unbedeutende Irrthümer abzuurtheilen zu wollen wird Niemand von uns verlangen. Trotz aller nebensächlichen Abweichungen erkämpft sich diese Lehre einen immer weiteren Boden und zwar unter den Gesinnungsgenossen der verschiedensten Parteirichtungen. Dagegen vermögen wir der allgemeinen, man könnte sagen animistischen Ausführung über die Beseelung alles Organischen und der Gestirne nicht so rückhaltlos zuzustimmen, da uns hiermit die Grenzlinie der exacten Wissenschaft überschritten und das Gebiet des subjectiven Fürwahrhaltens betreten zu sein scheint. Ebenso schwankend sind die Formulierungen über das objective Bewußtsein, da auch hier ja nur das Kriterium der Beurtheilung das menschliche Individuum bildet. Endlich vermag sich bei dieser monistischen Fassung die Selbstständigkeit der einzelnen Elemente gegenüber der Macht der alle Wesen in sich zusammenfassenden höchsten Substanz zu wenig zu behaupten. Was wir aber ganz besonders sympathisch begrüßen, das ist die Wiederaufnahme des so verpönten teleologischen Princips, weil gerade der fanatische Cultus der mechanischen Auffassung in unserer Zeit jede nüchterne, vorurtheilsfreie Prüfung entgegenstehender Ansichten von vorne herein unmöglich zu machen scheint und in vielen Gebieten der Forschung (man denke nur an die Biologie und Psychologie!) schon zu den bedauerlichsten Mißgriffen geführt hat.



Die Geschichtschreibung der Zukunft.

Don

Hermann Haenicke.

— Kreuzburg. —

Der alte Gegensatz zwischen Schloffer und Ranke, welcher so lange zu Gunsten des Letzteren verschoben war, muß sich wieder etwas zu Gunsten des Ersteren ändern, wenn das normale geistige Gleichgewicht hergestellt werden soll.“

So urtheilt der Verfasser des viel geschmähten, aber doch auch vielfach verkanteten Buches „Rembrandt als Erzieher,“ und er versteht unter jenen beiden Männern mit Recht die Vertreter der sogenannten subjectiven und objectiven Richtung der Geschichtschreibung. Er weiß die großen Vorzüge des Meisters der Geschichtschreibung sehr wohl zu würdigen; er kennt unzweifelhaft die Schärfe und Klarheit der Beobachtung und Darstellung und den weiten Horizont, den Ranke in allen seinen Werken, nicht zum Mindesten in seiner „Weltgeschichte“ überblickt und seine Leser überblicken läßt; und doch hat er an ihm mancherlei auszusetzen, wenn auch nicht so viel wie Johannes Scherr, welcher der Ranke'schen Geschichtschreibung jeden ethischen und nationalen Werth abspricht, — welcher sie einem Diplomaten salon vergleicht, wo Schurken und Scheusale, vorausgesetzt, daß sie hoffähig sind, auf dem Fuße völliger Gleichberechtigung mit den Besten und Edelsten verkehren, — welcher schließlich seinen Aerger darüber ausläßt, daß die Bewunderer Ranke's den vollständigen Mangel an sittlichem Gefühl, die erschreckende Gleichgiltigkeit in Betreff der Unterscheidung von Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Verdienst und Verbrechen als „historische Objectivität“ preisen.

Der Rembrandt-Verfasser geht, wie gesagt, nicht so weit, aber er wirft den Ranke'schen Werken doch etwas Tonloses, Farbloses, ja, etwas zwar nicht sittlich, aber doch geistig Charakterloses vor; er findet weit mehr Zeichnung als Malerei in ihnen und fürchtet, daß sie nie in's Herz des Volkes dringen werden, weil sie nicht aus dem Herzen des Volkes geflossen seien. Er sowohl wie Scherr vermißt also an Ranke das persönliche, subjective Urtheil, das volle Einsetzen der überzeugten Persönlichkeit, die ethische Darstellungsweise eines Schlosser, bei dessen Werken man fühle, daß sie von einem hochsinnigen Charakter getragen und durchdrungen seien, daß ihre Mannhaftigkeit Männer anziehe, wie der Magnet das Eisen. Wollte die Geschichtschreibung von heute in Schlosser's Sinne weiter arbeiten, so würde sie nach der Meinung des Rembrandt-Verfassers wieder einen nationalen Geist gewinnen; so würde wasserklare Objectivität der Darstellung nicht ihr einziges Ideal sein; so würde sie neben Ranke noch andere Götter kennen.

Die Bewunderer Schlosser's sind durchaus nicht blind gegen seine Schwächen, sie tadeln seinen herben Ernst, seinen stoischen Rigorismus, seine Ungenauigkeit in der kritischen Forschung, sein eigensinniges Festhalten am Irrthümlichen selbst da, wo er eines Besseren belehrt worden ist, seine nachlässige, in Wiederholungen sich gefallende Darstellungsweise, und doch stellen sie ihn höher, als den gewissenhaften, künstlerisch feinen Ranke.

Was hat man von solchen und ähnlichen Urtheilen zu halten?

Zunächst, meine ich, macht man sich von dem Unterschiede einer „objectiven“ und „subjectiven“ Geschichtsauffassung oft genug noch falsche Vorstellungen. Welcher Historiker nämlich, vorausgesetzt, daß er diesen Namen verdient, kann die von ihm oder Anderen erforschten und festgestellten Thatfachen der Weltgeschichte anders, als durch seinen eigenen Geist, mit seiner eigenen Empfindung, so zu sagen durch seine eigene Brille in sich aufnehmen? Kann er irgend eine Begebenheit anders, als von seinem eigenen, ganz subjectiven Standpunkte aus betrachten? Ich dünkte, nein! Und wenn er sich noch so objectiv anstellt, so kommt er doch niemals über seine Persönlichkeit hinaus. Also insofern giebt es nur „subjective“ Historiker; kein einziger von dieser vornehmen Junft kann den Anspruch erheben, er habe die geschichtlichen Ereignisse richtig zusammengestellt, richtig gedeutet und sei zur „reinen Thatsache“ gelangt.

Man hat also unter „objectiver“ und „subjectiver“ Geschichtsauffassung etwas Anderes zu verstehen, als etwa den Gegensatz von „Genauigkeit“ und „Willkür“ in der Erforschung und Darstellung der geschichtlichen Begebenheiten; sind ja doch alle Historiker — trotz mannigfacher Verschiedenheiten in ihrer Anschauungsweise — in dem Wunsche einig, der geschichtlichen Wahrheit so nahe wie möglich zu kommen. Man versteht vielmehr unter einem „objectiven“ Geschichtschreiber denjenigen, welcher sine ira et studio, ohne Tadel und ohne Lob, ohne Haß und

ohne Liebe Menschen und Verhältnisse beurtheilt und sein Augenmerk nur auf den Nachweis richtet, daß die Dinge gerade so und nicht anders geworden sind.

Der „subjective“ Geschichtschreiber hat ein höheres Ziel. Ihm liegt daran, Menschen und Begebenheiten nach ihrem sittlichen Werthe abzuschätzen, Licht und Schatten in seiner Darstellung gleichmäßig zu vertheilen und dem Urtheil des Lesers gewissermaßen vorzugreifen. Mißbraucht er hierbei die Thatfachen, indem er sie geflissentlich anders auslegt, als sie ausgelegt werden müssen; oder hält er wider besseres Wissen an alten Irrthümern fest, nur um sein Urtheil nicht umstoßen zu müssen, — und Schloffer ist von diesem Verfahren nicht ganz freizusprechen, — so begeht er eine Geschichtsfälschung, die nicht streng genug verurtheilt werden kann. Hält er sich dagegen auf dem Boden der Wahrheit, — soweit dieselbe nach menschlichen Begriffen erforscht werden kann —, so kann man ihm keinen Vorwurf machen, aber er setzt sich doch einer Kritik aus, welche, weil sie allgemein menschliche Verhältnisse betrifft, von Jedermann geübt werden kann und je nach dem herrschenden Zeitgeiste wechselt. So bediente sich Karl von Rotteck († 1840) der Weltgeschichte als Mittel zur Verbreitung politischer Ideen und liberaler Ansichten im Geiste der Aufklärung; sein Werk wurde in Hunderttausenden von Exemplaren abgesetzt und mit Begeisterung gelesen; heutzutage ist es ein überwundener Standpunkt, und wer nimmt das Buch noch zur Hand? Im entgegengesetzten Sinne wirkte z. B. der höchst verdienstvolle Historiker Heinrich Leo, aber er mußte sich alsbald den Vorwurf gefallen lassen, er habe sich bemüht, „den Zeiger der Weltgeschichte zurückzustellen“; denn er ergießt seinen ganzen Zorn über die durch Reformation und Revolution in die Welt gekommene Aufklärung und sieht nur in der göttlichen Fürstenmacht und einer starken Priesterschaft, nicht in der gesetzlichen Freiheit des Volkes das Heil der Welt.

Es giebt nun aber noch eine andere Art von „subjectiven“ Geschichtschreibern, welche womöglich noch höher hinauswollen, als die soeben gekennzeichneten. Ihnen genügt weder der Nachweis, daß die irdischen Begebenheiten gerade so und nicht anders geworden sind, noch eine moralische Behandlung der Personen und Ereignisse, sondern sie suchen, von den höchsten metaphysischen und philosophischen Gesichtspunkten ausgehend, den Nachweis zu liefern, daß die geschichtlichen Dinge sich gerade so und nicht anders entwickeln mußten.

Als Begründer dieser speculativen Richtung in der neueren Geschichtschreibung kann man Herder ansehen, der in seinem berühmten Werke: „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ unser Geschlecht als ein göttliches, mit dem Triebe zur Humanität und zu unendlicher Vollkommenung begabtes Mittelglied zweier Welten hinstellt. An seiner feinsinnigen und erhabenen Denkweise wird keiner zweifeln, aber auch

daran nicht, daß er zur wahren Erkenntniß des geschichtlich Gewordenen überaus wenig beigetragen hat; und doch fehlt es ihm bis in unsere Tage hinein nicht an eifrigen Verehrern und Verfechtern seiner Lehre.

Erst kürzlich hat es Professor Kneifel in Naumburg a. d. S. unternommen, eine ähnliche Weltanschauung aufzubauen, und es sei gestattet, dieselbe auf ihren Werth hin etwas eingehender zu prüfen, um darnach zu ermessen, was wir von der „subjectiven“ Geschichtschreibung der Zukunft zu erwarten haben. Der Verfasser selbst bezeichnet seine Schrift: „Die Weltgeschichte ein Zufall?“*) als einen Beitrag zu der christlich-apologetischen Literatur und wendet sich mit ihr an die Gebildeten des deutschen Volkes.

Wir wollen bei der Besprechung alle Nebensächlichkeiten bei Seite setzen, auch die bedenklichsten Stellen des Buches auf sich beruhen lassen und nur erwähnen, daß zu denselben die Auseinandersetzung über die Auferstehung Christi gehört, von welcher der Verfasser (S. 74) behauptet, eine bessere Bezeugung als diese habe kein historisches Factum. Denn gesetzt, daß ein Wunder stattgefunden habe — das ist sein Gedankengang — so würde es durch keine Art von Zeugnissen möglich sein, sie dieser Argumentation (S. 73) gegenüber glaubhaft zu machen. Da nun aber die Unmöglichkeit eines Wunders nicht bewiesen werden könne, so bleibe auch die Stärke der angeführten historischen Zeugnisse unerschüttert. Erkenne man aber die Auferstehung als ein historisches Factum an, so trete man damit in ein göttliches Geheimniß ein, welches ein helles Licht über die ganze Weltgeschichte verbreite.

Nach einer solchen Probe dürfte es manchem überflüssig erscheinen, den weiteren Inhalt des Buches kennen zu lernen; denn wo der Boden ernster Wissenschaftlichkeit so augenfällig verlassen wird, da lohnt es sich vielleicht nicht der Mühe, einen Augenblick denkend zu verweilen. Es hilft aber nichts; wir müssen einmal derartigen Erscheinungen, die immerhin manches Bemerkenswerthe und Anregende enthalten, auf den Grund zu kommen suchen, einmal weil sie auf unser Geistes- und Gemüthsleben stark einzuwirken versuchen, dann aber auch, weil sie für eine ganze Richtung „subjectiver“ Geschichtschreibung typisch sind und wir ja gerade möglichste Klarheit über dieselbe erlangen wollen.

Kneifel geht von dem Gedanken aus, daß die Betrachtung der Geschichte als einer ununterbrochenen Kette von irdischen Ursachen und Wirkungen dem menschlichen Geiste keine dauernde Befriedigung gewähre, daß sich immer wieder die alte Faustfrage erhebe und Antwort erheische: „Warum dieß Alles?“ Bevor er in dieses Räthsel einzubringen sucht, behandelt er eine ganze Reihe von Vorfragen und kommt hierbei zu Ergeb-

*) Die Weltgeschichte ein Zufall? Ein Wort an die Gebildeten des deutschen Volkes. Von Professor Dr. H. Kneifel, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1891.

nissen, welche vor ihm schon oft aufgestellt und ausgesprochen worden sind, und die man etwa in folgende Sätze fassen kann: 1. Die Naturkräfte arbeiten zwar unbewußt, aber einheitlich und zweckmäßig und setzen daher einen bewußt handelnden Schöpfer voraus; 2. die mit Bewußtsein begabten Geschöpfe handeln nach Freiheit und nicht nach Nothwendigkeit, so daß sie sich von dem Gefühl der Verantwortlichkeit nicht zu befreien vermögen; 3. die Weltgeschichte hat es nur mit dem Menschen zu thun, und dieser unterscheidet sich vom Thiere durch die Fähigkeit, den Verstand auszubilden, durch den Trieb, die Wahrheit kennen zu lernen und zwar ohne Rücksicht, ob ihm diese nützlich sein werde, durch das Streben nach sittlicher Vervollkommnung, durch den Glauben an eine höhere Macht über die sichtbare Natur, durch den Schönheitsinn, aus welchem die Meisterwerke der menschlichen Kunst geflossen sind, endlich durch den Besitz einer articulirten Sprache, alles Dinge, welche ihm zugleich eine höhere über die zeitliche Erscheinung hinausreichende Bestimmung verbürgen.

Bis hierher werden dem Verfasser die meisten denkenden Menschen folgen wollen, obwohl z. B. gerade Locke in seinem „Mikrokosmos“ die scharfe Grenzlinie zwischen der Natur als dem Reiche der Nothwendigkeit und der Geschichte als dem Reiche der Freiheit durchaus verwirft. Denn das Leben des Menschen, wie es noch verläuft, ist nach seiner Ansicht überall da, wo es in Beziehung zu der äußeren Naturordnung tritt, auch völlig den Geboten derselben unterworfen. Die menschlichen Geschlechter entstehen und vergehen nach denselben Gesetzen und in denselben Formen, wie die der Thiere: die äußeren Kräfte der Natur sind nicht zurückhaltender gegen die vornehme Erscheinung des vernünftigen Geistes, als gegen das vernunftlose Geschöpf; ihre zerstörenden Wirkungen fallen über das geschichtlich bedeutsame Dasein mit derselben Gleichgiltigkeit her, mit welcher sie die leblosen Verbindungen der Stoffe auflösen; nirgends endlich verläßt die Natur, dem Geiste zu gefallen, die Bahnen ihrer stetigen Wirksamkeit, um uns mit Wundern eines goldenen Zeitalters zu erfreuen, in welchem Alles geschähe, was unser Bedürfniß und nicht bloß das, was unvermeidliche Folge seiner vorangegangenen Ursachen ist.

Immerhin muß zugegeben werden, daß wir in der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts ein ursprüngliches Bedürfniß fühlen, die Reihe der Begebenheiten als eine Geschichte aufzufassen mit steter Fortentwicklung zum Besseren und Vollkommneren, dergestalt, daß wir den Menschen sogar in seinem leiblichen Dasein über die Grenze der Naturnothwendigkeit hinaus in das Gebiet der Freiheit versetzen.

Aus diesem Streben nach Vervollkommnung des Menschengeschlechts nun auf das Vorhandensein eines persönlichen, bewußt handelnden Welterschöpfers und auf die Unsterblichkeit der Seele zu schließen, ist zwar, wissenschaftlich genommen, ungerechtfertigt, wenn auch bei weitem nicht so ungerechtfertigt und unbefriedigend, wie die pantheistischen, deistischen und

materialistischen Anschauungen, aber das eine ist gar nicht mehr zu leugnen, daß unser gesamntes sittliches Leben, und das ist das geschichtliche Leben, auf jenen Begriffen beruht.

Wenn Kneifel dann fortfährt, die Erfahrung lehre, daß wir unter der Einwirkung der „oberen Umgebung“ stehen, daß Gott persönlich in unser Geschick eingreift, daß die Ueberhebung des Menschen nothwendig eine göttliche Strafe nach sich zieht, daß endlich unverschuldete Unglücksfälle als erziehliche Strafen aufzufassen seien, so wird der Kreis derjenigen, welche auf des Verfassers Seite stehen, ganz sicherlich bedeutend kleiner werden. Denn abgesehen davon, daß die Erfahrung in mindestens ebenso vielen Fällen das Gegentheil zu lehren scheint, ist z. B. die Auffassung von der göttlichen Strafe als einer erziehlichen Maßregel geradezu zu mißbilligen. Denn sollte es nach menschlichen Begriffen wirklich ein zu begründender pädagogischer Grundsatz sein, Kinder ohne jede Veranlassung, bloß um sie zu erziehen, mit einer Strafe zu belegen? Oder sollte der allweise und allgütige Gott, den wir annehmen, pädagogische Grundsätze befolgen, welche nach unserem sittlichen Gefühl weniger vollkommen sind, als die der Menschen? Erziehlich kann doch nur diejenige Strafe wirken, welche auf ein Vergehen gesetzt wird; in anderen Fällen wird sie das Gemüth des Kindes entweder verhärten und verbittern, oder sie wird mit einer stumpfen Ergebenheit in den starken Willen des Erziehers ertragen werden. Eines ist so schlimm, wie das Andere. Weit einleuchtender und tröstlicher, wenn auch ebenso wenig wissenschaftlich zu begründen, ist dagegen der Gedanke, daß der Mensch in seiner Kurzsichtigkeit den Willen Gottes nicht zu erfassen, zu verstehen und zu verrathen vermag, daß er daher selbst die schlimmsten Schickungen mit vollem Vertrauen auf die ewige Liebe Gottes, der allein weiß, was uns gut ist, hinnehmen muß.

Kneifel gesteht übrigens selbst zu, daß die Schwierigkeiten, den Gang der Begebenheiten zu begreifen, groß seien, und daß unser historisches Wissen auch bei den höchsten Leistungen der Wissenschaft nothwendig Stückwerk bleiben muß. Er will daher nur nachweisen, daß die weltgeschichtliche Entwicklung eine vernünftige ist, und falls dies gelingen sollte, — so jagt er weiter —, muß sich der Schluß von selbst ergeben, daß sie unter einer göttlichen Leitung steht und nicht dem Zufalle unterworfen ist.

Die Spannung, in welche uns der Verfasser hierdurch versetzt, macht aber nur gar zu bald einer argen Enttäuschung Platz; denn die herbeigebrachten Beweise enthalten nicht nur nichts Neues und Ueberraschendes, sondern vermögen auch die tiefe Kluft zwischen Verstand und Glauben in keiner Weise zu überbrücken. Sie stützen sich nämlich auf die Beobachtung, daß, wenn ein Volk abgewirthschafet hat, ein anderes vollkommeneres an die Stelle tritt, vergleiche z. B. die Aufeinanderfolge der Orientalen, Griechen, Römer und Germanen; und ferner auf die Beobachtung, daß ein Volk in

sittliche Auflösung geräth, wenn ihm die Religion, sei es nun in Folge von Unglauben, sei es in Folge von todtem Formelwesen abhanden kommt.

Der Fehler, welchen Kneisel begeht, liegt sowohl in der Fragestellung überhaupt, als auch in der Beantwortung derselben. Denn die Frage, ob die Weltgeschichte ein Zufall sei, beruht auf der irrthümlichen Annahme, daß es noch denkende Menschen giebt, welche eine zufällige Anhäufung von Thatfachen für Weltgeschichte halten. „Gewiß nennt man den unabsehbaren Verlauf von Thatfachen, in dem wir das Leben der Menschen, der Völker, der Menschheit sich bewegen sehen, Geschichte, wie man ja eine Gesammtheit von Erscheinungen anderer Art unter dem Namen Natur zusammenfaßt. Aber hat denn irgend Jemand gemeint, daß eine Sammlung von getrockneten Pflanzen Botanik, von ausgestopften oder nicht ausgestopften Thierbälgen Zoologie sei?“*)

Die Frage, welche Kneisel aufwirft, erinnert etwa an die im Mittelalter mit allem Eifer behandelte Frage nach dem Dasein Gottes, welches ebenso wenig bewiesen zu werden braucht, wie es bewiesen werden kann.

Soll nun aber der Versuch gemacht werden, den unergründlich tiefen Begriff, den wir mit dem Worte „Weltgeschichte“ verbinden, überhaupt zu erörtern, so darf sich dieser Versuch nicht damit begnügen, die ersten besten Erscheinungen herauszugreifen, sondern er muß alle umfassen; und dies zu leisten, ist der einzelne Mensch, und stände er geistig noch so hoch, durchaus nicht im Stande. Man muß hier dem Verfasser denselben Vorwurf machen, welchen Droysen gegen Buckle ausspricht**): „Wenn das die Gesetze sind, in denen das Studium der Geschichte der Menschheit seine wissenschaftliche Höhe erreicht haben soll, so ist der glückliche Finder in der Naivetät, mit der er sich über ihre außerordentliche Seichtigkeit auch nur einen einzigen Augenblick hat täuschen können, wahrhaft beneidenswerth. Gesetze von dieser Sorte könnte man täglich zu Duzenden und zwar auf demselben Wege der Verallgemeinerung finden, Gesetze, von denen keines an Tieffinn und Fruchtbarkeit hinter dem bekannten Sage zurückbleiben sollte: Daß der Maßstab für die Civilisation eines Volkes dessen Verbrauch an Seife sei.“

Diese Worte fielen uns unwillkürlich bei der Lektüre von Kneisel's Buche ein, an dessen ethischem Ernste wir übrigens aufrichtiges Wohlgefallen empfunden haben; wir wenden uns mit unseren kritischen Bemerkungen auch nicht gegen ihn allein, sondern gegen alle diejenigen, welche der Meinung sind, die Geschichte lasse sich aus dem Zwecke erklären, wie ihn die Theologie lehrt oder das gläubige Gemüth ahnt, oder welche, ein für allemal mit ihren Vorstellungen von den Dingen fertig,

*) Vergl. Droysen, Grundriß der Historik, S. 48.

***) Vergl. a. a. O., S. 35.

immer nur wissen und besser wissen, wie der Staat, die Kirche, die gesellschaftliche Ordnung u. s. w. hätten werden und sein müssen.

Jede dieser Betrachtungsweisen für sich beruht auf Einseitigkeit und Unwahrheit und wirkt verderblich, wenn auch jede in ihrer Art sich für noch so berechtigt und förderlich hält. Solche Auffassungen liegen überhaupt weit über den unmittelbaren Bereich des geschichtlichen Studiums hinaus und können nicht anders als in großen und größten Zusammenhängen erörtert werden. Denn der Geschichtschreiber hat eben nur historische Kenntniß von Philosophie, Theologie, Naturgeschichte u. s. w., und kommt er auf diese Dinge, die er gar nicht umgehen kann, zu sprechen, so muß er sich bewußt sein, daß er alle Speculation bei Seite zu lassen und nur auf der festen Grundlage des Gewordenen und Erkannten vorzugehen hat.

Es kann hier nicht der Ort sein, im Einzelnen darzulegen, wie eine besonnene Geschichtsforschung beschaffen sein muß; nur soviel sei gesagt, daß das Wesen der historischen Methode ist: forschend zu verstehen, daß diesen Weg kein anderer so deutlich gewiesen hat, wie Ranke, und daß voraussichtlich noch Jahrhunderte lang dieser Weg nicht verlassen werden darf; wenn anders die Geschichte in der Reihe der wissenschaftlichen Großmächte ihren Platz behaupten soll.

Dabei kann aber der Wunsch des Rembrandt-Verfassers sich sehr wohl erfüllen, nämlich der Wunsch, daß die Geschichtschreiber der Zukunft den sittlichen Werth der Personen und Handlungen mehr als bisher betonen, daß sie mehr ihren eigenen Charakter in ihren Werken hervortreten lassen, kurz daß sie „subjectiver“ in dem oben angegebenen Sinne denken und fühlen; nur darf die Weltgeschichte nicht gemißbraucht werden zu Lehren, welche nur den einen Vorzug haben, „dem Verstande nichts weiter schuldig zu sein.“

Andererseits darf man von den gelehrtesten Forschern einer Wissenschaft niemals verlangen wollen, daß sie unmittelbar für die große Masse des Volkes schreiben; denn hierzu gehört nicht bloß viel Zeit, welche besser auf neue Studien verwendet wird, sondern auch die natürliche Anlage, sich weiteren Schichten verständlich zu machen, und diese Anlage ist nur selten mit einem starken Forschungstrieb vereint zu finden. Auch Darwin selbst ist nichts weniger als populär geworden; aber wie dessen Anschauungen von der Natur durch 3. T. vortreffliche Schriften seiner Anhänger und Schüler schon tief in die bildungsbedürftigen Kreise der europäischen Völker eingedrungen sind, so werden auch Ranke's tiefe Gedankenwelt und unererschöpfliche Schätze von Kenntnissen durch die kleineren Geister der „Kärner“ fortgesetzt für das große Publicum ausgebeutet, so daß sie zwar nicht unmittelbar, aber doch mittelbar langsam und sicher in's Herz des Volkes bringen.



Illustrirte Bibliographie.

Zur See. Herausgegeben von Viceadmiral z. D. von Hent und Marinemaler G. Rieth. Mit über 400 Original-Illustrationen, zwei Karten und einer farbigen Flaggentafel. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei (vormals J. F. Richter).

Es gereicht uns zu ganz besonderer Freude, den Lesern von „Nord und Süd“ in dem vorliegenden Prachtwerke eine literarische Erscheinung vorführen zu können, welche, nach den bisher zur Ausgabe gelangten vier Lieferungen zu schließen, nicht nur durchaus zeitgemäß, sondern auch höchst gediegen und geschmackvoll zu nennen ist. Zeitgemäß insofern, als durch das hohe Interesse, welches unser Kaiser dem gesammten Seewesen entgegenbringt, auch die weiteren, ja man kann sagen die weitesten Kreise den Blick mit Theilnahme und Spannung auf die Marine zu richten gewohnt geworden sind und das erklärliche Bedürfnis empfinden müssen, ihre bisherigen lückenhaften Kenntnisse auf diesem Gebiete nach Möglichkeit zu bereichern.

Als gediegen und geschmackvoll muß man aber das vorliegende Werk deswegen bezeichnen, weil der Text von einem Fach- und Sachkenner ersten Ranges und die Illustrationen von einem der hervorragendsten Maler der Jetztzeit herrühren; beides Text und Abbildungen sind aufs Trefflichste mit einander in Beziehung gesetzt worden, so daß das Gelesene zum vollsten Verständniß, zur klarsten Anschauung gebracht wird.

Die erste Abtheilung beschäftigt sich mit „Schiff und Werft“ und zerfällt wieder in drei Abschnitte, welche einen geschichtlichen und beschreibenden Ueberblick über die Schiffe und Seewaffen des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit geben; die Belehrung geht also von den Sculpturen auf den Wänden althebräischer (um 2500 v. Chr.) und reicht bis zu den mannigfachen Fahrzeugen unserer Tage, wo uns folgende Gattungen vor Augen geführt werden: 1. die Linienfahrer, welche 60 bis 130 Geschütze auf zwei oder drei übereinander liegenden Batterie- oder Kanonendecks führen (Zwei- oder Dreidecker); 2. die Fregatte, hölzerne oder eiserne Segel- oder Dampfschiffe, welche eine Lage von Geschützen in einer gedeckten Batterie in der Breitseite nebst einer Anzahl Kanonen auf dem Oberdeck führen; 3. Gattungs- oder Korvetten (Kreuzerkorvetten), hölzerne oder eiserne Segel- oder Dampfschiffe bezw. Panzerschiffe mit einer Lage von Geschützen auf dem Oberdeck; 4. Kriegsbriegs,

Segelschiffe, welche, wie Korvetten, Geschütze auf dem Oberdeck haben und mit zwei vollgetafelten Masten versehen sind; 5. Kriegsschoner, Segel- oder Dampffahrzeuge mit einer Anzahl Geschütze auf dem Oberdeck und zwei Masten; 6. Kanonenboote



Aus: Zur See. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei (vormals J. F. Richter).

(Kreuzer), kleinere Dampffahrzeuge mit 2 bezw. 3 Geschützen auf dem Oberdeck und in der Takelage dem Kriegsschoner gleich; 7. Mörserboote mit einigen leichteren Geschützen und einem oder zwei Mörsern in der Mitte auf starker Balkenunterlage; 8. Avisos, welche früher in Schnellseglern bestanden, jetzt aus hölzernen oder eisernen

Dampfern mit verhältnißmäßig starken Maschinen hergerichtet werden; fie befitzen eine für den Depeschen- und Kundfchafterdienft entfprechend große Gefchwindigkeit;

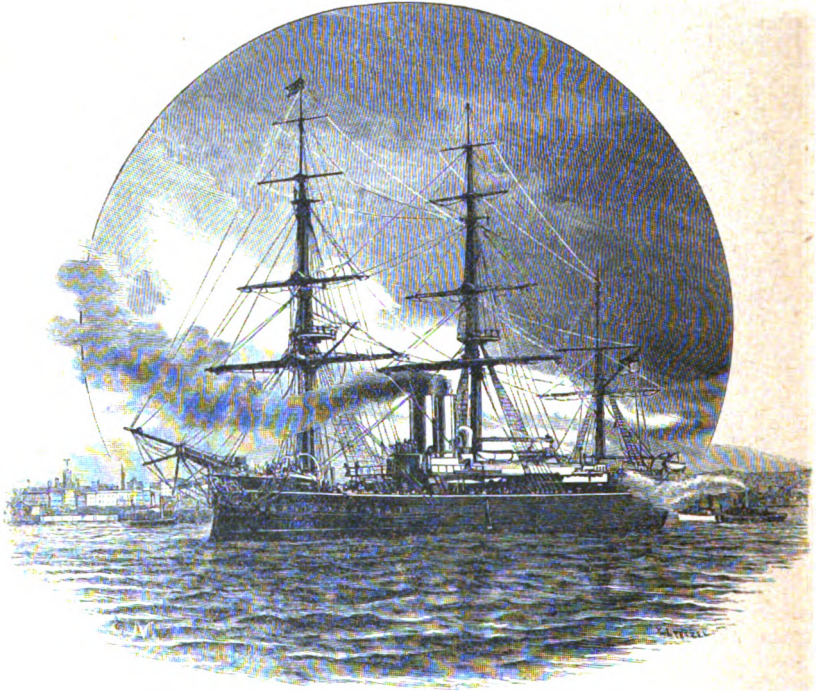


Aut: Zur See. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei (vormals J. F. Richter).

9. Königliche Dachten, schnelle und mit zweckentsprechendem Comfort eingerichtete Dampfschiffe, gewöhnlich Raddampfer, die meist mit zwei Masten getakelt und nur mit wenigen Geschützen ausgerüstet sind; die Kaiserlich deutsche Dacht „Sohren-

zollern“ kann im Kriegsfall, wenn erforderlich, als Aviso verwendet werden; 10. Artillerie-Schiffe, speciell für artilleristische Ausbildung von Offizieren, Unteroffizieren und Matrosen eingerichtete Schiffe mit Geschützen verschiedensten Kalibers; endlich 11. Kasernenschiffe (schwimmende Kasernen), heutzutage meist alte ausrangirte Linien- oder Fregatten, auf denen die Tafelage entweder ganz oder bis auf die Untermasten entfernt wird. Selbstverständlich findet auch die Entwicklung des Seewesens im Auslande ihre gebührende Berücksichtigung.

Von den vortrefflichen Vollenbildern, welche einen viel zu großen Raum einnehmen, als daß sie hier probeweise veranschaulicht werden können, seien namentlich folgende hervorgehoben; Kaiser Wilhelm II. auf der Commandobrücke der „Hohenzollern;“ „Lord Warden“ im Dock; Schiffsjungen-Schulsschiff „Nige;“ S. M. Panzerfregatte



Aus: Zur See. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei, (vormals J. F. Richter).

„König Wilhelm“ an der Tete im Geschwader segelnd; der Heimat nahe; Englisches Kasernenschiff „Smiffure;“ Gedansicht und Bugansicht.

Aber auch von den kleineren Abbildungen sind einige noch recht stattlich, z. B. S. 19 eine Kriegsbriga, Segel fahend, S. 25 S. M. gedeckte Korvette „Bismarck“ im Dock und S. 26 das Kaiserlich deutsche Artillerieschiff „Mars; sehr interessant ist ferner die bekannte, in einer Nachbildung auf uns gekommene Schiffssäule, welche dem Consul Quilius als Auszeichnung für seinen Seerieg über die Carthager gewidmet wurde; endlich soll noch auf das wohlgelungene Bildchen von „Helgoland aus der Vogelschau“ aufmerksam gemacht werden.

Die in bunten Farben ausgeführte Flaggentafel zeigt die Standarten des Kaisers, der Kaiserin, des Kronprinzen, die Flaggen der Admirale, der Kaiserlichen Kriegsmarine, die Wimpel derselben, die Flagge der Postschiffe u. s. w. herab bis zu den Handelsflaggen. — Alles in Allem, das Buch verspricht höchst bedeutend zu werden. H. J.

Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen dargestellt von Georg Brandes.

Sechster Band. Das junge Deutschland. Leipzig, Verlag von Veit & Co.

Dieser letzte Band des großartig angelegten Werkes hat lange auf sich warten lassen, aber von ihm gilt das Sprichwort: „was lange währt, wird gut.“ In Georg Brandes ist der Historiker eben so stark wie der Künstler, das giebt allen seinen Schriften das eigenartige Gepräge, stempelt sie zu Prosawerken ersten Ranges. Er weiß den reichen Stoff, über den er verfügt, mit souveräner Sicherheit so zu ordnen, daß jeder Gegenstand an seiner richtigen Stelle steht, daß uns nicht das geringste von Wichtigkeit entgeht, mit einem Worte, daß wir ein vollkommenes Bild erhalten von dem, was er uns schildern will. Es giebt wenige Bücher wissenschaftlichen Inhalts, die man mit einer solchen Spannung, mit so künstlerischem Genuße liest wie die von Georg Brandes. Mit dem vorliegenden Bande hat das Niesenwert, welches alles Bedeutende auf literarischem Gebiete in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts umfaßt, seinen Abschluß gefunden. Daß das Werk, bei aller Anerkennung, die ihm zu Theil geworden, auch mancherlei Tadel erfahren, daß insbesondre der Plan des Ganzen gemißbilligt worden ist, darf bei einem so eigenartigen Unternehmen nicht verwundern. Und doch müssen wir dem Verfasser Recht geben, wenn er am Schlusse des Werkes sagt, er wisse, daß er jetzt, neunzehn Jahre, nachdem der Plan gelegt wurde, nicht im Stande sein würde, einen anderen und besseren zu finden. „Man hat mit Recht,“ sagt er, „aber ohne großen Aufwand von Scharfsinn, erklären können, daß so gruppiert und in dieser Reihenfolge so kontrastirt und mit diesen Hervorhebungen oder Abfärbungen die Persönlichkeiten und Werke nur durch eine persönliche Betrachtungsweise, nur indem sie einer persönlichen Behandlung unterworfen werden, hervortreten, und man hat mit weniger Recht, ebenfalls ohne besonderen Aufwand von Erfindung, an Prokrustes erinnert. Hierauf ist die Antwort, daß unpersonlich gesehen die Literatur eines halben Jahrhunderts nur ein Chaos von hunderttausend Werken in einer großen Anzahl von Sprachen ist, und daß der wahre Prokrustes, welcher hier gruppiert, kontrastirt, stilisirt, hervorgehoben und zurückgebrängt, ausgedreht und verkürzt, in volles Licht, ins Halbdunkel oder in den Schatten gestellt hat, kein anderer ist, als die Macht, welche man sonst Kunst zu nennen pflegt.“

Der Mittelpunkt des Werkes ist, wie immer bei Brandes, die Charakteristik. Persönlichkeiten wie Börne und Heine sind in keinem uns bekannten Literaturwerke so plastisch herausgearbeitet wie hier; sie waren ja auch die Tonangebenden der Epoche, um die sich alle anderen Geister des jungen Deutschland bewußt oder unbewußt scharten. Börnes lauterer, idealer, aber von Phylisterie nicht freier Charakter wird so beleuchtet, daß wir ihn vollständig verstehen, daß uns sein Haß gegen Goethe natürlich und entschuldbar erscheint. Die Parallelen zwischen Heine und Goethe, Heine und Aristophanes sind mit außerordentlicher Feinheit, mit tiefstem Eindringen in die verschiedenen Individualitäten durchgeführt. Wir hätten gewünscht, daß Heine als Prosailiter noch eine eingehendere Würdigung zu Theil geworden wäre, allein dieser Wunsch entspringt wohl mehr dem Verlangen, Brandes noch ausführlicher über den Gegenstand zu hören, als einem Mangel in der Anlage des Buches. Auf die übrigen geistigen Führer des Zeitalters konnte natürlich nicht der gleiche Raum verwendet werden wie auf Börne und Heine, aber auch sie treten alle leibhaftig vor uns hin. Immermann, Guckow, Saube, dann vor Allem die geistreichen Damen Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz u. s. w. bilden eine Gallerie der interessantesten Köpfe. Auch das Capitel über den Hegelianismus ist ein wahres Cabinetsstück der Geschichtschreibekunst. Die politische Dichtung um das Jahr 1848 herum bildet den Schluß des Werkes. Brandes hat nur die Hauptströmungen der Literatur schildern wollen, es ist daher begreiflich, daß mancher Charakterkopf, der außerhalb dieser Strömung stand, kaum genannt oder nur flüchtig erwähnt werden konnte. So Dichter wie Grillparzer, Mörike, Lenau und Andere. Ob in letzterer Beziehung der Verfasser im Verschweigen nicht mitunter zu weit gegangen ist, wagen wir nicht zu entscheiden. Das Buch enthält des Guten, Vortrefflichen so viel, daß es auch dem strengsten Kritiker ein Lob abzwingen wird, es ist zudem formell so vollendet, daß es seinen Werth so bald nicht verlieren kann.

Max Kalbeck.

Aus alter und neuer Zeit. Gesammelte Gedichte. Berlin, Verlag von Freund & Feckel (Carl Freund).

Der vorliegende Band ist, wie der Verfasser in dem launigen Vorwort bemerkt, eine chronologisch geordnete Auswahl seiner sämmtlichen gedruckten und ungedruckten Gedichte; aus vier Bänden hat er einen fünften gemacht, der trotz neuer Zuthaten nicht stärker geworden ist, als jede der früheren Sammlungen. Diese Angabe läßt entnehmen, daß der Verfasser strenge Selbstkritik geübt hat, und läßt von vornherein erwarten, daß wir es mit keinem gewöhnlichen Dugendbichter zu thun haben; denn Selbstkritik pflegt nicht die Tugend der Dilettanten zu sein, vielmehr das Kennzeichen des Talentes. In der That enthält Kalbeck's Buch so viele Proben einer starken lyrischen Begabung, so viel Schönes und Gelungenes, daß wir die Hoffnung aussprechen dürfen, es werde, trotzdem heute der „hohe lyrische Dichter“ meist „taubem Ohr flöhet,“ viele Leser und Freunde finden.

Der Grundton der Kalbeck'schen Poesien ist der einer wehmüthigen Resignation, einer Melancholie, die wie die Venus auch aus den Erscheinungen der Natur Nahrung sucht, ohne doch die selbstquälerische, zum Wahnsinn führende Bitterkeit derselben zu haben. Die Klage um ein verlorenes Glück, um betrogenes Hoffen ist das Hauptthema, das der Dyrif Kalbeck's zu Grunde liegt. Sein Gemüth findet seine höchste Befriedigung in der Erinnerung; in der Erinnerung an eine vergangene schöne Zeit, an eine alte Jugendliebe, die in seinem Gedächtniß unverlierbar weiter lebt. Nur in einzelnen Gedichten aus der ersten Periode des Dichters erscheint der Schmerz um verlorene Liebe noch nicht zu sanfter Wehmuth abgeklärt, sondern äußert sich in bitterer Trostlosigkeit, welche in düstern traurigen Bildern und Vorstellungen schweigt, so in „Wieder Sonntag“, „Abschied“, „Hochzeit“, „Begängniß“ (S. 19 ff.), die unbertennbar unter dem Banne der düster-phantastischen „Traumbilder“ Heines stehen. Aber des Verfassers Seele besitzt zu viel Spannkraft, um in eine zerrüttende Melancholie und in einen untthätigen Pessimismus zu versinken; und so endet die erste dichterische Periode Kalbeck's mit dem verheißungsvollen Aufschwunge:

„Die Arbeit reift des Lebens beste Frucht,
Sie weiß nichts von des Denkens Qual und Pein,
Nichts von des Glücks Verdruß, der Freude Flucht.“

Für den Verlust seines Liebesglückes bietet ihm nun die Erinnerung Ersatz, in der daselbe ein unbergängliches Leben führt, und seine Trösterin ist die Einsamkeit, die er als Medusa apostrophirt:

Nur wer gleich Dir das tiefste Weh erfahren,
Wer elend ist, Versteterte, wie Du,
Dem wirft Du Deinen Segen offenbaren.

Ihm senkst ins Herz Du Deine Lohesruh,
Zu Engelskügeln weiten sich die Schwingen,
Und decken lieblich den Verlass'nen zu.

Die schmalen Lippen öffnen sich zum Singen
Und mahnen ihn an seines Glückes Zeit;
Da hört er die geliebte Stimme klingen
Und tröstet sich mit Dir, der Einsamkeit.“

Und in dem Gedichte „Ausgleich“ (S. 157) scheint ihm die Einsamkeit mit seiner Muse identisch zu sein, die ihn für das Entbehren irdischer Genüsse vollauf zu entschädigen vermag.

— Unsterblichkeit
Verleih mein Hauch, und ewige Gedanken
Entblühn dem Bunde, den wir fromm beschließen

Kalbeck liebt es, das Naturbild zum Spiegelbild seiner Stimmung zu machen, und entsprechend dem vorherrschenden elegischen Charakter derselben bevorzugt er, wie Venau, düstere, melancholische Scenerien. Er besingt die zerfallene Kirche in des Walbes Nacht, ein „vergeßnes Grab“ im Gebirge, den „einsamen See,“ der sein schwarzes Auge traurig aufgethan hat, die „untergehende Sonne,“ („Laß mich erwärmen noch in Deinen Gluthen, Eh Du hinabtauchst in das heil'ge Meer“), die er als „Königin der Zeit“ in Versen von mächtigem Schwunge und süßem Wohlklang feiert.

Aber auch für die Reize der romantischen, mondbeglänzten Zaubernacht hat er ein empfängliches Herz und einzelne Lieder dieser Art haben den träumerischen Duft, die Innigkeit Eichendorffscher Lyrik; und die Poesie des Wanderlebens erklingt bei Kalbeck in frischesten, hellsten Tönen. Wanderlieder wie „Ade du Niederland“, „Eintehr“ und andere athmen die volle Ursprünglichkeit und herzige Naivetät des Volksliedes.

Mit welchem Geschick K. den Ton des Volksliedes zu treffen weiß, das zeigen besonders Gedichte wie „Weit hinaus“, „Zum Abend“, „Brautfahrt“, „Im Mondschein“, „Der fröhliche Wittmer“ u. A.

Ist so Kalbecks Muse eine träumerische, welche den Blick weniger auf die Außenwelt richtet, als in das eigene Innere senkt, und welche weniger auf den Pulsschlag der Zeit, als auf die Schläge des eigenen Herzens lauscht, ist Kalbeck also eine rein elegisch-lyrische Natur. So offenbart er doch in einigen wenigen Gedichten, daß ihm auch der energische, fortreibende Ausdruck und dramatische Gestaltungskraft nicht verjagt sind. So ist das Gedicht „Die apokalyptischen Reiter“ ein Freskogemälde Dürerschen oder Corneltusischen Stiles; die wüthende Hast, mit welcher die grimmen Reiter einherstürmen, ist schon durch den Rhythmus trefflich gemalt. Dem Ringen und Streben der Zeit giebt er einen dichterisch schwingvollen Ausdruck in „Der neue Prophet“ („Ich hör ein fernes Brausen — Wie wilder Männer Sang“. Eine schöne poetische Umschreibung des Schopenhauerschen Satzes: Die Welt ist meine Vorstellung, giebt das Gedicht: „Nichts hat Dir die Welt gegeben!“

Daß der weich flötende lyrische Dichter aber auch ein loser Spötter und scharfer Satiriker sein kann, lernen wir aus den unter den Titeln „Grabschriften“ und „Denkzettel“ vereinigten Epigrammen zu unserer Ueberraschung kennen.

Als Probe mögen hier die folgenden Grabschriften, von denen namentlich die zweite recht boshaft ist, stehen:

Ginem Beamten.

Wie gerne ließ er sich vertreten,
Der nun in kühler Erde ruht,
Vielleicht, indeß wir für ihn beten,
Liegt drunten nur sein Substitut.

Einer Jungfrau.

Der Jungfrau hier wollt Guer Mitleid schenken:
O Wein!
Die schläft zum ersten Mal, so weit wir denken,
Allein.

Wir haben bei der Charakterisirung des Dichters die Namen anderer Lyriker wie Venau, Heine, Eichendorff herangezogen; es lag nicht in unserer Absicht, damit unserem Autor Originalität abzuprechen und ihn als einen Nachahmer oder Nachempfänger hinzustellen, wir glaubten aber so am leichtesten das dichterische Wesen eines weniger bekannten Dichters kennzeichnen zu können, indem wir allbekannte Genies, von denen er eine Ader hat, zum Vergleiche anführten; freilich können wir nicht verschweigen, daß einzelne Gedichte doch zu sehr die Abhängigkeit von jenen Mustern auf einzelne Wendungen vertragen, so ist „Letztes Glück“ ganz à la Venau gehalten, und das Sonett „Abendfeier“ ist aus Eichendorffschen Elementen zusammengesetzt. Wir könnten vielleicht noch frappantere Uebereinstimmungen, als sie diese Beispiele zeigen, bei weiterem Forschen nachweisen. Wenn sich der Dichter entschließen könnte, derartige Producte auszumergen, so schmerzlich eine solche Selbstamputation auch sein mag, würde seine dichterische Eigenart schärfer hervortreten und der Werth seines Buches würde noch gewinnen. Der Verfasser hat zwar,

wie seine Vorrede besagt, anerkennungswerthe Selbstkritik geübt; aber es würde nichts schaden, wenn er darin noch ein wenig weiter ginge, und eine Zahl von Gedichten, die dieselbe Stimmung und denselben oder doch einen ähnlichen Gedanken behandeln, entfernte; es wäre dann die Gefahr der Monotonie beseitigt, der Genuß des Büchleins ein ungetrübt, und die Würdigung und Anerkennung, auf die der Dichter so hohen Anspruch hat, demselben um so sicherer. Diese kleine Ausstellung, die uns unser kritisches Gewissen abgenöthigt, möge aber keinen Leser abhalten, sich mit einem Dichter bekannt zu machen, der in einer Zeit des abschreckenden Dilettantismus zu denjenigen gehört, welche über eine echte lyrische Begabung verfügen und dem von der Kunst des Publikums vernachlässigten Stiefkinde, der Lyrik, wieder zahlreiche Anhänger zu gewinnen berufen sind.

O. W.

Bibliographische Notizen.

Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie. Beitrag zur Geschichte des deutschen Idealismus von Richard Fester. Stuttgart, G. F. Göschen.

Der Verfasser stellt in diesem auf gründlichen Studien beruhenden, dabei aber sehr lesbar und anziehend geschriebenen Buche das Verhältnis dar, in welchem deutsche Geschichtsphilosophen von Kant, Herder und Schiller bis auf Hegel und Schelling zu der fast durchweg theoretisch konstruirten, die wirkliche Erfahrung wenig beachtenden Geschichtsauffassung des Genfer Philosophen stehen.

Lessings (sic!) Plagiate. Erster Band, erstes Heft, erste Hälfte. Hamburg und Leipzig, B. Albrechts Selbstverlag.

Der Verfasser, Dr. med. et philos. in Hamburg hat eine beneidenswerthe Belesenheit für einen nicht beneidenswerthen Zweck verwendet. Er stellt massenhafte Parallelstellen aus Schriftstellern verschiedener Zeiten und Nationalitäten neben Sätze aus Lessings Werken (zunächst den Jugendgedichten), um zu beweisen, daß Lessing eine bis in's Krankhafte gehende Neigung zur Entlehnung von Gedanken, Worten und selbst Namen gehabt habe, für die Herr Dr. Albrecht den Namen „Plagiomanie“ einführt.

Bei aller seiner Belesenheit scheint der Herr Verfasser ein kleines Wertchen des großen Dichters nicht gekannt oder nicht beachtet zu haben, welches die beste Kritik des in höchst unwürdigem Tone geschriebenen Pamphlets enthält.

Offentlich verargen es uns die Leser nicht, wenn wir statt eines trockenen Zahlencitates aus Lessings Werken die auch stilistisch musterhaften Worte vollständig hier abdrucken.

„Die ehrene Bildsäule eines vortrefflichen Künstlers schmolz durch die Hitze einer wüthenden Feuerbrunst in einen Klumpen. Dieser Klumpen kam einem anderen Künstler in die Hände, und durch seine Geschicklichkeit verfertigte er eine neue Bildsäule daraus, von der ersteren in dem, was sie vorstellte, unterschieden, an Geschmack und Schönheit aber ihr gleich.

Der Reid sah es und knirschte. Endlich bejammerte er sich auf einen armseligen Trost: „Der gute Mann würde dieses noch ganz erträgliche Stück auch nicht hervorgebracht haben, wenn ihm nicht die Materie der alten Bildsäule dabei zu Statten gekommen wäre.“ Lessings Fabeln, II. Buch, Nr. 1. E.

Zeitgenössische Ländlicher. Studien und Skizzen von M. Charles (Mag Chop). 2 Bände. Leipzig, Druck und Verlag der Nosser'schen Buchhandlung.

In den mit großem Selbstbewußtsein geschriebenen Vorreden spricht sich der Verfasser bezüglich des Verhältnisses zwischen Kritiker und Publikum dahin aus, daß „die Urtheilsfindung dem großen Kreise des kunstsinigen Publikums zufällt und daß der Recensent mit diesem stetige Föhlung halten und als Vertreter der Lessinglichkeit auch deren Meinung in den ihr angehörenden Blättern, Zeitschriften und Büchern wiedergeben soll.“ Leider ist M. Charles selbst nicht im Stande, dieses Princip in seinen Besprechungen zu wahren. Bei dem übel beleumdeten Reßler'schen „Trompeter von Säckingen“ gesteht er sein Abweichen von der Regel offen zu und in vielen anderen Fällen (z. B. bei Bruch, Witt, Lachner u. s. w.) deckt sich sein Urtheil, welches bisweilen stark in's Dithyrambische ausartet, keineswegs mit dem des

großen Publikums. Trotz der Nothlage, die sich der Verfasser dadurch, daß er das eigene Urtheil dem der Menge unterordnet, geschnitten hat, sind Charles' Studien nicht uninteressant. Sie bringen viel neues Material an's Licht und sind flüchtig und pikant geschrieben. Sehr dankenswerthe Zugaben bilden die mit philologischer Gründlichkeit aufgestellten Verzeichnisse der Werke namhafter Componisten, die in solcher Vollständigkeit kaum anderswo zu finden sind. eb.

Friedrich Chopin als Mensch und Musiker. Von Friedrich Niecks. Vom Verfasser vermehrt und aus dem Englischen übertragen von Dr. W. Vanhans. 2 Bände. Leipzig, Verlag von E. F. C. Neuckart (Constantin Sander).

Die Literatur über Chopin ist noch immer eine sehr dürftige; sie beschränkt sich, streng genommen, auf die Werke von Liszt und Karasowski. Der Erstere ist zu übermäßig, der Letztere zu trocken und zum Theil auch unzuverlässig. Das Niecks'sche Buch hält die Mitte zwischen beiden. Es ist, wie man beim Erscheinen des Originals in England mit Recht hervorhob, mit wahrhaft „teutonischer Gründlichkeit“ geschrieben und ermangelt trotzdem nicht des Schwunges und der Begeisterung. Der Historiker wird davon ebenso befriedigt sein, wie der Aesthetiker und der ausübende Künstler. Besonders ausführlich und anziehend sind die Capitel behandelt, welche das verhängnißvolle Verhältniß Chopins zu George Sand erörtern. Werthvolle künstlerische Beigaben sind drei Bildnisse Chopins, das Portrait seiner langjährigen Freundin und Tyrannin, George Sand und die Facsimiles der F-moll Mazurka (op. 7, Nr. 3) und des C-moll Prælubiums (op. 25, Nr. 20). eb.

Charles Gounod. Mozarts Don Juan. Autorisirte Uebersetzung von Adolf Klages. Leipzig, Verlag von Carl Reißner.

Die vom reinsten Mozartenthusiasmus dictirten Studien des berühmten französischen Componisten enthalten, wenn auch nicht unbedingt Neues, so doch viel Wahres und Treffendes. Sehr beherzigenswerth sind die in einem Anhang niedergelegten allgemeinen Bemerkungen über Tempo, Tact, Nuancirung, Athmen, Aussprache und Orchesterleitung. eb.

„Hans Waldmann.“ Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse Leipzig, S. Hirzel.

Der wohlverdiente Altmeister unter den deutschen Dramatikern, hat uns abermals ein Trauerspiel „Hans Waldmann“ bescheert. Wir freuen uns der ungeschwächten geistigen Kraft des Autors, die auch aus dieser Dichtung uns entgegentritt. In fest gefügtem dramatischem Aufbau, in klarer und dennoch oft bilderreicher und schwungvoller Diction, entwickelt sich die Handlung; in ergreifender Weise vollzieht sich die Schuld und bricht die Katastrophe herein — das Ganze von echt tragischer Wirkung! A. W.

Das Waldhorn. Kronosch und Ziegenruden. Zwei Novellen aus Schlesiens Bergen. Von Karl Jahnke. Breslau, Schlesiensche Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vorm. S. Schottlaender.

Die zweite der beiden im vorliegenden Buche vereinigten Erzählungen wird den Lesern dieser Zeitschrift noch in angelegentlichster Erinnerung sein. Diese Wandergeschichte athmet ein so tiefes, freudiges Naturgefühl, eine so aus dem Innern aufquellende Lebenslust, daß der Leser zu lebendigem Mitempfinden und Mitgenießen fortgerissen wird. Ein thatkräftiger, lebensfreudiger Optimismus, der ein offenes Auge und ein fühlendes Herz für die Schönheiten dieser so oft als Jammerthal und unvollkommenste der Welten geschnähte Erde hat, regt hier seine Schwingen und bezwingt unwiderstehlich unser Gemüth. Die Poesie des Wanderns, die herrliche wechselnde Scenerie des Riesengebirges, die mit so viel Treue und tiefer Empfindung wiedergegeben werden, führen zwei junge schöne Menschenpaare zusammen, die ihre Zusammengehörigkeit für's Leben bald erkennen. Eine kleine, tragikomische Entwicklung verzögert die Lösung dieser anscheinend so glatt verlaufenden reizvollen Idylle, indem sich herausstellt, daß es sich bei diesen Herzengeschichten um eine „Liebe über's Kreuz“ handelt. Der Knoten entwirrt sich, indem in der Stunde drohender Gefahr, in welcher die Freunde sich thatkräftig der geliebten Mädchen annehmen, diese ihren Irrthum einsehen und jetzt erst in Wahrheit ihr Herz entdecken und den sie liebenden Männern in die aufnahmebereiten Arme sinken. — Während diese Erzählung in ihrer zwanglosen, lockeren Form die

Ungebundenheit eines freien, fessellosen, genußvollen Wanderns schon äußerlich sehr glücklich zum Ausdruck bringt, ist die erste „Das Waldhorn“ von strenger, sorgfältig gegliederter Composition, von fast dramatischem Aufbau. Die Erregung der Spannung im Leser, die Ausarbeitung der Höhepunkte mit ihren leidenschaftlichen Collisionen, die Entwicklung und Katastrophe — Alles erinnert an ein effectvolles, packendes Bühnenstück. Die wirksam erkundene Handlung hat einen criminalistischen Untergrund, sie dreht sich um ein vor Jahren begangenes Verbrechen, dessen wahre Thäter unentdeckt geblieben sind. Aehnlich wie die Kraniche des Jyhtus in Schillers gleichnamigem Gedicht oder die Sonne in Chamisso's „die Sonne bringt es an den Tag“ oder wie das Hoshorn in einer kleinen Erzählung Auerbach's spielt hier ein Waldhorn bei der Aufhellung der geheimnißvollen That und der Entlastung eines auf schürftige Weise Verdächtigten eine entscheidende Rolle. Mit dieser Handlung ist die Geschichte zweier Liebespaare auf geschickte Weise eng verknüpft, welche mit der Entdeckung der wahren Verbrecher zugleich das Ziel ihrer Sehnsucht erreichen. So zeigt sich der Verfasser in jeder der beiden Erzählungen von einer ganz anderen Seite und überrascht dadurch den Leser in hohem Maße. Wer z. B. zuerst die von lyrischen Elementen erfüllte Wandergeschichte gelesen, wird kaum eine so starke dramatische Ader, wie sie das „Waldhorn“ unzweideutig verräth, in dem Autor vermutet haben, der übrigens als Lustspielbichter auch einen schönen Bühnenerfolg aufzuweisen hat. Somit seien diese beiden, in ihrem Charakter so verschiedenen, aber jede in ihrer Art gleich trefflichen und fesselnden Novellen dem Publikum bestens empfohlen.

O. W.

W. Garschin. Novellen. Aus dem russischen von Val. Weleno. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig. C. Piersons Verlag. Preis 2 Mark.

Garschin ist ein entschiedener Künstler, reich an dichterischer Begabung, von hervorragender Fähigkeit der psychologischen Analyse, von Schärfe der Charakteristik. Ihm fehlen die weichen Töne; er ist herb und bizarr und bizarr sind auch seine Stoffe. Man darf die sieben gesammelten von jedem Realismus zeugenden Skizzen nicht Novellen nennen. Die Novelle ist ein abgerundetes Kunstwerk, ein harmonisches Ganzes, ein

kreisrunder Ausschnitt des Lebens, der gleichmäßig durchleuchtet sein soll. Wenn man dieses Bild gestaltet, möchte ich die Skizzen Garschins Kreis-Segmenten vergleichen, in welchen irgend ein Winkel der Menschenseele grell und scharf beleuchtet wird, in denen ein Gedankenfang eine Weile verfolgt, dann aber jäh abgebrochen wird. Die Gedanken sind nicht originell, aber knapp, präcise gefaßt, zu scharfen Thesen und Antithesen aufgespritzt, geistvoll und philosophisch verarbeitet.

Nach Art des russischen Scepticismus zieht Garschin seine Menschen — sit venia verbo! moralisch vor uns aus! Unerbittlich zerrt er die geheimsten Triebe hervor, welche den unbewußten Urgrund unseres Handelns bilden; aber er läßt auch den schlummernden edlen Keim gelten und wirken, sobald er ihn zur Entfaltung bringen kann. Seine Motive sind vielfach entlehnt; oft hat er kühn zugegriffen, wie z. B. im ergreifenden Schlussmotiv von „Eine Nacht“, das er aus Faust's zweiten Monologe entlehnt hat. Uebrigens ist diese Nacht nicht, wie der Uebersetzer in in der Vorrede citirt, die letzte Nacht eines Selbstmörders. Alzei Petromitsch erschießt sich ja nicht, sein besseres Selbst gewinnt Gewalt über ihn und nur ein plötzlicher Tod, welcher angedeutet wird, raubt ihm dem neuen Leben; eine übersüßige und nicht gerade glückliche Wendung der Dinge, durch welche der Effect abgeschwächt wird.

Seine Erzählung ist sprunghaft und fragmentarisch, dabei doch von schlichter Einfachheit; die Darstellung ist keineswegs schmuckhaft und in poetischen Farben gesättigt.

„Die Künstler“ enthält eine Zusammenstellung von Bekenntnissen und Selbstgesprächen zweier Maler; hier wird das Wesen der Kunst discutirt, zugleich die sociale Frage in ergreifender Weise in den Vordergrund gezogen. Die Schilderungen in dieser Skizze sind plastisch und meisterhaft; die Schilderung von Njabin's Krankheit reicht an die berühmtesten Vorbilder heran. Der Realismus verliert sich hier auch zuweilen in Kleinigkeiten zuweilen aber wirkt er auch geradezu packend. Dabei ist die Knappheit der Fragmente ertauulich.

„Eine Fabel“ und „Attalea Princeps“, denen ein politischer Hintergrund innewohnt, sind anschaulich und lebhaft geschrieben, allegorisch gehalten, im Uebrigen aber weniger bedeutend. Die feinen, zarten Striche sind nicht Garschins eigenes Gebiet, er zeichnet kräftig, scharf umrissen.

Ein erschütterndes Seelengemälde bietet „Eine Begebenheit“, welches die Bekenntnisse einer Gefallenen, die Liebe eines ehrlichen Mannes zu derselben und dessen Lob um ihretwillen zum Inhalte hat. Die Seelenschilderung ist auch hier mit Meisterschaft und mit einem gewissen grausigen Humor durchgeführt. Das Sujet, welches nicht zu einer socialen Tragödie zugespitzt ist, mag nicht geschmackvoll gewählt sein, es ist aber möglichst decent behandelt und der Dichter bewegt uns tief.

Die letzte Erzählung „Vier Tage“, der dramatisch wirkende Bericht eines verwundeten Kriegers vom Schlachtfelde, ist stark mit dem Gerüche einer in Verwesung übergegangenen, von Würmern angefressenen Leiche gewürzt! Die Schilderung mag realistisch vollkommen sein, sie ist aber peinlich und ekeleregend.

Der früh verstorbene Dichter hat in dieser Sammlung vollgültige Beweise eines reichen Könnens, Zeugnisse eines hohen sittlichen Strebens und eines tiefen Geistes abgelegt. Hätte er Zeit zum Ausreifen gehabt, er wäre vielleicht einer der führenden Geister seiner Nation geworden.

ss.

Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts von Helmut Mielke. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn (Appelhaus & Penningstorff). 1890.

Der Verfasser beabsichtigt, die Entwicklung des deutschen Romans in unserm Jahrhundert aus seiner Eigenart und aus den Zeitverhältnissen heraus zu erklären. Es laßt sich nicht leugnen, daß er systematisch zu Werke gegangen ist, und daß die Beziehungen, die er zwischen dem culturellen Leben der Nation und ihrer Roman-

literatur herausgefunden hat, vielfach einen scharfen Blick und ein richtiges Gefühl verrathen, sodaß er dem künftigen Literaturhistoriker manchen brauchbaren Baustein geliefert hat. Aber die Aufgabe, die er sich gestellt, hat er doch nicht zu lösen vermocht. Dies war auch kaum in einem Bande von 347 Octavseiten möglich. Dennoch könnte man bei der in der Vorrede aufgestellten, selbstbewußten Behauptung, daß man kaum einen irgendwie bedeutungsvollen Namen auf dem Gebiete des Romans in dem Buche vermissen werde, eine etwas größere Sorgfalt verlangen. Man braucht auf absolute Vollständigkeit in der Aufzählung der Autoren gar keinen Anspruch zu machen und muß es doch sehr befremdlich finden, daß in dem ganzen Buche z. B. Johannes Scherr gar nicht erwähnt ist, dessen „Michel“ doch mit Recht als eins der schönsten und gehaltvollsten Erzeugnisse auf dem Gebiete der deutschen Romandichtung gilt. Da solcher Lücken sich noch mehr finden, so ist dem Autor der Vorwurf nicht zu ersparen, daß er entweder flüchtig gearbeitet oder seiner Aufgabe sich nicht gewachsen gezeigt hat. Das Buch steht daher trotz einiger geistvollen und zutreffenden Abhandlungen — z. B. über den Frauenroman — nicht auf der Höhe eines dauernden Werth besitzenden literarhistorischen Wertes. F. G.

Enge Welt. Novellen von Ilse Franck. Berlin, Gebr. Pötel.

Die bekannte Novellendichterin hat diesmal dem Leben schwäbischer Bauern den Stoff zu den vier in dem Bändchen vereinigten Erzählungen entnommen. Scharfe Beobachtung und lebenswahre Darstellung treten dem theilnehmenden Leser auch hier entgegen. O.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Aus fremden Zungen.** Eine Halbmonatsschrift, Herausg. von J. Kürschner. 1891 Heft 1. Stuttgart, Verlags-Anstalt.
- Baselow, H. v., Gerechte Menschen.** Drama in 3 Acten. Leipzig, G. Körner.
- Bechholds Handlexikon der Naturwissenschaften und Medicin.** Lieferung 2. Frankfurt a. M., H. Bechhold.
- Berlin, O. v., Die preussische Militär-Gerichtsbarkeit.** Freiburg i. B., F. E. Fehsenfeld.
- Beynagel, W., Gehören die Jesuiten ins deutsche Reich?** Zweite Auflage. Berlin, Walther & Apolant.
- Bibliothek der Gesamt-Literatur des In- und Auslandes.** No. 469, 470 (Schopenhauer-Aphorismen zur Lebensweisheit). No. 474. (Bellamy, Maud Elliot, Ein Echo von An-

- tectam.) No. 475, 476. (Ibsen, Hedda Gabler.) Halle a. d. S., O. Hendel.
- Brehm, A. E., Vom Nordpol zum Aequator.** Populäre Vorträge. Mit Illustr. Lieferung 9, 10. Stuttgart, Union Deutsche Verlags-Gesellschaft.
- Böcher, W., Neuester Räthelschatz.** Reichhaltige Räthelsammlung für Jung und Alt. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
- Casati, G., Zehn Jahre in Aequatoria** und die Rückkehr mit Emin Pascha. Nach d. ital. Originalmanusc. in's Deutsche übers. von K. von Reinhardtstötter. Einzige autoris. deutsche Ausgabe. Mit Abb. und Karten. 2 Bde. Bamberg, E. C. Buchner'sche Buchh.

- Clarette, A.**, Im Staub der Bretter. Roman. Autoris. deutsche Uebers. von Arthur Roehl. Mannheim, J. Bensheimer.
- Fürschem, M.**, Deutschland in 100 Jahren oder Die Galoschen des Glücks. Ein sociales Märchen. Dresden u. Leipzig, E. Pierson. — Der einzige Rettungsweg. Dresden, E. Pierson.
- Fort mit den Jesuiten!** Ein Weckruf an alle denkenden Deutschen. Freiburg i. B., F. E. Fehsenfeld.
- Franke, O.**, Das Rothe Buch von Weimar. Zum erstenmale herausgeg. und erläutert. Gotha, J. A. Perthes.
- Fränkel, H.**, Gegen Bellamy! Eine Widerlegung des socialpolitischen Romans „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000.“ 3. Aufl. Würzburg, A. Stuber.
- Gaedicke, W.**, Conradin von Staufen. Ein deutsches Schauspiel. Berlin, Nitschke & Lochner. — Absalom. Drama in 3 Aufzügen. Berlin, Nitschke & Lochner.
- Gallitzin, Fürst**, Ohne Liebe. Roman in zwei Bänden. Autoris. Uebers. a. d. Russ. von A. Berger. 2 Bände. (Engelhorn's Allg. Romanbibl. VII. Jahrgang. Band 9. 10), Stuttgart, J. Engelhorn.
- Harz, H.**, Aus dem Tagebuche eines Dreijährig-Freiwilligen. Altona, Gebr. Harz.
- Heule, E.**, Was soll ich declamiren? Eine Auslese der besten älteren und neueren Declamationsstücke ersten und heiteren Inhalts. Neue Folge. Stuttgart, Levy & Müller.
- Himmel und Erde.** Illustr. naturwissenschaftl. Monatschrift. Herausg. von der Gesellschaft Urania. 1891 Februar. Berlin, H. Paetel.
- Hofmann, E.**, Die Raupen der Schmetterlinge Europas. Lieferung 3—6. Stuttgart, C. Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung.
- Jäger, G.**, Gleich und Aehnlich. (Ison und Homöion). Nothschrei eines misshandelten Naturgesetzes. Stuttgart, Selbstverlag.
- Jedina, L. v.**, An Asiens Küsten und Fürstenhöfen. Mit Karten und Illustr. Lieferung 16 bis 31. (Schluss). Wien und Olmütz, Ed. Hölzel.
- Der heimliche Kaiser oder der Dampfbauer oder der wildgewordene Bliemchen-Kaffee.** Unheimliches Geheimniss „Rembrandt des Erziebers“ enthüllt von einem begeisterten Züglig. Zweite Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Kastner, W. A.**, Wald-Orakel. Ein modernes Idyll in fünf Gesängen. Leipzig, C. Reissner.
- Kirchhoff, A.**, Länderkunde von Europa. Lieferung 91. 92. Wien und Prag, J. Tempsky. Leipzig, G. Freytag.
- Korn, G.**, Katechismus des Kulturmenschen. Berlin, H. Conitzer.
- Küster, W. A. H.**, Eine Ehescheidung. Als Beitrag zum Capitel vom geschriebenen und natürlichen Recht. Freiburg i. B., Fr. E. Fehsenfeld.
- Mauthner, F.**, Bekenntnisse einer Spiritistin (P. v. Schönthan's Mark-Bibl. Band II.) Berlin, H. Conitzer.
- Mercator, B.**, In eines grossen Königs Armen. Zweite Auflage. Gotha, F. A. Perthes.
- Müller, Joh.**, Immergrün. Ein Gedichtscyclus. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
- Nansen, Fr.**, Auf Schneeschuhen durch Grönland. Lfg. 7. 8. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
- Neue Bahnen.** Monatschrift für eine zeitgemässe Gestaltung der Jugendbildung. Herausg. von Joh. Meyer. II. Jahrg. Heft 1. Gotha, E. Behrend.
- Norris, W. E.**, Die Erbin. Autoris. Uebers. a. d. Englischen. (Engelhorn's Allgem. Roman-Bibliothek. VII. Jahrg. Band 11.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Petersen, J.**, Faust und Brand. Hamlet. Zwei Vorträge. Gotha, Fr. A. Perthes.
- Pförtner, W.**, Die Lösung des Welträthsels. Ein Aufruf zum Kampf. Leipzig, C. Reissner.
- Prager, Die Vor- und Nachtheile der Naturheilmethoden.** Leipzig, Rauert & Rocco.
- Reorganisation des deutschen Adels.** Leipzig, Rauert & Rocco.
- Sacher-Masoch, Die Schlange im Paradies.** Russ-Sittenroman. 3 Bände. Mannheim, J. Bensheimer.
- Sales, P.**, Goldblondes Haar. Bilder aus dem Pariser Leben. Autoris. Uebers. Mannheim, J. Bensheimer.
- Schneider, K.**, Die Schiedsgerichtsordnung zum Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz. Hannover, C. Meyer.
- Schopenhauer's Werke.** Herausg. von M. Brasch. Band 1. 2. Leipzig, G. Fock.
- Schubn, O.**, Heil dir im Siegerkranz. Erzählung. Braunschweig, G. Westermann.
- Die Seefähn des Weltverkehrs.** Lieferung 27—39 (Schluss). Wien, Volkswirtschaftl. Verlag von A. Dorn.
- Städte-Bilder und Landschaften aus aller Welt.** Heft 1. Zürich, J. Lauranceic.
- Suse, Th.**, Verse. Berlin, A. Asher & Co.
- Tolstoj's L. N., gesammelte Werke.** Vom Verf. genehmigte Ausgabe von R. Löwenfeld. Lieferung 3. 4. Berlin, R. Wilhelm.
- Die Früchte der Bildung. Lustspiel in vier Aufzügen. Vom Verfasser genehmigte deutsche Uebersetzung von R. Löwenfeld. Berlin, R. Wilhelm.
- Traumann, E.**, Sudermann's „Ehre“ — Kunstwerk oder Mache? Eine zeitgemässe Betrachtung. Heidelberg, G. Weiss.
- Vegetarier-Kalender für 1891.** III. Jahrgang. Verlag des deutschen Vegetarier-Vereins.
- Wibaux, Th.** Zuave und Jesuit. Von C. du Coëtlosquet. Autoris. Uebers. von Prinzessin Franziska zu Löwenstein. Wien. Verlag Austria, Drescher & Co.
- Wippchen's sämtliche Berichte.** Herausg. von J. Stettenheim. Band VII. Mit dem Bilde: „Wippchen der Schütz“ gez. von A. Krüger. Berlin, Herm. Paetel.
- Wörndt, Fr.**, Das neue deutsche Reich in Freud und Leid. Ein Erinnerungsblatt für das deutsche Volk. Danzig, C. Hinstorff.
- Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde** zu Berlin. Band XVII. No. 10. Berlin, D. Reimer.
- Zur See.** Mit Illustr. Herausg. von Henk und E. Nietho. Mit Illustr. und Karten. Lieferung 3—6. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

In Vertretung des Herausgebers verantwortlicher Redacten: Karl Jaenicke in Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1891er. Frische Füllung. 1891er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58 ²⁰ R
Mühlbrunn . . .	40 "
Schlössbrunn . . .	41 ⁸
Therapiebrunn . . .	47 ¹
Neubrunn . . .	47 ³
Marktbrunn . . .	34 ⁵
Felsenquelle . . .	47 "
Kaiser-Karls-Qu. . .	33 ⁴
Kaiserbrunn . . .	39 ¹

— < > —

**Karlsbader
TRINKKUR**
im
Hause

Quellen- Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
—
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— < > —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen an Flaschen und
Krügen :—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-
Wassers ist begründet durch den
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

Aord und öüd.

Line deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

Faul tindau.

^echsundfünfzigster Vand.

Mi! den f>»i!ll>!z von ^ Wilhelm :;<»l>e, Robert Rnch, Friedrich Nietzsche,

VreFlau

5chlesische Vuchdlncerei, Kunst, unl» verlags>Anstalt

vormals 5. 5ch«ttlaendei.

Inhalt des 56. Bandes.

Januar. — Februar. — März.

IM

S»üe

Th. Achelis in Vremen.

Gustav Theodor Fechner 272

Georg Adler in Hreiburg i. Vr.

Friedrich Nietzsche, der Social^ophil^osoph der Aristokratie 22[^]

A. Rogalla von Vieberstein in Vreslau.

Die Kriegsbereitschaft Frankreichs und die heutige Bedeutung
seines Ncfeftungssystems an der «Dstgienze 2<[^][^]

Gregor Csiky in Budapest.

Der Komödiant, Inftspiel in einem Aufzuge 226

Wilhelm Fischer in Graz.

Die RebenbHckerin. Novelle <45

f)aul Habe! in Vreslau.

Die neuesten Ausgrabungen der Deutschen und Neugriechen auf
griechischem Voden !y»

Ola hansson in 5t. t«gier sur vevcy.

Drei Vücher, drei schicksale 222

Otto «Lrich hartlebcn in Verlin.

Mondrondels. Aus dem „pierrot lunaire" von Albert Giraud, , 2vq

Hermann [^]jaenicke in Areuzburg.

Die Geschichtschreibung der Znlunft 297

Alfr. Chr. Aalischer in Verlin.

Grillparzer und Veethoven 25

Romulus Aatscher in Wien.

Mesmerismus, Spiritismus und Hypnotismus. «Line ötudie 2<

<Lrnst Aoppel in Verlin.

Wilhelm Raab« .' 20

[^]48420

Inhalt des 5«. Vandés,
Sigmar Mehring in Verlin.
Zwei Gedichte «I
Max Üordau in f>aris. v.
Die Kunst zu altern. Novellette I tz
Wilhelm Rastede in Verlin.
Robert Koch nnd seine letzte wissenschaftliche Großthat >K3
«Lrich Schmidt in Verlin.
Goeze vor lessingz Anti Goezen ^«.!'>
Marie 5imon in Vreslau.
Liena <2? ^
Victor Valentin in Vreslau.
Die Hochzeit zu Ellersbrunn. Eine Dorfgeschichte I,8 ^
Hermine Villinger in Aarlsruhe.
Die Galgenbäuerin. Novelle «»H»?
Aug. wünsche in Dresden. ^.
Abu NuwüZ. «Li« vichterbild aus der Abbasstdenzeit ^82
Vibliographie 522. 212, 205
Vibliographische Notizen ^28. 2?e. 2^2
Mit dl-n siortraits von:
Wilhelm Raab« nnd Friedrich Nietzsche, radirt von Ernst Krause in
München, und Robert Koch, radirt von Johann tindner in München,

Januar 1877.

Inhalt.

5»»»

!Nax Nordau in j)aris.

Vie Kunst zu altern, Novellette ^

Ernst Roppel in Verlin.

Wilhelm Raab« 20

Ronmlus Katscher in Wien

Mesmerismus, 3piritizmu5 und I^ypnotismu?, Line Studie.. .. 3^

Erich Schmidt in Verlin.

Goeze vor Iefsingz Anti Goezen H6

Sigmar Mehring in Verlin.

Zwei Gedichte. 60

Alfr. Chr. Kalischer in Verlin.

GriUparzer und Veethoven 63

Hermine villinger in Rarlsruhe.

vie Galgenbänerin. Novelle ^00

Marie öimon in Vreslau.

Siena I.2?

Vibliographie I. 32

tmin pnlcha und die Meuterei in Aequontori», (Mit Illnstratlonen) — Erinnerungen von Felix Dllhn,

Vibllographische Notizen I. 38

I^ierz» «in Portrait von Wilhelm Raabe.

Radirung von Ernst Krause in München.

,N«l» »nd Sud' «<ch»in! »m Anfang jede, M«na»» in Herten mit je »in», Itunsdetlage,

^—^— frei» pro Voartal (3 hefi«) b Mail.

AU» »nchhondinngln und paftonsultln n»hm»n i»d»iz»it V»ft»Unng»n «n.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Dlrl und Süd" be»

züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von «Word und Süd" Vreslau.

5>iebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

PO!>

K»«» W»n«lt«mp< H «3«. in Snnnoer. cpl!»n!»sten und Märchen,)

«chleNlch» »uch»lu<«lel, «unft- nn» »«»»»»»«»«nftol! »««. «. «ch««l«»»»»» i„ Yrolau,

(Vi«d»»m«nn, Veschich!» Dintlchlundö 1

Z)ie Kunst zu altern.

Novellette

von

Max Zorban.

— Paris, —

u ^^Ä>uo,i Robert von Linden stand Mischen den Flügeln seines dreiflügeligen Spiegels. Durch das hohe Fenster strömte das Sonnenlicht eines klaren Maimorgens so hell auf ihn. das; es die Stellen, welche es badete, beinahe durchsichtig machte. Er brachte sein Antlitz der Krn stallflä'che ganz nahe, so daß es sie fast berührte und er den Athem anhalten mußte, um sie nicht zu trüben. Er betrachtete sein zurückgeworfenes Bild lang und mit einer Aufmerksamkeit, welche Entdeckungen zugleich sucht und fürchtet, sah sich einmal gerade, dann von der Seite an, wechselte die Beleuchtung, brachte das Gesicht bald voll unter die Sonnenstrahlen, sang diese bald unter verschiedenen Winkeln auf oder beschattete sich ein wenig mit der Hand. Schließlich trat er mit einem tiefen Seufzer zurück, legte den Schildpattkamm und die Elfenbeinhaarbürste auf den marmornen Waschtisch, ließ sich auf den in der Ecke stehenden Armstuhl fallen und senkte den Kopf auf die Brust, während die Arnie wie entkräftet ihrer Schwere folgten.

Ach, die Stunde der Morgentoilette war für Baron Robert keine frohe mehr. Er hatte Furcht vor dem unerbittlichen Spiegel und doch trieb ihn selbstquälerische Neugier, sein Gesicht mit der scharfen Beobachtung eines Holbein zu prüfen. Seinem Suchen und Forschen entging auch die schwächste Abgenutztheit seiner Erscheinung nicht. Er sah und verfolgte alle Verwüstungen, welche das Leben in seinem Aenßern angerichtet hatte:

2 Maz Noidau in Paris.

die Quersfurchen der Stirne, die Fältchen, die von den äußeren Augenwinkeln nach den Schläfen hinzogen, sowohl die hohl gegrabenen als auch die zu künftiger Vertiefung gleichsam erst mit leichter Federspitze vor» gezeichneten, die nur bei seitlicher Beleuchtung wahrnehmbar wurden; das geknitterte Ansehen der unteren Augenlider und der Gegend zwischen den inneren Augenwinkeln und dem Nasenrücken; die gekörnte Beschaffenheit der sorgsam rasirten Wangen, die an die Schale reifer Orangen oder an feines Marotinleder erinnerte; die Welkheit des schmalen Hautsaumes zwischen dem Bartrand und Ohre, der wie mit graugelblichem Staube leicht bestreut aussah; die Fahlheit der Lochbeingegend, die entfärbt und verwittert, war wie ein abgestorbenes Theerosenblatt. Er zählte die weißen Haare) ^e schön/an'--den. Schläfen sichtbar wurden — die im Schnurrbarte zog er.noch.aus--7^ ließ die Sonnenstrahlen durch das Haupthaar spielen und >slh)^ ^'K'op^wendend und neigend, wie es dünner wurde und über der Stirne bis zum Scheitel überall die Kopfhaut hell und glatt durchschimmern ließ. Die Untersuchung dauerte lang, er nahm sie mit grau^samer Gründlichkeit vor und schloß sich dabei ein, da er selbst seinen Diener nicht als Zeugen seiner schmerzlichen Entdeckungen dulden wollte, die er allein zu machen glaubte.

Vielleicht irrte er sich nicht einmal in dieser tröstlichen Annahme.

Seine Gesamterscheinung war noch hübsch und stattlich, die Zeit halte die allgemeinen Linien seiner schlanken Gestalt unverzerrt gelassen, kein gemeiner Fettansatz dehnte seine Gürtung, keine Schlawheit drückte seine Schultern herab und rundete seinen Rücken und wenn er, mit ausgesuchtem Geschmacke gekleidet, in seiner stolz aufrechten Haltung hochgetragenen Hauptes leicht und schwungvoll durch die Straße oder über den Teppich eines Salons dahinschritt, mußte man ihn aus einiger Entfernung, oder wenn man etwas kurzsichtig war, nicht nur für schön, sondern selbst noch für jugendlich halten.

Er sagte sich das selbst, als er nach einigen Minuten der Entmuthigung sich wieder aus dem Nrmftuhl erhob, rasch das Ankleiden vollendete und sich noch einmal auf den vollen Eindruck im Spiegel betrachtete, diesmal nicht mehr ganz nahe, sondern aus einem Abstände von mehreren Schritten.

An der Thüre klopfte es. „Der Herr Doctor,“ rief die Stimme des Dieners herein. „Ich komme,“ gab Baron Robert zurück und eilte zu öffnen und in den anstoßenden Salon zu treten, wo ihn Dr. Thiel erwartete. Er kam regelmäßig einmal in der Woche morgens zum Baron, ehe dieser ausging, denn Baron Robert war auch für feine Gesundheit ein Vischen ängstlich und liebte es, vom Arzte, der auch sein Freund war, zu hören, daß gewisse kleine Anzeichen: starker Durst an einem heißen Tage, etwas Benommenheit nach einer Vallnacht, ein wenig Schwere in den Beinen nach einem weiten Spaziergange, nichts zu bedeuten hatten. „Run, wie geht es heute früh?“ rief ihm Dr. Thiel sich erhebend entgegen.

vie «unfi zu altern, 2

„So, so,“ erwiderte Linden und drückte ihm beide Hände.

„Sie sehen ja etwas fchweremüthig aus?“ fragte der Arzt.

„Aus guten Gründen,“ gab Linden mit einem Seufzer zurück.

„Was ist denn wieder los? Haben Sie keinen Appetit, nachdem Sie gespeist haben? Fühlen Sie sich um Mitternacht müder als morgens?“

„Spotten Sie nicht. Sie wissen nicht, was heute für ein Tag ist.“

Thiel blickte ihn fragend an.

„Mein Geburtstag,“ sagte Linden niedergeschlagen.

„Ei freilich,“ rief Thiel, „lassen Sie mal sehen, der wievielte ist es doch?“

„Keine Zahl,“ unterbrach ihn Linden lebhaft und schloß ihm den Mund mit der Hand.

„Sie sind ja schlimmer als eine Kokette,“ bemerkte Thiel, indem er Lindens Hand entfernte. Er hatte auf der Zunge gehabt: „als eine alte Kokette.“ unterdrückte aber das Beiwort. „Ein Mann kann ohne Be-trüb-nis; von seinem Alter sprechen, wenn er erst in der Mitte der Vierzig steht.“

„Bitte, noch nicht in der Mitte,“ verwahrte sich Linden lebhaft, „ich bin heute vierundvierzig Jahre alt geworden.“

Thiel lächelte. „Nun, ich wünsche Ihnen viel Glück . . .“

Linden ließ ihn nicht ausreden. „Glück! Glück! Giebt es denn ein Glück außer der Jugend?“

„Es kommt alles darauf an, was man unter Glück versteht.“

Linden schien nicht zu hören, was Thiel sagte, sondern spann seine eigenen Gedanken weiter. „Wie eitel ist doch Ihre Wissenschaft! Da finden Sie wieder einen Bacillus und noch ein Ptomain. Was hilft mir das? Nichts. Lehren Sie mich, ewig jung zu bleiben, dann werde ich vor Ihrem Hineinstarren in theure Mikroskope Ächtung bekommen! Die Alten allein hatten Recht, darin wie in allem Andern. Früh sterben. In unverminderter Kraft. Ein größeres Glück können die Götter nicht ge-währen. Was fucht man noch im Leben, wenn die Jugend dahin ist?“

„Allerdings nichts, wenn man wie eine Drohne blos eine Aufgabe im Leben hat: zu lieben. Eine Drohne muß sterben, wenn sie ihre Auf-gabe erfüllt hat. Ich bin gar nicht blind für die Schönheit des Falters, der einen Sommertag lang seine prachtvollen Sammtflügel in der Sonne flimmern läßt und gar keine Werkzeuge hat, um Nahrung aufzunehmen, und nichts thut, als um Blumen und Weibchen seiner Gattung flattern und buhlen und lieben, und der dann am Abend stirbt, ohne auch nur aus seinem Wonnetraum zu erwachen. Mit der Blume ist es ja auch das-selbe. Sie erblüht und duftet und zeigt schöne Farben und Formen nur zum Zwecke der Fortpflanzung und melkt rasch ab, nachdem der Zweck er-reicht ist. Recht schön, der Falter und die Blume. Aber es sind schließ-lich doch untergeordnete Lebewesen und der Mensch steht höher, obschon er nicht duftet und für gewöhnlich keine Sammtflügel hat.“

H Max Nordau in Paris.

„Ist das so ausgemacht, daß der Mensch höher steht? Ich für meinen Theil beneide den Falter und die Blume, die in der vollen Glorie der Jugend und Schönheit und Liebe vergehen. So und nicht anders habe ich immer ein Dasein geträumt, das werth sein soll, gelebt zu meiden. Ein blendendes Feuerwerk. Inmitten der Dämmerung ein Strahlen und Flammen und Knattern und Prasseln. Ein triumphirendes Auffahren sprühender Kugeln und Schwärmer, vor deren herrlichen Farben die Sterne des Himmels erblassen. Bei jedem Feuerregeu und Knalleffect ein entzücktes Ah! und ein donnerndes Beifallklatschen der gaffenden Philister, die schon beim bloßen Zusehen ein Taumel des Entzückens erfaßt, und so ohne Aufhören Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag in beständiger Steigerung bis zum Schlußbouquet, auf dessen fabelhafte Pracht ohne liebergang plötzlich die schwarze Nacht folgen muß. Das ist Leben. Das ist Glück. Aber die Rakete muß immer vollgeladen sein. Sonst fliegt sie nicht inmitten der allgemeinen Bewunderung zu den Sternen empor, sondern putscht ein wenig und hüpfert mit lächerlicher Anstrengung auf und fällt platt zurück und erlifcht jämmerlich in einem übelriechenden Qualm. Ein trostloses Ende.“

Robert schwieg einen Augenblick und malte sichtlich im Geiste sein Bild weiter aus. Dann fügte er, gleichsam als letztes Ergebniß seiner Gedankenreihe, hinzu:

„Ja, Doctorchen, wenn Sie eine halb verpuffte Rakete frisch laden könnten!“

„Nun.“ meinte Thiel, der lächelnd alle die Zeit zugehört hätte, „Nrown-Sequaro in Paris scheint ja auf dem besten Wege, dieses Knnststück zu erfinden.“

„Glauben Sie daran?“ rief der Baron lebhaft.

„Ach was. Dummes Zeug. Ich scherze ja nur.“

„Aber weshalb soll es nicht möglich sein? Brown-Sequard gilt doch, soviel ich weiß, für einen ernsten Gelehrten.“

„Dagegen sage ich nichts. Aber Jungbrunnen giebt es nur im Märchen. Wenn man jung bleiben könnte bis zum Tode, so hätte man keine Ursache, zu sterben. Und da ich nicht glaube, daß man den Tod abschaffen wird, so glaube ich auch an die Verjüngungskünste Brown-Sequards nicht.“

„Schade,“ seufzte Linden.

„Glücklicherweise,“ sagte Thiel jetzt ernst, „giebt es ein zuverlässigeres Mittel, immer jung zu bleiben.“

„Kola? Läßt auch im Stich.“

„Nein, nein, nichts aus der Apotheke. Etwas viel Einfacheres. Um ewig jung zu bleiben, braucht man nur in jedem Älter das zu thun, was diesem Alter entspricht.“

Vie Kunst zu altern.

Linden machte eine enttäuschte Miene. Thiel ließ sich aber nicht stören und fuhr fort:

„Nicht wahr, mit zwanzig Jahren sind Sie jung s Nun, spielen Sie einmal mit zwanzig Jahren auf der Straße mit dem Brummkreisel, so wird Ihnen jeder Vorübergehende zurufen: so ein alter Bengel! schämen Sie sich nicht? Mit fünfzig Jahren halten Sie sich für alt. Werden Sie mit fünfzig Jahren commandirender General oder Reichskanzler, so wird jeder sagen: ein so junger General! ein so junger Minister!“

Linden stand auf und trat an's Fenster. Thiel folgte ihm, legte ihm die Hand auf die Schulter, sah ihm gerade in die Augen und sagte sehr ernst:

„Glauben Sie mir, lieber Baron Linden, das ist das Geheimniß der ewigen Jugend und ein anderes giebt es nicht. Ein Mann in den Vierzig ist nicht alt. Er ist es nur, wenn er sich nicht entschließen kann, die Phantasien eines Pagen aufzugeben.“ >

„Immer dasselbe Lied!“ rief Linden ungeduldig. „Soll ich auf Liebe verzichten?“

„Ja,“ erwiderte Thiel bestimmt.

„Ich soll freiwillig dem Glück entsagen?“

„Liebe ist in Ihrem Falle wohl nicht immer mit Glück gleichbedeutend,“ meinte Thiel mit einem vielsagenden Lächeln.

„Sie sind heute besonders liebenswürdig,“ schmollte Linden.

„Ich schulde Ihnen die Wahrheit. Berufspflicht und gleichzeitig Freundespflicht,“ sagte Thiel und erhob sich zum Gehen. Linden ließ ihn schweigend mit einem Händedrucke ziehen.

Auf Liebe verzichten! Nein. Das konnte er wirklich nicht. Liebe ivar der einzige Inhalt seines Lebens und ohne sie schien ihm dieses kalt und finster wie ein Grab. Er war ein ausermähltes Gefäß der Lust und anscheinend von der Natur bestimmt, in Frauenarmen durch das Leben getragen zu werden, schön, verführerisch, eine Flamme der Leidenschaft in den zärtlichen Augen, die Lippen von Küssen geschwellt oder nach Küssen lechzend, von den Männern mit Neid und Grimm, von den Frauen mit Gluth in den Wangen und Verwirrung im Herzen betrachtet. Kaum noch ein Jüngling, als Page der Großherzozin, hatte er durch seine reizende Erscheinung und einschmeichelnde Anmuth bereits allen Hofdamen den Kopf verdreht und man erzählt sich, daß eine Prinzessin feine erste Lehrmeisterin im Minnedienfte gewesen sei und noch nach Jahrzehnten an seiner Erinnerung gekrankt habe. Als Adjutant des Erbgroßherzogs hatte er auch kaum etwas Anderes zu thun, als sein langes Liebeslied weiter zu dichten und ihm Strophe um Strophe hinzuzufügen. Mit dreißig Jahren verließ er den activen Dienst, der für ihn nie sehr actio gewesen mar, und wurde Intendant der Hofbühne. Seine kurzen Liebeskämpfe und leichten Siege hatten nun eine andere Walstatt zum Schauplatze. Nach der Hofgesellschaft

6 Mai Nordau in siais,
die darstellenden Künste: Tanz, Gesang, Schauspiel, ohne Wahl, oder vielmehr mit der Wahl, die der Drang nach Schönheit und — Abwechslung traf. Die Jahre zogen vorüber wie eine Bilderfolge aus dem Märchen vom?riucs ouarwaut. Sie formten einen Fries von entzückenden Gruppen in allen Stellungen, welche Werben und Gewähren, Schmachten und Triumphiren ausdrücken. Jedes Jahr war ein Dekameron, jeder Monat eine üppige Florentiner Novelle mit einem Frauennamen als Ueberschrift und Inhaltsangabe. Welch ein Rückblick! Sein vergangenes Leben sah sich wie ein Traum an, dessen Einzelheiten undeutlich in einander rannen und nichts zurückließen als eine verworrene Erinnerung an Seufzer, Küsse und Thränen, an schwimmende Augen, an halbgeöffnete Lippen und gelöstes Haar, eine Erinnerung, wollüstig weich wie ein laues, parfümirtes Bad, dessen kosenden Wassern man sich in rosaampelbeleuchteter Zelle fast gelöst und mit leis entschlummernden Gedanken hingiebt. Aber der Traum schien zu Ende zu gehen. In der letzten Zeit hatte eine kalte Hand zuerst schonend, dann immer herrischer an Baron Robert von Linden gerührt, um ihn wachzurütteln. Er konnte Augen und Ohren nicht länger vor den Zeichen und Mahnungen verschließen, denn sie wurden mit jedem Tage häusiger und deutlicher, nicht blos in seinem Spiegel, sondern auch in den unabsichtlich grausamen Worten der Welt, dieses andern und noch rücksichtsloser« Spiegels. Die niedliche Naive seines Theaters, eine seiner letzten Eroberungen, hatte ihm kürzlich nach eineni intimen Souper, auf seinen Knien sitzend und sein Antlitz streichelnd, mit überströmender Zärtlichkeit gesagt? „Was mußt Du für ein wunderschöner Mann gewesen sein!“ Er hatte sie in jäher Bewegung wie eine Ratter von sich geschnell, daß das arme Ding gar nicht wußte, wie ihm geschah. Es ahnte nicht, daß es dem geliebten Mann einen Dolchstich in's Herz versetzt hatte. Auf Bällen kam es jetzt vor. daß junge Mädchen ihm nach einem flotten Walzer erröthend zuflüsterten: „Ich fürchte Sie zu ermüden,“ und daß beim Eotillon andere Tänzer, die zwar weder so schön noch so elegant, aber jung und frisch waren, die Damen sichtlich mehr beschäftigten und zahlreichere Orden bekamen als er. Und hatte ihn, nicht neulich ein junger Gesandtschnfts-Attachü auf die Bemerkung, daß er ein kluges Gespräch mit erfahrenen Männern jedem andern Gesellschaftsvcrgnügen vorziehe, nnt gedankenloser Impertinenz erwidert: „Freilich, in diesem Alter ...“ Er hätte ihn gehorfeigt, wenn eine Dame im Hörbereiche gewesen wäre. Solche Aufrichtigkeiten, vor denen selbst feinfühligte Leute sich nicht in Acht nahmen, gerade weil sie ihn noch nicht für schonungsbedürftig ansahen, verstimmten ihn auf Tage bis zur Schwermut!), Er fuchte dann eine tröstliche Selbsttäuschung in der Erinnerung und träumte sich in feine Vergangenheit zurück, wie ein stolzes Heldenuolk, das Niederlagen erlitten, sich in die Geschichte seiner früheren Siege flüchtet, um sich wieder aufzurichten. Stundenlang in sein Arbeitszimmer eingeschlossen, pflegte er

Die Runen« zu altern."

seine Triumphe, von ihren Zeugen umgeben, nochmals zu erleben. Er stellte seine eigenen Bildnisse aus verschiedenen Lebensaltern vor sich auf. Dieser entzückende Page mit dem glatten Schelmengesicht, in zierlichen Kniehosen mit Schleifen und seidnem Wams, dieser schöne Lieutenant mit dem keimenden Schnurrbärtchen und dem dreisten, lachenden Blicke, das war er; so hatte er ausgesehen; vielleicht noch besser, denn er erinnerte sich, daß ihn die Bildnisse, als sie gemacht wurden, nicht befriedigten und daß alle Welt fand, er sei in Wirklichkeit viel hübscher. Er zog geheime Schubladen auf, die einen unheiligen Duft ausathmeten, einen ganz schwachen, kaum wahrnehmbaren, gleichsam verblaßten und verschollenen Duft, der aber dennoch die Nerven eigen erregte und den Herzschlag etwas beschleunigte. Das war das Archiv der Geschichte seines Herzens. Da lagen zu Haus Päckchen von Briefen, mit farbigen Bündchen methodisch zusammengebunden, verwelkte Blumen, deren Kronenblätter abfielen, wenn man sie noch so zart berührte, vergilbte Schleifen, zer-bissene Spitzen, die noch unter dem rücksichtslosen Griff einer in ihnen wühlenden Hand zu schauern schienen, papierene Cotillonorden, von denen sich Firniß und Vergoldung abgeschilfert hatten, andere formlose, unzusammenhängende Kinkerlitzchen, die unverständlich waren, wenn man nicht wußte, welche Erinnerung sich an sie knüpfte, und unter dem feltsam bunten Wüste die persönlichsten Andenken: Frauenhaar, schlichtes, geringeltes, geflochtenes, langes und kurzes, von einem sichern Auge mit anstößig kühler Ruhe auf einem blüßlila lackirten Vrettchen zu einer mundervollen Farbenscala geordnet, die vom höchst gestimmten, an zarten Heiligenschein erinnernden Blond der Engländerin in fast unmerklich abklingenden Uebergängen bis zum tiefen hart glänzenden Blaufschwarz der Sizilianerin hinabreichte, und Bildnisse in allen Formaten, welche die Mode in den letzten fünfundzwanzig Jahren hervorgebracht hat und aus denen das ewig Weibliche in hundert reizenden Verkörperungen blickte, lockte und lächelte. Wie ein Geiffterreigen stieg es aus diesen Schubladen auf und wirbelte um ihn, weiße Arme nach ihm ausstreckend und feucht verschleierte oder brennende Augen auf ihn heftend. Alle diese Wangen hatten unter seinen Küssen geglüht, alle diese Busen sich an den seinen geschmiegt, alle diese Haare hatten seine Finger zitternd geglättet, wahrlich, er durfte sich glücklich preisen vor den meisten Sterblichen, da so viel Liebeswonne alle Stunden seines Lebens erfüllt hatte.

Das fagte er sich wohl nach solchem Schwelgen in der Vergangenheit, aber im tiefsten Herzen glaubte er es sich nicht. Don Juan geht die Liste der Tausend und drei nicht selbst durch. Das überläßt er Leporello, während er, ohne einen Blick für die älteren Namen, ihre Reihe vermehrt. An dem Tag, an welchem der Ritter anfängt, seine Liste zu studiren, thäte er am Besten, sie zu verbrennen, denn sie ist dann nicht mehr ein Triumph, sondern eine Demüthigung.

8 Max Norbau in f)aii5,

Robert von Linden empfand das, aber er mochte es sich nicht eingestehen. Er suchte sich im Gegentheil absichtlich zu täuschen. Er, der ein Grand Seigneur der Liebe gewesen war, wurde ein Snob der Liebe. Er sank bis zur Höhe des unwiderstehlichen Musterreisenden hinab, der in fremden Gasthöfen seine Erfolge vorträgt. Er hatte es immer dem Salongerücht überlassen können, mit tausend Zungen seinen Ruf zu verbreiten und Frauen und Mädchen bei der bloßen Nennung seines Namens mit einem aufregendem Gemisch von scheuer Angst und prickelnder Sehnsucht, von entrüstetem Stolz und zärtlicher Nachsicht zu erfüllen. Jetzt erfaßte ihn mit einem Mal eine quälende Besorgniß, seine großen Thaten könnten vergessen werden, und er erniedrigte sich zur Rolle des Sängers seines eigenen Heldengedichts. Er erzählte seinen letzten Eroberungen, die natürlich mit unreiner und selbstquälerischer Neugier danach fragten, Capitel um Capitel feines Herzensromans, er zog feine berühmten Schubladen vor ihnen halb auf, er ließ auf Briefe, Bildnisse, Haare einen hastigen Blick werfen, er fuchte sein Selbstgefühl zu beruhigen, indem er fehen ließ, welche Leidenschaften er einflößen gekonnt, auf die Gefahr hin, daß die Hörerin mit geheimen Lächeln Aufschneiderei muthmaßte, wo er sich thatsächlich blos rühmte.

Das war sein Seelenzustand zu dieser Zeit. Er hatte mühselig eine Art Scheinparadies von Theater-Decorationen um sich aufgerichtet, in welchem er fortfuhr, das Bühnenfach der jugendlichen Liebhaber auszufüllen, das er im Leben schwerlich noch zu spielen berechtigt war, und nun mußte der unglückselige Doctor mit einer rücksichtslosen Bewegung alle die gemalte Leinwand mit ihren künstlichen Ausblicken niederwerfen.

Thiels brutales Wort: „Sie müssen auf Liebe verzichten!“ klang ihm noch schmerzlich in der Seele wider, als er bei Frau von der Lehde eintrat, an deren Mittagstafel er sich nach alter Gewohnheit einmal in der Woche niedersetzte. Else von der Lehde war ein oder zwei Jahre älter als er. Sie war Hofdame der Prinzessin, als Robert ihr Page war.

Sie hatte ihn heiß und tief geliebt und war von ihm ein wenig wiedergeliebt worden. Aber das lag schon so weit zurück! Es war eine morgenrothumflossene ferne Erinnerung, die mit allen neuen, frischen Empfindungen ihres Lebens, mit der Jugend, dem Erwachen des Herzens, der ersten Liebe, Eifersucht und Qual zusammengewachsen war. Die kleine Idylle war zu ihrer Zeit von aller Welt bemerkt worden. Man war aber geneigt, sie harmlos aufzufassen, und Else selbst suchte sie später ebenfalls so anzusehen, obschon sie ja genau wußte, wie es mit ihrer Harmlosigkeit bestellt war. Aber ein bartloser Knabe von achtzehn Jahren konnte doch ein weltgewandtes zwanzigjähriges Salonfränlein, das drei Vallwinter hinter sich hatte, nicht ernstlich compromittiren. Er konnte es so wenig, daß das Gezischel und Lächeln der Gesellschaft sie nicht hinderte, die Gattin des Präsidenten von der Lehde zu werden, der sie nach fünfzehnjähriger Ehe als kinderlose

Wittwe in angenehmsten Verhältnissen zurückließ. Else hatte nie aufgehört, von Robert ganz erfüllt zu sein. Bei Lebzeiten ihres Gatten bildete sie sich ein, es sei Freundschaft, schwesterliche, beinahe mütterliche Zärtlichkeit. Als Herr von der Lehde starb, hatte sie keine Ursache mehr, vor dem eigenen Gemissen eine Komödie zu spielen, und sie sagte Robert offen, daß sie erwarte, er werde sie jetzt Heirathen. Er mar sehr erstaunt und sogar etwas belustigt. Dreiunddreißig Jahre alt, auf der Höhe seiner Erfolge, förmlich inmitten einer Waberlohe von flammender Liebe lebend, hatte er die Empfindung, es fei von einer Frau, die älter mar als er, neben der er seit anderthalb Jahrzehnten in einem einwandfreien Freundschaftsverhältnisse gelebt, die er oft unbedenklich zur Vertrauten seiner Herzensgeschichten gemacht hatte, ein recht scherzhafter Einfall, daß sie nun plötzlich von ihm geheirathet sein wolle. Nach fünfzehn Jahren zu einem Gerichte zurückkehren, an dem er einst mit gierigen Pagenzähnen genascht! Das mar nicht zu verlangen. Die Liebe gestattet kein Nip-van-Winkle-Abenteuer. Man nimmt sie nicht wieder auf, wo man sie vor einem Menschenalter unterbrochen hat. Ihr Drama, ob es nun als Lust» oder Trauerspiel enden soll, muß ohne lange Zmischenacte in einem Zuge zu Ende gespielt werden, um nicht tödtlich langweilig und zugleich albern zu werden. Robert verhehlte dies Elsen nicht, wenn er sich auch bemühte, schonende Ausdrücke zu finden. Rednerische Vorsicht täuscht aber ein verliebtes Weib nicht. Else mar über die Zurückweisung sehr unglücklich. Ihre Leidenschaft mar indeß stärker als ihr Stolz und sie deinüthigte sich zu Bitten, zu Ueberredungen, zu hartnäckigem Plaidiren. Robert, dem die Lage sehr unbehaglich wurde, hörte auf, der gekränkten und erregten Frau Besuche zu machen, und als Mahomet sich unbedenklich bereit zeigte, zum Berge zu kommen, da der Berg nicht zu Mahomet kam, ließ Robert sich vor der Verfolgerin verleugnen. Eine Zeit lang mar Frau von der Lehde von bitterstem Groll gegen den Mann erfüllt, der sie verschmähte. Sie hatte sich in die Vor»stellung hineingelebt, daß er ihr, vielleicht nicht vor der Welt, aber doch vor dem eigenen Gewissen, eine Sühne schulde, und es erschien ihr ehrlos, daß er sich seiner Pflicht entzog. Aber ihre Empörung hielt nicht vor. Sie konnte ohne Robert nicht mehr leben. Und da er sie ruhig schmollen ließ und nicht den leisesten Versuch machte, sich ihr zu nähern, schrieb sie ihm nach mehreren schlaflosen Nächten eines Tages ein Briefchen, in welchem sie ihm sanfte Vorwürfe machte, weil er sie so sträflich vernachlässige, und die Hoffnung aussprach, er werde am nächsten Tage bei ihr essen und sich durch den Augenschein überzeugen, daß ihre Betrübniß über sein langes Wegbleiben wirklich ihrem Aussehen schade. Wie mühsam sie gerungen hatte, um zu verhüten, daß eine Thräne auf's farbige Papier falle, welcher Heldenmuth von ihr aufgewendet worden war, um neckische Wendungen, um gedämpfte und sogar schelmische Ausdrücke zu finden, das mar dem Brieschen nicht anzusehen. Robert las es mit Mißtrauen, aber

Mar Nordan in Paris

trotz vorsichtigster Prüfung fand er kein einziges Wort, dessen Heftigkeit ihn beunruhigen konnte, keinen einzigen Schriftzug, der nervös verstärkt war oder ausfuhr oder eine zitternde Hand verrieth, und so folgte er denn der Einladung.

Frau von der Lehde verdarb nichts. Ihre Selbstbeherrschung verließ sie keinen Augenblick. Sie empfing Robert liebevoll und ruhig, wie wenn nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre, das Mittagsmahl verlief reizend in spielendem munterem Gespräch über alles Gleichgiltige, was beide umgab, und als er ging, reichte sie ihm beide Hände und sagte mit einem geraden Blick in seine Augen: „Nicht wahr, der Dienstag wenigstens gehört künftig wieder mir?“ Er küßte ihr die Hände, gerührt von so selbstloser, treuer Anhänglichkeit.

Es war ein seltsames Verhältnis das von da ab ungetrübt über ein Jahrzehnt lang zwischen den Beiden bestand. Else umgab Robert mit einer gleichmäßig warmen Zärtlichkeit, die sie ihm, wenn auch vielleicht nur aus Gewohnheit, zu einer Lebensnothwendigkeit zu machen verstand. Sie hielt darauf, die Vertraute aller seiner Empfindungen zu sein; nie verrieth ein Ausbruch, was sie bei feinen Beichten empfand, nie mahnte ihn auch nur ein schmerzliches Zucken der Miene, auf der Hut zu sein; sie hatte unerschöpfliche Nachsicht für seine Leichtfertigkeiten, ernste Theilnahme für flüchtigen Liebeskummer, so hassensiverth oder lächerlich er auch meist einer unbetheiligten Zeugin erscheint, Rath und Trost, wenn ein Abenteuer eine unbequeme Wendung nahm, und sie war zufrieden, wenn er sie dann in einer Aufwallung von Dankbarkeit an's Herz drückte, ihr Hände und Wangen küßte und ihr die Versicherung gab, daß sie das theuerste, edelste und liebenswertheste Weib sei, das er jemals gekannt habe. Allein wenn sie diese Rolle einer weiblichen Vorsehung spielte, die von den gewöhnlichen Schwächen ihres Geschlechtes anscheinend frei war, wenn sie sorgfältig jede Regung der Eifersucht beim Schauspiele seiner Flatterhaftigkeit unterdrückte, so war sie darum nicht frei von einem eigennützigem Hintergedanken. Sie hoffte doch, er werde eines Tages müde werden, den blauen Irrlichtern vergänglicher Scheinliebe nachzujagen, er werde sich schließlich aus dem Sumpfe heraus sehnen, in welchem ihn jene grillenhaften, lockenden und zerflatternden Flämmchen jahrzehntelang genarrt hatten, und er werde sich dann von ihrer Hand widerstandlos auf den sichern Boden einer bemährten Neigung führen lassen, um, wenn auch ermüdet, wenn auch erst in der Abenddämmerung seines Lebens, bei ihr auszuruhen, endlich ihr eigener Robert, den sie mit Niemand zu theilen brauchte.

Als nun Linden an diesem Dienstage bei Frau von der Lehde erschien, merkte sie natürlich sofort seine Verstimmung und fragte ihn mit der gewohnten Theilnahme und sanften Zärtlichkeit:

„Warum so schmerzmüthig, Robert, was ist geschehen?“

Die Kunst zu altern. ü

„Schmerzmüthig?“ erwiderte er, indem er sich zu einem blassen Lächeln zwang, „ich fühle nichts dergleichen.“

„Doch, Robert; glauben Sie, daß ich diese Falten auf der Stirn und zwischen den Augen nicht kenne?“

Ach, diese Falten! Er kannte sie ja auch, er hatte sie erst diesen Morgen mit schmerzlicher Aufmerksamkeit studirt, aber was hatte sie es nöthig. sie ihm vorzurücken? Das war lieblos, beinahe boshaft. Er ließ ihre Hand los, die er seit seinem Eintritt in der seinigen gehalten hatte, und ging auf einen Lehnstuhl zu, ohne zu antworten. Sie folgte ihm, setzte sich auf ein Tabouret zu seinen Füßen und schmeichelte: „Seit wann hat Robert vor Else ein Geheimniß? Darf ich nicht Alles wissen? Sind Sie wieder einer von meinem Geschlecht auf eine Untreue gekommen? Ach, liebster Robert, fo wenige von uns sind werth, daß man sich um sie Kummer mache!“

„Das ist es ja gar nicht,“ gab Robert kurz zurück.

„Was ist es also?“

Robert schwieg ein wenig, dann sagte er, seine Augen ihrem fragenden Blicke zuwendend: „Heute ist mein Geburtstag.“

„Sie glauben doch nicht, daß ich das vergessen konnte? Aber Sie wollen ja nicht, daß man Sie beglückwünsche, daß man davon spreche.“

Robert legte ihr die Hand auf den Mund und murmelte: „Daran zu denken, kann ich Sie doch nicht verhindern, wie ich sehe.“

Es entstand eine Pause und er hatte die unangenehme Empfindung, daß man ihn mit seiner Strauß-Methode, den Anblick einer unerfreulichen Wirklichkeit zu vermeiden, recht lächerlich finden müsse.

„Nun, und weshalb macht Ihr Geburtstag Sie schmerzmüthig?“ fragte Else und küßte seine Hand, sie von ihren Lippen entfernend.

„Das sollte eine Frau mir ohne Erklärung nachfühlen können.“

„Das ist ja nicht dasselbe, lieber Robert. Aber ich will gar nicht über den Unterschied Philosophiren. Jedenfalls scheut eine Frau ihren Geburtstag nur, weil sie zu altern fürchtet, und davon kann bei Ihnen nicht die Rede sein. In Ihren Jahren ist doch ein Mann nicht alt.“

Sie lächelte so seltsam, als sie das sagte! Tder schien es Robert nur so?

„Nun, Dr. Thiel ist jedenfalls nicht Ihrer Meinung. Er war heute so unangenehm wie eine Kratzbürste. Er hielt mir eine ernste Sittenpredigt mit erstens, zweitens und drittens und schloß mit der Mahnung, ich solle nicht mehr den Springinsfeld spielen, genauer gesagt, auf Liebe verzichten. Das schien mir sehr geschmacklos.“

„So so, das hat Thiel Ihnen gesagt.“ Sie war plötzlich höchst ernst und aufmerksam geworden.

„Ja. Und ich finde, daß er seine Aufgabe vollständig verkennt.“

Wenn ich angepredigt sein will, so wende ich mich an die theologische

^2 Mai Uordau in pari«.

Facultät. Von der medicinischen erwarte ich Stärkung. Thiel scheint mir Salbe mit Salbung zu verwechseln. Das ist ein Kalauer, keine Behandlung."

Der Diener meldete, daß aufgetragen sei, und die Neiden gingen zu Tische. Else richtete es fast immer so ein, daß sie an ihrem Dienstag allein mit Robert blieb.

„Ich glaube," sagte sie, als sie einander gegenüber saßen, „daß Sie Thiels Worte nicht leicht nehmen sollten, Er ist Ihr Freund," fügte sie zögernd hinzu, als Robert nicht antwortete, „er hat Recht."

„Sie sagen das auch?" rief er unmuthig.

„Ja, lieber, guter Robert, ja. Ich hätte bloß nicht gewagt, es zuerst und allein zu sagen. Sie hätten es für Unzartheit und Selbstsucht halten können. Bei Thiel dürfen Sie das nicht glauben. Wenn er Ihnen sagt: halten Sie ein! — so ist das nicht Aufdringlichkeit. Da ich ihm bloß nachspreche, so habe ich den Muth, Ihnen zu bekennen, daß es schon lange meine Meinung ist."

„Sogar schon lange! Das wird ja immer liebenswürdiger."

Sie stockte einen Augenblick. Das Wort war in der That nicht geschickt. Aber es war nicht ungesprochen zu machen, sie fuhr deshalb tapfer fort und wurde immer wärmer, immer eindringlicher, je länger sie redete.

„Robert, ich wiederhole, Thiel hat Recht. Es ist Zeit, daß Sie an Ihr eigenes Glück denken. Sie haben in Ihrem Leben viel Glück geschenkt, freilich auch viel Leid bereitet, wahrscheinlich sehr viel mehr Leid als Glück, aber Sie selbst sind nicht glücklich gewesen. Nein, nein, suchen Sie mir nichts weiszumachen, Sie sind nicht glücklich gewesen. Sie hätten es sein können, Sie sind unzählige Male dem Glücke nahegekommen, aber Sie sind immer an ihm vorbeigegangen. Sie haben im Rausche gelebt und dem Rausch ist immer der Katzenjammer gefolgt und um diesem zu entgehen haben Sie neuen Rausch gesucht. Robert, Sie müssen einen Ekel vor einem solchen Leben haben. Die Weiber bewundern oder fürchten Sie, die Männer beneiden oder verabscheuen Sie, aber was haben Sie davon? Das kann Sie nicht froher machen. Sie sind hochbegabt, ich, die ich Sie kenne, wie Sie vielleicht selbst sich nicht kennen, ich weiß das und kann es bezeugen. In Ihnen war der Stoff zu Allem. Sie brauchten nur zu wollen und Sie wurden ein großer Dichter, ein großer Musiker, ein großer Staatsmann. Und was haben Sie mit allen Ihren glänzenden Fähigkeiten angefangen? Sie haben sie als Lerchenspiegel verwendet, um einfältige Weiber zu blenden."

Robert hatte schweigend zugehört und zum Fenster hinausgesehen.

Hier unterbrach er sie. „Das eigene Leben stilvoll zu gestalten ist auch eine Kunst, vielleicht die größte. Wer sein Leben zu einem Kunstwerke macht, braucht kein anderes Werk zu schaffen und hat seine Fähigkeiten dennoch richtig benützt."

Die Kunst zu altern.

„Aber das ist es ja gerade, was ich nicht sehe,“ rief sie, „das Kunstwerk Ihres Lebens. Wo ist die Krönung, wo ist der harmonische Abschluß? Ist es ästhetisch, ist es würdig, leichtfertigen Schauspielerinnen und Tänzerinnen den Hof zu machen und den billigen Triumph vorher und nachher als etwas Wichtiges zu behandeln? Erniedrigt das nicht einen Mann von Geist in seinen eigenen Augen? Und wenn nun gar . . .“ Sie unterdrückte, was sie sagen wollte, und fuhr mit plötzlicher Ab- schwenkung fort: „Robert, begreifen Sie doch endlich, daß Glück Ruhe ist. Sie haben Leidenschaft und Aufregung genug gekannt. Es ist Zeit, daß Sie etwas Anderes kennen lernen; tiefe, gleichmäßige Liebe, warm und still wie ein klarer Sommerabend, ohne Sturm und Gewitter. Und solche Liebe, Sie missen, wo Sie sie finden. Ach, Robert, so wie ich liebt Sie doch Niemand auf Erden, keines der Geschöpfe, an die Sie Ihr Herz und Ihren Geist und Ihre Gesundheit vergeuden. Als Mädchen habe ich Ihnen das Opfer meines Stolzes und meiner gefeierten Schönheit gebracht. Sie waren meine erste Leidenschaft und Sie sind die Sonne meines Lebens geblieben. Als junge Wittive habe ich mich Ihnen an den Hals geworfen. Sie haben mich nicht gewollt. Vielleicht zu Ihrem Schaden. Aber das ist für mich kein Trost. Ich habe mich gezwungen, Ihre Schwester zu sein, um Sie doch ein wenig, ach so wenig, zu besitzen. Lassen Sie mich Ihnen endlich mehr sein, Robert. Thiel sagt Ihnen, Sie sollen nicht mehr lieben. Aber Sie dürfen sich noch immer lieben lassen. Robert, lassen Sie sich lieben. Das ist Alles, was ich von Ihnen verlange. Lassen Sie mich Ihr Weib sein, lassen Sie mich Ihnen einen Herd be- reiten, man wird mich beneiden, ich werde stolz auf Sie sein und es Ihnen mit einer Treue und einer Zärtlichkeit danken, die kein Weib mehr für Sie haben kann. Bedenken Sie, Robert, mir sind Sie heut noch der junge Griechengott von achtzehn Jahren, den ich vor einem Menschenalter geliebt habe, daß ich daran hätte sterben mögen. Gibt es noch ein Weib, das Sie mit solchen Augen sieht? Robert, reden Sie.“

Robert redete. Er redete mit kühler Freundlichkeit. Er sei ihr ja für ihre Gefühle sehr dankbar. Er erwidere sie sicherlich aus vollen: Herzen und sie misse es. Aber weshalb ein Verhältnis ändern, in welchem beide seit Menschenedenken sich so wohl befinden? Es sei ein köstliches Gefühl, bei äußerer Freiheit sich innerlich durch warme Freundschaft ge- bunden zu missen. Dieses Band drücke nicht. Die Fessel einer regel- rechten Philisterehe würde sie wahrscheinlich belästigen und sie sei vor Allem sittlich nicht so schön und stark wie eine täglich frei gewollte und erneuerte Zusammengehörigkeit. Er für seinen Theil wünsche jedenfalls nichts Besseres als die Fortdauer ohne Ende der gegenwärtigen Beziehungen. Else war nicht zufrieden. Sie suchte weiter zu überreden und zu überzeugen. Sie war erregt, Robert blieb ruhig. Sie bat, er würde unwirsch und einsilbig. Er wartete kaum auf den Kaffee, den er schweigend

Mar Nordau in Paris.

so rasch schlürfte, wie es die Wärme des duftenden Getränkes gestattete, und verließ Else gleich darauf unter einem Vormande.

Weit entfernt ihn weich zu stimmen, hatte Elses bewegliche Rede ihn unmuthig gemacht und beinahe erbittert. Das mar ja ein Ueberrumvelungs-Versuch! Einen Augenblick lang erwachte in ihm sogar der Verdacht, Thiel stecke mit Frau von der Lehde unter einer Decke, seine Mahnung, ihre Zumuthung sei abgekartet, man habe von zwei Seiten einen verabredeten Angriff auf ihn ausgeführt. Er verweilte zwar nicht lange bei diesem Gedanken, dessen Unmahrscheinlichkeit er selbst bald einsah, niederkholte aber im Geist immer und immer wieder die Worte der Frau von der Lehde. Mit solchen Augen wie sie sah ihn kein anderes Weib mehr! Woher mußte sie das? Wie sie liebte ihn kein Weib auf Erden! Und wenn er ihr das Gegentheil bemies? Er solle nicht mehr lieben, nur noch sich lieben lassen! Dieser Rath mißsiel ihm nicht. Er ließ sich hören.

In der That, es mar vielleicht vernünftig, ein Hanswurst-Leben voller Abenteuer, die im Grunde nichtssagend, einförmig und tief unbefriedigend waren, in die Bahnen eines vorschriftsmäßigen bürgerlichen Daseins hinüberzuleiten. Aber wenn er sich schon entschloß ein Ende zu machen, dann sollte es nicht das Ende sein, das Else ihm aufdrängen wollte.

Je tiefer er sich in die Vorstellung der späten Ehe mit Else versenkte, um so ärgerlicher machte sie ihn. Welche Anmaßung von dieser Frau, die um Jahre älter war als er! Glaubte sie wirklich, daß er, nach ihrer eigenen Schätzung ein Mann in den besten Jahren, keine anderen Ansprüche an das Leben mehr habe, als einen Herd zu besitzen, anders gesagt eine Wirthschafterin zu haben, die den Suppentops besorgte, und eine Krankenpflegerin, welche die rheumatischen Glieder in Baumwolle wickelte? Zum Teufel, ein solcher Invalide war er noch lange nicht. Noch segelte er aufrecht mit geschwellter Leinemand und fliegenden Wimpeln vor dem Winde. Er mar kein Wrack, dessen sich Strandräuber bemächtigen konnten. Wenn er nicht länger die hohe See halten wollte, so konnte er frei den Hafen wählen, wo es ihm beliebte, vor Anker zu gehen.

Er ließ im Geiste die Bilder der weiblichen Gestalten an sich vorüberziehen, die auf ihn in der letzten Zeit Eindruck gemacht hatten oder auf die er gewirkt zu haben überzeugt war. Er fragte sich, mit welcher von ihnen er wohl ein Leben in steter Berührung verbringen möchte.

„Immer“ ist eine lange Zeit und er wußte, daß ein Weib außergewöhnliche Eigenschaften haben müsse, um ihn auf die Dauer nicht abzustoßen. Er hatte eine eigenartige Methode, um zu prüfen, ob ein Weib sich für ihn zur Lebensgefährtin eigne und ob er es beständig um sich ertragen könne. Er stellte sich nämlich vor, daß er mit einer Frau eine Hochzeitsreise nach Italien machte, sechs Wochen lang mit ihr allein war, ohne jede andere Gesellschaft, ohne andere Anregung als ihre Gegenwart, und er malte sich diese Tage in allen Einzelheiten aus. Einige anscheinend ganz

Die Kunst;u altern, ^5

reizende Frauen konnten auf diese Weise sofort ausgeschieden werden. Die eine war schön und begehrenswerth, aber dumm wie ein Hecht und er mußte lachen, wenn er sich im Geiste mit ihr vor den Kunstwerten von Florenz sah und ihre Bemerkungen über Gemälde und Statuen hörte. Die andere war klug, aber sie redete zu viel. Man konnte mit ihr eine vergnügte Stunde verbringen, aber einen ganzen Tag, eine ganze Woche — brr! Das mußte zum Krankwerden sein. Diese würde sich nach wenigen Tagen in ihren Kreis von Verehrern und Neiderinnen zurücksehen und unter der Kuppel der Peterskirche von den Abenden bei Hofe, von Curmachern und gesellschaftlichem Klatsche träumen, jene mit ihrer platten Prosa selbst die blaue Grotte von Eapri in die Amtsstube eines Rechnungsrathes verwandeln. Andere bestanden die Probe besser, aber auch bei ihnen stiegen ihm Zweifel auf, die um so stärker wurden, je mehr er sich in das Bild vertiefte. Er konnte es vielleicht eine Woche, vierzehn Tage mit ihnen aushalten. Aber anderthalb, aber zwei Monate? Nein. Sie waren ihm dann sicher gleichgültig, vielleicht unausstehlich geworden. Sie hatten ihm dann sicher nichts mehr zu bieten, er ihnen nichts mehr zu sagen. In dem Maße, in welchem die übrigen Frauenbilder in seiner Vorstellung verdämmerten und schwanden, trat eines hell und Heller hervor und füllte schließlich allein sein ganzes inneres Sehfeld aus. Fräulein von Markwald — ja, mit dieser konnte man das Abenteuer wagen. Sie war so schön wie nur irgend eine, deren Bildniß er in seinem Liebesarchiv verwahrte: eine stolze hohe Gestalt, dunkelblaue große Augen, die hinter schattenden langen Wimpern sichtlich von Liebe träumten und aus diesem heißen Wonnetraume manchmal mit einem plötzlichen Aufblicke zu erwachen schienen, blühende Lippen, für die manch frommer Mann seiner Seelen Seligkeit ohne Zögern hingeben würde, eine ungewöhnlich weiße Haut mit Atlasreflexen und eine wahrhaft königliche Krone reich goldblonden Haares — alles in allem ein Prachtgeschöpf, wie es der Natur nicht häufig gelingt. Das war ein Preis, um den sich der beste Mann mühen durfte. Daß er ihrer jemals würde überdrüssig werden, konnte er sich jetzt nicht vorstellen. Wenn er sich ausmalte, daß sie an seinem Arme hing und mit dem leichten schwebenden Schritte, der ihr eigenthümlich war, an seiner Seite die Chinin oder den Lung' Arno entlang lustwandelte oder daß er mit ihr am Strande von Viareggio saß und sie ihren Kopf an seine Brust lehnte, so schien es ihm, das dann Paläste, Himmel und See Heller als von Alters her, gleichsam in aufgefrischten Farben, leuchten würden. Freilich, Fräulein von Markwald war noch nicht zwanzig Jahre alt und er konnte ihr Vater sein. Aber brauchte er sich darüber wirklich Gedanken zu machen? An dem Altersunterschiede konnte höchstens sie Anstoß nehmen und sie thilt es nicht. Für ihn waren ihre neunzehn Jahre ein Entzücken mehr, vielleicht der mächtigste ihrer Neize. In ihrer strahlenden, vollblütigen Jugend durfte er hoffen, sich selbst zu verjüngen. Wie war er

»«H und CIII> I.VI., ,e«, 2

^6 Mai Nordau in Paris

so blind gewesen, das nicht schon seit Wochen einzusehen! Wie hatte er warten können, bis ihn Thiels harte Mahnung und Elses Aufdringlichkeit auf den rechten Weg stießen!

Daß er auf Fräulein von Markwald Eindruck gemacht hatte, war ihm, dem alten Praktiker, selbstverständlich nicht entgangen. Das Blut, das ihr in die Wangen schoß, wenn er auf sie zutrat und sie ansprach, der unbewußt suchende Vlick, mit dem sie ihm folgte, wenn er von ihr ging, der gezwungen scherzhafte, in Wahrheit vorwurfsvolle Ton, mit welchem sie ihn fragte, ob er sich wieder ein armes Opfer ausersehen habe, wenn er mit einer andern Dame etwas länger oder etwas angelegentlicher gesprochen hatte, waren Verräther, die das Geheimnis; ihres Herzens allzu eifrig ausplauderten. Sie uertheidigte sich auch gar nicht, sie war noch zu kurz bei Hof und in« Salon, um in der Kriegskunst der Liebe oder Koketterie bewandert zu sein. Fast im ersten Gespräche hatte sie ihn: mit reizender Offenheit bekannt, alle Welt warne sie vor ihm, es sei ihr gesagt worden, daß er ein überaus gefährlicher Mensch sei, sie fürchte sich auch ein wenig vor ihm, aber ein gewisser leiser Schauer vor einem schönen Ungeheuer sei ihr ein neues und seltsam wonniges Gefühl. Kein Zweifel, daß seine sagenhaften Abenteuer die übliche bezaubernde Wirkung auf ihre Einbildungskraft gemacht hatten. Die Tochter Eons fühlte den unwiderstehlichen Erbzug zur Schlange, die schon so vielen schwach widerstrebenden Händen den uerhängnißvollen Apfel aufgeschwatzt hatte. Robert hatte bisher seinen Vortheil nicht wahrnehmen wollen. Er hatte sich mit dein angenehm prickelnden Bewußtsein begnügt, daß seine Gegenwart ihr Herz rascher schlagen mache, und den beginnenden Roman nicht weiter verfolgt. Denn Fräulein von Markwald gehörte einer der besten Familien des Landes an und er dachte jetzt über die Rücksicht, die er einem unbescholtenen Mädchen schuldete, denn doch etwas weniger leichtblütig als noch vor zehn Jahren. Von nun an sollte das anders werden. Da er ernste Absichten hatte, brauchte er sich nicht zu scheue», mit allen Mitteln die Erorberung dieser Veste zu vollenden, die ohnehin nur an die Aufhissung der weißen Flagge dachte. Er verlor keine Minute. Den ganzen Abend sah man ihn in der kleinen Hofloge auf's Emsigste um Fräulein von Markwald beschäftigt und das wiederholte sich von da ab bei jeder Vorstellung. An den Theeabenden der Prinzessin schien er nur für das schöne Mädchen da zu fein und war immer hinter oder neben ihr, sie bedienend, zu ihr sprechend, ihr den Arm reichend, beim Kommen und Gehen zärtlich um sie besorgt. Die ganze Hofgesellschaft begann zu beobachten und zu zischeln und Lindens verliebtes Werben wurde so auffallend, daß die Prinzessin es für nöthig hielt, Käthe vor dem Verführer und seinen Künsten zu warnen. Fräulein von Markwald erwiderte tief erröthend, doch mit fester Stimme: „Ich danke, Hoheit, ich', weiß, es ist gut gemeint, aber ich weiß auch, daß Varon von Linden ein Mann von Ehre ist und daß

Die Kunst zu altern,
ich ihm keinen Grund gegeben habe, von mir gering zu denken." Diese Antwort schien der guten Prinzessin gänzlich unbefriedigend und da sie Käthe, einer Waise, besonders sorgfältige Obhut zu schulden glaubte, zögerte sie nicht, Robert selbst schonend zur Rede zu stellen. Was er ihr sagte, behielt die Prinzessin einstweilen für sich, doch erfuhr man zwei Tage später, daß Käthes Bruder, ein schneidiger Reiterofsizier, der bei einem rheinischen Husarenregimente stand, plötzlich aus seiner Garnison in der Residenz angekommen sei und am darauffolgenden Tage, der gerade der Psingstsonntag war. las man im „Morgenblatte" die Anzeige von der Verlobung des Herrn Robert Freiherrn von Linden mit Fräulein Käthe von Markwald. Die Neuigkeit wirkte auf die Gesellschaft, wie wenn vor jedem Einzelnen eine Dynamitpatrone geplatzt wäre. Linden capitulirte! Linden heirathete! Das war unglaublich! Und vor wem hatte er die kecke Korsarenftagge gestrichen, die so lange der Schrecken der Ehemänner gewesen mar? Vor Käthe von Markwald, an der man doch nichts Pikantes entdecken konnte, das einen blasirten Lebemann etwa besonders anregen mochte. Schön mar sie ja, aber er war an vielen Schöneren vorübergegangen. Dumm mar sie gewiß auch nicht, aber wie viele Klügere hatten ihn mit all ihrer Schlaueit nicht in ihren Netzen festhalten können! Das Ereigniß mar und blieb unerklärlich, es wäre denn —
Frau von der Lehde hatte am Psingstmorgen sofort nach Dr. Thiel geschickt und als er eintrat, hielt sie ihm sprachlos die Zeitung entgegen. „Ich weiß schon," antwortete er lächelnd.
„Glauben Sie, daß es wahr ist?"
„Natürlich ist es wahr. Die Anzeige ist ja vom Brautpaar unterschrieben. Uebrigens hat Linden selbst mir die Neuigkeit mitgetheilt."
„Hat er Sie um Rath gefragt?"
„Nein. Er erzählte mir blos die vollendete Thatsache."
Frau von der Lehde zerknüllte das Blatt und warf es in die Ecke.
„Aber was kann ihn so plötzlich zu diesem Schritte bestimmt haben?"
Thiel zuckte die Achseln. „Männer sind in ihren Entschließungen mitunter nicht weniger unberechenbar als Frauen."
„Er kann doch unmöglich eine Schuld gutzumachen haben?"
„Fräulein von Markwald ist über jeden Verdacht erhaben," sagte Thiel streng, indem er ihr in's Wort siel.
„Ich fürchte, Linden noch mehr," erwiderte sie, „aber die Welt, die Linden weniger kennt als ich und — Sie, wird wohl an etwas derartiges glauben."
„Allerdings. Die bösen Zungen haben ihr Geschäft bereits begonnen. Die Zeitung mit der Anzeige ist noch feucht und ich habe heute schon die Vermuthung aussprechen hören, der Baron heirathe Fräulein von Markwald, weil er dazu von ihrem Bruder gezwungen worden sei, der fand, daß er sie durch seine Aufmerksamkeiten compromittirt habe."

Mar Nordau in Paris.

„Linden gezwungen! Er, der zwei Gegner im Zweikampfe todtgeschossen hat! Ihm macht ein Husarenofsizier auch nicht bange. Das ist Unsinn.“

„Natürlich ist es Unsinn. Ich begreife nnr nicht, weshalb man die Erklärung so weit her holen soll. Linden heirathet, weil er eine passende Lebensgefährtin gefunden zu haben glaubt. Zu jung ist er wahrhaftig nicht dazu.“

„Nein,“ bemerkte Frau von der Lehde, „aber ich fürchte: zu alt.“

„Das weiß ich nicht,“ meinte Thiel.

„Doctor, das ist nicht Ihr Ernst. Linden konnte natürlich noch eine ruhige, verständige reifere Frau heirathen, aber ein junges Mädchen, das seine Tochter sein könnte — er hat wohl den Verstand verloren.“

„Gnädige Frau, das ist mir noch lange nicht bewiesen. Die Ehe wirkt häusig verjüngend.“

„Die Ehe niit einem Mädchen wie Käthe Markmald? Wenn ich Linden märe, würde ich mich vor Augen wie die ihrigen fürchten. Sie gehört zur Gattung der schlafenden Ungeheuer. Wehe dem Manne, der sie weckt und nicht stark genug ist, sie zu bändigen.“

Thiel konnte sich nicht enthalten zu lächeln. „Ich wiederhole Ihnen, gnädige Frau, die Ehe vollbringt manchmal Auferstehungsmunder. Und schlimmstenfalls — braucht man die Sache noch immer nicht tragisch zu nehmen.“

Frau von der Lehde konnte sich über den endgiltigen Verlust Lindens nicht trösten, aber sie begriff, daß sie nichts mehr thun könne, um ihn fest-zuhalten, um ihn wiederzugewinnen. Vor Allem schon darum nicht, weil er nicht zu erreichen war. Gegen die allgemeine Erwartung riß er sich sehr bald von seiner reizenden Braut los und trat, viel früher als in anderen Jahren, seine Sommerreise an. Er dehnte sie auf volle drei Monate aus, die er in verschiedenen Seebädern verbrachte. Er wurde bald da, bald dort gesehen, zuerst auf Rügen, dann auf Sylt, zuletzt auf Helgoland, wo der Wellenschlag am kräftigsten ist. Anfang September fand die Hochzeit statt. Alle Welt bewunderte das Brautpaar. Käthe war frisch und üppig wie eine kaum geöffnete Mar[^]chal-Niel-Rose, Roben schön und elegant wie in seinen besten Tagen. Der Altersunterschied fiel kaum auf. Nur ein genauer Beobachter konnte eine gewisse nervöse Unruhe in dem Gesichte Roberts wahrnehmen, das, obschon von der Sonne und Salzluft des Ceestrand es gebräunt, deutlich blaß war. Er sah an der Seite seiner strahlenden Braut nicht so glücklich aus, wie man es erwarten durfte. Gewissensbisse, sagten sich manche Frauen, die ihm einn näher gestanden und jetzt die Selbstüberwindung gehabt hatten, in die zum Erdrücken gefüllte Kirche zu kommen, Frau von der Lehde war nich unter ihnen.

Robert von Linden verwirklichte nun den Traum der jüngsten Monate: er sührte seine berückende junge Gemahlin, seine stolzeste und, wie er sich

Die Kunst zu altern,
treu vorgenommen, letzte Eroberung nach Italien. Aber es war eine seltsame Hochzeitsreise nach Allem, was man später erfuhr. Das Paar tauchte der Reihe nach in allen größeren Städten Ober-, Mittel-, Unter-Italiens auf und nirgend schien es die beiden Neuvermählten länger als zwei oder drei Tage zu leiden. Die Frau sah verstimmt und unzufrieden, er verfallen und unglücklich aus. Etwa drei Wochen nach der Hochzeit erhielt Lieutenant von Markwald einen Brief von feiner Schwester, der ihn veranlaßt«, sofort an Dr. Thiel zu schreiben und ihn vertraulich zu fragen, was er von Herrn von Lindens Gesundheit denke, sein Schwager halte sich offenbar für sehr krank, denn er habe seit seiner Abreise an jedem Orte, wo er sich auch nur einen Tag aufgehalten, mehrere Aerzte zu Ruthe gezogen, er scheine furchtbar niedergedrückt, vernachlässige seine Schwester vollständig und sein Zustand flöße ihr solche Angst ein, daß sie ihren Bruder beschwöre, ihr zu Hilfe zu kommen. Dr. Thiel beeilte sich, dem Lieutenant zu antworten, er möge sich beruhigen, es handle sich wohl nur um einen Anfall von Hypochondrie. Gleichzeitig bat er um Mittheilung der Adresse seines Schwagers, da er ihm unverzüglich zu schreiben gedenke. Etwa eine Woche später traf in der Residenz eine Nachricht ein, die sich mit der Schnelligkeit eines Pulverbrandes verbreitete. Baron Robert von Linden mar auf Jschia plötzlich gestorben. Das war die Lesart, welche in die Zeitung und in das Publikum gelangte. Im engsten Kreise des Hofes aber mußte man, daß der Unglückliche selbst Hand an sich gelegt hatte. Frau von der Lehoe hatte es gleich geahnt, sie erlangte Gewißheit aus dem Munde der Prinzessin, welcher Käthe die schreckliche Nachricht zu gleicher Zeit wie ihrem Bruder telegraphirt hatte. Sie eilte zu Thiel, der von dem Ereignisse niedergeschmettert war, denn er war Linden nicht bloß ein liebevoller Arzt, sondern auch ein treuer Freund. „Es ist ja entsetzlich,“ rief die aufgeregte Frau, als sie sich in einen Lehnstuhl fallen ließ. Er antwortete bloß mit einer leidvollen Handbewegung. „Wissen Sie Näheres?“ „Eine Kugel durch den Kopf. Borgestern Nacht. Im Toilettezimmer neben dem Schlafgemach, wo seine Frau lag.“ Eine Pause trat ein. Tann sagte Else, indem sie zum Doctor die seuchtgewordenen Augen erhob: „Sehen Sie, sehen Sie, diese Ehe mar sein Berderben. Er würde heute leben und glücklich sein, wenn er mich an seiner Seite gehabt hätte.“ „Oder mich,“ sagte Thiel. Else schüttelte den Kopf. „Nein, nein. Er hat zu spät diesen letzten Roman haben wollen.“ „Oder ist zu früh verzweifelt,“ antwortete Thiel und blickte gedankenvoll auf die Bronzestatuetten des Asklepios, die auf dem Schreibtische vor ihm stand.

Wilhelm Raabe.

von

Ernst Noppel.

— Vcrlin. —

^ die Entwicklung der neueren Literatur in Teutschland mit aufmerksamen Blicken «erfolgt, wird erkennen, daß die epische Dichtung in prosaischer Form, diejenige Gattung also, die man mit der Benennung: Roman, Novelle, Erzählung zu kennzeichnen pflegt, dem neueren Cchriftthum ihren Stempel ausdrückt. Alle anderen literarischen Gattungen erscheinen ungenügend, den ungeheuer«, sich nach allen Seiten, auf alle Gebiete verbreitenden Gehalt des modernen Lebens in sich aufzunehmen und wieder auszustrahlen. Die zweite Hülste des Jahrhunderts ist von einem Natürlichkeit- und Wirklichkeitsdrang erfüllt, der sich namentlich in Deutschland als ein Bruch mit der literarischen Vergangenheit darstellt. Ein durchaus logischer Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Erkenntnißhöhe unserer Zeit ist daran nicht zu erkennen, ebensowenig aber die Folge der neugestaltenden, politischen Entwicklung, das Fortschreiten von einem Phantasie- und Gedankenleben zu tagesheller Wirklichkeit, die endlich auch bei den Deutschen in ihr Necht eingetreten zu sein scheint, ein Beweis, daß die Nation die Periode des Manneeealters erreicht hat. Dieser Uebergang vollzieht sich weder im öffentlichen Leben noch auf geistigem Gebiete völlig klar und ohne Schwankungen. Immer noch haftet dem Deutschen ein Dheil des Erbes seiner Ahnen an und erschwert ihm die völlige Hingabe an die neue LebenZoffenbarmm. Ob diese Thatsache zu beklagen ist, soll hier nicht näher untersucht werden. Jedenfalls ist es wüfnchenswerth, daß sich die große Wandlung langsam und allmählich voll-

Wilhelm Raabe,

2!

ziehe, und nicht in jäher, unvermittelter, alles Vergangene verneinender Weise, die mit manchem Unzulänglichen, Veralteten manche werthvolle und im nationalen Wesen begründete Eigenschaft austilgen würde.

Die Zukunft wird es lehren, ob Grillvarzer, wenigstens was Deutschland anlangt, mit seinem Ausspruch:

»Romantik weicht von der Dichtkunst nie,
Sie ist ihre Mutter, die Poesie.«

Recht behält. Die bedeutensten, vaterländischen Erzähler der letzten Jahrzehnte, wie Heyse, Keller, Storm und andere, beweisen, das wenigstens bis jetzt der eben angeführte Spruch seine Giltigkeit bewahrt hat; sie alle umkleiden die Wirklichkeit mit einer Hülle, die aus dichterischen Bestandtheilen gewebt, der Schöpfung recht eigentlich den Stempel ihres Urhebers aufdrückt. Dieses Merkmal galt lange als besonderer Reiz, als erhöhter Werth literarischer Schöpfungen und gilt Feinschmeckern auch heute noch dafür; ob ein mühsames Abschreiben der Natur und Wirklichkeit, bei welchem die Objectivität selbstverständlich vormaltet, diesen Reiz zu ersetzen vermag, muß dahingestellt bleiben.

Unter den deutschen Erzählern, bei welchen sich die Persönlichkeit als solche in ihren Schriften geltend macht, nimmt Wilhelm Raabe eine hervorragende und in jeder Weise bedeutsame Stellung ein. Emsig bemüht, die wirkliche Welt tief und liebevoll zu umfassen, mit einer bedeutenden, bis zur Hellsichtigkeit gesteigerten Beobachtungsgabe ausgestattet, kann er doch das Element der dichterisch bildenden Phantasie nicht entbehren, sie ist ihm nöthig wie die Luft zum Leben. Obgleich der epische Strom in seinen Schöpfungen ununterbrochen dahinfließt, tritt die deutsche Subjectivität dennoch überall zu Tage. Da Raabe aber zugleich ein bewußter Künstler ist, so wird die Form nicht gesprengt, wenn sich auch überall das laut klopfende Herz des Dichters bemerkbar macht, der seinen Geschöpfen von seiner eigenen überströmenden Fülle, oft sogar überreich, mittheilt. Er empfindet es zweifellos klar mit Goethe, daß die Persönlichkeit das höchste Glück der Erdenkinder sei und so läßt er sich von dieser nicht das Geringste abschmeicheln oder abtrotzen.

Aus seinem Bemühen nun, die wirkliche Welt zu erfassen und zugleich dem Trieb der dichterischen Phantasie zu genügen, entsteht ein geistiger Verschmelzungsproceß, der, er mag noch so günstig ausfallen, eine gewisse Zwiespältigkeit des also Geschaffenen nicht zu verbergen vermag. Diese Art des dichterischen Schaffens erzeugt keine vollendeten und abgerundeten Dichtungen, wohl aber oft reizvolle, geheimnihtief lockende Werke, welche die Züge des Doppelantlitzes ihres Erzeugers tragen. Neben den Gestalten des Tages, die lebensvoll in den Erzählungen Raabes hervortreten und eine Allen verständliche Sprache reden, hört man als Unterstrom das Flüstern und Raunen der unaufhörlich thätigen Phantasie, die aus der

Ernst Koppel in Berlin.

Tiefe unzählige Blasen an die Oberfläche sendet, die von ihrem verborgenen, aber mächtigen Walten zeugen.

Noch heute, nachdem er das sechste Jahrzehnt seines schaffensfreudigen Daseins, das ihm in ungetrübter, geistiger Vollkraft verflossen, bereits überschritten hat, ist Wilhelm Raabs der Masse des lesenden Publikums kaum mehr als dem Namen nach bekannt, während kleine Kreise überall im Vaterlande eine treue und verehrungsvolle Gemeinde für ihn bilden. Und für den Lärm des Tages, für den lauten Markt ist iveder er, noch seine Werke geschaffen. Eine Gefühlswelt, wie sie sich hier offenbart, ein Gemüthsleben, das seine Schöpfung mit tausend Adern durchzieht und überall durch die Hülle hindurchzittert, ist nur für liebevolle Hingabe, für stilles Genießen des Lesers gemacht, denn es genügt nicht, Raabs zu lesen, man muß zeitweilig mit ihm zu leben verstehen. Eine solche Hingebung aber ist, zumal in der Gegenwart nicht Jedermannes Sache, den die Hast und der Drang der Stunde unaufhaltsam vorwärts treibt, er weiß selbst nicht, wohin! —

Es darf an dieser Stelle auch nicht verschwiegen werden, daß der Dichter selbst die unbedingte Hingebung, wie eine bedeutende Persönlichkeit sie als Bedingung des Verständnisses zu verlangen berechtigt ist, hin und wieder erschwert. Er versenkt sich derart in das Wesen, dem er Dasein und Gestaltung verleiht, daß er sich nicht genug thun kann, um es leibhaftig vor uns erstehen zu lassen. Aber er versenkt sich nicht selten so tief darin, daß man ihm nur schwer zu folgen vermag und da er selbst, wenn wir ihm so weit gefolgt, die Dämmerung, die uns umfängt, nicht zu bannen vermag, so müßte man nachtsichtig sein, um ihm auch hier gerecht zu werden. Es sind in diesen Fällen mehr des Dichters eigene Gesichte, als lebensvolle Gestalten, die er heraufbeschwört.

Zu diesen Gründen, die in seiner Eigenart wurzeln, kommt noch ein von seinem Willen unabhängiger Umstand hinzu, der es erklärlich macht, daß man seinen Namen nicht überall laut und rühmend nennt, wenn die Besten genannt werden. Von jeher abseits von den großen Mittelpunkten modernen Daseins lebend, keiner literarischen oder gesellschaftlichen Clique, wie sie in neuerer Zeit allgemein beliebt werden, angehörend, beharrlich und gerade seinem eigensten Ziele nachgehend, hat sich Raabs von älteren wie jüngeren Literaturhistorikern einer merkwürdigen Nichtbeachtung zu erfreuen. Was die älteren dieser Herren anlangt, so thun dieselben bekanntlich alles Nachclassische mit der Benennung „Epigonenthum“ ob, ohne sich eingehend in das Wesen desselben zu versenken, den jüngeren dagegen scheint die bereits erwähnte Abgeschlossenheit des Dichters nicht zu behagen, der in gerechtem Stolz, freilich wider jede sogenannte Weltklugheit Nichts dazu thut, um sich Beachtung zu verschaffen, die ihm nicht freiwillig entgegengebracht wird. Auch seine Stoffwahl, die keinen sogenannten „modernen Problemen“ nachgeht, mag dazu beitragen, ihn den Jüngeren

Wilhelm Raabe, 23

nicht besonders beachtenswerth erscheinen zu lassen, tritt man doch leider oft gerade in berufenen Kreisen mit einer bestimmten Programmforderung an die zeitgenössische Literatur heran, die in ihrer Einseitigkeit der Entwicklung derselben kaum zum Vortheil gereichen dürfte.

Während man fo Jahrzehnte hindurch dem unermüdlichen und bedeutungsvollen Schassen Naabes einigermaßen gleichmüthig zugesehen, beginnt man ihm in letzter Zeit eine etwas erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden, da jedes Echte in Kunst oder Leben endlich zum Durchbruch kommt, wobei immer zu bedenken ist, daß er selbst, wie schon angedeutet, hin und wieder eine unbefangene Würdigung erschwert. Häufig ist er mit Jean Paul verglichen worden, aber nicht ganz zutreffend, obschon die Einflüsse des Bayreuther Schriftstellers nicht gänzlich zu verkennen sind. Aehnlich wie bei diesem ist bei Naabe oft eine gewisse Unklarheit zu bemerken, die sich indessen nie zu jener Verworrenheit steigert, wie sie in eine bedauerliche Manier bei Jean Paul ausgeartet ist, der freilich wiederum über einen größer« Reichthum, über eine beispiellose, überströmende Fülle von Gedanken, Idee» und Empfindungen gebietet. Aber wie bei diesem ist auch bei Raabe dasjenige Element, welches den Reichthum in Leben wie Kunst erst zur vollen Geltung bringt, nicht genügend ausgebildet, der Geschmack, das Wort selbstverständlich in der höchsten und tiefsten Bedeutung genommen. Diesen Mangel theilt er mit manchen deutschen Geistesgrößen, Weisen, wie schöpferisch Begabten, ja es scheint im Wesen der Nation selbst, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, begründet zu sein, und als ein echter Sohn seines Volkes zeigt sich Naabe in allen seinen Aeußerungen, in seinen Vorzügen wie in seinen Schwächen, ein Umstand, ans dem ihm ein Theil seiner eigenartigen Kraft erwächst. Eben deshalb aber ist es um so bedauerlicher, daß ihm von seinem Volke, dessen Gedanken- und Gemüthsleben sich klar und elementar in seinen Schriften wieder spiegelt, bisher keine allgemein und würdig anerkennende Beachtung zu Theil geworden ist. Den Boden, dem er entsprossen, verleugnet Naabe nie und nirgends, ist er doch mit ihm geradezu verwachsen und sein Dasein, von demselben losgelöst, geradezu undenkbar. Wenn sich germanische Art so in ihm verkörpert, so ist es wiederum vor Allem norddeutsche Art, die in ihm zum reinsten Ausdruck kommt. Das tiefe und lautere Gemüthsleben, das alle Dinge dieser Welt träumerisch umhüllt und sie gleichsam mit feinem Duft umgiebt, in dem es sich selbst schamhaft zu verbergen sucht, die oft knorrige, groteske, stets aber eigenartige Form, in der es in Folge dieser Scheu vor den Blick der Welt tritt, alle diese Eigenthümlichkeiten sind Bestandtheile von Naabes Schaffen, der sich selbst am besten charakterisirt, wenn er, freilich mit der stolzen Bescheidenheit des echten Künstlers, von sich sagt: „Ob gut oder schlecht, dumm oder klug, in meine Schriften sind sämmtlich gewachsen.“

2H Ernst Roppel in Veilin.

Das bedeutet mit anderen Worten, daß seine Schriften nothwendige Aeußerungen seines Ich sind, die nur entstehen, wenn der Dichter wirklich etwas zu sagen hat, wenn es ihn drängt, sich einer allmählich angemessenen Fülle von Gesichtern und Gestalten zu entlasten.

Zwischen der Empfindungs- und Gemüthswelt und der Wirklichkeit mit ihren unabweisbaren Anforderungen gähnt in Kunst wie Leben eine weite Kluft, die in beiden Fällen nur der Humor in seinen vielfachen Abstufungen zu überbrücken vermag. Dieses Element steht freilich nur dem auf geistiger und seelischer Höhe Stehenden zu Gebote und auch diesem erst nach manchem Ringen und Kämpfen, nach manchem Ermatten, Entsagen und Wiederaufrufen. Der Humor ist aber vor Allem der germanischen Race gegeben, ein Beweis ethischer Kraft, welche die Fähigkeit der Selbstbefreiung in sich schließt. Was vermögen die so reich begabten romanischen Völker, etwa mit Ausnahme des Don Quixote und einer Reihe Molière'scher Lustspiele dem germanischen Humor entgegenzusetzen, wie er sich besonders im englischen, aber auch im deutschen Schriftthum in oft großartiger Weise äußert?

Und auch als Humorist erscheint Raabe als ein echter Sohn seines Volks. Wie nicht eben selten im deutschen Schriftthum, ist auch fein Humor eigener Art, mehr aus der Tiefe hervorquellend, als buntschillernd über den Dingen schwebend. Er hebt sich nicht deutlich oder gar grell von dem dunkeln Grunde seiner schmerzverklärten Weltanschauung ab, er «st mit derselben verwachsen, ein Bestandtheil von ihr, der es überhaupt ermöglicht, ihr ohne Schaudern in das tiefernste Antlitz zu schauen.

Durch diese innige Durchdringung der Elemente seines Schaffens erzeugt Raabe oft eine wohlthuende und beruhigende Harmonie, die trotz einer gewissen bereits angedeuteten Manier echt künstlerisch wirkt, was einem bedeutenden Geist an sich nicht gelingt, wenn er nicht zugleich über eine bewußte selbstherrliche Künstlerfchaft verfügt.

Es ist kaum zu zweifeln, daß der Dichter schon eine bedeutende innere Entwicklung hinter sich hatte, als er seine Erstlingswerke schrieb, die sich mit Ausnahme des köstlichen Romans „Chronik der Sperlinggasse“ ganz von der Sonne des Humors durchleuchtet zeigen. In späteren Jahren hat dieselbe die schwermüthige Lebens- und Weltanschauung des Dichters nicht mehr in gleichem Maße zu zerstreuen vermocht; der lachende, leichte Sinn, die Freude am Dasein, auch an der Thorheit desselben, kommt nie wieder so zum Durchbruch wie in seinen früheren Arbeiten, gleichzeitig aber überrascht die Tiefe der Beobachtung, die sich hier nie verleugnende Menschenkenntniß, die später dem Dichter so oft, wie jedem Wissenden bittere Störungen schwerster Art verursachen sollte, so daß man Angesichts dieser Frühreife fast vergißt, daß man einem Werdenden gegenübersteht. Von diesen zahlreichen, meist wenig umfangreichen Arbeiten seien hier nur die Erzählungen: „Horacker“, „Christoph Vechlin“, „Die

Wilhelm Raabe. 25

Gänse von Bützow", „Keltische Knochen", letztere beiden aus der Novellensammlung „Ter Regenbogen" und „Der Däumling" erwähnt, weil sie nebst einigen anderen Raabe am reinsten in seiner Eigenschaft als Humorist zeigen. Freilich ist es auch hier kein buntes Spiel, keine müßige Tändelei, mit der wir, wenn auch kunstgerecht, ergötzt werden. Immer baut auch hier der gedankenreiche und sinnende Dichter seine Schöpfung auf einer Idee auf, nur daß sie mit lachendem Munde vorgetragen wird und von kichernden und scherzenden Kobolden umspielt erscheint. Dann und wann schon zuckt auch hier wie ein greller Blitz eine tiefernste Stimmung auf, aber nur, um fogleich wieder zu verschwinden. Immerhin genügen diese Momente, um den organischen Zusammenhang zwischen diesen Anfängen und der späteren Entwicklung des Dichters verstehen zu lehren, dem bei diesen Arbeiten noch die Jugend, wenn auch eine gedankenreiche, die Feder geführt und ihm die Schatten gebannt hat, während der Kern seiner Persönlichkeit bereits gefestigt war.

Andrerseits aber leiten diese frühen Schöpfungen zu einer weit später entstandenen Gruppe über, die zeitlich von jenen getrennt, auch sonst einen bemerkenswerthen Gegensatz zu ihnen bilden, obgleich auch sie theilweise zu den humoristischen Werken des Dichters gezählt werden müssen. Es sind „Wunnigel", feiner ein Theil der unter dem Titel „Krähenfelder Geschichten" erschienenen Erzählungen, wie auch die erst kürzlich veröffentlichte Novelle „Der Lar" und einige andere früher entstandene. Ein gewisser Hang, dem Absonderlichen nachzugehen, die breite Heerstraße des Lebens zu verlassen und sich in Schluchten und Klüfte zu verlieren, wie sie schon früher hier und da bei Raabe bemerkbar war, hat sich bei zunehmendem Alter ausgebildet und ist in der Mehrzahl der hier angeführten Arbeiten in einer Weise in den Vordergrund getreten, daß die großen Schönheiten, die auch sie aufweisen, dadurch nicht unerheblich verdunkelt werden. Vor Allem ist der ihnen innewohnende Humor ein gezwungener; er strömt nicht voll und natürlich, sondern er ist wie durch Druck- und Hebearbeit an's Licht gefördert und wirkt daher auch nicht erquicklich, wenn auch die Gestaltungskraft des Dichters sich selbst in diesen grotesken Ausgeburten seiner Phantasie nicht verleugnet. Neben dem barocken Humor aber macht sich eine Weitschweifigkeit geltend, die vieles Ueberflüssige, nicht dazu Gehörende mit sich führt, und es als etwas Organisches, Notwendiges behandelt, während es häufig eine Unverständlichkeit des Gewollten bewirkt. Dies zeigt sich außer in „Wunnigel" auch in „Vom alten Proteus", „Eulenspingsten", „Frau Salome" aus den „Krähenfelder Geschichten", während die ebenfalls in letzterer Sammlung enthaltene Haizerzählung: „Die Innerste" eine Schöpfung von wohlthuender Schönheit und Gesundheit ist, welche die Kunst Raabe's in der Vereinigung von echter Poesie und naturwüchsigem Humor zu reinem Ausdruck bringt. Auch das Element des Geheimnißvollen, gleichsam zwischen den Zeilen

26 Lrnft Koppel in Verlin,

Stehenden, vom Leser zu Errathenden ist in diesem kleinen Meisterstück in hohem Grade vorhanden und taucht alles in eine ganz merkwürdige, in Worten nicht auszudrückende Stimmung. Ebenso ist die zu derselben Sammlung gehörige Novelle: „Zum wilden Mann" geradezu ein Meisterwerk, hinterläßt aber keinen so reinen Eindruck als „Die Innerste", da unter der humoristisch gestalteten Oberfläche eine so tiefe Menschenverachtung, eine so trostlose Welt- und Lebensanschauung hervorlugt, daß man nicht umhin kann, sie als den Ausfluß einer Verbitterung ihres Urhebers anzusehen, die zum Glück nur etwas Vorübergehendes bedeutet, wie später noch zu erwähnende Arbeiten beweisen. Man kann diese Erzählung als das Hohelied der Selbsucht bezeichnen, die gerade, weil sie durchaus objectiv, ohne Pathos, als etwas Selbstverständliches, mit vollendeter Meisterschaft in Eomposition, Gestaltung und Ausführung vorgetragen wird, nicht gefestigten und in sich ruhenden Individualitäten wenigstens zeitweise gefährlich werden kann, indem sie danach angethan ist, geradezu einen Widerwillen gegen die Menfchen zu erzeugen, ein Ziel, das man keiner Dichtung als solcher zugestehen darf.

In manchen der oben erwähnten Erzählungen wird man zu einem Vergleich mit Jean Paul geradezu herausgefordert; hier, nicht aber, was das gesammte Schaffen Naabes anlangt, ist ein solcher am Platz, besonders was das Ueberwuchern von Nebensächlichen über das Notwendige, was die lose, auseinanderfllitternde Form und manche andere Eigenthümlichkeiten betrifft.

Seine größten und bedeutendsten Schöpfungen sind dem reichen Mannesalter des Dichters entsprungen und zwar bilden diese eine Art epischer Trilogie, die ohne unmittelbaren, sofort erkennbaren Zusammenhang doch durch die Idee, welche sie durchzieht, durch die geistige Atmosphäre, welche sie umgiebt, wie durch die Meisterschaft der Darstellung zu etwas Zusammengehörigem gestempelt werden. Er selbst hat dies deutlich empfunden und in den Schlußwort, das er dem letzten der drei Romane beigegeben, ausgesprochen: „Wir sind am Schlüsse — und es war ein langer und mühseliger Weg von der Hungerpfarre an der Ostsee über Abu Telfan im Tumurtielande und im Schatten des Mondgebirgs bis in dieses Siechenhaus zu Krodebeck am Fuße des alten germanischen Zauberbergs."

Es ist eine wundersame Welt, die sich in „Der Hungerpastor," in „Abu Telfan" und im „Der Schüdderump" vor uns cmfthut. Sie hat die Elemente, aus denen sie aufgebaut ist, der Wirklichkeit entlehnt, aber Menschen wie Dinge, die innere wie die äußere Welt sind in ein Halbdunkel, in eine wunderbare Märchenstimmung getaucht, aus welcher große Wahrheiten wie leuchtende Himmelskörper auftauchen. Diese Bücher sind einem gereiften Geist entsprungen, von dem die Täuschungen des Lebens allmählich abgefallen und der muthig genug ist, auch die letzten Hüllen zu

Wilhelm Raabe. 2?

lüften, soweit dies überhaupt Sterblichen gegeben ist. Ihr Inhalt ist nichts Anderes als eine Variation der uralten Themata von der Nichtigkeit des sogenannten Glücks, wie von dem Unterliegen des Edeln im Widerstände gegen die plumpe und rohe Welt, und so unerbittlich, so überzeugend weiden diese tragischen Wahrheiten gepredigt, daß man dem Dichter oft zürnen möchte, der uns zwingt, ihm zuzustimmen. Mit merkwürdiger Deutlichkeit stehen die Gestalten dieser Schöpfungen da, man sieht ihnen gleichsam in Herz und Nieren, hinter ihnen Allen aber leuchtet der große, «bannende Sinn des Dichters hervor, der sich mit besonderer Vorliebe den Armen, Elenden, Einsamen, Entsagenden und Einfältigen nähert, den abseits von der großen lauten Heerstraße des Lebens Tahinschreitenden. Er leiht ihnen die starke Hand und führt sie so den Eidenweg entlang, indem er den Mitmenschen, die so oft sorg- und lieblos an ihnen vorüberwandeln, erschütternde Kunde von ihnen giebt, ein Zeugniß, das noch lange im Innern nachhallt.

Auch die Form, die er diesen seinen Lieblingsgeschöpfen leiht, ist eine von höchster Künstlerschaft zeugende. Sie sind so fein, complicit und fast durchsichtig ausgearbeitet, daß sie häufig wie Narockfiguren aus einer verschollenen Welt und Zeit erscheinen, während das, was geschildert wird, jederzeit und überall die Gegenwart bedeutet. Solche Gestalten sind vorzugsweise der Schuster Nikolaus Grünbaum und der alte Lieutenant Rudolf in „Der Hungerpastor“, die Jane Warwolf, die Hanne Allmann, der Ritter von Gläubigern, das Fräulein von St. Tronin in „Der Schüddermnp“, mancher anderer in diesen, wie in sonstigen seiner Schöpfungen nicht zu gedenken. Es ist, als ob alle diese Wesen dem Dichter eine weltliche Beichte abgelegt hätten, und er nur wiedergiebt, was sie selbst ihm anvertraut.

Während „der Cchüdderump“ sich im Harzgebirge abspielt, ist der Schauplatz des „Hungerpastor“ Berlin, wie es vor einigen Jahrzehnten gewesen. Gewiß ist es durchaus ein Berliner Noman, trotzdem würde sich derjenige enttäuscht fühlen, der darin die charakteristischen Merkmale suchen würde, wie! die Jungen und Jüngsten sie zu einem solchen als unentbehrlich erachten. Dasjenige Element, welches man als Localcolorit zu bezeichnen pflegt, fehlt fast gänzlich, denn Raabe betont stets das Allgemeine, ewig Gültige dein Besonderen, Beschränkten gegenüber. Niemand wird in diesem Werke das für Berlin Charakteristische schmerzlich vermissen, denn es trägt eine höhere als eine derartige Lebensberechtigung in sich, wie jedes echte Dichterwerk. Diese drei Romane, die eine epische Trilogie bilden, wie sie in diesem ideellen Sinne in keiner Literatur vorkommen, sind von einer bitteren und schmerz gereiften Philosophie durchzittert, die Raabe zu einem Geistesverwandten Echopenhauers stempelt. Hinter der herrlichen, dichterischen Fülle werden die dünnen, nackten Knochen des unerbittlichen Sensenmannes sichtbar, hört man

28 Lioft Koppel in Verlin,
das Klappern der Sense, die Gutes und Schönes, wie Häßliches und
Gemeines gleichmüthig unterschiedslos niedermäht. Trotzdem liegt auf diesen
Werken Etwas wie wehmüthiger Sonnenschein, der Abglanz einer höheren
Welt. Dieses unbestimmbare Etwas wird am deutlichsten mit Raubes
eigenen Worten gekennzeichnet: „Die Harzberge erheben sich lachend in
blaugrünem Glanz, über den Feldern und Wiesen lag jenes Flimmern
und Zittern, welches auch über den Werken der großen Dichter liegt und
überall die Sonne zur Mutter hat.“

Wenn eben die Geistesverwandtschaft Raubes mit Schopenhauer
erwähnt wurde, so ist die Wirkung Beider dennoch eine verschiedene. Der
Weise sucht nur die nackte, unerbittliche Wahrheit, unbewegt, wenn der
ihm Folgende zerschmettert in die Tiefe sinkt, der Dichter fährt barmherzig
an den Abgründen vorbei, die er vor uns aufthut und aus denen eisige
Nebel und wilde Winde aussteigen. Er erschüttert, aber er zerschmettert
nicht. Und so groß ist seine menschliche Gewalt, daß er die Schilderung
der Schrecken des Daseins mit humoristischen Nestandtheilen zu durchweben
vermag, freilich mit Aeußerungen eines tiefsinnigen Humors, der sich mit
dem tragischen Ernst harmonisch zu einem Ganzen verbindet, eine Mischung,
die nur einem Meister möglich ist, der über alle Elemente seiner Kunst
frei und souoerain gebietet und auf einer geistigen Höhe steht, die nur
wenigen erreichbar fein dürfte.

Wie eine würdige Vorbereitung zu diesen drei Hauptwerken erscheint
der Roman: „Die Chronik der Sperlingsgasse“, der unter dem auch für
andere Arbeiten beibehaltenen Pseudonym „Jacob Coruinuö“ heraus-
gegeben wurde, und ebenfalls Berlin zum Schauplatz hat, und zwar im
engeren Sinne die Spreegasse, in welcher Raube von 1854 bis 1856 als
Student wohnte. Hier ist bereits jene eigenartige Durchdringung einer
tiefernten Welt- und Lebcnsanschauung mit einem aus ethischen Nestand-
theilen zusammengesetzten Humor bemerkbar, wie sie die bezeichnendste
Eigenart des Dichters ausmacht. So liebenswürdig und harmlos das
Buch anscheinend ist, so erkennt der Scharfsichtige doch sofort die Züge
einer bedeutenden Dichterplmognomie, wie sie sich bald klar und selbst-
ständig ausbilden sollte.

Alles Schaffen Raubes gruppirt sich um die genannten drei Hauptwerke;
es mag ihnen vorangehen oder ihnen nachfolgen. Man erkennt fofort,
daß sie alle Früchte eines Baumes sind, wenn auch felbstuerständlich nicht
alle gleichwerthig. Von den früher entstandenen seien hier noch als
besonders bedeutsam erwähnt: „Die Kinder von Finkerode“, „Die Leute
aus dein Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale“, ferner die vortrefflichen,
historischen Erzählungen „Unseres Herrgotts Kanzlei“, „Nach dem großen
Kriege, eine Geschichte in zwölf Briefen“, „Des Reiches Krone“, „Der
Marsch nach Hause“ und andere.

Von den in den letzten Jahrzehnten entstandenen Arbeiten des uner-

Wilhelm Raab«, 2H

müden und unerschöpflichen Autors treten außer der künstlichen Geschichte „Fabian und Sebastian“ noch unter andern besonders hervor: „Alte Nester, zwei Bücher Lebensgeschichten“, „Prinzessin Fisch“ und „Der Lar“, welche beweisen, daß Raabe seine bereits angedeuteten verbitterten und menschenfeindlichen Stimmungen überwunden und sich selbst wiedergefunden hat. Wie stürmisch geballte Wolkenmassen sind jene bösen Ausbrüche vorübergezogen und haben einen, wenn auch nicht heitern, so doch ruhigen Himmel zurückgelassen. Namentlich ist „Alte Nester“ ein Meisterwerk der Charakteristik und tiefsinniger Lebensweisheit. Wer erkennt sich nicht selbst mehr oder minder in diesen Menschen, die in diesen Blättern auftauchen und die auf ihre Schicksale warten? Wer, der den Anspruch erhebt, ein Mensch zu sein, hätte nicht gewartet, wie sie? Tiefes Buch allein ist schon ein Beweis für die Wiedergenesung der alten unverwundlichen Kraft, trotzdem auch hier die nicht seltene lose Knüpfung der Fäden bemerkbar ist. Die Erzählung „Der Lar“ zeigt ähnliche Vorzüge, nur tritt die bedenkliche Neigung zum Abfonderlichen wieder stärker hervor. Auch die historische Erzählung „Das Odfeld“ kann nicht als gleichwerthig mit früheren Arbeiten derselben Richtung angesehen werden, trotzdem ist zu erwarten, daß der Dichter, der aus eigener Kraft eine Wiedergeburt an sich vollzogen, den früh und beharrlich eingeschlagenen Weg nach einigen Abirrungen bis zu Ende einhalten wird, den Weg, der für ihn eine dichterische Triumphstraße bedeutet.

Wenn sich nun der Antheil an seinem Schaffen auch in den letzten Jahren bedeutend gesteigert hat, so wird seine Eigenart eine rückhaltlose, allgemeine Hingabe wohl immer erschweren oder zum mindesten verzögern. Die Mehrzahl des lesenden Publikums denkt, wie er selbst es spöttisch mit den Worten Bürgers ausdrückt, die er dem „Schüdderump“ als Motto vorgesetzt:

„Lissötztet ihr

„Nicht lieber euch am lächerlichen Tand

„Ter Thoiheit? Oder an dem heuern Glück,

„Womit am Schluß des drolligen Romans

„Die Lieb' ein leicht genecktes Paar belohnt?

Vorläufig muß sich also der Dichter an der Verehrung und Bewunderung kleinerer Gemeinden begnügen, die aber in Hinsicht auf ihre Bedeutung und Zusammensetzung dem Weisen sehr wohl den Beifall großer Massen zu ersetzen vermögen.

Wilhelm Raabe ist am 8. September 1831 in Eschershausen im Herzogthum Braunschweig geboren. Er erhielt seine Ausbildung auf dem Gymnasium zu Holzminden und später zu Wolfenbüttel, und trat dann in Magdeburg in eine Buchhandlung ein. Diese Beschäftigung vermochte ihn jedoch nicht lange zu fesseln und sein eigentliches Dasein beginnt mit dem Jahre 1854, da er sich nach Berlin wandte, um historische Studien zu

20 Ernst Noxpel in Berlin.

treiben. Als diese 1856 beendet waren, kehrte er in die Heimat nach Wolfenbüttel zurück und verheirathete sich bald mit seiner Cousine, mit der er 1862 nach Stuttgart übersiedelte. Aber eine Natur, wie die seinige, ist nicht danach angethan, auf die Dauer in der Fremde zu gedeihen und so sah ihn 1870 seine Braunschweigische Heimat wieder, in deren Hauptstadt er noch seinen Wohnsitz hat, den er wohl auch in Zukunft nicht mehr wechseln wird. Wie man ersieht, ist der äußere Kreis, den sein Dasein durchlaufen, kein großer; er ist zum größten Theil in dem Lande, das ihn geboren, beschlossen. Dieses Land ist auch mit wenigen Ausnahmen der Boden, auf dem seine Erzählungen fußen. Es ist, als ob auch ihm wie manchem andern die Kraft wachse, wenn er heimische Erde betritt.

Die eigenartige Lebensgeschichte Wilhelm Raabes ist sein Innenleben und als dessen Bekenntniß die Werke, die ihm entsprossen. Sie stempeln ihn zu einem der tiefstinnigsten Dichter seines Volkes, ein Ruhm, der gerade bei diesen: wahrlich ein bedeutsamer ist. Auch seine Heimatsliebe ist nur eine Ausstrahlung seines großen, für die Menschheit schlagenden Herzens, das Herz eines echten Dichters, das alle Trübungen und Enttäuschungen nicht zu erkalten vermocht haben.

Nesmerismus, Spiritismus und Hypnotismus.
Line Studie

von
üomuius Astscher.
— Wien. —

ie Menschheit ist in einer fortmährenden Entwicklung begriffen. Vom vorgeschichtlichen Menschen mit seinen Kieselwerkzeugen und Pfahlbauten angefangen bis zum modernen Weltmenschen mit seinen elektrischen Beförderungsmitteln und Fernsprechern: welche Folge verschiedener, bald verschwindender, bald wieder neu auftauchender Entdeckungen und Erfahrungen, welch große Kette neuer Forschungen auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens! Und diese Reihe ist noch immer nicht beendet, diese Kette noch immer nicht abgeschlossen. Jeder Tag bringt ein« früher kaum geahnte Entdeckung, jede Stunde eine unerwartete Bereicherung unseres Erfahrungsschatzes. Dennoch waren alle Forschungen nicht im Stande, den Aberglauben — dieses Erbtheil des Menschengeschlechts — je zu verdrängen, geschweige denn zu vernichten; so oft ihn auch die Wissenschaft auf einem Gebiete niederwarf, er erhob sich immer wieder auf einem andern mit erneuter Kraft; tau- fende Male übermunden, kam und kommt er eben so oft, Proteus-artig verwandelt, zum Vorschein. In den letzten Jahrzehnten ist es besonders das noch vielfach unerforschte Gebiet des Geisteslebens, in welches sich der Aberglaube eingenistet hat, und der wissenschaftliche Glorienschein, welchen er angenommen, blendet selbst viele Gelehrte und schafft ihm zahlreiche Anhänger. Es dürfte von Interesse sein, in die auf diesem Felde herrschenden Lehren einen Einblick zu gewinnen. Wir wollen in K«?d und Sud I,VI., 1««. 3

Romulus Katschr in Wie,,.

folgendem einen Beitrag zur geschichtlichen Entwicklung und zum gegenwärtigen Stande der Lehren vom Mesmerismus, Spiritismus und Hypnotismus bieten, und enthalten uns dabei möglichst jedweder Kritik, da wir die Ueberzeugung hegen, daß die einsache Darstellung schon für sich allein genügen wird, das Wahre vom Falschen unterscheiden zu lassen.

I.

Die Eigenschaft des Magnetsteines, Eisen anzuziehen und festzuhalten, war schon den ältesten Culturvölkern bekannt und erregte deren Aufmerksamkeit, welche nur noch gesteigert wurde, als man die für die Schiffahrt so wichtige Erfahrung machte, daß ein mit Magneterz in Berührung gewesenes (magnetisirtes) Stück Eisen immer eine bestimmte Richtung annahm. Kein Wunder, daß ein Erz, welches mit diesen Eigenschaften im Reiche der Mineralwelt einzig dastand, zu einer Menge abergläubischer Ansichten Anlaß gab, und auch in der älteren Heilkunde Verwerthung fand. Wenn man auch dem Magnet viele schädliche Wirkungen zuschrieb, so z. B. daß er Trübsinn, ja sogar Tollheit und Raserei erzeuge, daß seine bloße Annäherung an den Mund Stnrrkrämpse und Schlagansälle hervorbringe — so war doch der Glaube an seine Heilkraft der verbreiteter. Der Magnet spielte eine wichtige Rolle bei den sogenannten sympathischen Kuren, er fand bei den Behandlungen von Wunden, Beinbrüchen u. f. f. als blutstillendes Mittel Verwendung, und diente als Gegengift bei vielen Bergiftungen. Noch im Mittelalter stellten die Alchymisten chemische Lösungen, die „Mannamcignetis," dar, welchen sie besondere Wirkungen nachrühmten. Auch äußerlich fand der Magnet bei verschiedenen Krankheiten Anwendung, Parazelsus empfiehlt ihn bei Krämpfen, Epilepsie, Geschwüren und krebsartigen Wunden; zur Heilung solcher Leiden bediente man sich verschieden geformter Magnete, welche als Arm-, Halsbänder, Brustplatten getragen wurden, oder zum Streichen (Magnetisiren) dienten.

Die magnetische Behandlung erfuhr um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch den Anton Mesmer eine wesentliche Aenderung. Wohl finden wir schon in Athanasius Kircher (1601—1680): „De virtutibus magnetis," ähnliche Gedanken ausgesprochen, wie bei Mesmer; doch gebührt letzterem das Verdienst, dieselben in ein System gebracht zu haben, welches manche bemerkenswerthe Thatsachen zu Tage förderte und den ersten Anstoß zu einer Reihe, noch heute nicht abgeschlossener, Untersuchungen gab. Anton Mesmer ward den 23. Mai zu Jgnanz bei Konstanz geboren und begann seine akademische Laufbahn in Dillingen mit dem Studium der Theologie. In Ingolstadt, wohin er sich zur Fortsetzung seiner Studien begab, betrieb er nebenbei auch die Naturwissenschaften, welche ihn so sehr fesselten, daß er schließlich ganz zur Medizin übertrat; 1766 ward er auf der Wiener Universität zum Doctor der Heilkunde promovirt.

Incarnationismus, Spiritismus und Hypnotismus. 23

In seiner Inaugural-Dissertation: „De influxu planetarum in corpora humana“ (Vom Einflüsse der Planeten auf den menschlichen Körper) trat er zum ersten Male mit einer Begründung seiner Lehre vom thierischen Magnetismus auf. Doch enthält diese Schrift noch nichts Mystisches, wir finden darin bloß die Anschauungen eines Naturphilosophen des XVIII. Jahrhunderts. Von dem allgemeinen Naturgesetze ausgehend, daß die Himmelskörper einander vermöge der Schwerkraft beeinflussen, und daß die Planeten — besonders unsere Erde mit ihren Erscheinungen von Ebbe und Fluth — der Wirkung der Sonne und des Mondes unterworfen sind, folgert er, daß auch der menschliche Körper als Theil des organischen Ganzen gleichen Naturkräften unterworfen sei. Die Kraft, welche alle Erscheinungen und Wechselwirkungen beherrscht, welcher daher auch der Mensch unterworfen ist, bezeichnet er als thierischen Magnetismus, für dessen Einflüsse uns ein Alles durchdringendes Fluidum empfänglich mache. Auf dem Gleichgewichte der magnetischen Harmonie im Körper beruht die Gesundheit, eine Störung dieses Gleichgewichtes bedingt, analog dem Wechsel von Ebbe und Fluth, die Krankheit; es komme daher bei der Heilung einer Krankheit nur darauf an, das gestörte Gleichgewicht durch zielbewußte äußere magnetische Wirkung wieder herzustellen. Mesmer setzte sich mit dem Jesuitenpater und Hosastronomen Maximilian Hell in Verbindung und begann seine Aufsehen erregenden Kuren, bei welchen er sich der von Hell verfertigten künstlichen Magnete bediente. Von den ärztlichen Kreisen der Kaiserstadt vielfach angefeindet, gewann er das Volk für sich, welches ja von jeher geneigt ist, an wunderbare, ihm unverständliche Verfahren zu glauben. Bald ging Mesmer um einen entscheidenden Schritt weiter, und brach ganz mit der bisher geübten Methode. Er behauptete nämlich die Erfahrung gewonnen zu haben, die magnetische Kraft sei in einzelnen Menschen, — so auch in ihm — besonders stark angehäuft, und mache diesen die Benützung eines Magnets ganz entbehrlich; er magnetisirte daher von nun an nur durch Luftstiche (Passen) seiner Hände. Er konnte jedoch die deutschen Aerzte nicht für sein Verfahren gewinnen; in Wien hatte sein Austreten unliebsame Zänkereien zur Folge, welche schließlich dazu führten, daß er 1777 aus Oesterreich vertrieben wurde.

Jetzt wählte Mesmer Paris zum Schauplatz seiner Kuren, und auch hier wuchs die Schaar seiner Anbeter von Tag zu Tag. Auch seine Erfahrungen und Entdeckungen häuften sich hier in bedenklicher Weise. Zunächst fand er, daß schon der Blick des Magnetiseurs genüge, die gewünschten Erscheinungen herbeizuführen; dann wieder, daß derselbe die magnetische Heilkraft auch auf leblose Gegenstände, wie Metalle, Glas, Flüssigkeiten übertragen könne. Mit der letzten Entdeckung war Mesmer bei den Massenkuren angelangt, zu welchen er sich eigener Instrumente, der Vanuets, bediente. Diese bestanden in einer runden oder eckigen

3*

3H Romulus Katfcher in Wien.

Wanne, welche mit einem aus zwei Theilen bestehenden Deckel bedeckt war; sie wurde von mehreren Schichten sternförmig vom Mittelpunkte ausstrahlender Flaschen gefüllt, welche magnetisirtes Wasser enthielten, die Zwischenräume waren mit magnetisirten Eisentheilen, Schlacken und Flüssigkeiten ausgefüllt. Vom Grunde der Wanne ragten zwischen den Flaschenschichten Eisenstäbe hervor, welche über dem Deckel rechtwinklig gebogen waren und den Magnetismus zu den Händen der Patienten leiteten. Wie beliebt und geschätzt diese Massenkuren waren, beweist unter andern die Gründung „harmonischer Gesellschaften“ in Paris, Straßburg, überhaupt in allen größern Städten Frankreichs, welche den Zweck verfolgten, die Lehre vom Lebens-Magnetismus zu vervollkommen und praktisch zu verwerthen. Der Mesmerismus wirbelte bald so viel Staub auf, daß sich der König Ludwig XVI. im Jahre 1784 veranlaßt sah, die Akademie der Wissenschaften und die medicinische Facultät von Paris zur eingehenden Untersuchung dieser Angelegenheit aufzufordern. Beide Körperschaften gingen gesondert, mit der peinlichsten Genauigkeit an's Werk; die Prüfung der von der Akademie ernannten Commission z. V., welcher auch Franklin und Lavoisier angehörten, dauerte volle fünf Monate. Der Urtheilsspruch dieser Commission war für Mesmer's Lehre äußerst ungünstig: das Referat hob hervor, daß das magnetische Heilverfahren vorwiegend nur bei nervösen, hysterischen Personen Erfolg habe, daß sich bei diesen die gleichen Erscheinungen auch ohne jede Magnetisation einstellten, so lange man sie nur glauben lasse, daß sie magnetisirt würden, daß somit die Lehre Mesmer's vom thierischen Magnetismus einer reellen Grundlage entbehre. Wohl widersetzte sich Mesmer diesem Berichte und forderte eine neue Untersuchung, doch vergebens; sein Nimbus war verblaßt, der König verbot die weitem Behandlungen und die bald darauf folgenden melterschütternden Ereignisse der Revolution bereiteten der Sache wenigstens vor der Hand ein jähes Ende.

Inzwischen hatte auch der Mesmerismus eine neue Wendung durchgemacht. Der Marquis de Puysögur, ein Jünger Mesmer's, hatte die Entdeckung gemacht, daß die Patienten durch das Anstarren und die Händebewegungen des Magnetiseurs in einen schlafähnlichen Zustand versetzt werden könnten, in welchem sie mit geschlossenen Augen Briefe zu lesen vermögen und sich durch eine gesteigerte Geistesthätigkeit auszeichnen. Auch diese Entdeckung der Somnambulen oder OllürvovÄUw (Hellseher) verbreitete sich rasch, und da die schon erwähnten Commissionen diesen Gegenstand nicht in ihre Untersuchungen einbezogen hatten, legten ihn, selbst nüchterne Denker Bedeutung bei. Auf Veranlassung Dr. Foissac's nahm die medicinische Facultät im Jahre 1825 die Prüfung des thierischen Magnetismus wieder auf, und sechs Jahre später (im Juni 1831) erstattete Husson über diese Prüfungen einen dem Somnambulismus günstigen Bericht. Husson empfiehlt den thierischen Magnetismus als Heilverfahren.

Mesmerismus, Spiritismus und Hypnotismus,
1837 stellte ein Magnetiseur, Namens Bern«, öffentlich Versuche über das Lesen verschlossener Briefe durch Somnambulen an, Burdin schrieb einen Preis von 3000 Francs für denjenigen aus, der ohne Hülse der Augen und ohne Licht lesen könnte. Es fanden sich viele Bewerber um diesen Preis, da aber Niemand denselben bis zum 1. October 1840 gewinnen konnte, beschloß die Facultät, die Lehre vom Lebensmagnetismus nicht weiter zu berücksichtigen.

Von Frankreich aus fand Mesmer's Lehre auch in Deutschland Einlaß, und Männer wie Kieser, Ennemoser, Hufeland, Gmelin suchten mit deutscher Gründlichkeit das System weiter auszubauen. Heute noch wirbt der Mesmerismus immer neue Anhänger, wenn auch die Zahl derselben von Jahr zu Jahr sinkt. Worin bestehen nun eigentlich die Fundamentalste des Lebensmagnetismus? Wir wollen selbe in Kürze, soweit mir aus den Werken Mesmer's, Ennemoser's, Graf Szavärn's, Carus', Prener's und Anderer darüber klar werden konnten, auseinandersetzen. Man versteht unter „thierischem oder Lebens-Magnetismus" die mannigfachen Wechselbeziehungen und Erscheinungen aller Wesen, besonders der Menschen unter sich; er ist ein in den Nervenröhren kreisender Strom, durch welchen jede Muskelbewegung des Körpers verrichtet wird, er ist der Träger des Willens, mittelst dessen der Geist den Körper und feine einzelnen Theile bewegt, die Kraft, durch welche der Geist vermittels der Nerven an den Körper gebunden ist. Seine Wirkungen sind jenen der Mineralmagnete ähnlich! sie treten als Anziehung und Abstoßung (Ebbe und Fluth) auf, sind entschieden polarer Natur und äußern sich im menschlichen Organismus auf verschiedene Art. Der Lebensmagnetismus ist in den Magnetiseuren besonders stark angehäuft, und kann von ihnen kunstgemäß durch gewisse Verfahren, wie das Streichen mit de» Händen, erregt und auch auf andere im Weltall vorhandene Körper und Gegenstände, wie die Planeten, Pflanzen, Thiers, Metalle, Flüssigkeiten übertragen werden. Er eignet sich vorzugsweise zur Heilung von Krankheiten, in erster Reihe von Nervenleiden und Bleichsucht. Das Heilen der Krankheiten läßt sich auf zwei zu erfüllende Gebote zurückführen: 1. Hebung oder wenigstens Verminderung von Hindernissen, 2. Vermehrung der Naturverrichtungen durch Hannonische Verwendung magnetischer Ströme. Der Magnetiseur wirkt entweder unmittelbar persönlich oder durch Leiter, welchen er seine Heilkraft übertragen hat. Persönlich kann der Magnetiseur einwirken: ä) durch seine Annäherung an den Kranken, b) durch den Blick, c?) durch die Sprache und hauptsächlich 6) durch die Luftpassen. Das Magnetisiren der heilbedürftigen Kranken findet am Besten in den Vormittagsstunden oder Abends in einem ruhigen, mäßig durchwärmten, gelüfteten Zimmer statt. Es giebt hierfür verschiedene Methoden, wir beschreiben nur die gebräuchlichste. Der Patient liegt, leicht bekleidet, auf einem einfachen Lager, vor welches sich der Magnetiseur stellt und

7>ü

Romulus Katscher i, i Iviën.

damit beginnt, daß er beide ausgespreizten Hände, welche sich mit den Taumenspitzen berühren müssen, gegen den Obertheil des Kopfes des Kranken führt, so daß die Finger das Haupt leicht berühren. Er fährt nun mit den sich allmählich trennenden Händen am Hals abwärts, über Arme und Hände; umfaßt sanft die Finger des Patienten, worauf er seine Hände in einem Bogen zur Ausgangsstelle zurückführt. Die jetzt beginnende zweite Tour geht über den Hals, an den Seiten der Brust, zur Herzgrube herab, von hier über den Hüften und Schenkeln bis zu den Fußspitzen, welche sanft gedrückt werden! die Tour wird durch einen Bogen nach oben beendet. Oertliche Leiden erfordern das längere Auflegen der Hände, oft auch gelinden Druck an der betreffenden Stelle: ein Anhauchen des Kranken Theiles kann ebenfalls urtheilhaft sein. Die Erscheinungen, welche das Magnetisiren nach sich zieht, lassen sich nach Eimemoser in physische und psychische zusammenstellen. Erster sind in ihrer zeitlichen Auseinanderfolge: 1. Leise Gefühlsveränderung, die Wärmeempfindung, Wohlbehagen, zuweilen gelindes Frösteln, Mißbehagen. 2. Erhöhte Thätigkeit des Gefäß- und Nervensystems: Gefühl eines Durchströmens des ganzen Körpers bei vollem, kräftigen Puls, Steigerung der Wärmeempfindung, Röthung der Haut, örtlicher Schweiß an der Stirne. Manchmal treten auch die entgegengesetzten Symptome auf: kleiner ungleicher Puls, Herzklopfen, Beklemmung, Schwere in den Gliedern, bedeutendes Uebelbefinden. 3. Bei öfterer Wiederholung des Magnetisirens nehmen auch die Verrichtungen untergeordneter Organe Theil: die Muskeln werden kräftiger, die Athmung gleichmäßiger, die Verdauung geregelter.

Die psychischen Erscheinungen begleiten den — nicht immer eintretenden — magnetischen Schlaf. Dieser dauert meist eine Stunde, in seltenen Fällen mehrere Stunden, ja sogar Tage und Wochen. Dabei tritt das magnetisirte Individuum zu seinem Magnetiseur in ein vollständiges Abhängigkeitsverhältniß (Rapport). Der magnetische Schlaf führt zuweilen zu dem heilsam wirkenden Stadium des künstlichen Somnambulismus*), in welchem der Kranke sich durch gesteigerte geistige Fähigkeit auszeichnet, die es ihm ermöglicht, den inneren Bau seines Körpers klar zu erkennen, die Ursache seines Leidens zu ergründen, die zur Behebung desselben nothwendigen Heilverfahrens selbst anzugeben, ja sogar für die Kränklichkeit Anderer Heilmittel zu verschreiben,

*) Im Gegensatz zu diesem steht der natürliche Somnambulismus oder Hellschlaf, welcher ohne Einwirken einer zweiten Person eintritt. Dieser kann seinem Ursprünge nach in zwei Arten unterteilt werden: 1. Autosomnambulismus, gegenwärtig des Individuums in Folge irgend welcher, noch nicht erforschter Einflüsse spontan hervorgebracht, wie z. B. bei den Mondsüchtigen, Nachtwandlern, Schlafsprechern, 2. Fremdsomnambulismus, durch das Individuum selbst mit seinem Bissen und Sollen erzeugt: hierher gehören die Fälle der indischen Fakire, welche sich für eine unermessliche Dauer in Todesschlaf versetzen können, wahrscheinlich auch der religiösen Märtyrer, der Hexen des Mittelalters u. s. w.

Mesmeris, »» ^,

, ' < >

Spiritismus iivpn v ti s m » s,

II. , -

Es ist eine merkwürdige Erscheinung unseres moderneil Lebens, daß der Glaube an übernatürliche Gräfte trotz des scheinbaren Siegeszuges der materialistischen Weltanschauung immer mehr an Boden gewinnt. Unser Stolz bäumt sich gegen die Folgerungen eines Darwin und Haeckel aus, wir klammern uns fest an die uralte überlieferte Lehre, daß das Menschengeschlecht den übrigen organischen Wesen nicht gleichgestellt, sondern überlegen sei, daß ein besonderes Etwas uns über die Thierwelt stelle. Wir wollen uns den Glauben an unsere Welten bezwingende Seele, an deren Fortdauer auch nach dein Tode, nicht nehmen lassen. Wohl belächeln wir die Einfalt des Landmanns, der dem Walten einer göttlichen Vorsehung vertraut, wohl verspotten wir die mystische Weltanschauung unserer Vorfahren; aber wir horchen andachtsvoll dem Klopfen der Geister, wir befragen überzeugungstreu die Medien und lassen uns durch ihre Vermittlung von den Geistern Heilmittel gegen körperliche Leiden angeben. Wir können eben den Glauben an höhere Mächte nicht ganz misse». Der Glaube an die überirdische Welt hängt eng zusammen mit der Frage, ob es eine Seele giebt oder nicht. Die Naturwissenschaften geben uns keine befriedigenden Aufschlüsse hierüber; der Ausspruch des Anatomen, er habe unter dein Secirmesser noch nie eine Seele gefunden, genügt uns nicht. Der Wunsch der Staubgeborenen, die unseren Sinnen unzugängliche geheimnißvolle Welt kennen zu lernen; die Frage, ob und wo wir vor unserem Erdenleben bestanden, wohin wir nach dem Tode gelangen, beschäftigt die Menschen zu jeder Zeit. Sie hat von jeher die Religionsbegründer und Denker gefesselt, sie hat bei allen Völkern dunkle, phantastische Anschauungen gereift, und sie ist auch der Ausgangspunkt der, theilweise an Mesmer's Grundsätze anknüpfenden, spiritistischen Heillehre. Spuren dieser Lehre finden sich schon bei den ältesten Völkern. So glaubten die Inder und Egypter an die Seelemvanderung, so bevölkerten die Griechen und Römer das Weltall mit guten und bösen Geistern,; so glaubte und glaubt das Volk auch heute noch an das Wirken von Geistern in epheumrankleu Ruinen und geheimnisvollen Schluchten. Und selbst hervorragende Geisteshelden konnten sich dem Einflüsse dieses Glaubens nicht ganz entziehen; wir erinnern nur an den Dämon des Sokrates, an den Kampf Luthers mit dem Teufel. Aber erst der neuesten Zeit mar es vorbehalten, diesen Geisterglauben in ein wissenschaftliches System zu bringen, ihn zu einer abgerundeten Lehre umzuwandeln, und dadurch salonfähig zu gestalten. Ter Geburtsort des modernen Spiritismus ist Hydesville bei New-Zork; zwei Geschwister For waren es, die zuerst (1848) die Ansicht verfochten, daß die Geister sich uns durch Klopfen hörbar und verständlich machen könnten. Von hier oerbreitete sich die Lehre der Klopfgeister über die ganze Welt. Im Jahre 1853 fchon wurden in Bremen und Heidel-

38 Romulus Rutscher in Wien,
berg Versuche über das Tischrücken angestellt, und bald gab es kaum eine
größere Stadt, in welcher man nicht allabendlich Geister klopfen gehört
hätte, in welcher nicht das Tischrücken mit großem Ernst besprochen worden
wäre, und es entwickelte sich ein reger, lustiger Verkehr zwischen dem
Dies- und Jenseits. 3t un wurde aber dieser Verkehr, bei welchem die
Antworten der Geister erst mühsam aus der Anzahl der aufeinanderfolgenden
Schläge zusammengestellt werden mußten, auf die Dauer zu langweilig,
und die ganze Geisterangelegenheit wäre wohl im Sande verlaufen, wenn
man nicht noch rechtzeitig zu der Entdeckung gekommen wäre, daß gewisse,
besonders feinfühlig (sensitive) Menschen, die Medien, im Stande seien,
sich mit den Geistern in nähere Verbindung zu setzen. Von da an mehrten
sich die Erfahrungen in verblüffender Weise, denn die Geister freuten sich
offenbar, uns blinde Erdbewohner belehren zu können, und sie machten den
Medien schriftlich oder mündlich werthvolle Mittheilungen. Man erfuhr
hierdurch, daß die Geister Seelen verstorbener Menschen wären, daß Ne
zuweilen in einer, ihrem früheren Körper gleichenden Hülle erscheinen
könnten, daß sie in einer ununterbrochenen Entwicklung begriffen seien
und oft zur Strafe einem irdischen Körper einverleibt (incarnirt) würden.
Unter der Leitung der Spiritisten Allan Cardek, Davis Jackson, und
anderer entwickelte sich zunächst in Amerika, später auch in England,
Frankreich und Deutschland eine stetig wachsende spiritistische Literatur, und
selbst gelehrte Forscher, wie Wallace, Crookes, Zoellner, widmeten ihre
Feder den Diensten der neuen Heillehre. Heute, nach kaum vierzig Jahren,
zählt die Anzahl der gläubigen Spiritisten in Amerika allein nach Millionen,
und sogar in unserem sonst so nüchtern-skeptischen Deutschland vergeht kein
Jahr, in welchem nicht eine Unmasse spiritistischer Flugschriften erschiene.
Es ist eigentlich schwer aus dem riesigen Material oft mystischer und
widersprechender Katechismen und Abhandlungen eine klare Uebersicht der
Grundlehren des Spiritismus zu erlangen. Doch dem Kühnen lächelt das
Glück. Wir haben bei der nachfolgenden Auseinandersetzung hauptsächlich
die Schriften Allan Cardeks, Friedrich Zoellners und Dr. Georg Langs-
dorffs benützt.

Der Mensch ist als ein vernünftiges, mit einer Gottesidee begabtes
Wesen, nicht bloß mit einem stofflichen, sondern auch mit einem geistigen
Körper, der Seele, versehen, welcher einer höheren Entwicklung fähig ist.
Diese Seele ist ein individuelles Wesen, das intelligente Princip, dessen
innere Natur uns unbekannt ist. Sie ist für die Dauer des irdische»
Lebens in eine äußerst dünne, ätherisch- elektrische Dunsthülle, dem Perisprit
(oder Od-Sphäre) eingeschlossen. Durch den Perisprit ist der Geist be-
fähig auf den Körper einzuwirken, derfelbe ist also das verbindende Element
zwischen dem stofflichen und geistigen Wesen. Die Menge und der Grad
des Perisprits ist bei den verschiedenen Personen verschieden, und kann
durch zweckmäßige Uebung gesteigert werden. Bei vielen Personen steht

Itt esmerismus, Spiritismus und Hypnotismus. 39

der Perisprit in innigerer Verbindung mit dem Geiste als mit dem Leibe, und ermöglicht ersterem dadurch zeitweilig den stofflichen Körper schon bei Lebzeiten desselben verlassen zu können, „wodurch er dann nicht bloß die äußeren Erscheinungen und Wirkungen des Universums, sondern auch die Ursache aller Dinge schauen kann“ (G. Langsdorfs). Nach dem Absterben des Körpers behält die Seele nur mehr ihre rein geistige Substanz bei, welche, ihres Perisprits entblößt, nicht vermag, auf unsere Sinne einzuwirken; deshalb entziehen sich auch die durch den Tod des Perisprits beraubten Geister der sinnlichen Wahrnehmung, obgleich sie uns umgeben und unser Seelenleben beeinflussen. Der entkörperte Geist behält seine frühere Denkweise, seine ehemaligen Gefühle und Neigungen bei, nur hat er sich neue Kräfte zur Kundgebung seiner moralischen Gefühle, eine größere Fähigkeit zur Erwerbung geistiger Kenntnisse angeeignet. Tie Geister sind in ununterbrochener Entwicklung begriffen, und demgemäß in mehrere Kreise gelheilt, jene der höheren Kreise können mit denen der niederen verkehren, nicht aber umgekehrt. Die Vervollkommnung der Geister ist die Frucht ihrer eigenen Arbeit, denn wenn sie auch von Gott erschaffen wurden, so ist ihnen doch ihr freier Wille gewahrt geblieben. Strafbare Geister werden in niedrigere, beschwerlichere Welten, zu denen besonders unsere Erde gehört, einverleibt, und müssen ihre Schuld im Gegensatze ihrer Fehler sühnen, so wird z. B. der hartherzige Reiche im Körper eines Armen incarnirt. In diesem Uebergangszustande haben sie keine Kenntniß von ihrer früheren Existenz.

Soll sich ein Geist dem Menschen wahrnehmbar machen können — sei es durch Klopfen, Musik, Schreiben oder Sichtbarwerden — muß er erst wieder eine Perisprithülle bekommen. Nun gibt es besonders sensitive Personen, die Medien, die einen Ueberschuß von Perisprit besitzen, und denselben den Geistern auf kurze Zeit überlassen können. Schwache Medien erlauben den Seelen höchstens, sich durch das Klopfen oder Tischrücken wahrnehmbar zu machen; stärkere ermöglichen ihnen schon, die Hand des Mediums zu Schriftzeichen zu führen, oder gegebenen Falls selbst den Schreibstift zu bewegen und mit Hülfe eines Psychographen (Seelenschreiber) unmittelbar die gewünschte Mittheilung niederzuschreiben. Bei einer noch größeren Menge überschüssigen Perisprits kann der Geist dein Auge sichtbar erscheinen, indem er den Perisprit um seine Substanz zu jener Körpergestalt umformt, welche er bei Lebzeiten besessen hatte; diese Gestalt erscheint dann in schimmernd leuchtendem Glänze, bis der Perisprit verbraucht ist, worauf der Geist wieder verschwindet.

Die Fähigkeit der Medien, mit ihrem Geiste zeitweilig den Körper zu verlassen, und ihren Perisprit an andere, körperlose Geister abzugeben, wird durch das mesmerische Verfahren des Magnetiseurs entwickelt und gesteigert. Die modernen Spiritisten unterscheiden bei diesem Vorgehen vier Stadien: 1) den sympathischen Zustand; Magnetiseur — auch Gegen-

4«

Romulus Ratschr i» Ivien,
medium genannt — und Medium treten in nähere Beziehung. Dieser, nahezu bei allen Menschen erreichbare Zustand besteht in einem kurzen magnetischen Schlafe, welcher bei Kranken heilsamer wirkt als Heilmittel. Der magnetische Schlaf ist nicht unbedingt nothwendig und wird deshalb von vielen Magnetiseuren ganz unterdrückt; 2) den psychologischen Zustand- Uebergang in die eigentliche Magnetisation, die Seele macht sich vom Körper frei; 3) das somnambule Stadium: das Medium befindet sich in geistigem Rapport mit der Seele des Magnetiseurs, ist daher für dessen Befehle empfänglich; das Schauen ist schon ein rein spirituelle. Dieser Zustand bringt, zielbewußt geleitet, medizinisches Hellsehen hervor; 4) den höhern geistigen Zustand: unabhängiges Hellsehen; die Seele des Mediums gehorcht nicht länger dem Willen des Magnetiseurs, frei schwebend kann sie zu den entferntesten Sternen gelangen, und ihre, hier gewonnenen, Eindrücke kundgeben. Dieses Stadium bildet die letzte Stufe des magnetischen Schlafes; wer sich öfter darin befunden, kann auch in normalem, wachem Zustande ein klares Urtheil über die Endursachen aller Dinge gewinnen.

„Durch den göttlichen Willen sind die ersten Menschen als noch sehr unvollkommene Vernunftswesen entstanden, aber begabt mit den ersten Anfängen eines Selbstbewußtseins. Mit diesem war die Vernunft erdacht, die das Vorhandensein eines Gottes-Begriffes, als Urquell alles Seienden, erkennen ließ; und durch diese Vernunft, wodurch das Menschengeschlecht über die Thiere erhoben worden, haben es die Menschen nach und nach verstanden: „Herr zu werden auf Erden.“ Sie haben sich Holz, Gestein und Metalle, Wind, Wasser, Blitz, Elektrizität, Licht und Magnetismus zu Dienern zu machen verstanden, und sind heute daran, auch den Geist und die „Geister“ in der Natur sich dienstbar zu machen. Es wird dadurch nach und nach ein vergeistigteres Menschengeschlecht entstehen.“
(Langsdorfs.)

III.

Hat sich die Lehre des Lebensmagnetismus bei den Spiritisten in einer phantastischen, jeder wissenschaftlichen Begründung entbehrenden Mystik verloren, so führte sie doch andererseits zur strengeren Prüfung der unleugbaren Erscheinungen des künstlichen Somnambulismus, an welcher seit ungefähr einem Jahrzehnt medizinische Größen fast aller Länder eifrig betheilig sind, so daß begründete Hoffnung vorhanden ist, daß sich in nicht zu langer Zeit eine endgültige Lösung dieser auffallenden Thatsachen werde finden lassen. Einem englischen Chirurgen aus Manchester, James Braid, gebührt das Verdienst, mit den unhaltsamen Theorien des Mesmerismus gebrochen, und die Forschungen in die einzig richtige Bahn physiologischer Untersuchungen gelenkt zu haben.

Durch die Schaustellungen der Magnetiseure, besonders des Franzosen

INesmerismus, Spiritismus »nd hypnotismus.

H. Lafontaine angeregt, widmete Braid von 1840 angefangen seine Zeit fast ausschließlich dieser Frage. Er veröffentlichte die Erfolge seiner zahlreichen bahnbrechenden Untersuchungen in verschiedenen Schriften, von welchen besonders die 1843 erschienenen „Xsurxpno^lop[^] or tns rstiorml« ok nervuus slsep" hervorgehoben zu werden verdient, da er darin seine Theorie vom Hypnotismus zu begründen versucht. Er beweist, daß die Hypnose und ihre Erscheinungen rein subjectiver Natur sind und im Nervensystem der Versuchsperson ihren Grund haben. „Streng genommen" — erklärt er den Ausdruck Hypnotismus — „bezeichnet Hypnotismus nicht einen Zustand, sondern eine Reihe von solchen, die in jeder erdenklichen Weise variiren zwischen bloßer Träumerei und tiefem Koma, > mit völliger Aufhebung des Selbstbewußtseins und der Willenskraft auf der einen Seite, und einer fast unglaublichen Exaltation der Functionen der einzelnen Sinnesorgane, der intellectuellen Fähigkeiten und der Willenskraft auf der anderen Seite. Die Erscheinungen sind theils geistiger Natur, theils physisch, willkürlich, unwillkürlich oder gemischt, je nach dem Stadium des Schlafes." (W. Preyer: „Entdeckung des Hypnotismus" Berlin 1881.)

Die Anschauungen Braids konnten Anfangs nur schwer durchdringen.

In Frankreich suchten Velveau, Guörimeau, Durand das Interesse hierfür zu erwecken, jedoch ohne besondern Erfolg. Wohl veröffentlichte Liöbault im Jahre 1866 seine diesbezüglichen Erfahrungen unter dem Titel:

„Lu Somiueil et ä«8 ölst« «nuluAttSS corisicl[^]rös surwut au poiut <te vue cis 1'actiu» ,iu moral 8u>- le ziliv8i[^]us[^], aber Aerzte und Publicum begannen sich für die Frage des Hypnotismus erst zu erklären, als der berühmte Physiologe Nichet 1875 die somnambulen Erscheinungen einer wissenschaftlichen Prüfung unterzog. Drei Jahre später nahm Charcot an der Salpötriöre das Studium des künstlichen Somnambulismus bei Hysterischen auf; Männer, wie Ln'geois, Beaunis, Bernheim, Binet, S«gard und andere beschäftigten sich von da ab ununterbrochen mit der Angelegenheit, und bald spalten sich die Ansichten in zwei Lager: in die Schule der Salpötri«re mit Charcot, und in die Schule von Nancy mit Liöbant und Bernheim an der Spitze.

In Deutschland und Oesterreich fachten erst die Schaustellungen des dänischen Magnetifeurs Hansen (1880) das Interesse der Fachkreise an. Bon den deutschen Forschern verdienen besonders Preycr (Jena), Weinhold IGemnitz) Heidenhain (Breslau), Beiger (Breslau), Erwähnung! in Oesterreich lieferten die Professoren Obersteiner, Benedikt, «rafft-Ebing (Wien), Müller (Graz), in Ungarn Professor Jendrüssik (Budapest), in Italien Sevilli, Tamburini, Dal-Pozzo, Campili, werthvolle Beiträge zu dieser Frage. Ob und wie weit sich die Gelehrten der übrigen europäischen Länder an hypnotischen Untersuchungen beteiligten, ist uns unbekannt. Die erste Frage, welche die Forscher des Hypnotismus beschäftigt, ist: welche Personen sind für Hypnose empfänglich, und giebt es charakte-

H2 Romulus Ratscher in Wien,
ristische Merkmale zur Erkennung derselben? Aus den statistischen Belegen
Braits, Liöbaults, Neruheims und anderer ergibt sich zur Genüge, daß
sich die Hypnotisierarbeit nicht auf einzelne Individuen beschränkt; wir
alle sind hypnotisierbar, nur das raschere oder langsamere Eintreten des
Schlafes ist an gewisse Punkte, wie Alter, Beschäftigung, Gesundheitszu-
stand der Versuchsperson, klimatische Verhältnisse, gebunden. Für die Hyp-
nose leicht zugänglich erweisen sich Personen im Kindes- und Jugendalter,
Individuen, welche mehr physischen als geistigen Beschäftigungen obliegen
und jene, die an Nervosität, Hypochondrie, Hysterie, Epilepsie leiden:
Frauen sind im Allgemeinen leichter zu hypnotisieren als Männer, die Be-
wohner des Südens leichter als die Nordländer. Immer aber ist es
zum Gelingen der Hypnose notwendig, daß die Versuchsperson
nicht ihre geistigen Fähigkeiten, ihre gesammte Willens-
kraft aufbiete die Hypnose zu verhindern, sie kann nicht gelingen,
wenn die Versuchsperson den Bemühungen widersteht, wenn sie das Be-
wußtsein darauf richtet, nicht hypnotisiert werden zu können. Verzögert
wird die Hypnose durch Uebermüdung des Körpers oder Geistes, durch
übermäßigen Genuß erhaltender Nahrungsmittel und Getränke, wie Gewürze,
Kaffee, Thee, Spirituosen. Bei Personen, die schon öfter hypnotisiert wurden,
gelingt der Versuch immer sehr leicht; ja manche können sogar von selbst,
ohne Eingreifen eines Hypnotiseurs, durch geringe äußere Anlässe, z. N.
durch das Tick-Tack eines Uhrenpendels, in den künstlichen Nervenschlaf
verfallen (Autohypnose).

Die Methoden der Hypnose sind sehr verschieden, rein physischer, rein
psychischer oder gemischter Natur; alle beruhen jedoch, bewußt oder unbewußt,
auf Suggestion, d. h. auf der noch räthselhaften, aber unleugbaren Fähigkeit
des menschlichen Geistes, seine Gedanken und Eindrücke dem Gehirn und so-
mit dem Geiste einer anderen Person zu übertragen, ihr seinen Willen
aufzudrängen, in ihr den feinen analogen Vorstellungen zu erwecken, sie zu
gewissen Handlungen zu zwingen. Der ausgesprochene oder auch nur un-
bewußt gedachte Wunsch des Hypnotiseurs, daß seine Versuchsperson in
Schlaf verfallt, dieser allein ist, der sie in den hypnotischen Schlaf ver-
setzt, insofern sie sich nicht mit Wissen und Willen dagegen sträubt. Die
physischen Handhabungen der Hypnotiseure, wie z. B. der Befehl, eine
glänzende Kugel starr zu betrachten, dienen bloß dazu die Sinnesthätigkeit
des zu hypnotisierenden Individuums von der Außenwelt abzulenken und
dadurch seine Gedanken auf das Gelingen des Versuches zu richten.
Daß die Suggestion allein es ist, die den hypnotischen Zustand hervorruft
beweist unter andern der Umstand, daß schon öfter der Hypnose unter-
legene Personen in diesen Zustand verfallen, so wie sie bemerken, daß
ihr Hypnotiseur Anstalten trifft, sie zu hypnotisieren. Zur Erweöung aus
diesem Zustande genügt meist der Befehl des Operateurs zu erwachen,
höchstens noch verbunden mit einem Anhauchen des Gesichtes.

Mesmerismus, Spiritismus und Hypnotismus. H3

Die Erscheinungen der Hypnose sind so mannigfacher Art, daß es unzulässig ist, sie in genau abgegrenzte Stadien einzuteilen. Berücksichtigen wir den Umstand, daß Uebergänge von dem einen Stadium zum andern fast immer vorkommen, so können wir unserer Besprechung die Einteilung Charcots zu Grunde legen, wobei jedoch nicht außer Acht gelassen werden darf, daß dieser hervorragende Forscher die Wirkung der Suggestion zu wenig in Betracht zieht.

Der kataleptische (starrtrampartige) Zustand — das erste Stadium Charcots — kennzeichnet sich durch Offenbleiben der Augen und Starre der Gliedmaßen. Letztere verharren regungslos in jeder beliebigen, noch so schwierigen Lage, die der Hypnotiseur ihnen giebt, und stellen einer Aenderung derselben geringen oder gar keinen Widerstand entgegen, die Versuchsperson bildet ein lebloses, geschmeidiges Material in den Händen des Operateurs, aber auch nur diest. Das Empfindungsvermögen der Haut und der Nerven gegen äußere Einflüsse, wie Kälte oder Hitze, scheint gänzlich aufgehoben, und kann nur durch Suggestion erweckt werden; die Athmung ist in diesem Zustande verlangsamt, unregelmäßig.

Im lethargischen Stadium schließen sich die Augen; jeder mechanische Reiz der Muskulatur zieht eine Contraction (Zusammenziehen) der betreffenden Muskelpartie nach sich, der leiseste Fingergedruck bringt sofort eine Bewegung des entsprechenden Muskels hervor. Die Athmung ist gleichmäßig und tief, ein wenig beschleunigt.

Der somnambulische Zustand geht ebenfalls mit einem Schließen der Augen einher; die Glieder behalten wohl jede Lage, welche man ihnen giebt, widerstehen jedoch schon mit bedeutender Kraft einer Aenderung derselben. Auffallend sind die psychologischen Erscheinungen dieses Stadiums; bevor wir aber auf dieselben näher eingehen, müssen wir erst die Sinneserscheinungen und den sogenannten Transfert wenigstens kurz erwähnen. Die Sinnesthätigkeit wird durch die Hypnose im Allgemeinen herabgesetzt. Zuerst wird das Sehvermögen gestört, die Augen können nicht mehr offen gehalten werden, die Lider schließen sich; der Geruchsinn, der Geschmack, das Gehör nehmen scheinbar ab. Strenge genommen kann von einer Herabsetzung der Sinnesthätigkeiten keine Rede sein, da alle diese Erscheinungen nur Folgen der Suggestion sind; der Hypnotisirte schließt die Augen, weil ihm sein Operateur befohlen, zu schlafen; er ist taub gegen die Geräusche der Außenwelt, hat keinen Geschmackssinn und nimmt selbst die ekelerregendsten Flüssigkeiten ohne Anstand zu sich, nicht, weil die Function dieser Sinnesorgane gestört ist, sondern weil der Hypnotiseur es ihm suggerirt.

Außerst räthselhaft ist die Erscheinung des Transfert. Man versteht hierunter die Uebertragbarkeit hypnotischer Körperwirkungen der einen Körperseite auf die andere, sobald man der erster« mit einem Metalle, besonders einem Magnet, nahekommt. So kann man z. B. eine in Folge

4H Romulu5 Katschci in Wien.

von Suggestion am rechten Oberarme eingetretene Brandwunde durch die Annäherung eines Magnets hier zum Verschwinden bringen, worauf sie an der entsprechenden Stelle des linken Oberarms zum Porschein kommt; ebenso überraschend gelingt auf diese Art der Versuch eine Lähmung des linken Fußes zu beseitigen, welche sich dann auf den rechten Fuß überpflanzt. Der Transfert ist immer ein schrittweiser, in dein Maße, in welchem die Erscheinungen auf der einen Seite verschwinden, treten sie auf der andern allmählich wieder auf.

Wir kommen nun zu den fpannenden seelischen Erscheinungen der Hypnose. Die erste psychische Erscheinung offenbart sich darin, daß das somnambule Individuum sich aller Vorgänge seines wachen Lebens, selbst aus längst vergessenen Zeiten, mit besonderer Schärfe zu erinnern vermag, daß es alle Einzelheiten früherer Schlafperioden klar vor sich sieht, daß es jedoch nach dem Erwachen nicht die geringste Kenntniz davon hat, was während der Hypnose mit ihm vorgegangen, es wäre denn, daß ihm der Hypnotiseur ausdrücklich befiehlt, die Ereignisse des Schlafes nach dem Erwachen nicht zu vergessen.

Die zweite psychische Wirkung, der Rapport, besteht in der strengsten Abhängigkeit der Versuchsperson vom Willen des Hypnotiseurs, Für den Hypnotisirten besteht die gesammte Außenwelt nur insofern, als sein Hypnotiseur es zugiebt, er hört nur diesen und beantwortet nur seine Fragen, der Hypnotiseur kann seinen Gliedmaßen jede beliebige Haltung geben, er kann durch eine einzige Berührung, durch ein Wort, durch eine Miene in jedem «örpertheile jede hypnotische Erscheinung hervorrufen oder beheben; versucht es aber ein anderer, so bleibt jeder Erfolg aus. Soll ein Dritter die Versuchsperson beeinflussen können, muß erst der Operateur den Rapport auf ihn übertragen, indem er die Hand dieser Person erfaßt und dem Schlafenden befiehlt, ihr zu gehorchen. Die Erscheinung des Rapports hat zu zahlreichen erklärenden Hypothesen Anlaß gegeben, aber noch ist die Frage nicht hinreichend gelöst.

Unzweifelhaft am überraschendsten sind die Erscheinungen der schon öfters erwähnten Suggestion. Das in der Hypnose befindliche Individuum ist geistig und körperlich ganz dem Willen des Hypnotiseurs unterworfen, es vollführt jede Handlung, welche ihm dieser befiehlt; es sieht, suhlt, hört nur durch ihn. Die einfachste Art ist die schon von Braid beobachtete „8uW68ti«n Mi- ItttituckL^; faltet der Hypnotiseur die Hände der Versuchsperson wie zum Gebet, so nimmt auch ihr Gesicht die entsprechenden Mienen von Andacht an, erhebt er drohend ihre Hand, so zeigt das Gesicht die Züge des Zornes u. s. f. Ebenso rufen die Bewegungen des Hypnotiseurs ähnliche Bewegungen und entsprechendes Mienenspiel des Somnambulen hervor; der Hypnotiseur beugt das Knie, sofort kniet auch der Somnambule nieder und blickt verzückt zum Himmel. Die hnpnolischen Suggestionen wirken auf den Zuschauer oft komisch, aber auch verblüffend

Idiosyncrasien, Spiritismus und Hypnotismus.

durch die Genauigkeit, mit welcher sie ausgeführt werden. Der Hypnotiseur suggerirt seiner Versuchsperson, sie wäre ein kleines Kind; sofort spricht sie mit kindischer Betonung, spielt mit ihrer Puppe; er befiehlt ihr, den Berg vor ihr zu besteigen: sie athmet tief und schwer, hebt ihre Füße ganz wie ein Tourist auf beschwerlichen Bergpartien. Aehnlich zeigen Hypnotisirte alle Zeichen des Rausches, wenn man ihnen Wasser als berauschenden Wein zu trinken reicht und nehmen umgekehrt große Mengen Spirituosen ohne die geringste Spur von Trunkenheit zu sich, wenn ihnen diese für Wasser geboten werden; sie essen Salz für Zucker, riechen Ammoniak für Kölner Wasser u. s. w.

Und diese Wirkung kann auch nach der Hypnose im wachen Zustande erzielt werden, denn der Einfluß der Suggestion kann auch auf diesen übertragen werden. Der Hypnotiseur befiehlt dem Somnambulen, nach seinem Erwachen die im Zimmer anwesenden Personen nicht zu sehen: der Somnambule erwacht, und ist höchst erstaunt, glimmende Cigarren in der Luft spazieren gehen zu sehen, die rauchenden Personen sind für ihn nicht da, er sieht sie nicht, obwohl er bei jedem Schritt an ihnen anstößt. Daß diese posthypnotische Suggestion verhängnißvoll werden kann, beweist der Versuch Liégeois, der einer glücklich verheiratheten Frau suggerirte, nach ihrem Erwachen ihrem Gatten heimlich gestoßenen Zucker, welchen er ihr für Arsenik gab, in den Thee zu mischen, und ihn so zu vergiften. Derartige Versuche beweisen zur Genüge, welches weite Feld die posthypnotische Suggestion Verbrechern bietet, um so mehr, als das Individuum nach vollbrachter That nicht anzugeben vermag, wer es dazu bewog.

Fassen wir die verschiedenen Erscheinungen der Hypnose zusammen, so wird es uns klar, daß sie berufen ist, in der Heilkunde und Rechtswissenschaft der Zukunft eine bedeutende Rolle zu spielen. Sie ermöglicht dem Arzte, zuweilen schwierigere Operationen auch ohne die zeitraubende Narkose zu vollführen, sie bietet ihm die Mittel, große, langwierige Schmerzen, wie Neuralgien, durch bloße Suggestion zu lindern, sie weist ihm den Weg, auf welchem er Geistes- und Gemüthsleiden beheben kann. Bei dem Heilverfahren der Nervosität, Hysterie und ähnlicher beiden wird sie in der That heute schon berücksichtigt. Die Rechtswissenschaft der Zukunft muß mit ihr, als einem wichtigen Factor rechnen, das Strafgesetz sie berücksichtigen. Die Vortheile, welche die Hypnose bietet, sind zu groß, als daß wir sie auf die Dauer missen könnten; die Furcht vor verbrecherischen Mißbräuchen wird schwinden, so wie Gesetze dieselben erschweren, und wir zweifeln daher nicht, daß der Hypnotismus früher oder später die ihm gebührende Stelle einnehmen wird.

Goeze vor Hessings Anti-Goezen*)

vsn

Erich Schmidt.

— Berlin. —

essings Veröffentlichung der sogenannten Wolfenbütteler „Fragmente“ des „Ungenannten“ — aus der radicalen „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ von dem verstorbenen Hamburger Professor Hermann Samuel Reimarus — entfesselte 1777 einen Sturm in der deutschen Christenheit. Die berufenen großen Theologen hielten sich zunächst zurück, die kleinen Angreiser ließen anfangs den gefürchteten Herausgeber ganz aus dem Spiele. Da, im December, trat aus den Reihen der bedrängten Orthodoxie ihr unermüdlichster Kämpfer beherzt hervor, um den Stier bei den Hörnern zu packen und den Sturm wider die alte Burg des christgläubigen Lutherthums als treuer Vogt zurückzuschlagen, der Hamburgische Hauptpastor Johann Melchior Goeze. Der wollte nicht sein gleich den stummen Hunden, kein zager Mietling und unnützer Knecht, sondern ein geistlicher Soldat auf seinem Posten, wie er es in ungestüme Erneuerung jenes alten Ideals vom apostolischen Krieger so oft bekannt hatte. Daß er, der keine Menschenfurcht spürte, den antichristlichen Unbekannten und seinen Winnenden Erwecker nicht ruhig in den Schafstall einbrechen lassen würde, lag auf der Hand; denn wo und wie immer während dieser Jahrzehnte großer theologischer Abrechnungen eine Herausforderung an die Christenheit erging, hob Goeze den Handschuh auf. Sollte er hier schweigen, weil er einst Lessings „ehrlicher Goeze“ gewesen war und trotz einer kleinen bibliothekarischen Verstimmung den alten geistreichen Besucher noch im Herzen trug?

Bruchstück aus dem noch nicht veröffentlichten zweiten Bande von Erich Schmidts Lessing-Biographie. D. R.

Eoeze vor kessings Anti'Goezen.

5?

Seine ganze Vergangenheit im Dienste der streitbaren Kirche und seine felsenfeste Ueberzeugung von den Pflichten eines evangelischen Priesters in bedrohlichen Zeitläuften riefen ihn ins Gewehr.

Goeze ist der letzte Orthodoxe, der starr und grimmig wie ein alter Flacianer jedes Titelchen des göttlichen Buchstabens vertheidigt und von dem Glaubensgrunde der Augsburgischen Confession, auf dein die nächstfolgenden Geschlechter in harter Gedankenarbeit ihr dogmatisches Gebäude gemauert hatten, keinen Fuß breit weicht. Ihn beherrscht die innerste Ueberzeugung, daß der Protestantismus allein im Beharren, nie und nirgends aber im rollenden Fortschritt einer freieren, für Goeze nur dem Abgrund geweihten Entwicklung sein Heil finde. 1717 einer Pastorenfamilie entsprossen, hatte der ernste und gründliche Jenenser und Hallenser Student, auch er ein Lieblingsjünger des mächtigen, aber schwanken Baumgarten, ohne jeden Scrupel noch Zweifel den Weg auf die Kanzel genommen und in den Jahren, da er erst seines Vaters Gehilfe in Aschersleben, dann Prediger zu Magdeburg war, neben der Seelsorge eine rege, theils auf gelehrte lateinische Bibelerklärung, theils auf heilsame, von Haus aus mehr verwarnende als erbauende „Betrachtungen des Todes und der Ewigkeit“ gerichtete Schriftstellerei entfaltet. Sein Talent und Verdienst blieb nicht im Stillen. 1755 erging an ihn ein Ruf aus Hamburg, der so sehr „alle Zeichen der Göttlichkeit“ trug, daß Goeze dieser Führung des Herrn nicht widerstreben zu dürfen meinte. Eine rhetorische Jubel- und Abzugspredigt bringt dem Staate Friedrichs sein Lebewohl: „mir genießen die unaussprechliche Wohlthat der völligen Geistesfreiheit . . . mir leben unter dem Scepter eines Monarchen, welcher allen Gewissenszwang auf das äußerste verabscheuet und die evangelische Lutherische Kirche in seinen Landen auf keine Art beunruhigen lasset.“ Aber ganz anders als dieses zur Feier des Religionsfriedens erpreßte Lob friedericianischer Kirchenpolitik klang seine Antrittsrede in der St. Katharinenkirche, die nun auf drei Jahrzehnte Goezes Schau- und Kampfplatz wurde. Er betrat eine noch strenglutherische Freie Stadt, deren Geistlichkeit früh dem sanften Melanchthon (den „Patriarchen aller Aufklärer“ schilt ihn Goeze) jede Gefolgschaft gekündigt, in Abendmahls- und Höllenfahrtshändeln ihren Trotz gezeigt und im achtzehnten Jahrhundert von dem fanatischen Neumeister an siegreich das Banner der Orthodoxie geschwungen hatte. In einem abgeschlossenen Gemeinwesen, wo Katholiken und Reformirte nicht staatlich anerkannt, sondern dem Schutz fremder Residenten überlassen waren, begann der neue Hauptpastor mit gewaltigem Bekenntniß gegen das Joch des Papstthums und leidenschaftlicher Verpflichtung auf das lautere Evangelium. Als gleich das erste Jahr durch jenes Erdbeben, welches Lissabon verschlang, die Frage der Theodicee mit ungeheuerem Nachdruck schärfte, da vernahm die Gemeinde manches Donnerwort vom Straf- und Weltgericht Jehovahs, wie seit dem dreißigjährigen Kriege kein Redner «»« und sab i.vi., l«e. 4

H8 «Liich Schmidt in Veilin.

Gottes mehr gesprochen hatte. Dieser dreuende Homilet, der dann 1763 weniger die Segnungen des Friedens begrüßte als schnöden Mißbrauch des Friedens zur Versündigung befürchtete, rief trotz einem Propheten des alten Bundes sein Wehe: „O Hamburg! auch für dich hat Gott Ruthen, Heere und Feuerstammen. Erdbeben, Wasserstuthen und tausend andere Mittel, dich zu züchtigen, dich zu verderben, dich zu Grunde zu richten, und ein Adama und Zeboim aus dir zu machen.“ Was den Goezischen Predigten, von denen, außer den nach Hamburger Brauch zuvorgedruckten und verkauften Blättchen „Text,“ eine große Last uns vorliegt, den eigenen Stempel giebt, ist und bleibt im Ganzen doch der furchtbar veraltete Geist des Eifers, der nicht tröstet, sondern schreckt, nicht belehrt, sondern straft und das machtvollste Glaubensmittel, ein herzliches Gebet zu Gott, beständig durch dogmatische Polemik und harte Verwünschung durchkreuzt. Goezes Vortrag, durch äußere Gaben wenig unterstützt, strömt nicht wie Luthers schlichtes und im Herzeleid so unversieglich mildes Gotteswort aus der Fülle des Gemüths, aber es trachtet lebendig und eindringlich dem ausgesprochenen Stildeale nach: er lehrete gewaltig, daß solche Lehre wie Spieße und Nägel in das Herz der Hörer traf. Nur als häuslicher Jammer den starken Mann beugte und der Verlust zweier heißgeliebter Kinder eine Predigt über elterliche Liebe und Hoffnung weihte, fand Goeze fanftere Töne. Sonst ist er nimmer müde, den Kindern der Welt die Hölle heiß zu machen, Aussichten auf die „erschrockliche Rechenschaft“ am jüngsten Tage zu eröffnen, und den verstockten Sündern, nach allerlei Angriffen mit Centnersteinen, Blitzstrahlen und höllische!« Feuer, ein furchtbares „Wehe ihnen auf ihrem Sterbebette! wehe ihnen in der Ewigkeit!“ ins Ohr zu rufen. Im Stil des sechszehnten Jahrhunderts schreit er den bösen Feind an und bestreitet die modernen Velialssöhne; mit Luther, den er schier abgöttisch als den mit Himmelsmuth ausgerüsteten Nachfolger Christi ehrt, verabscheut und vermaledet er faule Nachgiebigkeit, damit niemand das zage Herz mit dem Feigenblatt falscher Friedensliebe bedecke. Den Seelenmördern, den rasenden Iesufeinden, den gottlosen Sittenlehrein, frechen Bibelstürmern und Zeitungsschreibern verlegt er den Weg, um trotz dem Unfug einer verfeuchten Gegenwart aus innerster Ueberzeugung zu triumphiren, daß der allerunwiderstehlichste Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion, die Auferstehung des Heilands, das Gift der Gegner zu Schanden mache. Wohl lehrt auch Goeze die Christenpflicht liebevoller Hilfe ohne Unterschied der Confession und die nöthige Erfüllung des Bekenntnisses durch werthtätige Uebung, aber nie unterläßt er es dabei laut gegen den neu-modischen Satz zu protestiren: Gott sehe nicht sowohl auf den Glauben als auf Zeichen der Nächstenliebe, nie fehlt die Erläuterung: daß der Mensch die Feinde Jesu als Menschen liebe, doch als die Verfolger Jesu hasse, und daß auch dem tugendhaftesten unbelehrten Heiden das Himmel-

Goeze vor Kessings Anti-Goezen.

?9

reich verschlossen sei. Wenn er, dessen Bewußtsein der Erbsünde jedes ruhmredige Pochen auf Christentugend abwies, des öfteren den Juden das schlimme Verhalten der Christen zu Gute rechnete, so wollte er doch um alles nicht durch ein Lob Mendelssohns die jüdische Verstocktheit befestigen helfen. Mit dem Unchristen giebt es kein Pactiren; wer nicht für mich ist, der ist wider mich; wer nicht alles glaubt, der glaubt gar nichts — und Goeze betet: „Unsre Seele komme nicht in ihren Rath, und unser Ende sei nicht wie ihr Ende!“ In diesen dunklen Tagen, wo ein ausgeschmücktes Heidenthum auf den Thron begehre, gelte es einen guten Kampf zu kämpfen, ohne Angst davor, daß die pflichtmäßige Verfechtung der Wahrheit vom Feind aus persönlicher Rachgier hergeleitet werde, ohne falschen Glimpf: denn, so sagt er höchst charakteristisch, „oft können Worte und Handlungen, welche äußerlich das Ansehen einer wirklich feindseligen Begegnung haben, Wirkungen einer wahren Liebe sein, oder wenigstens mit derselben gar wohl bestehen.“ Dergestalt hat der Hauptpastor, so lang er den Athem zog, nicht abgerüstet, im tiefen Gefühl der Pflicht. Den Schwur auf die Symbole, der jedem Geistlichen Hamburgs oblag, wollte er halten und forderte ein Gleiches ohne Abstrich von den Amtsbrüdern und Candidaten Ministerii.

Nicht bloß Kränklichkeit und Tod der Gattin (1774) und nach dem Heimgang dreier Kinder, auch des ältesten zu Leipzig studirenden Sohnes (1767), das Alleinbleiben mit seinem Gottlieb, für den er Münzen sammelte und die reiche Bibelcollection mehrte, entzog ihn den geselligen Zerstreungen. Er war kein Weltkind, als strenger Prediger dem Vergnügen abhold, äußerst mäßig in seinen Bedürfnissen, ein eiserner Arbeiter, der zur Erholung und stillen Meditation seinen vorstädtischen Garten aufsuchte, aber wissenschaftliche Triebe zügelte, um alle Pflichten des Predigers und Apologeten zu erfüllen, bevor die kurze Muße seinen besonderen Neigungen gehörte. Goezes Lebensführung bot auch in den Jahren, wo die Streitschriften wie Schneeflocken wirbelten, keine Blöße; selbst was frecher Klatsch und sinnloses Fabuliren ausheckte, um es weiterhin tratschenden Neisebeschreibern oder gar literarischen Vereinen zur Verbreitung preiszugeben, war dürrtzig und mit einem Hauche wegzublasen; muhte doch der dreisteste Witzling zuguterletzt dem alten Manne das Zeugnis; der Ehrlichkeit zollen.

Hätte Goeze sich mit der mühsamen Verwaltung seiner Aemter begnügt, daneben sein Bibelstudium gepflegt und die allzurasche Feder nicht bei jedem nahen und fernen Anlaß alsbald eingetaucht, so würde er in Hamburg das Ansehen eines harten, ehrenfesten Zuchtmeisters und exemplarischen Seniors behauptet, in Deutschland, außer dem gegründeten Ruf des asketischen Popularschriftstellers, auch für seine glückliche Vertheidigung der complutensischen Bibel gegen Semler (1765 f.) und den mit hingebendem Sammeleifer geschaffenen „Versuch einer Historie der niedersächsischen

4*

5V Erich Schmidt in Berlin.

Bibeln" (1775) dankbaren Beifall von Fachgenossen und Bibliophilen eingeheimst haben. Aber ihn forderten die Kämpfe des Tages, und fein überaus streitbares Teinperament schuf sich Händel auch da, wo gute Hirten ohne jeden Verdacht der Menschenfurcht, ohne jeden Schaden der Kirche schweigend bei Seite treten durften. Auf der ganzen Linie und ohne Waffenstillstand sollte für Altar und Herd des Evangeliums gefochten werden. Dies Evangelium vertrat Goeze als engstes Lutherisches Vermächtnis;. Schon 1766 stemmte er sich dem Gelüst der reformirten Brüder nach Gleichberechtigung entgegen. Wohl mag er den scharfen Eifer der Frühzeit nicht völlig rechtfertigen, aber er stellt die Gegenfrage, ob denn Zwingli und der Genfer Papst etwa heilige Engel gewesen seien, erstreckt seine unionsfeindliche Polemik ungerufen bis nach Worms hin, schließt ein Schutz- und Trutzbündniß mit der Orthodoxie zu Frankfurt, schickt auch ein handfestes Andachtsbuch mit geharnischter Widmung in die Goethestad, und blieb in Wort und Schrift bis an sein Ende der unentwegte Thürhüter gegen die Neformirten, die sich wirklich erst 1785 in Hamburg die Parität eroberten. Die paulinische Mahnung „Lasset uns Gutes thun an jedermann, sonderlich aber an des Glaubens Genossen" faßte Goeze so eng, daß gelegentliche Verpönung das abscheulichen Religionshasses allenthalben überschrieben wird durch Kreuzpredigten gegen die Andersgläubigen und den unseligen Bruderzwist im Hause der Reformation. Denn freisinnige Wallungen hat Goezes Geblüt nur, wo er etwa den Katholiken ihr Sündenregister von den Autodafö bis zum Justizmorde des Jean Cillias empört zu Gemüthe führt, hier einmal Arm in Arm mit dem Teufelskinde Voltaire. Die großen und kleinen Fragen der Orthodoxie, alte und neueste, endlich die Ehe mit der Frauen Schwester setzen seinen Kiel zu Protesten, Repliken, Dupliken in Bewegung. Und das letzte Wort mußte ihm bleiben. Der Neologie, der zerstörenden Kritik, den Klotzianern und Berlinern wirft er sich entgegen und schreibt seinen Namen in die Actenstöße eines theologischen Processes gegen die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Wie die Asche des friedfertigen Melanchthon vor diesem Epigonen keine Ruhe hat, so muß die sanfte Heterodoxie des Güttinger Leß von ihm festgenagelt werden. Der Theaterfeind drückt auch unter sittenrichterliche Ausfälle gegen den „Weither" sein Siegel und setzt sie fort und wiederholt das Anathema über das Giftbuch, die Mißgeburt der Finsterniß, die höllische Anpreisung des Selbstmordes noch spät, als die Genesung der Jugend vom Weitherfieber seine anfangs einigermaßen begreifliche Entrüstung und seine unästhetische Cur längst überflüssig gemacht hatte; sowie er, blos in Geliert und Lessing etwas genauer eingelesen und dem frommen Haller aufrichtig zugethan, in den anstößigeren leidenschaftlichen Wirren der „Stella" nur eine Einladung zur Bigamie erblickte.

Goezes erste Feldzüge, gegen benachbarte und fernere Neologen,

Geseze vor Lessings Anti-Goezen.

sind seine glücklichsten und rühmlichsten, wieviel Haß und Schimpf sie ihm auch zuzogen. Seit 1760 Senior des Ministeriums, durfte er es nicht gelassen mit ansehen, wie der täppische Basedow im nahen Altona mit seiner leichtfertigen Umsturztheologie auch die Schulen zu erfassen drohte, ein polternder Feind der Taufe und Trinität; obwohl Goezes „väterliches“ Pastoralschreiben die Gefahr gleich so schwarz malte, als sei Hamburg im Nu ein gottloses Sodom geworden. Er schrieb und predigte 1764 gegen die neusüchtige Pädagogik, welche die religiöse Bildung der Kinder vertagen und verwischen wollte, kaum ahnend, daß er als Bestreiter Basedows eine Reihe Lessingscher Literaturbriefe in anderer Ton- und Sinnesart fortsetze.

Ihm secundirte von Mohrungen her jener verhaßte Stockmeister des jungen Herder, Trescho; und ohne nähere Einsicht in die Acten fiel die journalistische Miliz der Aufklärung über beide her, wobei sie auch Ziegra, den Herausgeber der Hamburgischen „Freiwilligen Beiträge“, der sogenannten schwarzen Zeitung, nicht verschonte. Durch das ganze gelehrte und halbgelehrte Deutschland erscholl das lateinische Verspaar:

Alles in Hamburg erfüllt mit seinem Gezeter der Goeze,

Donnert mit heiserer Stimm', es dröhnet der Thurm und die Kirche.

Und Abbt, der später ein Denkmal von Herders Hand verdiente, ließ

sich 1766 zu einem Pamphlet verleiten: „Erfreuliche Nachricht von einem in Hamburg bald zu haltenden Inquisitionsgericht und dem inzwischen in

den Fests zu haltenden lutherischen L. ut. c. 6. t. s.“ In diesem kecken Zerrbild

hielt es einer unserer vornehmsten Prosaiker für keinen Raub, nach possenhafter Ausmalung der fingirten Execution, des brandlustigen Seniors

„fette Wange“ dem nichtsnutzigen Pasquin Hamburgs preiszugeben, Dreyer,

der sich in stechen Versen gern an Goeze rieb. Wer nun Goezes einschlägige

Predigten und die wuchtige Abwehr einer Basedowschen Schutzschrift kennt, der weiß, daß diese sehr lebhaft Polemik zwar klotzig, aber

nicht inquisitorisch geführt ist. Aber der Ruf „lutherisches Autoamt“

schlug durch — denn wer wollte nicht einstimmen in die Abwehr aller

Ketzerrichter? Wie maß- und würdelos Basedow, dem gegen die Pfaffen

jedes Mittel recht schien, eine wahre Hetzjagd für die Toleranz betrieb,

dem fragte im Heerlager der Lichtfreunde fast Niemand nach und die

„Christ-Heerliche Danksagung“ eines frommen Anonymus verklang ungehört.

Goeze selbst sprach dann gelassen über Abbt und betheuerte, ihm werde

durch solche Unbill kein Blutstropfen gekränkt, kein Stündlein Schlaf

gestört. Der Vergleich aber mit den spanischen Mordbrennern war eingebürgert,

und noch 1784 tünimelte Cranz, diesmal zum großen Aerger

des in seiner Geduld erschöpften Goeze, das fahle Pferd, wie denn überhaupt

die ewigen Wiederholungen in Goezes Schriftenmuster durch die abgedroschenen

Redensarten seiner Gegner weit gemacht werden.

In Abbts „Erfreulicher Nachricht“ erschien der widerwärtige C. F.

Bahr dt noch als Büttel der Orthodoxie. Dieser Wildling sollte, nachdem

— Erich Schmidt in Berlin,
er sich aus frommem Puppenstand mit den „Neuesten Offenbarungen Gottes“ zur ödesten Neologie aufgeschwungen hatte, in Goeze seinen Mann finden. Sicherlich war es gescheiter, dem Schwätzer, der da erfunden klug: die Bibel sei ein schlechtes Buch, ein paar Jagdhiebe aufzumessen, wie sie Goethes köstlicher Prolog auf den breiten Rücken des Gieszener Professors und Dr. tlwol. niederfallen ließ — Goeze konnte dergleichen nicht humoristisch nehmen und den geschmacklosen Testamentfälscher auslachen, sondern ging 1773 der Spottgeburt ingrimmig zu Leibe mit dem „Beweis, daß die Bahrtdische Verdeutschung des Neuen Testaments keine Uebersetzung, sondern eine vorsetzliche Verfälschung und frevelhafte Schändung der Worte des lebendigen Gottes sey, aus dem Augenscheine geführt.“

Erst scheidet er ruhig die unfreiwilligen Irrthümer eines Dolmetsch von dem „schröcklichsten“ orimen falsi, dann feiert er in hohem Ton seinen Lutherus, der zwar nicht aus unmittelbarer Inspiration, doch unter besonderem Beistand des heiligen Geistes gearbeitet habe. Hier spricht Goeze ganz vortrefflich über das in Kleinigkeiten fehlerhafte, als Ganzes unantastbare Bibelwerk des Reformators, von dem modische Witzlinge die Hand lassen möchten, und beleuchtet den Segen, daß Luthers Bibel nicht in jeder neuen Epoche umgegossen worden sei. Der „dolkühne Giesische Schriftverderber“ wird darauf derb abgefertigt von einem sehr bibelfesten Diener am Wort, der sein Lucherisches „Selig sind, die da Leid tragen“ nicht vertauschen wollte gegen das neue Gewäsch „Wol denen, welche die süßen Melancholien der Tugend den rauschenden Freuden des Lasters vorziehen“, das „Himmelreich“ nicht gegen die „Religionssocietät“, das „Hosiannah in der Höhe“ nicht gegen den Toast „Er lebe! er lebe“ („Mich wundert, daß er nicht Vivat! Vivat hoch! übersetzt hat“). Ihm mußte die neu entdeckte „Grazie“ Jesu viel ärgerlicher sein als die von ihm anderswo, im stillen Hinblick auf Klopstock getadelte dichterische Vorstellung des jugendlichen Jesus oder der Herrnhuter Cultus des Bruder Lamm, den er schweigend ablehnte, weil er den ehrlichen Glauben der Pietisten trotz alledem nicht bekriegen wollte. Bahrtds „täppisches Modernisiren“, Bahrtds „galante Bibel“ verdiente die Züchtigung. Freilich nimmt Goeze den Mund gegen „unsre zum Theil erbärmlich schönen Geister“ zu voll und den zuchtlosen Gesellen, den er so verachtet, doch wieder viel zu erust. indem er ihn zornig nicht bloß mit dem „groben Irrgeist“ Damm, sondern auch mit den alten Socinianern zusammenspannt, Bahrtds kirchengeschichtliche Irrgänge eingehend verfolgt, seine bösen Leipziger Abenteuer strafft — das aber steht außer Zweifel, daß Goeze hier in rechtem Streit einem unwürdigen und unverschämten Schwarmgeist den Fuß in den Nacken gesetzt hat. Bedenklicher ist schon wegen ihrer Consequenzen die Wendung zur Obrigkeit: mit Abdruck alter landesherrlicher Mandate gegen den Wertheimer Schmidt ruft Goeze die Häupter der Christenheit auf gegen den „allerverwegensten I'^Isurium, dergleichen noch nie in der Kirche

Goeze vor Kessings Anti'Goezen.

52

aufgestanden", wie „sie ehemals die Verwegenheit des Wertheimischen Uebersetzers zu dämpfen nöthig fanden, der doch nur ein bloßer Studiosus und kein mit einem vielfachen feierlichen Eide auf die heilige Schrift und auf die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche verpflichteter Doctor, Professor und Prediger war". Bahrdt aber, in seinen Frankfurter gelehrten Anzeigen, spuckte aus vor dem Manne, der aus einem ungeschickten Marktschreier ein verwegener Boots knecht geworden sei.

Dieser Waffengang fällt zwischen die beiden einheimischen Streitigkeiten, die nicht nur in Hamburg Goezes Machtstellung empfindlich schmälerten und seinen Anhang lichteteten, sondern auch den von Basedom her übel berufenen Pastor für ganz Deutschland zum typischen Dunkelmann, zum „Papst Hammoniens" stempelten, wie ihn Klamer Schmidts sonst so stumpfe Hendekasyllaben 1773 mit einem jubelnd aufgenommenen Stichnamen taufte.

Goeze besaß seit dem ersten Jahr einen recht ungleichen Amtsbruder an dem Hannoveraner Julius Gustav Alberti, der als Mann der liberalen Gruppe mit diesem Hauptpastor unmöglich lang an einem Strang ziehen konnte. Bald wurden denn auch die Morgen- und Nachmittagspredigten in St. Katharinen ein geistliches Duell, unter dem alle Kirchengerechtigkeit litt. Der schmälende oder offen auflodernde Zwist der Führer spaltete die Gemeinde, die mündliche Erörterung für und wider artete in Verhetzung durch Artikel und Scharfzungen aus, aller Augen waren auf Goezes Kirche gerichtet. Berufene und Unberufene warfen ihr Urtheil in die Wagschale. Schon in Erscheinung und Lebensführung prägte sich der Contrast beider Prediger aus. War der kerngesunde und wohlbeliebte Goeze, obgleich er dann und wann gern einen Gast bewirthete und zu Zeiten auch einmal eine Schnurre zum Besten gab, priesterlich streng, einsam und humorlos, so schien Alberti, an dem die Schwindsucht zehrte, mit dem Talar alles geistliche Wesen abzustreifen, um in das berühmte *ErZu bibamus* seines freundes Basedom einzustimmen; keineswegs ein liederlicher Schlemmer und Kartenknecht, wie eine dem Block verfallene Schandschrift es mit abscheulichen Lügen und Flüchen ausmalt, aber ein jovialer Tischgenosse, der ein Spielchen nicht für Sünde hielt, in lustiger Gesellschaft gern seiner Kränklichkeit und der Sorgen um die Jahr für Jahr wachsende Familie vergaß und zwischen Gesprächen, worin eine reiche Bildung hervortrat, die übermüthigsten Possen trieb. Seinen losen Mund ließ Alberti unvorsichtig laufen, so daß er einmal auch Klovstocks Freundschaft verscherzte und mit ver ihm eigenen Virtuosität im urwüchsigen Platt lieferte er leichtsinnig das Satnrspiel zum kirchlichen Kampf gegen den Hauptpastor. Wenn er ein Meister der Mimik, Goezes gurgelnden Ton beim Vortrag des Hamburgischen Bußgebetes parodirte, bemies er zugleich, daß ihn im Grunde der äußere Hauptanlaß ihres Haders wenig anfocht, während Goeze mit heiligem Eifer bei der Sache war.

5H «Liich Lchmidt in Verlin.

Dieses seit siebzig Jahren regelmäßig verlesene Bußgebet aus dem 79. Psalm, „Schulte deinen Grimm auf die Heiden, die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen“ u. s. w., war besonders durch seine rohe Vorstellung des rächenden Gottes allen Liberalen ein Dorn im Auge. Alberti unterschlug es. Goeze druckte dagegen eine „Nichtige Erklärung“ aus dem Zusammenhang der Schrift, der doch den AnHörern dieses jüdischen Kriegsgeschreis nicht gegenwärtig war, und wollte den kräftigen Spruch, als eine eigentliche christliche Fürbitte für Heiden, Türken, Juden, laue Christen, der Gemeinde nimmer rauben lassen: man habe vielmehr die höchste Ursach und Verbindlichkeit auch ferner also um Gottes heilsamen Zorn zu beten, nicht wider die schuldlosen Afrikaner und Indianer, wohl aber gegen Jehovahs Feinde, z. B. den katholischen Verfolgungsgeist. So erblickt Goeze im Fall des Jesuitenordens eine sichtbare Erhörung dieses vom heiligen Geiste dictirten Gebetes. Dagegen veröffentlichte Alberti, anonym als „ein Freund des vernünftigen Gottesdienstes“, eine gesinnungstüchtige, aber schriftstellerisch schwache „Freimüthige Prüfung“, worin er zur Duldung und Milde mahnt und betont, daß man nach diefer Verwandlung der Heiden in Katholiken und nach Goezes sonstigen Reden auch die Reformirten in das Bußgebet einbeziehen müsse. Hatte Goeze die neusüchtigen Prediger an ihre Eidespflicht erinnert, so trat nun Alberti für das fortschrittliche Princip des Protestantismus ein, das doch mit Luther nicht erschöpft sei. Der Handel kam, indem auch eine Beschwerde des kaiserlichen Gesandten wegen Schmähung der katholischen Kirche einlief, vor den Senat, dessen kluger Spruch allen Theilen gerecht ward, da man zwar den frommen Wunsch beibehielt, ihn aber durch einen erläuternden Zusatz klar stellte und milderte. Von den befragten Facultäten hatte Göttingen gegen, Wittenberg und Altdorf für Goeze gestimmt, dem 1770 auch Consistorialrath Jacobi von Celle, ein Oheim des Dichters und des Philosophen, mit wundersamen Vergleichen zwischen dem fluchenden Beter und einem frommen Kanonier beisprang. Goeze, von der weltlichen Behörde, wie er fühlte, im Stich gelassen, legte nun als ein Mann von starrer Consequenz nach zehnjähriger, vielfach musterhafter Verwaltung das Seniorat nieder und fröhnte mit voller, erbitterter Kraft der, wie Alberti einmal sagt, „alten bekannten, und sehr löblichen Gewohnheit die Kanzel zum Schauplatz seiner Kriege zu machen.“ Schon 1768 hatte er sich öffentlich die Behauptung verboten, man habe ihn zu Tode recensirt, da er doch nach Gottes Vorschrift und mit Gottes Beistand die Wahrheit vertheidigen werde, „so lange ich Mund und Feder gebrauchen kann.“

Als daher Alberti sich zum Apostel der Toleranz in Hamburg auswarf, den Hauptpflstor durch Predigten über Eintracht und Ecistersucht sowie durch Neclame für aufklärerische Schriften „Vom falschen Neligionseifer“ herausforderte und paulinisch mahnend: „Alle Bitterkeit und Grimm und Geschrei laßt ferne von euch sein“, mit dem Zeigesinger auf Goeze hin-

Goeze vor Lessing« Anti» < 80er, 55

deutete, als er an der Hand Semlers Wesentliches und Unwesentliches in der Bibel schieb und Kühlerglauben sammt Verfolgungsgeist aus der Kirche wies, da erfuhr er einmal über das andre, „daß dem Feinde Goezes der Ketzer am Halse sitzt, ehe man sich's versieht". Goezes „Predigt von dem wahren und falschen Frieden" griff weit zurück in die Zeiten des unvergessenen Wagner, seines gottseligen Vorfahren im Seniorate; sie führte wiederum den Basedowschen Hagelschlag vorüber und schwor auf die apostolische Berufung „Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi." Die von Paulus geforderte Einigkeit im Geist beruhe im rechten alleinigen Glauben, und die nicht orthodoxen Prediger, mit ihrer verderblichen Toleranz gegen die Reformirten als unsere protestantischen Glaubensbrüder, seien Wolfe im Schafskleid, „welchen man muß das Maul stopfen." Daß Alberti gar, in einer auch Lesung wenig anmuthenden Weise, wie einst die Reimarisch-Basedowsche Partei den alten Katechismus bei Seite schieben wollte durch eine neue „Anleitung zum Gespräch über die Religion", schlug dem Faß den Boden aus. Sein Buch, nicht kalt und nicht warm, bemüht den nöthigen Schein der Orthodoxie zu wahren und sich doch an Trinität und Gottheit Jesu schweigsam vorbeizuschleichen, mußte einen herzhaften orthodoxen in Harnisch bringen. „Sehet zu, daß euch niemand verführe!" rief Goeze feinen Pfarrkindern zu. Wenn er jetzt die alte Lehre verfocht gegen eine gewisse neue Schrift, bedurfte es keines Namens, damit jedermann sagte: heut hat er's dem Alberti wieder tüchtig gegeben. „Ermunterungsschreiben" an Goeze, „welcher des Herrn Kriege führet," aber auch an Alberti, eine „Gewissensrüge für den Sünder", der Goeze den händelsüchtigsten Mann in der ganzen Christenheit schalt, eine offene „Frage" an verkappte Feinde Albertis. ernste Bedenken, Prüfungen Wbertischer Rechtgläubigkeit, aufgewärmte Anekdoten von prophetischen Warnungen des sel. Gottesmannes und lauterer Katecheten Wagner vor dem Reuling Alberti, gemeine Schmähungen nach links und rechts ergossen sich in wüstem Schwall über Hamburg und Altona. Albertis freimüthiger Satz, lieber wolle er in zwanzig Lehrpunkten irren, als durch seinen Lebenswandel ein einziges Laster predigen, löste dem Priuatklatsch vollends die Zunge. Das galt als äußerste Verwegenheit eines antichristlichen Wülherichs und reizte gelehrige Jünger, im Tone des Meisters einen stecken Mann zeternd an das letzte Stündlein und Gericht zu mahnen. Gewiß war Schuld und Unmaß auf beiden Seiten anzutreffen, und die über die Grausamkeit der Goezischen Eecte gegen den kranken Aufklärer sich so laut empörten, haben ihrerseits Goezes in den Tagen, da er seinen Sohn beweinte, nicht geschont. Im Streit über das Vußgebet warf sich Lessing schalkhaft gegen Alberti zum „distinguirenden" Vertheidiger des Segens und des Fluches auf und schrieb, um die Wette zu gewinnen, rasch ein humoristisches Meisterstück im Stil seines geliebten Lorenz Steine, das in ein paar Exemplaren gedruckt wurde, uns aber nur durch Nicolais lebendige Nach-

56 Lrich Schmidt in Verlin.

erzählung bekannt ist: „Eine Predigt über zwei Texte, über Psalm 79, 6: Schütte deinen Grimm über die Heiden u. s. m., und über Math. 22, 39: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, von Jorick. Aus dem Englischen übersetzt.“ Die Einleitung berichtete, daß Oberst Shandy und Corpora! Trim auf einem Spaziergang einen elenden Krüppel in französischer Uniform trafen, dem der Oberst eine reichliche Spende, Trim jedoch einen Penny gab mit den Worten I^snoli äo^! Der Oberst mahnt: es ist ein Mensch, kein Hund, und Trim giebt einen zweiten Penny, er giebt einen dritten, vierten, endlich die ganze Baarschaft, als sein Herr ihm den Soldaten, den tapfern Invaliden, den braven Gatten und Vater zeigt und sagt jedesmal sein ^rsueli äöß! Das letzte Mal leise, mit thränendem Auge. So erzählt Shandy zu Hause, und Joris sieht, daß Trim zwar die ganze feindliche Nation haßt, aber jedes liebenswerthe Individuum aus dieser Nation liebt. Darauf schreibt Jorick seine Predigt über zwei Texte, voll Laune und Humanität, Scharfsinn und Güte; ihr Verlust ist nicht genug zu beklagen.

Als „Butenmensch“ griff Claudius, schelmisch im Ton, ernsthaft in der Sache, gegen Goeze ein: der Geist der Religion wohne nicht in den Schalen der Dogmatil, für die religiöse Besserung der Kinderherzen sei der simpelste und kräftigste Trank aus der Quelle, ohne den Unrath am Eimer, der beste. Er war damals noch nicht in St. Martinsche Nebel verirrt und ließ seinen „Wandsbecker Noten“ den ihm angesonnenen Pasguillantengang nicht thun, vielmehr gerieth 1772 eine daselbst veröffentlichte Correspondenz zwischen dem Druckherrn Vode und dem allzu rührigen Goeze keineswegs zum Vortheil des Hauptpastors. Sein „Text“, eine Rettung des Satans gegen Alberti, blieb consiscirt. Der Senat, des langen Haders müde, beobachtete allen beweglichen Klagen Goezes zum Trotz die Politik des Schweigens. Und Alberti that seinem Amtsbruder vor der Welt den größten Tort, indem er am 30. März 1772 starb. Am offenen Grabe gleichsam wurde fortgerauft. Die alten schwächlichen Ritter aus dem Theaterstreit verherrlichten den Todten als idealen Märtyrer und stichelten auf Goeze, der, beinah während die Glocken zu Albertis Vegräbniß läuteten, die Irrlehren des Entschlafenen mit ungedämpfter Heftigkeit bestritt: der Mann war dahin, aber fein Gift fraß fort an den Seelen.

^antlums nnimi« c!iolo8tibu8 ira«? fragte die öffentliche Stimme diesen unbeugsamen Todtenrichter; ja, wer schlechterdings nicht glauben wollte, daß Christi Wort einst Leichen belebt habe, glaubte gern den in raschen Umlauf gesetzten anklagenden Mythos, daß Goezes wüthige Kanzelrede eine tödtliche Wirkung in die Ferne hauchen könne. Nicht auf den so berechtigten Vorwurf lieb- und friedloser Härte beschränkte man sich, sondern „Den hat Goeze auf dem Gewissen!“ wurde geraunt und gerufen, obwohl Alberti längst ein vom Tode gezeichneter Mann gewesen war. Als dann 1776 der Hauptpastor an St. Petri, Friederici, der ähnlich wie

Goeze vor Kessings Anti»Goezen.

S7

Alberti ohne Farbe zu bekennen freiere Ansichten über die Gottheit und das Leiden Jesu verlausulirte, geraume Zeit nach Goezes selbstverständlich gegen solche „Basedowischen Jrrsale“ nicht ausgebliebenem Donnerwetter das Zeitliche segnete, als häßliche Kundgebungen, bis in die Gotteshäuser hinein, und journalistische Katzbalgereien auch bei diesem traurigen Anlaß nur das Eine bemiesen: daß Goeze eben noch der alte mar, da beklagte die öffentliche Meinung in Friederici das zweite Opfer der mörderischen Inquisition.

Vom Senat als ewiger Ruhestörer aufgegeben, im geistlichen Ministerium von Jahr zu Jahr ohnmächtiger, so manches Anhängers in der Gemeinde beraubt, ja selbst mit seinen, duldsameren Bruder, dem Quedlinburger Hofdiakonus, zerfallen, verlor Goeze keinen Augenblick das trotzige Bewußtsein einen guten Kampf zu kämpfen. Er stand allein, aber aufrecht, als er später den Liebling Hamburgs, Pastor Sturm, wegen leichter aufklärerischer Wallungen in Predigtentwürfen, vor seinen Stuhl forderte. Die alten Bahrdtschen Witze („Herr Goeze ist kein Kirchenvater; seine ^Be-trachtungen' sind keine rwrmä öliei“) hatten ihn nicht angefochten, die neuen Angriffe nahm er hin im Gefühl des Gerechten, der viel leiden muß. Erst in der allerletzten Zeit seines kriegesischen Erdenlaufes macht sich hie und da eine Ermüdung bemerklich. Ihm, der zwei freisinnige, vom Ruf ver-klärte Geistliche zu Tode gepredigt haben sollte, wie die landläufige Formel lautete, reimten schon bei Lebzeiten anonyme Spötter die schnödesten Epicedien. Derlei fand gleich den gemeinen Flugblättern, die 1786 auf seine Bahre fielen, keine weitere Beachtung; nur Göckings „Grabschrift auf den orthodoxen * * *“

Der Papst Hsammonia^s liegt unter diesem Stein.

Im Himmel wird er Sokrates, den Heiden,

So wenig als den Ketzer AMertiZ leiden.

Giebt Gott ihm keinen Himmel allein.

So wissen wir nicht, wo er wird bleiben.

ging seit dem September 1779 von Mund zu Mund, und Goeze wurde den alten Kl. Schmidtschen Titel nicht mehr los. Er selbst hängte die Grabschrift niedriger, indem er sie im „Reichspostreuter“ mit Ergänzung der Namen aus dem Musenalmanach abdruckte und vor Aergerniß warnend ironisch sagte, es werde ihn freuen im Himmel auch Sokrates und Alberti zu finden, endlich aber mit lutherischen Wendungen erklärte: „Ich Johann Melchior Goeze, nicht Pabst, sondern Diener des göttlichen Wortes in Hamburg, bekenne und zeuge mit dieser Schrift, daß ich diese läppische Grabschrift fast gern und fröhlich gelesen habe, doch aber die Versündigung beklage, deren sich der Verfasser, die Herausgeber und der Berleger damit schuldig gemacht haben. Es thut mir sanft auf der rechten Kniescheibe und linken Ferse, daß meine Feinde, Verfolger und Lästerer nichts anders, als solche handgreifliche Lügen von mir auszusprenge wissen. Gott be-

5,8

<Lrich Schmidt in Berlin,

kehre sie". Immer von neuem bemächtigte sich die Caricatur seiner als eines Typus, im Süden roie im protestantischen Norden. Dort travestirte ihn Blumauers niedriger Witz als den Pfaffen, der die Weihrede über das unheilshamngre trojanische Pferd spricht; hier mußte er in Nicolais „Sebaldus Nothanker" 1773 als Ehren-Stauzius am Pranger stehn, und mit überhitztem satirischem Pathos hielt 1784 Friedrich Leopold Stolberg, noch kein Unfreier, im neunten Stück seiner jugendlich kampfesfrohen „Jamben" 1784 Gericht über „Die Schafpelze", sicherlich zur lebhaften Genugthuung Vossens, der als Candidat auch dem Ehren-Goeze hatte Hofiren müssen. „Zu .Katharinens Kirche laß uns geyn", so fordert der Graf seinen Begleiter auf: der aber wendet sich mit Grausen und trägt noch einmal Goezes Fluchgebet und Doppelmord voll flammender Ent-rüstung vor:

„Kennst'du den argen Pfaffen nicht?

Den Göze» seines Pöbels, der die Stadt

Mit bittern Hefen seines Gallenkclchs,

Zur Ehre Gottes, wie er heuchelt, tränkt?

Zween fromme, weise Männer, seines Amts

Genossen, hat er frömmelnd angezischt.

Und wütend angebrüllet, bis zuletzt

Sein Drachenoift in ihre Wunden floß.

Und einer nach dem andern schwindend starb.

Wie strömts ihm von der Quelle wenn er fleht:

Herr schütte auf die Heiden deinen Grimm,

Und auf die Nazionen, welche dich

Nicht kennen!" So? ist das der Ehrenmann,

Ter wo ein Leuchter der Gemeinden stralt.

Die Brandklock Zions läutend, Feuer! ruft?

Nun denn, zur Lieben Frauen lafz uns gehn!"

In diesem Licht erblickte selbst ein norddeutscher Adeliger von angestammter Frömmigkeit den unermüdlichen Eiferer.

Wir haben vorgegriffen; aber die heiße Fehde mit Lessing konnte

weder Goezes Streitlust brechen, noch seinen alten Ruf als orthodoxer

Klopffechter und allzeit fertiger Correspondent „von Todesstunden und

jüngstem Gericht" verschlimmern. Sie hat ihn unsterblich gemacht. Er

ist ein Typus der crassesten und verfolgungssüchtigsten Orthodoxye, sein

Name, wie Gervinus sagt, ein Schandname geworden, und ein solches

durch Mißbrauch der großen „Anti-Goezen" auch den flachsten Freigeistern

eingepprägtes Urtheil mag unausrottbar sein; es mag, eben weil der vor-

längst Begrabene nicht als Individuum, sondern als RevrSsentant einer

verbüßten bildungsfeindlichen Richtung fortgenannt und selbst von Einge>

weihteren nur in den vernichtenden Streitschriften des Meisters aller deutschen

Polemik seit Luther angeschaut wird, jedes Versuchs einer „Rettung"

spotten — so hat doch die Wissenschaft die Pflicht, das Schwert des

Goeze vor Lessings Anti-Goezen.

5) <)
Polemikern mit der Wage des Historikers zu vertauschen und, ohne in Fragen, wo es Farbe bekennen heißt, eine blutlose Unparteilichkeit aufzustecken, den Unterschied zwischen einem darstellenden Rückblick und einem Todschatz zu wahren. Es ist gar zu wohlfeil, dem alten Goeze nochmals all die starken Worte seiner einstigen Gegner, des gewaltigsten voran, ins Grab zu rufen, aber es war andererseits ein Irrthum, wenn der hochverdiente Röpe als treuer und kundiger Sachwalter Goezes, statt für mildernde Umstände zu vlaidiren, den verlorenen Proceß gründlich umstoßen zu können meinte. Für uns ist er entschieden, das Goezische Lutherthum hat abgehaust.

Zwei Gedichte.
Uebertragen von
Sigmar Mehring.
— Berlin. —
Die Dschmns.
(von Victor tzugo.)
wall, Hafen
Und Stadt, —
AU' schlafen.
Und glatt
Zerschellen
Die Wellen,
Sie schwellen
Nur matt.
Und ein Tönen
Lern erwacht,
Banges Stöhnen
Ist's der Nacht.
Lrde zittert
Angsterschütterter,
Denn sie wittert
Böse Macht,
Ein Geisterflüstern
Berührt das Ohr.
<Ls taucht im Düstern
Lin Zwerg empor.
Vie Fluth bezwingt er
Und überspringt er,
Auf wogen schwingt er
Sich mätzlich vor.
Tiefe Bässe brummen I
Lcho trägt es fort.
Dumpf, wie Glockcnsummen
An verwunsch'nem Brt, —
wie der Menge Surren,
wie des Pöbels Knurren,
Vas mit wirrem Murren
Tödtet jedes wort.
Das sind die Grabesstimmen
Der Dschinns! — B Welch' ein Grans!
Lutfliehl Entfliehl dem schlimmen
Gezücht I Ins «ellcrhaus!
Daß keiner Seit verscherze!
Denn schon verlischt die Kerze,
Des Schattens frost'ge Schwärze
Dehnt sich gespenstisch aus.

Zwei Gedichte.

6<

Seht ihr, wie sich's wirbelnd, rasselnd,
Schemenhaft heranbewegt.
Horch I der Taxus wird wie prasselnd'
Dürrholz splitternd fortgefegt.
Durch das Grausen, durch das nächt'ge,
Wächst die Horde, die verdächt'ge,
Wie die suhle, unheilträcht'ge
Wolke, die den Zunder trägt
Da sind sie! Laßt uns Allah loben,
Daß uns beschützt dies Erdgeschoß,
welch' ein Getös! welch' wüthig' Toben
von dieser Drachen eklem Troß!
Des Giebels Balken muß sich biegen,
wie Halme, die im Winde fliegen.
Ls knarren Täfelung und Stiegen,
Am Thore klirrt das roft'ge Schloß.
An Höllenlärm I Dies Heulen und Ge>
zeter!
weh' uns! Jetzt trifft der polterschlag
i auf's Dach!
Das dröhnt! Erbarme dich, Gott meiner
Väter I
Dem Schreckheer weicht das Meer selbst
^, willensschwach,
Ls ächzt der Bau in allen Balkenlagen.
Das Haus scheint wie vom Sturme fort»
getragen,
Als sollt' es stracks in wilden Strudel
jagen.
Und wieder donnert jählings Krach aus
«räch.
B Muhamed! kaß der Dämonen
Ungläob'ge Schaar vorüberzieh'n.
Mit beil'qem Eifer will ich's lohnen,
An deinem Grabe will ich knie n.
Gieb, daß der Spuk mich nicht bedränge.
Daß mich der Gluthhanch nicht versenge,
laß mich der Tollwuth ihrer Fänge,
laß ihren Krallen mich entflieh'n.
Ah! Sie wenden! And're Wege
Nimmt der Rotte Sturmgebraus.
Schwächer wird die Wucht der Schläge
Gegen das bedrohte Haus.
wie sie klirrend, kreischend weichen
Und am Forst vorüberftreichen,
Wanken selbst die stolzen Eichen
vor dem satanstollsn Saus.
Noch rauscht es her, verschwommen,
wie aus entleg'ner Welt.
will's geh'n, — will's wiederkommen?
Es wogt und kämpft im Feld,
wie Zirpen schwirrt's, von großen
Heuschrecken ausgestoßen,
wie Hagel, der in Schloßen
Auf's Sinkdach niederfällt.
Fremde Taute hallen,
Weit uns zugesandt,
wie ein Hörnerschallen

von Arabiens Land,
wie ein seltsam' Singen
will es zu uns dringen, —
Traumverlorne Klinge,
Das im Traum uns bannt.
Die Dschinns, der Bede
Taddüst'res Heer,
Ih'n wild und schnöde
Zn Nacht daher.
Es ist ihr Grollen
wie wellenrollen
Im onruhvollen
Tiesinnern Meer,
Auch das Gelle
Sänftigt sich,
wie die Welle
Formlos wich, —
wie die leise
Seufzerweise,
Dem zum Preise,
Der verblich.
Und droben
«ein Schall!
Zerftoben
Der Schwall.
So gehen
Ideen,
verwehen
Im All.

Sigmar Mehring in Berlin.

Die Bekehrer.

(löscht Bersnger.)

Der Satan sprach zu seinem Troß:

Gefahr droht unserm Stamme,

Seit sich des Geistes Licht erschloß,

verlöscht des Kasters Flamme.

Also wird zu unserm Heil

Diese Botschaft euch zu Theil:

!

kehrt uns're Art zu beten!

Facht an> Facht an mit Dämons-wuth.

Die Lichte ausgetreten!

Und neu geschürt die Gluth!

Scheinheilig pilgert durch das Land

Und zeigt euch fromm vor Allen,

Fein säuberlich im Meßgewand

versteckt die Teufelskrallen,

Schwöret zur Dreieinigkeit,

Während ihr das Kreuz entweiht.

Setzt neue Wunder in die Welt,

wenn's nicht der Himmel hindert.

verheert mit Hagelchlag das Feld,

Daß sich die Ernte mindert.

Schiebt es einem Heil'gen zu,

Daß sein Zorn die Wirkung thu'!

kehrt uns're Art zu beten.

Facht an, facht an mit Dämons-wuth. —

Die Lichte ausgetreten!

Und neu geschürt die Gluth!

vertreibt die Mimen, und maskirt

kaßt nur die Priester schauen,

wer Freiheit sucht, den ruinirt.

Und bringt zu Fall die Frauen,

wascht die Sünder, groß und klein.

Mit geweihtem Wasser rein.

Und hetzt, umschlossen vom Talar,

Die Mitra auf die Arone:

Der Thron gebeut nicht dem Altar,

Doch der Altar dem Throne.

Und das Volk regieren darf,

Nur, wer uns sich unterwarf.

Und wieder soll Intoleranz

Ihr altes Recht erkaufen.

<Ls hat der Freigeist noch nicht ganz

Zerstört die Scheiterhaufen.

Mancher Philosoph sogar

Nimmt schon Brandgerüche wahr.

kehrt uns're Art zu beten.

Facht an, facht an mit Dämons-wuth. —

Die Lichte ausgetreten!

Und neu geschürt die Gluth!

— — Der Satan geht nach dem Erlaß

Die Kande zu bekehren.

Den Wissenschaften tiefster Haß!

Der Dummheit alle Ehren!

Nacht wird's, und der Holzstoß kohl,

Den das Muckervolk umjohlt. — —

Grillparzer und Beethoven.

von

Alfr. «ehr. Aslischer.

— Berlin, —

I.

ine eingehende Darstellung der ebenso mannigfachen als interessanten Beziehungen zwischen den zwei hochedlen Sängern Grillparzer und Beethoven erscheint aus mehreren Gründen geboten. Das wichtigste Motiv dazu dürften die zahlreichen Aufzeichnungen bilden, die in den Beethoven'schen Conversationsheften über diesen Verkehr enthalten sind. Klar und deutlich treten hierbei freilich nur Grillparzer's Ideen über die verschwisterten Künste Poesie und Musik hervor, weil er ja, wie alle Veethovenbesucher, allein schrieb, während der Tonmeister seine Entgegnungen mündlich vortrug. Und von diesen in vieler Beziehung für Literatur- wie Musikfreunde gleicherweise lehrreichen Aufzeichnungen ist von einem Grillparzer- oder von einem Beethovenforscher kaum etwas von Belang veröffentlicht worden.

Mit diesem Motive hängt ein zweites zusammen, Grillparzer hat selbst lange nach Beethoven's Tode seine „Erinnerungen an Beethoven“ veröffentlicht, die zum Theil Ungenaues, Seltsames enthalten; all dieses läßt sich besonders auf Grund jener Notizen in Beethoven's Conversationsheften in Ordnung bringen. Weitere Beweggründe werden sich aus dem Folgenden von selbst ergeben. —

Um den Enthusiasmus und die hohe Verehrung Grillparzer's für Beethoven zu begreifen, muß man sich zuerst klar machen, ein wie hervorragend musikalischer Dichter Grillparzer war. Diese Seite seines Geisteslebens ist im Allgemeinen bereits Gegenstand einer interessanten Rord und Süd QVI ^ 1SS. 5

6H Alf. thr. «alischer in Verlin.

Arbeit von Eduard Hanslick geworden, der in seinen „Musikalischen Stationen (der Modernen Oper II. Theil)“ einen längeren Aufsatz über „Grillparzer und die Musik“ (a. a. O. p. 331—361) veröffentlicht hat. Es ist dies eine sehr gefällig geschriebene Skizze, die jedoch weder erschöpfend noch in seinen Schlußfolgerungen überzeugend ist, so daß Grillparzer's Verhältnis; zur Musik sehr wohl noch eine wichtige Aufgabe für einen Musik- oder Literaturhistoriker bleibt. — Für seine Arbeit war Herr Hanslick so glücklich, einige in der Gesamtausgabe der Werke Grillparzer's nicht enthaltene ästhetische Fragmente benutzen zu können. Hanslick sagt darüber (a. a. O. v. 335): „Die köstlichen Goldkörner, die ich aus Grillparzer's Schacht zu Tage förderte, möchte ich gern mit anderen Freunden der Musik theilen. Ich habe kein weiteres Verdienst dabei, als die Mühe des Suchens und Ordnen's; dafür darf ich mich aber eines kleinen Glücksfalles rühmen: einige in der Gesamtausgabe nicht vorkommende kleinere Aufsätze über Musik, eine Art Tagebuchblätter von Grillparzer's Hand, wurden mir von der Eigenthümerin Fräulein K. Fröhlich, zur Durchsicht und theilweisen Benützung mitgetheilt. Sie ergänzen und beleuchten das Bild Grillparzer's, des Musikers.“ Unter diesen Postumis Grillparzer's befindet sich nun auch eine Abhandlung, die mit dem Thema „Grillparzer und Beethoven“ in Verbindung steht. Es ist der Aufsatz: „Die nachtheiligen Wirkungen Beethovens auf die Kunstwelt, ungeachtet feines hohen, nicht genug zu schätzenden Werthes.“ Wie grell dies auch von allem Sonstigen absticht, was Grillparzer über Beethoven geschrieben hat, so wäre es zur weiteren Erkenntnis; der Beiden doch sehr erwünscht, wenn die Besitzer dieses Aufsatzes denselben endlich veröffentlichen wollten. Hanslick theilt nur einen Satz von kaum vier Zeilen daraus mit.

Für den vorliegenden Zweck mag nur Folgendes über Grillparzer's musikalische Begabung und Bedeutung angeführt werden. Der deutsche Parnassus zählt eine nicht geringe Zahl herrlicher Dichter, die zugleich so ungewöhnlich musikalisch waren, daß man sie als wahrhaftige Musiker bezeichnen kann. Wie es heutzutage Dichtercomponisten giebt, so gab es vordem Musiker-Dichter mit dem Schwergewichte nach der Seite der Poesie hin. Es genügt hier, an Namen wie Jean Paul, von dem sogar behauptet wird, daß er in der freien Phantasie am Clavier ganz an Beethoven's hohen Adlerflug gemahnte, — ferner an Leopold Schefer, den unsterblichen Sänger des „Laienbrevier's“, und an Otto Ludwig zu erinnern. Zu solchen Musiker-Dichtern gehört auch Franz Grillparzer.

Ueber seine musikalische Begabung und Entwicklung giebt uns der Dichter sehr dcmkenswerthe Aufschlüsse in seiner „Selbstbiographie“ (im X. Bande der von H. Laube besorgten Gesamtausgabe seiner Werke Stuttgart 1872.) Seine theure musikalische Mutter führte ihn schon sehr

Grillparzer und Beethoven.

65

frühzeitig in die Kunst des Clavierspiels ein, wobei er nicht selten „Höllensqualen duldete.“ Man gab ihm später einen sehr begabten aber nicht eben besonders charakterfesten Musiker, den wohlbekannteren Johann Mederitsch, genannt Gallus, zum Clavierlehrer, der es schließlich dahin brachte, daß unserem zarten Jünger Apoll's das Clavierspiel gänzlich verleidet ward. Darauf sieht, er seinen zweiten Bruder recht ungeschickt das Violinspiel betreiben. „Da nahm ich“ — so erzählt er uns selbst — „bei guter Gelegenheit seine Violine zur Hand, übte Scalas und Beispiele und spielte endlich mit dem Meister leichte Duette, ohne je die geringste Anweisung erhalten zu haben.“ Die Musiklehre jenes Gallus (Mederitsch) hatte für den jungen Grillparzer jedoch das bleibend Gute zur Folge, daß er tüchtig in die Geheimnisse des Generalbasses eingeweiht ward. So kam es, daß er sich nach und nach zu einem hervorragenden Improvisator am Clavier ausbilden konnte. „Ich gab den Noten den Abschied und spielte aus dem Kopfe. Nach und nach erlangte ich darin eine solche Fertigkeit, daß ich stundenlang phantasiren konnte“ — belehrt uns der Dichter in seiner „Autobiographie“ (X. Band Gesamtwerte S. 47/48). Interessant ist das weitere Bekenntnis, daß in Grillparzer, als er sich später „der Poesie ergab,“ seine Fähigkeit zu phantasiren „stufenweise abnahm,“ so daß nach und nach nichts davon zurückblieb. Aber als die Lust des Improvisirens besonders mächtig in ihm war, dachte Grillparzer „auf nichts als Musik,“ er componirte sogar Lieder, die er „mit einer leidlichen Tenorstimme“ selbst sang.

Aber sehr wenig bekannt dürfte es sein, daß die Musik zum Theil mitschuldig ist, daß Grillparzer sich in seinem ersten berühmten Trauerspiel „die Ahnfrau“ der Trochäen bediente. Grillparzer drückt sein Erstaunen darüber aus, daß man ihn auch „um dieser Versart willen“ als einen Nachahmer der Müllner'schen „Schuld“ bezeichnete. Ihm schwebte aber vielmehr „Calderon“ dabei vor, namentlich dessen „Andacht zum Kreuze,“ ^nebst dem, daß der Trochäus meinem erwachten Musikgeföhle wohlthat.“ Freilich setzte er hinzu:

„Allerdings hätte ich ohne Müllner's Vorgang wahrscheinlich nicht gewagt, eine neue Versart auf die Bühne zu bringen.“

In diesem Falle war Grillparzer vom Musikrhythmus nicht sonderlich gut berathen: denn das trochäische, zumal das vierfüßige Metrum giebt jedem noch so ernsten, tragischen Objecte einen gewissen komischen Beigeschmack.

Auch ein anderer ganz merkwürdiger Vorgang, wonach sich die Musik als Retterin in Grillparzer's poetischem Schaffen erwies, verdient durchaus der Vergessenheit entrissen zu werden. Der Dichter trug sich eben mit Intentionen zu seiner Trilogie „Das goldne Vließ.“ Der kraft seiner begleitenden Umstände besonders schreckliche Tod seiner geliebten Mutter hatte alles aus jene Dichtung Bezügliche völlig aus seinem Phantasieleben

Alfr, Chr. «alischer in Berlin.

verjagt. Während er nun in seiner Erinnerung erfolglos suchte, da stellte sich „etwas Wunderliches“ ein. Lassen wir nun Grillparzer das „Wunderliche“ selbst erzählen (a. a. O. 4, i>. 118):

„Ich hatte in der letzten Zeit mit meiner Mutter häufig Compositionen großer Meister, für das Clavier eingerichtet, vierhändig gespielt. Bei all diesen Symphonieen Haydn's, Mozart's, Bethoven's dachte ich forwähreno auf mein ‚Goldenes Vließ,‘ und die Gedanken-Embryonen oerschwammen mit den Tönen in ein ununterscheidbares Ganzes. Auch diesen Ilmstand hatte ich vergessen, oder war wenigstens weit entfernt, darin ein Hilfsmittel zu suchen. Nun hatte ich schon früher die Bekanntschaft der Schriftstellerin Caroline Pichler gemacht und setzte sie auch jetzt fort. Ihre Tochter war eine gute Clavierspielerin und nach Tische setzten wir uns manchmal au's Znostrument und spielten zu vier Händen. Da ereignete sich nun, daß wie wir auf jene Symphonieen gerichthcn, die ich mit meiner Mutter gespielt hatte, mir alle Gedanken wieder daraus zurückkamen, die ich bei jenem ersten Spielen halb unbewußt hineingelegt hatte. Ich wußte auf einmal wieder, was ich wollte, und wenn ich auch den eigentlich prägnanten Standpunkt der Anschauung nicht mehr rein gewinnen konnte, so hellte sich doch die Absicht und der Gang des Ganzen auf. Ich ging an die Arbeit und vollendete die ‚Argonauten‘ und schritt zur Medea.“

So bewährte die Musik also sür Grillparzer's Genius ihren klärenden, entwirrenden Zauber; ohne seine Neigung zum vierhändigen Clavierpiele wären wir vielleicht um seine Medea-Tragödie gekommen. Grillparzer hat aber auch Compositionen veröffentlicht. Konstant von Würzbach erwähnt in seiner Grillparzer-Studie (Wien 1871, p. 84) die darauf bezüglichen Notizen in der Wiener Musikzeitung von Glöggl. Darin heißt es: „Vor kurzer Zeit aber überraschte mich ein Freund und Musikaliensammler, indem er mir aus seiner reichen Sammlung kostbarer und seltener Tonwerke eines vorzeigte, das den Titel sührt: ‚Rhapsodie für das Pianoforte von Grillparzer,‘ 1. Werk/ Wien 1832 bei Haslinger. Ob diesem ersten Werke noch andere gefolgt, konnte ich nicht ermitteln.“ Vergl. auch Emil Kuh: Zwei Dichter Oesterreichs. Franz Grillparzer — Adalbert Stifter. Pest 1872, p. 29/30). — Im Manuscripte sind noch andere Compositionen Grillparzers vorhanden. Ed. Hanslick lernte bei der altbewährten Freundin des Dichters, bei seiner „ewigen Braut“ Kathi Fröhlich, noch folgende 3 Compositionen vom ihm kennen: 1) Die Horazische Ode „ImeZsr vitss, sOeleris^ue purus“ für eine tiefere Stimme mit Clavierbegleitung in I). 2) Heinrich Heine's „Du schönes Schiffermädchen“ in <,!, beide durchcomvonirt. 3) Ein Gesangsstück für Baß und Pianoforte in aL-molt: „Kampf ist das Leben, immerwährender Streit.“ (a. a. O. p. 334.)

Aus all' diesem wird man begreifen, daß Grillparzer wie selten ein Literaturgeist berufen erscheint, auch in Sache» der Musik mitzusprechen, — wie er ja es in seinen ästhetischen Schriften so reichlich gethan hat. Man begreift ferner daraus umsomehr die Musik der Sprache, die viele Grillparzer'sche Dichtungen besonders auszeichnet, in erster Reihe seine „Sappho,“ die man eine in Musik getauchte Dichtung nennen kann.

Grillparzer und Beethoven, 6?

In seinen lyrischen und dramatischen Gedichten wird Grillparzer nicht müde, die Musik in schönster, oft sogar überschwänglichlicher Weise zu verherrlichen. In einem Gedichte „die Musik“ vom Jahre 1812 nennt er sie — ähnlich wie Schopenhauer — „Königin, mit der strahlenden Herrscherstirne;“ diV> „herrlichste unter den herrlichen Schwestern.“ Die in der Gesamtausgabe enthaltenen lyrischen Gedichte (mit der Vorrede von Josef Weilen) weisen 12 speciell der Musik gewidmete Erzeugnisse auf, darunter einige besonders an Beethoven gerichtet; dazu kommen nicht wenige Epigramme, die sich mit der Musik oder deren Vertretern befassen. In einem Gedichte „an die Tonkunst“ vom Jahre 1826 wird dieselbe als die fr ei este aller Künste gepriesen: Da heißt es:

«Tonkunst, Dich preis' ich vor allen
Höchstes Loos ist Dir gefallen
Aus de» Schwesterkünsten drei'
Du die frei'ste, einzig frei."

Andere Gedichte sind Huldigungen an F. Schubert, Jenny Lind, Clara Wieck, Paganini, Mozart, Rossini u. A.

In einem Gedichte: „Bei Gelegenheit der Enthüllung von Mozarts Standbild in Salzburg, September 1842, wird Mozart neben Raphael hingestellt:

„Nächst Raphael, dem Maler der Madonnen,
Steht er deshalb, ein gleichgeschaarter Cherub,
Der Ausdruck und der Hüter wahrer Kunst
In der der Himmel sich vermählt der Erde."

Oft wird der Gedanke von der weltumspannenden, metaphysischen Macht der Musik betont, so wieder einmal in den Sinngedichten: „Moderne Tonkunst“ benannt, wie folgt:

„Tonkunst, die vielberedte,
Sie ist zugleich die stumme.
Das Einzelne verschweigend,
Giebt sie des Weltalls Summe."

In fast allen Dramen wird das Lob der Frau Musika gesungen, ja die Musik greift nicht selten dramatisch ein. So führt in der „Ahn-frau“ im ersten Aufzuge Bertha diesen schönen mit Hülfe der Tonkunst entstandenen Vergleich vor:

Wie mit einmal durch die Nacht
Einer Laute Klang erwacht.
Klagend, stöhnend, Mitleid flehend
Mit der Tonkunst ganzer Macht,
Girrend bald gleich zarten Tauben
Durch die dichtverschlung'nen Lauben,
Bald mit langgedehntem Schall
Lockend gleich der Nachtigall,
Dafz die Lüfte schweigend horchten
Und das Laub der regen Espe
Seine Regsamkeit vergaß. —

Alfr. SIHr. «alischer in Berlin.

In demselben Drama fühlt auch der verwegene, ganz verzweifelnde Räuber Jaromir beim Erklingen ferner, feierlicher Töne den Geist wahren himmlischen Friedens; da ruft er aus (5. Aufzug):

„Was ist das? Habt Dank! Habt Dank;
Säuselt, säuselt holde Töne,
Säuselt lieblich um mich her,
Sanft und weich, wie Silberschwäne
Ueber ein bewegtes Meer.
Schüttelt eure weichen Schwingen,
Träufelt Balsam auf dies Herz,
Labt die Himmelslieder klingen,
Einzuschließen meinen Schmerz.
Ja, ich kenne eure Stimme,
Ihr sollt laden mich zum Bund;
Der mich rief in Donners Grimme,
Ruft mich jetzt durch euer» Mund;
Lafzt ihr mich Verzeihung hoffen?
Ihr tönt fort, und sagt nicht: nein,
Seht die Pforten stehen offen,
Friedensboten, ziehet ein.“

In der „Medea“ wird der Musik eine nicht unbedeutende Rolle zu Theil; man denke besonders an den II. Act; desgleichen in „Des Meeres und der Liebe Wellen,“ das ja wieder so voll ist von der Musik der Sprache.

So sagt Hero einmal: (III Aufzug)

Auch eine Leier legten sie hieher,
Ich habe nie gelernt darauf zu spielen:
Ich wollte wohl, ich hätt's! Gedanken bunt
Und wirr durchkreuzen meinen Sinn,
In Tönen lösten leichter sie sich auf.

Musikkraft zeigt auch das Märchen^Drama „Der Traum, ein Leben.“

In seinem kurzen Eramen darüber sagt Heinrich Laube zutreffend (Gesamtausgabe V, 274): „Musik und phantastische Tecoration, welche Grillparzer immer voll in Anspruch nahm, wo sie erhöhn und umstricken, wirken in diesem Stücke tüchtig mit, die Phantasie dcs Zuhörers und Zuschauers sinnig anzuregen, und ist dieser ‚Traum ein Leben‘ in Wien trotz seiner erhöhten Weise und Sprache ein verehrtes Volksstück geworden,“

Und so erhöht die Musik auch noch die Grillparzer'schen Dramen

„Libussa“ und „Ein Bruderzwist in Habsburg.“

Dieses kurze musikalische Spicilegium aus Grillparzer'schem Geistesleben möge mit zwei pikanten Epigrammen und Sinngedichten beschlossen werden:

Ein Thor, wer der Thorheit entgegenstrebt,
Man muß es der Zeit übergeben;
Habe die Hegel'sche Philosophie überlebt,
Werd' auch die Zukunftsmusik überleben.“
(Ges, Werke I p 88).

Grillparzer und Beethoven, 69

Das zweite Sinngedicht auf Wagner und Hebbel theilt v. Würzbach in seiner Grillparzerstudie (a. a. T. p. 61) also mit-

Richard Wagner und Friedrich Hebbel

Tappen beide im romantischen Nebbel,'

Das doppelte B gefällt Dir nicht?

Ja, mein Freund! der Nebbel ist dicht.

II.

Für die Darstellung der persönlichen Beziehungen zwischen Grillparzer und Beethoven kommen zwei Hauptquellen in Betracht, von denen die eine wohlbekannt und zum Teil benutzt ist. Die erster« sind Grillparzer's „Erinnerungen an Beethoven“, die in der Gesamtausgabe der Grillparzer'schen Werke enthalten sind (I. Ausgabe vom Jahre 1872.

Band VIII i>. 107—119), die andere bilden Beethoven's immer noch sehr ergiebige Conversationshefte in unserer Königlichen Bibliothek.

Grillparzer's eigene Aufzeichnungen über sein Verhältnis; zu Beethoven darf man schon aus dem Grunde nicht unbeanstandet als historische Zeugnisse hinnehmen, weil er dieselben erst lange, lange Jahre nach Beethoven's Tode verfaßte, ohne daß er bei Lebzeiten Beethoven's seine darauf bezüglichen Erlebnisse besonders schlüssig hatte. Vielmehr wird ein zufälliger Umstand für ihn die Veranlassung, sich seiner Beziehungen zu Beethoven zu erinnern. Dieser Zufall liegt in der Selbstbiographie von Ludwig Nollstab („Aus meinem Leben“, 2 Bände), die im Jahre 1861 erschien, oder vielmehr in dem darin befindlichen Aufsätze: „Beethoven“, der bereits vorher in einer Zeitschrift veröffentlicht war. Grillparzer belehrt uns darüber also:

„Ich lese einen Aufsatz von L. Nollstab, „Beethoven“ überschrieben«, und finde darin meines Verhältnisses zu dem genannten großen Meister, namentlich aber des Operntextes, den ich für ihn geschrieben, in einer Art erwähnt, die nicht ganz richtig ist.“ (S. 2. O. x. 107),

Allerdings lautet die darauf bezügliche Mittheilung in Nollstabs Buche „Aus meinem Leben.“ (II. >). 239) sehr befremdend, namentlich wenn man die zahlreichen Aufzeichnungen in Beethoven's Conversationsheften vom Jahre 1823 berücksichtigt. Bekanntlich war Nollstab im Jahre 1825 bei Beethoven in Wien und bei dieser Gelegenheit drückte sich der Meister über Grillparzer's „Melusine“ ziemlich abfällig so aus:

„Sie wollen eine Oper schreiben,“ fuhr er fort, „das würde mir eine große Freude sein! Es ist so schwer, ein gutes Gedicht zu finden! Grillparzer hat mir eins versprochen, er hat schon eins gemacht, doch wir können uns nicht recht verstehen.

Ich will ganz anders wie er! Sie weiden Ihre Not mit mir haben.“ (Vgl. auch meinen Aufsatz: „Nollstab in seinem Verkehr mit Beethoven“ im „Bär“ Nr. 44 und 45 vom Jahre 1886).

Grillparzer mißt für diesen vermeintlichen Irrthum auch nicht Nollstab, sondern Beethoven die Schuld bei.

Alfr, Chr. «alischer in Berlin,

„Die Ursache“ — sagt Grillparzer — „dürfte vielmehr in dem traurigem Zustande des, Meisters während seiner letzten Jahre liegen, der ihn wirklich Geschehenes und bloß Gedachtes nicht immer deutlich unterscheiden ließ.“

Und dieser Umstand veranlaßt« unsern Dichter dann, all' seine Beziehungen zu Beethoven vorzutragen, wobei er uns Allen folgende beherzigenswerte Lehre erteilt:

„Was einen großen Mann betrifft, ist immer interessant, ich will daher unser Zusammentreffen und was daraus erfolgte, nach Möglichkeit treu erzählen. Oder vielmehr es macht mir Bergungen, meine Erinnerungen an ihn bei dieser Gelegenheit wieder vor die Seele zu führen und sie hier aufzuzeichnen.“

Darnach mochte es im Jahre 1804 oder 1805 gewesen sein, als Grillparzer den Tonmeister zum ersten Male sah. Er war in einer musikalischen Soirée im Hause seines Onkels Joseph Sonnleithner, des damaligen Gesellschafters einer Kunst- und Musikalienhandlung in Wien. Außer Beethoven waren noch L. Cherubini und Abt Vogler anwesend. Grillparzer kann sich nicht mehr erinnern, ob dieser oder Cherubini musicirte, nur daß Vogler, als bereits das Souper angekündigt war, sich noch ans Klavier setzte und endlose Variationen über ein afrikanisches Thema spielte. Zuletzt blieb nur Beethoven bei Vogler.

„Was von diesem Augenblicke an weiter geschah“ — so fährt Grillparzer fort — „darüber verläßt mich, wie es bei Jugenderinnerungen zu gehen pflegt, mein Gedächtnis völlig. Neben wem Beethoven bei Tisch saß, ob er sich mit Cherubim unterhielt, ob sich später Abb« Vogler zu ihnen gesellte — es ist, als ob ein dunkler Vorhang sich mir über alles das hingezogen hätte.“

Der hierbei aufsteigende Name Cherubini's macht es uns zur Gewißheit, daß diese kleine Begebenheit im Jahre 1805 stattfand: denn Meister Cherubini kam im Sommer 1805 nach Wien. Als in späteren Jahren Otto Jahn in Wien musikhistorische Studien betrieb, da erzählte ihm Grillparzer diesen kleinen Vorfall anders. Darnach spielten bei Sonnleithner alle drei Kunst-Größen: Cherubini, Beethoven und Vogler. Beethoven war demzufolge auch „voller Aufmerksamkeit und Verehrung gegen Cherubini gewesen.“ (Vgl. A. W. Mayer: Beethoven's Leben, II, v. 282.)

Ein oder zwei Jahre darauf — wahrscheinlich 1807 — wohnte Grillparzer während des Sommers mit seinen Eltern in Heiligenstadt bei Wien — in demselben Hause mit Beethoven; dieser nach der Straße, Grillparzer nach dem Garten hinaus. Beide Wohnungen hatten einen gemeinschaftlichen Gang, der zur Treppe führte. Da Grillparzer ja auch dieses aus dem Gedächtnisse über längst entschwundene Zeiten aufschrieb, wird man auch das Folgende wieder «um Fr.-mo aufzufassen haben.

„Mein Bruder und ich“ — lesen wir dort weiter — „machten uns wenig aus dem wunderlichen Mann, er war unterdessen stärker geworden, und ging höchst nachlässig, ja unreinlich (?!?) gekleidet — wenn er träumend an uns vorüberschoß.“ Nun kam es wohl vor, daß des Dichters Mutter, die mir ja bereits als eine sehr musikalische Dame kennen gelenit haben, ans dem gemeinschaftlichen Flur an der Thür lauschte, wenn Beet-

Grillparzer und Beethoven. 7(

Hoven spielte. Einmal that sich dabei plötzlich die Thür des Meisters auf, der nun so die leidenschaftliche Musiklaufcherin in tlüFrimti ertappte. Beethoven eilte zurück und stünnte unmittelbar darauf, den Hut auf den: Kopfe, die Treppe hinab in's Freie. „Von diesem Augenblicke an berührte er sein Clavier nicht mehr.“ Man ließ Beethoven durch den Bedienten Vorstellungen machen, aber nichts fruchtete. „Beethoven blieb unermeicht und ließ sein Clavier unberührt, bis uns endlich der Spätherbst in die Stadt zurückführte.“ Das mag im Ganzen stimmen.*) Denn in Beethoven mochte hier wieder, wie nicht selten in Wien, die wohlberechtigte Furcht erwacht sein, daß man ihm Themata und Anderes aus seinen Clavier - vphantasieen ablauschte, um sie widerrechtlich zu verwenden.

In einem späteren Sommer besuchte Grillparzer öfter seine in Döbling bei Wien lebende Großmutter. Auch Döbling gehörte zu den Lieblingssitzen für Beethovens sommerliche Erholungen. Aus diesem Sommer weiß uns Grillparzer eine schier drollige Beethovengeschichte zu berichten.- Gegenüber der großmütterlichen Landwohnung lag das bau- fällige Haus eines lüderlichen Bauers Flohberger, der eine fehr hübsche, aber nicht im besten Rufe stehende Tochter Life hatte. Beethoven inter- essirte sich für dieses Mädchen, in freilich ganz indirecter Weise.

„Noch sehe ich ihn,“ erzählt der Dichter, „wie er die Hirschengasse heraufkam, das weiße Schnupftuch am Boden nachschleppend, in der rechten Hand, und nun an Floh- bergers Hosthorc stehen blieb, innerhalb dessen die leichtsinnige Schöne, auf einem Hcu- oder Mistwagen stehend unter immerwährendem Gelächter mit der Gabel rüstig herumarbeitete. Ich habe nie bemerkt, dafz Beethoven sie anredete, sondern ler stand schweigend und blickte hinein, bis endlich das Mädchen, dessen Geschmack mehr auf Baucrnburchn gerichtete war, ihn, sei es durch ein Spottwort oder durch hartnäckiges Jgnoriren, in Zorn brachte; dann schnurrte er mit einer raschen Wendung plötzlich fort, unterließ aber auch nicht, das nächste Mal am Hofthore stehen zu bleiben.“

Die Theilnahme Beethovens für diese Schöne ging jedoch so weit, daß er sich einmal, als ihr Vater ins Dorfgefängniß gesetzt mar, für diesen in's Mittel legte. Dabei behandelte der Meister jedoch die ge- strengen Rathsherren so derb und leidenschaftlich, daß nicht viel fehlte: und Beethoven hätte seine Sommerfrische ebenfalls im Döblinger Gefängniß (Kotier) suchen müssen. — Diese charakteristische Anekdote aus Beethovens Leben war allgemein bekannt; so wird sie denn auch bereits von A. W. Tayer im H. Bande seines Beethovenwerkes (p. 104> im Wesentlichen mitgetheilt, ohne daß Grillparzer damit in Verbindung gebracht wird. Offenbar kannte dieser vortreffliche Beethovenbiograph damals (1872) die Grillparzer'schen „Erinnerungen an Beethoven“ noch nicht; er würde sonst die Geschichte ebenso wie das Zusammenwohnen mit Grillparzers in Heiligenstadt nicht in das Jahr 1800 und letzteres sogar nach Döbling verlegt haben. Auf diesen chronologischen Jrrthum machte in jüngster Zeit Josef Böck, den ») Vgl. auch die interessante Schrift: Aus dem Schwarzspanierhause. Von Dr. Gerh. von Breuning I>, 38-3ö. Wie» 1874.

Alfr, Lhr, Kalischer in Berlin.

Ordner der Beethovensammlung in Heiligenstadt in seiner interessanten Studie über „L. van Beethovens Aufenthalt in Döbling" (Oberdöbling bei Wien, 1889), p. 10 aufmerksam, wobei nur das vom Uebel ist, daß Grillparzer dafür verantwortlich gemacht wird. Andererseits ist diesem Autor nur dankbar beizupflichten, da er uns darthut, daß die Geschichte mit der Tochter des Bauern Flohberger (Böck schreibt stets Flohberger, auf Grund des Döblinger Grundbuches, die Anderen: Frohberger) in das Jahr 1815. also in Beethoven's 45stes Lebensjahr zu verlegen ist. (a. a. O. p. 26 f.) Besonders schätzenswert!) ist in jenem Büchlein (v. 45) auch im Hinblick auf die vorliegende Studie folgende Anmerkung: „Herr Universitäts-Professor Dr. A. Sauer in Prag, der bekannte Grillparzer-Forscher, schreibt freundlichst unter dem 18. Januar 1889- Grillparzers autobiographische Aufzeichnungen sind in Bezug auf alles Psychologische und Charakteristische ungemein genau; in Bezug auf Zahlen, auf Orts- und Namenangaben, auf Reihenfolge der Thatsachen :c. gänzlich unzuverlässig. Dies gilt auch von dem Beethovenaufsatz, den ich in der neuen Ausgabe mit dem Datum (1844—1845) versehen habe."

Nach diesen Döblinger Zeiten (1815) sah Grillparzer unsern Meisler nur auf der Straße und im Kaffeehause in regem Verkehr mit dem Dichter Ludwig Stoll aus der „Novalis-Schlegel'schen Gilde". Grillparzer bleibt es unfassbar, wie Beethoven von diesem „haltlosen Schmebler" irgend etwas Nützliches, wahrhaft Poetisches, überhaupt anderes als „allenfalls gut versifizierte Phantastereien" erhoffen konnte. Ganz so schlimm steht es mit diesem Dichter wohl nicht; das beweist unter Anderm das sinnige Gedicht von ihm: „O daß ich dir vom stillen Auge in seinem liebevollen Schein", das Beethoven zweimal componirt hat (etwa 1811 und 1812).

Als nun Grillparzer immer größere Erfolge mit seinen dramatischen Dichtungen erfuhr, namentlich mit „Savpho", „Medea" und „Ottokar": da mußte auch Beethoven, der namentlich in den Jahren 1822 und 1823 sehr nach einem neuen Opernterte lechzte, seine Sinne und Gedanken hierbei in erster Reihe auf Franz Grillparzer hinlenken.

In den Conversationsheften Beethoven's beginnt der Name Grillparzer im Jahre 1820 aufzutauchen; von da ab ist in denselben von seinem Wirken und Charakter nicht selten die Rede. Zuerst etwa im Februar 1820 (Heft: v. 22, 91 Blatt, auf Blatt 87', >), wo vom Miniaturmaler Daffinger die Rede ist, also:

„Der Mahler Taffmger ist es, welcher wegen des Treffens sehr gesucht ist, n wünscht sie ebenfalls zu mahlen."

„Er hat jetzt Grillparzer gemahlt."

Leider fehlen die Conversationshefte vom Jahre 1821 gänzlich.

Im Herbst 1822 muß in Beethoven der Entschluß zur Reife gekommen sein, sich an Grillparzer zu wenden, damit dieser ihm einen Operntext dichte.

Grillparzer und Beethoven.

73

Im Ganzen genau ist daher die „Erinnerung“ Grillparzer's, daß er nach der Veröffentlichung der „Ahnfrau“ „Sappho“ „Medea“ „Ottokar“ (!?) vom Oberleiter der beiden Hoftheater, Grafen Moritz v. Dietrichstein, die Kunde erhalten habe: „Beethoven habe sich an ihn gewendet, ob er mich vermögen könne, für ihn, Beethoven, ein Opernbuch zu schreiben.“ Ueber das nun weiter Folgende gewähren die Conversationshefte des Jahres 1823 ein farbenreiches Bild. In Beethoven's vertrautem Kreise interessirte sich für eine neue Oper des Meisters in allererster Reihe Graf Moritz von Lichnowsky. Dieser übernahm es, sich mit dem Dichter wegen des Textbuches in Verbindung zu setzen; später ward er hierin eifrig von Anton Schindler, dem steten Gesellschafter Beethoven's, unterstützt. In einem der Hefte vom Winter 1822/1823 ist wieder ein Besuch jenes Grafen verzeichnet, nämlich im Hefte Liⁿ. O. 112, 57 Bl. da spricht auf Blatt 43^v. Lichnowsky:

„Ich bin begierig, was Grillparzer mir antworten wird.

„Er hat eine schöne Sprache, viel feine Imagination und geeignet,, ein großes Dichterwerk zu schreiben.

(Bl, 44») „ES wäre dies für eine zweite Oper.

Wenn er für ihnen schreibt, so kann nur seine Dichtung gewinnen.

In ein paar Tagen werde ich schon wegen Alfred Antwort sagen.

Ein großes schönes Sujet, es ist als Gelegenheitsstück

(44[^],') wie die Monarchen hier waren, entworfen worden und bedarf nur wenig geändert zu werden.“

In einem Hefte vom März/April 1823 (Sign. v. 123, 27 Blatt)

unterhalten sich Graf v. Lichnowsky und später Schindler mit Beethoven über diese Angelegenheit. Der Graf schreibt:

Blatt 9[^]): „Ich werde mich heut unter der Hand erk. im Eugen (oder Wagen?), ob es wahr ist, wegen Grillparzer, weil ihr Bruder sagt, es wäre gewiß.“

Ferner (10»): „Wallishäuser soll das Buch schon haben als Eigenthum, ich werde selber fragen.

.In 2 Tagen erhalten Sie bestimmt Antwort. Ihr Bruder sagt, Grillparzer würde Ihnen schreiben.“

Der hier erwähnte Wallishäuser ist der Verleger Grillparzer'scher Werke.

Später schreibt Schindler in demselben Hefte:

(Bl. 13[^]): Als ich vorgestern mich bei Ihnen am Glacis empfahl, begegnete mir Grillparzer, der mir dann sagte, daß er Ihnen nächstens sein jüngstes Kind überschicken werde. Er hat nämlich das Märchen „Melusina“ behandelt und spricht mit der größten Bescheidenheit, daß er sich alle Mühe genommen, sie Ihrem Genius anzupassen. Mosel war cS, der ihn kürzlich dazu animirte.“

Später erscheint wieder Graf Lichnowsky und sagt:

(Bl. 20d): „Die Oper ist schon fertig, Wallishäuser hat es mir selbst gesagt, das Buch ist bei der Direktion und wird Ihnen bestimmt zugeschickt.

ES ist das Märchen Melusine.

(21?): „Wallishäuser wollte heute Vormittag zu ihnen kommen, deshalb sprechen . . .

(22?): „Ich gehe morgen selbst zu Grillparzer. Grillparzer wird auch hier i» manchem verfolgt, besonders von der Censur.

74 Alfr. Chr. Rauscher in Nerlin.

Endlich ebendort (Bl. 23?): „Wallishauser hat dem G. 600 Pfund (^ Dukaten) in Gold für die Sappho bezahlt.“

Inzwischen war auch Beethoven selbst nicht in Passivität verblieben; er wandte sich in einem ausführlichen Briefe direct an den Dichter der Ahnfrau und der Sappho. Darüber klärt uns ein Conversationsheft aus der Frühlingszeit 1823 (März-April) auf, 81311. v. 44, 45 Blatt. Auf Bl. 22?,' schreibt Schindler:

„Grillparzer war nicht zu Hause, ich hinterließ ihm schriftlich, daß ich widerlomme und ihm das übrige mündlich mittheilen werde.“

Ferner auf Bl. 27^ „Bei Grillparzer war ich früh: er ist ganz enchantirt über Ihr Schreiben. <5r erzählte mir offen alle seine Schicksale, die wahrlich höchst merkwürdig sind.

(27d): Das ist aber noch keinem seines gleichen widerfahren, als ihm.

„Das Gedicht, wodurch er in Ungnade fiel, wird er Ihnen lesen lassen, nicht der Nuntius, sondern ein hiesiger Litterator hat die Sache erregt. Der Kaiser schrieb an die Polizei: ein sicherer Grillp. ?c. Diese Infamie!!

er mußte sich sogar schriftlich bei der Polizei vertheidigen. Nun dient er schon 10 Jahre um jährliche 400 fl, C. M. (— Conventionsmünze). Nun ist bei der Stell seit 3 Monaten ein Avancement wieder frei, allein man zögert wieder, und er (28 ?) glaubt gewiß auf höchsten Befehl., am Ende bekommt die Stelle ein anderer.

„Die Anstellung als Dichter beim Theater hat er jetzt auch durch Folge dieser Niederträchtigkeit verloren.“

„er hat schon Wien verlassen wollen, allein dies fällt ihm auch wieder schwer, sich von seinen Verwandten zu trennen.“

„wo sie nur tonnen, dort Wannen sie ihn. Nun schreibt er ein großes Trauerspiel Ottokai.

„Wahrscheinlich wird man ihm viele Prügel unter die Fenster werfen. Daß (28d) er seine Werte im Auslande auflegen laßt, hat ihm auch schon Feindschaft zugezogen.

„Daß Sie seine Dichtung ergreift, hat ihn um fo mehr überrascht, da er itzt gesteht, daß er nicht gar großen Fleiß darauf verwendet hatte, indem er als sicher voraussetzt, dieser Stoff würde Sie nicht ansprechen. Nun aber setzt er sich an die Arbeit eines zweiten Buches, welches Ihrer ganz würdig aussallen muß,“

(29?) „Wenn Sie der Lägerchor Anfangs geniren sollte, so würde er auch einen Chor von Nymphen schreiben.“

Diese Tagebuchnotizen sind unter Anderein eine lebhaftete Unterstützung der Laube'schen Klage: „Kaum je ist einem dramatischen Dichter von seiner Regierungsbehörde die dramatische Dichtung so verleidet worden“ (p. XXVI der Einleitung zur ersten Gesamtausgabe der Grillparzer'schen Werte).

Wir sehen, daß Schindler hier von einem Briefe Beethooen's an den Dichter spricht, über den dieser „ganz enchantirt ist.“ Merkwürdigerweise scheint dieses Entzücken dem Grillparzer'schen Gedächtnisse ganz entschwunden zu sein, denn in seinen „Erinnerungen an Beethoven“ erwähnt er nichts von einem solchen Schreiben. Von Grillparzer erfahren wir vielmehr Folgendes darüber. Erst setzte ihn das Ansinnen, für den großen

Grillparzer und Beethoven.

75>

Beethoven ein Textbuch zu schreiben, in Verlegenheit, ein solcher Gedanke lag ihm fern, um so mehr, als er daran zweifelte, „ob Beethoven noch im Stande sei, eine Oper zu componiren.“ Schließlich überwog der Gedanke, „einem großen Manne vielleicht Gelegenheit zu einem für jeden Fall interessanten Werke zu geben“ alle Bedenken und Zweifel. Erst schwebte nun dem Dichter ein Stoff „im Gebiete der gesteigertsten Leidenschaft“ vor. Doch wo wäre selbst in Wien eine Sängerin dafür zu finden gewesen. Dann aber — das ist besonders bezeichnend — wollte der im Vergleich zu Beethoven immerhin weich geschaffene Dichter dem Tondichter keinen Anlaß damit geben, „den äußersten Grenzen der Musik, die ohnehin schon wie Abstürze drohend daliegen, durch einen halb diabolischen Stoff verleitet, noch näher zu treten.“ — Darum kam Grillparzer auf die Idee, den romantischen Stoff der Melusine für Beethoven zu ergreifen, wobei er nach Möglichkeit alle reflectirenden Elemente ausschied; er ließ die Chöre vorherrschen, sorgte für „gemaltige Finales“ und suchte sich, wie er sagt, indem er den dritten Act beinahe melodramatisch hielt, „den Eigenthümlichkeiten von Beethovens letzter Richtung möglichst anzupassen.“ Bisher conferirte ja der Dichter, wie wir von ihm und aus den Conversationsheften wissen, nicht mit dem Tonmeister. Nachdem er sein Libretto in kurzer Zeit vollendet hatte, sandte er es durch den Grafen von Dietrichstein an Beethoven.

III.

Man begreift es nun, daß Beethoven das Verlangen tragen mußte, den von ihm hochgeschätzten Dichter zu sprechen, um mit ihm alles Weitere über den Melusinentext und die etwa daraus entspringende Musik zu erörtern. Grillparzer erzählt uns von dieser Sehnsucht Beethovens in dieser positiven Weise:

»Ein paar Tage darauf“ (d. h. nachdem das Textbuch durch den Grafen von Dietrichstein an Beethoven gesandt war) „kam Schindler, der damalige Geschäftsmann Beethoven's, derselbe, der später seine Biographie geschrieben hat, zu mir und lud mich im Namen seines Herrn und Meisters, der unwohl sei, ein, ihn zu besuchen. Ich kleidete mich an, und wir gingen auf der Stelle zu Beethoven“, der damals in der Vorstadt Landstraße wohnte.“

Trotzdem dies kategorisch genug gesprochen ist, müssen nichtsdestoweniger die Conversationshefte auch hierbei Grillparzers nicht eben phänomenalem Gedächtnisse zu Hülfe kommen.

In einem Hefte aus dem Frühling 1823 (8iFu. v. 96, 57 Blatt)

theilt Schindler seinem Meister mit

(i Bl. 23?): Grillparzer mich wieder krank sein, sonst wäre er schon gekommen: er hat seit langer Zeit mit seinem Hals zu thun, und muß die Luft meiden.

<23b): soviel sage ich aber auf Ehre, daß er (so, Grillparzer) mir sagte, daß wenn Sie es für sich nicht ausfinden können, so macht er ein Stück daraus, wozu ohnehin der 1. Plan war.

er hat «Sich vorbehalten, es Ihnen selbst zu überbringen, sagte er mir.

76 Alfr. Chr, «alischer in Berlin,

Die Direction will nicht 10« Pfd. dafür geben, und soviel verlangt der Buch.

Händler, dem er es zur Disposition überlassen hat.

(24?): Grillparzer selbst hat kein Geheimnis; daraus gemacht, daher können es schon viele Menschen wissen.

Daß er es nämlich für Sie geschrieben, hat aber tausend Aengste, ob es Ihnen zusage» werde.

er überläßt es Ihrer Beurtheilung und sagt, Sic können es stürzen, wenden und umkehren, wie es gut dünkt.

Ferner in ebendenselben Hefte derselbe Schindler:

(Bl. 28?): Bei Grillparzer war ich itzt. Linowsky kommt gestern zu ihm, und sagt ihm, Sie hätten ihn geschickt, wegen dem Buch. Obwohl er es ihm nicht gern gegeben, und sich vorbehalten, mit Ihnen selbst zu sprechen, so hat er es ihm doch eingehändigt, indem er sagte, er werde sogleich es Ihnen übergeben. Ein Brief, den er Ihnen letztthin schon mit dem Buch (2W,) schicken wollte, gab er mit.

übrigens sollen Sie nicht glauben, daß er es an der schuldigen Aufmerksamkeit fehlen lassen, nur sein Hals hält ihn zu Hause.

er wird, sobald er ausgehen können, zu Ihnen kommen, weil er es selbst für nöthig hält, mit Ihnen darüber zu spreche».

Ferner ebendort derselbe Beethovenfreund:

(Bl. 3i>): Grillp. hat ein Sujet, die böhmische Dragomira, die er für Sie bearbeiten wird. Er hofft, es wird ein ausgezeichnetes Product werden, er ist ganz entzückt davon."

Auch der Graf Lichnowsky spricht in demselben Hefte von dem neuen Opernsujet Dragomira, wie folgt:

(Bl. 44?): Grillparzer wünscht selbst eine Unterredung mit Ihnen, ist bereit, manches nach Ihrem Wunsch zu ändern und will in der Folge Dragomira Böhmisches Geschichte ganz für sie schreiben.

(44?): wenn sie eine Unterredung mit ihm haben, bitte ich sie mir es zu sagen.

Die Dragomira ist groß tragisch.

Grillparzer ist ein sehr liebenswürdiger und herzlicher Mann.

Im Verlaufe dieses Heftes tritt auch noch der Neffe Karl in die

Action ein. Er vermeldet dem Oheim Folgendes:

(Bl. 54?): Linowsky war heute in großer Besorgnis; wegen der neuen Oper des Grillparzer, da er verpflichtet ist, diesem binnen wenig Tagen seine Antwort zu sagen, wann du anfängst, welche Aenderungen und, wann sie fertig sein wird. Linowsky, wird sich beim Bruder so lange einquartieren, bis er die Antwort hat.

Wo ist die Oper?

(Bl. 55 b): Wie ist die Oper von Grillparzer?

So viel aus diesem Grillparzerreichen Hefte. Wenn es auch schwer ist, aus diesem bunten aber fesselnden Allerlei im Zusammenhange mit Grillparzer's eigenen Erinnerungen ein vollkommen harmonisches Bild zu geben, so dürfte dennoch folgende Schlußfolgerung viel Wahrscheinlichkeit für sich haben. Grillparzer mag erst, wie wir bereits gehört haben, keinen hochtragischen Stoff für Beethoven als opportun Angesehen haben. Er dichtet die Melusine und schickt diese durch den Generalintendanten von Dietrichstein an Beethoven. Nachher veranlassen ihn dennoch Unterredungen mit Lichnowsky oder Schindler, das hochtragische Sujet Dra-

gomira für den Meister in Arbeit zu nehmen. Das ist denn die „neue Oper“, von welcher Lichnowsky und der Neffe sprechen, und die der Graf vom Dichter für Beethoven in Empfang genommen hat. Noch haben sich die beiden Sänger nicht gesprochen — und nun giebt es doppelt viel zu sagen, hie Melusine, hie Dragomira. Von einem sofortigen Besuche Grillparzer's nach der Aufforderung von Seiten Beethoven's kann freilich nimmermehr die Rede sein. Wir werden aber bald Beweise genug erhalten, daß es bei dieser Gelegenheit zu mehreren für beide Theile sehr fruchtbaren Besuchen kam. Hierbei drängt sich nun die Frage auf: Hat Grillparzer wirklich einen Operntext „Dragomira“ gedichtet oder entworfen — und wo ist dieses Erzeugnis? geblieben? Die erste Ausgabe der Grillparzer'schen Werke vom Jahre 1872 enthält und erwähnt nichts davon. Unter den mannigfachen Manuskripten, die von Grillparzer noch im Kreise Fröhlich vorhanden sind, mag sich möglicherweise noch dieses Opernbuch auffinden lassen.

Nach diesen Fragen und Conjecturen dürfen mir endlich Grillparzer zu Beethoven selbst begleiten. Daß der Dichter wiederholentlich bei Beethoven war, in der Stadt wie auf dem Lande, das wird schon aus dem Umstände einleuchten, daß er persönlich in einer ganzen Anzahl von Conversationsheften aus dem Jahre 1823 erscheint. Die nun folgenden Grillparzer'schen Aufzeichnungen, die hiermit, wie das Vorangehende, aus denselben Conversationsheften, zum ersten Male mitgetheilt werden, beanspruchen ebensowohl für die Freunde der Dichtkunst wie für die Freunde der Tonkunst ein ganz besonderes Interesse. Der Commentar soll sich nur auf das Allernothwendigste beschränken.

Der Zeitfolge nach erscheint Grillparzer bei Beethoven zuerst in einem Hefte, das entschieden dem Märzmonde des Jahres angehört. Denn gleich zu Anfang desselben (Sign. O. 87, 14 Bl.) ist Herr Schickh, Redacteur des „Journal des Luxus und der Moden“ bei Beethoven und schreibt:

(Bl. 2?) „Gestern (3. März) war Ihr Fidelis. Die Ouvertüre und zwei Stücke mußten wiederholt werden. Die Versammlung war im größte» Enthusiasmus, »Anbeten soll man sie, großer Manu!

l2b), wenn nur ich Ihnen dienen könnte.“

Und auf Blatt 6 in diesem Hefte erblicken wir zuerst Grillparzer's eigene, deutliche Handschrift (alles mit Blei). Grillparzer schreibt dort:

»Ich mache diejenigen Veränderungen, die Ihnen nothwendig dünkn.

.Ich bitte nur ungefähr eine Idee für das Duett zu geben; denn ich füge meine Gedanken den Ihrigen in Betreff dessen, was gcsungen werden soll.

(6b) .Bielleicht dürfte dieses Duett nichts anderes enthalten, als die Freude der Mnerba (!), im Gegensatze mit der trüben Warnung Merkurs (!)

„Die Erfindung einer neuen Handlung erkenne ich als nothwendig, sie ist aber nicht das Werk eines Augenblicks: weit schneller ist die Ausführung da, als die Er» jindung, ich muß also natürlich um Zeit bitten, das bei mir zn überlegen, und zu Hause durchdenken zu könne».

78 Alfr. olhr. «alischer in Verlin,
l,7?) „Soll ich Ihnen das Buch und meine Zeilen hier lassen —, so bitteich es mir.
so bald Sie es nicht mehr benöthigen, durch H. Schindler zu erhärten. — Was den Ge-
danken betrifft, eine Anspielung auf die heutige griechische Zeit herzustellen, da würde
die Censur ihr verneinendes Machtwort darin legen:

IBilltt 8^ verkehrt).' „Ich glaube es soll nur derjenige öffentlich auftreten, der
ganz gewisz ist, wenn auch nicht gleich, doch einmal etwas Grofzes in die Welt
zu schicken. Diese Ueberzeugug läßt sich nicht einreden.

„Ich meine, die Kraft dazu zu fühlen.

(?d verkehrt) „Das Resultat in Bezug auf die Cantate (!) wäre also dies. Sie
haben die Güte, Buch und Schrift hier zn behalten und mir mit Ihren Bemerkungen
(folgt 1 undeutliches Wort-Versehen?) zu übersenden! ich denke indessen den Stoff für
mich nach, und so kommen wir vielleicht überein.

(8^ Kurz: Der Schluß ist Ueberlegng, und ich werde nichts arbeiten, ohne Ihnen
vorher selbst oder mittelbar den Plan mitgetheilt zu hüben."

(Schindlei): „Werden Sie sich entschließen?" —»)

Dieses erste Erscheinen Grillparzers bei Beethoven giebt uns gleich
eine neue artige Nuß zu knacken. Daß es sich hierin weder um die Melusine
noch um die böhmische Heldin Dragomira handelt, hat der aufmerksame Leser
schon aus den Namen Minerva und Merkur und dem Worte Cantate er-
kannt, hinter welche ich ein Ausrufungszeichen gesetzt habe. Von was für
einer unbekanntem Arbeit Grillparzers für Beethoven ist denn nun aber
in diesem Gespräche die Rede? Jedenfalls von einer Cantate, in welcher
antike Götter und Bilder, griechisches Wesen gepriesen ward. Dieses
Räthsel kann wohl nur diese Lösung zulassen. Die oben mitgetheilte Unter-
haltung zwischen Grillparzer und Beethoven hängt offenbar mit der Wieder-
aufnahme der „Ruinen von Athen" zusammen, welche im Herbst 1822
stattfand. Der bekannte Volksdichter und Theaterdirector Karl Friedrich
Hensler, Dichter der Volksstücke „Das Donamueibchen", „Ninaldo Ri-
naldini", der „Teufelsmüller" u, f. w., hatte bereits im Jahr 1821 das
Privilegium des Iosephstädter Theaters in Wien käuflich erworben. Er
ließ das Theater neu aufbauen und setzte die Einweihung auf den Vorabend
des kaiserlichen Namentages, den 3. October des folgenden Jahres fest.
Die Direction wählte die „Ruinen von Athen" von Kotzebue und Beet-
hoven, womit im Jahre 1812 das neue Theater in Pest eingeweiht worden
war. Jetzt ward dem Volksdichter Earl Weigl der Auftrag, diesen Text
zum Theil mzuarbeiten und den neuen Zeitoerhältnissen anzupassen. —
(Vgl. A. Schindlers Beethovenbiographie, III. Aufl. 11. p 6 f). In

*) Eine Bemerkenswerte Mitteilung über derartiges Aufschreiben bei Beethoven
enthält die erwähnte Gerhard von Vreuning'sche Schiist aus dem Munde Grillpaizei's
der im Jahre 186N mit diesem Beethovenfreundc über sein Verhältnis; zu Beethoven
svrach, nämlich (a. a. O. v. 37): „Dazu kam noch daß die Conversation mit ihm im
Allgemeinen sehr beschwerlich war; denn abgefehen davon, daß man stets schreiben
muhte, sprang er im Sprechen oft auf einen anderen Gegenstand über, während man
noch schrieb; da muhte man ihn dann, bis man fertig war, erst an das vorhergegangne
Gespräch wieder erinnern, und da gab es leicht Verwirrung, u. s. w."

dieser Dichtung sind nur die antiken Gottheiten Minerva und Merkur, die Grillparzer in jenem Conversationshefte erwähnt, von hervorragender Bedeutung. Minerva wird durch den Gottesbefehl Jupiters aus ihrem zweitausendjährigen Schlafe aufgeweckt und von Merkur in die neu aufblühende Handelsstadt an der ungarischen Donau geführt, um allda den Musen eine Stätte zu begründen. Jetzt soll Minerva, von Merkur geleitet, dieses Wunder auch in der schönen Kaiserstadt Wien und just da, mo eine irregeleitete Kunst gerade zur Entartung des Volkes beigetragen hatte, vollziehen. Den Musm sollte da ein neues heilbringendes Heim gestiftet werden. So geschah es. Beethoven übernahm es gern, seine Musik zu den „Ruinen von Athen“ umzuarbeiten. Das größte künstlerische Ereigniß dabei mar die Neuschöpfung der grandiosen Ouvertüre op. 124 in O. „zur Weihe des Hauses.“ Bei dieser Gelegenheit fehlte es nicht an Zerwürfnissen, Streitigkeiten mit den obligaten Beethoven'schen Zornausbrüchen. Besonders war der Meister mit dem Volsdichter Meißl unzufrieden. Er machte diesen Dichterling auf unliebsame Weise durch sein Eprigramm unsterblich: „Zum Meißel ist er gut, aber zum Bildner?!" Die Berliner Bibliothek besitzt dieses in Lapidarschrift verfaßte Werk im Original. Wenn auch die Aufführung im October 1822 sehr glänzend verlief, und wenn auch Beethoven von dem außerordentlich begeisterten Publicum mehrmals auf die Bühne gerufen ward, wo er an der Hand des Direktors Hensler erschien: so bewahrte er dennoch seine Unzufriedenheit mit der Meißl'schen Textarbeit. Und das wird der Grund gewesen sein, daß sich Beethoven mit dem immer berühmter werdenden Grillparzer in Verbindung setzte, um diesen zu veranlassen, den Text zu den Ruinen von Athen nach seinem Ermessen würdig umzudichten. — Weder Grillparzers „Erinnerungen an Beethoven“, noch die Biographen Beethovens enthalten irgend eine Andeutung, daß Beethoven mit Grillparzer über eine Umdichtung des Ruinentextes conferirt habe. Die Conversationshefte bringen auch dieses an den Tag. — Die darauf bezüglichen Entwürfe Grillparzers müssen also im Manuskripte vorhanden sein. Den speciellen Grillparzerforschern entsteht hiermit ein Fingerzeig, Grillparzers Skizzen :c. zu den „Ruinen von Athen“ ausfindig zu machen. — Es mag hierbei noch erwähnt werden, daß noch später ein neuer verbindender Text zu den „Ruinen von Athen“ von Robert Heller gedichtet wurde. Dieser verbindende Text ist in dem von Hermann Joseph Landau herausgegebenen „ersten poetischen „Beethoven-Album“ (Prag 1872) zum Abdruck gelangt (p. 63—66). — Von einer zweiten Unterredung zwischen Grillparzer und Beethoven giebt uns ein anderes Conversationsheft aus der Frühlingszeit 1823 Kunde. iZigll. v. 45, 65 Blatt). Erst schreibt der Neffe dort über den Dichter: Bl. 10^ . „Grillparzer ist übel angekommen, sagt er. Was ist der Gegenstand von Grillparzer« Oper? Dann der würdige Advokat Dr. B. Bach: Nord u»t eid. IS«. s

8«

Alfr. Chr. Ralischer in Berlin,

Bl. 16[^]. Heute gehen Sie noch auf Ihre Güter. „Wird der Meister fleißig schreiben?“

„Die ganze Welt freut sich auf die neue Oper.“

Weit später in diesem Heft lesen mir die folgenden mannigfachen

Aufzeichnungen Grillparzer's selbst:

Blatt 51»- Auf dem Lande wäre wohl bald das Uebel gehoben.

„Sie sollten Sauerbrunnen trinken; mir selbst hat es sehr viel Erleichterung
»erschafft.“

„Johannisbrunnen.“

„Wenn Sie erst so geplagt würden, wie ich, und ich bin sogar Beamter.“ ..

„Muß jedem Dummkopf nachstehen.“

„Und doch mochte ich nirgends anders leben.“

51 „Und die übrigen Deutschen sind in Pedanterie ertrunken.“

„Gefühl ist hier.“

„Den Musikern kann doch die Censur nichts anhaben. Wenn man wüßte,
was Sie bei Ihrer Musik denken.“

„Der Beamte (oder Kurator, Censor) konnte wahrscheinlich nicht anders.“

„Wann werden Sie auf's Land gehen?“

52»- „Ich habe noch nichts gehört.“

„Ich habe mich auch noch nicht erkundigt. Ich will es. —

52b. [^]„Ich s'ne schon auf eine ganz ernste Oper.“

„Drahomira.“

„In der Oper ist die Poesie ja doch nur wegen der Musik da“.

„Es soll eine Oper von Beethoven sein.“

„Die Franzosen bringen manche Stoffe nicht anders an als bei Opern, — das
bringt ihr guter Kopf zu dieser Arbeit.“

Bl. 53!,- „und selbst schlechte Originalopern sind selten, alles Uebersetzungen.“

„Eine große Schwierigkeit unserer Oper (so. Melusine) wird sein, einen Tenoristen
zu finden, der den Naimund spielen kann.“

„Er ist gemein.“

„Wenn Wild*) kommt, ob Sie nicht darauf anspielen könnten?“

„Die Unger**) ist nicht übel.“

Bl. 5Zb- „Und die Deutschen bringen es auch selten zur Ausbildung in der Koloratur.“

„Ich bin auch ein Stümper in der Musik.“

„Ich habe durch die Musik die Melodie der Verse gelernt.“

„Die Musik ist die einzige Kunst, die die Neueren erfunden haben.“

Ma, fängt schon wieder an, der Manier entgegenzugehen. Malerei, Poesie. —

54»- „Jeder sollte sein eigene» Muster sein.“

Damit schließen Grillparzer's Schriftworte in diesem Heft. Das

Tatsachenergebnis daraus ist, daß Grillparzer wirklich zwei Operndichtungen

für Beethoven in Erwägung und Bearbeitung zog. Die schöne Melusine

lag im Ganzen fertig vor, während die hochtragische Drahomira erst

in Angriff genommen werden sollte.

*) Die berühmte Sängerin in Wien.

Diese Sängerin, nochmalige Unger-Labatier, sang mit Frl. Sonntag in der
ersten Aufführung der IX. Symphonie.

Noch zwei weitere Gespräche zwischen Grillparzer und Beethoven werden wir uns zu vergegenwärtigen haben. Bevor dieses jedoch geschieht, wird es Zeit, Grillparzers eigene Auffassung von seinem Besuche bei Beethoven kennen zu lernen. Merkwürdigerweise scheint der Dichter, als er seine Erinnerungen schrieb, in seinem Gedächtnisse nur einen einmaligen längeren Besuch in der Stadt selbst aufbewahrt zu haben, nur da, wo es galt, über die Melusine zu conferiren. Grillparzer giebt uns aber dabei sehr interessante Mittheilungen über Beethovens Aussehen, Wesen und dergleichen mehr.

„Ick fand ihn,“ — so erzähl! deiselbe — „in schmutzigen Narntkleibern auf eine zerstörten Bette liegend, ein Buch in der Hand. Zu Häupten des Bettes befand sich eine kleine Thüre, die, wie ich später sah, zur Speisekammer führte und die Beethoven gewissermaßen bewachte. Denn als in der Folge eine Magd mit Butter und Giern heraustrat, lonnte er sich mitten im eifrigen Gespräche, doch nicht enthalten, einen prüfenden Blick auf die herausgetragenen Quantitäten zu werfen, was ein trauriges Bild von den Störungen seines häuslichen Lebens gab.

„Wie wir eintraten, stand Beethoven vom Lager aus, reichte mir die Hand, ergoß sich in Ausdrücken des Wohlwollens und der Achtung und tam zugleich auf die Oper zu sprechen. Ihr Werl lebt hier, sagte er, indem er auf die Brust zeigte, in ein paar Tagen ziehe ich aufs Land, und da will ich sogleich anfangen, es zu componiren! Nur mit dem lägerchor, der den Einzug macht, weiß ich nichts anzufangen. Weber hat vier Hörner gebraucht; Sie sehen, daß ich da ihrer acht nehmen mühte wozu soll das hinführen? — Obwohl ich die Nothwendigkeit dieser Schlußfolge nichts weniger als einsah, erklärte ich ihm doch, der lägerchor könne, unbeschadet des Ganzen, geradezu wegbleiben, mit welchem Zugeständnis; er sehr zufrieden schien, und weder damals noch später hat er irgend sonst eine Einwendung gegen den Text gemacht, noch eine Aenderung verlangt. Ja, er bestand darauf, gleich jetzt einen Contract mit mir zu schließen.“

Doch Grillparzer erklärte, daß es ihm bei seinen Arbeiten nie um's Honorar zu thun wäre, Beethoven möge mit dem Buche machen, was er wolle, er würde nie einen Contract mit ihm schließen.

„Nach vielem Hin- und Herreden oder vielmehr Schreiben, da Beethoven Gesprochenes nicht mehr holte, entfernte ich mich, indem ich versprach, ihn in Hetzendorf zu besuchen, wenn er einmal bort eingerichtet sein würde.“

Nach einigen Tagen kam Grillparzers Verleger Wallishäuser zu ihm, um dennoch den Contract abzuschließen, da Beethoven darauf bestand. Der Verleger zahlte ein Geringes an den Dichter, wofür er alle Rechte erwarb. Zwischen Wallishäuser und Beethoven kam ein anderer Contract zu stände. Grillparzer versichert uns ferner, daß er all diese Dinge nur erwähne, um Beethovens Aeußerung zu Rellstab: „er habe anderes gewollt, als ich“ zu widerlegen. Beethoven sei vielmehr so fest entschlossen gewesen die Melusine zu componiren, daß er bereits Anordnungen über Dinge traf, die erst nach der Vollendung eintreten konnten. —

Uns hat jetzt das auch von Grillparzer schon angedeutete Zusammen-treffen zwischen ihm und Beethoven in Hetzendorf zu beschäftigen, wo sich der Tondichter im Sommer 1823 aufhielt. Wie uns Grillparzer er-

82 Alfr. Lt,i, «Klischee in Veilin. —

zählt, besuchte er in diesem Sommer mit Schindler den Tonmeister auf dessen Einladung hin in jenem Kurorte. Der Dichter vermied es dort, das Gespräch auf die „Melusinen“ - Composition zu bringen. Die beiden Künstler machten einen gemeinsamen Spaziergang und unterhielten sich eifrig, soweit dieses „halb sprechend, halb schreibend“ im Gehen möglich war. Mit besonderer Rührung ist der Dichter des Umstandes eingedenk, daß Beethoven, als man sich zu Tische setzte, in's Nebenzimmer ging und selbst fünf Flaschen Wein herausbrachte. Eine davon setzte er vor Schindlers Gedeck, eine vor das seine und drei Flaschen vor Grillparzers Teller, wahrscheinlich — so meint der Letztere um mir in seiner mild-naiven gutmüthigen Art auszudrücken, daß ich Herr sei, zu trinken, wie viel mir beliebte.“ Ein anderes Zeichen der Aufmerksamkeit Beethovens gegen seinen hochgeschätzten Gast scheint dieser nicht ganz recht gewürdigt zu haben. Der Tonmeister begleitete nämlich den Dichter in einem offenen Wagen bis zum Thore. Nachdem er sich durch einen herzlichen Händedruck von diesem verabschiedet hatte, bemerkte derselbe ein Papier auf dem Platze Beethovens. Grillparzer winkte Beethoven zurückzukommen, da er etwas vergessen habe. Doch dieser schüttelte den Kopf und lief mit lautem Lachen nur um fo schneller nach Hetzendorf zurück, gleich als frohlockte er über eine wohl-gelungene Hinterlist. In dem Papier fand nun Grillparzer genau den Betrag des bedungenen Fuhrlohnes. Und nun urtheilt dieser so darüber: „So entfremdet hatte ihn seine Lebensweise allen Gewohnheiten und Gebräuchen der Welt, daß ihm gar nicht einfiel, welche Beleidigung unter allen andern Umständen in einem solchen Vorgänge gelegen hätte. Ich nahm übrigens die Sache, wie sie gemeint war, und bezahlte lachend meinen Kutscher mit dem geschenkten Gelde.“ Ist dem wirklich so? Grillparzer war doch Beethovens Gast, — natürlich genug, daß dieser auch die Rückfahrt nach Wien für feinen Gast bezahlen wollte. Weder kann hier von einer wirklichen Beleidigung, noch auch von einem Iwimu8 ii^urinnäi die Rede sein; vielleicht hätte Beethoven eine andere Form zur Ausübung seiner Gastgeberpflicht wählen können. Mit allerhand Varianten wird diese Anekdote auch von andern Autoren erzählt, so in Nr. 73 der „Eleganten Zeitung“ vom Jahre 1858 (Vgl. L. Nohl. Beethoven's Briefe 1865, p. 254). Danach gab er für Grillparzer nur 2 Flaschen Wein; außerdem ist bei der Fahrt von mehreren Passagiren die Rede :c. :c. Nach der Erzählung dieser Begebenheiten in Emil Kuh's schon erwähntem Buche: Zwei Dichter Oesterreich's (p. 47/48), der unter Anderem den doppelten Irrthum begeht, den Ort derselben nach Meidling (?) zu verlegen — es sollte dann wohl wenigstens „Mödling“ heißen — wird des Meisters Zartgefühl im Geben und Wohlthun dabei nicht übel herausgestrichen. Denn Beethoven wußte, daß Grillparzer nicht in den glänzendsten Verhältnissen lebte: darum hatte es Grillparzer auch sehr eilig, weil der Wagen sonst sehr theuer gewesen wäre. Hiernach legte Beethoven keine Papiere

Grillparzer und Beethoven.

8Z

auf seinen Sitz, sondern er „sprang, als auf sein Verlangen der Wagen anhielt, aus demselben und gab dem Kutscher, indem er ihm etwas zuspelpte, rasch eine Banknote.“ Von Beleidigungen oder von verletzter Einverständnislichkeit ist hier keinerlei Rede mehr. *)

Es ist nun aber auch ein Conversationsheft vorhanden, in welchem Grillparzer selbst seine Tisch-Conversation in Hetzendorf führt. Wir werden gleich sehen, daß Grillparzer irrt, wenn er in seinen „Erinnerungen“ sagt, von der Oper sei dort geflissentlich nicht die Rede gewesen.

Es ist das Heft aus Hetzendorf: v. Nr. 92, 14 Blatt. Grillparzers Schrift ist hier recht unleserlich. Er erscheint gleich auf (Bl. 1?): „Man hat schon von mir verlangt, daß ich Poesien zur Schwermut Verzüglichkeit (?) mitnehmen soll.

Mir ist jede Mitteilung doch immer widerlich: besonders selbst vorlesen Ohne daß erst die Stimmung gewonnen wird. Um etwas vorlesen oder vorspielen zu können mühte man gauz damit zufrieden sein.

DaS ist aber wohl nie der Fall.

Sie meinen, der Beifall wäre das Größte (oder Schönste), wonach man strebt.

(1b): „Er hat doch aber auch mitunter eine große Freude an der Repräsentation Offenbar aber nie, um sich von der Rohheit seiner poetischen Zeitgenossen zu entfernen.

Er hat es als Schranke gegen die Zudringlichkeit gebraucht. Daher ist seine Darstellung auch so bildlich. **)

Die Musik verstehen im Ganzen die Norddeutschen nicht viel.

Etwas Höheres als den Freischütz bringen sie nicht hervor.“

(2 ^): »Aussicht auf Frau und Kinder —

Sie werden nie Heirathen?

Die Geister unter den Weibern haben keine Leiber und die Leiber keine Geister.

Ein zwischen Mauern eingeschlossener Gott kommt nicht wieder, damit ist's auf ewige Zeiten vorbei.

Neid! Neid! Neid!“

(2?): «Von mir hat er gesagt: ich schimpfte im Theater, indeß ich doch gar nicht ins Theater gehe.

Auch Mosel und Dictrichstein haben sich immer feindselig gegen mich benommen.

Sie Kuben mir die Penston genommen, die ich vom Theater hatte.

Auch Mosel hat für Sie nur darum Achtung, weil Sie ein Deutscher sind.“

(3?): »Wenn diese Amt Künstler sein könnte, möchte ich keiner sein.

'Mosel spricht von sich selbst als Tondichter.

Man oersteht so leicht, was sie thun und vornehmen, das macht ihr Glück von oben

Sie wollen von keiner Beschränkung wissen und sind die Beschränktesten.“

Nun bringt Grillparzer das Gespräch auf seine Oper Melusine und

später auf die Drahomira.

(Bl. Z d): »Sind Sie noch immer der Meinung, daß statt des ersten Chores in unserer Over etwas anderes substituiert werden sollte?

Bulleicht nur ein paar Töne (4;,) des Jägerchores, sortgesetzt durch ein unsicht» Serres Nymphenchor.

*) Vgl. auch v. Breuning a. a. O. p. 39.

Hier ist wahrscheinlich von Schiller die Rede.

8H Alfr, Chr. Italischer in Verlin.

Ich habe mir überhaupt gedacht, ob es nicht passend wäre, jede Erscheinung oder Einwirkung Melusinen? durch eine wiederkehrende, leicht fassende Melodie zu bezeichnen. Konnte nicht die Ouvertüre mit dieser beginnen, und nach dem rauschenden Allegro auch die Introdulzion durch diese selbe Melodie gebildet werden."

(Bl. 4^): „Diese Melodie habe ich mir als diejenige gedacht, auf welche Melusine ihr erstes Lied singt.

Drahomira.

Ich werde Ihnen den Plan dieser Drahomira schriftlich mittheilen.

Als er die Freiheit von Griechenland proklamierte.

Ihre Musik bleibt uns doch ganz unbegreiflich."

Nun fehlt in diesem Hefte Alles bis Blatt 10.

10^): .(Oiiillvllizer): Eifer und Ehrgeiz.

Er ist ein Narr und Pedant.

Vogel sagte mir, wir haben 2 Jahre über dir Iphigenie studirt, nun aber wissen wir bei jedem Tone davon den Grund, warum ihn Gluck gesetzt.

So viel hat Gluck selbst nicht gewußt. Vogel war auch in Ihrem Fidelio nicht gut.

Und doch kann ich mich mit jenen nicht vereinigen, die die italienische Oper unbedingt verwerfen.

(10'.): Meiner Meinung nach giebt es 2 Gattungen der Oper, von denen die eine vom Text ausgeht, die zweite von der Musik, letztere ist die italienische Oper.

Lablache und zum Teil die Fodor*) sind bessere Schauspieler, als die deutsche Oper jemals hatte,

Vielleicht hat sich auch Mozart durch die italienische Oper gebildet.

Jetzt ist es noch schlechter.

(11?): Sie würden Mühe haben, für Ihre Oper Sänger aufzufinden.

Damit schließen Grillparzer's Worte in diesem Hetzendorfer Hefte.

Es muß daran erinnert werden, daß Beethoven in dieser Zeit dermaßen für die italienischen Sänger schwärmte, daß er sich mit dem Gedanken trug, eine Oper eigens für die Italiener in Wien zu schreiben. —

Nach Grillparzer's Erinnerungen hätte er nach diesem Sommerbegegniß Beethoven später nur noch einmal gesprochen, wo — weiß er nicht mehr. Der Meister habe ihm damals gesagt: „Ihre Oper ist fertig!"

„Ob er damit ineinte: fertig im Kopfe oder ob die unzähligen Notatenbücher, in die er einzelne Gedanken und Figuren zu künftiger Verarbeitung, nur ihm allein verständlich, aufzuzeichnen pflegte, vielleicht auch die Elemente jener Oper bruchstückweise enthielten, kann ich nicht sagen."

Mit Hülfe der Conversationshefte kann mich dieses wieder beträchtlich ergänzt und berichtigt werden. Man darf sich nicht verhehlen, daß unfer Dichter, der noch positiv versichert: „Gewiß ist, daß nach seinem Tode

sich nicht eine einzige Note vorfand, die man unzweifelhaft auf jenes gemeinschaftliche Werk hätte beziehen können" — daß Grillparzer also

von einer gewissen Verstimmtheit gegen Beethoven befangen war, als er seine Erinnerungen schrieb; denn der Ton darzi ist nicht so herzlich, auch

nicht so verehrungsuoll, wie überall da, wo Grillparzer direct und indirect in den Conversationsheften auftritt.

*) Sänger der italienischen Oper in Wien unter Barbaja.

Grillparzer und Veethoven. 85

In einem anderen Hefte aus Hetzendorf, im Sommer 1823 (ohne Signatur. 50 Blatt stark) theilt Schindler mit:

(36[^]) „Grillparzer empfiehlt sich Ihnen, er wird Sie auch nächstens besuchen — und Ihnen die Freudenbotschaft selbst bringen, bah er itzt im Bureau des (Grafen) Stabion angestellt ist.“

„er will schon Mittwoch hinaufgehen,“

Im Winter dieses Jahres 1823 ist dann Grillparzer wieder einmal bei Beethoven und führt mit ihm abermals ein interessantes Gespräch: Dieser Besuch war höchstwahrscheinlich die Folge einer direkten brieflichen Einladung von Seiten Beethovens; es ist dies der einzige bis jetzt vorhandene und abgedruckte Brief Beethovens an Grillparzer, der hier nicht fehlen darf.

Veethoven schreibt:

Weither Verehrter!

.Die Direction möchte gern Ihre Bedingungen über Ihre Melusine wissen; so weit hat sie sich schon selbst erklärt, und dies ist wohl besser, als sich in d. g, selbst aufdringen. — Mein Hauswesen ist seit einiger Zeit in großer Unordnung, sonst hätte ich Sie schon aufgesucht und auch gebeten, wieder zu besuchen. — Vor der Hand schreiben Sie mir «der der Direktion selbst Ihre Bedingungen, ich werde sie dann selber überwachen; überhaupt konnte ich mich weder früher noch jetzt Ihnen nähern, ich hoffe, daß dies auch einmal sein wird, — meine Nr, ist 323.

.Nachmittags finden Sie mich auf im Caffeehaus der goldenen Birne gegenüber; wollten Sie kommen, so bitte ich Sie allein zu kommen; dieser aufdringende Appendir. von Schindler ist mir schon längst, wie sie in Hez.* (— Hetzendorf) müssen bemerkt haben, äußerst zuwider, — otiam «5t vitium. Ich umarme Sie von Heizen und ehre Sie,

Ganz Ihr

Beethoven."

Adresse: An Seine Wohlgeboren Herrn Grillparzer K. 5l. Hofconcipist, Darauf hin machte Grillparzer dem Tonmeister wieder einen Besuch und schrieb bei ihm folgendes Allerlei auf (Heft Sign. D. 124, (20 Blatt):

Nl. 2[^]) Die Ccnsur hat mein Trauerspiel Otto lar") verboten. Sogar den Druck will man nicht erlauben.

*) Bekanntlich hatte dieses Orillparzei'sche Drama die meikwürdinsten Schicksale. Am 19. Februar 1823 konnte es endlich zum eisten Mal ausgeführt werden, nachdem es zwei Jahre lang in der Vensur verblieben war. Hier galt es für verschollen oder verloren, als zufällig von Seiten der Kaiserin danach gefragt wurde. So kam es wieder ans Tageslicht. Der mühsam aufgefundene „Ottokar" ward der Kaiserin vorgelesen und von dieser dem Kaiser empfohlen. So erlebte er endlich seine Auferstehung. Aber das patriotische Drama ward späterhin dennoch wieder auf laülie Zeit als „politisch nicht opportun" bei Seite gelegt. H. Laube, dessen Examen über Ottokar ich diele Dinge entnehme, bemerkt noch dazu (Gesammtausgabe IV, r>. 176 vom Jahre 1872:) „Es ist uns nicht erinnerlich, daß irgend ein einheimisches oder fremdes dramatisches Werl eine so eingehende Beurtheilung erfahren hätte, als dieses. Es wurden ganze Abhandlungen darüber geschrieben.“

«6

Alfr. Chr. «alischer in Berlin.

Es ist zu sehr auf Oesterreich berechnet,

Mcins liegt an Oesterreich

Es ist leider eigentlich patriotisch.

Niemand kann den Grund des Verbote? begreifen.

Sie haben die Melusine wieder vorgenommen?

Ich habe schon früher mich 2 Mal an die Direktion gewendet, aber keine Antwort erhalten.

Ich habe auch schon früher erklärt, hundert Dukaten dafür forderu zu müssen.

(Bl. 3?). Weit dann doch eigentlich aller Vortheil eines Opernbuches sich auf jenes Theater beschränkt, wo es zum ersten Mal aufgeführt ward.

Ich hätte aus demselben Stoffe ein rezitirteS Schauspiel machen können, da« mir mehr als 3 Mal so viel getragen hätte.

Ich mufz so viel fordern, um meine Verbindlichkeiten gegen Wallishauser erfüllen zu können.

Sic geben für gewöhnliche Opernbüchcr bis 30« f. Konventionsgeld.

Haben Sic schon angefangen zu komponiren?

Wollten Sie mir wohl aufschreiben, wo Sie Acnderungen wünschten?

Weil aber doch das Stück mit einer Jagd beginnen muß.

Vielleicht wenn die letzten Töne eines verhallenden JagdchoreS sich nur mit der Introdution mischten, ohne daß die Jäger selbst auftreten.

Mit einem Nymphen-Chor anfangen zu lassen, würde vielleicht die Wirkung dieses Chors am Schlüsse des 1. Aktes schwächen —

Ich verstehe mich so eigentlich auf Overtexte nicht.

Sie wollen bis September eS dem Theater übergeben.

Die Direktion will sich im Publikum Kredit machen.

(4 5.). Scheint Ihnen der Text der Oper nicht auch zu lang?

Wem gedenken Sie die Rolle deS Raimund zu geben?

Man spricht von einem jungen Tenor, der vielleicht bis dahin die Bühne betreten soll.

Ich glaube, er heißt Cmmolini und soll bei einer hübschen Gestalt eine sehr schöne Stimme haben.

Man sagt, die Direktion lasse ihn unterrichten,

Forti ist doch etwas plump.

Ich erwarte also Ihre Vorschläge zu Abänderungen schriftlich, vielleicht bald? Ich bin jetzt unbeschäftigt.

(4^): Ich bin zu Allem bereit.

Er ist etwas prosaisch.

Ein Oratorium kann auch leicht zu dramatisch sein.

Wenn zuviel Handlung vorausgesetzt wird, die der Zuschauer nicht sieht und also nicht begreift.

Eigentlich kann man ja Jesus Christus nicht musikalisch ausdrücken.

Die Musik muß Schmerz ausdrücken, menschlichen Schmerz, wo bleibt da der Gott?

(5^): Ich habe mir immer die Judith als einen guten Stoff für ein Oratorium gedacht.

Dahomira.

Viel Abwechselung, große Charaktere, —

besonders die Mutter des heiligen Herzogs Wenzel von Böhmen

Einer ihrer Söhne tödtet den Andern. Sie selbst ist Heidin, ihr besserer

Sohn Christ.

Man zeigt noch in'Prag den Ort, wo sie sammt Wagen und Pferden von der Erde verschlungen worden ist.

Grillparzer und Beethoven,

S7

(ö^): Wenn meine Hoffnung hier ganz verschwunden ist, will ich es doch nach Berlin schicken.'

Er ist geistreich, aber nur sind seine? Gleichen höchstens noch hier Bediente."

Damit hören die Aufzeichnungen Grillparzer's bei Beethoven in diesem Jahre auf. Gerade diese hier sind in mehr als einer Beziehung lehneich. Im Gegensatze zu seinen „Erinnerungen" stellt es sich als gewiß und natürlich heraus, daß die Honorarfrage hinsichtlich seiner Melusine und anderer Werke dem Dichter keineswegs gleichgültig ist. — Die Aeußerung über die musikalische Behandlung der Leiden des Heilandes würde Grillparzer wohl nicht gethan haben, wenn er etwa eine der Bach'schen Passionsmusiken gekannt hätte. Aber die Süddeutschen, überhaupt die katholischen Länder nahmen damals noch wenig Notiz von der gemaltigen protestantischen Kirchenmusik des Leipziger Thomascantors. Ueberdies ward Bach's Hauptwerk — die Matthäus-Passion, welche die fast typisch gewordene musikalische Gestaltung des Erlösers enthält, erst zwei Jahre nach Beethovens Tode, 1829, durch Felix Mendelssohn-Bartholdn in Berlin nach langem Todesschlaf zu neuem Leben auferweckt. Ferner verdient das, was Grillparzer über Operntexte und besonders über die Melusine selbst sagt, alle Beachtung. Bekanntlich kam dieses Opernbuch späterhin vom Verleger in die Hände des Componisten Konradin Kreutzer, der es componirte, ohne mit seiner Melusine sonderlich zu reüsfiren. — Und doch ist der Text so anziehend, für einen berufenen Romantiker wie geschaffen. Sollte sich gegenwärtig wieder Jemand des Textes bemächtigen, so wird er gut thun, die hier von Grillparzer vor Beethoven darüber gemachten Bemerkungen besonderer Beachtung zu würdigen. —

V.

Nach diesem Besuche im Herbst 1823 erscheint Grillparzer weder in diesem Jahre, noch 1824 und 1825 wieder bei Beethoven. Nichts destoweniger ist aber in den Conversationsheften dieser Zeiten noch sehr viel von ihm die Rede, besonders wegen der Oper Melusine. Der Graf Lichnomsky, Schindler, Rob. Schickt), der Bruder, der Neffe, die Sängerin Unger und Andere bestürmten den Meister immer auf's neue und immer vergeblich, doch endlich die Melusine zu componiren. — Einiges mag noch mitgetheilt werden. In jenem Grillparzerhefte selbst schreibt bald darauf energisch und drastisch Rob. Schickt):

<Bl. 11^): „Warum schreiben Sie denn die Grillparzer'sche Oper noch nicht?

„Die Oper schreiben Sie zuerst, und dann kann man nur wünschen, dasz Sie sich an ein Requiem machen!

„Kinder und Narren sagen die Wahrheit." —

Im Octvber desselben Jahres ist die reizende Sängerin Fräulein Unger zum ersten Male bei Beethoven. Sie ist für die Oper als Titel-

88 Alfr. Chr. «alischei in Veilin,
Heldin ausersehen. Sie schreibt dabei unter Anderem auf (Heft: 8iⁿ. v.
53, 36 Bl.) VI. 1[^] [^]ben Sie schon für Melusine etwas fertig?
Forti Hot es gelesen und ist davon entzückt, ich dachte, er wäre der passendste, die
Rolle des Ritters zn spielen.
Sollte er nicht einen Verliebten mit mehr Geschicklichkeit als jeder andere spielen
tonnen?
„Die Oper soll in die Burg kommen.“
Bald erscheint der Neffe und vermeldet
(Bl. 2b): „Der Bruder wird Dir schon gesagt haben, bah Düport sich das Buch
von Grillparzer in's Französische übersetzen läßt, um es gut durchstudiren zu können.“
Und später derselbe (Bl. 10[^]): „Bald wird nun eine entscheidende Antwort
von Düport kommen, worin Alles angenommen, und um die Oper gebeten werden wird.“
In einem Hefte vom November 1823 (8lssn. v. 95, 40 Bl.) schreibt
Graf Lichnowsky auf Bl. 24[^]: „Wenn Sie wollen, die Direction macht gleich
mit Vergnügen Contract.
24[^]: Reden Sic mit Grillparzer deswegen, ihm wird es auch eins sein.
Vor einigen Tagen fragte Düport schon wegen der Oper.“ —
Im April 1824 war Grillparzer, wie wir bereits wissen, voller
Sorgen um das Schicksal seines Ottokar. Schindler schreibt in dieser
Zeit einmal darüber beim Meister auf (Heft 109 v., 49 Bl.) in
Bl. 4[^]: „Grillparzer begegnete mir gestern und beklagte sich jämmeilich über die
Chicane »nd Niederträchtigkeiten, die man gegen ihn ausübt. Sein Trauerspiel ist bei
der Censur durchgegangen, Hofrat Oms erklärte, er tonne kein Wort streichen; nichts
destowcniger läßt es ihm der Graf Sedlnitzln nicht ausfolgen, also weder aufführen,
noch drucken: der Kaiser weiß nichts davon, sondern, wie G. sagt, blos der Graf
Sedlutzkn,“ —
Wie lebhaft man sich in, Beethoven'schen Kreise für den edlen Dichter
interessirte, verrathen auch allerlei andere Aufzeichnungen über das Schicksal
des Ottotai und über das, was damit zusammenhing. So in einem
Hefte des Jahres 1824, 8iFu. v. 125, 26 Bl. Schindler schreibt dort
(Bl. 5[^]): „Der arme Grillparzer ist aber zu bedauern, sein Ottokai wird nicht
gegeben, weil ihn die Ccnsur fürchterlich zugerichtet hat und die Regisseure wollten ihn
zu ihrer Einnahme geben.
„Ich höre aucli, daß er desha'b selbst beim Kaiser war. Es wird sich wohl bald
aufklären, was damit eigentlich geschehen soll.“
Ferner Bl. 8[^]: „Grillparzer empfiehlt sich Ihnen vielmals. <bi wird Sie
noch dieser Tage besuchen. Sein Ottokar ist nun nicht gestrichen, sonder» gänzlich
verboten worden, (ir ist ganz consternirt.
„Der ist schon hier so wie verloren, sowohl als Dichter, wie als Beamter.
.... er fühlt es selbst schon.
<Hr kann nie vor 3 Uhr das Bureau verlassen, folglicly auch gar leine Einladung
annehmen, so sagt er mir heute. Trifft er Sie nicht zu Hause, so wird er Sie hier
aufsuchen.
Er war hochehfreut, als ich ihm versicherte, daß Sie die Oper schreiben (9») werden.
Er war schon vom Gcgentheil überzeugt: was auch die Ursache war, daß er
sich bei Ihnen nicht sehen ließ, denn er will sich deshalb Ihnen nicht aufdrängen.“ —
Man weiß, daß Grillparzer's Ottokar endlich im Februar des Jahres
1825 die erste Ausiührung erleben konnte. — Auch in den Conversations-

Grillparzer und Veethoven. 89

heften ist nicht selten von diesen Ottokar-Abenden die Rede. — So schreibt des Meisteis Bruder Johann einmal im März auf (Heft: v. 42, 46 Bl.):

«Gestern war es im Ottolar wieder sehr voll.» (Bl. 3<)b).

Grillparzer hielt sich selbst, wie wir noch hören werden, für einen Hypochonder. Bereits im Jahre 1825, im Hochsommer, ist einmal, unter steter Anerkennung seines hellen Verstandes, von seiner Gemüthskrankheit die Rede (Heft: v. 2, 48 Bl.). Da schreibt der jugendliche Karl Holz auf (Bl. 24«): „Grillparzer hat den Nagel besser auf den Kopf getroffen.

(25»): „Und er ist gemüthskrank. —

Ferner derselbe (Bl. 27«): Stadler. — Grillparzer nennt ihn den Notmreiter.“

Es ist vom wohlbekannten Abbé Stadler die Rede, von dem unter Anderem erzählt wird, daß er in der Regel den Concertsaal verließ, sowie ein Beethoven'sches Werk bevorstand. — In der allerletzten Zeit Beethoven's trat ihm Abt Stadler etwas näher.

Je mehr nun Beethoven im Jahre 1825, trotz des neuen Impulses, den der Besuch Nellstab's gab, den Gedanken einer neuen Operncomposition preisgab, um so mehr beschäftigte ihn neben seinen Quartettschöpfungen die Idee zu einem neuen Requiem oder zu einem neuen Oratorium biblischen Inhalts. Auch hierbei denkt man in seinen Kreisen stark an Grillparzer. So schreibt Holz in einem Hefte, das wahrscheinlich dem Herbste 1825 angehört (v. 99, 48 Bl.), Folgendes darüber auf:

Wemi's mit Vernarb nichts ist, so würde Grillparzer der beste sein für den Text eines Oratoriums.“

Ende des Jahres werden in Grillparzer noch einmal Opernhoffnungen durch Beethoven erweckt. In einem Hefte aus dieser Zeit (N. 76, 47 Bl.), worin unter Anderem Beethoven selbst die bekannte, bedeutsame Sentenz niederschreibt:

„Nur das Lob eines selbstbelobten kann freuen.“

(Bl. 27 b) notirt Holz auch Manches über Grillparzer auf; so auf Bl. 14^: „Grillparzer hat Lebensansicht und poetisches Gefühl und Daistellungsgabe“: und weiterhin (Bl. 88^): „Den Grillparzer freute die Nachricht wegen der Oper.“

Außerordentlich eistaunenswerth bleibt es, daß Grillparzer's Gedächtnis gar nichts von einer Unterredung aufbewahrt hat, die er noch im letzten Lebensjahre Beethoven's mit diesem gehabt hat. In seinen „Erinnerungen“ schreibt Grillparzer, da er von seiner Melusine spricht, noch Folgendes:

„Gewiß ist, daß nach seinem Tode sich nicht eine einzige Note vorfand, die man unzweifelhaft auf jenes gemeinschaftliche Wert“ («c. Melusine) „hätte beziehen tonnen. Ich blieb übrigens meinem Vorsätze getreu, ihn, auch nicht auf's Leiseste, daran zu erinnern, und lam, da mir auch die Unterhaltung auf schriftlichem Wege lästig war, nicht mehr in feine Nähe, bis ich, im schwarzen Anzüge und eine Kerze in der Hand, hinter seinem Sarge herging.“

Es wird sich jedoch gleich zeigen, wie die Conversationshefte des Jahres 1826 den augenscheinlichen Beweis tiefem, daß Grillparzer noch

So

Alfr. Clzr. Aalifcher in Berlin.

in diesem Jahre mehrfach mit Beethoven zusammentraf, vornehmlich in einem Wirthshause, in welchem echtes Regensburger Bier eingeschenkt wurde, zu einer Zeit, wo der junge Geiger C. Holz der Lviriws reoror bei Beethoven mar.

In einem Hefte aus dem Frühlinge dieses Jahres (1326; sign, v. 88, 96. Blatt) unterhält Holz seinen hochverehrten Meister auch einmal über die Vortrefflichkeit des bayrischen Gerstensaftes. Da schreibt er einmal (Bl. 93 ?):

„Grillparzer kommt täglich, aber erst um 10 Uhr.“

(83?!): „Es ist besser, als unter den Tuchlauben (Straße in Wien). Das heißt: echt bayrisches Bier; ob es gerade von Regensburg ist, weiß ich nicht.

Das beste bayrische Bier ist in Straubing.

In München ist es so schlecht, wie hier“ u. s. w.

Bald darauf erscheint dann Grillparzer selbst in Beethoven's Gesellschaft und führt — so weit die Hefte aufbewahrt sind — zuin letzten Male eine lehrreiche Unterhaltung mit dem Tondichter. — Es mag sehr wohl sein, ist vielleicht wahrscheinlich, daß der folgende Dialog in dem oben angedeuteten bayrischen Bierlocale stattfand, in dem Beethoven, Grillparzer und Holz gemüthlich beisammensaßen. — Grillparzer schreibt also in demselben Hefte (Bl. 87^):

«Die Censur hat mich umgebracht.

Man muß nach Nordamerika reisen, um seinen Ideen freien Lauf zu lassen.

Ich habe vor einiger Zeit die unangenehmste Polizeigeschichte gehabt.

Bios um einiger Juden (? undeutlich) willen.

Werden Sie Heuer nicht auf's Land gehen?

Was erwarten Sie von der Oper unter Barbaja?

Im Theater an der Wien, abgesondert, wäre für die deutsche Oper noch zu hoffen.'

l87^): Und doch wird außer Wien nirgends in Deutschland etwas bedeutende? für die Oper geleistet werden.

Ich glaube, daß die Berliner mehr das Beiwerk der Oper lieben, als die Musik.

Sagt Ihne» Weber's Euryanthe zu?

Mehr Poesie als Musik.

Die Welt hat ihre Unschuld verloren, und ohne Unschuld schafft und genießt man kein Kunstwerk.

Die Loosung unserer Tage ist Kritik.

Weber ist ein kritischer Komponist.

Er hat hier sogar dem Castlli den Hof gemacht.

(88^,): „Ich bin stumpf geworden.“

Der Musiker hat keine Censur.

Zugleich sind aber die ausländischen Literatoreu gegen Alles eingenommen, was aus Oesterreich kommt. Es besteht ein eigentlicher Bund gegen die österreichischen Schriftsteller in Deutschland.

Ich bin trotz allem halb in Oesterreich verliebt.

Im Grunde haben meine Arbeiten stufenweise immer weniger gefallen.

Haben Sie Ottokar gelesen?

Ich habe das Unglück, hypochondrisch zu sein. Das erklärt viel. Meine Arbeiten machen mir keine Freude.“

Grillparzer und Beethoven. —

(«8».): „Hätte ich den tausendsten Theil Ihrer Kraft und Festigkeit.«
War keine Zeit, wo die Ereignisse des Lebens Sie auf längere Zeit im Arbeiten gestört haben?

Liebesverhältnisse zum Beispiel?

Um >/s1« Uhr.

Damit bricht diese denkwürdige Unterredung ab. Wenn man sich auch meistens Beethoven's Gegenrede wohl denken kann, so bedauert man dennoch nicht an wenigen Stellen, daß man dieselbe nicht von ihm selbst schwarz auf weiß — oder hier vielmehr: bleigrau auf gelb — besitzt.

Darum bleibt es doppelt interessant, wie sich Holz später — nach Grillparzer's Fortgehen — über ihn und diese Unterredung ausspricht. Holz schreibt:

Bl. 91°!: „Er hat zu wenig Festigkeit.

Die Ahnfrau hat er in 14 Tagen entworfen und vollendet und sie ist in vieler Rücksicht sein bestes Werk.

Er kann schnell schreiben, der Genius ist da, aber er darf durch nichts aufgehalten werden.

Bei ihm treten noch die Verhältnisse als Beamter ein.

Er hat ein andres Fach.

Mehr Wissenschaft als Kunst.

(91°.): Er hatte einen Gehalt von 120« Fl., aber der Herr Musikgraf verlangte dafür eine so grosze Kaufarbeit: deshalb leistete Grillparzer auf den Gehalt Verzicht, denn er sah ein, das; man dergl. nicht auf der Maschine machen kann.

„Auf Grillparzer hat es gewiß großen Einfluß, daß sie ihm heute f« Muth zugesprochen haben. Es scheint, daß er sich gerne nachgiebt.“

(92°.): „Er ist hypochondrisch.

Houwald ist gut, aber Grillparzer steht doch höher.

Wenn man so etwas sieht, lernt man erst die Freiheit so recht schätzen.“

Idiilsm: „Grillparzer ist so ängstlich: er ist immer mit seinen eigenen Werken unzufrieden.“

Trotz jenes Tages, an dem Grillparzer so offenbare Beweise von Beethoven's Freundschaft und Verehrung für ihn empfing, konnte er es nicht verwinden, daß Beethoven seinen Operntext so unbeachtet ruhen ließ. Wenigstens muß man das aus Aufzeichnungen in einem Hefte schließen, das bald darauf benutzt wurde, Juni oder Juli 1826 (8jBn. I). 128; 32 Bl.) Da schreibt wieder der unermüdliche Holz:

(Bl. 8b): „Mit Grillparzer sprach ich gestern.“

„Ich sagte ihm davon.“

»Er war sehr unzufrieden: er sagte, er wolle gerade keinen großen (9 5) Ruhm darin setzen, doch wüßte er nicht leicht einen Operntext, der in musikalischer und scenischer Rückficht so passend wäre.

„Weber hat schon zweimal gejagt.“

„ES ist schade um die schönen Verse, die im Jagdchor sind gerade sehr gut.“

So kam der Herbst des Jahres 1826 ins Land. Grillparzer ward wieder einmal Wien-müde, es drängte ihn fort. So lesen wir auch in einem Hefte dieses Jahres (Sign. O. 100, 47 Bl.) von C. Holz's Hand die Worte:

92 Alfr. thr. «alischer in Verlin.

IM. 21'?) „Grillparzer ist auf 6 Wochen nach Berlin abgereist. Ei hat mit großer Mühe die Erlaubnis erhalten, auf's Land gehen zu dürfen.

„Er wird auch nach Weimar gehen, um Göthe zu sehen.“

Beethoven begab sich nach Gneixendorf, auf das Gut seines Bruders, um Heilung für seine schwer zerrüttete Gesundheit zu finden. Armer Wahn! Als todtkranker Mann kehrte der Meister im December 18⁶ nach Wien zurück. So sahen sich denn die beiden edlen Schwäne Wien's nicht wieder.

Am 26. März 1827 Nachmittags 5[^] Uhr hauchte Beethoven seinen Geist aus. Diejenigen, denen die Anordnung der Begräbnißfeier oblag, vornehmlich Stephan von Breuning und A. Schindler, wußten daß Niemand berufener fein konnte, die Leichenrede zu verfassen, als F. Grillparzer. So geschah es denn auch. Wenn nun auch des Dichters wunderschöne Grabrede auf Beethoven, die vom Hofschauspieler Heinrich Anschütz gesprochen ward, durch manche der Beethoven-Literatur angehörende Werte — besonders durch das Buch von Ritter von Senfried:

Beethoven's Studien :c. — bekannt ist, so doch weit weniger manch ein Umstand, der den Dichter dabei beseelte. So erzählt Grillparzer in seinen „Erinnerungen an Beethoven“, daß ihn die Nachricht von Beethoven's nahe bevorstehendem Ende um so tiefer erschüttirt habe, als er „keine Ahnung von Beethovens Krankheit hatte.“ (?!) Andern Morgens begann er seine Rebe.

„Ich war“ — so «zählt Grillparzer — „in die zweite Hälfte gekommen, als Schindler wieder eintrat, um das Bestellte wieder abzuholen, denn N. wäre eben gestorben. Da that ich einen starken Fall im Innern, die Thränen traten mir aus den Augen und wie es mir auch bei sonstigen Arbeiten ging, wenn wirtliche Rührung mich übermannt, ich habe die Rede nicht in der Prägnanz vollenden tonnen, in der sie begonnen war. Sie wurde übrigens gehalten, die Leichengäste entfernten sich in andächtiger Rührung, und — Beethoven war nicht mehr unter uns.“

Grillparzer hat diese Rede auch seinen „Erinnerungen“ einverleibt.

Die sich dafür Interefsirenden mögen nun erfahre«, daß dieser Text der Rede von dem fönst bekannten manche nicht unwesentliche Varianten enthält.

Hier fügte der nacharbeitende, feilende Künstler ein Weiteres zum Alten hinzu.

Von sonstigen Einzelheiten, die Grillparzer bei dieser Gelegenheit noch über Beethovens Wesen vorträgt, sei — zur Abrundung des ganzen Verhältnisses — noch folgendes erwähnt. Grillparzer bestätigt es, daß Beethoven Schiller „sehr hoch hielt,“ er behauptet ferner, daß Beethoven das Los des Dichter den Musikern gegenüber „als des beglückteren pries.“ Webers Euryanthe. die damals neu war, schien ihm wenig zu gefallen. Anfechtbar ist aber Grillparzers Ansicht, wonach es «im Ganzen doch Webers Erfolge sein dürften, die in ihm den Gedanken hervorriefen, selbst wieder eine Oper zu schreiben.“ — Aber der Dichters scheint trotz seiner ihm so am Herzen liegenden Melusine doch erkannt und eingesehen zu haben, daß diese einem Beethoven dennoch nicht genügen konnte.

Grillparzer und Beethoven,
9Z

Er sagt zutreffend: „Er (Beethoven) hatte sich aber so sehr an seinen ungebundenen Flug der Phantasie gewöhnt, daß kein Opernbuch der Welt imstande gewesen wäre, feine Ergüsse in gegebenen Schranken festzuhalten. Er suchte und suchte und fand Keines, weil es für ihn Keines gab.“

Nur das scheint Grillparzer nicht erkannt zu haben, daß dem Schöpfer des „Fidelis“ jedenfalls kein romantischer Stoff genug thun konnte, dazu stand sein Geist, sein ganzes Streben zu fest auf realem Boden der gegenwärtig leidenden Menschheit.

Auch nach Beethovens Tode huldigte Grillparzer als Dichter und Aesthetiker seinem hochverehrten Freunde. Mehrere in der Gesamtausgabe enthaltene Gedichte sind dem Cultus Beethoven's geweiht. So das kleine Gedicht „Wanderscene“: „Es geht ein Mann mit raschem Schritt“ —

mit dem Schlußverse: „Der Mann mich an Beethoven mahnt.“ — Das erste poetische Beethoven-Album von Landau enthält dieses Gedicht ebenfalls, (p. 106>. Ein großes, bedeutsames Gedicht von Grillparzer aus dem Jahre 1807 ist: „Beethoven“. Es beginnt also:

Abgestreift daS Band der Grüfte

Noch erschreckt, sich findend kaum

Flog die Seele durch den Raum

Dünn und leichtgespannter Lüfte. —

Dabei wird nicht nur Beethoven's Wesen, sondern auch dasjenige vieler Heroen der Ton- und Dichtkunst charakterisirt. Es ist auch bei Landau abgedruckt (a. a. O. v. 183—186).

Zu erinnern ist auch an das Spott-Gedicht: Chor der Wiener Musiker beim Berlioz-Fest 1846, mit dem Anfange:

„Genoffen I macht ein ernst Gesicht,

Es geht um unsre Ehre

Und können wir das Leichte nicht.

Versuchen wir das Schwere.“ —

(Gesammtwerke I. x. IIS—IIS).

Ein eigenes Gedicht entstand, als Clara Wieck (Schumann) die Wiener durch ihr Beethovenspiel entzückte, nämlich:

Clara Wieck und Beethoven I'-moli-Soiate, also beginnend:

Ein Wandersmann. der Welt, des Leben» satt

Schloß seine Zauber grollend ein,

Im festvermahnten, demantharten Schrein

Und warf den Schlüssel in daS Meer und starb“ — U. s. w.

(Gesammtwerke I, p. 118.)

Wenig bekannt und in den Gesamttwerken Grillparzer's auch nicht enthalten ist sein verbindender Text (Declamation) zu Beethoven's Musik zu „Egmont.“ Die Dichtung wird in Landau' Album als „Ergänzung zur vorhergehenden Mosengeil'schen Dichtung“ mitgetheilt (p. 53—55).

Grillparzer hat seine Verse sür die „Produktionen der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien 1834“ verfaßt.

Alfr. Lhr. «alischer in Berlin.

Da sich späterhin Grillparzer, namentlich als mit Berlioz die Programm-Musik immer größere Kreise zog, dieser aus Beethoven fußenden Richtung abhold zeigte, warf man ihn gereizt und übereilt wohl leicht zu den Verächtern der letzten Epoche in Beethoven's Schaffen. Weit gefehlt: Grillparzer rächte sich dafür durch sein Epigramm:

Beethovomcmie.

Ich sähe, glaubt ihr, auf Beethoven schief?

Als ob zu meinem Ohr nicht seine Zauber reichten?

Nur graut mir vor dem Wörtlein: tief.

Vor allem aus dem Munde der Seichten. —

Immerhin bleibt an jenem Tadel gegen Grillparzer etwas Wahres, Berechtigtes bestehen — das muß schließlich der Wahrheit gemäß zu gegeben werden: Grillparzer war nicht so weit gediehen, um den letzten Beethoven vollkommen zu begreifen. So schreibt er in seiner allgemeinen Aesthetik einmal (Gesamtmerke IX. Band, p. 79/80) — wo er von der Zweideutigkeit des Begriffes „originell“ spricht: „So ist in der Musik Beethoven vielleicht ein so großes musikalisches Talent als Mozart oder Haydn, nur hat etwas Bizarres in seiner Naturanlage, verbunden mit dem Streben, originell zu sein, und allbekannte traurige Lebensumstände ihn dazu geführt, daß in weiterer Ausbildung durch talentlose Nachtreter, die Tonkunst zu einem Schlachtfelde geworden ist, wo der Ton mit der Kunst und die Kunst mit dein Tone Bürgerkriege führen.“ Wie bedauerlich ist diese Bemerkung! Kein Mensch war ferner von aller Originalitätssucht und stand ihr feindseliger gegenüber als Beethoven. Diesem seinen innersten Wesen entsprang sein unsterblicher Gedanke: „Das Neue und Originelle gebiert sich von selbst, ohne daß man daran denkt.“

Allein diese Differenz ist zu unbedeutend, um auf das Verhalten zwischen Grillparzer und Beethoven einen wirklichen Schatten zu werfen. Vielmehr wird das nähere Erkennen dieser reichhaltigen Beziehungen fortfahren, die Gemüther aller edel strebenden Menschen zu befruchten und zu erquicken.

Epilog.

Die gebildete Welt deutscher Zunge — besonders das literarische Deutschthum rüstet sich, die 100 jährige Geburtsfeier Grillparze r's den Manen dieses Mannes würdig zu begehen. — Vieles Wichtige, Bedeutende und Interessante aus dem Nachlasse des Dichters, besonders briefliche Erzeugnisse werden bei dieser Festgelegenheit der deutschen Literatur zum ersten Male übergeben werden, woraus immer neues, schönes Licht auf dm Entmickelungsgang dieses eigenartig vornehmen Dichters

Grillparzer und Beethoven.

fallen muß. Gewiß dürfen die Aufzeichnungen, die Grillparzer bei verschiedenen Gelegenheiten vor seinem großen Freunde Beethoven machte, als ein ebenso eigenartiges wie schätzbare Document seines idealen Geistesfluges begrüßt werden. Flüchtig hingeworfen, sind sie wie spontane Akte der stets lebendigen künstlerischen Phantasie unseres Dichters, für die Beziehungen zwischen den beiden Schwesterkünften, Poesie und Musik, lehrreich und originell. Da hier Zeugnisse aus dem wechselseitigen Geistesleben zweier so auserlesener Geister wie Beethoven und Grillparzer vorgeführt werden konnten: sei es zu fernerer Erinnerung und Weihe noch gestattet, auf einige gemeinsame Charakterzüge im Lebensgange dieser beiden Männer aufmerksam zu machen.

Daß in Beethoven das Bewußtsein von seiner Macht und Kraft außerordentlich lebendig war — das weiß Jeder, der etwas von und über Beethoven gehört hat. — Auch Grillparzer kannte seinen hohen Knistmerth sehr genau, wenn er auch zurückhaltender war. Er hatte nach und nach die Ueberzeugung gewonnen, daß man ihn nach Goethe und Schiller als den Dritten großen Dramatiker zu würdigen habe.

H. Laube, der Herausgeber der Schriften Grillparzers, ruft bei einer derartigen Mitteilung aus (Einleitung XXI): „Was werden wir aber für Ausrufungen zu hören kriegen, daß er in' diesen Wemoiren einmal, von Goethe aus Weimar kommend, zu sagen wagt: Nach Goethe und Schiller — unter wohlbemessenem Abstände — komme doch Grillparzer.“ Weimar und Goethe können gleich an einen anderen homogenen Zug im Leben unserer Beiden gemahnen. Beethoven wie Grillparzer sind von der allerhöchsten Bewunderung für den Genius Goethe's erfüllt, — beide traten in persönlichen Berkehr mit dem olympischen Dichter und beide fühlten sich von der Persönlichkeit Goethes fremdartig berührt. Denn ebenso wie Beethoven, so ist auch Grillparzer's Natur im allerengsten Recht aufs Ethische gerichtet, sie vertreten wie Schiller vorzugsweise das Künstlerische im Lichtglanze des Ethischen. Dieses strahlt ja bei Goethe ebenfalls im Hintergrunde; doch deckt es sich bei ihm persönlich nicht in der Weise, wie bei den anderen hier Genannten. Darum kamen Goethe und Beethoven einmal etwas hart aneinander, bei dein Ersteren blieb der Groll lange, lange haften, — bei Beethoven wich er schneller — und nur Bewunderung für Goethe blieb in seiner Seele zurück.

Ähnliches erlebt Grillparzer an und mit Goethe. Er hat es uns in seiner Selbstbiographie klar und vernehmlich genug verkündet. Hören mir ein Schlußwort Grillparzers über seinen Besuch bei Goethe in Weimar:

«Als ich am viertem Tage meines Aufcnlhalts von Goethe Abschied nahm, war er freundlich, aber abgekühlt. Er wunderte sich, daß ich schon so früh Weimar verlasse, und fügte hinzu, daß, wenn ich später von mir Nachricht geben wolle, es sie sämtlich freuen werde. Also, „sie“ in vielfacher Zahl, nicht ihn. Er ist mir auch in der Folge nicht gerecht geworden, insofern ich mich nämlich denn doch trotz allem Abstände für Kord und Sich I.VI., I«. 7

1<>

Alfr, Chr. Aalischcr in Berlin.

de» besten halte, der nach ihm und Schiller gekommen ist. Daß das Alles meine Liebe und Ehrfurcht für ihn nicht vermindert hat, brauche ich wohl nicht erst zu sagen."

So ist Goethe, obwohl er Beethoven noch weniger gerecht ward, als Grillparzer, — von diesen Beiden stets verehrt und gefeiert worden. Grillparzer's berechtigtes Selbstgefühl kommt unter Anderem auch noch in einem Schreiben an den Kaiser von Oesterreich zum Ausdruck, worin wir zugleich ein beredtes Zeugnis für seine Liebe zu Wien und Oesterreich empfangen; auch darin begegnet er sich mit Beethoven. Jenen Brief teilt G. Wolf in seiner anziehenden Schrift: „Grillparzer als Archiv-Director" (Wien 1874) mit (p. 77). Der Brief stammt aus dem Jahre 1856, wo Grillparzer ein Immediatgesuch um Pensionirung einreichte. Allgemeines Interesse dürften folgende Stellen aus jenem Schreiben beanspruchen: „Nun hat er aber" — so schreibt Grillparzer — „außer seinen Amtsgeschäften sich auch litterarischen und vor Allein dramatischen Arbeiten hingegeben. Was er in letzterem Falle geleistet, dürfte leicht unter das Beste gehören, was seit Schillers Tod in Deutschland erschienen ist. Hierbei war immer die Verherrlichung seines Vaterlandes eines seiner Haupt-Augenmerke. Er hat im Jahre 1848, als die gesammte Litteratur schmiegt, oder sich der Bewegung anschloß, durch seine nicht ohne eigene Gefahr veröffentlichten Gedichte an den Feldmarschall Nadetzkn nicht wenig zur Wirkung der guten Gesinnung, ja selbst zur Begeisterung der Armee beigetragen, der ihm dafür einen Ehrenbecher mit der Inschrift: „Bon der dankbaren italienischen Armee" zum Geschenk gemacht hat. „Wenn er daher gegenwärtig sein Augenmerk auf eine Ausnahme von den allgemeinen Pensionsvorschriften richtet, so darf er sich selbst wohl auch ein wenig unter die Ausnahmen zählen, und er lebt der Ueberzeugung, daß der großartige Sinn Eurer Majestät seine Hoffnung nicht täuschen werde." —

Nebrigens hatte dieses Gesuch den gewünschten Erfolg.

Grillparzer war im schönsten Sinne des Wortes ein patriotischer, nationaler Dichter, etwa wie Gustav Freitag.

Wer in Wahrheit liebt, wird und darf aus Liebe zürnen auch und eifern i wer sein Vaterland ernsthaft liebt, wird bei vorkommenden Schäden, Vergehen und Gebrechen dem geliebten Wesen einen Spiegel vorhalten dürfen, und so thaten es Grillparzer wie Beethoven redlich.

— Die Wienerische Leichtlebigkeit wird von Grillparzer in ähnlichem Geiste wie von Beethoven gezeißelt. Die Wiener nannten Beide mit Vorliebe „Phäaken" nach homerischem Vorbilde. Beide Künstler weilten sogar gern unter diesen „Phäaken", liebten sie trotz ihrer Schwächen und gewannen auch für ihre Kunst manch heilsame Bereicherung aus diesem Phäakenthume. — Einer der vielen Biographen Grillparzer's hat diesen Grillparzer'schen Zug besonders feinsinnig ausgedrückt. Es ist Emil Kuh

Grillparzer und Beethoven,
9?

in seiner Schrift: Zwei Dichter Oesterreichs. Franz Grillparzer; Adalbert Stifter. Pest 1872. Darin schreibt dieser Biograph (p. 157): „Unter den Phäaken hat er (Grillparzer) allerdings geweilt, das merken mir seiner Dichtung deutlich an; dennoch war sein Genius nur ein Gast bei den Phäaken, die vor ihm getanzt und gespielt, die ihm das Schiff ausgerüstet und geschmückt haben und deren Insel er, wie der göttliche Odysseus, schlafend verläßt.“ —

Die unerbittliche Konsequenz des künstlerischen Idealismus theilt Grillparzer ebenfalls mit Beethoven. Wohl nie war ein Genius um seine neuen Kunststoffeubarungim so gänzlich unverschuldet angefeindet worden, wie Beethoven. Er hatte in späteren Jahren für derartige Erscheinungen immer nur das Wort: „Wird ihnen schon einmal gefallen.“ — Nun, er hatte Recht, Laien und Musiker fanden nach und nach auch an seinen dunkelsten Tondichtungen immer mächtigeres Wohlgefallen.

Die gleiche Entschiedenheit des Kunstcharakters zeigte auch Grillparzer zu allen Zeiten. Was er einmal für künstlerisch wahr erkannt hatte, das hielt er unverbrüchlich fest, mochte dagegen noch so viel gestritten und gelärmt werden.

Heinrich Laube kommt in seinem kurzen Examen des Grillparzer'schen Lustspieles „Weh' dem, der lügt“ besonders auf diese Grillparzer'sche Charaktereigenschaft zu sprechen, ^aube erwähnt das Alles, um dann seine Ablehnung dieses Lustspieles zu motiviren. Er sagt dabei noch: „To verhielt er sich bis an sein Ende zu diesem abgelehnten „Weh' dem, der lügt!“ Ich nahm aber das Stück nicht auf, weil ich es wohl für eine geistvolle literarische Arbeit, nicht aber für ein wirksames Theaterstück halte.“ Wer hat denn nun Recht behalten? Laube oder Grillparzer?

Unsere Gegenwart hat auch hierin zu Gunsten dieses Dichters entschieden. Die eigentliche vis comicu in jenem Lustspiele, wie sie im Wesen jener kecken Wahrheitslust, namentlich Leon's liegt, scheint Laube doch nicht gefaßt zu haben. —

Beide — Grillparzer und Beethoven — waren sie Idealisten nicht nur in der Kunst, sondern auch im Leben. Enthusiastisch priesen sie Beide die hohe, schwere Tugend der Gerechtigkeit, das „härene Gewand“ für den Erlösungsbedürftigen nach Schopenhauer. Beethoven schreibt einmal darüber <181.7>: „Ich könnte sehr empfindlich sein, aber der Gerechte muß auch Unrecht leiden können, ohne sich im Mindesten vom Rechten zu entfernen. In diesem Sinne werde ich jede Probe bestehen und man wird mich nicht wanken machen“.

Uno Grillparzer in seinen „Aphorismen“:

„Von allen Tugenden die schwerste und seltenste ist die Gerechtigkeit. Man niidet zehn Groszmüthige und eine Gerechten.“

Eine große Künstlerfamilie ist in beider ^eben besonders ftgensvoll verzeichnet. Es ist die Familie Schröder. Die große Tragödin Sophie

7.

98 Alfr. Chr. Italischer in Verlin.

Schröder ist in gewissem Sinne das für Grillparzer, was die große Sängerin Nilhelmine Schröder-Devrient für Beethoven ist. Diese brachte durch ihre Zauberjugend und Zauberkunst den „Fidelio“ 1822 zu neuem Leben. Der große Erfolg der Grillparzer'schen Sappho ist zu nicht geringem Teile der tragischen Kunst der Sophie Schröder zuzuschreiben.

Wie das mit der „Sappho“ geschah, das hat gewiß kein Augen- und Ohrenzeuge schöner und begeisterter geschildert, als der schwedische Dichter Atterbom in seinen „Aufzeichnungen“ (Berlin 1867). Atterbom war in den Jahren 1818—1819 in Wien, gerade als die ersten Grillparzer'schen Dramen aufgeführt wurden. Einiges aus seinen Dithyramben darüber wird der freundliche Leser gern erfahren. „Ich sah die „Sappho“,“ erzählt Atterbom (a. a. O. 9. 193), „dieses auch persönlich recht lebenswürdigen Skalden auf dem kaiserlichen Hoftheater aufführen und Madame Schröder stellte die Sappho des Dichters in einer Weise dar, daß ich glaubte, die Sappho der Vorzeit leibhaftig vor mir zu sehen. So habe ich in meinem Leben nicht Verse declamiren hören; die ganze Musik der Poesie in ihren feinsten Nuancen, all der rhythmische Zauber, der vor des Dichters Ohr erklingt, wenn seine Verse heruorstiegen, die aber eigentlich seine Feder, nicht seine Züge auszudrücken vermag, vereinigte sich hier mit einer äußerst schönen, vollen und jede Saite der Seele anschlagenden Stimme.“ Den Höhepunkt fand Atterbom im Hymnus an Aphrodite, worüber noch Folgendes: „Diese Hymne recitierte sie mit einer an Gesang grenzenden Aussprache und begleitete sich dazu mit einer Harfe. So ungefähr muß die wirkliche Sappho, so Corinna ihre Gefänge vorgetragen haben. Du tauust es glauben, wir vermeinten wahrhaftig höhere Sphärenlänge zu vernehmen und nicht bloß ich weinte, der ich stets ein leicht zu rührendes Heimchen war, sondern auch mein riesenhafter Herzensbruder Nückert war wie außer sich vor glückseligem Schmerz. Dieser Abend war einer der schönsten meines Lebens.“ —

Auch das Familienleben beider weist nicht wenige gemeinsame Züge auf. Beethoven hing mit rührender Zärtlichkeit an seiner Mutter, die ihm leider frühzeitig entrissen wurde. Noch mehr gilt dieses von Grillparzer, der sich zwar lange Jahre der treuesten Liebe seiner über alles verehrten Mutter erfreuen durfte; um so schwerer ward er durch den Tod, den so erschütternde Umstände begleiteten, betroffen. Mit Geschwistern hatten sie beide ihre liebe Noth. Nicht nur Beethoven hatte einen Bruder „Pseudo“, auch Grillparzer weiß davon ein böses Lied zu singen. Sein Tagebuch aus dem Jahre 1836 hat folgenden ergreifenden, beredigen Schluß:

»In München angekommen, fand ich Briefe mit der Nachricht, daß mein Bruder

Grillparzer und Beethoven,

c,, <)

Karl Weib, Kinder und Amt verlassen, und die Amtskasse sich leer befunden habe. In Wien angekommen, klagte er sich eines Mordes an, und gab alle Zeichen des Wahnsinns. ES schließt somit mein Tagebuch."

Schließlich sei denn auch noch hervorgehoben, daß auch das Leichenbegängnis; beider eine Aehnlichkeit aufweist. Beethoven war in der letzten Zeit seines Daseins einsamer denn je; an seinem Krankenlager weilten nur wenige ihm treuergebene Seelen. Erst die Kunde von seinem Tode rief wieder eine ungeheure Bewegung in den seinem Genius theilweise entfremdeten Gemüthern Wiens hervor. Das nun folgende Leichenbegängniß auf dem Währinger Friedhofe gehörte zu den großartigsten derartigen Feierlichkeiten, deren man sich entsinnen konnte. An 2000(1 Leidtragende, so wird berichtet, haben dem großen Tobten das letzte Geleite gegeben. Und unser Säcularheld, Franz Grillparzer hatte die vom Hofschauspieler Anschütz gesprochene Grabrede verfaßt, die ja aus manchen dem Lebensgange Beethovens gewidmeten Werken wohlbekannt sein dürfte. Noch weit imponanter gestaltete sich nach mehr als 40 Jahren — 1872 — die Leichenfeier für Franz Grillparzer, der nicht weit von seinem großen Freunde Beethoven begraben ward. Die ganze große Hauptstadt Wien ^- um mit H. Laube zu sprechen — beging die Leichenfeier des Dichters, als ob ein Haupt des Landes zur Erde bestattet wurde. In diesem Maaße feierlich und allgemein ist wohl noch nie ein Poet begraben worden. Hunderttausende nahmen daran Theil. — Wie zu Beethovens Zeit, so fuhr auch hier der Leichenwagen „eine Stunde lang" zum Währinger Friedhofe hinaus. Ueberall stand eine ehrfurchtsvoll grübende Menge. — Das Begräbniß begann bald nach der Mittagstunde; aber als die Grabrede gehalten wurde, war es schon Abend geworden „und der Mond blickte auf die Trauerversammlung und das Grab. Es ist nur einige Schritte entfernt von dem Grabe Beethovens."

So ruhen denn die beiden, die im Leben so oft die Herzen vor einander öffneten, im Tode nicht weit von einander. Beethoven, als Preuße geboren, nennt Oesterreich sein zweites Vaterland; Grillparzer ist ganz Oesterreicher. Beide gehören sie dem deutschen Kunstgenius an: aber gewiß hat das engere österreichische Vaterland keine erlauchteren Kunstgeister aufzuweisen als Beethoven und Grillparzer.

Die Galgenbäuerin.

von

Hermine Villinger.

— Karlsruhe. —

I.

in klarer Sternenhimmel wölbte sich über dem hügeligen, von dunklen Tannenwäldern umschlossenen Oberthal; zwei tiefdachige Höfe, der eine am Ausgang, der andere im Mittelpunkt des Thales, bildeten die ganze Gemeinde der sogenannten Fuchsfalle. Inmitten dieser, auf der höchsten Stelle und weithin sichtbar, ragten die breiten Steinfeiler eines mächtigen Galgens unheimlich zum Himmel empor. Es waren erst zwanzig und einige Jahre vorüber, man zählte damals eintausendsiebenhundertundsiebzig — hatte der Henker hier oben zum letzten Mal seine Pflicht gethan, und die Bauern von St. Georgen, Fürtmangen und Triberg. verdoppeln ihre Schritte, wenn sie des Abends an der Nichtstätte vorbeikommen, denn hier spuckt's — weiße Pudel treten geräuschlos aus den Gebüsch, werden größer und größer und nehmen schließlich die Gestalt der jungen Verbrecherin an, die zuletzt da oben gehangen und nun „umgeht“, weinend und jammernd ihr irdisches Grab suchend, dem sie verlustig gegangen ^ wie sich die Leute erzählten.

Die Frau aber, welche zur Stunde unterhalb der Richtstätte, auf der Schwelle des Galgenhofes stand, wäre wohl dazn angethan gewesen, einem furchtsamen Wanderer ein Gefühl des Unbehagens einzuflößen, so weiß ist ihr Gesicht, so weiß die Fülle des Haares, durch die schwarze, feierliche Tracht der St. Georginnen noch doppelt hervorgehoben. Auch ihre Hände, welche ununterbrochen, mit geradezu unheimlicher Schnelligkeit Stroh flochten, waren von blendender Weiße und zeugten weder von Haus- noch Feldarbeit.

Die Galgenbälicrin.

Die Bäuerin flicht und schaut zum Galgen hinwuf; sie geht in's Haus

und kehrt zurück: „Er müßt' jetzt da sein,“ murmelt sie, „über eine Meile weg.“

„Er müßt' jetzt da sein,“ murmelt sie, „über eine Meile weg.“

„Er müßt' jetzt da sein,“ murmelt sie, „über eine Meile weg.“

Da mit einem Mal sieht sie, daß sich was rührt unterhalb des Galgens, daß sich ein schwarzer Schatten dran aufrichtet und wieder zusammensinkt.

Die Bäuerin weiß, daß kein Mensch des Ober- und Unterthaales es gewagt haben würde, sich zur Nachtzeit der Nichtstätte zu nähern, daß der da oben also nur ihr Sohn sein konnte, für den die Nacht keine Schrecken barg.

Zweimal schon hatte ihr Fuß den mit Gras bewachsenen, wenig Schritte von dem Haus aufsteigenden Hügel betreten, aber immer fuhr's ihr wie ein Schauer durch die Glieder, und sie mußte von dem Vorhaben ablassen. Endlich aber, sich noch einmal aufraffend, stieg sie schmerathmend den Blick ohne etwas zu sehen, auf die hastig weiterflechtenden Hände gerichtet, den Weg zur Nichtstätte hinan. Ein Mensch lag mit dem Gesicht in den Armen unter dem Galgen, neben ihm ein Beil und ein Seil.

„Benedikt,“ stöhnte die Frau auf, „was thust Du hier?“

Der Bursche fuhr herum: „Ihr — Mutter —“

„Ja ich — was thust Du hier!“

„Hängen wollt' ich mich,“ stieß der Bursche hervor, „weil ich nicht leben kann ohne die Waldburg — weil ich's nicht überstehen mag, daß der Eckbauer mich heimschickt — ich sollt' zu allerletzt auf seinen Hof sitzen — hat er gesagt.“

„So, hat er das gesagt,“ sprach die Frau, in gedehntem, eigenthümlichem Ton, den Kopf nach jener Seite des Hügels wendend, wo im Winkel zweier jäh aufsteigenden Berge ein Lichtchen wie eingebettet flackerte.

„Nicht überstehen mag ich's,“ wiederholte Benedikt.

Man übersteht noch ganz anderes,“ unterbrach sie ihn, hastig Beil und Seil an sich nehmend, „komm' von da weg — ich werd' morgen mit dein Eckbauern sprechen, und ich sag' Dir, es wird was nützen —“

Diese Worte machten einen großen Eindruck auf den Burschen, „Ihr wollt' einmal weiter als vor's Haus hinaus — Ihr wolltet selber zum Eckbauern, Mutter, und ihn zwingen können?“

Und da sie nickte, feierlich und langsam wie jemand, der seiner Sache sicher, legte er die Hand auf ihren Arm, um ihr besser in's Gesicht schauen zu können.

„Ich hab' ja gar nicht gewußt, daß Euch mein Glück so am Herzen liegt —“

„Nun, was soll mir denn sonst am Herzen liegen,“ murmelte sie, „ich hab's wohl bemerkt mit Euch zwei —“

„Sie will auch keinen anderen, versicherte er, „gestern Abend hat sie mir's gesagt, und was soll ich auf der Welt, wenn ich sie nicht krieg', ich könnt' keinen Tag sein, ohne ihr Lachen —“

^92 Hermine villinger i» Karlsruhe.

... „Gute Pacht,“ ..sagte die Mutter, als sie in's Haus traten.

„Gut' Nochtz/i-Äwrmelte er, sich nach ihr umschauend; er hätte so gern noch etwas gefragt, aber ihre Stimme hatte so eigenthümlich, wie gänzlich ab>?efeltb'ge?!ängon-,- daß er nicht den Muth fand sie aufzuhalten und zögernd die schmale Treppe zu feiner Schlafstätte hinaufstieg.

Die Bäuerin aber schritt, ohne ein Licht anzustecken, durch die große niedrige Stube mit den vielen vergitterten Fensterchen, schob im Hintergrund derselben eine Thüre ohne Niegel auf, schob sie ebenfo hinter sich zurück und schlug Licht. Es erhellte einen Raum der eigentümlichsten Art; er war ohne Fenster, nur kleine verschließbare Luftlöcher waren hier und dort angebracht; in der Stube selbst — Vett, Tisch, Stuhl, der Boden, die Wände, alles war mit Strohflechtereien bekleidet oder ganz davon gefertigt, man hörte keinen Tritt, man sah kein Stäubchen in dem ob seinem matten Weiß wie unberührt erscheinenden Raum. Eine blutig rothe Dornenkrone auf weißem Grunde, ein Kunstwerk an Ausführung und Feinheit des Geflechts, hing über dem Bett. Man sah, hier hatte sich die Arbeit eines halben Menschenlebens angesammelt, aber die Bäuerin schien noch immer nicht damit fertig zu sein, sie flocht weiter und weiter, langsam auf und abwandelnd, die Finger mit gleichmäßiger Schnelligkeit handhabend, die Stirne gefurcht unter der Gedankenarbeit, die dahinter vor sich ging, lind es war kein geringer Entschluß, mit dem sie kämpfte, keine kleine Sache, mit der sie in's Reine zu kommen suchte — indeß sie hatte Uebung, im „mit sich fertig werden —“ es stand ihr auf dem Gesicht geschrieben, das, als sie vor ungefähr dreißig Jahren mit bloßen Veinchen über den Weidplatz schritt, noch keine Anlagen zeigte zu dem vergeistigten Ausdruck, der alles bäuerisch Derbe aus diesem Antlitz getilgt.

II.

Wer zu jener Zeit über den Weidplatz in der Fuchsfalle ging, konnte die kleine Marzella zu jeder Stunde am Bach beschäftigt finden, in welchem sie eifrigst irgend eine Wäsche hielt — besonders für ihr Häubchen zeigte sie eine große Sorgfalt, legte es fein in die Sonne zur Bleiche, und war es trocken, freute sie sich unbeschreiblich in dem schneeweißen Häubchen zwischen ihren Kühen herumzuspaziren.

So sah sie des Galgenbauers Gregor auf dein Weg in die Fremde.

Marzella war aus dem Eckhof drüben, und die Nachbarskinder kannten sich wohl, hatten sich aber, da er schon ein junger Nursch war und sie noch ein Kind, bislang wenig beachtet. Nun fiel ihm die säuberliche Kleine, unter deren Häubchen die Locken so dicht hervorquollen, zum ersten Mal auf, und es fuhr ihm durch den Sinn — jetzt siehst du das Kind, das du doch alle Tage gesehen, eine ganze Weile nicht wieder —

Er wollte sich die Anwandlung wegscherzen und legte den Wanderstab

Die Galgenbäuerin. ^03

wie zum Schuß bereit auf sie an; dabei kam er dem Häubchen zu nah und zeichnete einen großen schwarzen Strich darüber hin.

„O,“ rief er aus, „nun hab' ich Dir's schmutzig gemacht?“

„Thut nichts,“ beruhigte sie ihn, „ich wasch es wieder — gelt, jetzt gehst in die Fremd', Gregor — verlaus' Dich nicht und behüt Dich Gott.“

Er nickte und ging, schaute aber, er wußte selbst nicht warum, noch etliche Male nach der Kleinen zurück, die auf den Galgenhügel gestiegen war und nun aus der unheimlichen Umrahmung herauswinkte — sonnenbeschiene.

„Wie ein kleines Heiligenbild,“ murmelte er, und das Fortgehen, auf das er sich gefreut, wurde ihm plötzlich sauer.

Sein Vater, der Galgenbauer hatte eben zu früh triumphirt und erntete nun die Strafe für seinen Hochmuth; als sein Bub zur Welt kam, schleppte er sich den ganzen Tag mit ihm herum, und jeder mußte den Burschen bewundern und seine Keckheit bestaunen. Die wuchs denn auch lustig mit ihm auf, denn da war niemand, der dem kleinen Kraftmenschen gewehrt und ihm die Auswüchse gestutzt hätte. Die Frau besaß nicht den Muth, dem gemalthötigen Manne entgegenzuhandeln, und so geschah's, daß der eigene Vater schon mit dem Halbwüchsigen nicht mehr zu Streich kommen konnte, und es mar gut, daß der nächste Nachbar jenseits des Hügels wohnte, denn es ging bös her auf dem Galgenhof. Schließlich mußte sich der Bauer nicht anders mehr zu helfen, als daß er den Vurfchen in die Fremde schickte, „'s ist nur, daß er ein Handwerk lernt,“ sagte er zum Eckbauern.

Der lächelte verschmitzt: „Ja, ja, der Bastel bleibt daheim — ist halt auch kein so schöner Bub, aber hab' ihn unterm Dammen — ja, ja!“

Der Galgenbauer verstand den Hieb, aber er schluckte seinen Groll hinunter; was hätte er auch sagen sollen; der Eckbauer ließ sich nicht so leicht über's Ohr hauen, der war überhaupt ein Mensch, der sich in allen Dingen auf seinen Vorthail verstand und darum immer ein höhnisch verschmitztes Lächeln in den Mundwinkeln sitzen hatte, über die, welche sich anstrebten, es ihm gleich zu thun. Der Hof gehörte nicht ihm, sondern Marzella; er mar der zweite Mann der Eckbäuerin gewesen. Nach deren Tod nahm er den Sohn seiner verstorbenen Schwester zu sich, um als Vormund das Erbe der Waise in Händen zu haben. Er baute sich von dem Vermögen seiner beiden Mündel ein Hans, sorgte in der ausgiebigsten Weise für seine alten Tage, und fand es. nachdem er sein Schäfchen in's Trockene gebracht, für angemessen, den Neffen und die Erbin zusammen zu geben. Er ließ jedoch nichts von seinen Absichten merken, sondern fing die Sache folgendermaßen an: Kaum waren die jungen Leute in das Alter gelangt, in dem vom Tanzboden die Rede, nahm der Alte eine wüthende Miene an und erklärte mit einer Leidenschaft, als habe sich

I,OH Hermine Villinger in Karlsruhe.

eine Welt gegen ihn verschworen, er für seinen Theil verbäte sich ein für alle Mal jedes Gethue und Geseufze, sie seien als Bruder und Schwester aufgewachsen und dabei müsse es bleiben. Hierauf saß er in den Wirthschaften der Nachbarsorte herum, erzählte von einer reichen Heirath, die er für den Neffen in Hornberg drunten ausgemacht, und wo er nur in eine Wirthschaft zu sitzen brauche. Wenn dann der oder jener Bauer meinte, der Bastel hätt's ja näher und habe nur zuzugreifen, wurde der Alte wüthend, schwor sich hoch und theuer, er wolle dem Ding ein Ende machen, er sei nun einmal mit dem Hornberger im Reinen und lieber thu' er den Steffen gleich aus dem Haus, als daß er ein Einverständnis zwischen den jungen Leuten aufkommen ließ.

Diese waren erst über die Reden des Bauern verwundert, geriethen, als sich dieselben beständig wiederholten, in Verlegenheit, begannen einander näher ins Auge zu fassen, und die Folge davon war, daß sie Beide roth wurden, so oft sie sich in den Weg liefen.

Darüber schaffte sich der Bauer erst recht in einen Grimm hinein und schickte den Bastel über Hals und >vovf fort, nach Constanz, wo er die Wirthschaft erlernen sollte. Nun saß der Alte, von der Gicht geplagt, in der Stube, trank darauf los, und so oft er Marzellas ansichtig wurde, zankte er sich mit ihr herum, bis diese den Stiefvater immer mehr zu meiden begann und kaum noch in der unteren Stube zu erscheinen wagte. In diese Zeit starb der Galgenbauer am Schlag, und Gregor kam heim.

Er war ein bildsaubrer Mensch geworden und hatte sich draußen Lebensart zugelegt, was ihm g^r wohl anstand. Als er am Sonntag nacht, des Vaters Tod, Marzella vom Eckhof herkommen sah, um zur nächsten Dorfkirche zu gehen, ließ ihn zum ersten Mal seine Keckheit im Stich und er blieb, statt ihr entgegenzueilen, ebenso verwundert als beklommen hinter der Stallthüre stehen und schaute ihr nach.

Sie schritt so fest und frei dahin, die Füße mit den rothen Zwickelstrumpfen zierlich nach außen setzend; wundervolle Flechten fielen ihr auf den faltigen schwarzen Nock, die bauschigen Hemdänel leuchteten vor Frische, ebenso die rothlichen Arme, die vollen Wangen. Gregor streckte unwillkürlich die Arme nach ihr aus; es überkam ihn plötzlich wieder jenes Gefühl tiefen Heimwehs, das er zum ersten Mal empfunden, als das Kind im weißen Häubchen mit dem strahlenden Blick zu ihm aufgeschaut, und ihm ein ‚Behüt' Gott' mit auf den Weg gegeben. Nur trat dieses Gefühl jetzt heftiger, tiefer und beunruhigender auf, daß er sich nicht zu helfen wußte und nach planlosem Hin- und Herrennen endlich den Weg zur Kirche nahm. Als er so da stand unter den Burschen, den Blick auf Marzellas gesenktes Haupt gerichtet, schämte er sich plötzlich von Grund seines Herzens, daß er so vielmals gelästert und gespottet in seinem Leben

— Vie Galgenbcuierin. ^03

und so manches Unheil angerichtet in seiner Rohheit und seinein Jähzorn, und etwas wie ein Gebet ohne Worte, dessen Inhalt ein ernstes feierliches Versprechen war, stieg aus seiner Seele zum Himmel auf.

Er begrüßte Marzella auf dem Heimweg und sie streifte ihm, mit einem raschen Blick, schritt aber dann einsilbig, in sonderbarer Befangenheit neben ihm her; er wußte auch nicht viel zu reden; nachdem sie sich jedoch getrennt, ertappten sie sich gegenseitig an dein Versuche, einander nachzusehen.

Gregor war ein Mensch, bei dem die Dinge, welche ihm durch den Kopf fuhren, auch sofort zur Ausführung gelangen mußten; gleich am Nachmittag sprach er beim Eckbauern ein, der sich beim Anblick des hübschen Burschen wenig erbaut zeigte und ihm nur nothgedrungen einen Stuhl bot. Gregor fing sofort an, sich über die Maßen herauszustreichen und zu erzählen, was er in der Fremde Alles gelernt; jetzt sei er in der Lehre bei einem Seifensieder im Schwarzmal und er hoffe sich mit seinen Lichtern ein Schönes auf den Jahrmärkten zu verdienen. Der Eckbauer wünschte ihm Glück, und er möge ja keine Zeit verlieren.

„Gleich heut' in acht Tagen muß ich wieder in's Unterland," erklärte Gregor, „aber vorher möcht' ich noch ein Wort mit Euch reden, Eckbauer, wegen —“

„Hat keinen Anstand," unterbrach ihn dieser, „kommt wieder —“

Nun wnszte es aber der Alte einzurichten, daß ihn der Nachbarssohn bei wiederholtem Kommen niemals allein traf, und als Gregor endlich voller Ungeduld nach Marzella fragte, da schante ihn der Eckbauer plötzlich mit einem sonderbaren Blick an und sprach ein barsches:

„Mit der ist's nicht's, laßt's Ench gesagt sein.“

Gregor verließ in der Frühe des kommenden Sonntags, so wie er's vorgehabt, die Fuchsfalle; er that's in blinder Wuth, denn seine gemaltthätige Natur sollte sich zum ersten Male fügen. Nachdem er etliche Stunden Weges zurückgelegt, kühlte sich die Hitze in seinem Innern etwas ab, und er kam zu der Einsicht, daß er sich ja mit dem Eckbauern eigentlich gar nicht ausgesprochen und doch alles Necht habe, sich nach den Grnd zu erkundigen, weßhalb er nicht an Marzella denken solle. Er kehrte zurück, den Weg durch den Wald nehmend, um den Bauern, die um diese Stunde die Wirthchäuser aufsuchten, nicht zn begegnen.

Um dieselbe Zeit saß Marzella oben in ihrer Kammer, nachdem sie Knechte und Mägde mit besonders dringender Eile fortgeschickt. Gar Wichtiges ging in ihrer Seele vor. kein Wunder, daß sie sich einriegelte; ein Bursche hatte ihr, als sie aus der Kirche trat, einen Herzlebkuchen vom Bastel zugesteckt, und sie solle ihm sagen lassen, ob sie in Lieb' und Treue ihm angehören wolle. Auf dem ganzen Heimweg war ihr zu Muthe gewesen, als müßte es ihr jedes ansehen, daß sie einen verbotenen Herzlebk-

^06 Hermiile villingei in Karlsruhe.

kuchen in der Tasche trug, und nun sie das Geschenk vor sich liegen hatte, vermochte sie sich noch immer nicht darüber zu freuen; das Geheimniß drückte sie; ruie sie keinen Flecken an ihrer äußeren Erscheinung duldete, so wehrte sich ihre Seele gegen jede unklare Sache, die von ihr Besitz nehmen wollte. All' ihr Treiben und Thun und Denken war bislang aus einem gar freien und läutern Gemüth gekommen, in dem es weder Winkel, noch Ecken, noch Verstecke gab. Sie wußte also gar nicht, wohin mit dem Geheimen, Unerlaubten, was dieser Lebkuchen ihr vergegenwärtigte, und was ihrem Unbehagen noch die Krone aufsetzte, sie mußte allemal an den Gregor denken, so oft sie sich eine Antwort für den Vastel ausdachte.

„Lieber Herrgott,“ seufzte sie auf, „daß auch gerad' noch Sonntag sein muß, heut', und ich nicht flechten darf — da wollt' ich gleich die rechten Wort' finden — aber mit müßigen Händen geht auch im Kopf der Faden aus — was ist er doch ein bildsauberer Bursch' geworden, der Gregor, setzte sie plötzlich ohne jeden Zusammenhang hinzu, und fort ist er auch, seufzte sie auf und fchaute verloren vor sich hm.

Während Marzella sich also den Kopf zerbrach und sich in das erste Durcheinander ihres bisher so ruhig schlagenden Herzens nicht zu finden vermochte, kamen drei Bauern den Weg von St. Georgen herunter auf den Eckhof zu.

„Wenn er die Gicht hat,“ meinte einer von ihnen, „ist er vielleicht nicht fo zäh', will's Gott -“

„Da kennt Ihr den Eckbauern schlecht,“ brummte der zweite, „der weiß mitsammt der Gicht was er will, und daß sein Vieh das schönst' ist weit herum -“

„Hab' auch keine Fiduz,“ murmelte der Dritte.

Sie kratzten ihre Stiefel an der Treppe ab und traten in den geräumigen Vorplatz des Eckhofes, der gut noch einmal fo groß wie der Galgenhof war und fast ein herrschaftlich' Aussehen hatte. Als auf das Anklopfen der Männer ,kein^ herein erfolgte, öffneten sie die Thüre und traten in die Stube. Ein starker Vranntweingeruch duftete ihnen entgegen; auf dem Boden lag eine zerbrochene Flasche. Der Eckbauer, den Kopf auf den Armen, hing über den Tisch, und einer der Bauern meinte laut lachend:

„Der Kerl hat einen Mordsrcmsch.“ —

Im nächsten Augenblick jedoch schrie er entsetzt auf und zeigte mit vorgestreckten Fingern auf den Hemdsärmel des Eckbauern, von dem das Blut in großen schweren Tropfen hernieder troff. Sie riefen den Bauern an, sie rüttelten ihn, da gewahrten sie, daß er ein Messer in der rechten Schulter stecken hatte und nicht mehr athmete.

Entsetzt liefen sie zur Thür hinaus — in die Küche — in den Stall — kein Mensch war zu finden. Sie eilten die Treppe hinauf und hämmerte» gegen die Kammern — eine der Thüren sprang auf, und Mar-

Vis Galgeibäneri».

Marzella stand in der Mitte der Stube, Hochroth, ein Bild des Schreckens! Sie hatte eben den Herzlebkuchen zum Fenster hinausgeworfen. Als sie die verstötten Bauern statt des Stiefvaters gewahrte, fragte sie auf's höchste erstaunt, indem sie ihre Schürze zu glätten suchte:

„Ja, was wollt denn Ihr — ist was vassirt?“

„Freilich, freilich,“ stotterten sie, „bist Du denn taub, 's muß ja höllisch hergegangen sein — drunten —“

„'s mar ja kein Mensch da,“ verwunderte sich das Mädchen, „die Leut' sind alle nach St. Georgen, und ich Hab' niemanden in's Haus gehen sehen.“

Sie waren unten angekommen, einer der Männer riß die Thürs auf: „So — haben mir ihn gefunden — so stand's — 's Brotmesser ist ihm in die Schulter gestoßen worden — nun schnell nach Triberg zum Gericht — 's pressirt, 's pressirt bei Gott.“ —

Marzella, die geisterbleich unter der Thür stehen geblieben mar, faßte einen der Männer, krampfhaft beim Arm:

„Ihr werdet mich doch nicht allein lassen — ich fürcht' mich.“ —

„Der Sohn wird bald da fein“ — hieß es.

Da fuhr ihr ein Blitz durch die Seele: „Nur der nicht“ — schrie sie auf, floh die Treppen hinauf und verriegelte sich in ihrer Kammer.

III.

Es mar gegen Abeud; der Galgenhügel zeigte sich wie schwarz besäet von Menschen; auch der Himmel war schwarz; niemand erinnerte sich, ihn so drohend gesehen zu haben. Schwere Nebelmassen hingen an den Bergen, durch die Bäume heulte der Wind, und Schaaren von Naben zogen kreischend über's Feld. Jetzt zeigte sich auf der Straße von Triberg ein Zug, der von der Menge mit einem dumpfen Gemurmeln der Befriedigung begrüßt wurde.

Gregor, der unter der Thür des Galgenhofes stand, sah ihm entgegen; erst vor wenigen Augenblicken war der Bursche aus der Fremde heimgekehrt; ruhelos, ohne bei seinem Meister auszuhalten, war er umhergeirrt, bis ihn ein furchtbares Gerücht über Hals und Kopf in die Heimat trieb.

Er kam eben an, als der unheimliche Zug von der Triberger Straße in die Fuchsfalle einbog. — Deutlich, entsetzlich deutlich erkannte Gregor die zusammengekauerte Gestalt im grauen Gewand, welche auf dem Marren dahergezogen wurde. Es war, als ob alle Adern an der Stirne des Burschen vorspringen wollten, als ob ihn ein Fieber schüttelte, so heftig schlugen ihm die Zähne aufeinander. Einen Augenblick kehrte er sich mit solcher Wucht gegen das Haus, als wollte er die Stirne gegen die Mauer einrennen

^ plötzlich aber hielt er mitten in seinem Beginnen inne:

„So geh' zu Grund, Welt —“ keuchte er und eilte, die Augen mit

^08 Hermine villinger in Rarls intse.

den Händen bedeckend, um nichts mehr zu sehen, in den nahen Wald, der die Fuchsfalle umschloß.

Der Zug kam näher; von den Leuten auf dem Galgenhügel ging ein Gesumme wie von Tausenden von Bienenkörben aus; die Kinder hockten auf den Bäumen, und von Zeit zu Zeit krachte ein Äst, daß Alles darunter zusammenfuhr und für einen Augenblick eine Todesstille eintrat.

Unterhalb des Galgenhügels wurde der Karren angehalten, und der Geistliche half der an den Händen gefesselten Verbrecherin beim Aussteigen. Aufrechten Hauptes schritt sie an seiner Seite zur Richtstätte hinan.

„Sie hat nicht bereut,“ flüsterten die Weiber und bekreuzigten ihre flachen Stirnen, „schaut Kinder, fo sieht eine Verdammte aus.“

Der Geistliche betete laut neben dem Mädchen hergehend, dessen rundes, rosiges und lachendes Gesicht in wenigen Wochen lang, schmal und steinern geworden war.

Als man sie nach Triberg geholt, gleich nach der Anzeige des Mordes, war ihre Seele zwar beklommen und von Schrecken und Angst erfüllt gewesen, allein daß sie felbst in den Verdacht der schrecklichen That kommen könne, davon hatte sie keine Ahnung. Und nun begannen die Verhandlungen, und sie wurde plötzlich gewahr, wo die Fragen hinausliefen — was man ihr zutraute. Die Thronen der Kränkung und Schmach, die Betheuerungen ihrer Unschuld, von Drohungen untermischt und Klagen — nichts machte Eindruck. Sie mußte das für ihre Unerfahrenheit so verblüffende Verfahren peinlicher Verhöre über sich ergehen lassen; dann saß sie in der Haft und hatte Zeit über ihr Schicksal zu brüten.

Sie grollte und stöhnte, sie haßte und verachtete die Menschen, die ihr eine so scheußliche That zutrauten, und sie mit ihren Fragen in die Enge trieben. Sie muhte sehen, wie sie mit jeder Antwort, die sie in der Empörung ihres Herzens gab, das Netz der Gefahr dichter um sich zog — machtlos trotz ihrer Unschuld; denn es war ja alles wahr, was man gegen sie vorbrachte - sie hatte in der That in der letzten Zeit nicht mehr gut mit dem Stiefvater gelebt, und in St. Georgen gegen eine Freundin geäußert, wenn's ihr der Stiefvater noch lang fo mache, werde sie sich einmal auf die Hinterfüße stellen, und sei, mit dem alten kranken Mann schon fertig werden. — Auch war sie im höchsten Grad verwind gewesen als die Männer an jenem unglücklichen Sonntag Nachmittag sie in ihrer Kammer gesucht. Die Herren vom Gericht lächelten ob ihrer Behauptung, daß ihre Verwirrung nur von dem Herzlebkuchen hergerührt habe, den ihr derBastel geschickt. — ilb sie auch deshalb mit solcher Dringlichkeit das Gesinde fort gesandt und sich eingeschlossen habe — hatte da nicht noch irgend etwas anderes mitgespielt, und sie 511 all' den Vorsichtsmaßregeln veranlaßt? — Nein, betheuerte sie, nichts als die Angst vor dem Stiefvater, der wüthend gewesen wäre, wenn er gehört von wem sie das Geschenk erhalten. Als darauf angespielt wurde, ob es nicht dennoch zu TIMlichkeiten zwischen ihr und

Die Galgeibäuerin

dem Eckbauern gekommen, warf sie in verächtlichem Stolz den Kopf zurück und schwieg. Wie oft sollte sie es noch sagen und betheuern, daß dem nicht so war — diese Menschen hatten es darauf abgesehen, ihr die Schuld aufzuladen, von der ihre Seele nichts wußte.

Einmal so weit, nahm sie sich vor, überhaupt keine Antwort mehr zu geben, verweigerte auch jede Aufklärung über jene Worte „nur der nicht“ — die sie in der Verzweiflung ausgerufen, als die Männer ihr von Bostels Kommen sprachen. Sie wurden ihr als Aeüßerung des Schreckens ausgelegt, dem Neffen des Gemordeten zu begegnen. „Schrecken war's freilich,“ murmelte Marzella, aber daß es nur der Schrecken war, mit dem Bastel zusammen sein zu müssen, der von ihr Liebe und Treue verlangte, während ihr plötzlich im Innern klar geworden war, deine Lieb' und Treu' möcht'st du dem Gregor versprechen — das behielt sie für sich.

Bastel, der den Verhandlungen beiwohnte, und von des Mädchens Unschuld so überzeugt gewesen war, wie von seiner eigenen, machte ein immer längeres Gesicht, je verworrener und unklarer sich die Aussagen der Angeklagten gestalteten. Und als sie halb zu Tod gehetzt und außer sich vor Erbitterung, nur um endlich in Ruhe gelassen zu werden, die immer wiederkehrende Frage nach ihrer Schuld mit einem trotzig gellenden: „Nun ja — ja — ich Hab' ihn umgebracht,“ beantwortete, schwanden auch dem Bastel die letzten Zweifel aus der Seele.

Marzella aber, die in trotziger Verstocktheit keine weitere Frage mehr beantwortete, da ihr überhaupt ein Weiterleben nach dem, was sie erfahren, als Schmach erschien, wurde zum Tode durch den Strang verurtheilt. Und nun stand sie auf dem Richtplatz; der Geistliche hatte sie zum letzten Vaterunser aufgefordert, allein statt zu beten, richtete sie den Blick groß und anklagend zum Himmel:

Ich Hab' nichts abzubitten, hieß es in ihrem Innern, droben sind sie schuldig — wenn's keine Gerechtigkeit giebt —

Ein paar heftige Tonnerschläge fuhren in den Wald, es wurde fast Nacht, und auf die Köpfe der erregten Menge prasselte ein verheerender Hagel hernieder.

„Das ist der Zorn Gottes, weil sie nicht Buße thut,“ ging's von Mund zu Mund, „knüpft sie auf, die Here — macht fort, daß sich der Himmel versöhnt —“

Der Richter gab dem Henker das Zeichen zur Vollziehung des hochnothpeinlichen Gerichts — die Leiter wurde an den Galgen gelehnt, und die schwarze Gestalt des Henkers stieg daran empor. Es war auf dein ganzen Richtplatz, unter dem Schauer des Hagels und dem Ziehen der Nebelmassen kaum mehr zu sehen als das weiße, vom Wind hin und her gezerrte Chorhemd des geistlichen Herrn, der mit aufgehobenen Armen laut betete.

^0 Helmine villinger in Uailsruhe,
dessen Stimme aber unter den Getöse der entfesselten Elemente Niemand vernahm.

Die Menge drückte gegeneinander, fluchend und schimpfend — es half nichts — immer dichter senkten sich die Nebel über die grauenvolle Scene, sodaß kaum die Zunächststehenden die schlanke Gestalt wahrnahmen, wie sie lautlos, mit geschlossenen Augen, die Stufen der Leiter erklimm. In demselben Augenblick, als diese weggezogen wurde, flammte es plötzlich rechts und links in allen Ecken und Enden des Waldes auf, und eine Stimme, deren Kraft das Heulen des Sturmes, das Prasseln des Hagels und die Schläge des Donners übertönte, schrie — Feuerjo! — Von allen Seiten, aus allen Ecken und Enden tönte es — Feuerjo! Feuerjo! Eine Panik fuhr in die Menge; jeder sah sein Eigenthum bedrängt, sein Heim in Gefahr, und es entstand eine blinde Flucht, ein verzweifelttes Durcheinanderrennen, Ueberstürzen, nach Hülfe rufen, — Feuerjo — Schreien — und der Galgen stand verlassen.

Nur einen Augenblick — dann erhob sich abermals die schwarze Leiter, ein Mensch stieg daran emvor, gleich darauf mit einer leblosen Gestalt in den Armen, den Abhang hinunter eilend, in den nahen qualinenden Wald —

Als die erste Panik vorüber war und die Männer des Gerichts sich mit dem Geistlichen wieder auf der Richtstätte zusammen fanden, von wo sie die fassungslose Menge mit heruntergerissen, stand der Galgen leer.

IV.

Gregor zimmerte Tag und Nacht an der Ausbesserung eines kleinen, neben der großen Stube liegenden Gelasses, in welchem man das Gerumpel des Hauses seit Generationen aufgespeichert hatte. Ruhig, ohne eine Miene zu verziehen, empfing der Bursche die nach der Vermißten forschenden Gerichtsdienner, führte sie durch's ganze Haus und gab ihnen noch gute Nachschlage mit auf den Weg, sie besonders auf den winkelreichen Eckhof aufmerksam machend, wo die Unglückliche gar leicht in sicherem Versteck sitzen könne.

Die Nachforschungen ergaben jedoch nicht das Geringste, und Gregor, mit jedem Schlupfwinkel des Waldes vertraut, holte eines Nachts, nachdem die Fuchsfalle gründlich durchsucht worden war, Marzella aus dem Steinbruch, wo sie, wann gebettet und wohl geborgen, zwei Tage und zwei Nächte fiebernd und ohne Besinnung zugebracht.

Nun lag sie in dem kleinen Gelasse, noch immer nichts von sich und der Welt wissend, die ihr so übel mitgespielt; Gregors Mutter pflegte sie. „Ihr schweigt,“ hatte ihr der Sohn gesagt, „ich Hab' sie retten müssen, denn sie ist unschuldig — ich bin's, der den Eckbauern mit dem Brotmesser im Jähzorn niedergestochen ^ es geschah, weil er mich höhnte, als ich um die Marzella freien wollt' — dafür daß ich der letzt' fein sollt', der

Die Galgenbänerin.

in dem Eckhof sitzen dürft' — Mutter, ich rath Euch, haltet reinen Mund und tretet mir nicht in den Weg, sonst weiß ich nicht, was ich thu'! —" Monika mar gewiß nicht die Natur, ihm in den Weg zu treten: im Zusammenleben mit einem gemaltthätigen Mann und dem ebenso gearteten Sohn, war ihr das Schweigen und Ducken zur Gewohnheit geworden. Sie hatte sich in aller Stille der Frömmigkeit ergeben; im Stall, vor einer kleinen Nische, in der eine aus Holz geschnitzte Madonna stand, stöhnte sie derselben nach Herzenslust. Zuweilen, wenn sie es besonders, wichtig hatte, zündete sie ein Talglichtlein zu Ehren der Muttergottes an und erzählte ihr im Schein desselben all' ihr Weh und Herzeleid. So auch eines Abends; es waren ein paar Wochen seit dem schrecklichen Ereigniß verflossen, das noch alle Gemüther im Umkreise von zwei Stunden mit Schauer erfüllte. Wer über die Fuchsfalle feinen Weg nehmen mußte, suchte so eilig als möglich den unheimlichen Ort zu verlassen, wo der Teufel die Gehängte noch bei lebendigem Leibe geholt. Also wurde die Stille des einsamen Obeithales selten durch einen andern Laut als das Brüllen des auf den Höhen meidenden Viehs, oder dem gelegentlichen Schrei eines vorüberziehenden Raben unterbrochen.

„Heilige Muttergottes," murmelte Monika vor ihrem lichtumflossenen Heiligeneckchen, „bitte für uns arme Sünder — denn ach, er ist ein großer, ich will Dir's nicht vertuschen, nur Hab' ein Erbarmen und ein Einsehen, heilige Muttergottes, der Jähzorn ist ja auf meine Rechnung zu schreiben, denn der Herr Pfarrer hat gesagt, ich Hütt' ihn müssen den Buben austreiben, da ich die Mutter bin —"

Und die Alte bückte sich mit der Stirn bis auf die Erde und blieb so wie erdrückt unter der Last ihres Gewissens eine Weile liegen. Dann löschte sie das Licht und ging in die große Vorderstube. Gregor saß hier mit aufgestülpten Aermeln und hantirte mit Talg, den er in niedrigen Bütten um sich herum stehen hatte. Zuweilen warf er einen eigenen aufmerksamen Blick nach der Wand, an der die Thüers verschwunden war, nur schien hier das Holzgetäfel neuer als an den andern Wänden. Als die Mutter, welche sich an dem großen Kachelofen im Hintergrund zu schaffen gemacht, mit einer Schüssel dampfender Suppe an dem Sohn vorüber wollte, hielt er sie plötzlichem Arme fest:

„Ich will sie ihr heut' bringen."

Nun aber zitterten feine Hände so heftig, daß er die Schüssel auf den Tisch setzen mußte; der Athem schlug ihm bis an den Hals, er mischte an seiner Weste herum, zog die Aermel herunter und brauchte eine ganze Weile, bis er sich so weit gefaßt, daß er die Schüssel wieder aufnehmen konnte. Er ging damit nach der hintern Wand und schob die VertSfelung zurück.

In dem kleinen Raum, der keine Fenster besaß, flimmerte eine Talgkerze; es mar ein mohlliges Nestchen, von außen so dicht mit Holzrinden

«ort, und Süd, I,VI. IK«, 8

^2 Heimine villingei in Aarlziube.

umgeben, daß weder Kälte noch Hitze viel durchzudringen vermochten. Auf einem Stuhl neben dem Bett saß Marzella und flocht Stroh; sie that es träge und gleichgültig, und das Geflecht hing ihr grob und uneben über den Schooß. Es rührte sich nichts in ihrem wachsweißen Gesicht, als Gregor mit der Suppe vor sie hintrat.

„«omni», iß ein wenig,“ bat er — und nicht sie allein, auch er iah aus, als habe er eine schwere Krankheit überstanden; nur bebte und zitterte an ihm Alles wie in tiefster Erregung, während ihr Inneres wie erstarrt schien, wie todt. Er gab ihr zu essen wie einem Kind, und sie aß, mechanisch dabei weiter flechtend. Auf einmal sagte sie, ihre Arbeit mit einem Ausdruck des Entsetzens von sich weghaltend:

So hält' ich früher nie geflochten. ^

Und nun schluchzten sie Beide laut auf, und nichts war der Gewalt ihrer Thränen vergleichbar.

Als er am folgenden Tag wieder kam; fand er sie um ein wenig lebeter, sie hatte eine neue Flechterei angefangen, und bat ihn, die alte, welche zusammengeknüllt in einer Ecke lag, mit hinaus zu nehmen. Er that's, froh daß sie endlich einmal etwas wünschte und nicht mehr so todt und stumpf aus ihrem blassen Gesicht sah.

Und der ungestüme, rücksichtslose, bisher nur seinen Impulsen lebende Mensch entwickelte nun die Geduld einer Mutter dem unseligen Geschöpf gegenüber. Er brachte ihr Blumen, Beeren aus dem Wald, kleine Geschenke aus dem Städtchen, wo er seine Talglichter verkaufte; er wurde nicht müde ihren erschlaferten Lebensgeistern, die wie unter einem Druck lagen, mit sanfter Güte zuzusprechen, und brachte es mit unträglicher Mühe dahin, daß sie allmählich etwas auf sich zu achten begann, nur oberflächlich zwar, aber sie erröthete, wenn er ihr das kurz verschnittene Haar aus der Stirne strich und das offene Schuhband sorgsam zur Schleife knüpfte. Ihre noch immer in Hast, Unruhe oder Trägheit verfertigten Flechtereien besserten sich, und der Blick der stummen Arbeiterin verlor etwas von seiner Stumpfheit — wenn Gregor in das kleine Gelaß trat.

La konnte er das heiße Blut nicht länger bändigen, er sprach dem Mädchen von Liebe, von Glück — er sagte ihr, daß der Himmel selber es ja so gewollt, denn ohne das Gewitter, ohne den dichten Nebel, den er gesandt, hätte er sie nimmer von dem entsetzlichen Ort wegtragen können.

Als habe sie ein Blitzstrahl geblendet, brach sie vor ihm zusammen, mit einem verzweifelten Aufschrei die Hände vor die Augen schlagend.

„Schweig', stöhnte sie, red' nicht davon — nur schütze mich vor den Menschen — daß ich den Menschen nicht mehr in die Hände falle. —“

Und sie umklammerte seine Kniee mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden.

Die Galgenbäuerin. U[^]

V.

Das Glück, um das er einen Mord begangen, den halben Wald niedergebrannt und die Gerichte geprellt — mar nun sein. Marzella that ihm jeden Willen und beugte sich vor ihm wie vor ihrem Herrgott. Aber er konnte es nicht vergessen wie sie war, und daß ihre jammervolle Veränderung sein Werk.

Verlauf' Dich nicht, hatte das liebe sonnige Kind ihm zum Abschied nachgerufen, und behüt' Dich Gott! —

Es gab Stunden, da hätte er sich mögen zu ihren Füßen werfen mit dem Bekenntniß: Ich habe mich verlaufen — ich habe vom rechten Wege abgelassen, und Du mutzt die Folgen meiner Sünden tragen. — Aber seine brutale, lebenskräftige Natur trug immer wieder den Sieg davon, und er hatte den Muth, das blasse Weib zu herzen, und ihre Wangen roth zu küssen. Er hatte ihr einmal Branntwein gegeben, um sie lustig zu machen, und nun lag sie ihm fortwährend in den Ohren, ihr wieder welchen zu geben, und je mehr sie in ihrer Genesung fortschritt, desto leidenschaftlicher beschmor sie ihn, desto heftiger mar ihr Verlangen, denn die Bilder des Vergangenen stiegen Heller und Heller vor ihrer Seele auf, und sie wollte vergessen — um jeden Preis — um alles in der Welt. —

So oft hatte nie ein Talglicht vor der Muttergottes im Stalle gebrannt, als es jetzt der Fall war. Stundenlang kniete die alte Monika vordem Heiligenbilde und schüttete ihr Herz aus:

„O liebe Muttergottes, bei uns geht's zu! Wend' Deine Augen ab, es graust Dich sonst. — Wenn er ihr einmal keinen Branntwein geben will, wälzt sie sich am Boden und schreit, datz sich einem s'Herz im Leib 'rumdreht — o die arm' Creatur, die arm' Creatur, — heilige Muttergottes, bitt' für sie! Was soll ich machen, was soll ich sagen — ich kann nichts sagen, ich Hab' den Muth nicht — ich Hab' Zeit meines Lebens nur zu Dir den Muth gefunden, denn da Hab' ich gemutzt. Du fährst mir nicht übers Maul. Aber was steh' ich aus, o heilige Muttergottes, in allen Kirchen — bis hinein nach Triberg bin ich schon gewesen, und's hilft nichts — jeder Pfarrer stichelt von der Kanzel herunter auf unsre heimlichen Sünden und Laster, daß alle Bauern auf mich schauen, und ich schier den Weg nimmer find', an den Bänken vorbei in's Freie. O heilige Mutiergottes, ich will's ja aber gern erdulden und ertragen als Büß' für den Sohn, wenn Du nur halbwegs die Hand über ihn streckst, so wird ihm die Gnade der Neue.“ —

Davon war bis jetzt noch keine Rede, er wurde vielmehr immer sicherer, kühner und verderbter in seiner Sünde. Die blassen Wangen des jungen Weibes waren ihm länger kein Vorwurf, denn sie waren jetzt so roth fast wie die seinen; sie feierten Gelage miteinander, und wenn

^H Hermine villinger in Karlsruhe.

sie sich gegenüber saßen, sah eins so brutal und roh aus wie das andere sie höhnten die Menschen, freuten sich, daß sie nach niemanden zu fragen hatten und sorgten sich nicht um den kommenden Tag.

Immer unordentlicher und verkommener sah's in ihnen und um sie aus; der alte Jähzorn erwachte in dem Mann, er wurde wieder grob gegen die Mutter; ihr trauriges Kommen und Gehen, ihre kummergebückte Gestalt, mar ihm ein Vorwurf, der ihn aufbrachte: er ließ sie hart an, und da sie seufzte, fchlug er sie.

Um diese Zeit hörten die Lichtlein auf zu Füßen der heiligen Muttergottes im Stall zu brennen, die alte Monika war entschlossen, ihr diese letzte Übelthat ihres Sohnes zu verschweigen; sie kniete im Dunkel und betete unzählige Ave's, die sie mit lauter Stimme herunterleierte — in der Hoffnung, auf diefe Weise die Muttergottes auf andere Gedanken zu bringen.

VI.

Gregor war über eine Woche mit seinen Talglichtern und Holzschnitzereien auf dem Jahrmarkt zu Hornberg gewesen; er hatte gute Geschäfte gemacht, denn was er anrührte, gelang ihm. Auf der Landstraße zwischen dem Galgen und dem dahinter liegenden Hof, kam ihm die Mutter in kopfflofer Angst entgegen.

„Es ist schon da.“ keuchte sie, ein Büble — „o um Christi und seiner heiligen Mutter willen, was sollen wir mit dem armen ungetansten Büble anfangen.“

Der junge Mann erblaßte und war mit ein paar Sätzen unten; er rannte durch die Vorderstube und schob die Wand zurück:

Marzella — schluchzte er auf, dann war's einen Augenblick todes« still und verwundert schaute er sich in dem veränderten Räume um.

Das Kind lag in weißes Leinen gehüllt auf dem Bett, daneben saß die junge Mutter und flocht; sie legte den Finger auf den Mund und deutete auf's Kleine, und Gregor wagte kaum aufzutreten, als er sich näherte.

Dann bückten sich die beiden Menschen über das schlafende Geschöpfchen und Marzella flüsterte leise und angstvoll: /-

„Was soll daraus werden?“

Er zog sie vom Bett weg und hielt sie fest:

„Was liegt an der ganzen Welt — sind wir uns nicht alles — was sollen wir denken und überlegen — wir wollen glücklich sein — o Marzella, ich bin fast gestorben vor Heimweh — ich habe dir so schöne Sachen mitgebracht.“ —

Er packte seinen Rucksack aus, und sie bewunderte die Kette und Ohrenringe und ließ sich von ihm schmücken; aber ihre Blicke irrten doch immer wieder zu dem Kinde hin, und sie holte eilig ihr, Geflecht herbei:

„Ich muß mich tummeln,“ meinte sie, „ich will ^.ihm eine Wiege flechten.“

vie cSalgenbänerin, US

solch eine, die ich über meinem Bett fest mache, daß ich ihm in der Nacht einen Ruck geben kann; das Hab' ich mir so ausgedacht. Wenn ich nur wieder das Flechten lernte wie früher, aber ich glaube, ich merd' es nie wieder so lernen, denn damals mar ich — anders — und das Gestecht nimmt von den Gedanken an." —

„Wie blaß du bist," unterbrach er sie, „und ich Hab' dich doch mit so rothen Wangen verlassen." —

Sie schauderte zusammen: „Am Galgen bin ich unschuldig gehangen, aber dann — dann war ich schuldig — o Gregor, ich will ja nicht denken, aber ich muß." —

„Du weißt, was ich kann," flüsterte er, „ich kann Dir auch die Gedanken verjagen." —

In diesem Augenblick kam die alte Frau in's Stübchen geschlürft, sie ging zum Bett, beugte sich über dasselbe, machte unaufhörlich das Kreuzeszeichen über das Kinderköpfchen und murmelte dazu in abgerissenen Lauten:

„Arm's Kind, arm's arm's Kind." —

So geht das nun fort den ganzen Tag, flüsterte Marzella und starrte verstörten Blicks vor sich hin.

„Mutter," schrie Gregor in jähem Zorne auf, „last' das Gethu, sag' ich, sonst vergreif' ich mich an Dir."

Monika flüchtete hinaus mit einem Schrecken und einer Hast, daß sie sich die Stirne an der Wand blutig schlug. „Gott im Himmel," jammerte Marzella auf, „wenn das Kind einmal so zu mir war' — und sie barg das Gesicht in beiden Händen."

Gregor ging hinaus; es hämmerte ihm in den Schläfen — dieses Weib mar ihm wie entrückt durch die Gedanken, denen es nachhing — er durfte nicht mehr so lange von Hause fortbleiben, wenn jene nicht Meister über sie, über ihn — werden sollten..

„Oho," lachte er zu den mondbeschiedenen Galgenpfeilern empor, „ich neh'm's noch auf mit euch — ich Hab' gethan, was keiner mir nachthut — ich bin mit dem Gericht, ich bin mit dem Menschenpack, ich bin mit dem Herrgott fertig geworden, und sollt' ein paar lumpige Gedanken nicht zum Teufel jagen können —"

Und er hielt die nervigen Fäuste den beiden Galgensäulen entgegen, als mären sie die Gedanken, welche die Schwelle seines Hauses zu überschreiten drohten.

Aber sie kamen doch, sie kamen, als er im Schlaf lag und legten sich ihm mit eiserner Schwere auf die Brust und schrien's ihm in die Ohren — laut, gellend, mit entsetzlicher Deutlichkeit: Mörder — Mörder — Still, still, stöhnte Gregor im Schlafe, ich hob's ja im Jähzorn getban, er hat mir die Flasche in's Gesicht geworfen — gehöhnt hat er mich, ich sei ein nichtsnutziger Bub — der allerletzt, der auf den Eckhof

^6 ftrmine villinZcr in Karlsruhe.

zu sitzen kam' — da nahm ich's Brotmesser — im Jähzorn — auf Ehr' und Seligkeit —

Und er erhob die gefalteten Hände im Schlaf.

Am andern Morgen saß Marzella früh auf und flocht; sie blickte nicht von der Arbeit weg, auch nicht, als der Mann sie mit einem Blick der Angst und des Mißtrauens fragte, wer denn so jämmerlich gestöhnt habe in der Nacht. Sie gab ihm eine gleichgültige Antwort und setzte hinzu, er solle sie nun ruhig bei der Arbeit lassen, sie müsse in's Reine kommen über das Loos ihres Kindes und früher habe ihr das Flechten immer die Unruhe vertrieben.

Ihm war leicht, daß sein schreckliches Träumen nicht bemerkt worden war und pfeifend begab er sich an die häuslichen Geschäfte; von Zeit zu Zeit streckte er den Kopf in die Wandstube; er hätte gern ein wenig geplaudert, allein Marzella saß so ernst und steif auf ihrem Stuhl, daß man hätte glauben können, sie sei von Stein, wenn sich ihre Hände nicht bewegt hätten. Langsam und schwer, unter den tiefsten Herzenzqualen machte sie sich das Schreckliche klar- er hat es gethan — und als der Abend kam, war sie mit ihrer Pflicht im Reinen.

„Du bist so sonderbar,“ warf er ihr eines Tages vor, — thu' ich denn nicht Alles, um Dich glücklich zu machen, Marzella?“

„Das Wort paßt nicht auf uns,“ sagte sie, „ich leb' und sollt' nicht leben, und unser Kind hat keinen Schutzengel am Bett — weil ihm die heilige' Taufe fehlt; da war' glücklich sein eine Sund' —“

„Du sollst aber glücklich sein,“ schrie er schnell, vom Zorn ersaht „hörst Du — ich will's“ — er schüttelte sie, erst nur wenig, dann heftiger und heftiger. Sie fenkte das blasse traurige Gesicht und ließ es geschehen.

Da warf er sich ihr zu Füßen, weinte wie ein Kind und bat um ihre Liebe. Sie hätte ihn gern mit ihren Armen umschlungen — den trotz Allem geliebten Mann — aber es stand ihr wie mit feurigen Buchstaben in die Seele geschrieben: wir dürfen nicht glücklich sein —

Darnach richtete sie ihren ganzen Wandel; sie konnte dem Manne die Rechte, die er sich einmal über sie genommen, nicht gleich und ganz entziehen, aber sie verwandelte seine Leidenschaft in bittere Verzweiflung durch ihre Zurückhaltung, ihr schmerzliches Gewähren. Unaufhaltsam weiter flechtend, richtete sie eine Scheidewand um die andere zwischen sich und dem Unglücklichen auf: bald wagte er nicht mehr zu verlangen, sie um die kleinste Gunst, um einen Blick, um ein Wort bittend. Aber sie blieb sich und ihm hart, lauerte auf jede Regung seines Innern und beobachtete den mächtigen Kampf des lebenskräftigen Mannes, der sein Glück nicht loslassen wollte. Sie litt mit ihm und untergrub es dennoch; sie saß wie eine Parze und flocht sein Schicksal, und mit der Feinheit des Geflechts nahm ihre Seele zu an Klarheit, Ruhe und Festigkeit des Entschlusses.

Die GalgeiibSuerin. ^7

Wenn er aufbrauste in heißem Verlangen, wenn der alte Jähzorn ihn übermannte, so sah sie ihn nur an und der stumme vorwurfsvolle Ausdruck ihres Blickes brachte ihn zum Schweigen.

Sie waren gekommen, die Gedanken und hatten sich in seinem Hause eingenistet; sie grinsten ihn an aus allen Ecken und Winkeln; sie sprachen aus dem Lallen seines Kindes und richteten ihn aus Marzellas Augen.

Weiß sie um deine Schuld — hießen sie — und wenn nicht, warum weicht sie vor dir zurück? Klarheit — o wenn er sich hätte können Klarheit verschaffen!

Dann wieder kamen Augenblicke über ihn, da sagte er sich: sie weiß, von nichts — es ist nur der Kummer über das ungetaufte Kind, der sie niederdrückt — wär' es getauft, könnt' alles wieder gut werden —

Er besann sich — hatte er nicht stets fertig gebracht, was er unternommen — er wollte sehen, ob er noch der Alte war —

Eines Abends ^ er trug das Kind oft hinaus unter den Sternenhimmel, da es unter Tages nicht geschehen konnte —, kam er zu Marzella's Erstaunen nicht um die gewöhnliche Zeit zurück, und auch die ganze Nacht nicht. Sie stand unter einem Fenster der vorderen Stube, flocht an ihrer Arbeit und lugte dabei hinaus. Sie war nicht ängstlich, denn sie wußte, daß er das Kleine hütete wie seinen Augapfel, aber sie wunderte sich, was er wohl mit ihm vorhaben mochte.

Es war selten, daß sie in die vordere Stube kam; ihr Fuß hatte den Grasboden vor der Schwelle des Hauses nicht mehr betreten, seit das unselige Geheimniß sie zur Mitwisslerin hatte; sie gönnte sich nicht einmal die nächtliche Lust, wollte nichts haben, was ihr Herz erfreute, so lange der Mann in Schuld und Sünde lebte.

Die Sonne stieg eben glühend roth aus dem Osten, als Gregor mit dem Kind über die Schwelle trat; es machte große Augen, denn es hatte zum ersten Mal den Tag draußen werden sehen, und die herrlich glühende Morgensonne hinter den Bergen aussteigen, und über dieses Ereigniß stand ihm das Mäulchen vor Verwunderung weit offen.

Gregor aber legte Marzella das Kind in die Arme und seine Stimme zitterte, als er die Worte sprach:

„Das Kind ist getauft, ich bin drüben hinter St. Georgen beim Waldbruder gewesen; er hat meine Bitt' erhört und sür ein Dutzend Kerzen das Kind getauft; es heißt Benedikt — der Segenbringende, hat der Walobrunder gesagt —“

Er stand da in Erwartung, daß es nun wieder werden möchte, wie früher, und ihre Arme sich um seinen Hals legten. Aber sie rührte sich nicht, obgleich ihr das Herz zum Zerspringen schlug vor tiefstem innigsten Mitleiden mit dem Manne, der erschöpft von dem weiten Weg, den er in der denkbar kürzesten Zeit zurückgelegt, demüthig, auf seinen Lohn harrend, -vor ihr stand. Heiß pochte die Sehnsucht nach Glück in Beider

f^8 Hermine villinger in Karlsruhe.

Herzen einander entgegen, es zog sie wie mit Gewalt das eine zum andern hin. Aber da riß es Marzella mit einem plötzlichen Nuck von ihm zurück, und das Kind kraftvoll in die Höhe haltend, als gedenke sie einen bösen Zauber zu beschwören, sprach sie in einem Tone, der wie eine Offenbarung klang:

„Ihm ist der Weg zum Himmel offen, aber wir — müssen ihn noch suchen —“

An diesem Abend war's, daß wieder einmal ein Lichtchen vor der heiligen Muttergottes im Stall seinen blassen Schein um sich verbreitete. Auf dem Boden kniete die alte Monika und schluchzte vor Freuden und konnte kaum sprechen und schlug nur immer wieder die abgeschafften Hände zusammen und streckte sie hinauf zum Heiligenbild: „'s ist getauft — o du glorreiche, allgütige, heilige Muttergottes, unser Kind ist getauft! — unser Büble ist in die Gemeinschaft Gottes aufgenommen, und der Teufel hat feine Macht an ihm verloren. Du Allergefcheiteste, Du Helferin in der Roth, jetzt versteh' ich Dich und bitt' ab tausend Mal, daß ich Hab' wollen gescheiter sein und nicht begreifen, daß ein Kind auf die Welt kommt in all' das Elend hinein. Es hat müssen kommen und den Teufel vertreiben — und nun walten die Engel im Haus, und Du hörst kein büfes Wort, heilige Muttergottes und 's ist wie in der Kirch', daß man nicht laut austreten mag. O Du heilige gebenedeite, zu aller Zeit hülfreiche Jungfrau Maria, ich will Dir nichts mehr vorschreiben, aber Du weißt, am Jähzorn bin ich schuld, und der Hut alles Unheil angericht'!“ — VII.

Ja, es war still im Hause wie in der Kirche; Marzella flocht in ihrer Wandstube, Gregor hantirte nebenan mit seinen Talgkerzen. Aber es war eine Spalte der Schiebthüre offen, zu der das Kind aus- und einlief; es lachte und plauderte den ganzen Tag und hatte immerfort von der Mutter zum Vater zu gehen, als trieben es Gott weiß was für wichtige Geschäfte. Es war inzwischen gar schön geworden in der stillen Arbeiterin Ge- laß, ein feines mattweißes Strohgeflecht bedeckte den Boden; Tisch und Stuhl waren von der gleichen Art; an den Wänden hingen allerlei bilder. ähnliche Geflechte, Sterne, Sonnen, zierliche Vierecke. Jetzt flocht Marzella eine blutigrothe Dornenkrone auf weißem Grund.

Geräufchlos, immer ängstlich bemüht so leise wie möglich aufzutreten, ging Monika zwischen den stillen Menschen umher und betrieb den Haushalt; stand sie im Halbdunkel am Kachelofen, trippelte der kleine Benedikt alle Augenblick in die dunkle Ecke und hielt die Großmutter fest und lachte sie an und riß sie an den in Kummer und Sorgen ergrauten Haaren. Da wurde ihr dann so selig zu Muth, daß sie hinausgehen mußte, um nicht hell aufzuschluchzen und zu jubeln über den Sonnenschein, den diese Kinderseele in ihr Leben gebracht. Und sie konnte wieder lachen, konnte

Oie Galgenbäuerin. ^9

sich vergessen und mit dem Kleinen jene Späße treiben, die seinem Alter zukamen. Die Eltern konnten es nicht; sie saßen in schwerer Seelenarbeit, jeder auf seinem Platz, im inneren fortmährend mit einander beschäftigt. Es vergingen Tage, an welchem sie sich nicht sprachen, nicht sahen; aber Gregor hörte die leise betende Stimme des geliebten Weibes durch die Thürspalte, und er wußte, daß sie für ihn betete und fühlte, was sie damit wollte.

Seit sie von ihm zurückgewichen, das Kind mit entsetzten, schauder-erfüllten Augen zum Himmel hebend, wußte er, daß sie seine Schuld kannte; und er verstand ihr ganzes Wesen, ihr Darben und Beten.

Er hatte den Hof verlassen, irrte über eine Woche in der Fremde umher, seine Qual zu betäuben suchend, nach Vergessenheit ringend; umsonst — das Weib mit dem blassen Gesicht, den weißen, ewig flechtenden Händen, rief ihn nie wieder zurück. Denn daß sie nicht sprach, daß nie ein Vorwurf, nie eine Klage um ihr verlorenes Leben über ihre Lippen kam, das eben war's, was ihn mit solcher Gemalt an sie fesselte, was die rohe Natur in ihm bändigte.

Er hatte die ganze Stufenleiter menschlicher Schlechtigkeiten durchlaufen und wäre im Stande gewesen trotz alledem glücklich zu sein — was er unter Glück verstand — allein sie belehrte ihn eines andern und sie mar eine gute Lehrmeisterin.

Aus dem Abgrund der Verzweiflung, in den ihn ihre Unerbittlichkeit gestürzt, hob er sich allmählich mehr und mehr verwandelt empor. Erst legte er das Unordentliche, Zerfahrene ab, womit die Seelenkämpfe seinen inneren und äußeren Menschen gekennzeichnet; unbewußt begann er an und um sich die peinliche Ordnung und Sauberkeit Marzellas nachzuahmen; er wurde mäßig im Essen und Trinken, wollte nichts Besseres haben als sie, und die Ueberkraft seiner Natur, noch durch den Gram gedämpft, hörte auf, seine Sinne zu regieren.

Er bereute, und seine Neue war das Ergebnis? seiner Liebe.

Also vorbereiteten Gemüths trat er eines Tages, um dem Kinde gute Nacht zu sagen, in Marzellas Stube. Mehr als ein paar Minuten, war er seit lange nicht in diesem Raum verblieben. Das Kind saß auf Marzellas Bett; sie entkleidete es eben. Als der Vater hereinkam, nickte es ihm eifrig zu:

„Großmutter hat gesagt, ich soll euch zeigen was ich kann" — und es faltete die Händchen:

^Lieber Gott mach' mich fromm, daß ich zu dir in Himmel komm — aber gelt, Vater," fragte es plötzlich, mit großen ängstlichen Augen zu ihm aufblickend, „du kommst doch auch?"

Er schrack zusammen — eine Posaune vom Himmel hätte ihm nicht tiefer, nicht schneidender in die Seele dringen können, als diese Frage aus dem Munde seines Kindes. Marzella war laut schluchzend mit dem Ge-

1.20 Heimliche Villinger in Karlsruhe.

fiel in den Schooß des Kleinen gesunken, ihr Körper erbebte in so gewaltsamer Weise, daß Gregor ob ihres Schmerzes seines eigenen vergaß.

„Sei ruhig," sprach er sanft die Hand auf das Haupt des fassungslosen Weibes legend, „ich geh' «ach Triberg."

Aber das Gewaltthätige, Selbstherrliche seiner Natur kam auch in diesem gesteigertsten Augenblick seines Lebens zum Durchbruch.

„Es soll mich keiner anrühren," murmelte er, indem er sich früh morgens im Stall, beim ersten Schein des Tages, mit dem Wetzstein eines Messers zu schaffen machte, „es kann dein Herrgott einerlei sein, wer mich umbringt, ich oder ein anderer —"

Die Mutter kam mit der Streu und während sie sich bei der Arbeit abmühte, sprach er sanft, wie sie ihn nie hatte sprechen hören:

„Ich bin immer grob zu Euch gewesen, Mutter —"

„Um aller Heiligen Willen, Gregor," stammelte sie, „ich bin ja eine alte unnütze Frau."

„Aber das Kind habt Ihr recht schön beten gelehrt," meinte er, „lehrt's weiter beten — ich geh' jetzt auf's Gericht nach Triberg — Ihr wißt, Mutter —"

Sie wußte, nahm feine kalte Hände zwischen die ihren, drückte und küßte sie und sank dann vor ihrer heiligen Muttergottes in die Kniee, mit dem Gesicht halb besinnungslos vor Herzeleid auf dem Boden liegend bleibend.

Gregor war in die Stube zu Marzella getreten:

„Ich geh' jetzt," sagte er, „bleib gefund —"

„Was mitbringen," schrie Benedikt, den die Mutter aus dem Schlafe gerüttelt. Die Blicke der Eltern begegneten sich; sein Gesicht hatte jetzt dieselbe Blässe, fast denselben Ausdruck wie das ihre. Er hätte das geliebte Weib so gern noch einmal an's Herz gedrückt, allein er fürchtete sich, weich zu werden und ließ es sein.

„Es thut mir leid, Marzella," sprach er leise, „daß ich Dich nicht glücklich gemacht —"

„Jetzt bin ich's." schluchzte sie auf und warf sich an seine Brust, „o Gregor, ich hab' Dich immer lieb gehabt — ich hab' nichts gewollt, als dich mit Gott versöhnen — die ewige Verdammniß von Deiner Seele nehmen — und darum haben wir uns nicht freuen dürfen — in diesem Leben nicht — o mir ist als wüßt' ich schon jetzt, was ewige Glückseligkeit ist." Und sie küßte ihn, küßte ihn wieder und wieder und benetzte sein Gesicht mit ihren Thränen, und er wußte nun, Glück war etwas Anderes, als was er bisher darunter verstanden.

„Genug," sprach er, sich mit Gewalt zusammenraffend, „die Dinge gelingen nicht, wenn man mit zager Seele an's Werk geht."

Er schritt hinaus, und sie ritz das Kind an sich und folgte ihm.

Die Sonne war eben aufgegangen und spiegelte 'ich in den Fenstern des

Die Galgenbäuein. ^2^

Galgenhofes und warf ihren Widerschein über den Scheitel des blassen Weibes, das unler der Thüre stand.

Gregor war aufrechten Hauptes davongeschritten, nun schaute er sich zum letzten Male um — und er glaubte nie etwas Schöneres gesehen zu haben, als wie sie so dastand, sonnenbeschiene, mit der Rechten verheißend nach oben deutend.

„Wie ein Heiligenbild,“ sprach er vor sich hin, und es siel ihm ein, daß er damals dieselben Worte vor sich hingemurmelt, als das Kind ihm vom Galgen aus sein „Behüt' Gott“ nachgerufen und „verlauf Dich nicht.“ Und diesmal verlief er sich nicht.

VIII.

Der Amtmann von Triberg hatte über zwei Stunden Marzella gegenüber, in der Wandstube gesessen, und die Bestätigung ihrer Unschuld und wunderbaren Rettung durch ihren Mund erfahren. Er überbrachte ihr die Nachricht, daß Gregor sich nach dem vollen Geständniß seiner Schuld die Pulsadern aufgeschnitten, sterbend seinen Sohn als Erben genannt und ihm, dem Amtmann, die Bitte an's Herz gelegt, Marzella aufzusuchen.

Das junge Weib wurde noch um einen Schatten bleicher bei dieser Nachricht, sprach aber dann mit ruhiger Fassung ohne dabei das Flechtwerk aus den Händen zu legen.

„Daß er hinter die Friedhofsmauer zu liegen kommt, und die Leut' ihn als Selbstmörder verdammen, dagegen kann ich nichts; ich weih doch, daß Gott feine Seele aufgenommen, denn er kennt die Arbeit, die er gethan, und was es ihn gekostet, vom Leben zu lassen. Aber ich Hab' mich nicht zu feinem Gewissen aufgeworfen, damit sein Bekennen mich weiß waschen soll; das Hab' ich mir geschworen, ich bleib' im Dunkel und für die Leut' begraben. Wenn man fo sitzt und flechtet, wird einem Vieles klar, und ich Hab' mir gesagt, das ist mir's Gericht zum wenigsten schuldig, daß es mir den Willen laßt. Ich geh' mit der Mutter in der Nacht fort, und dann soll sie mit mir zurückkommen und fügen, ich sei des Gregors Liebste, die er in der Fremde draußen gehabt; wer Dinge erlebt wie ich, den kann nichts mehr anfechten auf der Welt —“

„Haltet, liebe Frau,“ unterbrach sie der Amtmann, „so geht's doch nicht, „das Gericht kann unmöglich die Schuld auf Euch sitzen lassen, ihm ist die Wahrheit Pflicht -“

Marzella besann sich, dann ineinte sie: „Wenn's nicht anders geht, so mag's drum sein und meine Unschuld an den Tag kommen, aber es war' nicht auszuhallen, wüßten die Bauern, daß ich am Leben bin, und d'rum verlang' ich, laßt mich gestorben. Die Herren vom Gericht sollen sich nur in die Lage versetzen; es ist eine Lüg', aber die Wahrheit brächt' mich von Neuem an den Galgen, von dem ich nimmer los tum', daheim nicht, und In der Fremd' nicht. Wen's grämt, daß die Sach' so nicht in

^22 Hermine Villinger i» Karlsruhe,

der Ordnung ist, dem sag' ich, es mar auch nicht in der Ordnu z, eine Unschuldige zu hängen; den Fleck können mir die Herrn vom Geri t nicht aus dem Leben löschen, und wenn sie die Sach' noch so breit i. >lagen; sie sollen denken: hier hat der Herrgott Ordnung gemacht und dran lernen, wie er langsam geht und nicht gleich aufknüpft. Das ist so meine Meinung, sie sollen sich's überlegen."

Sie überlegten sich's und brachten Marzellas Unschuld zu Ta , ohne ihrer als einer Lebenden zu erwähnen.

Sie selber führte ihr altes Dasein auf dem Galgenhof weit r; die Bauern hielten sie ihrer weißen Gesichtsfarbe wegen und weil sie lie zur Kirche ging, für krank; über ihre Vergangenheit zuckten sie die Ichseln. Die alte Monika dagegen war eine um so eifrigere Kircheng ingerin geworden, und wenn der kleine Benedikt vor ihr stand und sie, die Hände über seinem Haupt gefaltet, zuin Altar aufblickte, sah ihr scharfes, faltenreiches, abgeschafftes Gesicht vor lauter Dankbarkeit, Demuth und Gottvertrauen wie ein selig verklärtes aus.

Draußen aber vor der Kirche ließ sie es sich angelegen sein, die Unzugänglichkeit Marzellas durch besondere Liebenswürdigkeit gut zu rmchen: indem sie, den störrischen Benedikt nach sich ziehend, über alle Todesfälle heulte und jede Geburt und Hochzeit, die ihr verkündet wurde, mit lautem Freudengeschrei begrüßte. Hierauf dichtete sie Benedikts Mutter mit jedem Sonntag, den Gott werden ließ, ein neues Uebel an, damit's die Leute ja begriffen, warum sie nicht in die Kirche kam.

Marzella mußte nichts von den Anstrengungen ihrer Schwiegermutter; sie hatte sich der Menschen entwöhnt und brachte es nicht über sich, unter sie zu treten; denn wenn sie nur vom Stubenfenster aus einige beisammen stehen sah, gleich tönte ihr jenes gewisse dumpfe Summen in den Ohren und raubte ihr den Athem.

„Ich gehör' nicht mehr zu ihnen," sagte sie sich, „ich Hab' genug — ich Hab' mein Kind —"

Als jedoch Benedikt groß genug war, die paar Kühe zur Weide auf den Galgenhügel zu treiben, gewann er sich eine neue Freundin, über die er die ernste Mutter und die alte Großmutter ein wenig vernachlässigte. Jenseits des Hügels nämlich, ein gutes Stück von ihm entfernt, sah er zuweilen eine kleine Gestalt mit goldig glänzendem Haar auf der Wiese auftauchen, wie sie sich ernstlich mit ein Paar Ziegen herumstritt, die immer dem Galgenhügel zustrebten, als schmecke das Futter dort besser. Die kleine Hirtin war des Bassels Kind, der eine reiche Frau genommen, die ihm früh gestorben mar.

Es währte nicht lang, saßen die Kinder behaglich an einen der Galgenpfeiler gelehnt, von wo sich's so hübsch in's Weite schauen lief;, und der Wind spielte in den Haaren der einander zugeneigten Köpfchen, und sie Katten's gar wichtig.

Vie Galgenbäuerin. ^22

„Du. wir backen aber helleres Brot als ihr,“ sagte das Mädchen und schlug mit dein Gertlein auf die rosigen Zehspitzen und lachte dabei so laut und lustig, daß es eine Freude war. Benedikt schaute sie erst verwundert an, dann, wie angesteckt, lachte er mit und nun trieben sie das Geschäft mit einander und konnten kaum zu sich kommen und fanden es so schön, daß sie alle Tage von vorn damit ansingen. Und sie hatten immer etwas zu schaffen, zu planen, zu unternehmen; er mußte mit einer Hacke das Erdreich lockern rings um die steinernen Pfeiler, und Waldburg setzte die Ableger hinein, die sie aus ihres Vaters Garten im Schürzchen heraufgetragen. Dann als sie müde von der Arbeit, mit hochrothen Gesichtchen einander gegenüber standen, erfaßte sie plötzlich, sie wußten selbst nicht warum, eine so unbeschreibliche Freude über ihre Thal, daß sie einander bei den Händchen faßten und die unheimlich zum Himmel ragenden Posten laut singend umtanzten.

Das Gesäete aber sproßte auf und allerlei wild durcheinander ragende Ranken von Epheu, Jasmin und wilden Rosen legten sich mit jedem Jahr dichter und enger um die Pfeiler von Stein mit ihrer traurigen Geschichte. Die Kinder aber wuchsen auch, und ihren Herzen genügten nicht länger die kindischen Spiele.

Die Bäuerin hatte es kommen sehen und nahm sich vor, in aller Stille abzuwarten, was des Eckbauern Beschluß lsein würde. Das verzweifelte Beginnen des Sohnes, der wie der Vater, gleich mit dem Kopf durch die Wand wollte, brachte ihren Entschluß zur Reife.

Ich hätt' nicht sollen das Leben so hinter mir abschneiden, sprach sie flechtend, mit lautlosen Schritten über den Strohboden ihrer Stube schreitend, «nun steht er auch allein, und die Bauern wollen nichts mit ihm zu thun haben, wie mit mir — kommt er aber in den Eckhof ist alles gut.“

„Gelt, ich soll reden?“ flüsterte sie, den Blick auf die Dornenkrone über ihrem Bett richtend, als kröne sie in ihren Augen ein Haupt, das ihr allezeit gegenwärtig war, „Du weißt, ich hätt's nimmermehr für mich gethan.“ —

IX.

Es war Sonntag; Bcistel saß in Hemdsärmeln am Fenster der großen untern Stube des Eckhofes, dessen er sich vor Zeiten bemächtigt, da niemand da war, der ihn gehindert hätte, die Hinterlassenschaft der Hingerichteten Marzella an sich zu bringen.

Bastel hatte die Tochter in Begleitung des Gesindes nach St. Georgen geschickt wo sie mit der Bas' auf den Tanzboden gehen sollte. Er hatte ihr befohlen: Es wird getanzt, und alle Sonntag wird jetzt getanzt — und vom Benedikt ist nicht mehr die Rede.

^2H Termine villinger in Karlsruhe,

Nun war er zufrieden, rauchte und spuckte und trommelte dazu mit den Fingern auf dem Fenstergesimse.

Ja, wer ist denn die, fragte er sich plötzlich, den Kopf ein wenig vorbeugend, um besser ausschauen zu können, Wetter und Hagel, das ist ja die Galgenbäuerin — ein Staatsweibsbild, bei Gott, Hab sie noch nie so in ihrer ganzen Groß' gesehen, — hilft nix, hilft nix, meid' ihr halt gerad' heimleuchten wie dein Bub auch; aber warum sie nur den weiten Weg unten nimmt und nicht über den Galgen kommt — merkwürdige Leut', das, merkwürdige —

Es klopfte und Marzella stand auf der Schwelle; der schwarze faltige Rock mit dem Sammtbesatz, unter dem die rothen Strümpfe hervorsahen, nahm die ganze Breite der Thür ein, sie trug die kurze schwarze Jacke mit den bauschigen Aermeln bis an den Hals geschlossen, den keine Kette zierte; in dem blassen, noch völlig faltenlosen Gesicht, das schneeweißes Haar umrahmte, rührten sich nur die Nasenflügel in leisem, kaum bemerkbarem Zittern.

„Grüß' Gott," sagte der Eckbauer, sich schwerfällig erhebend, und die Pfeife ans dem Munde nehmend.

Marzella nickte, ihn kaum mit dem Blick streifend, denn ihre Augen irrten hastig durch die Stube, in der sie groß geworden, und es überkam sie ein Gefühl der Rührung, wie sie es lange nicht gekannt. „Ja. habt Ihr's denn auf den Thürpfosten abgesehen, Galgenbäuerin?" fragte der Eckbauer, dem die Zeit lang wurde.

Nun trat sie herein, legte die Hand auf seinen Arm und und schaute ihn durchdringend an:

„Ihr solltet mich schon einmal gesehen haben, Bastel, besinnt Euch?"

Er rückte das Käppchen in den Nacken, und seine Augen suchten und suchten — Ja freilich — freilich ^ Herrgott die Stimm' und 's Aug' — und alles — aber wo?

„Nun, nicht weit von hier — aber erschreckt nicht — ich bin die Marzella" —

„Und da soll man nicht erschrecken" — schrie der Bauer und wäre gem davongelaufen, wenn ihn die Kniee getragen hätten.

Die Bäuerin weidete sich einen Augenblick an seiner Angst, und es fuhr ihr wie ein Triumphgefühl durch die Seele: fo wie der, war' der Gregor vor keinem Menschen gestanden. —

Dann nahm sie einen Stuhl — der Eckbauer war ganz ohne sein Zuthun, mit ausgestreckten Beinen auf die Fensterbank gesunken.

„Der Galgenbauer," begann sie, ohne lang zu warten bis der Mann vor ihr wieder bei Athem war, „der Galgenbauer hat mich an dem schrecklichen Tag, wo die Gewitter rings um einschlugen, und die Nebel wie graue Tücher über die Erde sanken, vom Strang geschnitten; ich Hab' in seinem Haus verborgen gelebt; aber es hat ihm keine Ruh' gelassen und

Die Galgen bauerin.

er hat sich nach zwei halb Jahreil dein Gericht gestellt — da er's gewesen, der im Jähzorn den Stiefvater umgebracht — weil dieser ihn gehöhnt als er um mich freite, und ihm die Worte gesagt: „er sollt zu allerletzt auf den Eckhof sitzen.“ — Ganz dasselbe habt ihr meinem Benedikt gesagt, und darum bin ich gekommen. Ich Hütt' nicht sür mich gesprochen, ich brauch' die Menschen nicht und bin eins geworden mit meinem Geschick, aber nun ist der Schatten davon auch auf den Sohn gefallen, und dem möcht' ich abhelfen. Meine Unschuld ist. wie Ihr wohl wißt, an den Tag gekommen, und Ihr könnt's beim Amtmann in Triberg hören, daß es auf meine Vitt' verschwiegen morden ist, daß ich am Leben blieb. Und nun, Bastel, sagt Ihr noch die gleichen Wort, die so viel Elend über uns alle gebracht, wenn ich Euch bitt', dem Benedikt Euer Kind zu geben?"

Dem Eckbauern mar die Pfeife längst ausgegangen, aber er mar zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Frau vor ihm von Fleisch und Blut und kein Geist war. Damit erwachte auch sein Bauernmitz und er war fest entschlossen, sich nicht so leicht in's Bockshorn jagen zu lassen. „Mir graust's", meinte er, und Ihr müßt eingestehen, daß es jeden Christenmenschen grausen thät vor solchen Eltern — obgleich ich Euch geru gefällig wär, Marzella —"

Sie schüttelte das Haupt: „Biegt nicht aus — Ihr hättet's jetzt in der Hand, Bastel, ein schweres Unrecht, das an mir begangen ist. mit einer guten That zu sühnen; habt Ihr keine Bedauerniß für ein so grenzenloses Elend, wie das meine war — könnt's Euch nicht locken, eine heilende Hand auf meine Wunde zu legen?"

„Hm, hm," brummte er, „ich seh' nicht recht ein, warum grad' ich das soll —"

„Nun, weil's auch ein wenig Euer Vortheil war'," sprach sie und erhob sich, „aus die Weis' käm' der Benedikt dann ohne Aufsehen auf seinen Hof, denn Ihr könnt Euch doch denken, Bastel, daß das Gericht mir gleich beistehen wird, zu meinem Recht zu kommen, wo sich's so schwer an. mir versündigt —"

Da wurde der Eckbauer, der bisher roth gewesen, plötzlich blaß.

„Eigentlich, eigentlich habt Ihr recht, Galgenbauerin," stotterte er, es wird so am besten sein, man giebt die Kinder ohne viel Aufsehens zusammen, denn —" suchte er seine Hast zu beschönigen, „was dem Ding den Ausschlag giebt, Ihr seid einmal meine Heczliebste gewesen, und das vergißt sich nicht so leicht, und darum also wird's am besten sein, man laßt die alten Geschichten ruhen —"

„Ich verlang's nicht anders," sprach sie, nnd ein unendlicher Hohn kräuselte ihre Lippen.

Der Bastel war nun ganz Beflissenheit und Eifer: „Ich geh' mit hinüber," schwatzte er, „wir holen ihn gleich her — 's wird nicht lang

^26 Heimine villingei in Uailsrnhe.

dauern, konnt's Mädels heim — nun ja, die wird schauen — das giebt einen Spaß. —"

Er steckte seine Pfeife an und schritt der Galgenbäuerin voraus, aber er nahm den Weg über den Hügel, und sie erschrak, ließ es sich aber nicht merken, obwohl ihr das Herz heftig zu schlagen begann, bei dem Gedanken, daß Vastels Augen auf ihr ruhten, und er ihre Schwäche gewahren könne. Indeß wie sie höher kam, und die Blicke, wie um sich zu gewöhnen, auf die beiden gefürchteten Zeugen ihres jammervollen Unglücks heftete, wurde ihr mit eins gar seltsam zu Muthe. Um die hohen Steinpfeiler wanden sich dichte Nanken von Blättern und Blüthen; Vögel nisteten in denselben und sangen und zwitscherten so laut, daß das dumpfe Gesumse, welches in Marzella's Seele aufsteigen wollte, davon überhört, in die Flucht geschlagen wurde. Und die Galgenbäuerin trat festen Schrittes, wie um zu versuchen, ob der böse Zauber wirklich gewichen, zwischen die beiden hohen blumentragenden Galgenpfeiler.

„Ja, die Kinder,“ murmelte sie, und ein wehmüthiges Lächeln umspielte ihren herben Mund, „die haben's gut gemacht“ — dann suchte ihr Blick die Landstraße, auf der Gregor einst dahin geschritten und ein letztes Mal zurückgeschaut.

Dem Bastel aber flog beim Anblick der so lang und unverwandt in's Weite Blickenden etwas wie eine Ahnung durch das Hirn, daß mancher, der nicht am Galgen gehangen, diesem Weibe nicht das Wasser bot. Und also sprach er neben seiner Pfeife hervor, die Hände in den Tafchen, im Tone aufrichtiger Vetrübniß:

„Es hält' vieles anders kommen müssen.“

Da kehrte Marzella in die Gegenwart zurück, sah ihn von oben bis unten an und sprach:

„Es war gut so.“

Äna.
von
Alaric öimon.
— Breslau. —

„Ich sah Dich hell geschmückt vom jungen Lenz
Du höchst gethürmte von Toscanas Städten
Die einstige Nebenbuhlerin von Florenz.
Der Wettstreit ruht. Du bist zurückgetreten.
Dein Ruhmesrecht nur der Forscher kennl's,
Und Deiner freu'n sich Künstler und Poeten.“

So besingt Paul Heyse Siena in seine» „Versen aus Italien“: und seine Worte
sind wahr und vielsagend.

Kein für Schönheit der Natur und Kunst empfängliches Auge, kein für historische
Erinnerungen begeisterter Sinn wird sich dem Zauber entziehen können, welchen der
Anblick der hochgethürmten Stadt Siena inmitten des Gartens von Toscana, oder
noch mehr ein Gang durch ihre mittelalterlichen Straßen mit so vielen herrlichen
Monumenten der Baukunst hervorruft. Siena könnte man nicht mit Unrecht das italie-
nische Nürnberg nennen — Bauten, Umgebung, ich möchte sagen die Decoration der
Scene ist dieselbe geblieben, nur die Personen haben gewechselt. Vieles von den alten
Gebräuchen ist noch erhalten. Obwohl eine Stadt von 50, (ttX1 Einwohnern sieht man
dcch in Siena weder Pferdebahn, noch Omnibus, weder Droschken, noch Velocipede,
denn die Straßen laufen fast durchgängig bergauf, bergab und schon wegen der Enge
derselben ist der Verkehr von Fuhrwerken fast ausgeschlossen. Ganz ausnahmsweise
sieht man hie und da eine Staatsequipe fahren, denn die Vornehmen Italiens ver-
schmähen es bekanntlich zu Fuß zu gehen.

Wo so viele herrliche Paläste und Bauten aus alter Zeit uns als Zeugen einer
bedeutungsvollen Vergangenheit umgeben, da drängt sich auch dem Laien die Frage auf
nach dem Ursprung und der Geschichte, und Zweck dieser Zeilen ist es, flüchtige
Bilder der Vergangenheit und der Gegenwart Sienas zu zeichnen. Hevses Worte
„einstige Nebenbuhlin von Florenz“ sind ebenso wörtlich zu nehmen, wie die „Höchst-
gethürmte.“

Denn, wenn auch nie zur politischen Macht der Florentinischen Republik empor-
steigend, nahm Siena doch bereits seit Mitte des 12. Jahrhunderts eine bedeutende
Stellung unter den mittelitalienischen Republiken ein. Im Gegensatz zu Florenz, wo
die Guelfenpartei herrschte und siegte, bekannten die Sienesen sich von je zur Partei
der Ghibellinen, ein Umstand, der allein schon gegen ein friedliches Zusammengehen der
Nachdarstädte sprechen mußte. Den ersten Anlaß zu dem zwischen den Rivalinnen aus-
brechenden Bürgerkriege gab, schon ehe Siena sich als Republik organisirt hatte, die
Thatsache. daß im Jahre 1082 der deutsche Kaiser Heinrich IV. von den Sienesen seinem
Feinde Gregor VII, gegenüber beschützt wurde.

Rord und Siid I,VI.. IS«. ö

I.28 — ^ Marie Simon in Vreslau.

Da aber hiei nicht unsere Absicht sein kann, ein umfassendes Bild der geschichtlichen Entwicklung von Siena zu geben, um so weniger als ihre bleibende Bedeutung bis auf die heutige Zeit weniger in ihrem politischen als in ihrem künstlerischen Emporblühen liegt, so dürfen wir in diesem eng bemessenen Räume (um mit Carlyle zu reden) nur einige historische Meilenzeiger aus der toscanische resp. sienischen Geschichte hervorheben. Mit der ghibellinischen Gesinnung Sienas, wie sie sich z. B. in der vorhererwllhnten energischen Parteinahme für den unglücklichen Heinrich IV. zeigte, soll nicht gesagt sein, daß die Stadt sich der Tyrannei und Gewalt der deutschen Kaiser gefügt hatte. Dies erfuhren Barbarossa und sein Sohn Heinrich VI. im Jahre 118« denn als Erster« über die Alpen nach Toskana hinabstieg, die freien Städte mit Untergang bedrohend, hatte Siena allein den Muth, dem Belagerer Heinrich die Thore zu schließen, und ihn und sein Heer bei einem blutigen Ausfall am 30. Mai in die Flucht zu schlagen. Beinahe ein Jahrhundert später, am 4. September 1260, lieferten sich Guelfcn und Ghibellinen die mörderische Schlacht bei Montaperto, wenige Kilometer vor Siena: die zunächst mit völliger Niederlage der Visieren, somit auch der Florentiner Bürgerschaft endigte. Doch nicht lange erfreute sich der Ghibellinismus dieses Sieges: der Stern der Guelfcn begann wiederum zu steigen, als Karl von Anjou, vom Papst Urban IV. zu Hülfe gerufen, den Ghibellinen eine tödtliche Niederlage bei Benevent beibrachte, und 1268 nach der Schlacht von Tagliacozzo den letzten Hohenstaufen hinrichten ließ. Ein Schiel der Entrüstung erhob sich, wie allenthalben, so auch in Siena über diesen Act der Barbarei; der Paicilampf entbrannte nun erst recht auf's Erbitterte: zumal Siena, seit es zu neuem politischen und commerciellen Leben erwacht war, mehr als jede andere italienische Stadt von inneren Streitigkeiten und Wettlämpfen der tonangebenden Adelsfamilieu, wie die Malavolti, die Piccolomini, die Tolomci, Salimbini u. A. m. mit dem Municipium zerrissen wurde. Seit die Guelfcn am Ruder waren, verlegte ein großer Theil der ghibellinisch gesinnten Geschlechter ihren Wohnsitz nach den, benachbarten Arezzo. Inzwischen war in Siena die Volkspartei der Noreschi zur Regierung gelangt, ans deren Mitte eine Anzahl bedeutender Männer hervorging. Unter diesen that sich besonders hervor Pandolpho Petrucci, der sich nicht allein nm das Gedeihen der Republik, sondern auch durch Förderung von Künsten und Wissenschaften in seiner Vaterstadt verdient machte. Und wiederum vergeht ein Jahrhundert, bis Siena auf's Neue von der Gewaltherrschaft deutscher Imperatoren betroffen wird. Karl IV. mit den Scilimbeni, einem der Abelsgeschlechter im Bunde, belagert die Stadt 1369: muß aber »och blutigem Gefecht weichen.

Aehnliche Leiden wie Florenz und Rom hatte Siena im 16. Jahrhundert (152?) zu erdulden, bei der Vertheidigung gegen die sie bedrohenden Heere Clemens VII., wo vor poll-I III>n>c>lic!> ein furchtbares Blutbad stattfand. Zwar wurde Clemens' Heer, geschlagen, doch hatte der blutige Sieg die'traurige Folge für die Stadt, daß Clemens um sie zu schwächen, auf's neue Parteihader und Zwist unter der Bürgerschaft entzündet hatte. Schreckliche Leioen hatte die unglückliche Stadt noch durch eine 80 tägige Belagerung Karls V. auszustehen, bei welcher Hunger, Pest und Elend aller Art unsäglich hausten. Aber erst am 17. April 1555 fiel Siena und verödete auf lange Zeit, denn 1W der besten Familien hatten längst die Verbannung der Sklaverei vorgezogen. Bon 140 000 Bewohnern, war es seit 1550 auf 6000 gesunken und hat sich seitdem nie mehr zur vorherigen Blüthe erhoben. —

Doch von dieser Blüthe zu reden ist nun an der Zeit: ist doch Siena vornehmlich mit anderen Städten im Bunde, vertreten in jener großen geistigen Bewegung Italiens, welche, vom späten Mittelalter an, von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr und mehr sich zu verbreiten und dem übrigen Europa das Licht der Civilisation mitzutheilen begann — die Renaissance. Die Namen eines Eneo Piccolomini (späterem Papst Pills I I.) eines Gicicomo della Quercia und Cozarelli (beide Bildhauer), der Brüder Lorenzello Nilldassari Peruzzi. Sodomas und unzähliger anderer berühmter Künstler sind auf's engste mit dieser Kunstepoche Italiens verknüpft.

Siena.

!2g

Ilebrigens wäre es für die Sienesen beleidigend, wollten wir an dieser Stelle nicht der heiligen Katarina gedenken: die zu Siena geboren, 1460 von Pius II. zur Heiligen erhoben war, und der Sodoma in seinen berühmten Fresken aus ihrem Leben in der Kirche San Domenico ein hohes künstlerisches Denkmal setzte. Für uns Deutsche erweckt die reizende Umgegend eine trübe Erinnerung an Heinrich VII. von Luxemburg, der im Kloster Buonconvento, wenig Meilen südwärts von Siena durch Sacramentswein vergiftet, umkam.

Der Fremde, welcher glaubt, Siena in zwei Tagen „abmachen“ zu können, thut Unrecht, weil sowohl die zahllosen Bau- und Kunstdenkmäler, die schöne Umgegend und die liebenswürdigen Bewohner eines längeren Besuches Werth sind. Die Stadt erhebt sich auf drei Hügeln in Form eines Sternes, von deren Warte der Blick sich weithin erstreckt über ein wahres Meer von auf- und abwogenden bläulichen Hügelreihen, wo Olivenmälder und Getreidefelder mit Rebengeländen und anmuthigen Landhäusern mit einander abwechseln. Freilich sucht man hier vergeblich die sogenannte klassische Landschaft, man wird mehr an süddeutsche Gegenden erinnert. Das Klima gilt für sehr gesund, und an kühlen Sommern stationiren hier viel Fremde, zumal die Lebensmittel gut und außerordentlich wohlfeil sind. Siena wimmelt namentlich von Architekten und Malern, für die es eine wahre Fundgrube sein soll.

Was Herm. Allmers von Rom sagt: „Palast steigt an Palast empor“ läßt sich hier noch mit größerem Rechte sagen, denn unglaublich groß ist für die verhältnißmäßig geringe räumliche Ausdehnung und für die Einwohnerschaft der Stadt (50 000) die Zahl ihrer öffentlichen Gebäude.

Von den über 150 Palästen sind besonders hervorzuheben der im reinsten Styl italienischer Gotik erbaute iml.i?." IZ>iansig,,r«, sowie p.'l«??. " ?i«< «Inmini, letzterer an den trotzig kühnen Bau des palia??» «t,«/^i zu Florenz erinnernd, ?^>»?.?c> «^limlwni ein heiterer Bau der Hochrenaissance. Im Gegensatz zu diesem wiederum der Palast der Tolomei, ein steinerner imposanter Bau der ältere» Gotik angehörend, schon 1205 erbaut, erhebt sich in majestätisch isolirter Vornehmheit einen der engen Plätze frontireno, und giebt ein streng mittelalterlicher Kolofz der Architektur, beredtes Zengniß der Feudalgewalt, welche vor 600 Jahren die Patricierfamilien der Städte besaßen.

Viele der Paläste werden von den noch lebende» Nachkommen der alten Geschlechter bewohnt oder von alten Castellanen bewacht, zu Miethskasernen nie herabgewürdigt. Doch dienen einige zu wohlthätigen oder öffentlichen Zwecken.

Nächst dem Dom und dem Geburtshaus der heiligen Katarina betrachten die Sienesen als ihre Hauptsehenswürdigkeit die pi»?,?» äel Ou,,,,,-. die allerdings für sie die ehrwürdigsten Erinnerungeu an vergangene Größe und Leide» wachruft, an Volksversammlungen, Bürger'chden. an fast alle geschichtlichen Daten der Stadt. Dieser Platz ist das Centrum, der Hanvtnrcv der Stadt, in den alle Hauptstraßen einmünden. Seine originelle Bauart zeichnet ihn vor allen ähnlichen Plätzen Italiens aus, und der erste und bleibende Eindruck ist jedenfalls ein fravvirender. Man denke sich ein? umgekehrte Riesenmuschel von 400 in Umfang, deren 10 innere steinerne Hohlkehlen, welche vom Centrum des Halbkreises ausgehend, nach der höher gelegenen Peripherie desselben anslaufen, so gewinnt man, unten stehend, gleichsam das Bild der »»geheuren Innenfläche einer Arena, deren Mitte mit einem wahren Juwel der Bildhauerkunst geziert ist, der t'onts Asi«, einem köstlichen Brunnen von Marmorlöwen bewacht, umgeben von einer weiten Marmorestrade, a» welcher in erhabener Arbeit die sieben Schöpfungstage dargestellt sind. Ruhesitze und schattige Bäume laden hier zu beschaulichem Dämmern ein, und gern giebt man sich mit vollster Muße der Betrachtung diese» einzigen Platzes hin, der schon vor mehr als einenr> halben Jahrtausend ungefähr so wie heute ausgesehen hat. Vor uns, auf der Langseite de« Platzes — das übrige liegt im großen Halbkreise — erhebt sich das uralte Rathhaus (i>«l:>?.üo i'ommuuslc), ein mächtiger Ziegelbau, der schon im 12. Jahrhundert begonnen war. Ihm gleichsam als Porta dienend eine kostbar geschmückte offene kleine Kapelle, Allen nur zu wohl bekannt, denn

<30 Marie Simon in Breslau.

sie errichteten im schrecklichen Pestjahre 1380 die Ueberlebenden als weithin sichtbares memento mori. Wer Zeit hat, der besuche die zahlreichen Säle des noch heute vom Municipium der Stadt benutzten Gebäudes, die eine würdige Kunstsammlung Sicinas bergend die Ergänzung der Kunstakademie bilden, und viele Schätze toscanischer Malerei enthalten. Wir begnügen uns zunächst mit einem Gang durch die alten Höfe und Hallen, die reich an monumentalem Schmuck und historischen Erinnerungen sind mit ihren Statuen, alten Brunnen, Basreliefs, Fresken u. s. w. und kehren wieder zurück auf die unvergleichlich schöne Piazza, die schon erwähnte halbkreisförmige Seite desselben kehrt dem gegenüber ihre von alten und neueren Palästen geschmückte Fassade zu, neben denen ein paar ebenfalls alte aber einfache hohe Patrizierhäuser mit ihren Erkerfenstern und Thürmchen sich malerisch genug ausnehmen. Ich wüßte diesem herrlichen Platz in der That nichts an die Seite zu stellen, und stimmte schließlich selbst in das mir anfänglich übertrieben erscheinende Lob des Führers, eines Knecht des Siener Universität mit ein — genau genommen darf man von unvergleichlich schönen Dingen superlativisch reden. Und doch drängt sich auch hier ein naheliegender Vergleich auf, mit dem nämlich zu Florenz: wie bei diesem, so steigt auch hier der riesige Thurm des Campanile zu schlanker Höhe hinauf, imposant und doch graziös mit leckem Haupte alle anderen Gebäude und Thürme der Stadt dominirend.

Gar mannigfaltig sind die architektonischen so interessanten Bilder, welche die Straßen der Stadt Durchwandernden fesseln. Hier eine offene Straße mit Statuen geschmückt, jetzt als Börse dienend, dort zwischen engen Gäßchen, die steil abwärts führen, ein überraschender Blick ans Meer herunter, oder durch ein offenes Portal die Aussicht auf einen der schönen alten Palasthöfe! es giebt Schritt für Schritt irgend ein malerisches Motiv; aber auch viel zu steigen auf der hügelragenden Stadt, so auch auf dem Weg zu dem weltberühmten Dom, dem höchst gelegenen Bauwerk. Wie erfreut es Herz und Auge, an dieses herrliche Monument zu treten, und es so frei vor sich zu haben, so mit einem Blick erfassen zu können! Denn nicht wie bei so vielen der schönsten Kirchen Italiens, wie z. B. der Peterskirche zu Rom, der Novellenkirche zu Florenz oder der Basilika zu Bologna, deren Außenseiten entweder unansehnlich sind, oder die so stehen, daß man nur einen Theil derselben übersehen kann — im Gegensatz dazu läßt bei dem Dom von Siena das Äußere sofort ahnen, was das Innere sein werde. Frei und nach allen Seiten sichtbar erhebt sich der herrliche gothische Bau, einer der schönsten Italiens. Etwas wohlthuerenderes von Harmonie kann nicht gedacht werden; die Strebebögen nur mäßig vortretend, laufen oben nicht in Thürmchen, sondern in Statuen aus; der schwarze Marmor, nur in seltenen Schichten den weißen unterbrechend, übertönt nicht die zarten Gliederungen, so daß das Kämpfgesims zu voller Wirkung kommt. Die dreischiffige Fassade (das Modell dazu schuf Giovanni Pisano), macht mit ihren prächtigen Mosaikbildern und der kräftigen Marmorbetleidung durchaus den Eindruck heiterer Pracht. Dem Innern entsprechend sind auch die Pfeiler des dreischiffigen kolossalen Innern; aufstrebend runde Schäfte mit durchweg weiß und schwarzer Marmorbetleidung, ebenso wie auch das an der Decke fortlaufende Gesims; darunter als Konsolen die Köpfe jammertücher Päpste. Und nun vom Einzelnen zu reden, von der köstlichen Marmorarbeit der Pfeiler, von den reichen Kapitellen, den prachtvoll geschnitzten Ecktürmen, der anstoßenden hockst werthvollen »nd künstlerisch ausgebauten Bibliothek — von all' diesem Detail zu reden, verbietet der Raum, und liest sich umfänglicher in jeder Kunstgeschichte. Ein weiter freier Platz umgiebt den Dom von drei Seiten, von der Schmalseite führt eine breite Treppe hinunter in die Stadt, während die Hauptfassade gegenüber längs des großartigen Hospitals, einem ehemaligen Kloster, eine breite steinerne Bank läuft, von der aus man in aller Ruhe die ganze Majestät des schönen Baues voll auf sich wirken lassen kann.

Durch die Hauptstraße wieder zur Piazza zurückkehrend trifft man auf beiden in der Abendstunde ein Gewühl fröhlicher Menschen, die plaudernd, schlendernd und rauchend

ihr Mußstunden im Freien feiern wollen, denn ilaffcegärten oder Restaurants im Freien giebt es kaum in Italien, und die Parkanlagen vor der Stadt sind hübsch aber langweilig nach internationalem Zuschnitt. Hier wie dort sieht man unter den Frauen und Mädchen wunderhübsche Gestalten, denen die allgemein üblichen riesigen Florentiner Hüte gut zu den zierlichen Köpfen stehe»; eine Mode die von der vornehmen Dame bis zum einfachsten Landmädchen mitgemacht wird. Ein Hauptgenuß bei diesem abendlichen Auf- und Ab-Flaniren bildet die zzelat» (Geforenes), die man allenthalben bequem stehend verzehren kann, und von welcher ein großes Glas 10 Pf. kostet; noch beliebter sind bei der Hitze Kalteschalen von Wermuth und Eiswasser.

Sehr amüsant ist auch des Morgens ein Gang »ach dem moreuw vvc, >>in, welches Vergnügen wir oft genossen? denselben nimmt eine riesige, gedeckte, wie ein Pilz ausschauende Markthalle ein, unter welcher Metzger, Bäcker und Victualienhändler ihre Waaren feil bieten. Im weiten Kreise um sie her Geflügelleute und Gemüsehändlerinnen! Grob war die Auslese an Artischocken, Tomaten und Riesenkirschen, und einen überaus freundlichen Anblick gewährten die nett und zierlich geputzte» Verkäuferinnen; letztere in der Landestracht mit schwarzen Miedern und den unvermeidlichen großen Hüten. Unter ihnen sind auch viel Modelle, und manch' jungen Maler sah ich Umschau halten unter der hübschen Mädcl'enschaar.

Die Sienesen sind ein lustiges, gastliches Völkchen, ma» kommt dem Fremden freundlich, ohne Berechnung entgegen, läßt sich gern von ihm erzähle»; man lebt billig und wird nicht, wie an den mehr „abgegrasten" Städten der Halbinsel systematisch ausgeplündert oder betrogen. Im Ganzen trägt Siena heute den friedlichen Charakter einer gemüthlichen kleinen Universitätsstadt, durch nichts an die einstigen blutig-kriegerischen Verhältnisse erinnernd. An der Universität sind nur die Facultäten Jurisprudenz und Medicin vertreten. An öffentlichen Bibliotheken auch für Damen besitzt die Stadt mehrere außerordentlich reiche, in deren weiten kühlen, sehr schön ausgestatteten Räume» man die heißen Mittagstunden angenehm hinbringt. Wer irgend kann, sollte eines der im August stattfindenden großen Volksfeste auf der ?ii>??ü äsl ^», „pu nicht versäumen. Das sind die Wettrennen, zu denen aus der ganzen Umgegend die Landlcute in ihren hübschen Costümen herbeieilen: die Arena des Platzes eignet sich vorzüglich zu diesen Wettläufen, bei denen dir schönsten Mädchen Preise an die Sieger Vertheilen, uud wo Festzüge in mittelalterlicher Tracht einen wirklich glänzenden Eindruck machen. Die ganze Stadt nimmt an diesem Feste theil, sei es mitwirkend oder zuschauend. Musik und Fröhlichkeit belebt den sonst so ernsten alten Platz, und des Abends beschließt großer Tanz in einem der großen Sälc die Zahl der Festfreuden — für die Wohlhabenden. DaS Volk tanzt draußen auf dem Platz und erfreut sich nach echt italienischem Geschmack am Feuerwerk, und probirt an den Wüfelbuden sein Glück. Bei dieser Gelegenheit ist es erfreulich, die seinen Sitten der toskanischen Bevölkerung zu beobachten; durchweg herrscht ungezwungener aber anständiger Ton, und die würzigen Weine des Landes erheitern, ohne Trunkenheit zu erwecken.

DaS wäre so ein Bild aus sommerlichen Tagen; im Winter mag Siena weiiger einladend sein, des rauhen Klimas wegen. Aber von der großen Heerstraße abgelegen, im Herzen Toscanas, mit allen Reizen der Kunst angeschmückt, dürfte es dennoch zumal bei den billigen Preisen so manchen Romrcisenden zu einem kleinen Umwege verleiten.

Erst nachdem diese Zeilen geschrieben waren, wurde Siena im October d. I. von einer schweren Katastrophe heimgesucht, indem bei Gelegenheit von Reparaturarbeite» am Kuvvelbau des Domes Feuer ausbrach und verderblich für den alten Prachtbau zu werden drohte; doch gelang es glücklicherweise, alle Kunstschatze zu retten, und das ffeuer auf das Dach zu beschränken, das leider abgebrannt ist.

^Illustrirte Bibliographie.

Vmin Pasch« und die Meuterei in Neauntoria. Supplement zu Stanley, Im dunkelsten Afrika. Von A.I. Mounteney Iephson und Henry M. Stanley. Aus dem Englische» von H. von Wobeser. Mit 46 Abbildungen, einer Facsimile Tafel und einer Karte. Leipzig, H. A. Brock Haus. 189U.

Ein menschenfreundliches oder wissenschaftliches Unternehmen, an welchem Herr Stanley sich theiligt, will von vorn herein mit Vorsicht betrachtet werden; es steckt immer entweder ein materieller Gewinn, oder ein sonstiger Vortheil dahinter. Diese Thatfache trifft auch bei dem vorliegenden Buche zu, welches von ihm selbst ciugenschcin^ lich nichts weiter enthält, als eine Vorrede, in der er n, A. auseinandersetzt, daß Iephsons Arbeit in Amerika nur dann mit irgend welchem Nutzen veröffentlicht werden könne, wenn ein amerikanischer Bürger bei dem Schreiben des Werkes sich mit dem englischen Verfasser verbände; denn nach dem amerikanischen Veilagsrechte tonne das Buch eines Engländers ohne Weiteres nachgedruckt werden! Wie viel Herr Stanley für seine „treue“ Mitarbeiterschllft e, halten hat, erfährt man natürlich nicht; aber vielleicht begnügt er sich mit dem „sonstigen Voltheile“, de» er aus dieser Arbeit zieht. Denn einmal kommt ihm Jeu h son mit feinen Schilderungen in's Gehege, indem er die im „dunkelsten Afrtia“ nur angedeuteten Ereignisse in Aequatoria zum Gegenstand seiner Erzählung macht, und dann muh er ihm versprochen haben, über das Verhältnis; zu Emin nichts anderes auszuplaudern, als was dem „Retter“ des Pasckas gutdünkt. So haben sich denn die beiden ehrenwcrthen Herren auf's Trefflichste mit einander abgefunden.

Iephson ist bekanntlich derjenige Offizier Stanleys, welcher bei Emin zurückgelassen wurde, während Stanley lelbst den Rückmarsch durch den endlosen Urwald unternahm, um Barttelot und die Nachhut herbeizuholen. Emin's Offiziere verhielten sich nämlich bezüglich der Stanley'schen Expedition sehr skeptisch und wollten nicht glauben, daß sie wirtlich von Aegypten ausgegangen sei; der Pascha wünschte daher, mit Iephson als Gast alle Stationen seiner Provinz zu besuchen, damit dieser mit den Leuten sprechen und ihnen erklären könne, wer Stanley sei, und weshalb er gekommen sei: auch sollte er ihnen das Schreiben des sshedive und Nubar Paschas, sowie eine Proclamatio» Stanleys an die ägyptischen Soldaten vorlesen; dann würde sich herausstellen, ob diese Leute gewillt seien, im Lande zu bleiben oder sich der Stanley'schen Expedition anzuschließen (S. 29).

Illustrierte Völkervereinigung.

^33

Das Buch umfasst also die Erlebnisse Levhsons bei (5mm, ihre gemeinsame Reise von Wadclai nach Dnfilo, die Nebellion der einstigen Offiziere Amin Paschas, auf welche sich Emin nienials hatte verlassen können, die Gefangennahme Levhsons und

Gmii»3 in Dufile, den Einfall der Mahdisten, welche sich durch drei Derwische alw cm-lünoigten: „Wir sind gekommen, »m encl, auf den richtigen Weg zum Himmel zu nibre» und «uchlbcten zu lehren, wie wir, die wahren Gläubigen, die wirtlichen Mnselnillnuci beten" (S. 228), fern« die Niederlage der Nebellen, die sich zum Kampfe entschlossen

Nord und Ziid.

hatten, ohne demselben gewachsen zu sein, endlich die Befreiung der beiden Gefangenen und die Flucht aus Madelai. da an einen ei folgreichen Widerstand nicht mehr zu deuten war. Dies alles ist mit ziemlicher Klarheit und Anschaulichkeit zur Darstellung gebracht.

Endlich kommt Nachricht von Stanley, der an den Albert-See zurückgekehrt ist und von dem kläglichen Schicksal der Nachhut berichten muh. Hier ist es nun höchst auffallend, daß Iepbson (S. 374) im Gegensatz zu den erbärmlichen Verdächtigungen Stanleys, welche selbst in England auf's Peinlichste berührt haben, über den Major Barttelot überaus günstig urtheilt. Ersagt: „Was für ein Schicksal hatte den armen Barttelot betroffen! Die Thränen traten mir in die Augen, als ich an ihn dachte, den ich zu Hause voll Leben, Bewegung und Muth, in seiner ganzen Fröhlichkeit und Heiterkeit, seiner wohlverdienten Beliebtheit gekannt hatte. So mußte alles enden! Der Gedanke war zu traurig, daß seiner kurzen glänzenden Laufbahn so plötzlich und ohne vorhergegangene Warnung durch den Schuß eines feigen Manjema-Beutejägers ein Ende gemückt worden war. . . Daß Barttelot seine Pflicht mthig und ehrenhaft erfüllt hat, habe ich keinen Augenblick bezweifelt; vielleicht hat es ihn» aber an Umsicht gefehlt, und er ist übereilt gewesen. Die Geschichte dies« schrecklichen Zeit wird, wie ick fürchte, nie genau bekannt werden; was aber auch geschehen sein mag, jeder, der ihn wirklich gekannt hat, wird instinctiv anerkennen, daß er ein ehrenwerther, aufrichtiger, tapferer Mann war und gesucht hat, seine Pflicht zu erfüllen,“

Dieses Urtheil über Barttelot scheint mir das richtige zu sein, und daß es von Stanley in dem Buche Iepbons nicht angefochten wurde, erkläre ich mir einfach dadurch, daß letzteres noch vor jener Zeit zum Abschluß gebracht worden ist, wo man den heimtückischen Schlichen Stanleys der Nackhut gegenüber noch nicht auf die Spur gekommen war. Jetzt, wo man weiß, daß jener Major mit der aus den Kranken, Schwachen und Aufsässigen bestehenden Nachhut absichtlich in, Stiche gelassen wurde, daß man ihm einen nahezu unausführbaren Auftrag, nämlich die Anwerbung von Hunderten neuer Träger, gegeben hatte: jetzt, wo man sogar in England die bittersten Vorwürfe gegen den „berühmten“ Führer der Emin-Ersayer, pcbition schleudert, daß er einen verdienten Offizier in schmäherlicher Weise aufgeopfert habe, jetzt würde Stanley niemals zugegeben haben, daß ,in von ihm abhängiger Schriftsteller sich so günstig über Barttelot ausspricht, wie dies Iepbson thut.

Daß der Verfasser auch dem Charakter Emins nicht «eicht wirb, kann nis t wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß er unter dem Drucke Stanleys schreibt; er versteht nicht, wie schwer es dem Pascha fallen muß sich von dem Lande zu trennen, in welchem er so lange und so segensreich gewirkt hat; er versteht nicht, wie der Pascha allen Be-

strebungen Stanleys zum Trotz in deutsche Dienste treten kann; er versteht nicht, daß

Aul: Bmin Palch» und die M«u!trei in Aequettona,
Leipzig, F, «, Viockhau», 18W.

Illustrierte Bibliographie,

^35

der Pascha auf dem Heimmarsche zur Küste nur seinen wissenschaftlichen Sammlungen leben will. Ihm ist Emin ein Mann von zwar freundlichen, edeln Eigenschaften, aber monilischei Schwäche; ein gescheidter vollendeter Gentleman«, der die Naturwissenschaften

enthusiastisch liebt aber nicht die Fähigkeit besitzt, deren mnn bedarf, um Leute zu leiten, oder die Anlage, sie an sich zu zieln und zu beherrschen; ein Mann dessen natürliche Herzensgute durch seine nervöse Reizbarkeit fortdauernd getrübt wird; ein Mann endlich, dessen aufrichtige europäische Gmolieit und Oenanigkeit durch «inen all- zu langen Aufenthalt unter Orientalen in's Wanten gemthen (ueigl, S. 445.)

Nord und Süd.

Somit erhalten wir auch aus Iephson's Bücke, welches mit dem Ausdrucke tiefen Mitleids für einen Mann schlicht, „der jedes Gefühl der Dankbarkeit und Freundschaft einem grundlosen Groll opfern konnte,“ keinen, nicht den geringsten Anhalt dafür.

A„S: (5„i„ Pascha imd die Wcuterci w Aequawrla, F, A, Blockhaus. ZWO.

was unseren großen Landsmann gegen seinen „Retter“ so sehr erbitterte, das; er ihm für immer den Nücke» wandte.

Das ^aesiinile nellr den Blies des Mahdi an Emin Pascha der, in welche,» dieser zur II„lerwersn»g aufgefordcrl wird: die Karte zeigt wenig mehr, als die Provinz Emiiiö. Erinnerungen von Felir Dahn.

,rstes Buch. Bis zur Universität <M?4-18,“>0). Mit dem Bildnis; deS Verfassers.

Leipzig, Druck und Verlag von Breitko vf und Härtel. 18M. VII, 322 S. «.

Als ein vertrauliches Gevlaudcr zu den Allernächsten sind diese Aufzeichnungen entstanden? sich selbst wollte der an Erlerntem und Erlebtem reich gewordene Mann ergblzen und wieder verjüngen, w^nn letzteres der jugenofrische Poet nöthig hätte, an dem erneuten Durchleben von Kinderlusr u»d Kinderqual. Wenn der Antobiogmvl,

Bibliographie. 1,27

auch nicht mit kräftigem Worte sich die Kritik dieser „Poesie der Jugendzeit“ im Vorworte verbeten hätte, auch die strengsten Gegner des historischen Romans würden dieser Historie gegenüber die Waffen niederlegen und ohne Krittellei sich an diesem Jugendidyll erfreuen. (Es wird ja auch der in freundlichster Gesinnung an das Werk herantretende Leser wohl bedauern, das; über den mit epischer Breite geschilderten Knabenspielen Manches bei Seite gedrängt wurde, was wir hier zu suchen berechtigt sind. Wie Dahn in seinen Dichtungen seiner persönlichen Neigung und Abneigung scharfen Ausdruck giebt, ein subjectiver Zug, der dem Ganzen eigene Anziehungskraft verleiht, so dürfen wir auch in seiner Autobiographie nicht eine nach allen Seiten gleichmäßig fortschreitende Darstellung fordern, er greift heraus, was in seinem Innern noch lebendig nachwirkt. Nicht die Muse der Geschichte, die über „Dichtung und Wahrheit“ thronet, herrscht hier; es ist Lyrik, aber nicht gemachte, sondern tief empfundene Lyrik, welche diese Erinnerungen beseelt. Mehr denn einen Abschnitt möchte man als ein Gesicht in Prosa bezeichnen. Vor Allem aber und bei einer Autographie ist dies die Hauptsache, der Mensch und Dichter wie er leibt und lebt tritt uns aus dieser Selbstschilderung ungeschminkt und ungekünstelt entgegen. Stellt man etwa Dahns „Erinnerungen“ zusammen mit den in letzter Zeit erschienenen drei Selbstbiographien von Dichtern, Gustav Freytags „Erinnerungen ans meinem Leben“, von Schocks „Erinnerungen und Aufzeichnungen“, Robert Hamerlings „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“, so tritt Dahns Eigenart noch scharfer hervor. Freilich dürfen wir bei dem Vergleiche mit diesen abgeschlossenen Werken nicht übersehen, doch Dahn uns nur in Kindheit und frühe Jugendzeit bis jetzt den Ausblick eröffnet hat. Während aber z. B. Freytag nach Goethes Vorbild seine jugendlichen Erlebnisse als ein Culturbild aus der kleinen Stadt nach den Freiheitskriegen, die Erlebnisse eines jungen Menschen aus der Reaktionszeit typisch darzustellen sucht. Graf Schuck aus dem überreichen Schatze seiner Bücher- und Weltkenntnisse feinsinnige Urtheile und farbenprächtige Schilderungen für seine verschiedenen Lebensjahre zusammenstellt: will Dahn nichts als sich selbst und „Allen, die ich die Meinen nennen darf“ — so lautet die Widmung des Buches — den jungen Felix vor Augen stellen, raufend und lernend, in erstem Dichten und Grübeln, im ersten reinen Minneglück.

Au Hamburg ward der Knabe dem Künstlerpaare Friedrich und Constanze Dali am 9. Februar 1834 geboren, aber seine Heimat war an der Isar, Lcloi, im März 1834 siedelten die Eltern nach der bayrischen Hauptstadt über-, die Schilderung der Kunststadt wie König Ludwig I. sie schuf, ist Dahn im ersten Bande ebenso schuldig geblieben, wie er uns von der hervorragenden schauspielerischen Wirksamkeit seiner Eltern kaum eine Andeutung macht. Er schildert sei» Heim, Haus und Garten i» der Königinstmsze (Nr. II!) am Rande des analischen Gartens, Dahn betont, das; er nur Wahrheit ans feinem Ledeu gebe: in einem hat ihn die dichterische Phantasie doch darüber hinausgeführt. Ich habe auch, freilich zwei Jahrzehnte später, in einem der Gürte» der Königinstrafze mich weidlich herumgetrieben, aber von solchem Reichthum an edlem Obst, wie Da!m ihn schildert, habe ich in meiner lieben Vaterstadt nie etwas an den Bäumen gesehen. Die früh aufstrebende Dichterkraft, welche Kegelbahn und Gartenhaus zu Schlachtfeldern der Geschichte umschuf, hat entschieden auch die Veredelung des in München wachsenden Obstes bewirkt. Ich kann wenigstens nicht glauben, dag zwei Jahrzehnte später Räume und Art des Schulunterrichts sich gegen Dahns Jugend wesentlich verbessert, das Klima aber so arg verschlechtert Kättc. Allein im t5rnste, mag die jugendliche PKantasie auch noch der ersten Homerlesung etwas vom Garten der Phäaken auf die Jsarstadt übertrage» und der reife Dichter au dieser jugendliche» Jdcalisirung festgehalten habe», wir können ihm dafür nur dankbar sein. Wie jugendfrisch, wie bubenkeck und doch tief sinnig ist dieses Knabenlebeu geschildert! Die Einbildungskraft deS Knaben schon hatte sich in jene Welt versenkt, die der Dichter der historischen Romane schildert. Totila und Saladin, Roland und Widukind bat er in den Knabensvielen mit Bohnenstangen und Brettern bewehrt, selber dargestellt, Püffe von den Kameraden empfangen und an sie ausgetheilt im fröhlichen Kampfspiel. Der dichterische und geschichtliche Sinn haben sich gleichzeitig dabei bewährt; an den späteren Rechtslehrer wird man bei den AneignuugSversuchen weggcspcrrten Obstes weniger erinnert. Schon vor dem sechsten Jahre lernte der Knabe lesen: „und zwar nickt in einem ABC- oder Schüler-Lesebuch, in Schiller: das war entscheidend für meine ganze Enkwickelung“. Die im Anhang mitgetheilten Jugendgedichte sind indessen

—' Nord und 3nd.

keineswegs Uebungen frei nach Schiller; sie sind Alle individuell empfunden, was man nicht einmal von allen in Gedichtsammlungen regelmäßig aufgenommenen Gedickten ausgewachsener Poeten rühmen kann. Allein „das hoch Pathetische, das Rhetorische, die Freude an dem Pomp der Sprache, an stolz rauschenden Rhythmen, die Richtung auf die Geschichte, später dann das Philosophische, das Männliche in der Vorstellung?— und Sinnesart, all dies ward dadurch früh geweckt und gesteigert, daß das Kind die allerersten dichterischen Eindrücke durch denjenigen Nichter empfing, der, ob auch nm wie die Sonne dem Oelcklein unter allen je mir bekannt gewordenen Dichtern mir am meisten artverwandt ist“. Von den bei seinen Eltern verkehrenden Dichtern nennt Dahn eben nur die Namen, ziemlich das Einzige, was dem Knaben damals in der Erinnerung blieb. Sein Verkehr mit dem Münchener Dichterkreise gehört einem späteren Zeitabschnitte an. Dagegen begleiten wir den schwer von Garten und Karnpfspiel sich trennenden Jungen in die Schule, nehmen Theil an erster Zurücksetzung und allmählich steigenden Erfolgen, Schabentcucrn, religiösen Zweifeln und Kämpfen. Das offene Aussprechen der Stellung zum Mciellen Ehristenthum wird beim Verfasser von »Sind Götter?“ ja nicht überraschen. Der würdigen Weise jedoch, in der Dahn die Entwickeln«» vom allmählichen Erwachen des Zweifels bis zu Königs Tejas ernster Pflichtenlehre — gegen den Vorwurf des Pessimismus verwahrt er sich ausdrücklich — darlegt, wird selbst der sacklich nicht mit ihm übereinstimmende die Anerkennung nicht verweigern. In den Mittbeilungen über erste Dichtungen hören wir von einem Epos „Die bezauberte Rose“ in 5339 Versen; leider ist nickt gesagt, ob Schulze« iDctcwen den Anlaß hierzu gegeben. Natur-Lyrik und Balladen-Poesie wucherten üpuig aus; wohl noch üppiger die Liebeslyrik. Von März 1848 bis zum Abgang zur Universität nach Berlin, October 1852 brachte der anaehende Dichter seine knabenhafte Huldigung einem in der Nachbarschaft wohnenden Institutsmädchen dar. Es ist eine voll schalkhafter Rührung ausgeführte Idylle, die iu der Liebcsgeschichte von Felix und „Didosa“ der Dichter erzählt. In der Liebe der beiden blünenden Gothentinder in einem der fpäteren Thcile des „Kampfes um Rom“ mag die Nachwirkung dieser Jugendliebe zu finden sein. Die Erinnerungen dienen übrigens auch in manch anderen Fällen dazu, die Quellen von Vorgängen und die Vorbilder einzelner Personen in den historischen Romanen im Leben des Dichters selbst ausfindig zu machen. So weiden die „Erinnerungen“, was jede Autobiographie sein soll, eine Erläuterung der Thaten ihres Helden: des Künstlers Thaten sind eben die Werke, die er geschaffen.

Mal Koch.

Bibliographische Notizen.

Eduard Nuller'S Geschichte des deutschen Voltes. Vcarbeitet und fortgesetzt von William Pierson.

Siebente vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Vde. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Die vielen Auflagen des vorliegenden Geschichtswerkes, das sich in seiner Vortragsweise als historisches Lesebuch für gebildete Laientreise charatterisirt, beweisen, wie weite Verbreitung es bereits gefunden hat. Es weht ein frischer, freier Geist durch das Buch, der es namentlich für die reife Jugend zur gcnukreicken und erhebenden Quelle der Belehrung macht.

In großen Zügen wird uns die Entwickeiung unseres Vaterlandes von den eisten, in grauer Vorzeit verborgenen Anfängen bis zu dem herrlichen Abschluß des Krieges von 70/71 vorgeführt. Dabei ist das geistige Leben, die wichtigsten Ei»schcinungen in Wissenschaft, Literatur und Kunst in gebührende Berücksichtigung ge-

zogen. Die Ausstattung in Drnck und Papier ist vortrefflich und das wohlge-- troffene Portrait Kaiser Wilhelms schmückt diese neueste Aussage. n.

Schiller. Sein Leben und seine Weile dargestellt von I. Minor. Zweiter Band: Pfälzische und sächsische Wanderjahre. Verlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Das bedeutende Wert, auf dessen ersten Band wir im Heft 157 dieser Zeitschrift aufmerksam machten, ist nun bis zur Hälfte geführt. In sachkundigster Weise werden in getrennten Abschnitten die biographischen wie die literarischen Begebenheiten von Schillers Leben und Wirken bis zum Ende der Dresdner Zeit neu dargestellt.

Bibliographische Notizen.

129

Überall zeigt sich der Verfasser als einen über dem Stoffe stehenden Künstler, der mit Meisterhand auch Allbekanntes in neue Beleuchtung zu rücken weih, und zugleich als umsichtigen Forscher, der die vielen Lücken früherer Schillerbiographien aus reichster Belesenheit und mit nüchterner Kritik der Quellen ergänzt und durch Combination der Schiller'schen Dichtung mit der zeitgenössischen Literatur hochinteressante literarhistorische Resultate gewinnt.

Sollen wir aus dem reichen Inhalte des Büches Eines besonders hervorheben, so nennen wir die Bisvrechnung von „Kabale und Liebe“ als eine Partie, die uns besonders gelungen zu sein scheint. Wir wünschen dem Kerle glücklichen Fortgang bis zur Vollendung, <ir.

Karl Ludwig von Knebel. Ein Lebensbild von H. v. Knebel-Döberitz.

Weimar, H. Böhlau.

Karl Ludwig von Knebel, 1774 als Erzieher des Prinzen Konstantin an den Weimarer Hof gezogen, nahm während seines langen Lebens — er überlebte den Großherzog Karl August und Goethe und starb im 61. Lebensjahre in Jena — durch seine eigenthümlich durchgebildete Persönlichkeit eine hervorragende Stelle in den Kreisen von Weimar und Jena ein.

In pietätvoller, aber durchaus objectiv und sachlich gehaltener Darstellung entwirft jetzt ein Urgroßneffe auf Grund genauer Kenntniß des urkundlichen und literarischen Materials ein Lebens- und Charakterbild des bedeutenden Mannes. Wir können das Werk — zumal da jede unnütze Breite vermieden und der Preis (Mk. 2,80) für das gut ausgestattete, mit schönem Bildnisz ^ geschmückte Buch sehr niedrig gestellt ist — der Theilnahme der Leser warm empfehlen.

, > r, ,

Die italienische «esangsmethode des XVI. Jahrhunderts und ihre Bedeutung Zur die Gegenwart. Nach Quellen jener Zeit dargestellt und erläutert von Dr. Hugo Goldschmidt.

Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Vcrlagsanstalt vormals S. Schottlaender.

Die Musikgeschichte des 17. Jahrhunderts ist zur Zeit »och ein fast unbebautes Feld. Monographien, die, auf zuverlässiges Quellenmaterial bauend, die Erscheinungen jener Uebcrgangsperiode schildern, sind nur in kleiner Anzahl vorhanden und ohne solche Vorarbeiten ist ein Verständniss der Zeit, in welcher die

ganze Tonkunst ein völlig neues Leben beginnt, nicht möglich. Das Goldschmidt'sche Buch ist als ein bemerkenswerther und grundlegender Beitrag zur Kenntnis; der Geschichte der Gesangskunst im 17. Jahrhundert zu bezeichnen. Der Verfasser hat es sich angelegen sein lassen, in geschmackvoller und eleganter Diction Alles zusammenzustellen, was aus gleichzeitigen Quellen über die Methode der italienischen Gesangskünstler überliefert ist. Die Gesaiiglehrer der Jetztzeit, die ihr Metier zum Schaden der ihnen anvertrauten Stimmen leider so häufig in recht laxer und oberflächlicher Weise aissüben, werden in dem Goldschmidt'schen Werke ei„e Fülle von beherzigenswerthen Fingerzeigen über Stimmbildung, Vocalisirung, Intonation und namentlich über Coloraturgesang finden. Die einschlägigen Beweisstellen sind zumeist im Original und zugleich in deutscher Uebersetzung mitgetheilt, so daß eine kritische Controle der aufgestellten Behculptungen mit Leichtigkeit vorgenommen werden kann. Das letzte Drittel des Buches enthält eine stattliche Anzahl von Noteiibeifviclcn, die mit Sachkenntniß und Sorgfalt aus den schwer zu erreichenden Originaldruckwerken aus der ersten Zeit des Sologesanges ausgewählt sind und einen klaren Ueberblick über die damalige Praxis gewähren. sb.

Zur Einführung in das deutsche Volkslied. Von Karl Leimbach.

Bremen, M. Heinsius Nachf.

Der als Pädagoge wie als Erklärer deutscher Dichtungen schon rühmlich bekannt gewordene Verfasser hat in diesem Werkchen eine umsichtig getroffene Auswahl von S2 Volksliedern älterer und neuerer Zeit zusammengestellt und mit sachlichen und geschichtlichen Erläuterungen versehen. är.

Juliane. Roman von Richard Voß, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Daß ein genußsüchtiger Aristokrat, für den die Begriffe Pflicht und Arbeit inhaltslose Z^orte sind, das Vermögen seiner bürgerlichen Frau durchbringt, ein Vermögen, welches die zäbe Ausdauer vieler Generationen sammengespart hat, ist eine so alltägliche banale Sache, daß ein starkes Talent, wie dasjenige von Richard Boß dazu gehört, um uns derartige Vorgänge als Nomansujet interessant zu machen. —

Nord und Süd,
Die Heirath war aus Liebe geschlossen worden, gegen den Willen des Baters, der mit klar blickenden Augen die Zukunft vorausgesehen, die Einwilligung war ihm von der vergötterten einzigen Tochter abgetrotzt worden: — wie nun allmählich die Liebe dieser hochgesinnten grau zu ihrem charakterlosen, ehrvergessenen Gatten absterbt und sich in Abscheu verwandelt, der ihr zuletzt die Pistole gegen den einst geliebten in die Hand drückt, um das Glück ihrer Kinder zu retten, ist mit Überzeugender psychologischer Wahrheitstreue geschildert. Die Handlung wird zum Schlüsse so lebendig, die Spannung so gespitzt, daß man fühlt, hier hat der Dramatiker Voß dem Novellisten die Feder aus der Hand genommen.

Noch ein Wort über die äußere Ausstattung des Buches mit sehr mittelmäßigen Illustrationen; bedarf denn ein Roman von Richard Boß dieses Zugmittels aller Cpolortage-Romane? m?.,.

Phantasien und Märchen von Gustav Kastrop. Hannover, H. Wasserkampf K Comp.

Der Einfluß Felix Dahns ans Stil und Erzählungsweise dieser Geschichten ist unverkennbar: auch in Eigenthümlichkeiten, die wir nicht gerade als Vorzüge betrachten mochten, wie in dem übermäßig häufigen Abbrechen der Zeilen, ohne einen wirklichen Abschnitt im Gedankengange, Aber auch der oft recht ergötzliche Humor, der der Verfasser bei märchenartiger Einkleidung seiner sehr verschiedenartigen Stoffe beweist, erinnert lebhaft an den genannten Mcister; und so wird das schön ausgestattete Buch wohl bei vielen Lesern freundlichen Empfang finden. 0,

Der Schelm aus den Alpen. Allerlei Geschichten und Gestalten, Schwänke und Schnurren. Von P. K. Rosegger, Zwei Bände. Wien, A, Hart leben.

Unter diesem bezeichnenden Titel hat Rosegger etwa 60 kleinere humoristische Erzählungen vereinigt. Aber mit gutem Grunde macht schon das Vorwort darauf aufmerksam, daß auch gemüthliche und lustige Sachen manchmal tückisch einen ernsten Hintergrund haben können. In der That tritt bei manchen dieser heiter angelegten Erzählungen viel mehr, als man es nach diesem Titel erwarten sollte, der Zusammenhang mit schweren Lebenskämpfen hervor, die auch die Bauern der steirischen Berge durchzufechten haben, sowohl in ihrem Verkehre unter sich, als beim Zusammentreffen mit der cm sie

herandringende» Culturwelt, Der Erzähler aber bewahrt im Scherze wie im Ernste die Klarheit der Auffassung und die Ruhe der Darstellung, die allen seinen zahlreichen Werken unverwüsthche Frische und inimer neuen Reiz verleihen. O. Seifenblasen. Moderne Märchen von Kurd Laßwitz. Hamburg »Leipzig, Verlag von Leopold Boß.

Wenn es die Aufgabe des Dichters ist, uns aus dem engen Kreise des Alltagslebens hinauszuföhren auf jene geistige Höhe, wo unsere Blicke in unermessliche Fernen zu schweifen vermögen, wo wir vom Banne der Convention erlöst, frei athmen und uns als Theile des unvergänglichen Weltganzen empfinden, so kann der Verfasser der vorliegenden Phantasiebilder diese Aufgabe in vollem Umfange gelöst. Es sind Märchen für Erwachsene, für gebildete Leser, denen es nicht bloß darauf ankommt, unterhalten zu werden, sondern die auch zum selbständigen Denken angeregt sein wollen. Kurd Laßwitz, der in erster Reihe Gelehrter ist, Philosoph von Fach, Mathematiker und Naturwissenschaftler, hat trotz seines enormen Ballastes an Kenntnissen auf allen Gebieten des Wissens, nichts eingebüßt an der Leichtbeweglichkeit und Grazie seiner Phantasie, ja. was anderen Gelehrten zum Hinderniß gereicht, verschafft seinem Genius Flügel. Und wir folgen ihm um so lieber auf seinen phantastischen Ausflügen in das Gebiet des unendlich Kleinen und des unendlich Großen bis an die Grenzen des menschlichen Fassungsvermögens, als er überall den feinsten Witz, den erquickendsten Humor walten läßt und nirgends in doctrinären Ton verfällt. Dazu ist Laßwitz Meister der Form in Vers und Prosa, ungekünstelt und frisch, geistreich im besten Sinne des Wortes. Alles in Allem: die Lectüre seines jüngsten Büchleins ist ein wahrer geistiger Genuß und verdient in allen Gebildeten auf's wärmste empfehle». ..

Bibliographie.

^ckler, si,, vi« Loeigrokorm un,I cker I<!>ur,ni,n»s-
skwi »incds,, lj. Ilind', Vsrlkg,
,«<> II , Imozsn. ««mim i,, i«o> lüinaon,
^,,t,,n». vodors, ilom I?«liscK?,, v»n
IZooKor, lLugsIKorns ^Illrem, lZom^oKibl,
7 ,^,>nr«. lw»>> ^ 6,, «wn^art, ,!, L„K'«l-
iildr«kk>, l'. Bessins» ?>!>si>t«
l^««s Uekt. Lrstv SÄklo, llüm^urz-»',««,
l'. ^lDrssdts Solbstvsrl»»,
«»K»«u»«r, V,, ?r?aoIiun6«, Ir.->««r»i>iel in
S äow,,, ?rior. l'r, l,iv«
.i«ren«vud«r, 1^, <l«s»min»lls V7»rK« Iv zonr,
lli.näsn, Slntt»»tt, ^ . «, OottnscK« vu^K-
»»Kr, gerll>!>«l>. ?iv äs Sieol«. Lorlin, ^>i,
N»«mülirl»er, ä,, Unick LK»v<lip»visv i>l,vk Lt.
?»!«rsdurk', ^lit l LjtsIKills in^nrkonaruoll,
SO rsxi>^dl,ill!n«ü«n n. 22 lonbiUsrn.
Kur? i, Lr. Usilwr'scds V«rli«<!k!>uällnF,
»r„li», l, v, D»» vntnin »nk ckon rKUpi'MSu
Visu, 8oldslvsrl«x.
»ernk»r»^jl,, l^soni liomim, X««ts
^nllu««, Uoriin, Verl»« v. ?risckri<>K Soninnor,
llrllleKclm, l>uü«i«^i»i>nsrude,, vor Zlnnn,
- K«i» VerK — Ssino Vslwn^cniilluo».
vroxion. 1^ . LKlsimnon.
K°»,rür,rl>l>l«licnc!, «ll««, >,ucl> »«, <lr«l lakr»
Kvckerlei,. Uer»n, gelkedsu von (ioorzz Ilir>d,
l,j«kt>ru„s 71, >ü, i>cdlussj. l^in^ig unck
Aün^Kon. <Z Hink s Vvrlv«,
N»«l,«lm, V,, U„n«d«cK Ssr ValkvnIIUnSo, Zl,t
«>!» ^Kd, un'l vi«!, « V^l?snscKmi«asWarll«n.
^, L«on>«»,,
llrerKt, ?« , sok»«i?«««i« rulk. Li»? Ltdili ckss
?«triotismu», klskt S-e. llsIle, L, Str,on,
«r>,el>rr, 1^, 0,, .issokickl« <!«Z lionscK«,, Volkes
nvä ^e« <i«Qtsene,, kioiono» vo,, «4:>—WSt,
«vsilorlZ^«! Nis ^«it von rZr»un-
,«d««i«, . lZrnKv's Vsr!»«.
»iil»v> IV v,, l^«r (.!«»sul, V»t«r!In>lisl-K«r «oinsn
»us unssrsn la««n llorlin, l'oodn«,
»SKm, li,, li«i<:Ks»k»«tnov«llüv, ililncksn, <! . ll
IZooKselis Verli>«sKncKK»,illInn?,
<«rl«r«, U, Oio »ittlicds Vslwnlnu,,«. üveit«
«r»«it«Ns ^,,ll»g«, l^oineix, ^, Ur,«. iIN«n».
ckrkrck, R,, l« llIn„Sli» co,ns»ii,un,i,>v, l'nris,
N, l« 5on<l,sr,
(Kr!,tl»»»eo, L,, l^'tts. vis SsscKicK,« ein»>>
^n„z,'«n tli'virnsi», venrsed von L. Ur»use-
vs»«r. Lsrliu. ^ . U S«d«r«r,
(!«»», ^ , 4n ri^s V„l>l, VVoil„N5, ll, >V«i«i>!«cK,
»«l,««« U , Voit «nck l„n. Silck »n» S«m l
X,i„s'lerIsKe„ l.oii»!«, ^ ilöüer,
»»»ck^l. l. , ?>« D»ri«c«n, l»et?,t« ^d,'„to««r >1es
dsriiklvkon lsrwrin, ^u!„ris v«Ke», ». <i.
>r»ni, von X, Rümolin. 8wN«u1, ^,l>!nk!Sl-
Kam,
Nerl«^, 'rd»llliins, v«s K«rl>t nnk ll.r««dun»,
ljsiti»« ?«r l«l«ni« >l«r soei >l«n »1^°««
Ullirnsn, VsrlÄg >>«r »wssmsvr sonsn Vor-

I^SjKüNÄllvS,
I»e>K»v, U, v, .locken ^IdrseKt. Lin« >.r?!>Kll,,8
»i» ^«NI !!«kori«Liions-2oit»Iter, «ZuocklinKur,?,
<7Kr. I?r. Virve^.
Ivllrr, IZ,, <Z«srKicKts äv« nsukcksn Volkse,
Ko^Keilsr «o>I rortj,'e«e«t von V, I^isrson,
7. vsrm. vvä vsrbss», ^ullaz«, S »!i,,ck«.
Iiorli», iisdr, ?»«>«>.
^usvaKI clor ttsäcictio,, voroeK»»<>,,
>»'>>,,!?,,äckr»iS!ijl^oi» 1S70/71, ^xveir« »InrcK
!!> <>e»K»r<I^ Italien, 8c^il>I«ru,««u »Iwr
!!, ^oll. Üorlin, /, ronwtt«, ^ ^
Lrnkte «eö»»Ks>>, I^ip^i^, i^tw Viz»,,,I,
!!ie»»ler, ZI,, ^vs üe» risken ,i«s rr»uml«l««,,
I'kols^r, ^
<!»elde, ^, >V,, gosokickto (lottknecksns v«,, !!«r>
liidin^on init Ilsi sisornsn ll»,^ . In s äuk-
I.sil,?i?, IZioit^oik il ll»!lko>.
Uerliv, u 1^, I.sKm»nn,
»»merllns, li,, O«r I^ilniz von 8j«n. IIInsK,
<v«rm. / ?. '>NeKt»r>. ^ ^
N»v» «v»illli!>llli kiir ve,u,,le vnck ürsnke. IIsr-
14, ^nlli««. Ilorlin, U«W^ '?»«s^.'
Iloiver » 0>lv»««e kür >>»» ck«u>«Ke U»,». Vo,,
I^skerm,« S—IN, «tutiUi,ri, I', Xoll,
Irl, '?>» ckem K»I»«r lieile »I«de«! Uorlin, X,
i,n>I XViiKsn, livick ill,,«ri,t von
I', ^ . Lroclilii,us,
Z««rn»I!»teii»li«I>'Ncker, oo>,t«rrs!c!ii5«Kor, ^Vion,
Ij,,«K>!r. »slios.
^ns VO«»N!, 'SN«N r.igon, LrÄwlnn^sn.
Leio^il,'. ^, li, llolioskiiiä.

Nord und süd.

K»leK»le>n, l<, Qmsr u ^, l'ulsnkU, ^,
iisl, l.irsuiz i: Li«cKnr,
K»ullmuV», Or, vontsrdo Zl^tKolV^is, Statt-
Keller. ,l«rck»ii, U,, ^ ^dm»ti»K». Xvvslllen,
Kiekt, . LiUsr ^us ,l»ii^u ^^dildrsrvl; "es
^>l>»ni«Ks» VnlKsIsdrn^, Alt Z« ^ddildungs^n,
K»neli»leell, ?r , Xnr L„t«ic>l«>ll„lksz«eKic:Kt«
Hol«»» »nx»»«»l«lire. Li» l>b«n«kIKr^r sii'r
Xr»»eirItter 1'r., (.nltnr-Knmnk, Lr^i^dlsnck«
viekt»»x, »ipiix. V, rrlsckriek. ^
Nlvi liStKcde» vn» Uellbromi. Von LeinricK von
l/kmKr, O , ^ssrnstlc ii, «<'msin?sist»„c>ll^ksn
Vvrtriizs,,, «, ^ug, j> ljiincks l>«in?ik',
»»xrrirx, ^ v,, In cksr ?sstnn^. Ruinsn, l^si>>!ig,
XV, t?,i«ärwk, , ,
'x'o! liilämii,'. «„t'Mrt, ^5, G, > «rtn'scos
Kvrl«, ?rur»n>/,Ui!cl,« s^»K!„„lr,
K'l.'»». ^iotsrn,« 2. "u»mdurs, V»>!>j»»»»
»w!t lrurm, d r, Rienisrl
>„tl»v,l.!!»,ll»IdeK, vsntsrl - i',s,lvrr, Uc-rsus«,
van H. Voicnolt, ll»K Sl. »Z. <Lpi»:K»
ZinelllvU, d„ l?ric:K um! LK», flins KolstoinisrKs
l'urloelli, .V, ll,, ^d»sv, ,iu liml, l^iseli«
^„st,>lt.^ ^ ^
^n»nckt, t,,, (Zsrtrn,! Vlin l^ncksu, ?^ivs l>/Äkluv
.,V,r»eKl<«»«i«> Idgmn". Sr«u>«K««>s.
«»dl, L,, (ZsclicKts, ^ »ü!lc>r,
lievue, «ritisros, aus Osstorsic-K, >>iir Politik,
l/l«r,i,ur^ ,l»dis l«A>, Holt l, «, Vis,,,
r»rtmit«. llinckev. /. <Z^ v. vn»»', V«K«
«cder«r, ?r!>r?, vis MvKtil»ri««n ^>^>
Sedmlck, t>, Lckmnnä üretsednir, Ssin l^edsn,
«rdolk. vis viiitstili äss gsj,tss Li»
Seckeick. ^ v , l>?m ^riidlin^enl^cssn! Vinter»
«lerer», <),,, tiskisvts, ^ns asm XnoKl»« riss
ilit cksm Silcni« dsvvicktsrs Lr.iunsclivsi^,
8ourderl>, ?d, L^xtl«!» «»»»»»„Ulcker.
L»iiscdiscK lj,»sl, Ä, Lrnv»ds,
«l«lvK»u»en, Issinri,d. vis neu« Ui«>rcks,
Uilller, Oi»llns »sin Onlisl Ssn^lunin, DsutsrK
bs»rdsilst vc,v l.nä»i« ?kuo vntt» ckurek-
ßssonsns ^un»?s, dtnttgsrt, kiisxsr'sekc
l ««er rr,eckrleli ckem <!r«meo, ^us cksn N«
Insirci, ckss ^sltsrv^tsrü 1773, lls»«»!^
v«n lj, von lililssn lZsrliu, lZst,r, !>»etsl,
Vllllneer, ll, ^u«K sin R«m,,n, lZorlin, 1°, u»l
VorberU, >In LtrsiKu? Surcd <l>» m—^rk«
lZ»ll«tr,»tiii, UntK», l>', ^ r>srtil>s»,
V»el>lor, ll l!,, ^ns «ädrsixlsr ?.v,t >
>V»lckem»r, ll, ^is> K«m,m ^reikurg i, v,
>Veed»ler, l.icktsliaKIsn l,us SedMers VsrKvn,
l>sii^ig, >V, v,«t?,
« l lw'tr, Usi ljn, N, ^>»«t«l,'
»«KldrieK, V,, ^ns ckrsi l,äuck«rn. Xuv«ll!»«5s«K?
«ittunoiljsr, tjtnlt?»N, U. ^, (ZuseKsn'stKv
V«r>i>g!iNi>vlllunA,
>V»IN', L.. Sl,r^",i. lßssn und ckis 2«K>m« l««
XellscKrikt kür ckeutsede liull,,iir»IK5edie.
l, ll, kt l, lir«l«u, Vo^l»x ck. 2s^r-

/eller, L, li^m,n«inW n„I i/mv«r>iüt. Li»

Uoitr»« »r?r»«s ck» SeKulrskorm. U»rl,v.

Ilvrin, piistsl.

5chlkflsche Suchdruckrrci, «uns» und vcrwg;anslal> vormals S. Schsllloender, Vr»lau.

ünberechtigter Nachdruck ans dc,, Intjall dieser Zeiischrif, uniersagi. Uebersetzungsrcche vorbelzol,«,.

^

s'

1-s^^H^

!

!3-H^! ^ ,'

M^ ?2slioller Ver82llö

!

-«>»-

.

UNII

li!->3t»lll«lst.

X^NI.8«^OrN

LpsUlle! seif».

8sis>lllell'»«till«n

!»!»!»!!!!!!MNNN!,!!!!!!!!!!!!,!!!!!!!!,!!!!!!IMINMI!N!!!!M!!!!NI!»!!!«l>!!!!M!!!!>^

vi« I^allzdacisr KlinerÄlw555Lr unä Inellenprüäuct« !^2

«inä lu delieken 6ulcli <iie

klü zlllelalM88el-lllll!!!!^!!!, ^ntlielleil uilll ll^iizten.

U«ber8«oiscl>« N«püt8 in 6«» yi-ü88t«n 8t36t«n »ll«l- WsINnoll«,

"!",>"

"8^OUNU8 ^oicäl' ONLI8 1'^NN^NU!^."

11,894,000 in 1887,

12,720,000 „ 1888,

15,822,000 „ 1889.

!V« ^ä^o////^^ ^?t?////tv/, 7///,'/ <,5 l^/ öl^/'^^/^«^, ckn ?« ^/</e« //^///H///i/>e«,

ic^///« >««« ^//c/^ ^/^/, ^ tt^e/a//,?// ^«,/t>« ?^5// ^ «/ <l/^F>7«^<»//F'

, . L5II^I2« IVI^DIC^I. ^OUNI^I..

_2 ^.^.^»^^^!»,.'^^^>

EMPTY

Februar 189!

Inhalt.

s»tt«

Wilhelm Fischer in Graz.

Die RebenbSckerin. Novelle ^2

Wilhelm Rastede in Berlin.

Robert Roch und seine letzte wissenschaftliche Grofzibat ^62

Aug. wünsche in Dresden.

Abu Nuwüs, <Lin Dichterbild aus der Abbassidenzeit ^32

Paul Habel in Breslau.

Die neuesten Ausgrabungen der Deutschen und Neugriechen auf griechischem Boden ^93

<Z)la Hansson in St, Legier sur vevey.

Drei Bücher, drei Schicksale 222

Gregor (üsiky in Budapest.

Der Komödiant, Lustspiel in einem Aufzuge 236

Bibliographie 272

Auf Schneeschuhen durch Grünland, (Mit Illustrationen,) — Neugriechische Gram.

Bibliographische Notizen 276

Hierzu, ein Portrait von Robert Roch

Radirung von Johann kindner in München.

»Nord und SKd' «scheint am Anfang jede» Monat» in heften mit je ein« «unftbeilage, frei» pro gZuartal <Z Heft«) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und postanfalten nehmen jederzeit Sesellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und .Süd" be»

züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu

richten an die

Redaction von «Oord und Süd" Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/S.

Beilagen zu diesem hefte

von

Gustav J«<k in ieivzia, (Arthur Schopenhauers Werke)

«chlesische «uchdruckerei, «unft» und Berlagianftalt »orm. «. «chottlaendex In Breslau, (Biedermann, Geschichte Deutschlands)

EMPTY

, /?/>/
!,>,I,!t'5^.^Ã¼Vt.'s^^3^NH^sVillir5^6'^!II,)r!iÃ¤^i,ns!s,^!,,,<

Nord und Süd.
Eine deutsche Monatschrift
Herausgegeben
von
Paul Tindau.
I. VI. Band. 7. Heft.

Wrocław
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
vormals S. Schottlaender.

EMPTY

Die Rebenbackerin.

Novelle,

von

Wilhelm Fischer.

— Graz, -

rcm Walburga, Meisterin ihres Hauses und eine jugendliche Wittme, war nicht ganz so schlank wie die Reben, die sich an ihrem Fenster empor rankten, aber sie war blond, rosig, rundlich und ein hübsches Weib. Sie hieß auch die Rebenbcickerin, und nahrhaftes braunes und weißes Gebäck ging aus Stube und Laden hervor, die Käufer anzulocken und die Nachbarschaft zu versorgen. Sie wohnte in der alten Stadt Graz, nahe der südlichen Ringmauer und lebte unbeengt und ungekränkt, es sei denn, daß ihr die Ermahnung der Zunftmeister, sich baldigst wieder zu verhehelichen, zuweilen Sorge schuf. Jedoch erkannte sie es selber als billig und ordnungsgemäß, daß die ehrsame Bäckerinnung wieder vervollständigt werde und daß sie, Frau Walburga, sich ein Haupt und einen Meister in nicht zu serner Zeit erwählen müsse. Zwar besaß sie einen Altgesellen, der Heinrich Harer hieß und ihres Gewerkes redlich und emsig vflag, und der ihr nicht übler dünkte als ein anderer Mann, von dem es in Hinblick auf das Weib heißt: er soll Dein Herr und Meister sein. Allein dieser Geselle hatte unterschiedliche sonderbare Eigenschaften, so daß sie sich nicht entschließen konnte, ihn zu einem vertrauteren Umgange zu ermuntern. Denn er mochte weder seine eigenen Gutthaten ins rechte Licht setzen, noch die Vorzüge Anderer nach Gebühr würdigen und war in Folge dessen un-

Wilhelm Fischer in Graz.

freundlicher als es sich in der Nähe eines jungen Weibes geziemte, das von der Zunftobrigkeit verhalten wurde, sich nach einem passenden Ehemann umzusehen. Und da sie es als den Brauch ihres Geschlechtes erkannte, dem Manne ein begehrtes Glück zu spenden und dieses Gesellen Herz nicht gläubig genug schien für die Offenbarung eines solchen: so blieb sie die Meisterin und er der Knecht. Sie zuckte die Achsel, wenn sie seiner in der einsamsten Stunde gedachte, und schüttelte den Gedanken an ihn wieder ab. Das Gewerke jedoch gewann unter seiner Obhut eine günstige Ausbreitung, und dessen war sie wohl zufrieden.

Dann grüßte sie noch ein zweiter Geselle im Hause als Meisterin.

Dieser war um einige Jahre jünger als Heinrich Harer, gehabte sich meistens wohlgenügend, dankte dem lieben Herrgott für das Leben und alles holdselige was darin sprießt, gar herzlich und schätzte demgemäß Alles nach rechtem Verdienste; auch war er mit sich selber nicht unzufrieden.

Er hieß Jost Seydlin. Die beiden Gesellen hielten gute Kameradschaft mit einander, und Frau Walburga war auch damit wohl zufrieden.

Zuweilen dachte sie:

„Wäre Jost, der wohlgenügende Mann, mein Altgeselle, so würde sich das leichter fügen, was ich einmal zu thun verhalten bin; denn er ist hellen Angesichts und klaren Gemüthes und würde sich leichtlich zu mir finden, so bald ihm nur mein Auge ein wenig zusprechen wollte in aller Züchtigkeit und ihm sagen, daß seine Art mir nicht zuwider sei; aber so, ist er es nicht, sondern Altgeselle ist Heinrich Harer, der weiß nicht zu schätzen, was ein braves Weib werth ist.“ —

Beide Gesellen waren von guter Herkunft und in der Unterlande geboren, Bürgersöhne, deren sich keine rechtschaffene Frau zu schämen brauchte und mit einem von ihnen nach abgelegtem Wittwentuch im hellen Gewände jugendlich und rosig zur Kirche zu gehen. So schaltete Frau Walburga denn über beide und über alles andere Gesinde als Haupt im Hause und mußte noch zur Zeit vergessen, daß über des Weibes Leib des Mannes Haupt ragen soll.

Eines Tages ging sie eine weise Frau um Rath fragen. Diese wohnte im Davidgäßchen und war kundig eines tiefen Blickes in verborgene Dinge.

„Sag mir an, gute Frau,“ sprach die Meisterin, „was Du von meinen künftigen Tagen zu wissen vermagst. Was mir zu Tröste geschehen kann, das will ich gerne von Dir hören, und Dir's auch herzlich lohnen, wenn es zutrifft.“

„Komm wieder am dritten Tage,“ sprach die weise Frau.

Und als sie wieder gekommen war, empfing sie den Bescheid:

„Du wirst, ehe das Jahr sich neigt, mit einem Manne zur Kirche gehen.“

„Ein Mann! ist das Alles?“ lachte die Meisterin; „und wie beschaffen ist er, mit dem ich zur Kirche gehen soll?“

Die Rebeilbäckerin.

„Wie Einer, der sich alles holden zu seiner lieben Ehefrauen versehen mag und ihr redlich vergilt, was sie ihm treulich gewährt: so daß Du dich ihn, unterschmiegen und Dein Haupt an seiner Brust bergen kannst.“

„Das soll mir nicht zum Untroste geschehen, Frau Monica,“ sprach die Meisterin mit Erröthen, „wenn es in Züchten nach dem Gebote der heiligen Kirche über mich erfüllt wird. Aber welcher Gestalt hast Du ihn gesehen? Ist er braun oder blond?“

„Ich habe sein Bildniß nur zu nächtiger weile gesehen, und da war es nicht zu erkennen, ob ihm brauner oder blonder Bart um die Lippen sproßt; aber es ist ein stattlicher Mann, das kann ich Dir höchlich be-
theuern. Laß Dir damit Genüge sein.“

„Das will ich,“ sprach die Meisterin, lohnte der weisen Frau und ging mit erleichterten Herzen heim. Als sie über die Herrengasse schritt, kam ihr die Stadtwache mit Pfeifen und Trommeln entgegen, und es gab einen hellen und freudigen Schall. Den nahm sie zur guten Vorbedeutung und lächelte, so daß ihr Antlitz überschiene ward und die Vorübergehenden sagten: „Seht, Frau Walburga, die Nebenbäckerin! Das ist ein junges Weib, das manchem Manne guten Muth geben könnte.“

Sie aber schritt weiter und dachte: „Wen erblicke ich zuerst, wenn ich in's Haus komme? Das will ich mir merken.“

Aber sie erblickte einen, bevor sie in's Haus kam. Denn vom Dache schien etwas weißes herab, wie eine Gestalt, und als sie nahe gekommen war, blickte sie erstaunt hinan und rief: „Was thust Du auf dem Dache, Geselle Heinrich?“

Er antwortete von oben herab: „Eine Krähe rupfte das Gras zwischen den Schindeln aus, und einige morsche sind schon herab gefallen. Da rupfe ich das Gras selber aus, und lege neue Schindeln an die Stelle von denen, die herab gefallen sind.“

„O Du weiße Krähe!“ sprach sie lachend, „wie Du sürsorglich bist für mein Hausdach!“

Sie sah, wie sicher er sich auf seinem hohen Sitze gehabte und dachte bei sich: „Herr Mennhart, mein seliger Ehemirth, hätte das Stücklein da oben nicht ausführen können, denn er keuchte schon, wenn er die Treppe hinan stieg, und die Leiter hätte ihn nicht getragen. Ich armes junges Maidlein, als ich zu ihm mit dem Brautkranze kam, war er schon ungefüge. Nun habe ihn Gott selig!“

Sie ging in's Haus, und da kam ihr Jost Seydlin entgegen, grüßte sie freundlich und sagte, daß er alles wohl verrichtet habe und daß das Gebäck schön gerathen sei.

Sie lobte ihn und sprach: „Du thust allezeit, wie es einem guten Knechte geziemt, Jost!“ und ging in ihre Stube. Dort sann sie darüber nach, wie es sich wohl fügen möchte; denn sie hatte Heinrich Harer zwar

Wilhelm Lischer in Graz, zuerst erblickt, aber nicht im Hause, und Jost Seydlin war ihr zwar im Hause begegnet, aber sie hatte ihn nicht zuerst gesehen. Das schuf ihr manches Bedenken den Tag hindurch, bis sie sich zur Ruhe legte. Da wollte sie acht haben auf das, was sie träumen werde, und entschlief mit einem kleinen Seufzer.

Am andern Morgen erwachte sie frisch und erzählte sich von ihrem Traume nicht viel; aber sie sah in ihrem Handspiegel, daß die Wange roth war, wie es sich für eine junge Frau geziemte. Dann ging sie hinab in ihrem dunklen Kleide, über welches die blonden Haare aus dem Kopfbunde hervor glänzten, rief Heinrich Harer und befahl ihm alles, was am Tage zu schaffen war. So sagte sie auch: „Geh hinaus zu den Deutschherren am Leech und lege die Reitung vor um das Brot, das wir ihnen die Zeit her geschickt haben. Sie wollen nämlich die Abrechnung für das vergangene Vierteljahr, und bringe das Geld heim. Aber von morgen an schickst Du mehr hinaus als bisher, wie dieser Zettel hier besagt, denn sie sind zufrieden mit unserer Art und bestellen auch Weißgebäck für Herrentisch und Siechensaal.“

Darauf ging Heinrich in seine Kammer, legte die Rechnung und zog seine blaue Sonntagsjoppe an, strich sich das dunkle Haar zurecht und machte sich auf den Weg. Bald schritt er durch das südliche Stadthor hinaus und ließ sich die sonnige Luft um Stirn und Schläfen streichen. Wenig Acht hatte er der Blumen, die aus dem Grase lugten; doch als er auf den grünen Anger kam, da war ein Teich, und es flog ein Storch auf, der erregte seine Aufmerksamkeit. Und wie das schon kömmt, spann er seine Gedanken fort, als er weiter schritt:

„Wer unter eigenem Dache sitzt, sprach er, hat es gut; er erfreut sich an Weib und Kindern, ist Stadtbürger, und die Leute schenken ihm Achtung. Er legt seinen Fleiß daran, seine Habe redlich zu mehren, und sein Wort gilt viel in der Zunft, wenn er zu reden anhebt. Wird er alt, kann er eine Tochter aussteuern oder einen Sohn in die Fremde schicken, auf daß er sich die Welt mit eigenen Augen betrachte. Kommt dann die Zeit, so sagt er sich: „Das ist ein gutes Tagemerck, wo das Leben mit Arbeit vollbracht ward. Auch Hab' ich leidlich gut Gemach all meine Tage gehabt und meinen Leib mit Ehren gefristet. Das hat Gott immerdar für mich gewaltet weil ich seines Rothes in Demuth gepflegt habe nach der Stimme des Gewissens!“ Also möchte einer sagen, und wäre zufrieden. Ich aber bin ein solcher Mann nicht, weil ich mir nicht getraue, an etwas mich herzlich zu freuen, aus Furcht, daß es nicht anhalten und allzu rasch verschwinden werde. Täusche ich mich jedoch darin, so will ich es meinem lieben Herrgott im Himmel immerdar danken.“ Und er blickte in den blauen Himmel hinauf und machte ein ernsthaft Gesicht, das gar finster aussah. Das bemerkte der Pförtner noch.

Die Rebenbäckerin.

als Heinrich am Leech angelangt war und in das Haus der Deutschherren schritt; denn Jener sprach:

„Geselle, schenkst Du mir einen guten Tag, so mache keine bösen Falten dazu. Du hast noch eine glatte Stirn; warte, bis die Zeit Dir die Jahre, die Du ihr schuldest, in Kerben einschneidet. Das wird sie getreulich thun, so Dir wie mir, der ich alt bin. Doch ist mir ein fröhlich Antlitz willkommener denn eines, worüber der Schatten eines Raben geflogen ist.“

Da lächelte Heinrich ein wenig und erwiderte:

„Bruder Stockald, Ihr seht mehr, als ich Euch zusprechen kann; denn ich bin ein fröhlicher Bursche, der immer sagt: Nimm's, wie Du's find'st. Und sind' ich euch mohl gemuth, so verdrießt es mich nicht, das weiß Gott.“

Und er schritt hinein zum Kastner, legte seine Rechnung und empfing das Geld.

Als er wieder in den Hof kam, sah er durch das Gatter den Gartenmeister in den Beeten schaffen und Pflänzlinge einsetzen. Dieser rief ihn zu sich, und Heinrich ging in den Garten und gesellte sich auf eine Weile dem freundlichen Manne, grüßte und sprach:

„Bruder Pilgmm, Ihr schafft rüstig!“

„Wie soll ich nicht. Geselle Heinrich! Scheint doch die Sonne, das Erdreich ist warm und seucht, und der Brodein, der aufsteigt, duftet mir in's Herz. Roch liegt der Schnee auf der Kuppe des Schöckels und die Gleinalpe ist weiß, doch auf dem Rosenberge grünt es, und es blüht in den THSlern. Arbeit schafft uns Zufriedenheit. Nimmst Dich der Wunder? So lange Du wirkst, lebst Du: das sag' einer dem Andern.“

„Ja wohl. Seid Ihr auch glücklich, Bruder Pilgram?“

„Was heißt das, glücklich, mein Geselle? Ich bin ein alter Mann und tanze nicht mehr. Hab' auch wenig im Leben getanzt. Ich habe Genügen; das ist alles. Beginnt es zu sprossen, so lebe ich jedes Frühjahr auf's neue auf mit meinen Pflegekindern, den Pflanzen vielgestalteter Art. Man sagt: der tanzt gut, dem das Glück aufspielt; aber der schreitet geruhig, der den Tanzlärm weit im Rücken hat, wie ich, und mit keinem wüsten Kopfe zu Bette geht, wenn das Spiel aus ist. Mit mir hat es in all' diesen Tagen keine Roth mehr. Du aber, Geselle, magst noch tanzen.“

„Das ist wahr, Bruder Pilgram. Wo ich vor mich hin schaue, da wächst ein Tanzboden heraus. Meint Ihr nicht?“ Und er lächelte ein wenig.

Darauf sprach Jener:

„Sei nicht vorlaut, mein Geselle. Dein Kopf steht immer zwischen den beiden Achseln, wo Du auch hinschauen magst. Du bleibst der gewisse Heinrich Harer. Und ist in Deinem Kopfe klarer Wein, so kannst

!,H8 Wilhelm Fischer in Graz,

Du das Leben genießen. Sag nur niemals: Wann Hab' ich nicht gewollt, dann Hab' ich gesollt, und alles ist gut."

Er setzte den Fuß auf die Gartenschaufel, grub in die Erde und warf die dunkle Scholle auf. Da splitterte etwas unter dem Grabscheite, und es waren Scherben, die in der Erde lagen.

„Siehe da," sprach er, „thönerne Scherben!"

Er bückte sich, las die Bruchstücke auf und warf sie zur Seite.

„Das mag lange in der Erde gelegen haben. Oftmals schon stieß meine Schaufel auf solch irdenes Geräthe, und viele solcher Gefäße stehen unversehrt im Hause. Die hat der Spittler an sich genommen und verwahrt darin allerlei, was er zu Heilmitteln für die Siechen zusammen stellt oder braut. Siehe, da ist wieder so ein Ding!"

Er hob eine kleine Vase auf und reinigte sie von der feuchten Erde, die daran klebte.

Das Ding mit dem schlanken Leibe und dem zierlichen Halse gefiel dem Gesellen gar wohl, und er sprach:

„Wenn ich es hätte, das Gefäßlein, ich wollte es mir verwahren."

Und der Gartenmeister erwiderte:

„Trag' es dem Bruder Spittler hinauf, vielleicht schenkt er es Dir, denn er hat schon viel davon auf dem Gesimse seiner Arzneistube stehen."

Das ließ sich Heinrich gesagt sein, nahm das fremdartige Ding und begab sich damit zum Spittler hinauf. Dieser war ein leutseliger Herr und hörte das Anliegen des Gesellen mit Vergunst an. Er sah ihm freundlich in's Antlitz und sprach dann ernsthaft:

„Heinrich Harer, ich habe Dir schon längst etwas gutes zgedacht, weil Dein Gebäck uns ohne Tadel zu Hofe kommt. Dies nun hier ist ein gar wundersames Gefäß, das Du mir gebracht hast, und Dein guter Geist hieß Dich es von mir begehren. Denn es stammt aus grauen Zeiten und ward aus dem heiligen Lande nach der Stadt Rom getragen. Und da die Römer vor vielen, vielen Jahren auch hier hausten, so haben sie es in der Erde zurückgelassen und verborgen wie ein seltenes Gut. Aber zum Schatze soll es erst für Dich werden durch das, was ich hinein geben will, nämlich etwas geheimes, was ich aus dem heiligen Lande mitgebracht habe: etwas von einem köstlichen Elixire. Und so lange Du es besitzt, wirst Du zufrieden sein. Das merke Dir."

Und er ließ den erstaunten Heinrich stehen, ging in ein Nebengemach und kehrte nach einer Weile mit dem Gefäße zurück. Das mar nun mit einem dichten Stöpsel versehen, und etwas wie ein lieblicher Rosenduft stieg daraus empor, trotzdem es sorglich verschlossen war.

„Da nimm, Heinz. Du trägst nun die Zufriedenheit nach Hause, die ist in diesem Gefäße verschlossen. Verwahre es wohl und öffne es niemals, sonst fliegt sie Dir davon."

Er entzog sich dem Danke des Gesellen, der zufrieden mit seinem

— Vie Rebenbäckerin,

Schatze in die Stadt zurück ging. Zu Hause gab er das empfangene Geld der Frau Walburga, stieg sodann in seine Stube hinauf und verwahrte das wundersame Gut gar sorglich in der Truhe, und dachte noch viel darüber nach, daß er nun die Zufriedenheit bei sich geborgen habe und allen Nebeln, die ihn sonst angefaßt, hinfürder stattlich begegnen könne. Er spottete zwar selber über sich und sprach: „Herz, stelle Dich ungebärdig, wie Du willst, Du hast nun die Zufriedenheit!“ betrachtete jedoch das Ding mit Scheu, und der Wohlgeruch, der daraus empor stieg, behagte ihm auf seltsam liebliche Weise.

Seinem Mitgesellen Jost seydlin aber konnte es nicht lange verborgen bleiben, daß etwas aus der Truhe heraus die Kammer durchduftete, und Heinrich theilte ihn, auch mit, daß er ein kleines Töpfchen von Meister Altfried, dem Spittler bei den Deutschherren bekommen habe und daß er es niemals öffnen dürfe; aber von der geheimen Kraft der Zufriedenheit, die darin verborgen war, berichtete er nichts, weil er selber nicht ganz daran glaubte und doch sich scheute, seinen Unglauben zu verlautbaren. Dem Jost Seydlin gefiel das Ding, als er es ihm zeigte, gar wohl, und er begehrte es selber zu besitzen. Doch um Geld war es nicht feil, und Jost Seydlin sprach mitleidig:

„Das ist etwas für ein Weib, das eine feine Nase hat; was willst Du damit, Heinz?“

Worauf Jener erwiderte:

„Daß ich es besitze, dessen bin ich zufrieden. Da sollst Du nichts dawider haben, Geselle Jost. Ich will mich an seinem Gerüche so lange erlaben, als ich zufrieden bin.“

Und er lächelte ein wenig, als er so sprach.

Jost ließ es dabei bewenden, denn er war gutherzig und mochte sonst auch Jedem gönnen, was Einer besaß.

Da geschah es aber, daß ein Gesellenschießen des Montags auf Pfingsten stattfand und die Innungen auf die Morellenwiese mit Armbrust und Zielbolzen hinauszogen. Heinrich Harer und Jost Seydlin waren auch dabei und wurden in die Rotte der Bäcker, Müller und Metzger eingeschrieben.

Es war ein gar festlich und fröhlich Treiben auf der Wiese, und Viele bemährten sich als gute Schießgesellen, die um die ausgestellten Kleinode warben. In aufgeschlagenen Zelten saßen die Frauen und Mägdlein wohl geschmückt, in festlicher Tracht, und sie ergötzten sich ehrsam und lobten jeden trefflichen Mann. Auch die alten Meister saßen beim Psingstbiere und Weine inmitten ihrer Sippe als Häupter, lobten Sankt Martin, indem sie sich gütlich thaten, und sprachen sich zustimmend aus über jeden gelungenen Schuß; denn es mar eine gute Gesellschaft zusammengeströmt, die mochte jedweder Innung zum Frommen sich reichlich Lob verdienen. Der Abstand von den Scheiben ward bis zu 140 Schritten abgemessen.

Wilhelm Fischer in Graz.

und Jeder mußte ehrlich mit schwebendem Arm und aufgereckt schießen, wie es die Satzung gebot. Heinrich Harer und Jost Seydlin hielten sich macker: Die Zielbolzen, die mit ihren Namen bezeichnet waren, staken zumeist im innersten Zirkel der Scheibe. Endlich traf Heinrich zweimal den Nagel und war nahe daran, den ausgesetzten Preis von drei Goldgulden zu gewinnen.

Da sprach Jost Seydlin zu ihm:

„Geselle Heinz! wenn ich dreimal den Nagel treffe unter den neun Schüssen, die mir noch bleiben und Dir den Preis entrafte, was wirst Du dazu sagen?“

Worauf Heinrich erwiderte:

„Jost, das mag nicht sein.“

Und Jener:

«Was soll die Wette gelten? Ich will es Sankt Martin geloben.“

„Was Du setzest, Jost; ich setze dagegen.“

„Wohlan denn, Heinz, ich wette mit Dir um das Töpfchen, was in Deiner Truhe liegt und das Dir der Meister Spittler vom Deutschherrenhause geschenkt hat, und setze Dir dagegen mein wälsches Waidmesser, dessen Griff mit Silber eingelegt ist.“

Heinrich sprach: „Das gilt.“

Da geschah es, daß Jost Seydlin dreimal den Nagel auf dem Kopf traf und damit den Preis und zugleich Heinrichs Vase der Zufriedenheit gewann. Jost Seydlin war ein schmucker Geselle, und die Mägdlein sahen heimlich und offen auf ihn und lächelten ihm auch wohl zu; Heinrich aber war verdrießlich.

Ein Tanz im Grünen folgte auf das Schießen, und da that sich Jost auch regsam hervor und war vergnügt.

Des anderen Tages öffnete Heinrich die Truhe und gab seinem Mitgesellen das Gefäß, das Jener gewonnen hatte und dachte bei sich:

„Nun ist es mit der Zufriedenheit wieder aus! Meister Altfried, der deutsche Herr, hat es gewiß gut mit mir gemeint. Doch sei es! ich bin nicht geboren, um zufrieden zu sein.“

Jost Seydlin betrachtete das Ding eine Weile und hatte sein Behagen daran; nach einiger Zeit aber sprach er: „das wird einem schönen Weibe besser in die Nase duften als mir;“ und schenkte es der Meisterin. Diese nahm es willig an, weil die Vase überaus zierlich war, und stellte das Geschenk mit freundlichem Danke in ihren Allmer zu Kräutern und Hellsalven, die von Zeit zu Zeit für das Haus gebraucht wurden. So besaß nun Frau Walburga das Gefäß, das Heinrich Harers Zufriedenheit sollte sein. Sie aber sprach zu sich:

„Warum hat nicht er selber daran gedacht, mir das Riechtöpfchen zu verehren, bevor er es an Jost Seydlin durch eine Wette beim Gesellschießen verloren hat, wie mir dieser erzählt hat? Er geht halt andern

Vie Rebenbäckerin.

Dingen nach, als sich mir gefällig zu zeigen, und daß ich viel an ihn denke, dessen wird mir wohl guter Rath. Er will sich keine Gunst von mir erwerben, darum soll sein Lob auch nicht von mir gemehrt werden." Und ihr Antlitz, das unter dem blonden Haare heiter wie Tageslicht scheinen konnte, wenn ihr Herz guten Muthes war, wurde wie von einem Wölklein bedeckt, sobald sie Heinrich Harer erblickte. Dieser aber sagte sich:

„Ich weiß nicht, was an der Sache ist; jedoch meine Zufriedenheit habe ich verloren. Immer mehr wird es klar: Meister Altfried hat es redlich mit mir gemeint, und nun habe ich freventlich mein Gut dahingegeben. Das ist zur Zeit in einer Frauen Händen, deren Wille sich wenig glimpflich zu mir neigt, was ich nicht um sie verdient hätte, der ich mich ihres Dienstes stetiglich angenommen habe. Aber das macht es, weil meine Zufriedenheit nicht mehr bei mir, sondern bei ihr steht; und darf ich verlangen, daß sie mir solche wiedergebe? Nein. Wie sollte ich ihr mit diesem Ansinnen nahen dürfen? Ich will's auch nicht."

So blieb er unmuthig wie vorher, während Jost Seydlin fröhlich mit sich und Andern war. Frau Walburga hörte ihm auch freundlich zu, wenn er erzählte, wie trefflich er die Armbrust geführt; auch durfte er mit Fug den Zielbolzen rühmen, der ihm den Preis von drei Goldgulden gewonnen hatte. Sie lachte wohl mit ihm, aber als er ihr einmal zu nahe in's Auge blicken wollte, sprach sie als Meisterin:

„Geselle Jost, diese und jene Arbeit ist nicht gethan; merk' auf den Lehrjungen, der feiert, weil Du plauderst. Auf mein Gewerk niuß ich sehen, daß meine Habe nicht fchwinde. Wie sollte ich arme Wittib mein Leben fristen, wenn ich nicht darüber wachte, daß Alles von staten gehe und daß die Kundschaften zufrieden seien, wieder kommen, wenn sie gegangen sind und Braun- und Weißbrot der Rebenbäckerin loben! Dabei wird die Habe gemehrt und ich darf mich sehen lassen. Wer hülfe mir sonst! Eine alleinstehende Frau muß in Allem zwiefach fürsorglich sein, auf daß die Wirthschaft nicht den Krebsgang wandle. Dazu gehört aber, daß die Knechte ihren Fleiß daran legen, die Arbeit zu fördern!"

„Meisterin," frug Jost darauf, „müßt Ihr denn immer allein stehen?" Und sein hübsches Gesicht ward noch lebendiger als zuvor.

Rasch erwiderte sie:

„Habe ich Dir darüber Rechenschaft abzulegen, ob ich allein stehen mag oder nicht? Soll ich Dich etwa um Rath fragen, mit wem ich zur Kirche und zu wem ich mich fügen soll! Du gütiger Heiland, mit den Hauswirthen hat es auch nicht lauter Trost, wie ich an meinem Herrn Mennhart erfahren habe, der noch keiner von den schlechtesten war und den Gott selig ruhen lasse! Da muß denn eine Frau vorsichtig sein und nichts übereilen!"

„Meisterin, wenn aber einer käme, der das Handmerk auf fremdem

^52 Wilhelm Fischcr in Graz,

Boden schon begrüßt hat; der zwar noch kein Altgeselle, aber es bald werden kann; leidlich jung und frisch, aus ehrsamem, einheimischem Hause, dessen Vater ein gut Stück Geld in seine Hände zu legen vermöchte, um die Wirtschaft zu mehren; einer, der euch holden Much trägt: was würdet Ihr einem solchen zur Antwort geben?"

Da lachte sie hell auf und sprach:

„Das weiß ich nicht. Müßte mir ihn wohl eher genau ansehen.“

„Und dann —?“

„Dann möchte ich sagen: kommt morgen wieder!“

„Und wenn er morgen wieder käme?“

„Dann wollte ich ihm sagen: kommt so lange morgen, bis ich Euch sage: morgen ist heute.“

„Das will ich mir merken,“ sagte Jost Seydlin mit zarter Stimme.

Sie aber sprach mit köstlich hellein Lachen:

„Geh, geh, Geselle. An die Arbeit. In die Backstube! Da magst Du Dich erkühlen. Das sei Dein Lohn, weil Du so mit mir redest.“

Und Jost Seydlin ging von bannen und war roth vor Freude, weil das Auge der Frau ihm zugeglänzt hatte. Er verstand sich auch darunter alles Gute und war mit sich zufrieden.

Er dachte sich:

„Du bist auf fremder Erde gewandert, Jost, und Dir ward sauer und süß bekannt; warum sollst Du nicht darauf denken. Dir den eigenen Hausstand zu gründen mit einer Frau, deren junger, stolzer Leib noch wie magdlich blüht? Das laß Dir gesagt sein, Jost.“

Und er machte einen Freudensprung, als er in die Backstube trat.

Dort lag ihm ob zu schaffen, wie es einem ehrlichen Gesellen in seinem Gernerke geziemte: das Brot nach gutem Gewichte kräftig und nahrhaft reifen zu lassen, denn der Altgeselle Heinrich war diesmal abwesend und in die Mühle nach Leuzendorf gegangen; weshalb Jost zu allem sehen, überall Hand anlegen und alles überwachen mußte. Dabei war sein Sinnen so mohlghemuth und wonnesam in die Zukunft gerichtet, daß er seines Werkes zur Stunde weniger sorglich achtete, als es sonst geschehen wäre.

Das wurde denn am nächsten Tage in unerfreulicher Weise ruckbar.

Denn als an einem Wochenmarkttag standen auf dem Platze vor der städtischen Schranne die Bäcker in den Brotbänken und hielten feil. Auch Frau Walburga waltete mit dem Lehrjungen Cyprian, der ihr zur Hand ging, ihres Gernerkes und des Verkaufes.

Der Brodschreiber, Meister Niclas, kam und prüfte das Gewicht alles ausgestellten Gebäckes nach Satzung auf der Wage und that auch so mit dem Brote der Nebenbäckerin. Da zog er seine Braue plötzlich empor; er nahm einen zweiten Laib und fand das nämliche wie vorher;

Die Rebenbäckerin.

er nahm einen dritten Laib, und das Ergebnis blieb das gleiche; worauf er verkündete:

„Nach Inhaltung und Ordnung der Brottafel allhiesiger Stadt Graz wird das Gewicht eures Brotes, Frau Walburga Mennhartin, als ungenügend und zu gering befunden; denn es fehlen satzungsgemäße sieben Loth auf das Pfund; weshalb erstlich der Preis von vier Pfennigen auf die Hälfte herab zu setzen ist, und Ihr, Frau Walburga Mennhartin, sodann der herkömmlichen Buße verfallen seid.“

Damit ging er, und die Rebenbäckerin blieb bestürzt zurück. Ihr mar der Markt verdorben, und sie dachte, daß sie entgelten müsse, was Spruch und Forderung der Altmänner von ihr heischen würden. Da litt es sie nicht länger zu verweilen, sie verließ den Markt und ging in das Haus des Zunftmeisters, Adam Grasmains. Dieser hatte schon durch den Brotschreiber von dem Ereigniß vernommen und mochte gerne ein strenges Antlitz zeigen, jedoch gelang ihm dies der jungen Rebenbäckerin gegenüber nicht gänzlich, als er sie bestürzt in die Stube treten sah. So sprach er denn freundlich:

„Ei, Frau Walburga, Ihr bringt mir böse Mär. Wahrlich, Ihr habt euch nicht guter Dinge beflissen, als Ihr euer Brot mit unechtem Gewichte zu Markte brachtet. Da müßt Ihr Buße leisten, wie es die Satzung heischt. Und ist es mir leid, weil es euch betrifft, eine junge, ehrsame Wittib, so vermag ich euch doch nicht zu helfen. Setzt euch Hieher, liebe Frau!“

Und sie erwiderte: , .

„Meister Grasmain, ich habe bisher immer mein Gewerk in Ehren geführt, und noch weiß ich nicht, welcher böser Zufall dies zuwege gebracht hat, einen meiner Knechte also zu bethören, daß er des rechten Maßes und Gewichtes vergessen hat. Nun sagt mir, was soll die Sühne sein?“

„Die Sühne, Frau Walburga! Ei, Ihr müßt ein Bad in der Mur nehmen, weil Ihr so hübsch seid.“

„Ach, Herr Vater, wollt Ihr grobe Wolle spinnen?“

„Mit Nichten, Fraue. Mit euch wäre nur klare Seide zu spinnen.“

Doch bin ich alt und nicht ledigen Standes; es kommt mir denn nicht mehr zu, um euch zu freien, was ich wohl noch thäte, wenn es anders wäre. Doch der Spruch, der die Sühne bestimmt, lautet: Welcher immer aus der Bäckerinnung Brot mit unrechtem Gewichte in die Bänke bringt, der soll gebüßt werden damit, daß sein Leib in das Wasser der Mur getaucht werde einmalig, ohne daß es ihm weiter zum Schaden gereiche.

Das ist altes Recht, und Niemand wird vermögen, euch davon zu lösen. Nun, werdet nicht herb, liebe Frau! Ihr wählt euch einen Stellvertreter, einen Mann, der die Sühne auf sich nimmt, einen eurer Knechte, der mit seinem Leibe für euch einsteht. Dann ist es wohl Zeit, daß ihr ihm den Dienst lohnet, wer es immer sei. Denn er hat auf sich genommen,

^5H Wilhelm Fischer in Graz,

was nur euer eigener Hauswirth, wenn er noch lebte, um Recht erduldet hätte. Ist euch ein solcher Geselle ansonst mit guten Sitten zu Gesichte gestanden und ist er für die Meisterschaft reif, so mögt Ihr ihm wohl holdes gönnen und mit ihm in gegebener Zeit zur Kirche gehen. Denn seht, die Altmänner rügen es schon lange, daß noch immer um euretwillen ein Sitz an der Zunftlade leer steht, weil Ihr bis nun euch kein neues Ehehaupt gewählt habt und keinen Mann, der euch Meister sei, mit dem Ihr auch euer Leben in Ehren sänftlich vertreiben könntet. Und so Ihr Jemanden Gunst erweisen wolltet, lieblich als es Frauenart ist, das würde euch von jedem guten Manne freudiglich gedankt werden. Habt Ihr doch zwei Gesellen aus ehrsamen Bürgerhäusern in eurem Gewerke, die auch Vaterserbe zu erwarten haben: der eine aus Leibnitz, der andere aus Eibiswald; wer von diesen beiden die Sühne auf sich nimmt, der hat eure Sache vertreten, und fein Haupt hat für euern Leib gegolten. Darum, liebe Tochter, thu' Dich Deiner Sorgen ab und gieb der Satzung und der Ehe ihren Lauf."

Alfo tröstete sie Meister Graswein, und sie schied von ihm sinnend und ging in ihr Haus.

Dort kam ihr Iost mit der Miene eines armen Sünders entgegen.

Als sie seiner ansichtig wurde, sprach sie zornig:

„Was hast Du mir angethan, böser Knecht? Ei, fürwahr, Du Haft gestern zu viel des süßen Weines getrunken, und da ist Dir ein solcher Rauch und Nebel davon erwachsen, daß Du Maß und Gewicht nicht mehr unterscheiden konntest."

„Besänftigt Euer Gemüth, Meisterin," erwiderte Iost demüthig. „Ich weiß von keinem andern fußen Weine, als daß ich Euch zu tief in die hellen Augen geblickt habe, und davon ist mir allerdings eine solche Wirrniß im Haupte erwachsen, daß ich des rechten Gewichtes verfehlt habe. Auch hat vielleicht die Katze am Backtröge gerochen, was alleweil Unheil bringt, wie Ihr mißt, obgleich ich dem Lehrjungen Cyvrian aufgetragen, der Katzenwache zu pflegen."

„Schweig mir davon, böser Schalk, und rede Dich nicht auf die Katze aus. Was Du gethan hast, das ist mir zum Schaden geschehen. Und soll ich etwa schuld sein, daß Du keine Augen im Kopfe hast?"

„Meisterin, eben weil ich Augen im Kopfe habe, die von Eurer Holdseligkeit zu sehr erfüllt wurden, habe ich nicht klar gesehen."

„Höre Geselle! dieses Werkes, mich unnützer Weile anzublicken, sollst Du ledig stehen und Dich Deiner redlichen Arbeit annehmen. Ach. ich armes Weib, nun soll ich ihn gar verblendet haben, daß er übles schaffe!"

„Nein, Meisterin, Ihr könnt nur zu gutem Schaffen anregen."

„Schweig still, und bring mich nicht noch mehr auf! Deine fanfte Rede achte ich keine Bohne werth, wenn Du kein getreuer Knecht bist."

Die Rebenbäckerin. 155

der für die Ehre der Wirtschaft sorgt. Was soll nun daraus werden?

Kennst Du die Sühne, die auf unrechtes Brotwiecht steht?"

„Ich kenne sie, Meisterin; es ist die Bäckereschupfe. Doch nehme ich die Strafe willig auf mich, und gehe für Euch gerne in's Wasser, der ich für Euch lieber durch's Feuer ginge. Was ist auch in dieser Sommerzeit schlimmes um ein Bad in der Mur? ich lasse mich gerne da hinein schnellen, und lachen die Leute, fo lache ich mit. Weiß ich doch, daß Euch damit alles wieder in's Gleiche gebracht wird, was durch dieses mein leidiges Versehen verschuldet wurde.“

„So? Du willst die Strafe für mich auf Deinen Leib nehmen?"

„Das ist mir eben und recht, Meisterin.“

„Das mag nicht sein, lost. Du könntest Dich im Wasser erkalten, denn Du bist ein überaus zierlicher Geselle. Mir wäre leid um Dich.

Das muß Heinrich Harer, der Altgeselle, thun, nicht Du.“

„Aber, Meisterin, wenn ich mich der Sühne mit Herzenslust unterwinde um Euretwillen und um meines eigenen Fehles willen, was habt Ihr dawider? Ich bitte Euch, so ihr mir Gunst erweisen wollt, einem, der Euch immerdar getreulich zu dienen hofft, — so laßt mich thun, wie ich gesagt habe.“

„Nein, das mag nicht sein, lost. Um Dich war' mir bange, daß Du Dich zu rasch verkühlen könntest. Heinrich ist härter als Du, und mag sich dem billig unterwerfen. Laß es Dir gesagt sein und Widerrede mir in nichts, soll ich Dir fürder gut fein.“

Und ihre hellen Augen lachten ihn an, ob freundlich, ob spöttisch, das wußte er nicht zu deuten; doch war er zufrieden mit sich.

Sie aber dachte: „Wer giebt mir einen gesunden Rath, wie ich Heinrich Harer dazu gewinnen möchte, daß er mir gehorsam sei?"

Und als dieser aus der Mühle heim kam, rief sie ihn freundlich in ihre Stube und hieß ihn, sich nahe zu ihr setzen, weil sie um eine wichtige Sache mit ihm Rath zu pflegen hätte. Sie theilte ihm zuvor das Ereigniß haarklein mit, um zu sehen, wie er sich dazu verhalten würde.

Heinrich sprach: „Das ist uns ein Schade und ein Spott! Wie konnte sich lost also vergessen? was hat ihm so kläglich den Sinn verwirrt?"

„Was ihm den Sinn verwirrt hat, Heinrich, wie soll ich das wissen? Doch ist geschehen, was nicht zu ändern ist. Aber wenn Du mir hilfst, so habe ich nimmer Sorge um mein Leben. Du sollst Dich für mein Haus und Gemerk der Sühne unterziehen, und alles wird wieder eben fein, wie vorher.“

„Ich? Was sagt Ihr? Das soll lost thun. Wer kann mich des verübten Fehlers zeihen?"

„Niemand. Aber wenn Du die Strafe um meinetwillen auf Dich nimmst, so bist Du mein Stellvertreter und giebst nur in meiner Bekümmerniß ganze Freude, Heinrich.“

^56 Wilhelm Lischer in Graz.

„Meisterin, wie könnt Ihr verlangen, daß ich in's Wasser geschnellt werde um etwas, was ich nicht begangen habe und daß ich dann in thörichter Weise umhergehen soll? Das wäre mir leid.“

„Heinrich, niir liegt es am Herzen, daß ich kein Leid an Dir sehe, aber auch Du sollst mich aus meiner Kümmerniß erretten und mein Gernerk wieder frei machen dadurch, daß Du Dich fügest. Laß Dich den Spott der Leute geringe achten, Du bleibst nach wie vorher ehrlich und hast meinen Dank gewonnen.“

„Nein Meisterin.“

Da seufzte sie und sprach:

„Ach, ich armes Weib, wie freundlos und verlassen stehe ich in der Welt und Niemand nimmt sich meiner an!“

Und eine Thräne blinkte in ihrem Auge.

Da ward Heinrich bewegt und sagte:

„Meisterin, Ihr thut mir unrecht!“

„Nein; da hast Du meine Hand, ich will nichts von Dir begehren, was Dir unmöglich dünkt zu erfüllen.“

Sie reichte ihm die Hand, die sie lind in die seine schmiegte, und in ihrem blauen Auge blinkte noch immer die Thräne, als sie sich bekümmert gegen ihn neigte, und er vermeinte das wanne Blut ihres jungen Leibes gegen sich rauschen zu hören; doch war es nur sein eigener Herzschlag, der rascher ging. Und da geschah es, daß er plötzlich einen leisen, feinen Duft einathmete, der ihm überaus köstlich schien: der kam aus dem verschlossenen Kasten, in welchen Frau Walburga die Vase gestellt hatte, die Heinrich vom Meister Spittler, dem Deutschherren bekommen hatte. Ohne daß er wußte woher, stieg es wie eine bezaubernde Zufriedenheit in seinem Herzen auf; sein dunkler Blick, der noch immer nach der Thräne in der Meisterin Auge sah, erglänzte wärmer, und er dachte:

„Wer mag ihr widerstehen, so sie bekümmert ist und holdselig wie nie vorher! Sie wirrt mir beinahe den Sinn.“

Und er sprach: „Meisterin, sei es Thorheit, oder nicht: ich will thun, was Ihr mich heißet.“

Da dankte sie ihm mit Lächeln und freundlichen Worten:

„Wohlan, Du treuer Knecht, Du hast es um mich verdient, daß ich Dich immer in Ehren halte. Nun geh an Deine Arbeit! ich will es deni Meister Graswein vermelden, daß Du als mein Stellvertreter die Buße auf Dich nimmst.“

Heinrich ging, und als er aus dem Bereiche des jungen Weibes gekommen war, sprach er: „Du hast Dich in einen thö richten Handel eingelassen, Geselle; aber wer mar noch nie ein Thor, so ihn ein Weib dazu machen wollte? Das hörte ich immer sagen und habe es nun an mir selber erfahren.“

Die Rebenbückcrin.

15?

Und er mar wieder unzufrieden; denn das Gefäß der Zufriedenheit befaß Frau Walburga.

Sie aber ging zu Meister Graswein und theilte ihm mit, daß Heinrich Harer ihr Stellvertreter sei. Das lobte der Zunftmeister und hielt Heinrich für den rechten Mann, Haus und Ehre zu behüten, welche letztere nach vollzogener Sühne wieder hergestellt sein werde. Weil Heinrich sich mit gutem Willen ihres Dienstes bisher immer beflissen habe, so sei er es werth, Gunst von ihr zu empfangen. „Und ist er erst Dein trauter Ehwirth, so wird er noch Deine Habe mehren, liebe Tochter, obzwar Dein Anwesen schon jetzt stattlich ist und Du des guten Ackers vor dem Thore und des Weingartens am Nosenberge nicht entbehrst, wie ich weiß. Das sei Dir auch herzlich gegönnt, daß Du Dich wieder mit einem guten Meister Deines Lebens freuen magst, denn Dir jungem Weibe ziemt solches gar lieblich, auch wenn Deine Wange noch mehr erröthen wird, als wie jetzt, da ich dieses in Ehren sage.“

„Aber Vater Graswein,“ sprach sie, „wie denkt Ihr gleich so Vieles! Behüte mich Gott, daß ich etwas übereilen sollte, was noch lange nicht so nöthig ist, als Ihr meint. Habe ich gesagt, daß mein Knecht Heinrich mir so zu Gesichte steht, daß ich nicht an ihm vorbei blicken könnte? Ach, da müßte ich verunehrt sein, und mein guter Ruf wäre geschmälert! Das sollt Ihr nicht denken, Meister Graswein.“

„Nun, nun, Tochter!“ begütigte er sie; „das wird sich Alles zur Zeit fügen, und ich gedenke bald fröhlich zu sein, nämlich, wenn Du Hochzeit hältst.“

„Das wird noch lange nicht sein,“ sagte sie und lächelte dem Altmanne freundlich zu, der ihr auch bedeutungsvoll zu nickte, und so schieden sie.

Heinrich aber wartete mißmuthig auf den Tag, der ihm von den Zunftältesten, die zur Frist Morgensprache an der Lade hielten, mit Spruch und Forderung bestimmt wurde, für die Verletzung der Brottafel in herkömmlicher Weise zu büßen. Es war der St. Jakobstag und zwar zur Zeit des Sonnenunterganges, da die Bäckerknechte, die an ihm das Urtheil vollstrecken sollten, Feierabend hatten.

Zur bestimmten Zeit bewegte sich denn der Zug mit dem armen Sünder in der Mitte, von einem großen Haufen Volkes geleitet, vom Zunfthause im Sacke aus durch das innere und äußere. Murthor bis zur Brücke und schwenkte nach rechts in den Wehrgang ab, der zwischen Strom und Ringmauer lag. Dort war der Schneller errichtet, in dessen Korb sich herkömmlicher Weise der nothdürftig bekleidete Büßer setzen mußte, um in die Mur geschnellt zu werden. Dann wartete seiner ein Nachen im Wasser, um ihn heraus zu fischen; und darauf kam der allerspöttlichste Schluß der peinlichen Handlung, indem der getauchte Sünder durch die Gasse der johlenden Volksmenge heim rennen mußte, um sich zu trocknen.

Noid und Silk., I.VI. I«7. 11

1.58 Wilhelm Fischer in Giaz.

In solcher Weise begann denn auch seht das Schauspiel und nahm seinen Verlauf.

Heinrich setzte sich in den Korb, versuchte zu lächeln und blickte finster. Die Stange des Schnellers stand schräg über den Strom geneigt; die Seile, welche in den Rollen gingen, wurden angezogen, und der Büber schwebte hinan; dann ließen die Knechte die Seile plötzlich fahren und der Korb mit dem Insaßen wurde dermaßen in die Fluth geschleudert, daß die Woge darüber hinweg rauschte und kein Haar am Kopfe des Bübers sichtbar blieb.

Allsogleich begannen sie den Korb wieder empor zu winden, der Nachen war bereit, um den Getauchten aufzunehmen; aber da war das Unerhörte geschehen: ein Geschrei des Staunens und des Entsetzens erhob sich, denn der Korb war leer. Hatte der Darinsitzende sich nicht an den beiden Henkeln festgehalten, oder geschah es durch andere Ursache, genug, die Woge hatte ihn mitgerissen, er war fortgespült worden: Heinrich Harer war verschwunden.

Die Sonne war hinter dem Frauenkogel untergegangen, der Strom floß halb im Dämmer, halb im Lichte des Abends dahin, und wie auch Alle spähen mochten, kein menschlicher Leib war fern ab in der Fluth zu erblicken. Ausrufe des Bedauerns und der Klage erhoben sich laut und lauter: „Er ist todt! er ist dahin, der wackere Heinrich ist verschwunden. Die Mur trägt seinen todtten Leib nach Wildon hinab!“ Nur einige besonnene Männer meinten, daß Heinrich unter dem Wasser davongeschwommen sei.

Dieses glaubte auch Iost Seydlin, dem es bekannt war, daß sein Geselle trefflich schwimmen und auch eine beträchtliche Strecke unter dem Wasser den Athem an sich halten konnte, wie er es gesehen hatte, wenn Jener in Leuzendorf an der Mühle zu baden pflegte. Freilich schien ihm die Sache nicht geheuer, denn er dachte: Heinrich ist stark aber die Mur ist doch stärker; und da er sich die Schuld an dem ganzen Ereigniß zuzumessen inußte, so ward sein Herz bedrückt. Doch entschlug er sich wieder bald der Sorge, indem er Allen, die umherstanden, sagte:

„Sorgt nicht! Heinrich, der kühne Geselle, geht nicht unter. Das hat er mit freiem Willen gethan, um nicht gebadet wie eine Maus unter dem Spotte des Volkes heimrennen zu müssen. Das glaubt mir!“

In gleicher Weise suchte Iost Frau Walburga zu beruhigen, die tödtlich erschrocken war, als sie zu Hause das Ereigniß vernommen hatte, und zunächst in Klagen ausbrach, dann Iost des ganzen Handels zubeschuldigen ansang, so daß er zerknirscht von dannen schlich, jedoch zwischen den Zähnen immer noch murmelte: „Ich verwette meinen Kopf, daß Heinrich heil davongekommen ist.“

Die Nacht war inzwischen hereingebrochen, die Bürger der Stadt hatten den Fall sattsam besprochen und dann ihre Hauslhüren geschlossen und sich zur Ruhe begeben. Frau Walburga jedoch konnte keinen Schlaf

Die Rebenbäckerin,
159

finden; sie saß einsam in ihrer Stube und klagte und rang mit Angst und Hoffnung. Es mar dunkel um sie; kaum sandte von außen der halbe Mond etwas Licht herein, der gegen Westen am Himmel stand, und dunkel war ihr Herz und kaum von halber Hoffnung durchleuchtet. Sie dachte: Seh ich Heinrich noch einmal in meinem Leben wieder, so will ich ihin alles Gute, was ich vermag, erweisen, ich armes Weib! Ist es aber, daß er gestorben ist, dann will ich keine Freude mehr im Leben haben. Hilf mir, heilige Walburga, mit deiner Fürsprache und ich will dein Andenken, mit zwei der schönsten Wachskerzen Minnen, die Meister Sebald, der Lebzelter, in feinem Laden hat! Auch will ich an der Kirchthüre den Armen durch drei Wochen theilen, so viel ihrer dort stehen, das gelobe ich dir!"

Da tönte ein leiser Laut durch die dunkle Stube: „Frau Walburga!" Sie schrak zusammen, so daß ihr Busen sich ungestüm hob und senkte und sie lauschte ängstlich.

Deutlich vernahm sie noch einmal den Ruf: „Frau Walburga!" und er tönte vom Fenster her.

Sie raffte sich auf und schritt hoffend und zagend dahin, und siehe! draußen schmiegte sich ein Antlitz an's Gitter, und zwischen den Blumenstöcken hindurch erkannte sie im Dämmerlichte der Nacht Heinrich, der an dem Weinrebenstocke an der Giebelseite des Hauses emporgeklettert war und sie mit Namen anrief.

Sie frug ihn mit unterdrücktem Jauchzen freudiglich: „Heinrich, bist Du es?"

„Ich bin's," flüsterte er, „die Hausthüre ist verschlossen, öffnet mir, Meisterin."

„Warte," flüsterte auch sie, „ich komme hinab. Ach, es sieht Dich wohl Niemand vor meinem Fenster?"

„Die Rebenblätter verbergen mich, Meisterin," antwortete er.

„Laß Dich wieder hinab, Heinrich; ich komme gleich."

Sie zündete ein Lämpchen an, nahm den Hausschlüssel von der Wand und ging leise auf den Zehen die Stiege hinunter, barg das Flämmchen mit der Hand und öffnete die Thüre. Er kam herein und sie verschloß wieder die Hausthüre, faßte ihn bei der Hand und sprach:

„Komm, daß Dich Niemand sehe!"

Das Gesinde schlief schon, nur aus dein hintern Gebäude, wo die Backstube lag, drang ein Lichtschein in den Hausflur, und sie führte ihn hinauf in ihre Stube. Dort angelangt, stellte sie das Lämpchen auf den Tisch und sprach:

„Du hast Dich in dem Murmasser erkältet, Heinrich."

Sie öffnete rasch eine Spinde und gab ihm ein Kleid, das einst Herr Mennhart getragen hatte, und gebot ihm, sich darein zu hüllen, daß er sich erwärme, während sie sich ab wandte.

I.60 Wilhelm Fischer in Graz.

Heinrich that nach ihrem Geheiß, und dann kehrte sie ihm ihr ängstliches und doch lachendes Antlitz zu und sprach: „Ach, wie Hab' ich mich um Dich gesorgt! Wie warst Du so verwegen, dein Strom zu trauen! Doch es hat Dir nicht geschadet, Du lebst und bist da. Wie war ich bekümmert! Ich hätte in meinem ganzen Leben keine frohe Stunde mehr gehabt, wenn Dir etwas zugestoßen wäre! Du Armer, hast mein Gebot erfüllt, und nur ich wäre schuld an Deinem Untergänge gewesen! Aber nun ist's gut und ich will es Gott und allen Heiligen herzlich danken, daß Dir kein Unheil widerfahren ist. Wie hast Du es nur angestellt, böser Knecht, mich so zu verwirren und auch alle Leute, die nichts mehr von Dir sahen, als Du in's Wasser geschnellt wurdest. Man erzählte mir's.“

„Hätte ich mich sollen dem Spott des Volkes aussetzen und nach Hause rennen? dann wäre ich zeitlebens in thörichter Weise umhergegangen. Nein, ich schwamm unter dem Wasser, so lange ich'es vermochte, und als ich wieder auftauchte, mar ich auf einer dämmerigen Stelle des Stromes angelangt, wo man mich nicht fehen konnte. Dann Hab' ich mich nach links in den Stadtgraben hinein gewendet; denn ich habe gewußt, daß dort am südlichen Wehrthurm ein Wasserpörtchen ist, welches in Friedenszeiten immer offen steht, und durch das man leichtlich hereingelangen kann. Dort Hab' ich mich nahe der Mauer so lange im Schilfe geborgen, bis die Nacht gekommen ist, daß mich Niemand sehen konnte, und dann schlich ich mich behutsam hindurch und bin Hieher gekommen, wie Ihr seht, Meisterin.“

„So verwegen warst Du, Heinrich! Und das kalte Gebirgswasser! Wie leicht hättest Du Dich für Dein Leben verkälten können! Und Deine Hände sind noch starr und kalt; ich will sie Dir mit meinen eigenen wärmen. Nein, laß nur! Du hast es um mich verdient. Doch warte, so wird es besser sein.“

Sie nahm ein lindes Tuch und rieb ihm die Pulse an beiden Handgelenken eifrig; dann trocknete sie ihni die noch immer feuchten Haare an den Schläfen und richtete bald Worte des Bedauerns, bald des Vorwurfes an ihn, so daß es Heinrich warm wurde.

„Meisterin, wie sorgt Ihr so traulich um mich!“ sprach er. Mir ist unter Euren linden Händen wärmer denn je geworden, und weil ich Euch so nahe in die Augen sehe, vermeine ich schier, der lichte Mai sei gekommen, der alle Heizen zur Freude bewegt. Ihr seid mir so nahe, daß ich Euch umfassen kann, und da ist mir's, als blühte die Stube um mich her.“

„Nein, laß mich, Heinrich. Und sieh, hier am Arme bist Du verwundet, Dn hast Dich verletzt!“

„Geritzt. Das bedeutet nichts.“

Die Rebenbäckerin.

„Wie Du das weißt! Nein, ich habe ganz nahe eine Heilsalbe im Allmer, damit will ich Deines Armes pflegen.“

Sie öffnete die Thürs des Kastens und nahm, wie sie meinte, das Töpfchen mit der gewünschten Salbe heraus; aber in der Eile versah sie sich, und es war ein anderes Gefäß, was sie in der Hand hielt. Und da geschah es, daß ihr dasselbe zu Boden fiel und alsbald in Scherben zerbrach. Ein wundersamer Duft erfüllte plötzlich die Stube.

„O weh!“ klagte sie, „wie habe ich fehl gegriffen! Das ist das Riechtöpfchen, welches Du, Heinrich, vom Meister Spittler bekommen hast, und nicht die Heilsalbe: das liegt's nun in Scherben.“

Heinrich aber ward verwirrt und dachte: „Liegt nun meine Zufriedenheit in Scherben, so muß die Fraue sie mir wieder geben. War es mir doch vorher, als blühte die Stube um mich her. Nun blüht es in der That plötzlich wie von tausend Rosen; solch köstlicher Geist war in der Base verborgen, daß davon die Stube in einen Rosengarten verwandelt ist und ich wie trunken bin.“

Dann sprach er: „Meisterin, als mir der deutsche Herr das Gefäß geschenkt hat, da pries er es als gar wundersam. Es stammt aus grauen Zeiten und ward aus dem heiligen Lande hierher getragen. Aber zum Schatze soll es erst für Dich werden, Heinrich — so seine Worte — durch das, was ich hinein geben will, nämlich etwas geheimes und überaus holdes. Und so lange Du es besitzt, wirst Du zufrieden sein. Also war meine Zufriedenheit in dieser Vase verschlossen, die ist nun verloren. Jetzt steht aber die Sache so, daß der Geist, der darin verschlossen war, mein Herz trunken gemacht hat und unzufrieden, und nur wenn Euer Herz, Meisterin, sich zu mir in Liebe gesellt, kann ich wieder zufrieden werden. Und trunken wie ich bin, vermeine ich, daß sich das Glück zu mir gewendet hat, und ich will es festhalten und nimmer verlieren.“

Da vergaß er auf alles, begann das junge Weib zu trauten und wollte um sein Mannesrecht mit ihr dingen.

Sie aber entrang sich bald ihrer Schwäche, hielt ihn fern und faltete die Hände bittend:

„Nein, Herzensheinz! das sei Dir verwehrt! Ich habe Dich auch lieb, aber so Deine Treue mir unverloren bleiben soll, darfst Du nicht Deinen Willen wider Gott vollbringen. Denn ich will früh und spät der Zucht und Ehren pflegen, und nur, wenn wir zu einander gebunden sind durch das Wort des Priesters in der Kirche, dann will ich Dich Deiner Treue genießen lassen und Dir Macht über mich geben. Denn dann steht es auch in meinem Willen, daß ich Dir hold sei. Bis dahin aber bin ich Dir fremd, Herzensheinz, und Du sollst mir gehorchen, wenn Du mich lieb hast. Dann will ich Dir auch dereinst als Dein Eheweib freudiglich Gehorsam leisten. Nun aber sollst Du gehen, weil es nicht gut ist, daß wir länger beisammen bleiben.“

Wilhelm Fischer in Graz.

„Sei es denn!“ sprach er leise. „Mein Wille und meine Zufriedenheit stehen bei Dir, und darf ich um Dich freien und bist Du mein holdseliges Weib, so will ich Zeit meines Lebens der Unzufriedenheit widersagen.“

Und also schied er von ihr.

Da hatte die weise Frau Monica und auch Meister Grasmeyr, der Altmann, doch recht behalten. Denn eine fröhliche Hochzeit ward am St. Martinstage gefeiert, als Meister Heinrich Harer mit seinem ange-
trauten Weibe aus der Pfarrkirche St. Egidius mit Festgeleite nach Hause kam. Das wird ein zufriedener Mann werden, dachte sich Mancher.

Am Abend tanzte auch Jost Seydlin fröhlich, und als er in die Nähe der jungen Ehefrau kam, sagte er: „Heut ist morgen, nicht wahr, Meisterin?“

„Ja, heut ist morgen und das ganze Leben.“

Jost aber dachte sich: „Ist's nicht die, so wird es wohl eine andere sein, die ich bekomme;“ und war mit sich zufrieden.

Robert Koch
und seine letzte wissenschaftliche Großthat.
von
Wilhelm Rastede.
— Berlin. —

s mar im August des vorigen Jahres, als der internationale medicinische Congreß in Berlin seine zehnte Tagung abhielt. Ein wissenschaftlicher Areopag von seltenen Glänze. Alle Nationen, die mitarbeiten an dem Ausbau der modernen Medicin, hatten ihre hervorragendsten Vertreter in die Schranken geschickt, und alle Fragen, die heute im Mittelpunkte der Erörterung stehen, fanden durch die Redner der allgemeinen Sitzungen eine Darstellung, die es ermöglichte, ein Facit zu ziehen aus allein, was die Heilkunde in den letzten ereignißreichen Jahren an bleibendem Gewinn für die leidende Menschheit ihren früheren Errungenschaften hinzuzulegen hat. Kein geringerer als Lister selbst war es, der die Wandlungen kurz Revue passiren ließ, die seine alles ärztliche Handeln umgestaltende Lehre von der antiseptischen Wundbehandlung durchgemacht hat, bis sie ihre heutige theoretische und praktische Durchbildung erfahren hat. Cantani, der an einer deutschen Hochschule zu seiner wissenschaftlichen Bedeutung herangereifte Italiener, der in der Folge der eifrige Vermittler freundschaftlicher Beziehungen zwischen der Gelehrtenwelt beider Nationen geworden ist, legte die fundamentalen Umgestaltungen dar, welche die Fieberlehre, eins der wichtigsten Gebiete der inneren Medicin, in den letzten Jahren durchgemacht hat. Die Frage der Immunität und der Jmmunisirung des Organismus gegen krankmachende Einflüsse, die durch seinen berühmten Landsinann Pasteur neue Grundlagen gewonnen

<,6H Wilhelm Rastede in Verlin,

hat. fand in Bouchard, selbst einem der erfolgreichsten Mitarbeiter auf diesem vielumstrittenen Gebiete, einen geistreichen Interpreten. Unmittelbar in das praktische Leben unserer Tage führten die Reden des Holländers Stotuis, der die Anpassung des Europäers an das Tropenklima, und des Schweden Axel Key, der die Ueberbürdung der Jugend durch die Anforderungen des modernen Schulunterrichts zum Ausgang feiner Erörterungen nahm.

Alle Nationen hatten ihre besten Männer entsandt, und die nachtaufenden zählende Zuhörerschaft folgte jedem Vortrage mit ungetheilter Aufmerksamkeit und zollte den Rednern reichen Beifall. Aber wie eine Art Andacht kam es über die auserlefene Versammlung, als am Nachmittage des 4. August Robert Koch die Rednerbühne betrat. Es war eine geraume Zeit verstrichen, seit der Mann, der da so ohne jede Spur von rednerischem Pathos in einfachen, schlichten Worten zu der Versammlung sprach, zum letzten Mal an die Oessentlichkeit getreten war, und jedesmal, wenn dies bisher sich ereignet hatte, war es irgend eine Thatsache von weittragendster wissenschaftlicher Bedeutung gewesen, mit der er fertig vor die Welt hintrat. Jeder trug die Erwartung in sich, daß in der Stille seines Laboratoriums wieder eine jener Entdeckungen herangereift sei, mit denen er schon zu wiederholten Malen die nichts ahnende Welt überrascht hatte, und es kam fast wie Enttäufchung über die Zuhörer, als er statt dessen, nicht anders, wie auf anderem Gebiete fein Vorredner Lister, einen Rückblick auf das Forchungsgebiet warf, das durch ihn ein so fruchtbares geworden ist. Zwar gewährte er dabei Ausblicke auf neue Methoden der Erforschung der Infectionskrankheiten, deren jeder auf dereinstige neue Entdeckungen hinwies, aber das waren, statt der erwarteten Thatsachen, nur Wechsel auf die Zukunft. Endlich, ganz am Schluß feiner Rede, eröffnete er der Versammlung, daß ihn schon lange, seit der Entdeckung des Tuberkelbacillus, das Problem beschäftige, Mittel zu finden, welche sich gegen die Tuberkulose therapeutisch verwerthen lassen, und er bezeichnete als den einzigen Weg zur Erreichung dieses Zieles den Thierversuch, der darüber Aufschluß zu geben habe, ob die Agentien, welche die Entwicklung des Tuberkelbacillus im Reagensglase zu hemmen vermögen, auch ini lebenden Organismus sich wirksam erwei/en. Er entwickelte, daß er zahllose Mittel gefunden habe, welche den Bacillus in Neinculturen vernichten, aber die Hoffnung, welche sich bei jedem Zuhörer an diese Eröffnung knüpfte, schlug er sofort zu Boden, indem er hinzufügte, baß alle gefundenen Mittel sich beim Thierversuch gänzlich wirkungslos erwiesen hätten, bis er endlich in dem Schlußpassus dieser denkwürdigen Rede aussprach, daß er sich, trotz aller Mißerfolge, von dem Suchen nach entwicklungshemmenden Mitteln nicht habe abfchrecken lassen und schließlich auf Substanzen gestoßen fei, welche nicht allein im Reagensglase, sondern auch im Thierkörper das Wachsthum der Tubertelbacillen aufzuhalten iin Stande feien.

Robert Koch.

^65

„Sollten aber die im Weiteren an diese Versuche sich knüpfenden Hoffnungen in Erfüllung gehen,“ so lautete der Schluß der Rede, „und sollte es gelingen, zunächst bei einer bakteriellen Infektionskrankheit des mikroskopischen, aber bis dahin übermächtigen Feindes im menschlichen Körper selbst Herr zu werden, dann wird man auch, wie ich nicht zweifle, sehr bald bei anderen Krankheiten das Gleiche erreichen. Es eröffnet sich damit ein vielverheißendes Arbeitsfeld mit Aufgaben, welche werth sind, den Gegenstand eines internationalen Wettstreits der edelsten Art zu bilden.“

Jeder, dem die Art und Weise bekannt war, durch die sich alle bisherigen Veröffentlichungen Kochs kennzeichneten, war nach diesen Äußerungen überzeugt, daß seine Versuche bereits zu Ergebnissen gelangt seien, die ihm ein Recht gaben, Hoffnungen zu erwecken, wie sie sich in den Schlußworten seiner Rede aussprachen. Eine leicht begreifliche Erregung bemächtigte sich daher in der Folge nicht nur der wissenschaftlichen Kreise, und mir sind Zeugen einer Bewegung geworden, wie sie vielleicht einzig in der Geschichte der Wissenschaft dasteht. Das bloße hingeworfene Wort eines Mannes hatte genügt, um die ganze Welt in Aufregung zu versetzen. Alle die Tausende, die der Weltseuche Schwindsucht anheimgefallen, wandten ihre Blicke auf den Mann, von dem sie Heilung ersehnen, aber nicht nur die leichtgläubige Schaar der Hoffenden, auch die Männer der Wissenschaft, die gewohnt sind, nur das unumstößlich Bewiesene als Thatsache hinzunehmen, ließen diesmal dem Zweifel nicht Raum. Es stand fest unter den Gelehrten, daß eine Entdeckung von unberechenbarer Tragweite gemacht, daß ihre Veröffentlichung nahe bevorstand. Wir werden weiter hin die Eigenschaften Kochs kennen lernen, welche diesem unbedingten Vertrauen auf sein Wort eine Stütze gaben, vorerst wollen mir die kurze Schilderung des Geschehenen zu Ende führen. Es wurde bald bekannt, daß die Arbeiten Kochs in ein neues Stadium getreten seien. Das durch den Thierversuch bewährte Mittel wurde am kranken Menschen erprobt. Zunächst wurde dasselbe an einer Reihe von Kranken in der Charité angewandt Dann machte Koch den berühmten Versuch an sich selbst. Dieser Versuch an sich war ein so gewaltiger, daß nur ein so fest entschlossener Charakter ihn machen konnte. *) Koch hatte eine Dosis genommen, die um 5 Centigramm größer war, als die größte, welche bis dahin einem Kranken in der Charité gegeben war; aber aus den schweren Wirkungen, welche er davon verspürte, gewann er die Möglichkeit, die Nachschläge zu ertheilen, welche für die Anwendung des Mittels in der Heilkunst von Anfang an sichere Anhaltspunkte gaben. In je ausgedehnterem Maße diese Versuche am Menschen nun unternommen wurden, desto schwieriger wurde es, sie geheim zu halten.

*) Rede des Ministers v. Goszler im Abgordnetenhause am 2». November 1850.

<66 Wilhelm Rastede in Verlin.

Die Presse bemächtigte sich des Gegenstandes in einer Art, die den Gelehrten, um keine falschen Vorstellungen von der Art seiner Entdeckung aufkommen zu lassen, zu einer vorläufigen Veröffentlichung seiner Versuchsergebnisse zwang, bevor es möglich war, ausreichende Erfahrungen über das Mittel zu gewinnen, wie es anfangs seine Absicht gewesen.

Welche Bewegung es in der ganzen medicinischen und nicht medicinischen Welt hervorgerufen hat, als diese Veröffentlichung*) erfolgte, ist genugsam bekannt. Auf den Inhalt derselben werden wir weiterhin Gelegenheit haben zurückzukommen. Hier sei nur erwähnt, daß Koch in seiner Mittheilung den Schleier nur halb gelüftet hat, und daß auch heute noch nicht bekannt ist, welcher Art das von Koch der praktischen Er» vrobung übergeben« Zeilmittel gegen Tuberculose ist. Inzwischen ist das neue Mittel in zahllosen Fällen praktisch angewandt, und aus einer großen Reihe von Kliniken und Krankenhäusern liegen die ersten Berichte über die Ergebnisse der Heilversuche vor. Der anfänglich fast überschwängliche Enthusiasmus hat angesichts der Thatsachen, die sich dabei ergeben haben, einer nüchterneren Anschauung Platz gemacht, die etwa dem entspricht, was Koch selbst in der ihm eigenen maßvollen Weise in seiner klassischen Veröffentlichung von dem Mittel gerühmt hat. Wir haben diesen Zeitpunkt, dessen Eintreffen für den Eingeweihten vorauszusehen war, abgewartet, um unbeeinflußt von jenem Enthusiasmus, der angesichts der außerordentlichen Tragweite des Ereignisses auch den Nüchternsten ergreifen wußte, an eine vorurtheilslose Würdigung der neuesten Entdeckung des berühmten Forschers gehen zu können. Bevor wir uns jedoch mit dieser selbst befassen, laden wir den Leser zu einem Rückblick ein, der uns die Geschehnisse der Gegenwart verständlicher machen soll. Schon in dem oft undurchsichtigen Nebel historischer Vergangenheit**) erkennen wir das Streben, den kranken Organismus zu heilen. Wir sehen sogar, daß der Glaube an die Möglichkeit der Heilung früher vorhanden war, als das professionelle Auftreten, der medicinischen Kunst. Alle Mittel, im Alterthum benutzt und empfohlen, verdanken ihre Anwendung einem reinen Empirismus. Durch alle Jahrhunderte hindurch hat dieser Arzneien geliefert, und noch heute können wir uns den Resultaten dieser merkwürdigen Auffindungsart und der Benutzung der durch sie aufgefundenen Heilmittel nicht verschließen. Als eins der merkwürdigsten Beispiele hierfür, der neueren Zeit angehörig, kann das Auffinden der Chinarinde gelten. Die Tradition läßt die Ureinwohner von Pew die

*) Deutsche medicinische Wochenschrift 1890 Nr. 46».

**) Liebreich, Die historische Gntwickelunss der Heilmittellehre S. 4 ff. Verlin 1887.

Robert Koch.

167

Lehrmeister der Europäer sein. Berichtet wird ferner, daß der erste Justizbeamte von Loca, der Corregidor Lopez de Cañizares bei der Vicekönigin von Peru, der Gräsin Cinchon, das Mittel mit Erfolg anwandte, und der Leibarzt des Vicekönigs, Juan del Vego, führte dasselbe im Jahre 1640 in Europa ein. Aber groß waren die Schwierigkeiten, welche sich der empirischen Einführung dieser Arznei in den Weg legten. Der Gebrauch des als *Quilquina* bezeichneten Chinarinden-Pulvers schien zu verschwinden, als ein historisches Ereignis; die Anwendung der Chinarinde rettete die Gesundheit des jungen Dauphins, des späteren Königs Ludwig XV. wurde durch ein Chinapreparat wiederhergestellt. Die Bereitung desselben, ein Geheimnis; Talbot, war ihm für 2000 Louisdor und eine jährliche Rente von 2000 Francs abgekauft worden. Erst von der Zeit des Gebrauchs der Chinarinde am Hofe Ludwig XIV. an, besonders aber nach dem Tode Talbots, fand die Chinarinde und das später aus ihr dargestellte Alkaloid, das Chinin, eine allgemeine Verbreitung.

Es ist bekannt, daß auch die gerade jetzt so häufig mit der Kochschen Entdeckung in Parallele gestellte Kuhpockenimpfung in diese Kategorie der aus rein empirischem Wege aufgefundenen Heilmethoden gehört. Die Melkerinnen von Gloucestershire wußten früher, als es zur ärztlichen Kenntniß gelangt war, daß, wer durch Ansteckung an Kuhpocken erkrankt war, vor der Blatterninfection gesichert sei, und diese im Volksbemußtsein wurzelnde Erfahrung gab Jenner die erste Idee für die Einführung der Pockenimpfung.

Den Aufschwung der Arzneimittellehre zu einer wirklichen Wissenschaft verdanken wir erst der physiologischen Methode, die unserem Jahrhundert angehört. Erst die glänzenden Entdeckungen von Männern, wie du Bois Reymond, Helmholtz, Brücke, Ludwig ermöglichten eine systematische Untersuchung der Heilmittel, und die von Traube erkannte Wirkung der Digitalis, die wichtigste Stütze für die klinische Behandlung der Herz- und Nierenerkrankungen, bildet den Ausgangspunkt einer Richtung in der Heilmittellehre, welche nicht nur die Wirkung einer Substanz auf den normalen oder krankhaft veränderten Organismus zu verfolgen bestrebt ist, sondern auch darauf das Studium hinlenkt, in welchem Zusammenhang die Eigenschaften des benutzten Mittels, d. h. seine physikalischen und chemischen Eigenschaften, zu der durch dasselbe im Organismus hervorgerufenen Wirkung stehen. Diese Art der Forschung wurde nur ermöglicht durch die neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Medicin und der Naturwissenschaften, welche sich in erster Linie an den Namen Virchows anknüpfen und in der jüngst vergangenen Zeit die Grundlage für das therapeutische Handeln geworden sind. Denn die für die Beurtheilung des Wesens der Einwirkung chemischer Substanzen auf den Organismus nothwendige Erkenntniß; der hervorgebrachten Veränderungen der normalen Beschaffenheit

<68 Wilhelm Rasted-e in Verlin,
desselben konnte nur durch die pathologisch-anatomische Untersuchung
gewonnen werden. Dazu kamen die veränderten Anschauungen, welche die
Neuzeit auf dem Gebiete der Chemie hervorgebracht hat, um den Aufbau
der Heilmittellehre zu vollenden, wie sie bis zu dem Zeitpunkte die herr-
schende war, als ein ganz neues Princip, das wir als das ätiologische
bezeichnen können, von Grund aus umgestaltend auf dieselbe einwirkte.
Die Grundlagen für daselbe lieferte die heute durch Robert Kochs glän-
zende Entdeckungen auf der Höhe ihrer Entwicklung angelangte neue
Wissenschaft von den kleinsten pflanzlichen Lebewesen.
Wiewohl bereits Leeuwenhoek vor mehr als 200 Jahren Batterien im
Mundspeichel beschrieben hat, so ist doch erst im zweiten Viertel dieses
Jahrhunderts durch die Entdeckung der pflanzlichen Natur der Hefe durch
Cagnard-Latour und Schwann der Grundstein zum Aufbau der vita-
listischen oder Keimtheorie gelegt worden. Die Beziehungen der Mikro-
organismen zu den Infektionskrankheiten hat schon Jakob Henle im Jahre
1840 auf Grund theoretischer Betrachtungen mit bewunderungswürdigen,
Scharfsinn ausgesprochen. Thatsächliche Unterlagen für die Lehre von
der Krankheitserzeugung durch Mikroorganismen*) wurden jedoch erst durch
die Beobachtung einer Reihe von Vflanzen- und Infettenkrankheiten ge-
wonnen. Schon 1835 stellte Bassi als Ursache der Muscardine, einer
tödlichen Krankheit der Seidenraupen, einen Pilz fest. Andere Infekten-
krankheiten wurden bald auf ähnliche Pilze mit aller Sicherheit zurückge-
führt; ebenfo wurden von Tulasne, de Bary und Kühn eine Reihe von
verheerenden Krankheiten der Getreidearten, der Kartoffel:c. durch das
Eindringen und den Parasitismus von Pilzen erklärt. Auch bei höheren
Thieren und beim Menschen glückte bald der positive Nachweis kleinster
pflanzlicher Gebilde als Ursache gewisser Krankheiten, namentlich wurde
durch die Arbeiten von Pollender und Davaine festgestellt, daß der Milz-
brand durch das Auftreten kleinster stäbchenförmiger Organismen im Blute
charakterisirt sei, die als die Erreger der Krankheit angeprochen wurden.
Weitere Parasitenbefunde ergaben fodann die Forschungen von Rindfleisch,
Waldeyer, v. Recklinghausen u. A. über die Wundinfectionskrankheiten.
Daneben her gingen die an Schwann anknüpfenden weiteren Unter-
suchungen über die Gährungsvorgänge. Die Untersuchungen von Pouchet,
Tyndall, Pasteur, Ferdinand Lohn stellten mit Sicherheit fest, daß die
Luft stets Gährungs- und Fäulnihkeime enthält, daß der Staub zum
Theil aus Mikroorganismen besteht, daß Wasser, Boden und unsere ge-
samnte Umgebung überall mit diesen kleinsten Zellen verunreinigt ist.
Bon großer Bedeutung für die weitere vitalistische Gährungslehre wurde
die Unterscheidung verschiedener und specisische Wirkungen hervorrufender
Gährungsorganismen. In dieser Richtung waren Pasteurs Arbeiten die
*) Flügge, Fermente und Mitiopaiasiten, S. 35 ff. Leipzig 1883.

Robert Koch.

eigentlich grundlegenden und haben namentlich für die späteren Methoden der Forschung die ersten Voraussetzungen geschaffen.

Von bedeutendstem Einfluß auf die Anerkennung der parasitären Theorie waren endlich die Resultate der Listerschen antiseptischen Wundbehandlung. Hervorgegangen aus der bestimmten Tendenz, die Wirkung der infectiösen Organismen zu verhindern oder zu hemmen, und eben durch die Berücksichtigung der organisirten Krankheitserreger von überraschenden Erfolgen begleitet, trug sie die Kenntniß und Würdigung der Mikroparasiten in die weitesten Kreise, und von Jahr zu Jahr minderte sich die Zahl der Skeptiker und Gegner. Gleichzeitig aber brach sich die Ueberzeugung unter den Forschern Bahn, daß vor allem erst durch ein detaillirtes Studium der verschiedenen zur Beobachtung gelangenden Mikroorganismenformen, durch das Erforschen ihrer Lebensbedingungen und Lebensäußerungen, durch ausgebildete Methoden zu ihrer mikroskopischen Beobachtung und durch fehlerfreies Experimentiren am Thier die Unterlagen gewonnen werden müssen, auf denen eine genauere und sichere Einsicht in die Rolle der parasitären Krankheitserreger erwachsen könne. Auf der Grundlage dieser Erkenntniß erstanden die neueren bacteriologischen Untersuchungsweisen: Klebs' Methode der fractionirten Cultur der Organismen, Cohns systematische Züchtungen, Nägelis Forschungen über Lebensbedingungen und Stoffwechsel der Organismen, Brefelds Beiträge zur methodischen Untersuchung der Pilze. Mitten in diese Bestrebungen hinein fallen die ersten Arbeiten Kochs, feine Methoden zur Reincultur und zur mikroskopischen Untersuchung der Mikroorganismen, die für alle weiteren Forschungen auf diesem Gebiete grundlegend geworden sind. Wir besitzen aus dieser ersten Zeit des wissenschaftlichen Schaffens des später so berühmt gewordenen Gelehrten das Zeugniß eines Mitlebenden, des Breslauer Botanikers Ferdinand Cohn, der unter denen, die um die Erforschung der pflanzlichen Mikroorganismen verdient sind, zu den hervorragendsten gehört. Koch hatte sich, nachdem er nach absolvirter Studienzeit eine kurze Assistentenzeit am allgemeinen Krankenhause in Hamburg durchgemacht und einige Jahre als Arzt practicirt hatte, 1872 als Physicus in Wollstein in der Provinz Posen niedergelassen. Inmitten der realen Thätigkeit des Landarztes, war ihm das Ideal wissenschaftlicher Forschung nicht verloren gegangen. Er beschäftigte sich Jahre hindurch mit bacteriologischen Studien, insbesondere mit Forschungen über den Milzbrand und die denselben charakterisirenden Bacillen, und im April 1875 wandte er sich brieflich an Ferdinand Cohn mit der Bitte, ihm seine Versuche demonstrieren zu dürfen. Ferdinand Cohn berichtet*), daß er im ersten Augenblick in ihm den unerreichten Meister wissenschaftlicher Forschung erkannt habe. „Die mit eiferner Consequenz vorwärts schreitende Methode,

*) Ein Brie? üb« Koch. Deutsche Revue 18U1. Januarheft.

Wilhelm Rastede in Berlin.

die Eleganz und Sicherheit jener Experimente, die unwiderlegliche Logik seiner Schlußfolgerungen, die classische Klarheit seiner Darstellung hatte Koch bereits in seiner ersten, damals schon abgeschlossenen Arbeit über Milzbrand in eben solcher Vollkommenheit bemährt, wie in allen seinen späteren Untersuchungen." Seine Versuchsergebnisse hat Koch zwei Jahre später in der zweiten Bande von Cohns Beiträgen zur Biologie der Pflanzen veröffentlicht, und wer diese seine erste Publication mit Aufmerksamkeit studirt, wird das Urtheil des Breslauer Botanikers vollauf bestätigt finden. Anknüpfend an die vorher erwähnten Untersuchungen Davaines über diesen Gegenstand, gelingt es Koch, durch feine sinnreichen Methoden die Entwicklung des Milzbrandbacillus durch alle Stadien zu verfolgen und die Kette der Beweisführung, daß er der Erreger des Milzbrandes sei, unwiderleglich zu schließen.

In die Wollsteiner Periode fällt noch die zweite größere Schrift Kochs, seine Untersuchungen über die Aetiologie der Wundinfectionskrankheiten. Wir wollen auf eine Analyse dieser früheren Arbeiten und eine Würdigung ihrer Bedeutung, namentlich für die Ausbildung der Methoden, die zu seinen späteren glänzenden Entdeckungen führten, nicht näher eingehen, dieselbe ist so oft Gegenstand der Darstellung auch in populären Zeitschriften gewesen, daß wir alles dies als bekannt voraussetzen können.

Ebenso ist bekannt, daß Koch, nachdem er im Sommer 1879 vorübergehend das Amt eines Gerichtsphysicus in Breslau innegehabt hatte, noch einmal für kurze Zeit nach Wollstein zurückkehrte, von wo er 1880 in das neubegründete Reichsgesundheitsamt nach Berlin berufen wurde. Damit beginnt die zweite Periode seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, deren erste Vollreife Frucht die Entdeckung des Tuberkelbacillus war, die er am 24. März 1882 der Berliner Physiologischen Gesellschaft mittheilte*).

Wir müssen bei dieser Arbeit, an die sich seine neuesten Forschungsergebnisse als folgerichtige Weiterentwicklung eines planvoll durchdachten wissenschaftlichen Aufbaues anschließen, etwas länger verweilen.

Durchblättern wir die Geschichte der Medicin, so läßt sich dem, was sie uns über die Tuberculose berichtet, kaum etwas auch nur annähernd Aehnliches an die Seite stellen. Zahllos ist die Reihe der Namen von bestem Klang, deren Träger sich um die Aufklärung des Wesens dieser verheerendsten aller Bolksseuchen gemüht haben, und es ist, bei allem Erhebenden, was in diesem nie ermüdenden Wahrheitsdrang der Edelsten aller Nationen uns entgegentritt, betrübend zu sehen, wie soviel Fleiß, soviel Forscherscharfsinn vergeblich aufgewandt ist. Die pathologisch-anatomische Forschungsrichtung hat nicht vermocht, das Wesen dessen, was wir heute, auf dem Boden der ätiologischen Forschung stehend, unter dem Begriff der Tuberculose zusammenfassen, scharf zu umgrenzen, geschweige denn seine Genese

*) Berliner klinische Wochenschrift 1M2 Str. 15.

Robert Usch.

zu ergründen. Selbst Rudolf Borchows alle Mitlebenden überragender Genius ist an diesem Problem gescheitert, so sehr seine über Jahrzehnte sich erstreckenden Arbeiten auf diesem Gebiete die Anschauungen früherer Zeiten über den tuberculösen Proceß geklärt haben. Das Dunkel beginnt sich erst zu lichten, als mit Villemin die experimentelle Forschung sich des Gegenstandes bemächtigte. Villemin erbrachte im Jahre 1845 den Nachweis, daß die Tuberculose sich durch Impfung auf Thiere übertragen lasse, und knüpfte daran den Schluß, daß sie eine durch ein specifisches Agens hervorgemfene Krankheit, somit den anderen damals bekannten virulenten Krankheiten, den Pocken, der Syphilis, dem Rotz anzureihen sei. Diese Lehre überstand siegreich alle gegen dieselbe erhobenen Einmünde, und in der scharfen Fassung, welche Cohnheim ihr gab, sehen wir nunmehr die Tuberculose vom Standpunkte der Infectionslehre aufgefaßt, und die Uebertragbarkeit auf ein anderes Individuum als Kriterium der tuberculösen Natur irgend einer pathologischen Substanz anerkannt.

Damit entstand ganz von selbst die weitere Frage nach der Natur des tuberculösen Virus, und diese Frage hat seit Villemin die Anhänger der Specificitätslehre auf das anhaltendste beschäftigt. Klebs, Buhl sprachen die bestimmte Ueberzeugung aus, daß es sich um ein Pilzcontagium handle. Auf dem Wege der sogenannten „fractionirten Cultur“ gelang es ersterem, den Infectionsstoff der Tuberculose außerhalb des Organismus zu züchten und mit dem so gewonnenen Producte eine wirkliche Tuberculose zu erzeugen. Ausrecht berichtete über das Vorhandensein von Bacillen und Mikrokotten in tuberculösen Processen, und fast gleichzeitig mit Koch fand Baumgarten das Tuberkel erzeugende Agens in Gestalt eines specifischen Bacillus, der mit dem von Koch gefundenen als identisch anzusehen ist, ohne jedoch entscheiden zu können, ob die von ihm gefundenen Bakterien die Ursache der tuberculösen Prozesse oder nur ihre Begleiter seien.

Koch war es vorbehalten, alle diese mit mehr oder weniger Beweiskraft ausgestatteten Vermuthungen durch seine classischen Experimente zu einem festgeschlossenen Bemeisring zu sügen. Er selbst hatte durch seine früheren Arbeiten die Methoden geschaffen, durch die es allein möglich wurde, diese Riesenarbeit zu bewerkstelligen, und die in der Folge die Grundlage geworden sind für die Triumphe, welche die bacteriologische Wissenschaft in ununterbrochener Reihe gefeiert hat. Er selbst bezeichnet in seiner ersten Veröffentlichung über die Tuberculose die Aufgaben, die bei der Untersuchung über eine Infektionskrankheit, deren parasitäre Natur nachgewiesen werden soll, zu erfüllen sind, etwa in folgender Weise. Es genügt nicht, den Nachweis des Vorhandenseins von Parasiten zu sichern, um mit Sicherheit den ursächlichen Zusammenhang zwischen Parasiten und Krankheit zu erschließen, es bedarf weiter zunächst der Isolirung des ersteren von den Gewebsbestandtheilen und der Fortzucht desselben außerhalb des Körpers, bis es gelingt, den Parasiten von allen Verunreinigungen

I.72 Wilhelm Rastede in Veilin.

zu trenne», ihn in einer „Reincultur“ darzustellen. Dann bleibt endlich noch die Aufgabe, festzustellen, ob dieser Parasit, auf Thiere verimpft, wieder die ursprüngliche Krankheit zu erzeugen vermag.

Diese Forderungen erfüllte die Versuchsanordnung Kochs in unanfechtbarer Weise. Durch ein bestimmtes Färbungsverfahren gelang es ihm, in allen tuberculös veränderten Organen charakteristische, bis dahin nicht bekannte Bakterien aufzufinden, und gleichzeitig mit der Aufsindung derselben war es ihm gelungen, sie außerhalb des Thierkörpers rein zu züchten und ifolirt mit Erfolg zu verimpfen. Damit war der Nachweis geliefert, daß die in den tuberculösen Substanzen vorkommenden Bacillen nicht nur zufällige Begleiter des tuberculösen Processes, sondern die Ursache desselben sind, daß also die Bacillen in der That das lange gesuchte specisische Virus der Tuberculose darstellen. Koch machte somit den Tuberkelbacillus zum Kriterium der Tuberculose, und nunmehr war es leicht, den Begriff derselben, der bis dahin ein außerordentlich schwankender gewesen war, scharf zu umgrenzen. Alle die verschiedenen Krankheitsprocesse, die bisher anatomisch wie klinisch die verschiedensten Bilder geliefert hatten — Miliartuberculose, käsige Pneumonie, käsige Bronchitis, Dann- und Drüsentuberculose, Tuberculose der Haut, ferner die Perlsucht der Rinder, spontane und Impftuberculose der Thiere — erschienen von da an auf der neu gewonnenen ätiologischen Basis als ein einheitlicher Proceß, dem sich ein großer Theil der skrophulösen Drüsen- und Gelenkleiden anschließt.

Bezüglich der Frage, woher die Parasiten stammen, und wie sie in den Körper gelangen, haben die weiteren Untersuchungen Kochs ergeben, daß die Tuberkelbacillen in ihrem Entwicklungsgang lediglich auf dem thierischen Organismus angemiesen, demnach nicht gelegentliche, sondern echte Parasiten sind, die nur aus dem thierischen Organismus stammen können. Da nun die weit überwiegende Mehrzahl aller Fälle von Tuberculose ihren Anfang in den Nespitationswegen nimmt, so stellte es Koch als wahrscheinlich hin, daß die Tuberkelbacillen gewöhnlich mit der Athemluft, an Staubpartikelchen haftend, eingeathmet werden; in die Luft aber gemthen sie durch das Sputum der Schwindsüchtigen. Mit bacillenhaltigem Sputum geimpfte Thiere werden ebenso sicher tuberculös, wie nach der Impfung mit anderem tuberculösem Material, sogar wenn das Sputum wochenlang aufbewahrt und getrocknet war.

Sonnt war zun« erstmal der volle Beweis für die parasitäre Natur einer menschlichen Infektionskrankheit, und zwar der wichtigsten von allen, geliefert, wie dieser Beweis bisher nur für den Milzbrand — ebenfalls durch Koch — erbracht war. Der Beweis war erbracht in einer Form, die keinen Einwand zuließ. In jener berühmten Publication aus dem Jahre 1882 zeigt sich die ganze einwandfreie Logik, die Koch als Forscher eigen ist, in ihren, glänzendsten Lichte. Satz für Satz, in lückenloser Schärfe folgt ein Aeweismoment auf das andere, jeden möglichen

Robert Koch,
Einwand, den die Kritik erheben könnte, von vornherein abschneidend, alle Kriterien bietend, welche, wie Ferdinand Cohn von Kochs erster Mittheilung rühmt, seine Arbeiten so vortheilhaft von denen der meisten Forscher unterscheiden. „Nicht eher tritt er mit seinen Arbeiten an die Oeffentlichkeit, als bis sie auf den letzten Feilstrich vollendet sind. Andere Forscher fahren Bausteine auf zum Fortbau der Wissenschaft, oder sie zeichnen einen neuen Entwurf, oder sie setzen einen neuen Flügel an, oder ein neues Stockwerk, ein neues Dach auf, aber sie stellen nur den Rohbau fertig und überlassen es anderen, den Bau zu vollenden und wohnlich zu machen. Die wissenschaftlichen Gebäude, die Koch aufgeführt hat, giebt er nicht eher aus feinen Händen, als bis er sie im ganzen und im einzelnen, fix und fertig zur Benutzung der anderen, hergestellt, die dann nichts weiter zu thun haben, als in der neuen Einrichtung dieses oder jenes kleine Geräth hinzuzufügen.“ So vollendet nach Form und Inhalt waren die früheren Arbeiten Kochs, so vollendet die über die Aetiologie der Tuberculose. Wo in der Folge hier und da die Kritik sich an sie heran gewagt hat, ist der Versuch kläglich gescheitert, und was von anderen hinzugethan wurde, bezieht sich nur auf Einzelheiten, die an dem Wesen des Aufbaues nichts geändert haben.

Wir müssen, ehe wir zu dem Schlußstein gelangen, durch den Koch selbst das Gebäude gekrönt hat, abermals eine kleine Abschweifung machen, wenn mir den Entwicklungsgang der Forschungen Kochs chronologisch verfolgen wollen. Im Jahre 1882 hatte Koch seine Arbeit über die Tuberculose zum Abschluß gebracht, und schon im folgenden Jahre trat eine neue bedeutungsvolle Aufgabe an ihn heran. Es galt der Erforschung einer andern Volksseuche, der Cholera, die, nachdem sie fast zehn Jahre lang Europa ferngeblieben war, wieder einmal drohend an den Pforten des Occidentes stand und von neuem der Welt zum Bewußtsein brachte, wie sehr es noch an den Unterlagen fehlte, auf denen eine wirksame Cholera- prophylaxe sich aufbauen kann. Diesmal endlich entschlossen sich die Regierungen, nicht zu warten, bis wieder im eigenen Lande Gelegenheit gegeben sei zu derartigen Untersuchungen, sondern durch Entsendung von wissenschaftlichen Expeditionen nach dem damals schwerheimgesuchten Aegypten die Aufgabe in Angriff zu nehmen. Daß für eine solche Mission deutscherseits allein Robert Koch der geeignete Mann sei, stand außer aller Discussion. Man entsandte ihn daher in dem festen Vertrauen, daß, wenn einer, er das Wesen der Cholera ergründen und damit Handhaben für ihre Bekämpfung liefern würde.

Es ist bekannt, daß Koch das in ihn gesetzte Vertrauen in glänzendster Weise gerechtfertigt hat. Als er im Jahre 1884 von seiner Reise, die sich bis Indien ausgedehnt hatte, zurückkehrte, brachte er als Frucht derselben abermals eine der ruhmreichsten Entdeckungen mit zurück, welche die Geschichte der medicinischen Wissenschaft zu verzeichnen hat. Der Empfang Nord u»d Ssd. r.VI IU7 IL

I.7H Wilhelm Rastedc in Verlin.

der ihm bei seiner Heimkehr zutheil wurde, war ein enthusiastischer, und die Begeisterung für den erfolgreichen Vorkämpfer gegen Seuche und Tod ergriff schon damals die weitesten Kreise. Das deutsche Volk ehrte den Gelehrten durch eine Nationalbelohnung, die es stets nur seinen größten Männern zuerkannt hat. Von da an bis zu der Zeit, wo er mit seiner letzten großen Entdeckung an die Öffentlichkeit trat, hat Koch seine Arbeitskraft theils dem Berufe als Lehrer, theils der stillen Forscherarbeit im Laboratorium gewidmet. Aus dem hygienischen Institut der Berliner Universität, dem er vorstand, sind eine ganze Reihe von Männern hervorgegangen, die, unter seiner Leitung herangebildet, in den Geist seiner Forschungsweise eingedrungen sind. Viele derselben wirken ihrerseits schon jetzt wieder als Lehrer an deutschen Hochschulen. Die Methoden Kochs, welche ihn zu so glänzenden Forschungsergebnissen geführt haben, sind nach und nach Gemeingut der gesamten wissenschaftlich denkenden Aertzewelt und seine Arbeit» der Ausgangspunkt weiterer Forschungen geworden.

In seiner eingangs citirten Rede auf dem zehnten internationalen medicinischen Congreß hat Koch selbst in kurzen Zügen die Bedeutung gezeichnet, welche der jungen, durch ihn inauguirten Forschungsrichtung heute innerhalb des Lehrgebäudes der wissenschaftlichen Medicin zukommt. Der Nachweis ihrer parasitären Natur ist heute in dem vollen oben charakterisirten Umfange für eine ganze Anzahl von Infektionskrankheiten geführt, so außer Milzbrand und Tuberculose für Nothlauf, Wundstarrkrampf und viele Thierkrankheiten, überhaupt für fast alle diejenigen Krankheiten, welche auf Thiere übertragbar sind. Dabei hat sich nun aber weiter ergeben, daß, wenn auch nur die beiden ersten Forderungen der Beweisführung erfüllt sind, wenn also das regelmäßige und ausschließliche Vorkommen des Parasiten nachgewiesen wurde, damit der ursächliche Zusammenhang zwischen Parasit und Krankheit vollgültig bewiesen ist. Von dieser Voraussetzung ausgehend, können wir eine Reihe von Krankheiten, bei denen es bisher noch nicht oder doch nur in unvollkommener Weise gelungen ist, Versuchsthiere zu inficiren, als parasitische ansehen. Zu diesen Krankheiten gehören Abdominaltyphus, Diphtheritis, Lepra, Recurrens, asiatische Cholera. Wir sind jetzt ferner im Stande, uns richtige Vorstellungen davon zu machen, wie die Krankheitsstoffe sich außerhalb des Körpers, im Wasser, im Boden, in der Luft verhalten. Erst jetzt können wir uns darüber zuverlässige Auskunft verschaffen, ob die Krankheitserreger ausschließlich auf den menschlichen oder thierischen Organismus angewiesen sind, oder ob sie auch außerhalb des Körpers die Bedingungen für ihre Existenz finden und nur gelegentlich als Krankheitserreger auftreten. Es sind dies Verhältnisse, welche für die prophylaktischen Maßnahmen bei manchen Krankheiten, so namentlich bei der Tuberculose von einschneidender Bedeutung sind.

Auch über das Verhalten der pathogenen«« Batterien im Innern des Körpers werden unsere Kenntnisse immer umfassender, und manche patho-

Robert Koch. 175

logischen Vorgänge, die bisher räthselhaft erscheinen mußten, werden damit dem Verständniß näher gebracht. Vor allen ist es unter den neueren Forschern Brieger, an dessen Namen sich die wichtigsten Entdeckungen auf diesem Gebiete knüpfen; er ist es, der den Chemismus der Bakterien als bedeutungsvoll für das Verständniß der Natur der durch sie verursachten Krankheiten in den Vordergrund der Forschung gestellt hat'). Denn die rein mechanische Verbreitung, sowie die Sauerstoff- und Eiweißberaubung von seiten der Bakterien genügen nicht zur Erklärung der Krankheitserscheinungen. Als lebende Wesen müssen die Bakterien das zum Aufbau ihres Leibes nothwendige Nährmaterial aus ihrer Umgebung an sich reißen und werden alsdann das Abgesetzte als Schlacke wieder ausstoßen, welches nun entweder in ihrer Nachbarschaft mit aufgestapelt, oder aber in den Kreislauf hineingeworfen wird. Unter diesen Stoffwechselproducten der Bakterien — Toxine, Ptomaine — finden sich solche, die als starke chemische Gifte auf die Lebensfunctionen wirken, und Brieger als den ersten gelang es, diese Substanzen rein darzustellen und ihre chemische Constitution zu ermitteln. Es steht heute außer Zweifel, daß diese Substanzen, bezm. die unter dem Einfluß der Bakterien in giftige Eiweißkörper — Toxalbumine[^] umgewandelten in unserem Körper vorhandenen ungiftigen Eiweißkörper es sind, welche die schweren Vergiftungssymptome Herbeiführen, die für eine Reihe der bekannten Infektionskrankheiten charakteristisch sind. So groß aber auch die Fülle von Material ist, die die bakteriologische Forschung in Bezug auf die biologischen Eigenschaften der Bakterien geliefert hat, in letzter Linie wird sich doch immer wieder die Frage an uns herandrängen, wozu denn alle die mühselige Arbeit, welche bis dahin auf die Erforschung der Bakterien verwendet wurde, genützt hat? Hier können wir zunächst die grundlegende Bedeutung in's Feld führen, welche die Bakteriologie für die Bestimmung der Wirkungsfähigkeit der Desinfektionsmittel gehabt hat. Zu den praktischen Erfolgen derselben ist ferner die Verwendung der bakteriologischen Methoden für die Controlle der Wasserversorgung zu rechnen. In« Zusammenhang hiermit stehen die Ausschlüsse, welche die bakteriologische Untersuchung über die siltrirenden Eigenschaften des Bodens geliefert hat, und die wichtigen Folgerungen, welche sich daraus für die Verwerthung des Grundwassers zur Wasserversorgung und für die richtige Construction der Brunnen ergeben. In gleicher Weise wie für das Wasser, wird dieselbe auch zur Controlle der Milch, namentlich soweit sie zur Ernährung der Kinder bestimmt ist, sowie zur Untersuchung anderer Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenstände, welche infectionsverdächtig sind, zu benutzen sein. Die Untersuchung der Luft in Schwemmkanälen und die Berichtigung, welche die allgemein verbreiteten ')

) Rede auf der dritten allgemeinen Sitzung der 62. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Heidelberg am 23. September 1889.

12*

Ü.76 Wilhelm Rastede in Verlin.

Anschauungen über die Schädlichkeit der Kanalluft dadurch erfahren haben, die Untersuchung der Luft in Schulzimmern, der Nachweis von vllthogeuen Bakterien im Boden u. s. w. stehen in innigem Zusammenhange mit der Praxis.

Aber alles das sind Errungenschaften, welche sich im Kampfe gegen die Batterien nur indirect verwerthen lassen. Direct wirkende, also therapeutische Mittel lvnnten wir bis vor kurzem jenen indirecten kaum an die Seite stellen, und das war doch in letzter Linie das heiß ersehnte Ziel, auf welches alle die mühsamen Untersuchungen der Forscher hinarbeiteten. Man erhoffte von der Begründung des Wesens der Krankheiten Fingerzeige für ihre wirksame therapeutische Bekämpfung.

Wie stand es nun in dieser Beziehung im besonderen mit der Tuberculose? Wir wollen nicht einmal von der Zeit reden, aus der die folgenden Worte stammen, die Zeugniß geben von der tiefen Resignation, mit welcher die besten Aerzte jener Tage der unheilvollen Krankheit gegenüberstanden: „Nicht ohne eine tiefe innere Bewegung“, sagt Clark*) im Jahre 1836, „kann der Arzt bei der Geschichte einer Krankheit verweilen, welche, soweit unsere Blicke in die Ferne der Vergangenheit zurückreichen, mit gleicher, vielleicht mit zunehmender Kraft das Menfchengeschlecht zehntel.

Von dem frühesten Kindesalter unserer Wissenschaft bis zu der Periode besonnener Manneskraft, in welcher sie jetzt zu stehen sich rühmt, hat sie mit immer gleich ungekrönter Anstrengung, mit denselben erfolglosen Mühen gegen die schleichende Seuche gekämpft. Welche Anstrengungen und Nachtwachen, welche Talente und welche Geistesschärfe werden seit zwei Jahrtausenden gegen eine Krankheit verschwendet, die immer wieder mit demselben blassen Trotz ihre Opfer an sich riß; welche stolzen Hoffnungen und glänzendeil Täuschungen erregten die Gemüther von Meistern und Schülern, und was ist — die Hand aufs Herz — der Ausgang aller diefer Bestrebungen, das nackte Ergebnis; aller dieser Vorspiegelungen?“ Wir brauchen in der That nicht so weit zurückzugehen, um auf Anschauungen zu stoßen, die dieser Resignation wie ein Ei dem anderen gleichen. Zu einer Zeit, wo schon die ätiologische Forschung ihren vollen Lichtschein auf das bisher so dunkle Gebiet geworfen hatte, steht der Arzt noch auf den, Standpunkt, daß für gewöhnlich die sichere Diagnose der Phthise als gleichbedeutend mit sicherer letaler Prognose anzusehen sei. Was für eine Bedeutung das für die menschliche Gesellschaft hat, erhellt ohne weiteres aus der Betrachtung, daß keine andere Krankheit auch nur annähernd dieselbe Verbreitung hat, wie die Tuberculose. Alle Verheerungen, die selbst eine Seuche wie die Cholera in gewissen Zeiträumen auf ihren Wanderzügen anrichtet, sind verschwindend gegenüber der unablässige»

*) Citiit bei Piedöhl, Die Geschichte der Tubeiculose. Hamburg und Leipzig 1888.

Robert Koch.

Miniarbeit, wie sie die Schwindsucht Jahr aus Jahr ein verrichtet, so daß ein Siebentel aller Todesfälle auf ihre Rechnung kommt, d. h. es sterben alljährlich in Deutschland allein 10000 Menschen an dieser einen furchtbaren Krankheit. Aber diese ihre hervorragende Stellung unter den Todesursachen ist noch lange nicht der volle Ausdruck für ihre volkswirtschaftliche Bedeutung. Stirbt jemand an einer der übrigen Infektionskrankheiten, wie Nervenfieber, Lungenentzündung und anderen, so wird er in der Regel nach kurzem Krankenlager hingerafft; sein Leben, seine Arbeitskraft, die auf seine Erziehung und Ausbildung verwandten Mittel sind für seine Familie und das Gemeinwohl verloren. Anders aber liegt es meist bei der Tuberculose. Ein Schwindsüchtiger siecht langsam dahin; ganz allmählich wird seine Arbeitskraft vermindert, der Erwerb bleibt hinter den Verbräuche zurück, Ersparnisse werden aufgezehrt, endlich erliegt er nach monate-, selbst jahrelangem Siechthum, in welchem er von seiner Familie, von der Gemeinde erhalten werden muß. Rein volkswirtschaftlich gerechnet ist daher durch einen Fall von Tuberculose dem Gemeinwohl ein weit höherer materieller Verlust zugefügt, als durch jeden rasch verlaufenden Krankheitsfall.

Es gab eine Zeit, unmittelbar nachdem Koch seine denkwürdigen Untersuchungen über den Tuberkelbacillus kundgegeben und gleichzeitig volles Licht über die Lebensbedingungen des Erregers der Tuberculose verbreitet hatte, da glaubte man, nunmehr gewonnenes Spiel zu haben. Was erschien einfacher, so folgerte man, als nunmehr den: Bacillus in einen der zahlreichen Mittel direct zu Leibe zu gehen, von denen festgestellt werden konnte, daß sie den Bacillus vernichteten. In verzeihlichem Ueber-eifer ging man sofort daran, den erkrankten Menschen mit allerlei desin-sicirenden, d. h. bacillentödtenden Mitteln zu behandeln, sei es, daß man ihn dieselben in verflüchtigter oder verstäubter Form einathmen ließ, sei es daß man sie direct in das Lungengewebe einspritzte. Man übersah dabei, daß der Bacillus ein organisches Wesen von ganz analoger Constitution ist, wie die Zelle, aus der sich der menschliche Organismus aufbaut. Wählte man also hinreichend starke Mittel, um den Bacillus zu tödten, so vernichtete man damit gleichzeitig das Gewebe, innerhalb dessen er seinen Sitz hatte, versuchte man das Gewebe zu schonen, so war die Voraussetzung nicht erfüllt, von der die Heilversuche ausgingen. Sehr bald mußte daher eine Periode der Enttäuschung auf den anfänglichen Enthusiasmus folgen, mit dem man an diese Versuche herangetreten war.

Aber der Stein war einmal ins Rollen gekommen. Hatte man sich vor Koch daran gewöhnt, die Schwindsucht als den Ausdruck des allgemeinen socialen Elends anzusehen, dem man mit einer gewissen Resignation gegenüberstand, so waren nun mit der Erkenntniß der wahren Ursache der Krankheit andere Angriffspunkte für ein planmäßiges Vorgehen gewonnen. Man mußte aus gelegentlichen Sectionsbefunden, daß sogar spontan ein

I.78 Wilhelm Rastede in Verlin.

Stillstand des Krankheitsprocesses eintreten kann. ^ xnorl war also die Möglichkeit der Heilung der Schwindsucht nicht ausgeschlossen. Wenn es dem Organismus unter gewissen günstigen Verhältnissen gelang, den Kampf mit dem eingedrungenen Parasiten erfolgreich zu bestehen, so durfte man an der Möglichkeit nicht verzweifeln, daß es auch gelingen werde, ihn in diesem Selbstheilungsbestreben zu unterstützen. Man ging dabei von dem richtigen Gesichtspunkte aus, daß hierfür der vorläufig allein erfolgverheißende Weg sei, den Kranken in die möglichst günstigen hygienisch-diätetischen Verhältnisse zu versetzen. Daß dieses Vorgehen von Erfolg gekrönt gewesen ist, ist bekannt. Die Heilresultate vor allem der geschlossenen Schwindsuchtskuranstalten, die diesen Weg bis in seine äußersten Consequenzen verfolgten, sind so häufig besprochen, daß wir nur darauf hinzuweisen brauchen. In die allerneueste Zeit vor der Koch'schen Entdeckung fallen dann noch die Bestrebungen, diese Heilerfolge weiteren Kreifen zugänglich zu machen, als der kleinen Zahl der Wohlhabenden, für die sie bis dahin nur erreichbar waren. Es handelt sich um die ebenfalls vielbesprochene Agitation zu Gunsten von Volkssanatorien für Lungenkranke. Aber noch nach einer anderen Richtung hin ist die Koch'sche Entdeckung des Tuberkelbacillus für die Bekämpfung der Schwindsucht von hervorragender Bedeutung geworden. Auch für die Prophylaxe der Krankheit hat sie die Handhaben geboten, deren es bis dahin, weil die eigentliche Urfache der Infection unaufgeklärt war, ermangelte. Wir wissen bereits, daß Koch selbst in seiner ersten Publication das menschliche Sputum als den gefährlichsten Infectionsträger bezeichnet hat, und Lornet hat alsdann, auf dieser Thatsache fußend, die Wege gezeigt, auf denen sich unsere Bestrebungen zu bewegen haben, um die Ansteckungsgefahr nach Möglichkeit zu beseitigen. Auch diese, der allerneuesten Zeit angehörigen Arbeiten sind zu bekannt, als daß wir auf Einzelheiten einzugehen brauchen. Es kam uns nur darauf an, zu zeigen, wie sich auf dem von Koch gelegten Fundament ein Baustein nach dem andern zusammenfügt, um den Bau zum Abschluß zu bringen. Aber es fehlte ihm immer noch die Krönung, denn das Endziel der Therapie ist stets darauf gerichtet gewesen und muß darauf gerichtet sein, specisische Mittel zu gewinnen, die das Uebel an der Wurzel erfassen, die krankmachende Urfache im Organismus bekämpfen. Wo immer wir bisher in der Geschichte der Medicin solchen specisischen Mitteln begegnen, da sind dieselben auf dem Wege des Empirismus gewonnen, den wir oben als den rohesten, am wenigsten der wissenschaftlichen Anschauung unseres naturwissenschaftlichen Zeitalters entsprechenden gekennzeichnet haben. Koch hat, darin besteht kein Zweifel, diesen Weg verlassen. Er ist zu einem specisischen Mittel gegen die Tuberculose auf rein wissenschaftlichem Wege gelangt. Von den Lebensbedingungen der kleinsten pflanzlichen Parasiten, deren Bekämpfung es galt, ausgehend, hat er — diesen Entwicklungsgang deuten uns seine eigenen

Robert Koch.

189

Aeußerungen an — durch fast ein Jahrzehnt hindurch unermüdlich fortgesetzte Experimente endlich das Mittel aufgefunden, das die Forderungen erfüllte, die an ein spezifisches Mittel gegen eine Infektionskrankheit gestellt werden müssen: es wirkt unfehlbar auf den tuberculösen Proceß, und zwar ausschließlich auf diesen, das gesunde Gewebe bleibt durch dasselbe unbeeinflusst. Welches die Natur dieses außerordentlichen Mittels ist, hat uns Koch nicht gesagt. Man hat mit einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit ausgesprochen*), es möge sich gerade um diejenigen Stoffe handeln, mittels deren der Tuberkelbacillus die krankhaften Reizungszustände der Gewebszellen hervorbringt, weil es naheliegt, zu vermuthen, daß gerade durch den gleichen Reiz, wenn er im verstärkten Maaße zugeführt wird, am ehesten jene intensiven entzündlichen Veränderungen eingeleitet werden, die zur Heilung führen./ Es würde sich also danach um jene von Brieger dargestellten eimeißartigen Substanzen handeln, die durch den Stoffwechsel der Bacterien in giftige Stoffe umgesetzt sind. Doch das ist vorläufig nur eine Vermuthung, und so lange über das Mittel nicht näheres bekanntgegeben wird, können wir uns nur an die bekannten Wirkungen desselben halten, über die Koch in seiner berühmten Veröffentlichung Mittheilung macht, und die seitdem an einem großen Krankenmaterial geprüft sind. Koch selbst hebt als die wichtigste Eigenschaft des Mittels seine spezifische Wirkung auf tuberculöse Processe, welcher Art sie auch fein mögen, hervor. Die Reaction auf dasselbe tritt mit solcher Sicherheit ein, daß es fast als unfehlbares diagnostisches Hülfsmittel betrachtet werden kann in allen Fällen, in denen es zweifelhaft ist, ob ein tuberculöser Proceß vorliegt, oder nicht. Sehr viel wichtiger aber, als die Bedeutung, welche das Mittel für diagnostische Zwecke hat, ist seine Heilwirkung. Das Mittel tödtet, wie Koch ausdrücklich betont, nicht die Tuberkelbacillen, sondern nur das lebende tuberculöse Gewebe. Gelingt es, dieses abgestorbene Gewebe, in welchem noch lebensfähige Bacillen vorhanden sind, zu entfernen, sei es durch chirurgische Nachhülfe, sei es daß der Organismus diese Aussonderung selbst verrichtet, so wird der Krankheitsproceß zum Stillstand kommen. Somit ist ohne weiteres gegeben, daß die Tuberculose der Haut, ferner die dem Messer des Chirurgen zugänglichen Drüsen-, Knochen- und Gelenktuberculosen den besten Angriffspunkt für die Wirkung des Mittels bieten. Beginnende Fälle von Lungenschwindsucht hält Koch ebenfalls für sicher heilbar durch das Mittel. Es ist bemerkenswerth, mit welcher nüchternen Zurückhaltung Koch sich in seiner Publication über den möglichen Heilmerth des Mittels ausspricht. Es ist das ebenso charakteristisch für alle seine Veröffentlichungen, wie die strenge Folgerichtigkeit seiner Darlegungen und die vollendete Form. Es enthält daher auch kaum eine der zahlreichen seitdem erfolgten *) Hans Buchner. München« medicinische Wochenschrift 189« No.49.

180 Wilhelm Rastede in Verlin,

Mittheilungen über die Versuche, die mit dem Mittel am Krankenbette angestellt sind, etwas, was den Behauptungen Kochs widerspräche. Freilich sind die unberechtigten Hoffnungen eines großen Theils des Laienpublicum» arg enttäuscht, unter dem sich, ehe die authentische Publication Kochs erfolgt war, eine Art Vorstellung verbreitet hatte, als ob nun ohne weiteres alles, was Schwindsucht heißt, hinweggeblasen sei. Dem, der sich von den Krankheitsvorgängen, um die es sich handelt, eine Vorstellung zu bilden vermag, mußte es von vornherein klar sein, daß solche Hoffnungen unmöglich zu erfüllen sind. Es giebt eine Grenze, bis zu welcher der Organismus überhaupt noch das Maaß von Widerstandsfähigkeit besitzt, das erforderlich ist, um die gewaltige Revolution zu überstehen, die das Mittel, dem Körper einverleibt, hervorbringt. Aber wenn das Mittel nur das erfüllt, was Koch selbst von ihm gerühmt hat, wenn es nur imstande ist, beginnende Fälle von Schwindsucht zu heilen, so ist der Segen unabsehbar, den ein solches Heilmittel der leidenden Menschheit bringen wird, seien es auch erst die kommenden Geschlechter, auf deren Häupter er sich herabseukt. Es werden schließlich die jetzt lebenden Kranken mit fortgeschrittener Tuberculose verschwinden, und nur noch beginnende Fälle in die Behandlung der Aerzte kommen. Dann aber ist der Zeitpunkt eingetreten, wo das Kochsche Mittel als ein wirkliches Heilmittel gegen die Seuche gelten wird, die heute einem so großen Theile der Menschheit zum Verderber wird. Es mag sanguinisch erscheinen, schon jetzt solche Ausblicke in die Zukunft zu wagen, aber wir wüßten von den bisherigen Erfahrungen mit dem Mittel nichts, was dagegen spräche, und die Geschichte der Heilmittellehre bietet wenigstens Analogien für einen solchen Entwicklungsgang.

Doch damit sind die Aussichten für die Zukunft noch nicht abgeschlossen. Die eingangs citirten Schlußworte der Rede Kochs auf dein zehnten internationalen Congreß, dann die Mittheilungen, welche der Minister v. Goßler dem Abgeordnetenhaus«: am 29. November gemacht hat, lassen den Schluß berechtigt erscheinen, daß es sich hier um mehr als um ein Heilmittel für eine einzige aus der Zahl der Infectionskrankheiten, daß es sich um die Auffindung eines Princips handelt, dessen weitere Verfolgung heute noch ungeahnte, aber nicht minder glänzende Entdeckungen auf den» Gebiete der Behandlung der Infectionskrankheiten in Aussicht stellt. Darauf deutet die ganze Gestaltung, welche man dem jetzt in der Einrichtung begriffenen Institut geben will, das die demnächstige Arbeitsstätte für Koch werden wird. Koch wird voraussichtlich seine Lehrthätigkeit an der Berliner Universität niederlegen, um sich für die Folge ganz dem weiteren Ausbau der Lehre zu widmen, die, von ihm begründet, seinen Forscherfleiß so außerordentliche Erfolge verdankt.

Koch steht heute in der Vollkraft des Mannesalters. Vergegenwärtigen wir uns, was dieser scharf denkende Geist in einer kurzen Spanne

Robert Koch. ^8^

Zeit, dank einer eisernen Willenskraft, die vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt, schon erreicht hat, so sind wir berechtigt, die Lösung neuer ebenso großer Aufgaben von ihm zu erwarten. Was aber weit bedeutungsvoller ist: wie er einst mit der Begründung der ätiologischen Forschungsrichtung die naturwissenschaftlichen Methoden in der Medicin in ganz neue Wege gelenkt hat, so hat er jetzt auch der Heilmittellehre im engeren Sinne die Bahnen gemiesen, auf denen sie zu bisher ungeahnten Erfolgen gelangen kann. Er ist damit der Begründer einer neuen Aera in der Medicin geworden, die voraussichtlich alles in den Schatten stellen wird, was bisher Großes und Segenbringendes ans diesem Gebiete erreicht ist. Darin gipfelt die wissenschaftliche Bedeutung Kochs. Was Koch als Mensch betrifft, so kann kein besseres Zeugniß für die allgemeine Beurteilung feiner Charaktereigenschaften ins Feld geführt werden, als daß es niemandem beigegeben ist, den leisesten Zweifel in die Zuverlässigkeit seiner Mittheilungen laut werden zu lassen. Obwohl die Art, wie Koch diesmal über seine Forschungsergebnisse berichtet hat, durchaus von demjenigen abweicht, was in der Wissenschaft Gebrauch ist, hat sein einfaches Wort hingereicht, jeden Gedanken an unlautere Motive auszuschließen, die ihn zur Geheimhaltung der Natur seines Mittels hätten bewegen können. Der Minister v. Goßler hat nur einer in weitesten Kreisen verbreiteten Ueberzeugung Ausdruck verliehen, wenn er in seiner oben citirten Rede im Abgeordnetenhaus sein Urtheil über Koch dahin zusammenfaßte: „Seine Forschungskraft und seine Wahrheitsliebe wird nur erreicht von seiner Uneigennützigkeit und seiner Liebe zur Menschheit. Unser Vaterland kann glücklich sein, einen solchen Sohn sein eigen zu nennen.“

,^

Abu Ruws,s.

Ein Vichterbild aus der Abbasidcnzeit.

von

Aug. Wünsche.

— Dresden. —

such dem Sturze der Omajjaden kam mit Abul-Abbas das Geschlecht der Abbasiden auf den Throu des Araberreiches. Es war ein ungeheures Ländergebiet, über das sie das Scepter schwangen, denn es dehnte sich im Osten bis an den Orus und Indus und im Westen bis an den atlantischen Ocean aus. In uerhältnißmäßig kurzer Zeit hatte das Feuerschwert des Islam das Reich gegründet. Die Abbasiden haben bei den arabischen Geschichtschreibern einen guten Klang und sind noH heute sprichwörtlich im Volksmunde, ganz besonders gilt das von Dreien derselben, von Harun al-Raschid, al-Amin und al-Mamun. Wer erinnerte sich nicht aus der Geschichte der Gesandtschaft mit den seltsamen Geschenken, durch die Harun al-Raschid den Flankenbeherrscher Karl den Großen auszeichnete? Wem schwebten ferner nicht die die Phantasie mächtig anregenden Märchen von Taufend und eine Nacht vor der Seele, deren Grundstock sicher unter den genannten Herrschern aus Persien nach Arabien verpflanzt wurde? Die neuere auf sorgfältigem Quellenstudium beruhende Geschichtsforschung freilich hat die erwähnten drei Chalifen ebenso wie ihre Vorgänger und Nachfolger als blutdürstige und grausame Tyrannen hingestellt. Und in der That, es beseelte sie zuweilen eine neronische Mordlust, der Hunderte von Menschen unschuldig zum Opfer sielen. Es waren nervös überreizte Naturen, deren Gefühl durch die alltäglich vor ihren Augen sich vollziehenden Hinrich-

tungen abgestumpft war. Ihr Denken und Sinnen war vorzugsweise nur auf die Freuden des Harems und die Genüsse des Gaumens gerichtet. Gegen ihre Ausschweifungen und Schlemmereien steht das schwelgerische Genußleben der römischen Cäsaren und der französischen Könige Ludwig XIV. und A V. «och weit zurück. Doch Glanz und Pracht bethört ja stets die große Menge, was Wunder, wenn die arabischen Chronisten die Zeit der Herrschaft dieser Chalifen als das goldene Zeitalter preisen, wenn sie nicht genug von ihrer seltenen Großmuth und hochherzigen Freigebigkeit erzählen können. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß Kunst und Wissenschaft unter ihrer Regierung zu einer Blüthe gelangten, wie nie zuvor und nie nachher wieder. Bagdad, das sich unter Mansur, Mahdi und Hadi zu einer staunenswürdigen Größe emporgeschwungen und ein Mittelpunkt des Welthandels und Völkerverkehrs geworden war, gehörte nebst Bassora mit zu den Sammelplätzen der Musiker, Dichter und Gelehrten aller Art. In den herrlichen Moscheen und prächtigen Akademien (Medresses) docirten Koranausleger und Ueberlieferer, Rechtsgelehrte und Philosophen, Grammatiker und Rhetoren, Mathematiker und Astronomen. Hunderte von Lernbegierigen in den verschiedensten Alterstufen saßen im Halkbreis um die weisen Meister und hörten aufmerksam ihren Lehrvorträgen zu; denn ein junger Mann konnte nur dann zu einer angesehenen Stellung gelangen, wenn er eine berühmte Akademie besucht und daselbst die hervorragendsten Lehrer gehört hatte, ebenso stand nur derjenige Lehrer in großem Ansehen und wurde von den Studirenden aufgesucht, der selbst wieder berühmte Lehrer gehört hatte und auf ihre Autorität sich berufen konnte. Auf der Bibliothek, welche den Namen Haus der Weisheit führte und sehr gut organisirt war, arbeiteten Historiker und Grammatiker, schrieben ab und ercerpirten. Auch Stegreifdichter fanden sich nicht selten zusammen und veranstalteten Wettkämpfe, um sich in ihrer Kunst zu messen. Ganz besonders drängten sich die Schöngeister nach dem Hofe und die bedeutendsten wurden freundlich aufgenommen und fürstlich belohnt. Eine kleine Kaside, ja oft ein einziges Distichon oder ein paar trugen dem Dichter, wenn der Chalif gut gelaunt mar, oder er sich in seiner Eitelkeit geschmeichelt fühlte, manchmal zehntausend Dirhem und mehr ein. Dasselbe widerfuhr großen Tonkünstlern und beliebten Sängern. Für eine gefällige neue Melodie oder den guten Vortrag einer solchen wurde zuweilen das ganze Schatzhaus geleert. In dem an den Ufern des Tigris gelegenen und feenhaft eingerichteten Chalifenpalaste Chold ging es sehr rauschend zu. Bald wurden schwelgerische Gelage, bald großartige Concerte mit und ohne Tanz veranstaltet. Die aus dem Haussclavenperfonal zusammengesetzte Kapelle zählte weit über tausend Mitglieder und wurde von den Hofkapellmeistern, unter denen namentlich Jbn Dhsami und Ibrahim von Mosul als besonders hervorragend genannt werden, dirigirt.

Aug, wünsche i» Dresden,

Zu diesem raschen Aufblühen von Kunst und Wissenschaft wirkten freilich verschiedene äußere Ursachen mit. Persien war schon durch Omar I. und ein großer Theil des byzantinischen Reiches durch die Omajjaden unterworfen worden, die Bewohner waren im Laufe der Zeit zum Islam übergetreten. Da sie auf einer weit höheren Culturstufe als ihre Unterjocher standen, wurden sie ein bildendes Ferment für diese. Namentlich wirkten die Perser mit ihren noch in guter Erinnerung stehenden alten Glaubensanschauungen auf viele arabische Denker befruchtend, die letzteren trugen dieselben dann auf die starre Dogmatik des Islam über und führten so einen mächtigen Gährungsproceß herbei. Es bildeten sich viele Secten, die sich auf Tod und Leben bekämpften. Die Streitpunkte, um die es sich drehte, waren meist Fragen sehr abstracter Natur, z. B. ob der Koran unerschaffen oder erschaffen worden, d. h. ob er von Ewigkeit dagewesen oder erst in der Zeit entstanden sei. Man wird dabei unwillkürlich an die Lehrstreitigkeiten der christlichen Kirche des Morgenlandes im 4. Jahrhundert erinnert. Zur Durchführung dieses Kampfes aber bedurfte man der von den Griechen entlehnten Philosophie. Aus Persien verpflanzte sich auch die Musik und die Märchenerzählung nach Arabien. So sehr auch der Prophet seine Glaubensgenossen gegen das Eindringen der sabelhaften Erzählungen Iraks gewarnt hatte, sie fanden doch Eingang und freundliche Pflege, die Zeit war eine andere geworden. Schon das (Mab al) Fihrist nennt gegen 250 Märchenwerke mit Namen, von denen drei, die Uebersetzung der indischen Avologen Bidpai's unter dem Namen.- Kalila wa Dimna, die Märchen von Tausend und Eine Nacht und die Reiseabenteuer Sindbad's oder das Buch der sieben weisen Meister einen Weltruf erlangt haben und in die Sprachen aller gebildeten Nationen übertragen worden sind. Den Byzantinern verdankten die Araber vorzugsweise die Bekanntschaft mit der platonischen und aristotelischen Philosophie, mit der Astronomie, der Mathematik und Arzneiwissenschaft. Mit großer Begierde wurden auch diese Bildungselemente aufgenommen. Unter Mamun feierten Philosophie, Mathematik und Astronomie ihre größten Triumphe. Es wird erzählt, daß diesem Chalifen Aristoteles im Traume erschienen und ihm auf seine Frage, worin die Schönheit liege, die Antwort gegeben habe, daß dieselbe weder in der Vernunft, noch im Gesetze zu suchen sei. Durch diesen Bescheid angeregt, soll der Chalif eine Gesandtschaft an den byzantinischen Kaiser Nicephoros mit dem Auftrage geschickt haben, er möge ihm Abschriften von allen griechischen Werken senden. Hier liegt aber wahrscheinlich ein kleiner Anachronismus vor. Da die Insel Cyvern schon unter Harun geplündert wurde, in Folge deren den Kaiser Nicephoros eine Gesandtschaft mit Lasten und Tribut an den Chalifen zu Bagdad abschickte, so hat man sicher unter jener Gesandtschaft diese sich vorzustellen. Die Schätze der griechischen Handschriften sind mithin schon unter Harun nach der Chalisenresidenz

geschleppt und in der Bibliothek daselbst niedergelegt worden, und Mamun hat nur ihre Übersetzung ins Arabische veranlaßt. Von allen diesen Bestrebungen traten bald die schönsten Früchte zu Tage.

Durch das furchtbar gehandhabte Ervressungsnstem allmächtiger Statthalter in den Provinzen flössen ungeheure Schätze den großen Städten als den Hauptadern des Reiches zu, die Bewohner gelangten zu Reichthum und Ueberfluß und konnten ein frohes und heiteres Leben führen.

Selbst dem Bolle fehlte es nicht an Vergnügungen und Belustigungen. Von Persien her hatte sich sowohl das Nauruz-, wie das Michragänfest eingebürgert, jenes wurde zur Zeit des Frühlings-, dieses zur Zeit des Herbstaequinoctiums gefeiert. An beiden Festen herrschte großer Jubel. Unter fröhlichem Geschrei mälzten sich die Volksmassen durch die Straßen, alles mit ihren Wasserschläuchen bespritzend. Wer des Weges kam, er mochte vornehm oder gering, alt oder jung sein, empfing seinen Antheil, oder er wurde mit nassen Fetzen und Matten beworfen. Die Reichen ließ man nicht eher los, bis sie sich durch ein kleines Geldgeschenk auslösten.

Nicht ininder gestalteten sich die Hochzeits- und Beschneidungsfeste in der Hofburg zu Volksfeste», man ergötzte sich an der dargebotenen Pracht und Herrlichkeit. Wenn auch der gemeine Mann keine Ehrengeschenke davontrug, so wurden doch seine A'igen und Ohren auf's Höchste befriedigt. Aehnlich verhielt es sich mit den Wettrennen des Hofes, den Hunde- und Hahnenkämpfen, den Stiergefechten und dem aus Persien stammenden Kolben- oder Maillespiel, auch sie lockten große Zuschauermassen herbei.

In diesen Zeitabschnitt, dessen Grundcharakter wir in kurzen Strichen im Vorstehenden entworfen, — es ist wohl der wichtigste in der ganzen Geschichte der Araber, — fällt das Leben des Dichters Abu Nuwüs, d. i. Vater der Locken. Er wurde schon von seinen Zunftgenossen als der größte Dichter seiner Zeit anerkannt. Alle Kunstkenner und Kunstrichter rühmen den Wohl laut seiner Sprache und den Fluß seiner Verse. Hinsichtlich der Tiefe seiner Gedanken ging sogar die Rede, daß dieselben in der Erde vergraben gewesen seien, bis er gekommen und sie wieder ausgegraben habe. Wer nach humanistischer Bildung strebte, mußte die Gedichte des Abu Nuwi's kennen. Sie stehen noch heute in großem Ansehen. Der gebildete Araber kann viele derselben auswendig und recitirt sie sofort aus dem Gedächtniß, wenn man mit ihm auf den Dichter zu sprechen kommt. Wie sehr Abu Nuwüs schon zu seiner Zeit geschätzt wurde, erhellt aus verschiedenen Aeußerungen berühmter Philologen. So verglich ihn Assnmi mit einer Nachtigall im Käsig, Obeidah mit einem über die Wissenschaft ausgespannten Leder. Ein Kunstrichter gab auf die Frage, wen er für den größten Dichter halte, ob Abu Nuw's oder Rakäschi, zur Antwort: „Ein Fluch des Abu Numäs in der Hölle hat mehr

Aug. wünsche in Dresden.

Poesie als der Lobpreis des RaWschi im Paradiese." Ueber das Leben des Dichters missen wir leider nur wenig Sicheres, fast unzählig aber sind die Anekdoten, Späße und Schwanke, die uns von ihm berichtet werden. Nach Jbn Challikan, dem Verfasser eines wichtigen biographischen Wörterbuches, war er in einem Dorfe der persischen Provinz Chuzistan um das Jahr 145 der Hedschra (d. i. um 762 der christlichen Zeitrechnung) geboren. Sein Vater hieß Häni und mar als Secretair am Steuerdiwün angestellt, seine Mutter Dscholban soll aus Persien oder Indien stammen; Hüni verliebte sich in sie, als er sie eines Tages am Ufer des Flusses Wolle waschen sah. Im Alter von acht Jahren kam Abu Nuivüs nach Bassora, wo ihn der Dichter Wulibe-Jbn-al-Hubab auf dem Markte der Aloe-Verkäufer kennen lernte. Da ihm der Knabe gefiel und große Anlagen zeigte, nahm er ihn mit nach Kufa und unterrichtete ihn in der Dichtkunst und in den andern schönen Wissenschaften. Von Kufa wandte sich Abu Numüs nach Bagdad. Hier erlangte er sehr bald einen großen Ruf als Dichter und wurde an den Hof gezogen. Viele Dichter wetteiferten hier mit ihm, wir nennen nur Abu-l-AtShijja und Abu Tammam, der Sammler der altarabischen Gedichte, die mir unter dem Namen Hamas« besitzen und die Fr. Rückert meisterhaft in's Deutsche übersetzt hat, er überragte aber alle. Er mar selbst von seiner Bedeutung als Dichter so erfüllt, daß er zu sagen pflegte: „Ich habe die Klasse der Dichter vor mir erniedrigt, und die Klasse derer nach mir erhöht, ich aber stehe einzig zwischen ihnen.“ Bei einer andern Gelegenheit äußerte er: „Wenn alle Dichter den Mund voll nähmen, fo würden sie mich doch nicht erreichen.“ Wenn Schöngelichter oder Kunstrichter zusammenkamen und über Abu Numüs sich unterhielten, so wurde bald dieses, bald jenes Gedicht von ihm als das vorzüglichste bezeichnet und dabei die Bemerkung gemacht, daß es schon genug wäre, wenn der Dichter weiter nichts als dieses geschaffen hätte.

Abu Numüs war von schöner Gesichtsbildung, er hatte eine feine Hautfarbe und war schön gewachsen. Obwohl er beredt war, litt er doch an einer gewissen Nauhheit der Kehle, die ihn selbst im Alter nicht verließ. Seinen Namen soll er seiner langen Locken wegen erhalten haben, die ihm zuweilen über die Stirn in's Gesicht sielen.

Wie beliebt der Dichter bei Hofe war, welchen Einfluß er namentlich auf Harun und Amin hatte, bezeugen verschiedene sowohl von Jbn Challikan, wie von dem Kitab al'Aghäni, einem der wichtigsten Sammelwerke der arabischen Literatur, verbürgte Erzählungen. Harun war einmal gegen die Barmekiden, ein in Bagdad lebendes sehr reiches und angesehenes Wezirgeschlecht, so aufgebracht, daß er schon den Befehl zu ihrer Hinrichtung ertheilt hatte. In demselben Augenblicke trat Abu Nuwäs bei ihm ein und hörte, was eben geschehen sei. Da die Barmekiden ihn mit Wohlthaten und Geschenken öfters ausgezeichnet hatten, so fühlte er

Abu NuwZs.

I.87

sich ihnen verpflichtet. Durch einige sofort aus dem Stegreif vorgetragene Distichen suchte er den leidenschaftlich erregten Chalifen zu beschwichtigen und es gelang ihm, der Hinrichtungsbefehl wurde zurückgenommen. Der leichtsinnige und schwelgerische Chalif Amin hatte den Dichter so in sein Herz geschlossen, daß er ihn zu feinem innigsten Freunde und Vertrauten machte. Er weilte immer in seiner Nähe, vor allem war er sein steter Zechgenosse. Wegen dieses Umganges zog sich Amin öfters die heftigsten Vorwürfe seines Bruders Mamun zu, doch umsonst, er ließ sich nicht bewegen, den Dichter zu entlassen. Was sich der Dichter diesem Chalifen gegenüber erlauben durfte, mag folgender Vorfall beweisen. Bei einem von demselben veranstalteten Bacchanal waren bereits alle Zechgenossen in Folge des Rausches fest eingeschlafen, auch den Chalifen hatte der Schlaf übermannt und er mußte weggetragen werden, nur Abu Numus blieb munter. Da er nicht allein fortgehen wollte, trat er an das Lager des Chalifen, rüttelte und schüttelte ihn und sprach: „O Fürst der Rechtgläubigen, ist es wohl billig, daß Du schläfst und ich allein trinken muß? Auf, trink' mit mir!“ „Weh Dir“, murmelte der Fürst, bist Du nicht auch ein Mensch, der des Schlafes bedarf?“ „Ja wohl“, antwortete der Dichter, „doch die Süßigkeit des Weins ersetzt mir den Genuß des Schlafes.“ Darauf sang er aus dem Stegreif:

Wer ohne ein Rauschlein nach Haus' gehen wollt',
Der lieber doch gar nicht erst anfangen sollt'.

Mein lieber Zechbruder stimmt darin mit ein.

Er reicht mir bei Tag und bei Nacht edlen Wein;
Selbst wenn er berauscht zum Schlafe sich kehrt,
So hört er doch gleich, wenn der Becher geleert;
Und hat er versäumet das Miltagsgebet,

Verrichtet er's doch am Abend noch spät.

Das Beten ist für ihn überhaupt herbes Leid,
Drum kümmert's ihn nicht, ob zum Beten es Zeit.

Mein Muhammed bist Du, mein Zechbrüderlein,

Das Leben selbst feg' ich gern für Dich ein,

„Bei Gott, Du hast Recht“, sprach Amin, „he, Schatzmeister, zahle ihm für jeden Doppelvers tausend Dirhem aus!“ „Sehr wohl“, bemerkte Abu Numus, „das ist der Ehrensold für meine Verse; wo ist aber der Lohn dafür, daß ich Dir, o Fürst, im Trinken Gesellschaft leiste?“ „Nun, was verlangst Du? „Gleichen Sold wie für die Verse.“ „Und was willst Du damit machen?“ „Ich will mich damit in der guten Lebensweise, von der ich einige Zeit gelassen habe, einnisten, ich will trinken und guter Dinge sein.“ „Wohlan denn, Schatzmeister,“ versetzte der Chalif. „gieb ihm, was er verlangt, es gedeiht einmal nichts bei ihm.“ Doch trotz der hohen Gunst, deren sich Abu Numus beim Chalifen erfreute, kam es doch mehrmals vor, daß er eingekerkert und mit dem Leben bedroht wurde. Einmal war er so in Ungnade gefallen, daß schon

Aug. wünsche in Dresden,
 die Blutmatte zur Hinrichtung vor ihm ausgebreitet lag, da ergriff ihn
 aber die Begeisterung und er rühmte den Fürsten so ergreifend, daß er
 sich sofort mit ihm wieder versöhnte und den Henker fortschickte.
 Besonders hatten es die strengen Gesetzgelehrten der rechtgläubigen
 Secten auf den Dichter abgesehen. Sie nahmen nicht nur Anstoß an
 seinem ausschweifenden Leben und an seinem Umgange mit Trinkern,
 Wirthen und lüderlichen Gesellen, sondern auch an seinen alle Dogmen
 des Korans verspottenden Versen. Sie klagten ihn deshalb beim Chalifen
 an und er mußte sich vor ihnen in seiner Gegenwart rechtfertigen. Er
 verstand dies aber so gut, daß er stets als Sieger hervorging. Den als
 Blasphemie ihm vorgehaltenen Stellen schnell einen andern Sinn unter-
 legend, zeigte er, daß in ihnen nichts Anstößiges enthalten sei, sondern
 alles wohl mit den orthodoxen Glaubenslehren zusammenstimme. Die
 Ankläger erschienen als Dummköpfe in den Augen des Chalifen und traten
 beschämt den Rückzug an, sie hatten Ernst und Scherz nicht von einander
 zu unterscheiden verstanden. >

Eine der schönsten Episoden im Leben unseres Dichters ist das Liebes-
 verhältniß zu Dschinan, einer ebenso schönen wie geistreichen Sclavin eines
 berühmten und angesehenen Traditionsgelehrten der Zeit. An sie richtete
 er die glühendsten Minnelieder und verfolgte sie auf Schritt und Tritt.
 Er liebte das Mädchen so sterblich, daß er sie sogar auf einer Pilgerfahrt
 nach Mekka begleitete, um in ihrer Nähe zu sein. Als sie sich niederließ,
 um in der Kaaba, der heiligen Moschee der Stadt, den schwarzen Stein
 zu küssen, kniete er ebenfalls nieder und küßte ihn mit; dabei aber schmiegte
 er sich so an sie, daß seine Wange die ihrige berührte. Der Dichter
 schilderte diese Scene selbst in dem lieblichen Gedichtchen:

Am schwarzen Stein der Kaaba einst sich niederließen
 Zwei Liebende, zu decken ihn mit ihren Küssen,
 Sie thun es frei und ohne die Gefahr der Sünde,
 Es ist, als ob Versprechen sie am Ort verbinde.
 Wenn sie die Menschen dort nicht von einander trieben,
 So würden sie nicht Anstand nehmen, sich zu lieben.
 Nicht viel Hütt' es bedurft, war' dort begangen worden,
 Wovor sich Fromme scheuen an so heil'gen Orlen,
 Ein sprechendes Zeugniß von der leichtfertigen Lebensanschauung,
 sowie der ganzen nur auf sinnlichen Liebesgenuß zielenden Denkweise de»
 Dichters ist die Inschrift, die über der Thür seines Hauses angebracht
 mar. Sie lautet:

„Wer dieses Haus betritt, sei sorgenlos.
 Nur Küsse muh er dulden und GekoS.
 Sic sprach: Ich komme dieses Umstands wegen.
 Nun denn, so tritt herein mit Glück und Segen.“

Abu Nuwäs.

Ebenso deuten die Worte, die auf seinem Siegelringe eingravirt gewesen sein sollen, auf eine sehr laie Gesinnung:

„Zwar groß, fürwahr, ist meiner Sünden Schuld?

Doch größer noch, o Gott, ist Deine Huld.“

Leider mar Abu NurBs dem damals üblichen Laster der Knabenliebe leidenschaftlich ergeben, ein schön gewachsener Knabe ging ihm über Alles.

In einer Gesellschaft äußerte er einmal, daß er sich einen Genuß wünsche, der weder im Paradiese noch auf der Erde sich finde. Als man ihm einhielt, daß doch ein jeder nach dem Worte des Propheten im Paradiese finden werde, was er sich wünsche, entgegnete er: „Das, was ich mir wünsche, findet sich weder im Paradiese noch auf der Erde.“ Auf die Frage, was denn das sei, gab er zur Antwort: „Ein wohlgebildeter Knabe.“

Mit den Dichtern seiner Zeit lebte Abu NunM in einem beständigen Satirenkampfe, selbst seine Lehrer entgingen den scharfen Pfeilen seiner Zunge nicht. So fertigte er einmal den Dichter Abu-I-Ati'ihijja ab, als er ihn fragte, wie viele Distichen er täglich mache. „Ein Distichon, oder ein Paar,“ war die Antwort. „Da übertreffe ich Dich, versetzte jener, denn ich mache an jedem Tage ein ganzes Hundert und zuweilen noch mehr.“ „Sie sind auch darnach,“ siel dieser spöttisch ein, „wollte Gott, ich sähe dich nicht mehr!“ Ein andermal beschwerten sich mehrere junge Dichter vor ihm, daß er die Erzeugnisse ihrer Muse vor aller Welt herabsetze und sie um ihr Ansehen und ihren Ruhm bringe. Diese wies er so sarkastisch ab, daß sie lautlos sich entfernten und ein gewisser Attabi zu den anderen sprach: „Sagte ich es euch nicht, daß er ein größerer Dichter ist als wir.“

Bei einer Preisvertheilung an die Dichter, die das Lob der Barmekiden gesungen, erhielt Abu Num^s nur einen sehr leicht wiegenden Siegelring mit den Worten: „Jedem Dichter nach seinem Berdienst, Du hast nichts Besseres verdient.“ In dem Bewußtsein, daß er aus Neid und Scheelsucht ungerecht behandelt worden sei, machte er sofort auf den Preisvertheiler eine Satire, die denselben sehr ärgerte. Um den erzürnten Spötter zu versöhnen, sandte er ihm ein Geschenk von tausend Dirheni und fügte die Bitte hinzu, er möge die Satire gegen ihn zurückziehen. Dieser ließ ihm aber sagen, er werde sie nicht zurückziehen, selbst wenn er ihm hunderttausend Dirhem zum Geschenk mache.

Abu NunM konnte nur dichten, wenn er heiter und wohlgelaunt war und sich in einem schönen Garten befand. Hatte er ein Gedicht begonnen, so legte er es weg und sah es viele Tage nicht mehr an dann sing er an zu ändern und zu bessern und ruhte nicht eher, als bis es nach Inhalt und Form vollendet war.

Um das Jahr 199 der Hedschra (815) starb unser Dichter, kaum sechzig Jahre alt; es war derselbe Tag, an dem der berühmte Theosoph la Karchi das Zeitliche segnete. Während t>ie Leiche dieses Mannes Rord und EKd IIZ

19[^] Aug, wünsche in Dresden.

dreihundert Menschen begleiteten, folgte der des Dichters Niemand; ebenso fand sich keiner, der das übliche Leichengebet über sie sprechen wollte. Da erhob ein Mann aus der Menge seine Stimme und sprach: „War denn Abu Numus nicht auch ein Muslim wie wir, warum will Niemand über seiner Bahre das Leichengebet vollziehen?“ Diese Worte machten einen solchen Eindruck auf die Begleiter der Leiche des Theosophen, daß sie sofort sich um den Sarg des Dichters scharten und insgesamt das übliche Todtengebet über ihn sprachen. Auf seinem Leichensteine sollte nach des Dichters Wunsch die von ihm selbst verfaßte Inschrift stehen:

„Gs predigen die Gräber stumm,
Die Zeiten gehen schweigend um,
Du, dem geworden Wunsch und Erbe,
Leb', wie es Dir beliebt, dann sterbe.“

Dies sind in Kürze die wichtigsten Thatsachen, die in der Lebensgeschichte des Abu Numns hervorgehoben zu werden verdienen. Wir wenden uns nun den Gedichten zu. Dieselben wurden zuerst von Snli gesammelt. Da aber keine Handschrift aufzufinden war, so glaubte man lange Zeit, der Diwan sei verloren gegangen. Wir besitzen jetzt zwei Ausgaben, denen die Sammlung Sülis zu Grunde liegt, die eine hat Prof. Ahlwardt veranstaltet, sie ist aber stecken geblieben und daher unvollständig, die andere rührt von Adawi und Malathijali, zwei arabischen Gelehrten, her. Letztere ist in Kairo in ziemlich schlechter Neschischrift gedruckt und umfaßt 279 Seiten in Kleinquart zu je 23 Zeilen. Die dem Buche beigegebene Vorrede haben die Herausgeber dem Ibn Challilan entnommen. Deutsch ist ein Theil des Diwan zum erstenmale von A. v. Kremer nach einer in seinem Besitze befindlichen Handschrift im I. 1855 erschienen. Die Gedichte sind in verschiedene Gruppen gegliedert, für unfern Zweck unterfcheiden wir nur Weinlieder, Jagdlieder, Lobgedichte, Spottgedichte, Minnelieder, religiöse Gedichte und Klagelieder. So geschätzt die Gedichte des Abu Nuw-Is auch bei den Zeitgenossen waren und bei den heutigen Arabern noch sind, so fließend auch der Versbau, so wohlklingend die Sprache ist, mit denen der alten Dichter halten sie keinen Vergleich aus. Es fehlt ihnen die schlichte Einfachheit und Würde, die lebendige Schilderung der Natureindrücke, die Kühnheit der Bilder. Die Zeit hatte mächtig umgestaltend auf das Volt gewirkt. Es war aus dem Zustande des Wüstenlebens herausgetreten und hatte sich in großen Städten niedergelassen. An Stelle der Lust am Kriege, der Pflege der Gastfreundschaft und der Hochschätzung des Weibes waren in Folge der politischen und religiösen Centralisation Behaglichkeit und Ruhe, heitere Lebenslust und starke Sinnlichkeit getreten. Die Receptivität war in die Reflexion übergegangen. Zunächst die Weinlieder. Dieselben werden schon von den Zeitgenossen als die besten Erzeugnisse des Dichters gepriesen. Die Kritiker

Abu NuwKs.

geriethen oft miteinander in Streit über den schönsten Vers in diesen Gedichten, nach dem einen gebührte diesem, nach dem andern jenem die Palme. Wir werden in diesen Gedichten meist mitten in ein wildes Zechgelage versetzt. Manchmal ziehen die lustigen Gesellen schon mit Anbruch des Morgens hinaus zur Weinbude eines Christen oder Juden und lagern sich bei Gesang und Saitenspiel auf den grünen Matten unter wohl-duftenden Bäumen. Ein reizendes Schenkmädchen holt den feurigen Rebensaft aus einem Fasse, über den: die Spinnen ihr Netz gezogen haben, und füllt ihn aus geschmackvoll gearbeiteten Kannen mit langge-ichmeiften Hälsen in die hellfunkelnden Krystallbecher. Alt muß der Wein sein,

„Eines Fasses zehnjähriges Töchterlein, gar füz und rein.

Das in dunkler Nacht selbst ausströmt seinen hellen Feuerschein.“

Die Zecher fragen nicht nach Zeit und Stunde; selbst der Aufruf zum Gebet vom Minaret durch den Muazzin geht ungehört an ihnen vorüber.

Ihre Wangen werden immer röther, man merkt, daß der Wein feine Wirkung thut. Erst wenn die Sonne sich zum Untergange neigt, erheben sich die Gesellen und wandern schwankenden Schrittes der Heimat zu.

Gewöhnlich aber findet sich erst gegen Abend und noch später die Gesellschaft zusammen. Hat der Wirth seine Bude etwa schon geschlossen und ruht auf seiner Lagerstätte, so pocht man an die Thür, ruft und schreit,

und es hilft ihm nichts, er muß aufstehen, die Lampe anzünden und Wein herbeischaffen. Die Gäste verbringen dann die ganze Nacht, bis die Sterne untergehen und des Hahnes Krähen bereits den ermachenden Morgen verkündet, in der Trinkbude. Nur bisweilen geht durch die

Weinlieder auch ein elegischer Zug. Der Zecher sieht in die monderhellte Nacht hinaus und gedenkt der früher bei ihm weilenden Genossen; sie sind nicht mehr, des Todes eisige Hand hat sie dahingerafft. Aber an-

statt dieses Gefühl ausklingen zu lassen, läßt der Dichter den Zecher flugs wieder zum Becher greifen und Trost und Erheiterung trinken.

So sind die Weinlieder echte Spiegelbilder der Zeit. Sie zeigen uns die Schmelgerei und Genußsucht der Reichen und Vornehmen in den Großstädten des Araberreiches unter den abbasidischen Chalifen.

Ganz anders geartet sind die Jagdlieder. Sie ergehen sich in Schilderungen sowohl der Thiers, auf die Jagd gemacht wird, sowie der, die den Jäger bei seinem Waidmerk unterstützen. Löwen, Geparden, Falken, Reiher, Hunde und Pferde spielen die Hauptrolle. Ein allgemeines Interesse können diese Gedichte schon deshalb nicht beanspruchen, weil in ihnen zu viele der Jägersprache entlehnte Kunstausrücke vorkommen. Auch die den Thieren beigelegten und auf den feinsten Beobachtungen beruhenden Eigenschaften setzen große fachmännische Kenntnisse voraus.

In den Lobgedichten macht sich eine übertriebene Panegyrik breit,

13*

1.92 Aug. wünsche in Dresden,
die uns mehr anwidert als anzieht. Die Fürsten erscheinen wie Götter.
Sie überragen an Verstand und Weisheit alle Menschen, es ist keiner,
der nur im Entferntesten sich mit ihnen vergleichen könnte. Wo sie hin-
kommen, da streuen sie Glück und Segen aus, durch ihr erhabenes Vorbild
zeigen sie ihren Unterthanen die Pfade der Gottesfurcht und Frömmigkeit.
Niemandem droht Gefahr, so lange das Scepter in ihren Händen ist,
jeder Hilfsbedürftige geht reich beglückt hinweg, wenn er sich in den
Strahlen ihrer Gunst hat sonnen dürfen. Mit ebenso schmeichlerischen
Lobpreisungen werden auch Statthalter, Wezire und andere Große des
Reichs besungen. Es geht Abu Numüs mit seinen Lobgebichte», wie
es allen Dichtern geht, wenn sie ihre Kunst in den Dienst des Hofes stellen
und nur die fürstliche Schatzkasse im Auge haben.

Aus, den Spottgedichten spricht scharfer Sarkasmus und bittere
Ironie, darum war auch der Dichter sehr gefürchtet. Jeder war seiner
Schmähsucht ausgesetzt, wenn er ihn mit einer Bitte abgewiesen hatte,
oder wenn er ihn sonst nicht zu Willen gewesen war. Besonders hatte
er es auf diejenigen gemünzt, die seine Hoffnungen auf reiche Geldspenden
und kostbare Geschenke getäuscht hatten. Als er als Gesandter zu Naßr
al-Chasib, dem Steuereinnahmer von Aegnuten, geschickt wurde, sang er zuerst
dessen Lob in einer langen Kaside und hoffte auf reiche Belohnung, da
dieselbe aber ausblieb, machte er in mehreren an den Chalifen Amin ge-
richteten Spottgedichten seinem Unmut Luft. Eins derselben lautet:

Amin, der Gläubigen Beherrscher, tugendreich,
Von allen den Chalifeu ist Dir keiner gleich!
Sag' an, wie kam es Deiner Weisheit in den Sinn,
Chasib doch nach Aegyutens Reich z» setzen hin?

In einem anderen heißt es:

Chasib ist ein Gemisch von Trog,
Und seine Rede ist nur Lug.
Selbst seine Kleider zeigen an.

Nah einem Hund sie angethan.

Auch Prahler und Großsprecher, sei es, daß sie sich mit ihrer vor-
nehmen Abkunft brüsteten, sei es, daß sie sich auf ihre Leistungen viel
einbildeten, machte der Dichter gern zur Zielscheibe seines Spottes. Ebenso
waren Geizige und Reiche, die von ihnen in ihrem Solde stehenden
Künstlern sehr eingenommen waren, ein Gegenstand seiner Satire. So
geißelte er den geizigen Said Ibn Salm mit den Worten:

„Ein Leib Brot ist weither ihm und theurer als die Seele,
Lieblich schaut er an das Vrot und lieblich hin zum Mehle.

Aber wenn ein armer Hilfsbedürftiger ihm naht.

Dessen Mutter starb und der zun, Freund hat keine Seele,

Den befiehlt er fortzulassen mit Stockstiechen hart,

Bricht die Glieder ihni, zerzaust ihm seinen Bart zur Stelle."

— Abu NnwZs.

192

Und Musa-n- Nachchäs gab er dem Gelächter preis in den Versen:

Wenn Du Musas Sängern nie gehört,

Freu' Dich drob, traun, es ist freuenSwerth,

Gleich dem Todtensang ihr Saitenspiel erklingt,

Der'dem Grab entsteigt und Mark und Bein durchdringt.

Die Minnelieder anlangend, so ist ihnen gleich denen aller anderen

Dichter der Zeit ein derb sinnlicher Zug eigen. Das Weib hatte ja schon

längst seine Bedeutung für das öffentliche Leben verloren und war zur

willenlosen Haremssclavin herabgesunken. Es fesselte nur noch durch seine

äußere Schönheit und, ging ihm diese ab, so war es kein Gegenstand des

Begehrens für den Mann. Daher missen auch die muhammedanischen

Dichter über das Weib von nichts anderem zu reden, als von einem Stern,

der wie der Mond leuchtet, von Haaren, die schwarz wie die Nacht sind,

und wie eine Wolke das Gesicht umhüllen, von Augen, die, den Scorpionen

gleich, jedem, den sie treffen, den Tod bringen, oder die der flüchtigen

Gazelle ähneln, von Zähnen, die wie Hagelkörner glänzen, oder wie eine

Perlenschnur aufgereiht sind, von Purpurlippen, die, wenn sie sich zuni

Lächeln öffnen, wie der Blitz zucken, von einem Halse, der wie der des

schlanken Rehs gebildet ist und zwei Granatäpfeln entsteigt u. s. w. Und

wenn die Gedichte in solchen Bergleichen noch sich halten, so sind sie sehr

decent, die meisten sind in der Schilderung der weiblichen Reize schlüpfrig

und beleidigen jedes sittliche Ohr. Auch für Abu Num-is ist es nur die

körperliche Schönheit des Weibes, die ihn in Leidenschaft versetzt und

seinem Griffel Schwung und Begeisterung verleiht; das Geistige, die schöne

Seele, Herzensadel, Schamhaftigkeit und sittsames Wesen treten ganz zurück.

Als eins der zartesten Minnelieder des ganzen Diwans, welches uns den

Dichter in seinem Liebesschmerz schildert, heben wir folgendes heraus.'

Betrübten Sinnes zog ich in den Hain,

Der leichter macht sonst grambeschwerte Herzen;

Schon oft hat er auch mich gestärkt, allein

Zu spotten schien er diesmal meinen Schmerzen,

Nichts konnte mich erfreuen in dem Garten.

Nur eine Blum' Hab' ich an's Herz gedrückt,

Sie rief in mir Dein holdes Bild zurück

Und küßte mich mit ihrem Hauch, dem zarten.

In ähnlicher Weise spricht der Dichter seine Liebesqual in den

Strophen aus:

Fein Liebchen macht mir viel Schmerzen,

Sie ist von mir so weit.

Manch' Brieflein Hab' ich geschrieben,

O, wie das drückt so sehr!

Seit fern ihrem Aug' ich geblieben.

Gedenkt sie mein nicht mehr.

^9H Ang, wünsche in Dresden.

Die religiösen Gedichte offenbaren die Freigeisterei des Dichters, dem die Dogmen des Islams gleichgiltig sind. Da die Auferstehung und das Fortleben nach dem Tode in Folge seiner philosophischen Anschauungen ihm mehr als zweifelhaft schienen, so freut er sich auch nicht auf die Wonnen des Paradieses, ebensowenig aber fürchtet er sich vor den Qualen und Schauern der Hölle. Als man bei einem Bacchanal sich über den Zustand der Seligen und der Verdammten unterhielt, hörte er eine Zeit lang schweigend zu, dann aber sprach er:

O, der Du streitest über Glaubenseigenschaft,
Die Freiheit und der Zwang sind beide zweifelhaft:
Zwei Dinge sind's, die spreche ich nicht ab,
Sie sind nur zu gewiß, der Tod und dann das Grab.

In tiefem Rausche lallte er einst die Worte:

Rückkehr giebt es keine von de» Grabes Noth,
Gleich dem unfruchtbaren Ei scheint mir der Tod.

Daher kannte auch der Dichter keine andere Parole als die: Genieße die Freuden, die Dir das Diesseit beut, in vollen Zügen, laß keinen Augenblick des Jetzt Dir ungenützt entschwinden, denn Du weiß nicht, ob Du im nächsten noch lebst. Die Gegenwart heiter und froh sich zu gestalten, dem Wein und der Liebe sich zu weihen, ist wahre Weisheit, sich um dunkle Zukunft zu sorgen, oder gar mit dem Gedanken einstiger Rechenschaftsablegung sich zu quälen, ist größte Thorheit.

Ganz klar tritt diese Lebensauffassung in den Versen zu Tage:

„Ab vom einform'gen Alltagsleben lenke,
hin zu den heit'ren Lustgehegen schwenke,
Ein lock'rer Glaub' erst macht das Leben süß;
Drum lock're Deinen Glauben in der Schenke.
Der Feuerpein stell' Deine Seel' getrost anHeim,
Und offen treibe Possen Du und Schwanke!"

Daß die Ceremonien und sonstigen Neligionsvorschriften des Islams für den Dichter keine Bedeutung hatten und er sich an sie nicht im mindesten kehrte, bedarf nach dem Gesagten wohl keines Beweises. Im Ramadhan, dem Fastenmonat der Araber, sprach er es ganz offen aus, daß er sich kein Gemissen daraus mache, das Fasten zu brechen. Er dichtete:

„Wenn bei Tag sich Wein mir darbeut zum Geniehen,
Wart' ich nicht bis auf die Zeit vom ersten Nissen.
Wunder wirkt der Wein, willst Du ihm wohl entsagen?
Wenn Du trinkst, wird er für Dich die Lasten tragen.
Wer mich schmäh't, weil ich trink' gern nur reinen Wein,
Mag im Himmel bleiben, ich will in der Holle sein."

Abu Uuw25. 595

Als das Fasten einst in die Zeit der größten Sommerhitze fiel, richtete der Dichter die Verse an den Chalifen:

„O König, Herr der Völler und Dynasten,
Wie sollen wir bei dieser Hitze fasten?

Hast Du Befehl zu fasten uns gegeben.

So woll' uns dessen im August entheben.

Wir wollen dreist das dumme Fasten brechen,

.Dann kannst Du unsre Uebertretung rächen."

Da der Mensch nichts von seinem Reichthmn mit aus dieser Welt nehmen kann, so tadelt Abu Nuncks das Jagen und Haschen nach Gewinn mit den Worten: ^

Der Reichthum scheint nur zu erhöhen Deine blinde Gier,

Wozu willst Du noch immer groß« Schätze Dir erstreben?

Bedenke doch, Du Thor, daß Du nicht ewig bleibest hier.

Und daß Dir all Dein Gut genommen wird mit Deinem Leben.

In einem anderen Gedichte, das denselben Gedanken durchführt, heißt es:

Gar unerwartet schnell kommt oft der Tod,

Und ihm zu wehren giebt's lein Machtgebot.

Aus den Palästen triHt man Euch hinaus

In eines öden Grabes finstres Graus.

Kein Zelt giebt's da, das schmeichelnd Euch umhüllt,

Kein Baldachin, der Euch beschirmt und kühlt,

Vorbei ist dann auch alles frohe Spiel,

Nichts giebt es mehr, was einst uns hier gefiel.

Wie der Dichter die Vorschriften seiner eigenen Religion verspottete,

so verschonte er auch die des Chrifienthums nicht. Als ihn» einst ein

Teller mit Trauben, ein Teller mit Cibeben*) und eine Flasche Wein

gebracht wurde, so verglich er Gott Vater mit den Trauben, Gott Sohn

mit den Erbeben und Gott den heiligen Geist mit dem Weine.

Erst als der Dichter älter wurde und seine physische Kraft abnehmen

suhlte, als ihm die Welt nicht mehr in so rosigem Lichte erschien und

ihn Todesahnungen schon anwandeln mochten, hat es den Anschein, als

ob er anderen Sinnes geworden wäre und ihn Neue über sein vergan-

genes Leben ankäme. So warnt er vor der Schwelgerei, ermahnt zur

Tugend und Sündenscheu mit den Worten:

Nach manchen trüben Jahres Gram und Bitterkeit,

Da Schnee sich häufte mir auf meinem Scheitel,

Verswindet auch der Leichtsinn meiner Jugendzeit

Und nichtig scheint er jetzo mir und eitel.

Ich hör' und merke nun auf der Vernunft Gebot.

Es führt zum Ziele mich auf grabem Wege;

*) Große Bohnen.

496 Aug. wünsche in Dresden.

»

Da mir so nahe steht der Allen sichre Tod,
Wird mir der Sprüche ernster Sinn erst rege.
Begeht der Weise Sünde, strauchelt er und fehlt,
So giebt's vor Gott Verzeihung für ihn nimmer;
Nur wer den Pfad der Tugend sich hat auserwählt,
Dem öffnet sich des Himmels Thor für immer.
Wenn wir am jüngsten Tage vor den« Richter steh»,
So ist auf gute Welle nicht zu bauen,
Wie Nebel wird der gleichncrische Ruhm vergeh«.
Das Inn're wird man auf der Stirne schauen.
Nur eines weih ich, was vor Gott mich retten kann,
Was Hilfe bringet meiner armen Seele:
Wenn bemuthvoll ich flehe Gott um Gnade an.
Und reuig seiner Huld ich mich empfehle.
Wer sein Leben mit Trinkgelagen und rauschender Musik von leicht-
fertigen Sängern zugebracht, dem stellt er sich selbst als warnendes
Beispiel hin und ruft ihm zu:

O Mensch, der Du als Wüstling thöiicht hast verbracht
Dein kurzes Leben unter weingefüllten Fässern
Und Hellem Saitenspiel von Mädchen, die nicht bessern,
O höre mich! Halt Du das Ende schon bedacht?
Auch ich Hab mich gesättigt auf dem weichen Pfühl
Der Wollust, doch ick denke dran mit tiefen Schmerzen.
Auch Dich wird bitt'res Weh ergreifen in dem Heizen,
Wenn Dir so nah wird fein wie mir des Lebens Ziel.
Nach manchen Aeüßerungen möchte man fast annehmen, als ob der
Dichter am Ende seines Lebens noch ein strenger Muslim geworden wäre,
wenigstens scheint darauf der Gebetsausruf hinzudeuten:

„O Herr, sind meine Sünden groß,
Die Gnade Dein, o Gott, ist größer.
Begnadigst Du die Frommen nur.
Darf nahen Dir bann noch ein Böser?
Ich steh zu Dir, o Gott, Ucrgieb
Mir, denn wo fand' ich sonst Erbarmen?
Der Glaub an Dich und daß ich Muslim,
Ist einz'ger Hoffnungstillst mir Armen.“

Aus den Klageliedern endlich, die sich theils auf den Tod des Chalifen
Harun al-Naschid und Amin, theils auf den jähen Sturz der hochangefehenen
Familie der Barmekiden beziehen, spricht große Innigkeit und Theilnahme.
Gradezu ergreifend ist der Klagesang, den er auf den Tod seines Freundes
Amin dichtete. Derselbe lautet:

Der Liebe Band, das mit Amin mich einte,
Durchschnitt zu bald des Todes kalte Hand,
Und was des Schicksals harter Spruch getrennt hat,
Des Wunde schließt lein heilender Verband.
Die Thräne nur bleibt ihm geweiht auf Erden,
Die ungetrocknet mir im Auge stand.

— Abu Nuw. Is. ^—

^9?

Dem Angedenken an die theure Seele,
Für die der Tod kein Mitgefühl empfand.
Ich glaubt' ihni andre Lebensfahrt beschicken.
Als durch die Pforte in des Todes Land.
Kein Ziel des Strcbens Hab' ich mehr hienieden,
Da ich am Ziel mich alles Strebens fand.
DaS Wachstum der sich mehrenden Geschlechter
Im Haus der Feinde schau' ick, haßentbrannt.
Doch die in Lieb' und Treue nns verbunden,
Bevölkern nur der Gräber Trauerland.

Das sind nicht blos Worte eines Hofpoeten, die er in pflichtschuldiger
Dankbarkeit einem fürstlichen Tobten weihen muß, weil er von ihm mit
Gnadenspenden bedacht worden, sondern sie sind einem Herzen entströmt,
das mit ihm in inniger Freundschaft und Liebe verbunden war.
Wir sind am Ende, Wir haben versucht, das Lebensbild eines der
größten Dichter aus der Zeit eines Abbasiden zu zeichnen. A. von Kremer
hat Abu Numäs den arabischen Heine genannt, erinnern wir uns der
Witzelei und Spottsucht, die allenthalben in seinen Gedichten uns entgegen-
tritt, so dürfte diese Bezeichnung gerechtfertigt sein. Unser Dichter ist
so recht ein Kind seiner Zeit. Mitten in das schwelgerische Leben und
Treiben des Hofes und der höheren Gesellschaftskreise hineingestellt, ist der
auf uns gekommene Diwan der beste Barometer zn einer Schilderung der
sittlichen Verhältnisse in den glänzendsten Epoche arabischen Geschichte.

Die neuesten Ausgrabungen der Deutschen und Neugriechen auf griechischem Boden.

von

Paul Habel.

— Breslau. —

n sind nicht mehr darauf angewiesen den Sagen der Vorzeit zu lauschen; wir können ihren geschichtlichen Kern an Denkmälern prüfen, und wo sich früher ein jeder nach seinem Gefühl ein Bild der Vorzeit entwarf, liegen jetzt Thatsachen vor, die von allen Unbefangenen als ein fester Boden weiterer Forschung anerkannt werden." Mit diesen treffenden Sätzen beleuchtet Curtius die Bedeutung der Ausgrabungsthätigkeit. In der That wird es niemand entgehen, der sich bewußt ist, in wie hohem Maße Anschauungsmittel als Unterstützung der belehrenden Worte das Verständnis; erleichtern und klären, daß die Ergebnisse der Ausgrabungen ganz hervorragend geeignet sind die klassische Philologie zu beleben, das Studium des klassischen Alterthums zu einer Beschäftigung zu machen, welche dem Verstande die schwierigsten, den Kulturzusammenhang der alten Völker betreffenden Fragen zu lösen aufzieht und außerdem Auge und Herz eine Fülle freudigsten Genusses gemährt. Wie wenig an diesem bedeutenden Werths der Ausgrabungen zu zweifeln ist, das beweist der rege Eifer, mit welchem sich Deutsche und Franzosen, Engländer und Amerikaner, Italiener und Griechen, Russen, Oesterreicher, Spanier auf diese Thätigkeit geworfen haben. Das Streben, dem heimischen Boden der antiken Kulturvölker seine verborgenen Schätze abzurufen ist ein allgemeines, ein internationales geworden, und zwar verdienen bei allen Nationen das Lob der Opferfreudigkeit die Regierungen

Vie neuesten Ausgrabungen auf griechischem Boden. ^9

sowohl, welche auf ihre Kosten umfassende Ausgrabungen veranstalteten, als auch Privatleute, welche aus reiner Freude an Kunst und Wissenschaft ihren Reichthum in uneigennütziger Weise zum Ruhme ihres Vaterlandes idealen Zwecken dienstbar machten. Dieser friedliche Wetteifer edelster Art wird durch die Bereitwilligkeit und Liebenswürdigkeit gefördert, mit welcher die griechischen und italienischen Behörden den auf die Erforschung der Schätze des Alterthums gerichteten Absichten aller Fremden entgegenkommen. Freilich die Gelegenheit, die schönsten antiken Kunstwerke zu erwerben, um damit die heimischen Museen zu schmücken — auf diese Weise kam im vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts der Antikenbesitz der weitberühmten Sammlungen des British Museum, des Louvre und der Münchener Glyptothek zusammen, abgesehen von den weit älteren (päpstlichen) Museen der ewigen Stadt —, die Zeiten eines Lord Elgin, des englischen Gesandten bei der hohen Pforte, welcher im Beginn unseres Jahrhunderts, von 1800—1818 theils mit, theils ohne Erlaubnis; der türkischen Regierung die prachtvollsten Tempel Athens, den Parthenon, das Erechtheion, den Tempel der Athena Nike, gewaltsam ihres Bilderschmuckes entkleidete und seinen reichen Raub nach London entführte (die Elgin-Marbles), diese Zeiten sind vorüber, seitdem sich das nationale Bewußtsein bei Italienern und Neugriechen zu voller Blüthe entfaltet hat. Nach einem Artikel der griechischen Verfassung muß alles, was im Lande gefunden wird, als Regierungseigenthum in demselben bleiben, und ebenso erhebt, wie billig, die Regierung zu Rom ein Besitzrecht auf alle Denkmäler, welche aus italischem Boden zu Tage gefördert werden, als die Spuren der so ruhmvollen Vergangenheit des Volkes. Scharf werden die Grenzen und Ausfuhrhäfen beider Länder bewacht, so daß es nur höchst selten gelingt, ein Kunstwerk durchzuschuggeln. Oesters sind in den letzten Jahren im Piräeus Kisten mit Alterthümern, die nach dem Auslande (so nach Paris) bestimmt waren, zu Gunsten des griechischen Staates in Beschlag genommen worden, und auch einzelne Reisende müssen es sich gefallen lassen, wenn beim Durchsuchen ihres Gepäcks der hellenische Zollbeamte eine vielleicht um viel Geld erworbene Antike als unveräußerlichen griechischen Besitz zurückbehält. Daher ist es seltenen, besonders günstigen Umständen zu verdanken gewesen, wenn in den letzten Jahren Denkmäler aus griechischem oder römischem Boden in die Hauptstädte der fremden Nationen überführt worden sind.

Dafür sorgt aber Griechenland und Italien für würdige Unterbringung der Funde; der glückliche Entdecker fühlt sich reichlich belohnt durch den Gedanken, seine körperliche und geistige Kraft unter Aufwendung oft recht bedeutender Mittel für ein Unternehmen eingesetzt zu haben, welches die Wissenschaft in irgend einer Weise zu fördern geeignet ist.

Anders ist die Stellung, welche die Hohe Pforte zu dem auf türkischen Grunde gemachten Funden einnimmt. Zwar besitzt auch Konstantinopel

200 Paul habel in Vicslau,
ein archäologisches Museum, in welches die werthvollsten, in den »Pro-
vinzen gefundenen Stücke geschickt werden müssen, zwar veranstaltet auch
die türkische Regierung nach dem Beispiele der Kulturnationen Ausgra-
bungen und läßt sich die passende Aufbewahrung der Denkmäler angelegen sein,
so durch Errichtung von Provinzialmuseen, deren bedeutendstes sich in der
Stadt Smnrna befindet; aber der chronische Geldmangel verbietet den
Türken umfassende Arbeiten in Angriff zu nehmen und macht sie auch
geneigt dem Fremden Alterthümer gegen klingende Entschädigung zu über-
lassen. Auf diese Weise sind, um nur das Bedeutendste zu erwähnen, im
vorigen Jahrzehnt Deutschland und Oesterreich um Kunstwerke ersten
Ranges bereichert worden; das Berliner alte Museum ist durch die per-
gamischen Skulpturen in die Reihe der Sammlungen von Weltruf getreten
(1886), die beiden von Otto Venndorf geleiteten Expeditionen von 1881 und
1882 haben mit dem der griechischen Geschichte und Sage entnommenenVilder-
schmuck des lukischen Grabdenkmals von Gjölbafchi-Trusa Wien zu einem
künstlerisch und kunsthistorisch wichtigen Schätze verholfen, um welchen es
die gebildete Welt beneidet. Auch haben die archäologischen Forschungs-
reisenden sich über die Unliebenswürdigkeit der türkischen Behörden zu be-
klagen, welche manchmal jedes Zeichnen und Schreiben, ja sogar das
Aufschlagen der Karte verbieten;*) und unbequem genug ist es, daß für
die wissenschaftlichen Untersuchungen immer erst die amtliche Erlaubniß
zum Messen, Zeichnen, Schreiben, Photographiren eingeholt werden muß.
Hoffentlich werden von jetzt an dem Versprechen gemäß, welches unserm
Kaiser bei seiner Anwesenheit in Konstantinopel gegeben worden sein soll,
den deutschen Ausgrabungen von türkischer Seite weniger Hindernisse in
den Weg gelegt werden. Nicht minder unangenehm kann die dumme
Neugierde der türkischen Bevölkerung, Hoch wie Niedrig, werden, welche
in jedem Forscher einen Abkömmling der früheren Einwohner des Landes
sieht und hinter jedem Inschriftenstein einen Schatz wittert, der nun von
einem Nachkommen der rechtmäßigen Eigenthümer gehoben werden soll.
In der That sind in den letzten Jahren in ungeahnter Fülle und
in rascher Aufeinanderfolge Schätze von solcher Wichtigkeit aus dem
Schöße der Erde gehoben worden, daß sie wie politische Tagesereignisse
das Interesse der gesammten gebildeten Welt erregt haben. Ueber Zeiten,
die vor aller schriftlichen Ueberlieferung liegen, wie die mykenische Pe-
riode, ca. 1500—1000 v. Chr., sind wir hinsichtlich des Baues der
Tempel, der Paläste, der Festungsmauern, der Gräber, der Tracht, der Be-
waffnung, des Schmuckes bis in Einzelheiten unterrichtet; die Cultur
unter den Peisistratiden, das Athen vor den Perserkriegen und dann wieder die
*) Auch im Museum der Alterthümer zu Konstantinopel ist es noch verboten
zu schreiben oder zu zeichnen. Früher war auch zum« Besuch desselben diplomatische
Vermittelung nothwendig.

Die neuesten Ausgrabungen auf griechischem Boden. 20[^]

Blüte der alexandrinischen Kunst ist in steinernen Denkmälern, den so anschaulich redenden Zeugen der Vergangenheit, vor unsern Augen emporgetaucht.

Wir sehen, wie die Reste der alten Cultur stufenweise über einander liegen wie die Ablagerungen der Erdmassen, so daß die einzelnen Bau-schichten feste Grenzen für die chronologische Bestimmung der in ihnen gemachten Funde abgeben. Oft finden wir auch die Trümmer eines älteren Zeitabschnittes in Bauten der folgenden Periode, namentlich zu den Fundamenten verwandt, wieder. So hat Kimon bei der Anlage der großen Mauer um die Burg von Athen in reichem Maße Quadern, Ge-bälkstücke und Säulentrommeln von vorpersischen Bauten benutzt. Betrachten wir nun die Ausgrabungen der Deutschen und Neugriechen im Einzelnen.

Fragt man Jemanden nach Orten, die in unserer Zeit durch die Wissenschaft des Spatens wieder aus Tageslicht gezogen worden sind, so wird derselbe sicher, abgesehen von Pompeji auf italienischen Boden, Jlios, Mykenä, Tiryns, die Warten von Schliemanns Ruhm, und die Aufdeckung von Olympia und Pergamon nennen, der beiden hochwichtigen Stätten griechischen Lebens, zu deren Erschließung der Anstoß von unserem Kaiser-hause gegeben worden ist. Dies sind in der That Ausgrabungen von ganz einzig dastehendem Werthe für die Erkenntniß antiken Lebens, daß die Deutschen mit vollem Rechte sich dieser bedeutenden Erfolge rühmen können; und was den Mecklenburger Heinrich Schliemann im Besonderen betrifft, so drückt sich Schuchhardt treffend aus, wenn er sagt, daß Schliemanns Name immer in aller Munde war und heute für das größere Publikum eigentlich die ganze Archäologie beherrscht. Aber doch darf man hiernach nicht meinen, daß der Thätigkeit der Deutschen auf diesem Arbeitsgebiet die erste Stelle zuzuweisen sei. Diesen Ruhm machen ihnen die Neugriechen streitig, welche allerdings in den Deutschen ihre Lehrmeister verehren; namentlich hinsichtlich der Verwendung privater Mittel für Ausgrabungen stehen die Deutschen hinter anderen Nationen, so hinter den Engländern, Fran-zosen und Neugriechen, weit zurück.

Der Beginn der Ausgrabungen von Olympia und Pergamon, mit denen die Namen von Ernst Curtius, Carl Humann, Alexander Conze, Richard Bohn unzertrennlich verknüpft sind, und um welche sich in Berlin die Kreise der Olympier und Pergamener bildeten, liegt über ein Jahrzehnt hinter uns; an diesen Stätten hat das geeinte Deutschland einen seiner schönsten idealen Triumphe gefeiert. Am 20. März 1881, an welchem in Olympia der letzte Spatenstich gethan wurde, war die Hebung der ver-schütteten Feststätte der Hauptsache nach abgeschlossen; nach kurzer Unter-brechung hat die griechische archäologische Gesellschaft in Athen unter Demetria-des die Fortführung der von den Deutschen aufgegebenen Arbeiten ihrerseits übernommen, ohne noch namhafte Ergebnisse verzeichnen zu können. Von den Funden in Olympia sind eine Anzahl Dubletten, Architekturstücke,

202 Paul Habe! in Nreslau,
Statuetten, Geräte aus Thon und Erz, oft noch mit Faibspuren ver-
sehen, in den Besitz des deutschen Reiches übergegangen und werden in
der Hauptstadt desselben im Antiquarium der königlichen Museen in einer
ihrer nicht würdigen Weise aufbewahrt, bis die für die nächste Zeit geplanten
Museumsbauten auf der Museumsinsel zu Verlin ihnen eine zweckmäßigere
Unterkunft bieten werden. Neuerdings sind durch Beschluß des Bundes-
rathes (April 1889) die Fundstücke aus dem alten Olympia Preußen
eigenthümlich überlassen worden, so daß eine Veit Heilung dieser Alter-
thümer auf die einzelnen deutschen Staaten zum Besten der wissenschaftlichen
Verwerthung verhindert worden ist. Dafür hat der preußische Staat die
Verpflichtung übernommen von der bevorstehenden amtlichen Gesamtver-
öffentlichung über Olympia ein Exemplar für jede der außerpreußischen
deutschen Universitäten unentgeltlich zur Verfügung zu stellen, sowie weitere
Exemplare dieses Wertes den einzelnen Bundesregierungen mit einer
Preisermäßigung abzugeben.

In Pergamon dagegen und dessen Umgegend sind heute noch nach
deni offiziellen Abschluß der Ausgrabungen (1886) außer andern der Architekt
Bohn, welcher im Jahre 1885 den zweiten bis jetzt allein erschienenen Band
der auf acht Bände berechneten, im Auftrage des preußischen Ministeriums
der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten von Conze
herausgegebenen „Altertümer von Pergamon“ fertig gestellt hat („Das
Heiligtum der Athena Polias Nikephoros“), und Humann thatig, der schon
seit c?ll, zwanzig Jahren im Orient verweilt, dessen Umsicht und Ausdauer es
in erster Linie zu verdanken ist, wenn alle Ungunst der Verhältnisse, aller
activer und passiver Widerstand der türkischen Beamten und der türkischen
Bevölkerung siegreich überwunden wurde. Hier ist die hochragende Burg,
die berühmte Stadt eines Eumenes und Attalos mit ihren prächtigen
Bauwerken, deren Blüthezeit in das zweite vorchristliche Jahrhundert fällt,
aus dem Schutte, den die Stürme der Zeit, Erderfchütterungen und die
Fluchen des rauschenden Ketios und Selinos darüber gehäuft haben, wieder
ans Tageslicht gezogen worden. Hier ist deutsche Thatkraft mit den
schönsten Lorbeeren geschmückt worden; der zum Theil in den Burgmauern
verborgene Relieffries vom Unterbau des Altars des Zeus Soter auf der
Agora von Pergamon, die Darstellung des bekannten Kampfes der Götter
und ihrer heiligen Thiere gegen die fchlangenfüßigen Giganten, ein Werk,
dem an Großartigkeit der Auffassung und Ausführung kein anderes an die
Seite zu stellen ist und welches uns erst das Verständniß für die Kunst in
der Diadochenzeit erschlossen hat, ist als Lohn der im Auftrage der
preußischen Regierung unternommeneu Ausgrabungen für Berlin erworben
worden. Nur ein Theil dieser Funde aus Pergamon ist im alten Museum
der Besichtigung ausgestellt; die größere Masse ruht noch in den Werk-
stätten, wo die Platten und Stücke durch die Bildhauer Freres und
Possenti zusammengesetzt werden. Erst seit den wissenschaftlichen Unter-

Vie neuesten Ausgrabungen auf griechischem Boden. 203

suchungen Puchsteins und Bohns über die Vertheilung der sechzig Göttergeftalten vom Frühjahr des Jahres 1889 ist es möglich, die ganze Gigantomachie — der Gigantenfries hat eine Länge von rund 400 und eine Höhe von reichlich 7 Fuß — niederherzustellen. Auch für die Skulpturen des Tempels von Pergamon wird die Befreiungsstunde schlagen, wenn sie in das neue Museum auf der Museumsinsel einziehen werden, wo der Zeus-Altar in alter Pracht und Herrlichkeit wieder aufgebaut werden soll. Den gewaltigen Eindruck, den dieses antike Kunstmerk gemacht haben muß, ließ das Pergamon-Panorama von A. Kips und M. Koch auf der Berliner Jubiläums-Ausstellung vom Jahre 1886 ahnen. Was von den architektonischen Monumenten nach der Freilegung an Ort und Stelle zurückblieb, wurde nach Schluß der Ausgrabungen türkischer Bewachung übergeben, ähnlich wie die Hut der Ruinenstätte Olympia der griechischen Regierung obliegt.

Diesen auf Staatskosten ausgeführten Forschungen reihen sich würdig die eines deutschen Privatmannes an: Schliemann wird bei allen Nationen als der erste unter den bewährtesten Entdeckern genannt, vermöge des ihm ngenthümlichen „Tiefensinnes“ war er der am meisten vom Glück begünstigte der Gegenwart. Reine ideale Begeisterung für das griechische Alterthum, besonders für seinen geliebten Homer leitete ihn bei allen seinen Unternehmungen, welche er völlig aus eigenen Mitteln bestritt. Das Hauptmerk seines Lebens, die Ausgrabung von Troja auf dem Hügel Hissarlik, begann er im April 1870 und setzte es mit Unterbrechungen bis in sein Todesjahr fort. Die Ergebnisse seiner Ausgrabungen finden wir verzeichnet in seinen beiden Büchern: „Ilios. Stadt und Land der Trojaner“ 1881 und „Troja“ 1884 bei Brockhaus in Leipzig erschienen, nebst einem Bande „Trojanische Alterthümer,“ schon 1874 herausgegeben. Die kostbaren trojanischen Funde werden der Hauptmasse nach in den Schliemann-Sälen des Völkermuseums zu Berlin aufbewahrt; dieses Geschenk, welches der Mecklenburger in den Jahren 1881 und 1884 der Reichshauptstadt überwiesen hat, brachte ihm die seltene Auszeichnung des Ehrenbürgerrechtes von Berlin ein. Noch im Dezember des Jahres 1889 hat Schliemann die Freude erlebt, daß sein Hauptgegner, der Artilleriehauptmann a. D. Bötticher, der in Wort und Schrift heftig gegen den glaubensfeligen und phantastischen Homer- verehrer aufgetreten war und in den Bauten auf dem Hügel Hissarlik wegen der räumlichen Beschränktheit und wegen der ungeheuren Menge und der Porosität der aufgefundenen Thonvasen (Pithoi) nicht eine Stadt, sondern nur eine prähistorische Verbrennungsstätte erkennen wollte, durch den Augenschein belehrt die gegen Schliemann und Dörpfeld erhobenen Anschuldigungen zurücknahm und sich ihrer Ansicht in einigen wichtigen Punkten anschloß: ferner haben der Architekt Professor Niemann und der als Kartograph bekannte Major Steffen, welche Schliemann außer Dörpfeld und seinem litterarischen Widersacher zu der behufs erneuter Untersuchung

20H Habet in Breslau,
der Ruinen von Hissarlik auf seine Kosten unternommenen Reise eingeladen hatte, sich ausdrücklich im Hinblick der aufgedeckten Trümmer mit der Darstellung Schliemanns in dessen Büchern „Ilios“ und „Troja“ einverstanden erklärt.

Im Jahre 1876 legte Schliemann die Schachtgräber auf der Burg von Mikenä bloß, die einen reichen Schatz goldener Schmuckstücke enthielten, wie Diademe, Gesichtsmasken, Brustschilde, Ohrringe, Armbänder, Trinkbecher, Kannen — alle diese Gegenstände sind in Athen in einem großen Saale des Politeion aufgestellt — und in den Jahren 1884 und 1885 grub er Tiryns aus, auch eine uralte Festung in der Landschaft Argolis gelegen, in der Nähe von Nauplia. Die Bücher „Mikenä“ und „Tiryns“ erschienen in den Jahren 1878 und 1886. Durch die Aufdeckung von Tiryns ist zum ersten Mal Helles Licht über den Festungsbau und die Palastanlagen des heroischen Zeitalters verbreitet worden, und seitdem war es klar, daß man auch in den Mauerresten der zweiten (vom Urboden aus) von den übereinanderlagernden Schichten auf dem Hügel Hissarlik keinen Tempel, wie Schliemann und Dörpfeld erst gemeint hatten, sondern die Haupträume des Königspalastes des homerischen Troja vor sich habe. Für Troja und Tiryns sind durch Schliemanns Entdeckungen die Arbeiten abgeschlossen; auf dem Burgberg von Mikenä dagegen wird das von Schliemann unterbrochene Ausgrabungswerk von der griechischen archäologischen Gesellschaft zu Athen unter Leitung des Ephoren Tsuntas ins auf den heutigen Tag fortgesetzt und hat im Jahre 1886 zur Auffindung des alten Königspalastes geführt, welcher feiner ganzen Anlage nach den Herrscherhäusern auf der Pergamos von Troja und auf dem Nurgügel von Tiryns entspricht. Diese drei Bauten verbunden mit den Entdeckungen auf der Akropolis zu Athen im Jahre 1887 geben uns ein anschauliches Bild von der vorhomerischen Ältheperiode der griechisch-asiatischen Cultur, von der uns ein Niederhalt aus den Gedichten des göttlichen Sängers entgegenkömt.

Ich übergehe die kleineren Ausgrabungen Schliemanns. Noch im Jahre 1888 treffen wir ihn in Alerandria, hier suchte er das Grab Aleranders des Großen; dann auf Cerigo (Cnthera), wo er in der Kapelle des Hagios Kosma den alten, wohl aus dem 7. Jahrhundert stammenden Tempel der Aphrodite Urania aufdeckte; in Pylos, der Heimat des homerischen Nestor, vermuthete er einen prähistorischen Palast wie in Tiryns, und auf der gegenüberliegenden Insel Sphakteria wies er die genaue Uebereinstimmung der Oertlichkeit mit der Beschreibung des Thukydides von den Ereignissen des Jahres 425 u. Chr. nach; 1889 grub er wieder auf Kreta: auf dem Burghügel der Stadt Knossos glaubte er einen Königspalast ähnlich dem tirmmschen verborgen. Die Insel des Minos wird wahrscheinlich noch manchen schönen Beitrag zu unserer Kenntniss; von der heroischen Cultur Griechenlands liefern.

Die neuesten Ausgrabungen auf griechischem Boden.

205

Seine geistige Regsamkeit und allen Widerwärtigkeiten trotzende Unternehmungslust führten ihn immer und immer wieder aus seinem überaus prächtigen, der Erinnerung an seinen Lieblingsdichter Homer geweihten Hause an der Universitätsstraße in Athen hinaus an die Trümmerstätte des Griechenvolkes, um Hacke und Spaten den Weg zu neuen Entdeckungen zu weisen. Nun ist Schliemann plötzlich zu Neapel dahingeshied, am 26. December vorigen Jahres, kurz vor seinem 69. Geburtstage.

Den Mittelpunkt der deutschen Ausgrabungsthätigkeit auf griechischem Boden und der wissenschaftlichen Bearbeitung der Denkmäler bildet das kaiserlich deutsche archäologische Institut in Athen unter Leitung seines ersten Secretärs (seit 1. October 1887), des um die Kenntniß der antiken Architektur hochverdienten Baumeisters Dr. Wilhelm Dörpfeld, welchem als zweiter Secretär Dr. Wolters zur Seite steht. Dieses Institut, dessen Veröffentlichungen: die „Mittheilungen“ (vierteljährlich erscheinende Hefte seit 1876), das „Jahrbuch“ (seit 1886) — es bildet den Ersatz für die im Jahre 1843 von Eduard Gerhard ins Leben gerufene „Archäologische Zeitung“ — und die „Antiken Denkmäler“ (Abbildungstafeln in Folio für die Nonumsuti Irisani) die Centralstelle für die Sammlung und Vermerthung archäologischer, epigraphischer und topographischer Entdeckungen und Beobachtungen sind, ist im Jahre 1874 als eine Zweiganstalt des 1829 in Rom unter dem Protectorate des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (als König der IV.) begründeten Institut^s, arcksolo^{ic}:^s, welches 1874 in eine deutsche Reichsanstalt umgewandelt wurde, gestiftet worden, ertheut sich aber erst seit Anfang September des Jahres 1888 eines eigenen, allen Anforderungen genügenden Heimes in Athen, als es das von Schliemann eigens für die Zwecke des Instituts erbaute und mit Bewilligung der kaiserlichen Regierung auf fünfundzwanzig Jahre gemiethete Haus beziehen konnte. In den letzten Jahren sind durch die Thätigkeit und aus Kosten unseres Instituts mit Genehmigung des griechischen Unterrichtsministeriums aufgedeckt worden das Artemisheiligthum auf der Nordspitze der Insel Euböa bei dein heutigen Hagios Georgios (1883), Sunion mit seinem Marmortempel der Athena aus der Zeit des Perikles, erbaut über einem älteren, vielleicht von den Persern zerstörten Tempel aus Porös oder Muschelconglomerat (1884), die Grotte bei der kretischen Stadt Knossos zwischen den Bergen Ida und Dikte, in welcher nach der Ansicht der Alten das Zeus-Kind von der Ziege gesäugt worden ist (1884), die zwei dorischen Tempel zu Korinth, wahrscheinlich im 6. Jahrhundert v. Chr. erbaut, welche zu den ältesten noch erhaltenen Tempeln Griechenlands gehören (1886), endlich das böotische Kabirenheiligthum zwischen Theben und Thesviä (December 1887 bis April 1888), welches die deutlichen Spuren von drei übereinander gebauten Tempeln aus griechischer, macedonischer und römischer Zeit aufweist und durch die zahlreichen Funde von Weihengegenständen (Götter und Thiers aller Art aus Bronze, Blei, Terracotta)

Rott, mU> Süd. liVI, l«?. 14

296 j)aul Habel in Vieslau.

und bemalten Vasenscherben für das griechische Mysterienwesen, für die Kenntniß des Zusammenhanges der Kabirenmysterien mit den orphischen Weißen ungeahnte Ausschlüsse giebt. Athen verdankt dem deutschen Institut die Freilegung des Dionysostheaters am Südostabhange der Akropolis, seit 1886, und noch im vergangenen Jahre (1889) fanden in dieser in das 4. und 5. vorchristliche Jahrhundert zurückgehenden Theateranlage Grabungen von Seiten des Instituts statt. Namentlich aber betheiligte sich das deutsche Institut an den Aufräumungsarbeiten, welche von Stamatakis und seinem Nachfolger (seit 1885) Kabbadias, den« jetzigen Generalevchoros der Alterthümer des Königreiches Griechenland, zur Herstellung der alten Nekropolis von Athen vorgenommen wurden. Gerade die wichtigsten Entdeckungen, auf welche im Folgenden hingewiesen werden wird, wurden von Dörpfeld gemacht, dessen Hülfe die Griechen bei allen wichtigen, die Ausgrabungen betreffenden Fragen in Anspruch nehmen, dem sie fast alle architektonischen und topographischen Aufnahmen anvertrauen. Es ist dies ein Beweis dafür, in wie hohem Ansehen die deutschen Archäologen in Griechenland stehen, nicht minder aber auch ein Beweis für die Hingabe der deutschen Gelehrten an ihre Wissenschaft; denn die Schätze, welche sie oft unter Entbehrungen mannigfacher Art heben, fallen als Regierungseigenthum den athenischen Museen zu. Man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, daß das kaiserlich deutsche archäologische Institut in Athen wie in Rom in der Mitte aller wissenschaftlichen Bestrebungen dieser Art steht. Zu den Festen der athenischen Zweiganstalt finden sich stets Vertreter der obersten griechischen Behörden ein, an den Sitzungen und den Vorträgen vor den Monumenten nehmen außer deutschen und österreichischen Gelehrten (in erster Linie die Stipendiaten) auch amerikanische, englische und griechische Archäologen und Liebhaber Theil. Besonders erfreuen sich die Oesterreicher, welche keine ähnliche Einrichtung in Athen besitzen, der Unterstützung des deutschen Instituts; dafür gewährt wieder die Direction des kaiserl. königl. österreichischen Lloyd den Mitgliedern des Instituts Fahrpreisermäßigungen, welche nicht wenig dazu beitragen, die Reiselust zu erhöhen und die Ausgrabungsthätigkeit von Athen aus über das ganze Königreich, die Inseln und Klein-Asien zu verbreiten.

Es würde zu weit führen, wollte man alle Orte aufzählen, an denen die Deutschen mit Hacke und Spaten Erfolge erzielt haben. Das Stadtrecht von Gortyna auf Kreta, auf zwölf Tafeln eines runden Gerichtsfales (Tholos) eingehauen, eine große Steininschrift, welche über das Studium des kretischen (dorischen) Dialektes und des kretischen Personen- und Erb-rechtes unerwartetes Licht verbreitete, wurde im Sommer 1884 von Halbherr entdeckt und im Herbst von Fabricius ganz abgeschrieben. Nach Zitelmanu haben wir hier nächst der in der Bibel aufbewahrten mosaïschen Gesetzgebung das älteste Gesetzwerk vor uns, während andere meinen, daß

Vie neuesten Ausgrabungen auf griechischem Boden.

207

mir es mit einem literarischen Denkmal aus den nächsten Jahrzehnten nach den Perserkriegen zu thun haben. Daran wird nicht zu zweifeln sein, daß wir in ihm das älteste zusammenhängende Werk griechischer Prosa besitzen. Auch die Fundamente eines alten Apollotempels, vielleicht aus dem 7. vorchristlichen Jahrhundert stammend, das Pnythion, hat Halbherr im Herbst des vorigen Jahres (1889) in Gortyna aufgefunden. Auf Cypern, dem Arbeitsgebiet der Engländer, haben die Deutschen Ohnefalsch-Richter, der auch als Luvsriitenäaut ot exo^vätlouL vielfach die Ausgrabungen der Engländer geleitet hat, und Dümmler von 1882—1885 eine große Anzahl Gräber (Nekrovolen) und vier Heiligthümer, zu Achna, Voni (Chytroi), Dali - (Jdalion) und Frangissa (Tamassos) aufgedeckt; ihnen verdanken wir es, wenn wir jetzt die dieser Insel eigenthümliche Mischung von local-cyprischer, ägypto-assyrischer und phönisch-griechischer Cultur mit immer schärferem Blicke durchdringen und in ihre Bestandtheile zerlegen können. Dabei hat sich herausgestellt, wie unzuverlässig die Angaben des Amerikaners Palma di Cesnola in seinem berühmten Buche „Cyprus“ sind und wie große Verwirrung dieselben in der Beurtheilung der Funde nach ihrem kulturhistorischen Zusammenhang angerichtet haben. Ein Theil der Ausbeute, namentlich die Funde vom Aphroditetempel bei Jdalion, bestehend in griechischen und cyprischen Inschriften, Steingeräthen, bemalten Vasen, archaischen Statuen weiblicher bekleideter Figuren ist 1885 in das Berliner Museum gelangt.

In die Erforschung Klein-Asiens theilen sich Deutsche mit Oesterreichern, Engländern und Amerikanern; Denkmäler werden immer von neuem entdeckt, Städte erstehen aus Schutt und Trümmern, so daß das Aussehen Klein-Asiens, welches bis vor kurzem an vielen Punkten noch terra meofniw mar, sich in den letzten Jahren sehr verändert hat. Hier blüht die topographische Forschung, an welcher der deutsche Nestor der geographischen Wissenschaft H. Kiepert regen thätigen Antheil nimmt, um die Ergebnisse alsbald für seine Karten zu vermerthen. Am genauesten ist die pergamenische Landschaft in kartographischer und archäologischer Hinsicht untersucht worden, im Anschluß an die preußischen Ausgrabungen in Pergamon, und man hat hier eine Anzahl verwandter Ruinen gefunden, deren bedeutendste im Jahre 1889 von dem Architekten Bohn durch Wort und Bild in seinem Buche: „Altertümer von Ägä“ (Nemrud-Kalessi) bekannt gemacht worden sind. Die meiste Förderung hat unsere Kenntniß auch auf diesem Gebiet durch Humann erfahren, welcher z. B. im Jahre 1882 die seit dem 16. Jahrhundert fast ausschließlich von Franzosen und Engländern versuchte Entzifferung einer berühmten großen Steinurkunde vom Tempel der Roma und des Augustus zu Ankyra (Angora), nämlich des unter dem Namen Nonnumeritum ^uovrmruin in lateinischer und griechischer Sprache erhaltenen Rechenschaftsberichtes des Kaisers Augustus, eines für die Oeffentlichkeit bestimmten Ueberblickes über seine Kriegs- und Friedensthaten, 14*

Paul Habel in Breslau.

endgültig zustande gebracht hat. Die Veröffentlichung dieser für die Geschichte höchst wichtigen Inschrift erfolgte im folgenden Jahre (1883) durch Mommsen. Humann hat schon im Jahre 1880 bei einer Besteigung des durch das frevelhafte Geschlecht des Tantalos sagenberühmten Sipylosgebirges in der Nähe von Magnesia am linken Ufer des Hermos nach den beiden Bildern gesucht, von denen uns berichtet wird, nach dem der Göttermutter und dem der Niobe, und erkannte, was ihm bei einem zweiten Besuch im Jahre 1887 zur Gewißheit wurde, daß das Bild der versteinerten weinenden Niobe nur ein Naturspiel sei, welches auf eine gemisse Entfernung infolge des wie Thränen aus den Felsen sickernden Wassers einer weinenden Frau ähnlich sehe, aber durch Verwitterung soviel gelitten habe, daß es heute nicht mehr kenntlich sei; das Bild der in einer Nische sitzenden Kybele dagegen ist von Menschenhand gefertigt und gM offenbar als Cultusgegenstand eines Heiligthums. Im Auftrage der Berliner Orientgesellschaft hat Humann im Jahre 1888 das Theater in Tralles (Aidin) in Kurien ausgegraben, wobei ihn Dörvfeld unterstützte, und hat mit bedeutend reicherm Erfolge, als ihm seine Fahrt im Jahre 1883 nach dem Nemrud-Dagh, dem einsamen Gipfelberg des Tauros eintrug, Nordsyrien bereist, um nach Culturresten des uns noch ziemlich unbekanntem, einst sehr mächtigen Volkes der Hittiter oder Chittim zu forschen. Die Denkmäler, von denen man hofft einen Theil für das Berliner Museum gewinnen zu können, während die Hauptmasse dem Antikengesetz gemäß nach Konstantinopel wandert, werden vielleicht dazu beitragen, die verwickelten ethnologischen Verhältnisse Klein-Asiens aufzuklären. So blüht überall neues Leben aus den Ruinen, welche der Deutsche in regem Forschereifer betritt.

Noch umfassender und ertragreicher ist in den letzten Jahren die Ausgrabungsthätigkeit der Neugriechen gewesen. Mit um so größerer Achtung muß man auf diese Arbeiten zurückblicken, wenn man bedenkt, daß die darauf verwandten Mittel fast vollständig privater Ovfervilligkeit verdankt werden. In der That, staunen muß man, mit wie rühigem Eifer, mit wie großem Geldaufwand die Neugriechen seit einigen Jahren für die Aufdeckung, Aufbewahrung und wissenschaftliche Verwerthung der Denkmälerschätze sorgen. Wollte man nach diesem Maßstabe die EuUurstellung des griechischen Volkes beurtheilen, welches, seitdem es in heldenmüthigem Freiheitskampfe die Herrschaft der Türken abgeschüttelt hat, seine Renaissancezeit durchlebt, man würde dieselbe ohne Frage bedeutend überschätzen.

Die Begeisterung der Neugriechen für das Alterthum, für die nie mehr erreichte Culturblüthe ihrer Nation tritt uns in zwei Richtungen vor Augen, einerseits eben in der Ausgrabungsthätigkeit, die von dem richtigen Gedanken geleitet wird, daß Tempel- und Palastruinen, Statuen, die Erzeugnisse des Kunstgewerbes, Inschriften deutlicher die große Ver-

Vie neuesten Ausgrabungen auf griechischem Boden, gangenheit des Volkes belegen als das Wort der alten Schriftsteller; dann in dem Kampfe zwischen Volkssprache und Schriftsprache, zwischen NomSisch und Hellenisch, welches letztere, ein Kunstproduct, sich dem Altgriechischen mehr oder weniger nähert. In der Literatur, in der Kammer, in allen offiziellen Schriftstücken kommt das Hellenische fast ausschließlich zur Geltung, auf Karten werden die modernen Ortsbezeichnungen durch die antiken wieder verdrängt, was für den Freniden sicher manche Unannehmlichkeit nach sich zieht, und auch im mündlichen Verkehr wird die Schriftsprache je nach der Bildung des Sprechenden und dem Gegenstande des Gespräches verwandt. Die herrschende Ansicht sieht jedenfalls noch in der Sprache eines Sophokles, Plato, Demosthenes das zu erstrebende Ideal des Griechischen, wenn auch, wie ein berufener Kenner urtheilt, in der Theorie schon die Majorität der Stimmfähigen von der früheren Abneigung gegen die Vulgärsprache zurückgekommen ist.

Ausgrabungen werden im Auftrage der griechischen Regierung, vor allein aber von der griechischen archäologischen Gesellschaft zu Athen unternommen, welche auch für die Regierung die Kosten zum größten Theil bestreitet.

Das Verdienst die Arbeiten nach festem Plane mit frischer Kraft gefördert zu haben, gebührt dem Or, P. Kabbadias, dem Generalaufseher der Alterthümer Griechenlands (v. xö? ZT^ss ^6>v «^/«^i?^<uv), welcher seit 1885 als Nachfolger von Stamatakis die Seele der seit der Aera des Cultuöministers Voulpiotis üppig sich entsaltenden, auf die Erforschung der antiken Cultur des hellenischen Volkes gerichteten Bestrebungen der Regierung ist.

Die Hauptthätigkeit des griechischen Unterrichtsministeriums, wobei dasselbe von der griechischen archäologischen Gesellschaft, von dem deutschen Institut und den drei fremden archäologischen Schulen in Athen, der französischen, englischen und amerikanischen, rege unterstützt wurde, erstreckte sich auf die Burg und den Markt von Athen, in erster Linie auf die Burg; und hier haben die Aufräumungsarbeiten unter der Oberleitung von Kabbadias in den letzten Jahren zu ganz überraschenden Ergebnissen geführt. Während der Jahre 1882-1889 handelte es sich nämlich um nichts geringeres als um die Herstellung der alten Akropolis nach Niederlegung des nachhellenischen (mittelalterlichen und modernen) Mauermerkes, welches nur in Abbildungen erhalten bleiben sollte. Jetzt erst, wo die Ausgrabungen im Wesentlichen beendet sind, übersieht man nach dem Bilde, welches die von Kamerau und Kabbadias angefertigten Pläne geben, die ungeheuren Umgestaltungen, welche mit der Burg, dem nationalen Heiligthum des attischen Staates vor sich gegangen sind. Nicht nur kommt die Akropolis in ihrer antiken Erhabenheit, deren Wirkung nicht mehr durch die unschönen Mauern der türkischen Bastionen gehemmt wird, voll und ganz zur Geltung, namentlich erfreut das Auge jetzt der

2^0 Paul Isabel in Vreslau.

Blick auf den westlichen Aufgang zur Burg, auf die Propyläen; die letzten Jahre haben auch eine bedeutendere Erweiterung unserer Kenntniß der archaischen (vorpersischen) Kunstdenkmäler, welche sich einst auf der Burg der Athener befanden, gebracht als vergangene Jahrzehnte oder Jahrhunderte zusammengenommen. Bekanntlich ist in den Jahren 480 und 479 Athen mit der Akropolis von den Persern in einen Trümmerhaufen verwandelt worden; Thukydides berichtet, daß nur wenige Häuser stehen blieben, nämlich die, in welchen die vornehmsten persischen Offiziere gewohnt hatten. Erst Kimon begann mit der Befestigung und Bebauung der Akropolis, welche Perikles zu ideal-schöner Vollendung führte; die Ueberreste aus der Peisistratidenzeit mußten damals als Grundlage für die neuen Bauten dienen. Der griechischen Generalexpedition der Alterthümer ist es nun in der jüngsten Gegenwart gelungen, den sogenannten Perserschutt bei Seite zu räumen, und da, wo wir gewohnt waren die Prachtbauten eines Perikles zu bewundern, kamen beträchtliche Reste von großen Bauwerken und Giebelreliefs, eine Menge von Statuen, Bronzen, Terrakotten, Basen zum Vorschein, welche theils als die Spuren der durch das siegreiche Perserheer im Jahre 480 verübten Verwüstung anzusehen sind, theils einer diesem Ereigniß um Jahrhunderte vorausliegenden Zeit angehören. Die Akropolis mit ihren Museen kann man jetzt Dank Kabbadias' und Dörpfelds rüstiger Thätigkeit als eine auf Jahrzehnte ergiebige Fundgrube für die archaische Wissenschaft ansehen. Reste der ältesten Ansiedlungen sind in der pelagischen oder troischen Festungsmauer zu Tage getreten, welche wie später der Kimonische und Perikleische Mauerring die Burg von allen Seiten umgab und am westlichen Aufgang als dem für feindliche Angriffe geeignetsten die mächtige Stärke von fast 6 m aufweist; ferner in den Fundamenten pelagischer Häuser im Osten und im Süden der Akropolis, aus Bruchsteinen und ungebrannten Lehmziegeln, 9/2 m unter dem Niveau des Parthenon, zuweilen mit Ueberbleibseln von Werkzeugen und Geräthen, in den Gräbern mit Vasenscherben mykenischer Technik. Im Jahre 1887 stieß man östlich neben dem Erechtheion auf die Mauern des alten Palastes der Landeskönige, auf das „feste Haus des Erechtheus“ mit dem Altar des Zeus Herkeios in der Mitte des Hofes; feinem Grundriß nach entspricht dieser Palast dem Hause der heroischen Könige in Tiryns, Troja und Mykenä, seiner Entstehung nach ist er wohl auch der 2. Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. zuzuweisen. Auch der nördlich vom Parthenon gelegene, noch unter die Kopenhalle des Erechtheusheiligthums reichende alte Tempel der Athena Polias, der von den Persern bis auf die Cella zerstört wurde, ist im Jahre 1885 aufgedeckt worden; feinen bildnerischen und architektonischen Schmuck verdankt er dem für den Cult der Athena eifrig bemühten Tyrannen Peisistratos, — derselbe hat zu Ehren der Athena, seiner Schutzgöttin, die großen Panathenäen eingeführt — wäh-

Die neuesten Ausgrabungen auf griechischem Boden. 2[^]
rend das Tempelhaus, dessen Anlage für den Parthenon vorbildlich war,
einer früheren Zeit angehören mag. Dörpfeld meint, daß in dem Doppel-
gemach im Innersten dieser Cell» das Schatzhaus der Athener (ö öir[^]Ss'So[^]z)
zu suchen sei, nicht, wie man bisher annahm, in der westlichen Vorhalle
des Parthenon. Nach den im Perserschutt gefundenen, aus attischem
Kalkstein (Porös) gefertigten Hochreliefs ist ersichtlich, daß vor der Ka-
tastrophe des Jahres 480 auch noch andere Heiligthümer, darunter ein
Heraklestempel die Burg der Athener geschmückt haben. Denn zur freu-
digsten Ueberraschung aller Kenner und Liebhaber der antiken Kunst
wurden im Jahre 1882 zwei farbige Giebelreliefs aus Porosstein aus
der Schuttschicht hervorgezogen, von denen das eine besser erhaltene den
Kampf des Herakles gegen die neunköpfige lernäische Hydra, das andere
das Ringen desselben Helden mit einem Triton, einem schlangenartiges
Ungeheuer mit Fischschwanz und menschlichem Kopf und Oberkörper dar-
stellt. *) Im Verlaufe der Jahre 1887 und 1888 wurden aus derselben
schützenden Decke zwei noch größere bunte Giebelgruppen in Hochrelief
ausgegraben, — jeder der beiden Giebel maß etwa 1 m Höhe zu 8,50 ra
ganzer Länge — welche wahrscheinlich einem und demselben Tempelge-
bäude angehörten. Wir sehen wiederum diesen merkwürdigen Kampf
zwischen Herakles und dem Triton, nur in umgekehrter Richtung von
links nach rechts sich abspielend, und auf der andern Seite den Kampf
des Göttervaters Zeus gegen den Typhon, die Perfonisation der vul-
kanischen Gewalt, ein geflügeltes, in Schlangenleiber ausgehendes Unge-
heuer mit drei bärtigen Köpfen und drei männlichen Oberkörpern, mäh-
rend links daneben der Zeussohn Herakles in der bekannten Ausrüstung,
nämlich seine Keule schwingend und in ein Löwenfell gehüllt, gegen die
Schlange Echidna losstürmt. In diesen Giebelgruppen besitzen wir die
ältesten auf uns gekommenen, vielleicht aus der Zeit des Solon stammenden
Werke der einheimischen attischen bildenden Kunst, Skulpturen, noch
unbeeinflußt von der feinen Technik, welche aus den jonischen Asien über
die Inseln des ägäischen Meeres in Attika eingeführt wurde. Besonders
merkwürdig werden diese Funde dadurch, daß sie uns den älteren Brauch
der Giebelverzierung durch Reliefs, noch nicht durch freistehende Figuren
mit neuen reichen Beispielen belegen, ferner daß sie uns deutlich die Ver-
bindung der Malerei mit der Bildhauerkunst beweisen; noch heute nach
etwa 2500 Jahren sind die Farbspuren auf der Gewandung und den
Körpertheilen der Figuren sichtbar. Am Typhon z. B. umrahmen blaues,
über der Stirn steil emporstehendes Haar ^ der mittler« der drei Köpfe
hat weißes Haar —, blauer Kinn-, Backen- und Schnauzbart — daher
wurde von den Arbeitern der zuerst gefundene Kopf „Blaubart" genannt
^ ein rothes Gesicht, dessen gelbes, mit grüner Iris und schwarzer Pu-
*) Vielleicht haben wir hier Reste ocS Giebelschmuckes eines Heralleions vor uns

21.2 Paul Habel in Vleslau. 7

pille beumtles, von schwarzen Lidern und schwarzen Brauen bedachtes Auge, verbunden mit einem grinsenden Lachen, die ganze Erscheinung zu einer im höchsten Grade grotesken und abenteuerlichen stempeln. Am Leibe der Echidna wechseln roth, weiß und blau mit einander ab. Der Reliefgrund ist farblos gelassen worden. Man muß gestehen, ein farbenprangendes Bild hat der Künstler geschassen, wenn auch nicht ein naturwahres. Auch vom Athenatempel des Peisistratos, mit dessen Bauthätigkeit die Verbreitung der von den Inseln herübergekommenen feineren Bearbeitung des Marmors zusammenhängt, sind 1882 Bruchstücke von Giebelfiguren gefunden worden, welche Athen« (und andere Götter) im Gigantenkampfe darstellen; ebenso sind die Reste eines Porosreliefs von dem Giebel des derselben Zeit des Peisistratos ungehörigen ältesten Dionysostempels erhalten, dessen Fundamente unter dem jüngeren Dionysostempel am Südostabhange der Burg in der Nähe des Dionysostheaters freigelegt worden sind. Hieran schließt sich (seit 1885) eine beträchtliche Anzahl lebensgroßer archaischer Porträtstatuen, wahrscheinlich Priesterinnen der Stadtgöttin darstellend, ebenfalls mit Farbspuren (grün und roth), gekennzeichnet durch Unproportionalität der Glieder, winklige Stellung der Augen, typisches Lächeln des Mundes, lang geflochtenes, perrückenartiges Haar, lange, ängstlich stilisirte Gewandung; ferner eine Reihe bemalter Bauglieder (aus Porosstein) von Tempeln und den älteren Propyläen, so daß unsere Kenntniß von der Polychrom« der antiken Bau- und Bildwerke hier durch die Funde auf der Akropolis in kurzer Zeit eine unerwartet bedeutende Bereicherung erfahren hat.

So hat der Perserschutt wie eine schützende Decke Reste einer alten Eultur aufbewahrt, die mit eigenen Augen zu schauen mir kaum hoffen konnten; er dient zugleich als chronologische Schicht, so daß wir für alle diese Funde eine unumstößlich sichere untere Zeitgrenze angeben können. Die Ausgrabungen der Generalephorie auf der Akropolis haben auch für die Kunstdenkmäler aus Perikleischer und nachperikleischer Zeit zu wichtigen neuen Ergebnissen geführt. Der Lauf des Kimonischen und Perikleischen Mauerringes kann jetzt überall deutlich nachgewiesen werden; für die Reconstruction der Propyläen sind neue ausschlaggebende Anhaltspunkte durch die Freilegung der Fundamente und durch den Abbruch der mittelalterlichen Baureste gewonnen worden; die Arbeiten des Winters 1888/89 haben nach dein Urtheil Dörpfelds, welchem sich allerdings Curtius nicht anschließen will, bewiesen, daß es auf der Burg niemals einen Tempel der Athena Ergane, der Göttin des Handwerks und der Kunstthätigkeit, gegeben habe; an der Stelle, wo man diesen Tempel suchte, am Südrande der Akropolis, westlich vom Parthenon, ist ein großes, Ende des 5. oder Anfang des 4. Jahrhunderts erbautes Gebäude zum Vorschein gekommen, nämlich die lang gesuchte Chalothek, das Kriegsarsenal des attischen Staates, welches man lange Zeit allgemein in die Südostecke der

Die neuesten Ausgrabungen auf griechischem Boden, 2³
 Burg verlegte und noch vor zwei Jahren in einem Bau an der nördlichen
 Burgmauer nordöstlich von den Propyläen gefunden zu haben glaubte.
 Eine kürzlich entdeckte Inschrift giebt erwünschten Aufschluß über die
 Entstehungsgeschichte und den Aufbau des Erechtheions; ein dreieckiges
 Reliefbruchstück, welches bei der Chalkothek aus dem Schutte ans Licht
 gezogen wurde, ergänzt diejenige Platte vom Ostfries des Parthenon, auf
 welcher Zeus, Hera und eine hinter der letzteren stehende beflügelte Göttin,
 Nike (oder Iris), dargestellt sind; das Fragment enthält den Kopf der
 Nike, den sichtbaren Theil des rechten Flügels und die emporgehobene
 linke Hand. Endlich sind östlich vom Parthenon die Fundamente eines
 kleinen Rundbaues zu Tage getreten, wahrscheinlich die Reste des Tempels
 der Roma und des Augustus (1887). Diese Ausgrabungen auf der
 Akropolis, welche Schätze griechischer Kunst ans Tageslicht förderten, wie
 sie in der archäologischen und kunstliebenden Welt noch nicht bekannt
 waren, sind das Hauptverdienst der griechischen Generalephorie. Augen-
 blicklich ist dieselbe damit beschäftigt, die Grabhügel Mikas, einige von
 Neueni systematisch zu erforschen, nachdem sie im vergangenen Sommer
 (1889) das Heiligthum der Herrin Persephone bei der im südlichen Arkadien
 gelegenen Stadt Lykosura aufgedeckt hat. Außer andern Funden lohnten
 hier die Arbeiten bedeutende Statuenfragmente, vielleicht von der Gruppe
 herrührend, welche der uns bisher nur aus Schriftquellen bekannte messenische
 Künstler Damophon für diesen Tempel angefertigt hatte.
 Daß an den Ausgrabungen auf der Akropolis der griechischen
 archäologischen Gesellschaft zn Athen ein ganz hervorragender Antheil zu-
 kommt, ist bereits erwähnt worden. Diese Gesellschaft
 ap/a^Xv'/i-/.^ 5^«^»), welche sich aus Männern der besten Kreise zusammen-
 setzt, steht im Mittelpunkt aller auf die Erforschung des Alterthums gerich-
 teten Bestrebungen des hellenischen Volkes, überall stößt man auf die
 Spuren ihrer rüstigen und ertragreichen Thätigkeit; und was der beste
 Beweis für das von den Neugriechen diesen Forschungen entgegengebrachte
 rege Interesse ist, sie bestreitet die Kosten für die Ausgrabungen, welche durch-
 schnittlich 30—40000 Mk. im Jahre betragen, durch sreimillige Beiträge.
 Dazu kommen noch mancherlei andere, auch nicht unbeträchtliche Ausgaben,
 so für die Erhaltung der an Ort und Stelle befindlichen Denkmäler, für
 den Ankauf von Antiken, für Ordnung der Museen und der Bibliothek,
 für die Herausgabe der Zeitschriften, sür die Besoldung der Ephoren,
 der Leiter der Ausgrabungen, und der Phylakes, der Borsteher der
 Provinzialmuseen.
 Wohl die Hälfte der genannten Summie ist in den letzten Jahren
 sür die Arbeiten auf der Akropolis verwendet worden. Steigt man in
 die Stadt hinab, so begegnet man der Thätigkeit der Gesellschaft auf der
 Agora am Divylon, dem nordwestlichen Doppelthore Athens, wo die
 alterthümlichen Dipylonvasen, die Vertreter des geometrischen Kunststiles,

2<H j)aul Isabel in Vreslau,

in Menge zu Tage getreten sind, ferner auf dem öffentlichen Begräbnißplatze der im Kampfe gefallenen Krieger, im äußeren Kerameikos, wo Gräber aus macedonischer und römischer Zeit durchforscht wurden, und dann im entgegengesetzten Südostende der Stadt im Bezirke des olympischen Zeus, am Olymvieion, dem größten Tempel auf europäischem Boden, welcher erst von dem römischen Kaiser Hadrian vollendet wurde, nachdem bereits der athenische Tyrann Peisistratos und der syrische König Antiochos IV. Epiphanes daran gebaut hatten.

Ueber das ganze Königreich breitet die Gesellschaft ihre Wirksamkeit aus, Ephoren leiten im Auftrage derselben die Ausgrabungen. So traten in Olympia seit 1884 die Ephoren Demetriades und Philios an die Stelle der Deutschen, allerdings weniger, um neue Schätze zu heben, als um für die Erhaltung der Ruinenstätte und die zweckmäßige Aufbewahrung der Skulpturen, Architekturfragmente sowie der übrigen Funde zu sorgen. In Mykenä hat sich der Ephoros Tsuntas als ein würdiger Nachfolger Schliemanns bewährt. Dieser junge, schon öfters erprobte Archäologe hat im Jahre 1886 den alten Königspalast ausgegraben, welcher seiner Anlage »ach mit den Herrscherhäusern in Troja, Tiryns und auf der athenischen Atropolis übereinstimmt, und dessen aus Quadern und Längshölzern construirte Hofmauer nach Dörpfelds Urtheil lebhaft an die von den Phöniciern aus je drei Quaderschichten und einem Balken aus Cedernholz erbaute Mauer um den Hof des Salonionischen Tempels in Jerusalem erinnern soll. In den Jahren 1887 und 1888 hat Tsuntas in der Unterstadt von Mykenä einundfünfzig prähistorische Felsengräber (in die Felsen eingeschnittene Kammern) und ein Kuppelgrab aufgedeckt, welches sich den sechs bereits bekannten, früher Schatzhäuser genannten Tholosbauten anschließt. Vier von diesen großen Kuppelgräbern sind noch gar nicht erforscht, eins ist von Frau Schliemann ausgegraben worden, und eins ist das schon 1878 von der griechischen archäologischen Gesellschaft freigelegte sogenannte „Schatzhaus des Atreus.“ Alle diese Gräber gehören derselben Culturperiode an, wie der Palast und die sechs Schachtgräber auf der Burg mit ihrem erstaunlich reichem Goldschatze, in denen Schliemann die Gräber des Agamemnon, der Cassandra und ihrer mit ihnen von Klytämnestra und Aegisthos ermordeten Begleiter erkennen wollte. So haben die Arbeiten der griechischen archäologischen Gesellschaft die Forschungen Schliemanns zum Abschluß gebracht, dieselben bestätigend und erweiternd. Ihre reichen Funde, Palast- und Gräberbauten, Wandmalereien, Waffen, Schmuckgegenstände, Thonwaren, waren geeignet, in manchen Punkten das Dunkel, welches über die in ganz Ostgriechenland, auf den Inseln und an einigen Stellen des westlichen Klein-Asien ungefähr für die Mitte und das Ende des 2. Jahrtausends nachweisbare „mykenische Cultur“ ausgebreitet war, aufzuhellen. Freilich ob diese Denkmäler von Griechen, vielleicht von den Achäern, den Vorgängern der Dorer in der Besiedelung

Vie neuesten Ausgrabungen auf griechischem Boden. 2[^]3
des Peloponnes, oder von den indogermanischen Karern und Lykiern oder, von den semitischen Phönikern*) hinterlassen worden sind, darüber gehen die Ansichten noch weit auseinander; ja, es ist sogar von zwei Petersburger Gelehrten, Stevhani und Schulze, unter Berücksichtigung der in den südrussischen Gräbern (Kurganen) gemachten Funde allen Ernstes behauptet worden, daß die mykenischen Schachtgräber von den Herulern herrühren, welche im Jahre 267 n. Chr. aus dem Asowschen Meere absegelten, um sich neue Wohnsitze zu suchen, und dabei ganz Griechenland bis nach Sparta sengend und brennend durchzogen. Wir sehen die Fäden, welche sich in jener alten Zeit über das ägäische Meer spannten und zu einer Mischcultur von stark orientalischem Gepräge sich vereinigten, ohne sie entwirren zu können, bis neue Funde uns neue Wege weisen werden. Um die Mitte des vergangenen Jahres (1889) ist von Tsuntas im Auftrage der griechischen archäologischen Gesellschaft bei Vnsio in der Gegend von Amuklä, südlich von Sparta, ein Kuppelgrab ausgegraben worden, welches derselben „mykenischen Periode“ angehört und seinem Inhalte nach an goldenen und ehernen Waffen, Gefäßen und Geräthen, an geschnittenen Steinen das reichste und für das Studium dieser Zeit werthvollste unter den bisher aufgedeckten Tholosgräbern ist.

Von größeren Aufgaben, welche die griechische archäologische Gesellschaft längere Zeit in Anspruch nahen, sind noch zu erwähnen die Ausgrabungen bei Epidauros, in Eleusis und bei Oropos. Epidauros, von Athen aus auf bequemer Segelfahrt über den Meerbusen von Aegina leicht zu erreichen, war in: Alterthum eine Heilanstalt ersten Ranges. Seine Bedeutung verdankte es der gesunden, klimatischen Lage, der inedicinischen Tüchtigkeit der Priesterschaft des Asklepios und dem Glauben an die Allmacht der Heilgottheiten. Namentlich die Wunderkuren führten die Hilfesuchenden hier in Menge zusammen; drei Stelen mit Krankheits- und Heilungsgeschichten in dorischem Dialekt sind auch hier gefunden worden, welche in der Säulenhalle des Allerheiligsten, des aufgestellt waren. Die Leitung der Ausgrabungen war Kabbadias und nach dessen Ernennung zum Generalephoros der Alterthümer, seit 1885 dem Ephoren Staes anvertraut. Die Kuranstalt, der heilige Bezirk des Asklepios, liegt gegen zwei Meilen von der Hafenstadt, nach welcher sich die Promenadenmege für die Patienten ausdehnten, entfernt; dort sind außer den eigentlichen Kurhäusern und Bädern der Tempel des Asklepios und der Hygieia, ein Heiligthum der Artemis, der prächtige, an auffallenden Neuerungen reiche Rundbau (Schatzkammer, Tholos), des großen Polnklet, ferner das Theater des Polyklet, das größte aller bisher ausgegrabenen *) Dörpfeld vergleicht die Festungsanlage von Tiryns mit der der Akropolis <Byrfa) von Karthago und sieht in derselben ein Werk phönischer Baukunst. Schliemann hielt Tiryns und Mykenä für phönische Ansiedelungen.

21.6 Paul Habel i, I Vreslau.

Theater, und das Stadion, welche zur Zerstreung oder geistigen Anregung der Kranken dienten, und die Fundamente noch anderer Bauten bloßgelegt worden, zumeist munderbar schöne theils aus der Blüthezeit der griechischen Kunst, theils aus den Tagen des Kaisers Antoninus Pius stammende Gebäude, und außerordentlich reich war die Ausbeute an statuarischen und epigraphischen Funden.

In Eleusis, bekannt und berühmt durch die hier gefeierten Mysterien, welche von reinster sittlich-religiöser Anschauung getragen den Menschen der Gottheit nahe bringen sollen und ihm ein ewiges glückseliges Leben gewährleisten, hat der Ephor Philios seit 1884 den ganzen mit einer Umfassungsmauer und gemaltigen Nundthürmen umgebenen, festungsartigen Tempelbezirk aus Schutt und Trümmern erstehen lassen, so daß «ir uns jetzt nach Abschluß der Hauptarbeiten (seit 1888) ein deutliches Bild von dieser den beiden Göttinnen Demeter und Persephone geweihten Oertlichkeit machen können, ein Bild, dessen Züge freilich mehr aus der Zeit der Römer entnommen sind, als aus den Tagen der nationalen Blüthe Griechenlands. Denn die Mehrzahl der Gebäude, darunter auch die „großen Propyläen“, welche dem athenischen Prachtbau gleichen, stammt aus der römischen Kaiserzeit, namentlich aus der Zeit des Hadrian. Von älteren Bauten sind zum Glück die wichtigsten aufgedeckt worden, so wurden die Fundamente und Bruchstücke des alten von Peisistratos angefangenen Weihetempels gefunden (1885), welchen die Perser im Jahre 480 verbrannt hatten; so wurde der große von Iktinos, dem Architekten des Perikles, erbaute Demetertempel ausgegraben (1884), welcher erst den Gothenhorden Alaricks zum Opfer gefallen war. Auch ein besonders werthvoller statuarischer Fund wurde 1885 in Eleusis gemacht; der griechischen archäologischen Gesellschaft verdanken wir nämlich den Besitz des zweiten Originalwelkes des Praxiteles, dem späteren Schaffen dieses hochgefeierten Künstlers ungehörig, den Marmorkopf des Eubuleus, einer den unterirdischen, in Eleusis verehrten Göttern Pluto, Demeter und Kore nahestehenden Gottheit. Dieser Marmorkopf schmückt jetzt das Nationalmuseum in Athen, während der Hermes des Praxiteles, sein Hauptwerk, welcher 1877 bei Gelegenheit der deutschen Ausgrabungen zu Olympia gefunden wurde, aus dem Olympiamuseum auf die alte Feststätte blickt. Gegen Ende des Jahres 1887 wurden die Forschungen der griechischen archäologischen Gesellschaft im Orakelsitz des Amphiaraos bei Oropos abgeschlossen, jener von Athenern und Böotern viel umstrittenen Stadt, in deren Nähe der Seher Amphiararos nach dem für die sieben Helden unglücklichen Kriegszuge gegen Theben auf der Flucht sammt seinem Wagen von der Erde verschlungen worden sein soll. Im Heiligthum, dem Amphiareion, lohnten zahlreiche inschriftliche, statuarische und architektonische Funde die Arbeit des Ephoren Leonardos; besondere Erwähnung verdient die Entdeckung des von den alten Autoren nicht erwähnten Theaters (1886),

Vie neuesten Ausgrabungen auf griechischem Boden. 21.7

dessen aus griechischer Zeit stammendes Bühnengebäude das am besten erhaltene von allen bisher ausgegrabenen Theatern ist (in Evidaurus, ThesviS, Athen, im Piräeus, in Assos) und daher unser Wissen vom antiken Theaterbau wesentlich gefördert hat.

Weit ausschauend war der Plan, welchen die Gesellschaft im vorigen Jahre ausführen wollte, die Ausgrabung von Delphi; zu diesem Zwecke wußte zunächst das Dorf Kastri, welches an der Stelle des alten Delphi liegt, angekauft und abgetragen werden. Aber leider ist derselben der Versuch, die nöthigen Mittel durch eine Anleihe in Wien zusammenzubringen, mißglückt; sollte jedoch noch die Aufdeckung der pythischen Orakelstätte gelingen, so würde dies ein Unternehmen von ähnlicher weittragender Bedeutung sein wie die Ausgrabung Olympias durch die Deutschen.*)

Daneben ist die Gesellschaft noch an vielen andern Stellen kürzere Zeit thätig gewesen; Dieselbe hat Tfuntas in Eretria auf Euböa eine größere Anzahl Gräber untersuchen lassen, bevor sie ihn nach MykenS entsandte, und hat ihm dann einen Nachfolger gegeben, welchem es möglich wurde im vorigen Jahre zahlreiche goldene und silberne Schmuckgegenstände aus den Gräbern von Eretria nach Athen zu schicken; ihrverdanken mir die hübschen Terrakotten aus dem böotischen Tanagra, auch eine Ausbeute der Gräber; im Piräus wurden Festungsmauern, Schiffshäuser und ein Theater aufgedeckt, im benachbarten Hafenorte Zea ebenfalls ein Theater, in Patras, der bedeutendsten Stadt an der Nordseite des Pelopones, wo sich Schiffahrtlinie und Eisenbahn treffen, wurde im vorigen Jahre ein Odeum aus römischer Zeit ausgegraben.

Neben solchen Entdeckungsarbeiten zieht die griechische Regierung wie die archäologische Gesellschaft durch die praktische Verwaltung und die wissenschaftliche Vermerthung der Funde die Augen der Fremden auf sich; auch auf diesem Gebiete brauchen die Neugriechen ein Vergleich mit den ersten der Culturnationen nicht zu scheuen. In der Sorge sür die würdige Aufbewahrung der Denkmälerschätze sieht das hellenische Volk eine Ehrenpflicht; die Publikationen treten nach Inhalt, Druck und Abbildungen den Leistungen anderer Nationen ebenbürtig zur Seite.

Von den drei Staatsmuseen in Athen, welche zum Ressort des Cultusministeriums gehören und von der Generalephorie vermaltet werden, verdankt das eine Akropolismuseum, welches erst 1889 vollendet worden ist, dem jetzigen Generalaufseher der Alterthümer Kabbadias seine Entstehung: das Centralmuseum Κεvρπλxöv ^1«uc?e>sv) in der Unterstadt, jetzt in Nationalmuseum (^5 'LKvlxö,'/ Nouaz?«v) umgetauft, ist von demselben hochverdienten Manne in den Jahren 1888/89 bedeutend erweitert worden, so daß es

*) Nach den neuesten Nachrichten hat Frankreich gegen Zahlung von 5000UU Fr. von der griechischen Regierung die Erlaubnis! erhalten, den Boden Delphis wissenschaftlich zu erforschen.

2^8

Paul Habel in Breslau.

außer der Skulpturensammlung auch besondere Räume für alle in Athen gefundenen Inschriften besitzt, welche der Aufsicht des früheren Bibliothekars des deutschen Instituts Dr. Solling unterstellt sind; ja man beabsichtigt sogar die bei den Aufräumungsarbeiten auf der Burg bei Seite geworfenen Stücke aus byzantinischer und türkischer Zeit in einer mittelalterlichen Abtheilung des Nationalmuseums zu vereinen. Außer der baulichen Umgestaltung hat dieses Museum unter der Verwaltungsthätigkeit von Kabbadias in doppelter Hinsicht ein völlig verändertes Aussehen gegen früher erhalten, einerseits wegen des bedeutenden Zuwachses während der letzten Jahre, andererseits wegen der neuen Aufstellung der Denkmäler. Denn nicht nur für diejenigen Gegenstände, welche aus dem Boden der Unterstadt von Athen und ihrer nächsten Umgebung ans Tageslicht gefördert werden, ist dieses Museum der Aufbewahrungsort; auch die Reste des Alterthums, welche die griechische archäologische Gesellschaft, Deutsche und Franzosen, Engländer und Amerikaner bei ihren Ausgrabungen auf dem Festland wie auf den Inseln des Königreiches aus jahrhunderte langem Schlummer wecken, werden, wenigstens die werthvolleren und kunsthistorisch wichtigeren Stücke, dorthin überführt; das übrige nehmen die Provinzialmuseen auf. Nur die Schätze von Olympia hat die griechische Regierung von der Stätte nicht trennen wollen, mit der sie so eng verwachsen sind; außerhalb der Altis, des heiligen Haines des Zeus, auf dem rechten Ufer des Kladeos, erhebt sich seit der Mitte des Jahres 1888 das nach den Plänen Zillers von Syngros erbaute Museum der Olympia-Alterthümer, deren Aufstellung unter der Leitung des Bildhauers Grüttner, eines Schülers von Schaper, vorgenommen worden ist. Bei der Anordnung der Denkmäler im Nationalmuseum ist für Kabbadias der historische Gesichtspunkt maßgebend gewesen unter Berücksichtigung der lokalen und sachlichen Zusammengehörigkeit. Ermähnt sei hier nur, daß die archaischen Bildwerke der Athenischen Sammlung den Gesamtbesitz aller Museen Europas an derartigen Denkmälern nach Zahl und Bedeutung übertreffen, und daß zu den Schätzen des Nationalmuseums die vielen, bei aller Einfachheit schönen attischen Grabreliefs gehören, meist aus dem 5. und 4. Jahrhundert stammend, welche für das Studium des antiken Privatlebens reiches Material abgeben.

Die beiden Akropolismuseen (Μουσείο Ἀκροπόλεως), welche in der äußersten Südostecke der Athenischen Burg liegen, sind nur für die Kunstmerke von der Akropolis bestimmt. Die in den letzten Jahren gemachten Funde haben dieselben mit Schätzen aus vorpersischer Zeit bereichert, die eine empfindliche Lücke in unserer Kenntniß von der Entwicklung der antiken Kunst unerwartet ausfüllten. Hier begegnen mir den oben erwähnten archaischen bemalten Porträtstatuen, hier den buntfarbigen Porosskulpturen, welche den Kampf des Zeus mit dem Typhon und dem des Herakles mit dem Triton, der Hydra und der Echidna darstellen. Da

Die neuesten Ausgrabungen auf griechischem Boden.

21.9

aber diese so wichtigen Denkmäler der ältesten griechischen Kunst nur in oft sehr kleinen Bruchstücken aufgefunden wurden, so begann, nachdem die Aufräumungsarbeiten abgeschlossen waren, unter der Leitung der Generalephorie in den Räumen des kleineren Akropolismuseums eine neue rührige Thätigkeit, die Fragmente zu ordnen und zu einem Ganzen zusammenzusetzen, außerdem Maßregeln zur Erhaltung der so lange dem Lichte entzogenen Farben, die zu verbleichen drohten, zu treffen; hierin erwarb sich das größte Verdienst der Künstler Kalloudis, unter dessen Händen sich das Zusammengehörige glücklich wieder zusammenfand.

An diese drei Staatsmuseen Athens reiht sich die an Werken der Kleinkunst, an Bronzen und Terrakotten, überaus reiche Sammlung der griechischen archäologischen Gesellschaft, welche im Polytechnikum aufgestellt und der Fürsorge des Directors Athanasias Koumanoudis anvertraut ist.

Außerdem zeigt sich die ausgedehnte Wirksamkeit der Gesellschaft auch in der Anlage von Provinzialmuseen (Μησεμνολογικα), welche von Phylakes verwaltet werden. Diesem Vorgehen ist es ohne Frage zu verdanken, wenn sich das Verständnis für den Werth der Alterthumsforschung unter den Neugriechen immer mehr verbreitet, so daß schon fern von dem Centrsitze aller derartigen Bestrebungen Vereine bestehen, welche, wenn auch mit einem Anflug von Localpatriotismus, der athenischen Gesellschaft naheifern. Auf Kandia, welche Insel ihrer ganzen Vergangenheit nach zu Griechenland gehört und gerade jetzt die politische Vereinigung mit dem Königreich Hellas erstrebt, hat sich eine derartige archäologische Gesellschaft gebildet, welche unter Leitung von Chatzidakis die Kenntniß des alten Kreta wesentlich gefördert hat und unter Anderem seit 1887 bedeutende in der Nähe von Gortyna gemachte Funde aus der mykenischen Culturperiode in ihrem Museum aufbewahrt. Hier befindet sich auch das oben erwähnte Stadtrecht von Gortyna. Wenn sich diese Gesellschaft mit Schliemann vereint hätte, welcher im Jahre 1889 auf dem Burghügel der Stadt Knossos mit Hacke und Spaten nach dem Palast der alten Landeskönige suchte, so hätte sie sich um die Erforschung der ältesten griechischen Cultur, welche nach der Ueberlieferung in Sage und Geschichte auf der Insel des Minos üppig geblüht, ja sogar vielleicht von hier ihren Ausgang genommen hat, gleich große Verdienste erwerben können wie die athenische Gesellschaft durch die Ausgrabung von Mykenä. Der kretische Boden birgt sicher reiche Schätze aus sehr alter Zeit; sind doch z. B. im Jahre 1877 bei den Grabungen, welche ein angesehenener kretischer Kaufmann in der Nähe von Knossos veranstaltete, viele Vasen der mykenischen Gattung gefunden und Mauerreste eines großen, an den tiryntischen Palast lebhaft erinnernden Gebäudes aufgedeckt worden, in welchem man sogar das Labyrinth des Dädalos erkennen wollte.

Auch in der im östlichen Arkadien gelegenen Stadt Tripolitza ist im Jahre 1888 aus Privatmitteln, aber unter staatlicher Leitung nach den

Paul Habel in Breslau.

Plänen Zillers ein Museum erbaut worden, welches zunächst die Alterthümer von Mantinea und Tegea, dann überhaupt die im ganzen Peloponnes gemachten Funde aufnehmen soll. In Mantinea waren die Franzosen seit 1887, in Tegea, seit 1888 thätig. Die reichhaltigen Ergebnisse ihrer Ausgrabungen in Mantinea sind die Veranlassung für die Gründung des Museums geworden; freilich hat sich dasselbe mit den unbedeutenderen Stücken begnügen müssen, während die kunsthistorisch wichtigeren Denkmäler, in erster Linie die drei im August 1887 gefundenen Nelielvatlenj von denen auf der einen der musikalische Wettkampf zwischen Apollo und Marfyas dargestellt ist, die beiden andern aber je drei Musen enthalten, dein athenischen Nationalmuseum einverleibt worden sind. Diese großen und schönen Skulpturen vom Denkmal der Latona und ihrer Kinder stammen sicher aus dem 4. Jahrhundert v. Chr., man glaubt sogar dieselben auf Praxiteles zurückführen zu dürfen. Den Ausgrabungen der Franzosen auf den Kvkladen, welche uns Aufschluß über die hier einst blühenden Kunstschulen gebracht haben, verdankt auch das auf der im Mittelpunkte des Dampfschiffverkehrs des ägäischen Meeres liegenden Insel Svra (Syros) in der Stadt Hermupolis befindliche Museum, welches als Sammelfelle der plastischen und epigraphischen Funde von diesen Inseln dienen soll, den Hauptbestandtheil seiner Schätze.

Die Schriften endlich, durch welche die Neugriechen nach dem Vorgange der andern Nationen die Kenntniß der neu entdeckten Denkmäler in Wort und Bild zu verbreiten bedacht sind, erfreuen sich allgemeiner Anerkennung, namentlich gehören die Abbildungen zu den besten Erzeugnissen der Photographie und des Lichtdruckverfahrens. Auch für das Gebiet der Publicationen ist Kabbadias als Reformator aufgetreten; er hat es 1888 veranlaßt, daß das seit 1885 von der griechischen Generalephorie in unbestimmten Zeitabschnitten herausgegebene «pX«^'^^ von nun an in monatlichen Heften mit einem reichhaltigen und merthvollen Inhalt erscheint, welcher sich aus Nachrichten über Ausgrabungen und Funde im ganzen Königreich, über die Neuerwerbungen der athenischen und der Provinzialmuseen, über die Museumsarbeiten und aus vermischten archäologischen Notizen zusammensetzt. Die von den Beamten der archäologischen Gesellschaft über die von ihnen geleiteten Ausgrabungen erstatteten Berichte sind in den seit 1872 erscheinenden Jahresberichten dieser Gesellschaft r^s 'H^va^ ^-/'«nX^'.x/.z 'tÄ«^>'«?) enthalten, während die Denkmäler in der seit 1883 von der Gesellschaft neu herausgegebenen) 'LPT^sp!; «^/«^/.«^.'/z abgebildet sind, welche Zeitschrift namentlich die polychromen Darstellungen in ganz naturgetreuer Weise zur Anschauung bringt. Ein Theil der Funde, in erster *) Die alte 'l^^lz «^»ivXs-s«^ erschien seit IM, in welä>cm Jahre die genannte Gesellschaft de gegründet worden ist.

Die neuesten Ausgrabungen auf griechischem Boden, 22^

Linie derjenigen auf der Akropolis wird jetzt auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht in dem seit 1887 in Athen erscheinenden, großartig angelegten Lichtdruckwerke „Die Museen Athens“ von Gebrüder Nhomaidis (siehe die von Kabbadias in Angriff genommene Katalog des Centralmuseums die Ergänzung bildet.

Mit so regem Eifer und so glücklichem Erfolge wird die archäologische Erforschung des griechischen Bodens von Deutschen und Neugriechen betrieben. Mit diesen beiden Nationen suchen die Franzosen, Engländer und Amerikaner zu wetteifern, welche alle drei durch archäologische Schulen in Athen vertreten sind, die Franzosen seit 1846 durch die *École française* (seit 1876 unter den Namen Institut *français d'études archéologiques* unter Foucart's Leitung, die Engländer durch die *Hellenic School*, deren Vorsteher Gardner ist, die Amerikaner durch die *American School* (welche erst 1882 eröffnet wurde und vor Kurzem in Waldstein einen ständigen Director erhalten hat. Aus dem freundschaftlichen Verkehr der in Griechenland neben einander wirkenden Institute ist der Wissenschaft schon mancher Vortheil erwachsen. An der Umgestaltung der Akropolis haben auch Vertreter dieser drei Schulen thätigen Antheil genommen; nächst den Deutschen und Neugriechen haben sich die Franzosen durch Ausgrabungen auf griechischem Boden die meisten Verdienste erworben, während das Arbeitsfeld der Engländer und Amerikaner mehr in Klein-Asien zu suchen ist.

«o?d und Süd. I.VI, I«7.

I,,

Drei Bücher, drei Schicksale.

von

Gl« tzansson

— 5t, ligiei sui veoeey, —

I.

^eit Langem hat die skandinavische Literatur keinen so interessanten und reichen Jahrgang gehabt, wie den Herbst 1890. Um ein Gegenstück dazu zu finden, müßte man auf 1886 zurückgehen, als das nordische Kleeblatt: Garborg, Krogh, Jäger alle drei nordischen Reiche in Feuer und Flammen setzte mit seinen Schilderungen des Christiania-Vohzme-Lebens, oder auf die ersten Erntejahre der neuen nordischen Dichtung, als man jedes neue Vuch mit derselben Sonntagsandacht in die Hand nahm, mit der die alte Frau aus dem Volke die große Bibel im gepreßten Einband und Silberfpangen aus dem Schrank holt, wenn die Glocken zum Gottesdienste läuten. Diefes eigenthümliche Interesse und die Bedeutung der letzten Nuchsaio» knüpft sich ausschließlich an drei Arbeiten: „Verschrieben —“ von Holger Drachmann, „An offener See“ von August Strindberg und „Dichterleben in Norwegen“ von Arne Garborg. An und für sich, und vom literarischen Standpunkte aus betrachtet, sind diese drei Arbeiten Werke ersten Ranges, typisch, klassisch, und haben ihren Platz in der ersten Reihe der Productiou ihrer Verfasser sowohl, wie innerhalb der gesammten neunordischen Literatur. Was dem Genuß derselben sein ganz eigenthümliches Vouquet giebt und was sie alle drei als ein und dasselbe Zeitphänomen kennzeichnet, ist, daß sie alle drei Abrechnungen sind, in welchen jeder einzelne der drei hervorragendsten Schriftsteller der drei skandinavischen Länder sich mit seinem Volk, seiner Zeit und seinem Milieu auseinandersetzt.

Drei Bücher, drei Schicksale,
222

Das kleine Skandinavien ist gegenwärtig mit einem jener vngmci-ischen Apfelbäume zu vergleichen, deren dünne Zweige das Uebermaß der Früchte zur Erde beugt, wenn sie nicht vom Besitzer durch Spaliere abgestützt werden. Die kleinen nordischen Völker — wenigstens zwei von ihnen — haben diese nothwendige Pflege des Cultur- und Literaturbaumes, der, überlastet mit schönen, nährenden Frächten, in ihrem Garten wuchs, außer Acht gelassen, und die Früchte sielen in den Schmutz. Mehr als das: wie ein paar arme Eltern, wenn das Haus schon voller Kinder ist, jeden neuen Ankömmling gleichgiltig oder unwillig empfangen, ihn mit Nachlässigkeit oder Härte behandeln, — so haben die armen Nationen am Nordpol gegen die Letztgeborenen der Cultur verfahren, der barbarischen Sitte des Kinderaussetzens folgend, die seit der Heidenzeit da droben heimisch war. Ihre allzu große Fruchtbarkeit hat sie entweder gefühllos, oder vertilgungsluftig gemacht gegen ihre eigenen Abkömmlinge. Es ist ein tiefgründiges, complicirtes, psychologisches Gesetz, das hierin bestimmend war. Was indessen die Kleinheit und Armuth der Nationen vorbereitet als eine vorhandene Disposition, das hat die durchaus unproportionirte Größe der literarischen Persönlichkeiten vollendet. In der nordischen Hütte ist der Raum knapp und das Dach niedrig — menschliche und geistige Individualitäten wie Drachmann und Strindberg sind mit dem Kops durch das Dach gewachsen und haben den kleinen Hausrath der Hütte mit ihren großen Geberden durcheinander geworfen. Dänemark, das heißt ein Paar kleine Inseln und eine etwas größere Halbinsel, lebt sein prekäres Leben durch und trotz seines krankhaft großen Herzens, der Hauptstadt Kopenhagen, und dieses Kopenhagen ist eigentlich nichts als ein Caf5, wo alle Einwohner des Orts sich jeden Abend zu ihrem Bier und ihrem Klatsch versammeln, und wo ein ungeregelter und titanischer Drachmann jeden Abend Skandal machen kann vor allem Volk. Schweden ist wie eine lange Geschichte mit Lücken: zerstreute Kleinstädte und weite Einöden, kleine Gemeinschaften und große Distanzen, in denen jede Gemeinschaft ein Einsiedlerleben führt und jeder Laut sich in den endlosen Abständen verliert. Wenn Strindberg Europas und seines eigenen Neue-Welt-Geiftes Neuigkeiten per Telephon mittheilen will, findet er ein Dunkel ohne Leitungen. Norwegen schließlich mit seiner Hauptstadt von fremden Kolonisten und feinem Hinterland dummstolzer Bauern, — was hat Norwegen mit Garborg zu thun, dem naiv-lächerlichen, ehrlichen Bauerntöpel für die Christiania - Bourgeoisie mit den „plattdeutschen Namen“ und dem Freidenkeraussätzigen sür die Dorfintelligenz.

II.

Holger Drachmanns literarisches Hervortreten datirt sich aus der ersten Epoche der neuen skandinavischen Dichtung. Drachmann ist einer von den Veteranen. Er hatte den Pinsel geführt, ehe er zur Feder griff; aber

22H Vla Izansson in 2t, ligier 5ur vcvey,
das Schilderungsobject blieb unverändert beim Vertauschen der Schilderungsmittel: das Meer. Der junge talentvolle Marinemaler wurde der genialste Marinepoet, den Skandinavien gehabt hat. Drachmann hat einmal vom Meer gesagt, daß es das ewig Wechselnde sei, „wechselnd wie das eigene Gemüth des Dichters.“ Drachmanns eigene Seele, die des Menschen sowohl wie die des Dichters, hat auch wirklich immer diese Verwandtschaft und Art verrathen; sie war immer ein ungreifbares wechselndes Lichtspiel auf einem horizontlosen Spiegel, Licht und Schatten in unvermittelten Uebergängen und den delikatesten Vertonungen, eine Welle in der Sommersonne, ein Tcean unter'm Sturmgewölk, eine Vrandung bei nächtlichem Gewitter. Drachmanns erste Dichtung war Lyrik, Stimmungen vom Meer mit einem leichten Ballast allgemein jugendlichen Nevolutionsgeistes. Drachmanns ganze spätere Production, wie bunt und ungleichartig sie auch erscheinen mag, ist nur eine Mannigfaltigkeit von Stengeln, welche Blumen von uerfchiedener Farbe tragen, aber alle aus derselben Wurzel, aus demselben Keim hervorgemachsen sind. Er hat Gegenwartsromane, historische Abenteuer, moderne Salonschauspiele, Märchendramen, Neiseschilderungen, polemische Novellen geschrieben. Aber überall ist seine Dichtung Lyrik, im einen Buch in Versen, im anderen Buch in Prosa, am häufigsten Verse und Prosa durcheinander, — ganz subjectiv und ganz Stimmung, chaotisch und reich, ohne Uebersicht und Zusammenhang in der Psychologie, ohne beherrschten Plan in der objectiven, technischen Composition. Fast überall kehrt er zum Meer zurück, entweder um in Versen dessen Natur in ihren verschiedenen Stimmungen, oder um in Novellen das Leben der Menschen auf ihm und an ihm, das Leben der Fischerbevölkerung zu schildern, oder um, wie in der „Tochter der Wasser“ in einem historischen Roman, der wie ein Märchen schließt, es in einer großartigen Phantasiegestalt zu symbolisiren.

Der revolutionäre Geist in Drachmanns ältesten Gedichtsammlungen erhielt sich allerdings nicht. Er war nicht das Werk der Ueberlegung, oder der persönlichen Erfahrung, nicht eine Lebensanschauung, sondern blos eine Stimmung. Sie kam und ging wie andere Stimmungen, lebte das Eintagsleben der Stimmung und verschwand. Die See ist ja auch nicht immer Wogen und Sturm, auch ihre Wellen plätschern gern in den idyllischen kleinen Buchten und strecken sich träge im Sonnenbad eines Sommertags. Zu der Zeit, als Drachmann seine ersten Gedichte schrieb, lag es in der Luft Freiheitsfreund zu sein, ungefähr wie im Deutschland von 1848. Zur selben Zeit wurde in Skandinavien die Forderung aufgestellt, daß auch die Muse Magd im Dienst der demokratischen Arbeit sein solle: Die Dichtung sollte die actuellen Fragen behandeln, und „Probleme zur Debatte bringen.“ Drachmann, wie alle anderen, folgte der Ströniung, gehorchte dem Wort; auch seine Production beschäftigte sich mit Problemen, nicht blos mit denen, die organisch aus seiner Persönlichkeit gewachsen waren, sondern

Vre! Bücher, drei Schicksale.

225

auch mit denen, die auf Volksversammlungen, in Discussionsclubs und Reichstagsitzungen gewogen und gehandhabt wurden. Da er indessen ganz und ausschließlich Stimmungsmensch war, ganz in dem Glauben des Augenblicks aufging, unvermögend war, entgegengesetzte Einflüsse und Standpunkte gegen einander abzuwägen, konnte er in seiner Dichtung blos heute die eine, morgen die andere Tageslosung geben und beide trieben steuerlos auf den Wogen, die die natürliche Daseinsform seiner Seele waren.

Mitten hineingeschleudert in das sterile kleinliche Gezänk, aus dem nun seit ein paar Jahrzehnten Danemarks öffentliches Leben bestanden hat, von der einen Partei zur anderen geworfen und wieder zurückgeworfen wie ein treibendes Boot, ein Spielball für alle Stimmungswinde, um seine Illusionen betrogen auf jedem Strande, wo er landete, immer aber mit allen Segeln auf und immer die Seele voll guten Windes, konnte er es nicht vermeiden, den Eindruck eines Wetterhahns, eines einfachen Strebers zu machen, wenn er an dem einen Tage volkliche Weisen für die Linke schrieb und am anderen Tage patriotische Hymnen für eine Befestigungsversammlung der Rechten dichtete. Denn alle Parteien nützten diese lyrische Goldader aus, die Danemarks reichste seit Oehlenschläger ist, und der Dichter bekannte jedesmal Farbe in ihrem schreiendsten Extrem, vom socialdemokratischen Roth durch das liberale Grau bis zum äußersten Gegensatz, dem Estrupschen Erzconservatismus, für den er Gedichte über das Thema: Gott, König, Vaterland zu den resp, Festmittagen verfaßte.

Es ist dieses, sein eigenes Schicksal, was Drachmann in seinem neuen Buch schildert; und indem er sich selbst vertheidigt, hält er ein fürchterliches Gericht über die Gesellschaft und die Zeit, in der er wachsen mußte.

„Verschrieben —“ ist ein enormes Buch von zwei Bänden und 900 Seiten, ein Umfang, der in Deutschland viel weniger auffallend ist, als in Skandinavien. Der Verfasser nennt das Buch selbst einen Roman, aber das ist ein ganz zufälliger Titel. Das erste Kapitel spielt vor ungefähr 15 Jahren, und das Schlußkapitel nach ungefähr 10 zukünftigen Jahren.

Es ist mit „Verschrieben —“ wie mit einem Regenwurm, man kann ihn in soviel Stücke schneiden, wie man Lust hat, jedes Stück regt sich ebenso lebendig, wie vorher. Die Arbeit ist wie ein kostbarer Vorhang, in zwei Mustern gewoben, die regellos durcheinander geworfen sind, aus der einen Seite Wirklichkeitsschilderung, Satire, Persiflage, auf der anderen Poesie, Traum, Phantasie, Phantastik, zu Gedichten gewordenen Vogelgezwitscher in der Seele, Sommernachtsmondschein zu Menschen verdichtet, Zukunftsgesichte mit ebenso illusorischer Anschaulichkeit ausgemalt, wie Stücke aus dem gegenwärtig vorhandenen Milieu. Man weiß nicht, wo der Naturalismus aufhört und wo die Nomantik anfängt, ebenso wenig, wie man sehen kann, wo die eine Welle im Meere endet und die andere beginnt. Die Beleuchtung der Wirklichkeit mischt sich mit der des Traumes auf dieselbe Art, wie wenn der Mondschein in ein Zimmer fällt und sich am

226 Vla Lansson in 5t. ligiei sui vevey.

Lampenlicht bricht. Die zahlreiche Personengalerie hat auch dieselbe eigene Zusammensetzung aus Straßentypen und ätherischen Geschöpfen: dieselbe Person, die im einen Augenblick uns ebenso concret und lebendig zu sein scheint, als hätte sie uns gerade vor unserer Thür begegnet, deren Tonfall wir zu kennen glauben, deren Blick Erinnerungen in uns erweckt, deren Hände wir zu greifen meinen, kann im nächsten Nu plötzlich so wesenlos weiden, wie ein Schatten, oder verschwinden wie Nebelgebilde zwischen den Baumstämmen in einer Mondscheinnacht im Walde. Ein Msums der Handlung dieses Buchs, der Ereignisse und der Fabel zu geben, ist aus diesem Grunde sowohl schwierig, wie fruchtlos. Dasselbe gilt von der Charakterisirung der Personen. Diese, wie jene, sind getheilt zwischen zwei Welten, der gesetzbestimmten der Wirklichkeit und der willkürlichen der Phantasie; und hinter der einen wie hinter der anderen steht immer das Symbol, — das Symbol, nach dem man suchen muß um ganz verstehen und ganz würdigen zu können. Wollte man, wie üblich bei einem modernen Wirklichkeitsroman. verfahren, so könnte man den Inhalt folgendermaßen referiren: Henrik Gerhard, ein junger Maler und Dichter, ist nach einem vieljährigen Aufenthalt im Auslande heimgekehrt. Sein intimster Umgangsfreund in Kopenhagen wird ein anderer junger Dichter, Ulf Brynjulffen, ein unregierlicher Stiudelkopf, ein genialer Vagabund, das sutaut þærlu, der Familie und der Hauptstadt. Eines Abends, als die beiden jungen Männer in einem Varióttó gelandet sind, machen sie Bekanntschaft mit einer Chansonnettensängerin, in die sie sich beide verlieben. Das junge Mädchen ist eine höchst seltsame Erscheinung. Von« Hause weggelaufen, da die Eltern sie mit einem Mann verheirathen wollten, der ihr widerwärtig war, ließ sie sich schließlich an einem Variola engagiren. Sie ist der Stolz des Etablissements, nicht blos eine Priesterin der Schönheit, sondern auch der Moral; sie ernährt ihre Eltern mit ihrer Gage — und ist allen Versuchungen von Seiten der Männer unzugänglich, abgesehen von dein festen Verhältniß, in dem sie zu dem Manne steht, der sich ihrer in der großen Krise ihres Lebens angenommen. Alle Männer huldigen ihr wie einein höheren Wesen, und die beiden, mit denen sie in intime Berührung gekommen ist, werden durch sie veredelt, verfeinert und gestärkt. Ihr Befchützer Helvig, ein Dutzendkaufmann, der bei unserer ersten Bekanntschaft mit ihm sich als vollendeter Geck offenbart, legt am Schluß des Buchs eine so beseelte und vorurtheilsfreie Auffassung des Weibes und der Liebe an den Tag, wie blos der Verkehr mit dieser selten idealen Eva ihn zeitigen konnte. Ulf wirft Alles und sich selbst über Bord, da er ihre Gegenliebe nicht gewinnen kann, aber auch ihm wird ein Strahl von der Sonne ihrer Liebe zu Theil, indem sie ihn auf feinem Sterbebett pflegt. Gerhard schließlich, der sich in „die gute Gesellschaft“ hineinverheirathet und ganz in das conventionelle Leben aufgegangen ist, bricht in unwiderstehlichem Drange nach dem lichten Dämon in Gestalt

vre! Bücher, drei Schicksale, 227

einer Chanfonnettensängerin mit allen socialen Banden, mit seiner Familie, seinem Publicum, seiner Frau, — um seinem besseren Ich treu zu sein[^] das sie zur reinen Essenz concentrirt sehen will, um es lieben zu können.

Aber mit einem solchen Referat ist nichts gewonnen, außer daß man die Schöpfung des Dichters banalisirt hat.

Diese Edith, die Heldin, ist nicht blos die Chanfonnettensängerin, sondern die Elfe. Sie ist elftere, wenn der Verfasser das Lampenlicht der Wirklichkeitsschilderung anwendet, und letztere, wenn er den Mondschein der Phantasie gebraucht. Sie ist nicht in erster Linie ein junges Mädchen, in Armuth geboren, in Schmutz lebend und doch vornehm und rein; sie ist vor allem der innerste, schneeweißeste Traum eines mächtigen Lyrikers. Sie ist in Drachmanns Schilderung nicht einmal blos das — die Essenz seiner eigenen Sehnsucht, sein eigenes überirdisches Frauenideal —; sie ist der eigentliche gute Grund in der Natur des dänischen Volks, das Gefühl des nationalen Selbstbewußtseins, das, übersehen, getreten, unverstanden, verachtet von den oberen Zehntausend der modernen Gesellschaft, sich zurückgezogen hat in Kleinbürgerstuben und Vergnügungslokale, um ein Leben in Schande und Unbemercktheit hinzubringen, eine echte Perle ohne Fassung wie ein Volkslied in einem Variötö.

Wenn auch in Lumpen gekleidet wie eine Straßendirne, oder in billigem Putz wie die Chansonnette, — sie ist in jedem Fall das Salz und der Sauerteig, die Schönheit und die Freude, die Hoffnung und die Rettung. Vor ihr verfällt der Naturdichter, der geborene Schönheitssinn (Ulf) in ekstatische Anbetung, in die Ohnmachtsverzweiflung des Künstlers vor dem Unerreichbaren, für sie bringt der ehrliche Mann (Gerhard) alle Opfer, und ihr gegenüber metamorphosirt sich selbst des modernen Geld- und Lebemanns (Helmig) Geschäftssinn in lauter Herz und Seele. Denn sie ist eigentlich die leise tönende Weise, die in einer kosmopolitischen Hauptstadt von neueren, fashionableren Melodien übertäubt, ihren ewig jungen Wohlklang unter kleinen Leuten und in der Natur summt, in der Naivität der einen, in der Schönheit der anderen, — das Hohelied der Nation, das als eine Quelle des Muthes und der Todesverachtung hervorsprudeln wird, wenn die Stunde der Gefahr, des Kampfes, des Untergangs das nächste Mal schlägt, ungefähr wie Edith Ulfs Lied an Gerhards Seite anstimmt, während der Feind Kopenhagen stürmt im Jahre 190?.

III.

Ist Einer geeignet Taines Theorie vom Dichter als einem Product von Zeit und Milieu zu widerlegen, so ist es der Schwede August Strindberg. Wer einmal die Geschichte der schwedischen Literatur schreibt, — es ist einer, der erst kommen soll — der wird überhaupt wenig Gebrauch für die erwähnte Theorie haben; er wird auf so viele Ausnahmen stoßen.

328 VI« Hansson in 5t, logier sul vevey.

daß die Regel ganz durchlöchert wird. Im Zeitalter der Französisierung I>»i- piMü-snc« in der schwedischen Cultur, in» Jahrhundert des Gustavianismus, des Zopfs, des Puders, der geleckten Phrasen und des frivolen Lachens, in den Tagen des schwedischen Nococo's steht als Mittelfigur im Bilde Bellmann da, der urnalionalste aller Dichter Schwedens in Geberden und Seele, in Leben und Lichtung, dessen Naturstücke sich ausnehmen wie moderne, realistische Freiluftgemälde unter der antikisirenden, aufgebauten oder faden, immer reflectirt kalten und bleichen Hirten- und Heldendichtung seiner Zeit, dessen Genrebilder aus dem Leben des niedern und allzu fröhlichen Stockholms vollständige Varianten Tenierfcher Kirmesse in einer Watteauschen Epoche bilden, dessen Trinklieder schließlich in Musik und Worten ein so echter Ausdruck für schwedisches Temperament und menschliche Stimmungen sind, daß sie noch heutzutage, nach hundert Jahren, wenn sie gesungen werden, uns, den jetztlebenden Landsleuten des Sängers wie Fleisch von unserem Fleisch und Seele von unserer Seele erscheinen. Und in unseren Tagen, in den Tagen der Prosa und des materiellen Fortschritts, des nüchternen Verstandes und der individualitätslosen Nivellirung. im Jahrhundert der Frauen und der Massen, wird der ganze Vordergrund von einem Mann eingenommen, der ein ganzer Mann, und ein souveraines Individuum und ein spontan sich entwickelnder Geist ist.

Strindbergs gesammte spätere Produktion hat sich um einen gemeinsamen Grundgedanken abgelagert: den Vorrang des hochentwickelten Individuums vor der weniger differenzirten Masse. Seine ganze Dichtung ist im Grunde, als ein Zeugniß der Selbstentwicklung und als Data zur Autobiographie eines Geistes betrachtet, ein Ausschlag desselben Grundgedankens, Auch direct, in den behandelten Motiven und Personen schimmert das durch. Strindberg war durch sein Naturell immer sowohl itriegsmann, wie Dichter. Sein erstes Drama „Meister Olof“ verherrlichte in der Gestalt Gerdt, des Buchdruckers, die freie Intelligenz, die weiß, daß die Wahrheit des Heute sich als die Lüge des Morgens entpuppen wird, die beständig hinter dem jetzt Bestrittenen sich noch Anderes, noch Weitumfassenderes in immer wachsenden Proportionen, an immer weiteren Zukunftshorizonten erheben sieht. Sein erster Noman: „Das rothe Zimmer“ schilderte einen jungen Mann, der, nachdem er in alle Parteien geguckt und sie alle gleich hohl gefunden, sich in einem Einsiedlerleben petrificirt als ein revolutionsträchtiger, nihilistischer Skeptiker. Die harte, bittere Schule eigener Erfahrung, die Strindberg als Schriftsteller in seiner Heimat durchgemacht, wo er von allen Parteien der Neihe nach desavonirt, mit Schmutz beworfen, gesteinigt wurde, gab ihm die Erkenntniß, wo des Pudels Kern zu finden fei, es ist die Frage: der Eine, oder die Vielen? Im Lauf der Zeit schärfte sich sein Auge mehr und mehr, und eines schönen Tages fand er, daß sich in der schein-

Drei Bücher, drei Schicksale. 22<Z

bar so homogenen Masse des Feindes — d. h. der Vielen, der compacten Majorität, der geistig Untergeordneten — zwei Gruppen deutlich unterschieden. Auf der einen Seite: die brutale Kraft, auf der anderen die List der Schwäche und das Intriguenspiel der Mittelmäßigkeit. Die neue Aristokratie, deren natürlichen Vorrang es zu betonen galt, die Aristokratie der Intelligenz, der vorgeschobene Vorposten in der menschlichen Differenzierungslinie, der Nerven' und Großhirnadel, um Strindbergs eigene Terminologie zu gebrauchen, hat zwei geborene Feinde: die Armmuskeln und die Frauenlist, den Proletarier und das Weib, Vulgus und Eva. Strindbergs eigene, allerintimste, persönliche Erlebnisse machten ihn zum Antisocialisten und Misogynen. Das Studium Nietzsches schärfte den ersteren in ihm, das Studium der modernen Psycho-Physiologie den letzteren. Unter diesen Einwirkungen spaltete sich seine Dichtung in zwei Stämme: während er in seinen vier Dramen: „Der Vater,“ „Fräulein Julie,“ „Die Gläubiger“ und „Kameraden“ sich als der rasendste und genialste Weiberhasser in der modernen europäischen Literatur offenbarte — I. K. Hugsman allein vielleicht ausgenommen, — hat er in seinem neulich erschienenen letzten Roman: „An offener See“, die Fäden seines ein paar Jahre älteren „Tschandala“ wieder aufgenommen und die grandiose Gestalt eines wirklichen Nietzsche'schen Uebermenschen aufgestellt. Es ist diesem Strindberg'schen Buch gegenüber eine ebenso schwierige und erfolglose Sache, wie Drachmanns „Verschrieben -^“ gegenüber von der Fabel Rechenschaft geben zu wollen. Auch hierin erreichte man nichts anderes dadurch, als die sublimen Phantasie eines Dichters zu banalisieren. Der bürgerliche Name des Helden ist Borg. Seine bürgerliche Stellung ist „Fifchereiintendmt.“ Er hat den Auftrag erhalten, zu einer der äußersten Stockholmer Scheeren zu reisen und die Ursachen des Abnehmens der Strömlinge zu untersuchen, um diesem Uebel begegnen zu können. Er hat sowohl als Mensch, wie als Geist vollauf mitgelebt und ist als Resultat davon zu dem socialen Nihilismus eines Nerven- und Gehirnadligen und zum Cultus des durch sein Gehirn starken und königlich großen Individuums gelangt. Er kommt nun ganz angemessen auf den kleinen isolirten Grausteinknollen mitten im großen einsamen Meer, fern von den Centren und Verkehrswegen der Welt hinaus, um mit den ihm, als Repräsentanten der feinen Intelligenz, feindlichen Elementarmächten: den Muskeln und der List, dem Proletarier und dem Weibe zusammenzuprallen und zu kämpfen. Es wird ein Kampf auf Leben und Tod. Er spielt auf dem einfachen, unentwickelten Instrument der Organe des Wilden und des Weibes als der intellectuelle Virtuos, der er ist, auf dem Aberglauben des Packs und den Nerven Evas. Er gewinnt den Sieg, denselben Sieg, den er immer gewonnen, vom Gesichtspunkt irdischen Wohlergehens aus einen Pyrrhussieg, denn er schafft eine Einsamkeit um sich herum, weit größer, weit tiefer und fürchterlicher, als die des Oceans und des Him-

230 Vla Hansson in 3t. ligiei zur vevey,
melsgewölbes, eine Einsamkeit, die er mit nichts anderem füllen kann, als den
Gespinsten seines Großhirns. Er sieht in Folge seiner sublimirten
Differenzirung in allen Menschen die Thiertypen hervorstecken, die niedrigen,
haarigen Stirnen geben ihm Hallucinationen vorhistorischer Zeiten, er
sieht das Profil des Raubvogels an dem Weibe, das er liebt, neben dem
Nffenkopf des Mannes, mit dem sie ihn betrügt; ihn ekelt, er bricht mit ihr,
zieht sich zurück in seine Einsamkeit, die er vollspinnt mit seinen Gedanken
und Phantasien, bis er in diesem Spinnweben seines eigenen Geistes ge-
fangen sitzt, ohne Vermögen aus demselben loszukommen, krank, an der
Schwelle des Wahnsinns.

IV.

In Deutschland scheert man gewöhnlich alles Skandinavische über
einen Kamm; dänisch, schwedisch, norwegisch fließt ohne Unterschied in den
einen Begriff: skandinavisch, zusammen. Die nationalen Eigenthümlich-
keiten dieser drei Völker sind indessen scharf ausgeprägt und unterscheiden
sie stark von einander. Der Unterschied zwischen der schwedischen und
der dänischen Volksindividualität ist z. B. reichlich so groß, wie der
zwischen der dänischen und der preußischen; und wenn ein Däne oder
Südschwede im oberen Schweden reist, fühlt er sich wie in einem fremden
Land, während er dagegen bei einer Reife durch Mecklenburg oder Pommern
die Landschaft und den Menschentypus nicht von den, daheim in Seeland
oder Schonen unterscheiden kann. Dieser Unterschied, tief durch die Natur,
das Klima, die Fauna und Flora bedingt, hat sich durch vielhundertjährige
Feindschaft verschärft. Sie macht sich noch heutzutage mit der ganzen
Macht des Instincts geltend: der Norweger haßt den Schweden ehrlicher
als irgend ein anderes Volk auf Erden, was z. B. Njörnson wenigstens
jeden zweiten Tag kundthut, in Dänemark, das gerade im Augenblicke
unter dem Vorgefühl einer nahenden geistigen Sterilitätsperiode leidet,
vollzieht sich seit einiger Zeit ein gehässiger Ausrottungskrieg gegen die
dominirende jungnorwegische Literatur, und was Stockholm anbetrifft, so
schließt es sich nach alter Gewohnheit in puerilem Hochmuth von jeder
Einwirkung der überlegenen dänisch-norwegischen Cultur ab. Um die
gegenwärtige skandinavische Literatur intim verstehe» und genießen zu
können, ist es eine unerläßliche Bedingung, erst jeden besonderen Dichter
und jedes besondere Erzeugnis vom volksspsychologischen Standpunkt be-
trachtet zu haben. Die beiden, im Vorhergehenden behandelten Schrift-
steller: der Däne Drachmann und der Schwede Strindberg, mit ihren
Büchern: „Verschrieben —“ und „An offener See“ sind die bestmöglichen
Beispiele dafür.

Diese beiden Männer sind ungefähr gleichaltrig — beide am Anfang
der Vierziger — sind ungefähr gleichzeitig in das öffentliche Leben ge-
treten, haben ungefähr den gleichen geistigen Ausgangspunkt, und haben

Drei Bücher, drei Schicksale, 231,
auf ihrer Schriftstellerbahn beinahe die gleichen Schicksale erlitten. Jetzt,
nachdem sie beide die Mitte des Lebens erreicht haben und sich nach der
zurückgelegten Wegstrecke umblicken, unternehmen sie es beide zu gleicher
Zeit ihre Erlebnisse, die Ausbeute, die sie von denselben gehabt, ihre,
durch dieselben bestimmte Auffassung ihrer Zeit, ihrer Gesellschaft, deren
Geister und Institutionen, deren Entwicklung und Menschen, in einer und
derselben Dichtform, die seltsam aus modernem Roman, Phantasiestück und
Autobiographie zusammengesetzt ist, zu schildern. Und doch, trotz dieser
durchgehenden Gemeinsamkeit in Zielen und Mitteln, in Voraussetzungen
und Resultaten, welcher Grundgegensatz des Temperaments und Charakters
in Menschen und Künstler, ein Gegensatz, der nicht ein bloß individueller,
sondern ein weit umfassenderer und tiefer liegender volkpsychologischer ist.
Drachmann ist in überraschendem Grade repräsentativer Däne durch
seine Art gegen sein Schicksal zu reagieren, — so unverbesserlich dänisch,
daß es dem Fremden scheint, als hätte eine Nemesis die nationale Eigen-
art sich in diesem genialen Typus spiegeln und strafen lassen wollen.
Der dänische Geist ist weich und lind wie die Inseln, vorurtheilsfrei
wie die Saatebenen horizontfrei sind, fließend in seinen Contouren wie die
Hauptstadt in ewigem Nebel, nuancenreich, voll zarter Vertonungen wie
der Schmelz der Beleuchtung in der Luft, angewiesen auf die feine Kunst
der Seelenstimmungen, auf die unmerklichen, unsichtbaren Metamorphosen
des Seelenlebens, und darin ein Virtuose. Dänemark ist in feiner Haupt-
stadt concentrirt, reichlich in demselben Grade wie Frankreich in Paris;
die französische Bezeichnung „Provinz“ ist auch dort schon, ohne daß man
sich Rechenschaft ablegt, weshalb? aufgenommen worden. Dänemark ist
ein geschlagenes Land, eine mißhandelte Nation, gewaltsam zusammengepreßt,
ohne Vennögen seine Glieder zu rühren und seine Fähigkeiten nach außen
zu richten, und sich dessen bewußt und resignirt in diesem Bewußtsein.
Alles das macht, daß die dänische Hauptstadt mit ihren dreihunderttausend
Einwohnern den Eindruck einer Kleinstadt in weit höherem Grade hervor-
ruft, als manche andere, bedeutend kleinere Stadt, aber daß gleichzeitig
ihr geistiges Niveau hoch und verfeinert ist. Kopenhagen ist die Stadt
des Klatsches p»r pM'öreucs, die Stadt der kleinen Bosheit und der
großen Kleinlichkeit, des höhnischen Lächelns und der Selbstironie; aber
es hat sich in ihr auch eine Geschmeidigkeit der Intelligenz ausgebildet,
eine EindrucksmpfSnglichkeit und Sensitivität. ein ausgesuchtes Raffinement
in der Führung des Lebens und in der Ausübung der Kunst, wie viel-
leicht augenblicklich in keiner anderen europäischen Stadt, Paris aus-
genommen.
Drachmann offenbart alle diese nationalen Eigenschaften im Guten
und Bösen in seinem mächtigen Abrechnungsbuch, wie er es in seinem
ganzen literarischen Lebenswerk gethan. Es ist ein gut Theil kleinlicher
Klatschhaftigkeit in seiner Satire auf die Kopenhagener Kleinlichkeit und

232 Vla Haussen in 3t, logier snr vevey.

Klatschsucht. Er entbehrt selbst in ebenso hohen: Grade ein festes energisches Persönlichkeitscentum, wie die Menschen, denen er diesen Mangel vorwirft; das Rückgrat des Willens, das er an anderen sehen will, ist in ihm selbst aufgelöst; er ist selbst aufgelöst, fließend wie Gallert, man gewahrt keinen Ausgangspunkt, kein in's Auge gefaßtes Ziel unter allen seinen lyrischen Stimmungsausbrüchen und seinen Persiflagen, Er ist die dänische Volksindividualität, verkörpert in einer Person, und sein Schicksal symbolisirt das Schicksal der Nation. Man kann gern sagen „Verschrieben —“ ist das Buch, in dem der dänische Geist mü sich selbst Abrechnung gehalten, sich selbst durchschaut, sich selbst analysirt, sich selbst abgezeichnet, sich selbst belacht, sich selbst versiflirt hat, — um sich schließlich die Scheuklappen vor die Augen zu binden und sich in seine unfruchtbaren Träumereien über eine mondscheinweiße Eva zu verkriechen», die in der Stunde der Gefahr die Nation retten soll.

Strindbergs Abrechnung mit seinen Landsleuten ist von ebenso ausgeprägt schwedischer Art. In der abgelegenen, chinesisch abgesperrten und aufgeblasen selbstzufriedenen schwedischen Hauptstadt hat sich eine Eigenschaft zu exclusiver und dominirender Herrschast ausgebildet: die geistige Beschränktheit. Die dänische Feigheit, gegen die Drachmann sich wendet, kommt von einer allzu weit getriebenen Verfeinerung der Haut und der Nerven der Seele, von Haltungslosigkeit durch allzuviel Träumerei und allzuviel Reflexion; die schwedische Varietät derselben Eigenschaft, die Strindberg geißelt, entspringt ausschließlich aus Dummheit. Drachmann ist von einer Partei zur anderen ungefähr auf dieselbe Weise übergegangen, wie man von dem einen Tisch eines Kopenhagener Cafés zum Nachbar-, tisch übergeht, wo die ehemaligen Gegner und jetzigen Freunde ihr Bier trinken, ihre Butterbrote essen, und ihre Redensarten hören lassen. Strindberg ist zu jedem neuen Ideal bedeckt mit den Narben und Wunden eines Kampfes auf Leben und Tod mit dem verlassenen gekommen, und er schloß jedes Mal unfehlbar damit, stolz und brutal mit einen» passenden Kraftwort den Handschuh einem Idioten in's Gesicht zu werfen.

Drachmanns Held ist der Künstler, der Fiasko macht, der Stimmungsmensch, der Skandal durch eine unangebrachte Tischrede in der guten Gesellschaft macht; Strindbergs Held ist die große Intelligenz, die von den Mittelmäßigkeiten niedergehalten wird. Der erster« ist ein Opfer des Klatsches, der letztere ein Märtyrer der Dummheit. Gerhard in „Verschrieben —“ findet nur Rettung für sich und die Nation, indem er ein Ziel für Handlung firirt, gleichviel welches, einen Punkt für den Glauben, in's Auge faßt, gleichviel welchen, und er gründet — ein Variöt6 zur Aufrichtung des einfachen, echten Volksgeistes. Borg in Strindberg's Roman dagegen geht in die große Einsamkeit hinaus, wo blos das Meer um ihn, blos der Himmel über ihm ist, wo die großlinigen Fugen des Lebens und des Todes durcheinand erspielen, wo all' das Andere, all' die Anderen

vre! Viichcr, drei Schicksale. 2ZZ

die Dummheit und die Dummen, die Kleinen, ihre Dörfer und Städte, ihre Gedanken und Handlungen, sich in ihrer proportionirlich vogelperspectivischen Kleinheit darstellen,, während er in ruhender Uebermenschwollust, als ein darwinistischer Dichter, die Natur kosmogonisch genießt, diese Natur, deren letztes, feinrädiges Differenzirungsproduct er selbst ist. Der dänische Dichter ließ seinen Helden damit enden, daß er durch eine feindliche Kugel siel am Todestag seines durch häusliches Gezänk verdorbenen Volks, ein Lied singend, daß „ein in Liebe fallend Bolk auf's Neue aufersteht.“ Der schwedische Dichter läßt seinen Helden sich von Neuem aufrichten, wie er schon vorher manches Mal gethan, um den Kampf mit der nationalen Dummheit noch einmal aufzunehmen, in dem immer wieder neugeborenen, unverbrennbaren, unausrottbaren Gefühl, doch der eine Starke, Große, doch der zu sein, dessen Kraft es mit all den vielen kleinen Schwache» aufnehmen kann. Es ist Weihnachtsabend. Geleitet vom Licht aus den Häusern, wo das Volk Weihnachten feiert, geht er zum Hafen hinunter, hißt Segel, stößt ab und hält mit günstigem Wind gerade aufs offene Meer zu, von dein kleinen Erdfragmente weg, wo er zuletzt gelitten.

„Mit dem Rücken gegen das Land steuerte er unter der großen Sternkarte hin und nahm Peilung auf einen Stern von zweiter Größe Mischen der Leier und der Krone im Osten. Ihm schien, er leuchte stärker, als irgend ein anderer, und als er in seinem Gedächtniß suchte, tauchte etwas vom Weihnachtsstern, vom Leitstern nach Bethlehem auf, wohin drei abgesetzte Könige wallfahrteten, um als gefallene Größen ihre Kleinheit in dem kleinsten aller Menschenkinder, das später aller Kleinen erklärter Gott wurde, anzubeten. Nein, er konnte es nicht sein, denn die christlichen Zauberer hatten zur Strafe dafür, daß sie Dunkel über die Erde brachten, nicht einen einzigen Lichtpunkt am Himmel gefunden, um einen ihrer Namen zu tragen, und darum feierten sie die dunkelfte Jahreszeit — so sublim lächerlich — mit dem Anzünden von Wachskerzen. Nun leuchtete es in seinem Gedächtniß auf ^ das war der Stern Beta im Herkules. Herkules, Hellas sittliches Ideal, der Gott der Stärke und der Klugheit, der die lernäische Hydra mit den hundert Köpfen tödtete, des Augias' Stall reinigte, des Diomedes' menschenfressende Ochsen sing, der Amazonenkönigin den Gürtel abriß, den Cerberus aus der Hölle holte, um schließlich der Dummheit eines Weibes zu erliegen, die ihn aus lauter Liebe vergiftete, als er im Wahnsinn der Nymphe Omphale drei Jahre lang diente . . .

Hinaus, dem wenigstens in den Himmel Aufgenommenen entgegen, der sich niemals schlagen oder in's Angesicht spucken ließ, ohne wie ein Mann zurückzuschlagen und zu spucken, hinaus, dem Selbstverbrenner entgegen, der blos durch feine eigene starke Hand fallen konnte, ohne um Gnade vor dem Kelch zu betteln, Herkules entgegen, der den Prometheus befreite, den Lichtbringer, selbst Sohn eines Gottes und einer Weib-

<Z?la kzansson in St. Lögier sur vevey.

mutter, den dann die Wilden zu einem Jungfrauenjungen verfälschten, dessen Geburt von milchtrinkenden Hirten und schreienden Eseln begrüßt wurde.

Dem neuen Weihnachtsstern entgegen ging die Fahrt, hinaus über das Meer, aus dessen Schoost der erste Funke des Lebens sich entzündet, dem unerschöpflichen Brunnen der Fruchtbarkeit, der Liebe, dem Ursprung des Lebens und des Lebens Feind."

V.

Arne Garborg mit seinem Buch: „Dichterleben in Normegen" vervollständigt dieses Bild skandinavischen Dichterschicksals.

Garborg ist vielleicht derjenige unter den drei genannten Schriftstellern, mit dem seine Heimat am unmildesten umgegangen ist. Er ist als Mensch einer von den stillen, festen, tiefen; sein Leben bietet nicht den mildbunten Anblick, wie das Drachmanns und Strindbergs, aber es ist in seinem einzigen großen Conflict zwischen freiem individuellem Geist und gebundener Gesellschaft ein Schauspiel, das uns um so stärker ergreift, weil es so mittelalterlich barbarisch, so brutal ist wie eine körperliche Mißhandlung. Garborg hatte, nachdem er die pietistische Ansteckung durchgemacht, die in dem dunklen kargen Steinland ebenso unausweichlich ist, wie die Masern für ein Kind, sich zu einem der schärfsten und zuverlässigsten Kämpfer in der demokratischen Freiheitsarbeit, zu einer der besten Federn und der besten Persönlichkeiten seiner Partei entwickelt. Da schrieb er seine „Mannsleute", in denen er den Krebschaden entblöbte, der an der Jugend durch die social-moralisch sanktionirten Formen des Geschlechtslebens fraß. Die Folge war, daß der Staat ihm ohne Angabe des Grundes den Lebensunterhalt wegnahm, den er bisher in seinem Dienst als Staatsrevisor gehabt. Diese Handlung beging dasselbe Ministerium, das gleichzeitig Kielland die Dichtergage verweigerte, da er nicht an das Augsburgische Bekenntniß glaubte, und einen anderen jungen Schriftsteller mit ebenso unbestreitbarem Talent, wie unbestreitbar guter Absicht hinter Schloß und Riegel bei Wasser und Brot setzte. Und dieses Ministerium, das Sverdrup'sche, war gerade durch die junge demokratische Freiheitspartei aus die Tabourette gehoben worden unter dem Jubel und den Zukunftshoffnungen derselben. Es blieb nicht bei dieser einzigen Enttäuschung für Garborg: auch die radikale Fraktion seiner Partei sagte sich los von ihm durch lahme Vertheidigung oder absolutes Schweigen. So ging es zu, daß Normegens zukunftsreichster Dichter sich in einem Blockhaus unter dem 62. Breitengrade in einer Einöde zwischen Wald und Felsen einrichten mußte, wo er zwei entbehrungsreiche Jahre ohne andere Gesellschaft als die des fchmarzen Gebirgssees, des drückenden Tannenwaldes und der nackten Berge verlebte.

Auf dieses sein Schicksal hat Garborg nur auf seine Weise reagirt.

Drei Bücher, drei Schicksale. 233

Es mar kein complicirter Fall, wie für seinen schwedischen und dänischen Unglücksbruder; er hatte Alles eingesetzt, seine Begabung, seine Ueberzeugung, seinen guten Arm und sein volles Herz sür eine Sache, für eine Partei, während vieler Jahre, treu von den Tagen des Unterliegens bis zu dem schließlichen Sieg, und man hatte ihn vor die Thür gesetzt; er mar naiv gewesen und er war angeführt worden. Die Minorität wurde zur compacten Majorität, die Opposition wurde Regierung, der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan und konnte gehen. Nachdem Garborg zwei Jahre lang in feiner Wüste gelitten, gelitten unter der nagenden und drückenden Erinnerung einer Enttäuschung und unter den täglich miederkehrenden, immer härteren Entbehrungen, rächte er sich mit einem Buch. Keine lyrische Gerichtsposaune und lyrische Prophezeiung, wie bei Drachmann, auch keine grandiose Apotheose des Individuums, wie bei Strindberg; Garborg reagierte ganz einfach durch die Schilderung seines „Kolbottenlebens“, ein gerader Protest und ein Protest mit nackten Thatsachen gegen ein Schicksal, welches so wenig complicirt mar, daß es ganz als vollendete, handgreifliche Ungerechtigkeit hervortrat. Als der Naturalist rmr prMrsrice in der nordischen Schönliteratur läßt er das Leben selbst sprechen, auch in dieser, seiner allerpersönlichsten Angelegenheit; aber mit keinem anderen Mittel hätte Garborg seine Rache so vollständig ausüben, d. h. beweisen können, wie tief seine Heimat noch in mittelalterlicher Barbarei steckt. Es ist ein merkwürdiges Buch, merkwürdig durch seine ganz natürliche Mischung von Alltäglichkeit und Märchenhaftigkeit. Es besteht aus zwei Theilen: der erste schildert das Junggesellenleben des Dichters in der Gebirgshütte, der zweite sein Familienleben, nachdem er sich in der Einöde eine Frau und ein Kind angelegt. Es ist eine moderne, naturalistische Wirklichkeitsschilderung, die die Gedanken auf die alten, tragischen, isländischen Sagen hinleitet. Es ist ein Tagebuch, das wie ein Märchen auf uns wirkt. Es handelt ganz und gar von nichts anderem, als dem täglichen einförmigen Leben gewöhnlicher Menschen, und doch ist in diesem kleinen Prosaheft mehr spannendes Leben, als in irgend einem Intriguendrmna. Es ist ein Alltagsleben ohne Ereignisse, aber es unspannt in seinem engen Rahmen eins jener tragischen Geschicke, die sich durch alle Zeiten wiederholen und eine allgemeinmenschliche, ergreifende Macht haben. Und das veranlaßt, daß um die Schilderung des einförmigen Kleingeleute-Lebens dieses ärmlichen Dichterhaushalts symbolische Gebilde von derselben Art, wie die Gebirgsnatur, herumstehn, die mit ihrem Charakter von Eiszeit und Riesenmythe, mit Formen wie fossile Ungeheuer, und mit einem Farbenspiel, das nicht von dieser Welt ist, die Kolbottenhütte umgab.

Der Komödiant.

Lustspiel in einem Aufzuge,

von

Gregor AMp*).

— Budapest. —

Personen:

6gßpsr Schoorozn. Gregor ZSsrvcI,,,

Gräfin Sofie LgschinkKa, SöKcnen Uirslg.

^SlcolSuK, ihr Neffe, Schimgziuß, Sekretär,

ttostns, Diener,

(Die I„n!>lung sxwlt am I)ofr drs liönigs vc,,, polrn, Stria» Z?athory, im S?rodnocr Schlosse,

Sei, t58Z,1

<L,n rlegantrr Saal mit >>rri Zluszüngcn un!> zwei Zcnstkr» >

Erste Scene.

Schodrozy. Hostna.

wir sind zur Stell! In diesem großen Saale,

Hier pflegt die Gräsin Gäste zu empfangen.

Bis Hieher könnt' ich wohl Luch führen — doch

Es reicht nicht mehr weiter meine Macht,

<Z), sag' dies nicht, Du königlicher Diener,

Du großgewachsner, alter Edelknabe,

Du König aller Diener I . . . Deine Hand

— So lese ich in Deinen Augen — reicht

viel weiter als zur Thüre dieses Zimmers;

NosiKs:

Schodrozn

*) Vergl, Nr. 162 dieser Zeitschrift.

Der Zlomödiant.

237

Sie reicht hinein in die geheimsten Räume,
wo man der Völker Schicksal spinnt und webt. .

V, leugne nicht, o. sei nicht zu bescheiden!

Ich bin ein Menschenkenner und ich sehe

In Deinen Augen, daß Du mehr bist, als

Dein einfach «leid verräth.

ttostks kgcichmelcheltl - Es kann wohl sein,

Daß auch ein Diener Einfluß hat bei Hofe.

Und was ich nur zu thun für Luch vermochte,

Ich that es gern . . . Drum wird der Sekretär

Schimazius, das ist: die rechte Hand

Der Gräfin, in diesem Saale Euch sofort empfangen.

Tchodrozn: Hab' Dank, für Deine gütige Empfehlung,

Die mir gewiß die schweren Wege bahnt . . . ,

Man sagt der Sekretär sei sehr gelehrt?

«ostAs: Ganz fürchterlich gelehrt.

Schoorozv.: Und als Gelehrter

Ist sicher ihm nichts mehr verhaßt als Tobspruch

Ich kenne die Gelehrten und ich weiß,

Daß sie bescheiden wie die Veilchen sind.

ttoflūs: Ein Veilchen? Und Schimazius? Mit Nichten,

Ich merke wohl, Ihr kennt den Manu noch gar nicht

Er liebt das kob und lobt sich selbst am liebsten,

Doch still, hier kommt er , . .

Schoorozg: Dank, Du edler Diener!

Du edler Freund! Ich hoff', Du wirst auch ferner

Mir Gunst und Unterstützung freundlich leihen . . . ,

Mein Dank ist ewig, ewig Dir gewiß.

(Druckt «oflla innig die vand,)

NostKS i erstaun! scinr pandflüchc betrachicnd) i

Ein Händedruck, recht warm fürwahr — doch leer!

Ein Goldstück ohne Worte märe mehr.

Zweite Scene.

Vorige. Schimszius.

KostKS <zu schimazius: mitzmuchig>-

Hier der Magnat ans Ungarn, von ihm sprach ich . . .

^vie vand bclrachtend,)

Ein Kavalier . . . ,

Schimazius: Ich sehe . . .

Nostns: Und ich gehe.

Dritte Scene.

SchmiazuiK. Schodrozn.

HchiMüZttlß (l'ochlabcnd und arsxrriz):

Das Bhr ist der Kanal, der alle Worte,

Dem Meere des Gehirn's zuführt in Eile,

Schodrozg <tSr sich)-

Man muß dazu 'nen Wasserkopf besitzen.

Nord und s,1d, I.VI.. «7. 16

Gregor Lsiky in Budapest,
Kchimsziuk: Ich öffne meine Bhren und erwarte,
Gewässer ftieszender Beredsamkeit,
SchodroZU laffcclirt, m drrsclbrn Mamrr!^
Die Achtung, die im Herzen mir entspringt,
Sie ist ein mächt'ger, reiner, edler Fluß
Und seine Wellen bringen Vir den Gruß
Des kleinsten Menschen an den allergrößten
Gelehrten, den die Sonne je beschienen
Und plätschern laut die Worte: Heil und Ehre I
Schmazztus: Das Bild ist just nicht schlecht; der Styl gefällig,
vielleicht, daß diese Kleidung die wir schauen,
Die Blößen eines uns'rer Dichter deckt?
vielleicht, daß in de», Mantel, in dein blauen,
In engen Hosen — ein Gelehrter steckt?
Schodrozn: Ach, nein. Nur ein Verehrer edler Dichterkunst
Und gründlicher Gelehrsamkeit, das bin ich.
.Schimsziuß: Recht schön. Doch sage mir, wie willst Du diese
Begriffe, die abstrakt sind, nur verbinden?
Schodrozn: Mag sein, abstrakt und dennoch stehen sie
In ganz konkreter Form vor mir . . . Ihr Nam':
Lchimazius I
SchiMSZius: Dein Styl ist wirklich hübsch
Und wie der Styl, so auch der Mensch. Du wirft
Gewiß noch schöne Larriöre machen.
Doch sprich, mein junger Freund, was Dein Begehren?
Schodrozu: Mein Nam': Caspar Schodrozy. Ich bin
<Lin ungarischer Edelmann aus Bartfeld.
Mein heißer Wunsch, mein einzig Ziel ist nur:
Zu dienen Deinem großen mäckt'gen König I
Schlmsziuß: «Lin weiser Wunsch, denn König Stefan ist
Dein Landsmann, und er liebt die Ungarn. Nie
Noch hat ein Ungarsohn vergeblich einen Wunsch
Ihm vorgetragen, wenn Du nur zu ihm
Gelingen kannst, wirst Du an's Siel gelangen.
Schodrozn: Nicht doch . . . Der Glanz des königlichen Hofes
Hat wenig Reiz für mich, und weder Prunksucht
Noch Geldgier haben mich hierher geleitet.
Lin ander' Glück, ich wollt's hier suchen . . . finden.
Scgimszius: Das wäre?
Schodrozu: Ich wollte ruh'n am Ufer
Der SZuelle aller Wissenschaft, ich wollte
von Deinen kippen fuße Weisheit saugen . . .
Schimszluß: Das Bild ist gut, auch sprichst Du mit Gefühl.
Doch sag' mir endlich, welches Amt Du willst,
Schodrozu: Ich will nur hier an diesem Hofe weilen,
Um desto näher Dir zu sein. . . .
SchiNI,?ZIIIK ierfrru». Ich will Dir
In Zukunft jedes meiner neuen Werke
Sur Durchsicht leiben oder gar vorlesen.

Der Komödiant.

Schodrozv: Du machst mich seligl B, Du weiser Mann,

Oer jeden frommen Wunsch errathen kann;

Für den auf Erden kein Geheimniß ist

Und der in meinem Herzen Alles liest.

Ich soll in Zukunft Deine Werke hören?

Ist das Dein Ernst? willst Du mich nicht bethören?

Hab' Dank I Denn hätt' ich dies versprechen nicht bekommen,

Fürwahr, ich HStt' das schönste Amt nicht angenommen.

SchimaziuS: Du muß es nehmen, edler Kavalier,

Denn Dein Talent, ein wahres Hoftalent,

wir brauchen es . . . , Merk auf: die Königin

will eben einen neuen Kämmerer

Ernennen . . . Glänzend ist die Stellung, glänzend!

Das wäre was für Dich . . . Ich kann Dir helfen,

Denn wisse, daß die Vberhofmeift'rin

Auf mein Geheiß gar Manches thut.

Ich bin ihr Freund — ich werde Dich empfehlen.

Nun geh' und harre mein im Wintergarten,

Du darfst beruhigt sein . . . beruhigt warten . . .

Ich bin Dir gut, da kann Erfolg nicht fehlen,

vertrau auf mich, Du darfst auf mich fest zähle».

Der Gräfin Gatte selbst ein Ungar war,

Sie liebt die Ungarn, unterstützt sie gern,

Und spricht dann ein Schimazius sogar,

So macht gewiß sie Dich zum Kammerherrn.

Doch geh . . .

Die Thür ... sie führt zum Wintergarten,

Schoo rozg: In meiner Brust, da blüht ein Sommergarten,

Des Dankes Blumen sprießen d'rin und duften,

Sie duften Dir, Du edelster Gelehrter >

Ich kann nicht reden, kann nicht lügen, heucheln,

Ich bin kein Komödiant, bin nur ein armer

Bescheidner Mensch ... ich kann nicht schön thun, schmeicheln .

Nur meine Thrönen sagen, was ich fühle.

ISr störlz loul meinend i» die Arme des Schimazius, bei Seite)!

Er geht schon auf den Leim, der alte Gimpel

SchiMSZtllIK (weinend,

Fürwahr, auch mich bewegt dies Dankgefühl,

Mir wird fo weich nm's Herz herum,

Sch0010ZN (weinend)- V. sag:

Ist alt die Gräfin oder jung?

SchlmszluK ischr,ro«ig>: Ach, alt. . .

Schodrozy: Doch wohl erhalten?

SchtmaziuiZ: keider schrecklich mager,

Sonst aber eine gute, brave Dame.

Schoorozg: Empfehl mich ihrer Huld und führe mich

Je eher hin zu ihr. In Deine Hand

will ich mein Schicksal legen. Sei mein Freund,

Mein Führer, sei mein Leitstern! . . . Meinen Dank

16*

2H0 ^— Gregor Esiky in Vndapeft.

Rann man nicht schildern . . . Doch was meine Junge —

verzeih' das matte Vild — nicht malen kann,

Das male Du vir selbst; Du edler Mann!

Ich bin ein aufrichtiger, braver Junge,

Ich kann wohl nicht mit Worten zierlich spielen,

Ich kann nicht reden — aber ich kann fühlen! . . .

Ich möchte nämlich stark vor Vir erscheinen

Und doch, ich schäme mich, und ich muß weinen. (Ab.)

Schimzluß: <v, Welch' Talent und Welch' Gefühl! Gewiß

Der junge Mann, er 4st ein wahrer Schatz.

Man sieht, daß meine Verse seine Seele

Erfüllen und daß meine Poesie

Ihn ganz beherrscht . . . Doch nun zur Chat, zur That,

Vierte Scene,

NIstN», Vainelu. Schlmaziuz,

Vlastita (draußen! I Die Gräfin ist so zeitig nie z» sprechen,

Bärbeln (draußen)- Mir aus dem weg! Du dünner Fliegenjäger!

Schimllziuß: was giebt's?

IlasIK» «draußen^ Hier darf man nicht eintreten . . .

Villbeln, (den im Wege stehenden I>iencr bei Seite schiebend, eintretende schön,

Ich will's mir merken . . . diesmal tret ich ein,

Auch ohne erst zu fragen,

IIIIstII» (Zu Schim«M5)- Sagt doch diesem

Hartköpfigen, was hier bei Hof erlaubt ist.

Ihr seid gelehrt; vielleicht versteht er besser Euch.

N«ltlelu (hebt drohend die l'Itüd, dünn sich besänftigend) -

Hartköpfig! Gieb nur Acht, daß Deines weichen Ropf's

Gehirn jetzt keinen Schaden nimmt.

Schimazius: Gehirn?

Das ist mein Fall; das findet Ihr bei mir,

Und es ist gern bereit, Euch zu belehren,

Ngruelu (auf ?chim<!!ii,5 weisend"

was will denn dieser schielende Thürpfoste»?

Schimazluß: wie? Schielend? Pfosten? . . . Arm ist die Matapher!

Bärbeln «schreiend, i Ich such' die wittwe Paul Varbely's, die Vberst-

Hofmeisterin! . . . Vist vu's vielleicht?

Schimüziuzl (mi, wurde) - V nein!

«oft»»: Hier kommt die Gräfin.

Fünfte Scene.

Varille. Safte.

Sofie: wer lärmt denn hier?

IlostM? verzeiht, Frau Gräfin, aber . . .

Schlmazluß: So schweig doch.

ttiausper! sich und tritt in die Mitte) i

Als phöbus kam in seinem Flammenwagen. . . .

Der Komödiant,

24,

Bsröelu: Nicht doch, zu Pferde kam ich, nicht zu wagen.

Das also mär' die wittwe Paul Larbely's , . . Ei?

So laßt Luch doch betrachten, liebe Sofie.

Softe ikaiy- wer seid Ihr Herr? was wollet Ihr von mir?

warum betrachtet Ihr so seltsam mich?

Benehmen . . . Blicke . . . Euer ganzes Wesen . . .

Es ist nicht üblich hier bei Hof.

Dsrvelu: Beim Himmel!

Sie kennt mich nicht mehr , .. Freilich ist's kein Wunder.

Ich selbst, ich würde sie kaum mehr erkenne» . . .

Die volle, schöne, mädchenhafte Sofie

Ist wirklich — alt geworden.

Softe: Ah!

ttostks <zu Borbels So schweigt doch!

Schimgziuß: Das ist ein Oimeu laegse.

«sroelg: Sofie! . . . Sofie!

Ich glaube gar, Du willst mich nicht mehr kennen.

So schau mir in die Augen! . . . Rennst Du mich?

Erinnerst Du Dich noch des jungen Mann's,

Der einst mit Dir am Hochzeitstage tanzte? . . .

Nun her das kleine Händchen;

An dem Drucke

wirst Du mich wohl erkennen.

(Lr ergrrifl ihre I^ond und schlägt !>rrb ein)

Softe >zus»mmcnschrckkend) - Seid doch zarter I

Baroelg:

Sofir:

Vsrbelg:

Softe:

Bärbeln:

Softe:

Vsrocln:

Softe:

USsrvelg:

Softe:

B, Sofie, ehemals warst Du nicht so schwächlich,

So zimperlich ... Du hieltest wacker Stand.

Doch ach, wir werden alt und recht gebrechlich . . .

Sieh, Falten zeigt schon Deine kleine Hand,

Ja, Sofie, wir gehören zu den Alten,

Doch uns're Herzen haben keine Falten.

Die Hand wird alt, jedoch das Herz bleibt jung,

Denn jung erhält es die Erinnerung . . .

Doch all' das weißt Du besser . . . Sprich, erkennst Du

Mich endlich? ... Sag's!... Heraus damit! ... So sag's doch ...

Eins . . . Zwei!

Wie wär's denn möglich? Bist Du's wirklich?

Gewiß . . . , ich bin's und sonst kein Andrer.

Meines

Pauls Bruder . . . Der Bruder meines armen Gatten . . .

Derselbe.

Nur nicht weinen!

Guter Gregor!

Jawohl, der Bnkel Gregor!

welche Freude!

Nun endlich!

Nicht so stürmisch!

Gregor Tsiky in Budapest.

SchlimszuK: Violstio!

BsrbelU kauf Schimazins weisend)^ ^

was quackt denn dieser Frosch hier immerwährend,

Softe: kaßt uns allein!

Schlimszius: wir bleiben in der Nähe;

Ein Schrei von Vir genügt und mir erscheinen.

Safte: So bift Du's wirklich? Und ich Hab Dich nicht

Sogleich erkannt . . . Nun, sei begrüßt, komm her

Zu mir, nimm Platz an meiner Seite, laß' mich

In Deine Augen sehen, denn sie mahnen

Mich immer wieder an den todten Gatten,

Den guten Paul, den ich so innig liebte!

Ach, diese schmerzliche Erinnerung . . .

<Sie bricht in ThrSncn aus)

ÜVsroelu: Na . . . na .. , Schon gut. . . Fall' mir nur nicht in Vhnmackt.

Denn wisse, daß bei uns in solchen Fallen

Ein Scdaff voll kalten Wassers immer als

Heilmittel dient . . . Das Mittel ist probat,

weit besser ist's daher, Du fängst nicht an . . .

So wein' doch nicht . . . , So lasse doch das Flennen,

Am Ende werd' ich gar noch weich und heule

Mit.

INeibt sich die Angcn,>

Armer Bruder! Ruhe nur in Frieden! . . .

Er ist seit sechs, fast sieben Jahren todt.

Und alte Knochen, wie wir Leide sind,

Die brauchen wahrlich nimmermehr zu greinen,

Softe izusamnienschrcckenky ^

was? Alte Knochen? . . . Sprich doch solche Worte,

Die derb und haßlich sind, nicht aus. Glaub' mir,

Dein Bruder hätt' dergleichen nie gesagt . . .

Sei ihm in dieser Hinsicht gleichfalls ähnlich,

Bärbeln: Jawohl' so ist's ... Er war ein echter Hofmann

Und er verließ nie Bathory. Er kam

Mit ihm hierher, erobert' sich ein gar

Holdselig Edelfräulein . . . (Bathory

Eroberte den Thron) , , , Das Edelfräulein

ward meines Bruders Frau . . . , Du warst'? Sofie!

Ach, damals warst Du jung und schön; kein Wunder,

Daß Paul Dich lind und lau und lieb erfaßte . . .

Ich blieb in Siebenbürgen. Unter Bären,

Wallachen, Türken und Tartarcn Hab' ich

Die feinen Sitten nicht erlernen können.

Mein Herz — das darfst Du glauben — liebt trotzdem

So innig, minnig wie ein ander Herz,

irigßt Sofia nochmals 5crb auf bc,!>c Wangen,)

Svsie (ihn z„rt1ckroeiseno>.

Ich weiß es wohl, Du bist ein Ehrenmann,

Die rauhe Hülle birgt den edlen Kern.

Der Aomödiant.

Auch lieb ich Dich, als Bruder meines Gatten,
wengleich ich's durchaus nicht begreifen mag,
Daß liebende verwandte stets sich küssen,
Bsröelri: Und doch hört ich 'mal einen weisen sagen.

Auch alten Siegen soll das Salz behagen.
So schweig doch, übermüthiger Verwandter!
Denn solche Worte sind bei sitt'gen witiwen
Ganz sicher nicht am Platze , , . Sag' mir lieber
wie's Dir >rgangen, wie's daheim den Lieben
Ergeht und glaube m,r, das, ich mich herzlich freue,
Dich frisch unö froh und fröhlich hier zu ,ehen,
Bsroelg: Ich sagt' es immer: Diese Sofie ist
Die beste Frau und wenn sie tausendmal
Ihr Naschen rümpft uns recht hochmüthig thut,
Sie hat das Herz trotzdem am rechten Fleck,
Und sieh: Auch diesmal Hab' ich im vertrauen
Auf Deine Güte, auf vein braves Herz
De» weg zu D,r gcmacht
So sprich doch, sprich.

Denn wahrlich, s' ist für mich das hōa,ne Glück,
Dem Bruder meines heißgeliebten Gatten
Su dienen.

Nicht von mir ist hier die Rede.
Du weißt wohl, wir besaßen eine Schwester,
Und dirse Schwester hatte eine Tochter,
Es ist dies meine liebe Nichte: Röschen.
Das kleine Röschen, das ich aus der Taufe
Gehoben?

Ja, dasselbe . . . Seine Mutter
Ist ebenfalls gestorben.

Ach, die Aermstel
Bsrbelg: Hast Du die Absicht, jedem hingeshiedenen
Oerwandten einen Vers noch nachzuweinen,
Dann kommen niemals wir zu Endel

Softe: >,!>ie ThrZncn Irvckncnd,
Leider , . .

Doch sag' was ist's mit unsrem kleinen Röschen?
Bärbeln: Sie ist recht groß geworden mittlerweile;
Ihr Vater, »chloßvogt zu Megyes*), — Du kennst
Ihn doch den braven Valentin Riraly?

Er war auch Gast bei Deinem Hochzeitsfest —
Nun, er und ich wir haben's ausgemacht,
Daß Röschen jene unfreundliche vcste
Verlaffe, wo nur wilde, wüste Krieger
Ihr Wesen treiben . . . Als das Trauerjahr
vorüber war, da gingen wir daran

Softe:

SsrvcIn:

Softe:

Bardels:

») sprich: Med,»,

Gregor Lsiky in Budapest.

Sofie:

Den Vorsatz auszuführen. Doch wozu
Noch viele Worte machen. G'nug daran:
Ich habe Röschen mitgebracht!

Sofie loufsxringrndl-
was sagst Du?

Du hast sie mitgebracht! . . . Und das sagst Du
Lrft jetzt? . . . Doch ich verzeih's, denn größ're Freude
Hätt' mir auf Erden Niemand machen können.
Doch sag' wo ist sie? Führ mich rasch zu ihr!
VsrSrlU la°sslci?kn!>1:

Sie ist iin Gasthof . . . willst Du sie empfangen?
Das frLgst Du noch? Sie wird mein Töchterchen,
Mein Kind sein und ich will zum «Ldelfräulein,
Zum ersten hier am Hof sie machen. Bringe
Sie bald hierher und glaube mir, kein Wesen,
Selbst ihre Mutter nicht, könnt' besser sorgen
Für sie, denn ich , . .

Bei Gott, ich glaub's. Ich sag's
Seit Jahr und Tag, Du bist 'ne brave Frau, . . .
Kreuzbrave Frau!

Jetzt sprich mir nicht zu viel
Und bring' es endlich her, das liebe Kind.

Ich theilte Dir bislang nicht Alles mit.
So warte doch und wirf mich nicht zur Thür
Hinaus; zum Teufel noch einmal . . .

Wer wird
Venn fluchen hier am Hof? Ich hoff',
Du wirst auch ohne Fluch den Rest erzählen . . .
Bsrvelg dögrnd>.

Man muß das Mädchen dann und wann zerstreuen,
O, ich verstehe: Röschen liebt! . . . Das Kind
Hat kiebessgram?

So ist's.
Das arme Kind!

So jung , , ,
Und schon verliebt , . .

Und unglücklich
verliebt! wer sollt' es glauben? Hoffentlich
wird sie am Hofe bald ihr keid vergessen.
Hier giebt es Spiele, Bälle und Festessen,
Schön Dank, doch Hunger hat die Kleine nicht,
Lrzähl' mir, lieber Schwager: was der Grund
von Röschens Gram?

viel weiß ich selber nicht,
Zch kann nur sagen, was ihr Vater spricht.
So höre denn: vor Kurzem noch war Röschen
In Kaschau, wo in einem Nonnenkloster

Bsroelg:

Softe:

Vsrvelu:

Koste:

Softe:

VsrSelv:

Softe:

Bsrvelu:

Softe:

Bärbel» -

Softe:

Vsrvelu:

Der Komödiant.

Das Mädchen fromm erzogen werden sollte,
(zornig)-

— Ja, wenn der Teufel das auch haben wollte! —

Softe: So lasse doch den Teufel ans dem Spiel,

Vrsbelu: Doch wenn der Teufel just in's Kloster fiel?

Doch da Vu's willst, geschah's ganz ohne Teufel,

Daß Röschen einen schönen, jungen Ritter

So eines Tages kennen lernte, . . . Nun,

Das Uebrige, das weißt Du wohl. Denn seit

Die Welt besteht, die Erd' sich dreht, erklingt

Das Lied: „sie sahen sich und liebten sich,"

. . . Der junge Mann hieß Caspar Schodrozy, . . .

Nachdem er ein'ge Wochen viel geseufzt

Und kiebeseblicke wohl der Hunderttausend

von rechts und links dem Röschen zugeworfen,

— Der Junge hä'tt' beinah die Augen aus

Den Höhlen sich gedreht — da eines Tags

Erhielt das Mädchen eine» Brief, in dem

Der freundliche Galan ihr schreibt, er sei

Entschlossen in die Welt zu zeh'n, um dort

viel Geld und Gut, viel Reichthum und viel Ruhm

Sich zu erwerben, . . . Röschen möge warten

Bis einst er heimkehrt, . . . reich, berühmt und mächtig

Und um sie freit . . . das Mädchen aber wartet,

wird bleich und bleicher, dünn und dünner, wartet

voll Trauer, weint bei Tag und Nacht und wartet . . . ,

Bis endlich ihr das Herzchen bricht . . . , Die Aermfte! .

Nun bring' ich Röschen Dir; Du sollst sie sehen,

Softe: was ich vermag, fürwahr, es soll geschehen!

Ich will den Himmel nur um Schutz und Hilfe bitten,

vielleicht verleiht er Trost dem Kind, das viel gelitten.

Sechste Scene.

Sofie. Schimsziuk.

Schlinsziuk: Der grobe Ungar ist gegangen, . . . , Gräfin!

Gestattet eine Bitt' Euch vorzutragen.

Softe: was ist Dein Wunsch?

Schimsziuk: Ich hört', daß für's Gefolge

Der Königin ein Kämmerer gesucht wird.

Softe: So ist's,

Schlmsziuk: Ihr wißt, ich bin ein Menschenkenner

Und unbestechlich,

. Softe: Hoffentlich,

. Schlmsziuk: Ich möchte

Für diese Stelle einen jungen Mann Euch

Empfehlen, einen jungen Mann, den Gott

Zum königlichen Kämmerer geschaffen

Hat. . . Dieses sag ich Euch als Menschenkenner,

2^6

Gregor Csiky in Budapest.

Gelehrter, der noch nie geirrt. B'welch'
Ein Mann! So ritterlich, so fein, so schön,
Gebildet, muthig, kräftig und bescheiden,
Der in der Nacht bei seinen Büchern sitzt,
Dabei ein Mann, der viel Geschmack besitzt
War ich nicht — ich, ich möchte ihn beneiden!
Er ist Apoll und Mars zugleich . . .
wie heißt er?

Schimsziuk: Sein Name: Caspar Schodrozy.

«Softe: (erstaunt!)-

Du sagst?

Nun: Caspar Schodrozy!

Und er röhrt' hier?

Gewiß

Gewiß, Hast Du den Namen wohl
verftanden? Schodrozy?

Und Caspar,

Softe -

Schimsziuk:

Softe:

Schimsziuk:

Softe:

Schimszius:

Softe (osch): ,

Führe

Den Jüngling her zu mir, ich will ihn sehen!

Schimszius: Ich dank Euch, Gräfin, daß Ihr meinen Worten

So hohen Werth erkennt . . . Ich gehe . . . stiege!

Siebente Scene.

Softe (allein,-

Sofie,

welch' sonderbarer Zufall! Nein,

Nicht Zufall kann und darf ich's nennen,

Des Schicksals Fürsorg' ist allein

In diesem walten zu erkennen.

Fürwahr, ein gütiges Geschick,

Cs führt' ihn her zu mir, den Armen,

Hier wird ihm das ersehnte Glück,

Hier wird sein Liebchen er umarmen . . .

wie gut, daß er zu Hofe kam,

Nun hat wohl Röschens Keid ein Ende,

verscheucht wird schnell der Liebesgram,

Legt ineinander man hier Hände

Der Liebenden . . . Doch ehe dies

Geschieht — trotzdem der Menschenkenner

Schimszius so viel verhieß,

Ihn pries als Krone aller Männer —

Ist's nöthig, daß ich prüfe ihn,

Den jungen Mann genau ergründe;

Doch wenn ich bieder seinen Sinn

Und ehrlich seine Seele finde,

Dann soll mein Röschen, das so krank,

So herzkrank ist — gar schnell gesunde?»?

<v, guter Himmel habe Dank,

Für diese freudig-schönen Stunden!

Oer Komödiant.

Achte Scene.

Sofie, Schimszius, Schodrozu.

Schimgziuß: Hier ist der Ritter, den ich Euch empfahl.

Sofie: Ich freu' mich, ihn zu sehn.

Schimszius: Die Freude wird

Noch größer sein, wenn Ihr ihn kennen lernet.

Und um Luch die Gelegenheit zu bieten,

Lntfern' ich mich. (Ab.)

Neunte Scene.

Softe, Schodrozu.

Softe: <Lin seltner Fall fürwahr ist'

Daß Jemand meines Secretärs Gefallen

In solchem Maß erweckt, ih,i fast bezaubert,

Schodrozn: Lr blickt mich an durch rosenroihe Brillen

Und meine Fehler will er wohl nicht sehen.

Softe igS'ig^

Du bist bescheiden . . . Eine edle Tugend

Ist die Bescheidenheit . . . doch tritt 'm^I näher

Dein Platz ist nicht im Schatten je,ier Thür.

Komm näher . . näher ... fetz Dch her zu mir

Und lasse mich Dein junges Antlitz schauen.

Ich bin Dir gut, d'rum kannst vn mir vertrauen,

SchollroZU ikcizl sich an ihre Scilc, offrslirot groß? Lrschcidcichny:

Habt Dank für diese Gnade, edle Frau,

Ich schließe fromm in mein Gebet Luch ein.

Softe: Ls freut mich sehr, daß Du so gut und fromm,

Denn leider ist d, r fromme Glaube fremd

Den Rittern dieses Hofes geworden.

Schobrozzi: In meiner B,uft ist nicht dcs Glaubens Blume
verdorr', denn ganz eifolglos bleibt der Sünder Zweifeln.

In meiner Brust, da wohnt die Frömmigkeit

Und nicht nur heut, sie bleibt hier alle Zeit!

Im Kampf des Lebens und im Kampf der Schlachten,

Hab ich den Glauben mir voll Stolz bewahrt,

Ich lern't das Treiben dieser Welt verachten;

Doch was der Katechet mir offenbart',

Das ist mein Schatz, den sorgw'm ich behüte

In meinem frommen, gläubigen Gemüthe,

<Nawl: . . . Ich fang' mit Gott die Arbeit an,

weil Gott allein nur helfen kann.

Softe «ikbrooll):

wer ihm vertraut, hat nicht auf Sand gebaut.

Du siehst, der Herr, er lenkte Deinen Schritt

Hierher zu mir. . . Ich will Dir wohl , , . Dein Nam'

Ist: Taspar Scho. . .

Schodrozu: Schodrozy . . .

Gregor Csiky in Budapest,

Sofie <hei,er>:

So ift's recht.

SchodroZN (bei Seite):

wie seltsam mich die alte Frau beschaut.

Ich bin ein Edelmann ... ein alt Geschlecht

Sind die Schodrszy'sl lbc Sel,c>- fast so alt wie Du . . .

Was will sie nur von mir, sie starrt mich an,
verschlingt mich fast mit ihren heißen Blicken.

<aut> -

Mein Bnkel ist ein Bischof . . . meine vettern

Sind durchwegs Kapuziner . . . Auch ich märe

Soweit gewesen ihnen in den Klöstern

Gesellschaft stets zu leisten, doch ich dachte,

Daß in so ernsten Seiten jeder Jüngling

weit mehr zur Ehre Gottes wirken kann,

wenn er dem Klosterleben go.nz entsagt

Und für den Glauben kämpfet in der großen Welt.

Softe: Lin Priester und ein Held! Das ist der Mann,

Der hier am Löff, an seinem Platze ist.

Schoorozv (bei Scilr, I

B, güt'ger öimmel, sie ergreift mich schon,

Sie preßt und drückt mit Liebe meine Hand,

Am Ende ist sie gar in mich verliebt,

Das wäre mehr, als ich erreichen wollt . . .

Sofie <>>?» inimcnvSdrcnd gcnau betrachten» ^

Du sagtest doch vorhin, daß Deine Ahnen

In Aaschan wohnten . . .

Schodrozn: Kaschau? Nein, in Bartfeld.

(Sei ScitteZ-

Und wie sie mich betrachtet , . .

Softe: warst Du niemals

In Kaschau?

Schodrozn: Doch, im letzten Jahr verbrachte

Ich dort ganz kurze Zeit

Softe chci Seite)-

wie er erröthet,

Fürmahr, ein unverdorben Herz! stau»- Ich höre,

Daß Kaschau eine schöne Stadt sein soll.

Schodrozn: Recht schön und was die Hauptfach' ist, recht fromm,

Ich sah dort viele Kirchen und an Klöstern

Ist ebenfalls kein Mangel.

Sofie:" wie? An Klöstern?

<r>ki Scite>

Lrröthet ist er abermals. Ich sehe,

Er hat sein Liebchen keineswegs vergessen . . .

(laut und herzlich):

Sei muthig, denn Dein heißer Wunsch wird in

Erfüllung gehen . . .

Oer Komödiant,
.SchodrVZU (niederkniend)-
B, gnäd'ge, edle Frau!
Sofie: Steh auf!
Schodrozu: Nein, auf den Knien will ich danken.
Für diese Großmuth und für diese Sütel
Sofic: (ihn emporhebend und dann mil ihm plat, nehmend),-
Ein wort noch: Sage mir, falls unser König
Dir Amt und Würden gnädiglich verleihet,
Wirft Du dann nicht . . . vielleicht an Hochzeit denken?
Schoorozri (verschämt)- V, gnäd'ge Gräsin!
Sofie: Sieh, Du bist ein Jüngling,
Und junge Herzen schwärmen stets, für Liebe.
Schodrozn (bescheiden)- B, Gräsin (Sei Seite) Himmel, was soll ich nun sage
Sofie: Nur Muth und fürchte nichts; ich werde niemals
Dem jungen Herzen seine kieb verübeln.
Schoorozri <dei Seile)- Kein Zweifel mehr, die Alte ist in mich
verliebt — das fehlte noch — da danke ich.
dnu, und schwärmerisch) Ach, sindet niiser Herz den Gegenstand,
Der würdig seiner kieb', dann freilich muß
Es lieben . . .
Softe: Gut, mein Freund, ich will kein ander
Geftändniß Deinen unschuldsvollen Lippen
Entreißen . . .
Schodrozg (aufseufzend)- Gnädigste der Gnädigen!
Softe (bei Seile)- Er liebt das Mädchen! (laut)- Nun vertraue mir!
Ich will erfüllen Deinen schönsten Wunsch.
Zehnte Scene.
Vorige. Mf-mlau-s.
.1?IttolauA szu Schimazius, der ibn nicht einlassen will) -
Ach, Unsinn, meine Tante ist für mich
Zu jeder Zeit zu sprechen. (Eintretend,) was erlaubt
Sich denn Dein Sekretär? Er will mich nicht
Einlassen, sagt, daß Du mit wichtigen Staats-
Geschäften arg beschäftigt wärest . . . Ist's wahr?
(Küßt der Gräfin die l'and),
Für mich ist doch kein Staatsgeschäft so wichtig,
Daß ich deshalb mein Tantchen missen wollte.
Softe: Du Böser!
^S,SolauK: B, die Bösen werden gut,
Die Sünder rein, die Ungläubigen fromm
wenn sie in dieses traute Zimmer treten.
was seh ich? Caspar hier bei meiner Tante?
Und traut an ihrer Seite? Seltsam wahrlich!
Du also bist das große Staatsgeheimnis
Softe (erfreu,-) Du kennst den jungen Ritter?

Gregor Esiky in Budapest,

OIKolsuß: Will's wohl meinen;

Mein alter Schulfreund ist der liebe Caspar,

wir gingen einst mit'nder in die Schule,

Das heißt: wir gingen nicht, doch sollten wir

Wohl zehn , . .

Schlldrozn (dcr Nikolaus forlw.wrn) winkt, zu schw.'ige^

Zch weiß es noch genau, mein Lieber

Und sehe, daß der Alte Du geblieben.

„Nur immer heiter!“ mar Dein lust'ger Wahlspruch

Und spöttisch lachend nahmst Vu alle frommen

Belehrungen entgegen, die ich vir

Vft angedeihen ließ.

Mkolsuß: Belehrungen?

Fürwahr, ich Hab' sie stets befolgt mit Eifer.

Du sagtest: Trinkel und ich trank mit Wonne.

Schovrozn: B, Nikolaus welch' schlechter Scherzi >lcisc>: So schweig doch.

MSolSuS: Ach so ... vu bist ein Heil'ger wohl geworden?

Ich sagt' es just, der Sünder tritt in dies

Gemach und sieh', er hat schon einen Heil'genschein.

Schodrozu lverwirr», Ich bin kein Heil'ger; leider weiß ich's selbst

Nur viel zu gut; ich bin ein Sünder, doch

Zch kann bereuen und mit tiefer Reue

Gutmachen, was ich ehemals gesündigt,

ÄKolguS: Entschuldige Vich nicht, Vir ist vergeben.

Ich weiß recht gut, daß jedes Pferd vier Füße

Besitzt und dennoch stolpert . . .

Schoorozn (verwirr,): Nun ich habe

Nur zwei und kann daher viel leichter straucheln.

Sofie istcht «uf> - vertheidige Dich nimmer, denn deß' bedarf

Es nicht, wenn Du als Jüngling einst gefehlt

— zumal in der Gesellschaft meines Neffen —

So ist's kein Wunder, sondern nur natürlich , . .

Die Reue, die Du jetzt empfindest, zeigt,

Daß anders Du geworden und die kieb',

Die reine, fromme kiebe soll nun sorgen,

Daß rein und fromm vu bleibst . . .

Schovrozu: Ihr seid ein Engel I

Mnolsuß lbcı Srite^ Just das hat noch gefehlt . . . Hm, ich verstehe.

Elfte Scene.

Vorige, NostKa.

UostKs: Die Königin befiehlt, daß Ihr erscheint!

Sofie: Ich komme also gleich; (zu Sch«!>r°zv>- Bleibt hier, erwartet

Mich. Später muß ich wieder mit Euch sprechen,

Ich werd mit froher Botschaft Euch erfreuen.

iZu Nikolaus verweil' auch Du ich komme alsbald wieder,

Doch wisse, daß ich keine kust empfinde,

Die Schulden, die Du immer wieder machst,

Der Komödiant.

Auch immer wieder zu bezahlen. Bleib',
Du sollst heut' eine gute kehr' erhalten
Und sehen, wie auf Erden man die Tugend
Belohnt , . .

vielleicht wird Dir die kehre nützen,
Ich wünschte es — und nun auf wiedersehen !

(Ab mi, «°stka >

Zwölfte, öcene.

Schodrozn, MnlauS.

.iZinolsus <brSst> Mir scheint, die Tante ist in Dich verliebt.

Scyodrozn: Auch Du haft's also wahrgenommen?

«SiSolauß fachend,: Ja!

Auch ich . . fürwahr recht köstlich ist dies „Auch,"
Auch ich, auch Du, auch er . . . bei Gott, erst jetzt
versteh' ich ganz die seltsame Bekehrung.

Schodrozn: Die höchste Zeit ist's schon, daß Du's verstehst.

Du wirst jetzt hoffentlich vernünftig werden,

Nicht mehr die alten, tollen Lieder singen . . .

Ich will von der Vergangenheit nichts wissen

Und Deine Junge wird nicht müöe, alte

Geschichten zu erzählen . . . Nikolaus I

iernS): So handelt nimmermehr ein guter Freund,

wenn er nicht will des Freundes Glück vernichten.

^ZiKolsuK: verzeihe mir, Du frommer heil'ger La-par;

Doch nimmer hätte ich mir träumen lassen,

Daß Deine Seel' zu retten ist und nunmehr

Erfahre ich, daß meine alte Tante

Dich rettet . . . Freund, dies Werk ist vir g langen I

Dn nimmst die Muhme, wirft demnach mein Wheim,

Und zahlst meine Schulden . . . Nun denn Vheim,

Ich will mich Deinen, Schutz und Schirm empfehlen. (Ab)

Dreizehnte öcene.

Schodrozu.

Schodrozn (ollem)- So ist es wahr und nicht nur Trug und Täuschung,

Nicht nur ein Traum der dummen Eitelkeit?

Doch nein ... ich war nie eitel, bin's auch nicht . . .

Gewiß, der Mensch, er hatte Kecht: sie liebt mich . . .

Ist ganz vernarrt und über beide Bhren

verliebt in mich . . . Recht wohl bekomm'? Frau Tante!

. . . Doch ernst erwägen muß man diese Sache.

Die Frage ist, ob dieser Zwischenfall

Mir Heil bringt oder Unheil . . . Ganz gewiß

Ist wohl, daß königlicher Kämmerer

Ich werde . . . Nun, das wär' ein guter Anfang . . .

Doch dann? Ich fürchte fast, die Protektion

Gregor Tsiky in Budapest,
 Wird nicht umsonst gewährt, vielleicht will sie
 Daß ich ihr Gatte werde . . . Das roär' nett! . . -
 So hätt' ich endlich denn ein gutes Amt,
 Doch Röschen scheint sür immerdar verloren.
 Entweder aus das Amt verzichten oder
 Dem kiebchen ein für allemal entsagen.
 Ich muß nun wählen zwischen kieb und Stellung . .
 Und doch, vielleicht wär' möglich Beides
 Hübsch miteinander zu vereinigen . . .
 Lei klug und weise Caspar; trachte jetzt
 Die beiden Fliegen klipp mit einer Klappe
 In schlagen , . . Wohl, die Tante xrotegirt mich
 Und will ein Amt bei Hofe mir erwerben.
 Das ist mir recht. Und Hab' ich erst die Stellung,
 Dann kann kein Weib der Welt dieselbe rauben.
 Ich bringe Röschen her und selbst die Tante
 Wird sich beschämt, zerknirscht in Alles fügen . . .
 So wird's am besten sein . . . friscauf . . . Und nun
 Muß ich die alte Tante marin erhalten,
 Muß flott Komödie spielen, höflich thun,
 Damit die kiebessgluten nicht erkalten:
 Mit Thränen, Senfzern, kiebessblicken muß
 Ich diese eitle alte Frau bcthören . . ,
 (SpSnisch > Und fordre ich voll Feuer einen Kuß,
 Ich hoff' die Alte wird mich nicht erhören.
 <iusttg)i Ach, Welch' ein guter Spaß, wenn er gelingt . . .
 Doch wenn mein Plan mir nicht gelingen sollte,
 Dann muß die Tant' ich freien unbedingt . . .
 Und Röschen? . . . Gute Nacht . . , Der Himmel wollte
 Ts eben nicht . . . Ach, schließlich bin ich mir —
 Der Allernächste . . . Nnr ein grünes Bübchen,
 Das würde opfern seine Stellung hier,
 Um treu zu bleiben seinem lieben kiebchen.
 Der kluge Mann darf oft fein Herz nicht fragen,
 Tr muß vernünftig handeln — und entsagen.

Vierzehnte Scene.

Schodrozu. Nost»«. SSKchen.

IlostKa <zu Nöschrn)^ Die Gräfin hat beauftragt mich mein Frgvlein,

Hierher in dies Gemach Tuch gleich zu führen . . .

Die Gräfin kehrt alsbald zurück,

Nökchrn (,» A°stka>- Mein Bheim

wird hoffentlich recht bald mich hier aufsuchen?

Kostka: Tr weilt im Augenblick beim Könige. gib,,

Löschen: Ich will hier warten.

Der Komödiant.

253

Fünfzehnte Scene.

Schodrozn. »SKchen

SchodrUzN ^cr lösche,, beuerkl, sich abcr zurückgezogen hat, Iritt nun nZhcrI -

wie Röschen? Ist sie's wirklich? welcher Seift

Hat sie hierher geführt? Das fehlte noch,

Sie mår im Stande Alles über'n Haufen

In werfen, . . . Nein, das soll nicht sein ... Ich muß sie

Entfernen, tlau^ Röschen I

IkSAcgen iaufschreiendi: Welch' Wonne, Welch' Freude

Du bift's, . . . und wirklich Dn, mein theurer Caspar I

Ich grüße Euch mein Herr I

F>rliodrozn lwarm>i B, wiederhol'

Doch jene süßen Worte, die mein Glück

Mir künden, unterdrücke nicht die Stimme

Des Herzens, Ipisglich ganz ruhig, freilich, besser ist's zu schweigen,

Die wände haben Ghren hier am Hofe.

Ich weiß, Du liebst mich, weshalb denn verbergen,

was kein Geheimniß mir . . . was Deine Angen

In diesen Augenblicken wieder sagen . . .

<anastiich> Ich selbst mein Rind, ich liebe Dich recht innig;

Ich bin der Alte noch, so treu und bieder . . .

Doch sag mein Röschen, liebst Du mich denn noch?

NöSchen: Du weißt, ich liebe Dich, denn was ich einmal

Gesagt, bedarf der Paraphrase nimmer,

warum denn ein Geständnis; wiederholen,

Das Du in meinen thränenleeren Augen,

In meinem bleichen Antlitz lesen könntest?

B, wüßtest Du, was ich gelitten habe!

.Schoorozu ^ffcciirt) Ich habe ebenfalls gelitten, theures Mädchen,

Ich Hab' mit Trauer Dich vermißt inein Röschen!

Umsonst befragte ich die dunklen Wolken,

Bb sie von Dir mir keine Botschaft bringen . . .

Ich weinte viel, doch ach, in meinen keiden,

Da brachte der Gedanke Trost und kicht;

Ich werde wiedersehen Dich mit Freude»,

Denn niemals leift auf Dich ich mehr Verzicht, . . .

Für jene «ZZualen, die fast unerträglich

Erschienen, finde bald ich preis und Lohn,

Ich liebe Dich mein Kind — so viel als möglich;

Beweist Dir's nicht der Stimme inn'ger Ton?

NöKchen <z>r!>: Der Himmel hat belohnt nun unfre Treue,

wir sehen uns und lieben uns auf Neue,

Scgodrozn (rrnft) Und doch — o, glaube mir — es hat der Himmel

Nicht uns're Schritte hergeleitet, keider ist's

Gewiß, daß nur ein böswilliger Dämon,

Gin Feind der wahren, frommen, reinen Liebe

Uns beide hergebracht . . .

Rord und Süd. tö?. 17

25H

Gregor olsiky in Budapest,

Löschen <a„gfiiich>: ^ <Z), Gimmel, wäre

Dies wirklich wahr? B, sag' mir, was Du denkst I

Schodrozy: Ich glaube, daß auf Gottes weiter Welt,

Kein Brt besteht, wo unsrer Liebe mehr

Gefahren drohen könnten, als am Hof,

Als hier am Hof . . .

Löschen <zwiscin!>z: Und ist dem wirklich so?

?>chodrozii (dringend)- Entfliehe, eile rasch von hinnen Röschen!

Sößchen:

Schoorozy:

Löschen:

Schodrozn

Löschen:

Doch sprich, warum?

B, frage nicht, mein Schätzchen,

Ich kann Vir jetzt nicht Antwort geben. Doch

wenn Du inich liebst und meine Liebe ehrst,

Dann folgst Du Deines Freundes gutem Rath

Und fliehst, verlässest diesen Sündenhort.

Ich kann es nicht; ich darf nicht frei verfügen,

Nicht meine Schritte selbst bestimmen, wisse,

Mein Vater hat mich hergesendet, und

Ich soll in Zukunft hier verweilen, ein Heim

Bei meiner Pathin finden.

Deiner Pathin?

wer ist sie? Und wie heißt sie?

S'ist die Vberft.

Hofmeister!,! . . .

Schodrozy «m Sritr,- weh' mir.

Löschen: An ihrer Seite

Soll liebevoll ich warten, bis mein Vater

Mich heimruft . . . wär's nicht möglich, daß die Pathin

Uns hilfreich jetzt beistände?

Schodrozn <crschrc,ckc„> - Sie uns helfen?

iscinr Zaffung gewinnen^

Uns helfen? Arnies Mädchen I Ach, Du kennst

Die Menschen nicht, besonders aber nicht

Die Frauen. Höre denn (irisch was ich nur leise

Zu flüstern wage . . . l»«» wrl,n,u,l,i) i armes, gutes Mädchen!

Ich zittere, mein Gott, was werd' ich hören?

Za, zittere, denn das ist jetzt am Platze.

Nun merke auf: von allen Menschen muffen

wir s i e zumeist auf Erden fürchten. Hüte

Der kiebe siiß' Geheimniß nur vor ihr . . .

vor wem?

« Nun vor der Pathi», ja vor ihr

vor allem.

Und warum? warum vor ihr?

tticriich)! V, Röschen, einzig Liebchen! Blick mir jetzt

In's Aug' und sage, ob Du mir vertraust?

Löschen: (rin<«ch) wem dürft' ich denn vertrauen, wenn nicht Dir?

Schoorozn: Imcrttch>: wenn Du mit einem Blicke oder wort,

Hier das Geheininiß uns'rer Liebe lüstest,

?o sind wir Leid' sür alle Zeit verloren, —

Löschen:

Schodrozn:

Löschen:

Schoorozn:

Löschen:
Schodrozn

Oer Komödiant.

255

Und werden niemals mehr ein glücklich Paar.
lernst): Jetzt schmore mir, daß Du der Pathin nie
von unfreier Kiebel' erzählen wirft!

Löschen (leise): Ich schwöre I

Schoorozn: Und nun mein Kind mit Gott, und sei vorsichtig. <«rl,r,,d,i

Naschen: Du gehst? verweile doch noch hier ein wenig.

Schodrozu: Das darf nicht sein, denn Niemand soll es ahnen,

Daß wir einander kennen. Sei voll Klugheit

Und Vorsicht, liebes Mädchen, uns're Liebe

vernichtet leicht ein unbedachtes Ivort I

Und dann ... Du weißt es, Thenre, sicherlich

war' auch mein Glück sür alle Zeit dahin I

ITrmirig)^ Und das, o Gott I war' endlich auch mein Tod!

I>!r küßt ihr die I?and, eilt al>rr r«sch zur Thür,)

Ich höre Lärm und fliehe schnell, damit

Man uns nicht sieht . . . vergiß nie Deinen Schwur I <Mi»° al>,,

sechzehnte Scene.

Löschen. OinolauK.

Fürwahr, Dein Schatz ist just kein großer Held,

Er flieht schon — da er Schritte hört.

»Zöschen (vcnoirr,)- Mein Herr!

Kikolsuß Iherankomicnd) ^ Bei meiner Ehr', ein hübsches Mädchen, das

Ist eine Seltenheit bei uns, wo man

Nur welke Blumen sieht ... Ich würde gern

An Deine Thür 'mal klopfen, wüßt ich nicht,

Daß Du Dein Herz verschenkt schon einem Andern.

Löschen imii würde) - wer giebt Euch Recht in diesem Ton zu sprechen:

.ViKolSuK: Iwer giebt uns Recht, die schönen, rothen Kirschen

Zu pflücken? Nun, ich mein', der Kirschen Güte

Und unser Hunger.

Löbchen: Hungerpoeffie

versteh' ich nicht.

^ZiKolauK: Bin zur Erläuterung

Bereit . . .

Röschen: Schön Dank, mir fehlt der Appetit

Dazu.

Nikolaus: Nicht schlecht und um jetzt beim Vergleich

Zu bleibe», laß mich fragen: weshalb giebst

An reichgedeckter Tafel einem Gast

Du nur zu essen? wo der Süßigkeit

So viel vorhanden, würden sicher Zwei

Gesättigt werden können . . . Schodrozy

Hat sich cer greift ihre Hand) an diesem Händchen satt geküßt,

Ich bin bescheiden und begnüge mich

Auch mit dem zweiten Gange.

Gregor Tsiky in Budapest.

löschen: Hoffentlich

Geht nicht der Höfling hier am Hofe durch

Die Küche . . .

MKolaus: Ach, verzeiht, mir scheint, wir wären

Bereits im Speisesaal. Hör', liebes Mädchen,

veracht mich nicht, denn der für den Du sorgst

Und dem Du alle Süßigkeiten sparst,

Oer speist bereits an einer andern Tafel.

Köbchen: lauffalzrrnd^ Das ist nicht wahr, das kann nicht sein.

aSiKolSuß: Und doch

Ist's wahr. Du holdes Wesen dauerst mich.

Ich kann's auch kaum begreifen, weshalb Du

Just diesem Schlingel angehören willst.

Söbchen: wen Du nicht kennst, den schmähe nicht.

MnolsuK: Ich werd'

Doch meinen alten Schodrozy noch kennen?

Machen: Den Namen kennst Du, wie ich leider höre,

BiKalauK: Nicht nur den Namen, sondern auch den Mann;

Ich hoff', er wird recht bald mein Vheim sein.

NSSchen: was sagst Du?

Mikolsuß <lachr,d> Ja, er wird bald meine Tant'

Zur Gattin nehmen . . . wünsch ihm Glück dazu!

Solchen: Ist's Narrheit was Du sagst? Ist's nur ein schlechter Scherz?

.Vikolsuß: Ich scherze nie mit einem lieben Bhm,

Ich liebe ihn fast so wie meine Muhme.

lüöbchen iausbrechn!,^ B, quäl' mich nicht, o, sag, daß Du nur scherzest.

OiKolauß: So frag' die Bbersthofmeifterin selbst . . .

Köbchen: wie, meine Pathin?

MKolsuß <crsia»n,)^ Deine Pathin? Sag,

wer bist Du, holdes Mädchen?

USßchen: Röschen «iraly.

MKolauß: Du Röschen? Du des alten Kiraly Tochter?

Ich kenne Deinen Namen wohl, wir haben

Recht oft von Dir gesprochen . . . Doch die Tante

Hat nie gesagt, daß Du hierher zu kommen

Gedenkst . . . verzeihe mir, daß gar so thöricht

Ich sprach . . . Dich unwürdig behandelt habe . . .

verzeih' ini>>rrk„icr»k>>- Hier auf den Anieen will ich meine

Verzeihung jetzt erbitten.

löschen <>>!>" !>ir l'a,i!> rcichrn5i' Gern verzeihe

Ich, sehend, dah Dich Deine Worte reuen,

Sei nun begrüßt , . .

.IZlliol.iliS .s"iik tt'r 5ic l'm,^ Ich bin der Gräfin Ncffe,

vielleicht hast Du von Nikolaus schon sprechen

Gehört daheim bei Deinen kieben . . . Nun, ich bin's!

Ich hoff', Du zürnest mir nicht mehr,

Nöbchen: Ich leg

In Deine Rechte nieine Hand und das

Genügt . . . Ich Hab' verziehen! , . . Nun beweise

Her Aomödiant,
257

«SKchen:

ich glaube,

Auch Du, daß aufrichtig Du sein kannst, sage

Mir, hast Vu eben wahr gesprochen oder
Gescherzt?

Lassen wir die Tobten ruhn.

Nur keine Ausflucht! . . . Sag, ob's Wahrheit ist

Käß Schodrozy . . .

wenn es nun Wahrheit wäre?

NöAchen ^cn «oxf abwinden» - Ich will die Wahrheit wissen

OiKolauß: Gut

Daß es nicht ritterlich just ist, die kiebess-

Geschichten anderer Leute zu verkünden,

Doch wen'ger ritterlich erschiene wahrlich,

Hier eine Täuschung schamlos sort zu fördern.

Ich klage Reinen an, beschuldige

Auch Niemanden. Ich will erzählen, was

Ich sah und hörte,

löschen Einend): Sprich!

^Sitiolsu?: Schimazius

Erzählte mir, daß ineine Tante bald

Dem Schodrozy ein hohes Amt bei Hof

verschaffen wird und noch dazu ein Amt,

Das bisher mir bestimmt gewesen . . . Glaube

Jedoch nur nicht, ich sei ihm deshalb neidisch!

Er möge glücklich sein mit Amt und — Tante . . .

Das zweite Faktum Hab' ich selbst beachtet,

Ich habe selbst gcsch», wie Schodrozy

Der Tante hier in aller Form den Hof

Gemacht . . .

Nöbchen: B, deshalb muß' ich ihm zuschwören.

«ein wort zu sagen. B, wie schlecht und niedrig

Ist's doch, für Amt und Stellung seine Liebe,

Ja mehr noch, gar sich selber zu verkaufen-

.Mkolauß: Du wolltest Wahrheit! . . . Nun, da Du sie Höreft,

Zerfließest vu in Thränen ... Ich beklag' es.

Nökchen: Ich bin Dir dankbar, denn Du hast die Augen

Geöffnet mir; doch wund're Dich nur nicht, daß

Ich eines Traumes Ende hier mit Thränen

Beklage.

.I?,liolg„ß: Armes Kind! Ich darf da leere

Trostworte nicht anwenden. Laß mich daher

Erklären, daß ich voller Stolz und Freude

Dir immer meine Dienste weihe, Nnfe,

Ein wort genügt, ich werd' an Deiner Seite

Sein und Dich gegen jeden Feind beschützen!

258 Gregor Esiky in Vudavest.

siebzehnte Scene.

Nöschn.

nößchen lallem, ^

welch' Illgner, Heuchler, Welch' ein Komödiant!

Und diesem schenkt' ich all' mein erstes Lieben.

Ihm sollt' und wollt' ich reichen meine Hand

vor dem Altar . . . Die Hoffnungen zerstieben

Mich gähnt die Wirklichkeit ernüchternd an.

wie kindisch war mein Wünschen, Hoffen, Zehnen

Nach dem geliebten Jüngling , . . Ritter . . . („m r,oi!») Mann!

Und nun veracht' ich ihn — nicht ohne ChrHnen,

Und doch, wer weiß, vielleicht ist er nicht schlecht?

Es lügen Jene, die ihn schmähdlich schmähen?

Aus Lug und Trug wird bald sein Herz wie echt,

wie echtes Gold im Feuer neu erstehen!

Nein . . . Nein . . . er lügt . . . er ist ein Komödiant,

Erschüttert ist in mir der feste Glauben,

Gelockert ist der liebe festes Vand,

Der Zweifel will mir meine Liebe rauben . . .

Der Mann ... ein liigner! . . . Raum, daß ich es fasse,

weiß nicht, ob ich ihn liebe oder hasse.

Achtzehnte Scene.

Ilößchn, Naiueln, Sofie.

Dort sitzt das Mädchen!

Sofie <!cise)- Aermste, wie sie weint.

Vorbei!) <!cisc). wie immer.

Sofie üelse): Arme Kleine! Hoffentlich

wird Eazpar sie rafch lustig machen können.

Bärbeln (irise) - Er wäre wirklich hier?

Sofie >!rise)i wie ich Dir fagte,

Doch scheint's, daß sie bisher nicht miteinander

Gesprochen haben,

Noiüelu licisc)- Freilich, denn sonst würde

Sie nicht mehr wimmern, wie ein kranke» Kind!

wann geht zu Ende, diese Greinerei

«loschen- G, lieber MKeim . . .

Bärbel!) «Mi! güMmchlgrrr Sarsch'^,)- Zchämst Du Dich denn gar nicht

Als großes Mädchen immerfort zu weinen?

So trockne endlich Deine guten Augen

Und blick' um Dich . . . Hier siehst Du Deine Pathin,

^ie steht vor Dir ... so geh' ihr doch'entgegen,

begrüße sie und küsse ihr die Hände,

Empfieh! Dich ihrer Huld!

Der Komödiant. 259

Sofie. Komm' an mein Herz!

Und deßhalb, ach, verließ ei mich.

Baibein: Hörst Vn

Denn nicht? Lins . . . Iwei . . , so stieg' doch an den Hals

Der guten Tante!

Naschen <f«i sich): ^ Sie ist alt, recht alt . . .

Bärbeln: was stehst Du da und starrst die Cante an?

Du fürchtest Dich am Ende gar vor ihr?

Nsschen wloi;!)^ Das fehlte noch, daß diese . . . alte Frau

Ich fürchten sollte. So einfältig bin

Ich nicht. Ein solches Alter kann nur schiecken,
Den, der es trägt und trotzdem jung sein möchte.

Bärbeln: Philosophire nicht, geh' hin und grüße

Vescheiden, mache einen Knir und küsse

Der Gräfin hübsch die Hand.

Nun, so ist's recht,

Nun, die Umarmung, dann noch einen Kuß

Und schießlich ein'ge Thränen, dann ist die

Nekanntschaft ein für allemal gemacht.

Sofie: V, liebe mich so sehr, wie ich Dich liebe.

liöSchen iwemind) Dich lieben?

Bärbeln: laß' zum Ceufel nun das Greinen.

Sofie: V, quäl' sie nicht die Arme, denn ihr teid

Ist wohl das schmerzlichste auf Erden.

Illese): Ich kenne eine Arznei, noch heut'

Soll uns« Kranke frisch und fröhlich werden.

Den Kopf nur in die Höhe . . . So . . . und so . . .

»öschen: Ich will ja thun, was Ihr verlangt.

Neunzehnte Scene.

Vorige. loirN».

Nontta: Frau Gräfin.

Sofie <>eise>- Den ungarischen Ritter suche auf

Und sende ihn zu mir, und zwar recht bald.

Du läßt das Köpfchen wieder fallen, Zagte

Ich vorhin nicht: Den Kopf nur in die Höhe! . .

Und blicke jetzt getrost nach jener Chür,

vielleicht daß Dir die Augen übergeh'n.

löschen: wie Du befehlst.

<Vlick! nach dcr Üliür)

Barbel!» «eise z» 5»fie> i Na, die wird jubeln, schreien . . .

Softe (leise ;» »arbelv|^ wie freu' ich mich der schönen Augenblicke,

Die bald mir werden sollen. Gute Kinder,

wie werden sie sich in die Arme stürzen!

Gregor Tsiky in Budapest.

Bärbeln (flüsternd): Und sie wird wimmern, er wird heulen!

Sofie (flüsternd): Und ihren Augen werden Freudentränen
Entströmen. ...

Bärbeln (leise): wer in «Ohnmacht fällt, erhält von

Mir einen Eimer Vesser zur Erfrischung . . .

Soft: Die Thür wird aufgemacht . . .

Bärbeln: Nur sacht!

Sofie: Er kommt!

Dsrbelg: wie schade, daß kein Brunnen in der Näh!

Zwanzigste öcene.

Vorige. Schooro zu.

HchovroZII (bleibt an der TKSr siebend:

Frau Gräfi,; , Ihr befahl, ich bin gekommen . . .

Sofie (leise zu l'arbelv): Nun, was bedeutet das mein Freund? Sie stürzen
Einander nicht 'mal in die Arme?

Bsrbelg (icise): Schreien garnicht

S'ist unerhört!

Sofie <lei>ei i Das ist kein Liebespärenchen I

Bärbeln (icisc)- Er wird kurzsichtig sein.

Sofie (>«»>): Ich ließ Dich rufen,

Zumal ich Manches Dir zn sagen hätte . .

Doch vorher blick umher in diesem Saal.

Schodro^n (brclzi sich nach allen Seilen, bedächtigt):

Ich that, wie Du befohlen . . .

Sofie «eise): Er ist kalt

Wie Eis.

Bärbeln "eise). Und sie vergißt noch ganz das weinen!

Sofie Ueifrii vielleicht ist dieser Mann gar nicht der Rechte,

Bärbeln (leise,; <Z)b er es ist, das weiß ich nicht bestimmt,

Denn niemals Hab' ich ihn gesehn. Ich weiß

Allein, daß Caspar Schodrozy sein Name.

Schodrozil (der an Röschen vorübergeht, leise):

Ganz ausgezeichnet spielst Du Deine Rolle. . .

Nur weiter so . . . wenn möglich, noch mehr Kälte . . .

Bsrucn (leise): Mir scheint, daß er ein Zeichen ihr gegeben,

Sofie (leise): Fast unbegreiflich; <>«„»: Ja, ich ließ Dich rufen.

kandsleute, Ungarn sind hier angekommen,

Ich will Euch mit eiuand' bekannt nur machen,

Doch halt, das junge Mädchen kennst Du sicher

von Raschau her.

Schodrozu ««r sich): Man hat geschwätzt, die Tante

Ist eifersüchtig . . . Vorsicht ist von Nöthen . . .

(laut). Betrachte ich genau das junge Mädchen

So scheint es mir, daß ich die edlen Züge

Gesehen . . > Cb's in Raschau war, das weiß

Ich nicht, es kann fürwahr auch anderswo

Gewesen sein . . . Die Welt ist rund, ich habe

Gar viel gesehen und d'runter manches Mädchen,

Der Komödiant. —

261

Bärbeln <!» Röschen) - Und Du? Hast Du den Ritter je gesehen?

Höschen <vcrachtungsvouz: Es mag wohl sein.

Schodrozu ci"lc zu RSichen), Ganz gut, doch zeige mehr

Verachtung! . . , Aalt . . . recht kalt. . , das wirkt vortrefflich.

Sofie izu Borbels,: Du irrst, . . , ganz anders äußert sich die kiebe

Sie kennt ihn nicht und er will sie nicht kennen,

Das kann man Alles, nur nicht Liebe nennen,

Bärbeln »eise): Zhr Vater hat es mir gesagt.

Hoste linse): Du hast

Ihn sicher schlecht verstanden,

Bsrbeln (zarmg): Nnn, ich Hab' genug

Und die Geduld ist jetzt zu Ende . . . Hölle

Und Teufel noch einmal, ich will die Wahrheit

Erfahren. !z„ Neschen): Lag' mir Mädchen, srank und srei

Ist dieser Ritter jener Mann, dem Du

Die vielen Thränen nachweinst, den Du liebst?

Schooro zu tt'ür sich): Sie ist im Stand' und sagt als Antwort: Ia!

Bärbeln: Antworte I

Solchen: weshalb diese Frage?

Bärbeln: weshalb?

weil mir Dein Vater Mancherlei erzählte.

Solchen: Dann bleibt bei ihm und fraget meinen Vater.

Schoorozy ilcisc). So fort I . . . Der Ton ist gut, nur mehr Verachtung.

(laut): verzeiht, doch ich versteh' nicht Eure Frage,

Lößchn Ikesiig, Ihr hört es Bheim, unbegreiflich scheint

Die Frage dem, den sie zunächst berührt . . .

was fragt Ihr noch? Es hat der Ritter selbst

Geantwortet . . . ver edle Ritter! . . Er

versteh die Frage nicht, . . . (schmerzlich): fürwahr ich selbst

versteh nichts mehr sw.-inc,,!'): Doch sicherlich genügt's

wenn diese Fragen jene Frav versteht,

Die seine Tiebe jetzt erobert hat.

Schodro^ii (wsei: 5o schweig doch Röschen ... sei vernünftig!

Bsroeln: Mein

verstand steht im Begriffe, steh'» zu bleiben:

Mein Kind I

Höschen (Soge zurückweisend) B, lassen Lie mich ... ich will weinen.

Bsrbelii: Dn liebst ihn demnach nicht?

Löschen: Ich und ihn lieben?

Ich hasse und verabscheue ihn.

Schodrozn (leise) Sieb Acht,

Du kränkst mich ... fast ..

Löschen: Ich weiß genau, er liebt

Doch eine Andre . . .

Vchodrozn (ISrstch): Das hat man davon.

Jetzt weiß auch sie, daß diese alte Frau

vernarrt iu mich ist . . , was ist da zu thun?

Gregor Csiky in Budapest, —

Bärbeln: Das Mädchen phantasirt I Sie hat vielleicht
 Das Fieber . . , Früher ffok aus ihren Augen
 Nur Wasser und nun sprüh'» dieselben Feuer,
 Sofie lirisezu Barels): Ich glaube, daß die Beiden ein Geheimniß
 Vor uns verbergen , , , Doch ich werd's erforschen,
 Schodrozn <sürsich>, vor Allein muß ich Röschens argen Zweifel
 Zerstreuen , . , Lin Brief genügt , . . Doch wo ihn schreiben?
 Sofie w> Sch>drolv)i Ih bitt' Dich edler Ritter, lasse uns
 Nur einen kurzen Augenblick allein
 Mit diesem Mädchen , , .
 F>ll>odr05»: wie Du wünschest, ,
 Ich gehe , , , Doch wo ist die Thür , , .
 Sei ruhig.

Ich werde Dir erklären, daß . . .

iZöiZche» <wu> »nb stolz! - Sie wünschen?

Scloorozn (verwirr!): Nicht daß ich wüßte , , , suche nur die Thür . . Ach . . ,
 Die Thür ist hier . . Pardon . . , Pardon , , , ich gehl <A>>
 Linundzwanzigste öcene.

Bärbeln, KSWcn, Hoste,

Bärbeln: Nun sag' mir Liner wer von uns ist jetzt der Narr?

Ich oder dieses Mädchen?

Softe: Nicht von Narrheit

Ist hier die Rede, sondern nur von Liebe,

Ist sozusagen ganz egal

Bsruclu

rlößchrn <wc>' „üchig lächelnd)

Sostr <zu

:o ist es.

NöKchen -

Sofie:

Möschen

Softe:

KöSchen

Darbely

Röschen): Du hast gefangen Dich in cig'ner Schlinge

Dir also wäre Narrheit nur die Liebe?

Ja, Liebe Narrheit.

Und warum?

weil kieb'

Uns Gram und Leid bereitet, uns're Kraft

verzehrt und uns're Lebenslust erschlafft I

Aus Glücklichen nur Unglücksel'ge schafft I

Schon wieder hast Du Dich im eig'ncn Netze

Gefangen , . , !?ieh, Du leidest n»d die Liebe

Ist Ursach' Deiner Leiden , . , Also, liebst Du,

Ich liebe nicht.

Ach spielt mir nicht mit Worten

wie mit ner Maus zwei Ratzen häufig spielen . .

Ich will dem Röschen auf den Zahn jetzt fühlen,

Sie soll mir beichten, aber nur die Wahrheit.

Es werd' in diesem Wirrwarr endlich, Klarheit

Izu Rö5hc„)i Nun merke ans und öffne Deine <Z)hren

Dein Vater sagt, Du hätt'st ihm Treu geschworen;

Du aber sagst, Du hätt'st ihn nie gesehen I

wer soll denn diesen Widerspruch verstehen?

Der Komödiant,
265

Tr sagt, Du würdest nie von dieser Liebe lassen;
D u wider sagst, Du könntest ihn nur hassen , , ,
Du sagst doch nicht, Dein'Vater hätt' gelogen?
V, nein.

Dann hattest Du mich nur betrogen.

Auch nicht,
Ich soll vielleicht gelogen haben?

Der Wnkel ebenfalls nicht.

Ebenfalls nicht?

Ja, in des Teufels Namen Jemand muß
Gelogen haben!

Nicht doch; kein Tinz'ger log.

Die Wahrheit ist: Ich liebte ihn, doch lieb

Ich ihn nicht mebr.

Achl Ach!

^ warum denn nicht?

Löschen Ischwig,!,

Bsroeiu: Das ist kein Grund

wie? Sollt ich vielleicht lieben

Denjenigen, der meine kieb' verschmähte?

wie dieser Ritter . . .

liebt Dich nicht?

Nein! Nein!

Und nochmals Nein!

Das weißt Du ganz bestimmt.

Bestimmt,

Und früher liebte er wohl Dich?

so sagte er,

<Lr selbst

Gewiß er selbst.

Solchen:

Bärbeln:

«Sachen:

Bärbeln:

Löschen:

Bsibelu:

Löschen:

Softe:

Bärbeln:

Löschen:

Softe:

Bärbeln:

Löschen:

Bärbeln:

LöBchcn:

Softe:

Löschen:

Softe:

Löschen >rik>w

Softe: Und weshalb liebt er heute Dich nicht mehr?

Löschen höhnisch): Die Pathin fragt?

Bärbeln: Du hörst doch, daß sie fragt.

Löschen: Nun denn, weil eine And're ihn bcthörte,

Bsrbcln: wer?

Softe: Line And're?

Bärbeln (ungeduldig):' 5xrich doch endlich, wer?

Löschen wcincnd) Ich sag' es nicht.

Softe: Auch nicht, wenn ich Dich frage?

Löschen: Ihr fragt noch?

Bärbeln: Freilich fragt sie; sie will's wissen

Inst so wie ich.

Löschen: Und wirklich wollt Ihr's hören?

Koste: Gewiß.

Bärbeln: Lo wiederhol' nicht alle Fragen,

Gebt Antwort nns!

Löschen: Die Tante will es wirklich?

Bsrvrlli izorn«) wie oft zum Teufel soll ich's wiederhole»?

Loschen Ihr wollt's , , . ich wollt es nicht. , , wenn ich's bekannte

Geschah's auf Türen Wunsch ... Ts ist die Tante!

Gregor Tsiky in Budapest.

Sofie ("staun», Ich?

Bsrbelz):

iZSKchen:

Sofie:

Bärbeln ^

Sofie:

Bsrbel»:

Sofie:

ünßchen:

Mädchen, Haft Du den verstand verloren?

Ich weiß, er liebt die Tante; (eigensinnig^ ja die Tante I

Das kann nicht sein.

Der Junge wird doch Augen

Besitzen?

Aber Gregor! ,Z» ««chen) Kind Du irrst ... ich weiß es.

Er wird doch keine alte Dame lieben,

Die wohl noch älter ist, als seine Mutter. . . .

So laß' mein Alter endlich aus dem Spiel,

Denn das gehört nicht her. (Zu »Sschen.) Doch sag mein Rind,

was bracht' Dich auf den thörichten Gedanken,

Der ohne Grund, ganz ohne Grund . . . o, glaub' mir.

Man spricht davon . . . man hat es mir gesagt.

Hier kommt auch Einer, der den Vorfall kennt.

Zweiundzwanzigste öcene.

Vorige, Sfiolslis.

wie? Nilolaus?

Mein Neffe?

wie? Du weißt

Bestimmtes über dieses kicbesmärchn?

Es war ein schlechter Scherz des Ungezog'nen.

was soll's? , . . Sagt, was bedeutet dieses Zürnen?

Ich möcht' . . .

V, sag' . . .

Bärbel?):

Sofie:

Bärbeln:

Sofie:

OinolguiZ:

Sofie (rasche

Söschen (r.'sch)-

Bärbeln le„sa>den,- Ihr Beide schweigt; ich will

wie immer kurz und bündig diesen Fall

Erled'gcn. Sagt mir: Ist Schodrozy verliebt?

Und wenn er's ist, in wen?

.IZinolälizl (zu Röschens Du hast geplaudert?

Sofie lunqr5uik>ig>i So sprich doch endlich

.IMoläiik:

Sofie:

Nikolaus:

Bärbeln:

IZößchcii:

.Nikolaus:

«ößchn.

Bsrvell):

kicbe Tante, glauben

Sie nimmermehr, ich hätt' die schnd'ge Ehrfurcht

vrrgessen . . . fern sei das von mir . . . wenn Sie

In dieser kiebe Trost und Freude finden,

So wünsch' ich Glück — enthalte mich des Urtheils.

welch' schlechter Scherz!

Ich wiederhol's; ich weiß

Es ganz bestimmt . . .

Daß er die Tante liebt?

Nicht wahr, die Tante?

Ja, die Tante!

Wickel!

So sagt doch jetzt, daß ich nicht wahr gesprochen.

Der Junge ist in seinem Bberstübchen

Nicht aufgeräumt.

Der Komödiant.

Svste (wirst Sardclv einen verweisenden Blick zu, dann zu Nikolaus?-

Genug des schlechten Scherzes;

Ich hoff', Du wirst den Spaß nicht weiter treiben,

OiKolguK: Ich scherze nicht.

Softe: Dann liegt wohl vor ein Irrthum

Und diesen aufzuhellen muß man trachten,

MKolauß: Ein Irrthum? Kaum! Ich weiß zum Beispiel auch

Daß er auf Gegenliebe hofft. . . .

««scheu: Nun, Pathin?

Sofie (verwirr,): Ist's wahr ... ich also soll , . .

SinolauK: Ihn lieben . . . weiter

Nichts.

Bärbeln: Aber . . . liebe Sofie I . . . Freilich sagen

Die weisen schon, daß altgewordene Katzen

Die größten Sprünge machen.

Sofie (verweisend): Schweige, Gregor!

Nö scheu: Nun herrscht kein Zweifel mehr.

Softe (zornig?: g?s ist ein Irrthum,

Zivolsuß: «ein Irrthum, . . .

Softe (zornig?: Schweig I

Bärbel«: Ei, ci, Frau Sofie.

(Nimmt Sofie um die OSftc)

Softe: wahrlich

Mir schwindelt schon mein armer, armer Kopf.

Dreiundzwanzigste Scene.

> . Vorige, Schimsziuk, Schodrozu.

Die Angelegenheit ist richtig und ich

Erlaube mir deshalb auch ungerufen

vor Eurem Antlitz zu erscheinen, Gräfin!

Da dieser Fall auch uns'ren jungen Ritter

Betrifft, so Hab' ich ihn gleich mitgebracht.

Schodrozu (sich verneigend): Ich neig' mein Haupt vor Dir, verehrte Frau

Und harre Deiner Worte voll vertrauen.

(Lür fich? Den Brief besitze ich, jetzt heißt's denselben

In ihre Hand so rasch als möglich schmuggeln.

Softe (zu Schimaiws): Du bringst?

Schimsziuß: Ich that, wie Gräfin mir befohlen.

Ich bring' des neuen Kämmerers Viplom;

Mit gold'ner Tinte, prächtigen Buchstaben

wird hier schon die Ernennung kundgethan . . .

Nur noch der Name fehlt, zumal Ihr wünschtet

Den Namen selbst in das Diplom zu schreiben,

Scliidrozn (leise zu löschen? verrath' mich nicht, ich bitte Dich, und warte

Bis meinen Namen sie dort eingezeichnet.

(Lr will ihr im Geheimen ein Lrirschen zustecken?)

—Gregor Lsiky in Budapest.

Nöthen , , „u,i, was lispelt Ihr?

Schodrozn w^i iüff»,

Bärbeln (Ikisc zu Soxh!c)i

Demnach

5,c

Bsrbcly:

Sofie:

Bärbeln:

SchimaziU!?

Bärbeln:

Ich wünscht Euch guten Tag,

flüstern miteinander, kennen sich

am «Lnde liebt er nicht mal Dich,

Ich werd' die Wahrheit finden, laß mich nur . . .

Laß mich . . . , Ich will ganz auf Soldatenart den Knoten

Zerschneiden . . . Lins . . . , Zwei . . . , und wir sehn die Wahrheit.

Sei zart.

Da kannst Du ohne Sorgen sein,

Zeit meines Lebens war ich zart und fein.

Frau Gräfin, laßt mich nun den Namen wissen.

Geduld! Ich habe eine ernste Frage

An diesen jungen Ritter noch zu richten.

Ich will erfahren, ob er auch ein Ritter,

Lin Ritter in des Wortes edelster

Bedeutung , , . Caspar Schodrozy> . . So tritt

Doch näher her zu mir.

ivill cbrn das vricfchn Röschen grbcn, crschrikky -

Hier bin ich.

Gregor,

Sei zart.

So ^zart, wie nur ein Damenhandschuh I

Und mit dem Handschuh will ich ihn anfassen,

Du sollst mit eigenen Augen Wunder sehen.

»nll,>- Ich bin der Gregor Barbcly, wie Du weißt;

Nun den», so schau mir jetzt in's Aug, und gieb

Mir klipp und klar auf alle Fragen Antwort!

Schodrozn i>crnrig> sich höflich und n>!!! rcdrn)

Kchobrozu

Sofie i>c>sr>-

Bärbeln Ocffc

Bärbeln:

Sofie <>cisk)

Bärbeln:

Sosir:

Möschchen:

Dsrbeln:

Jetzt schweig; ich Hab' bisher noch nicht gefragt , ,

Besitze eine Nichte ... sie ist jung;

Und eine Schwägerin — na, die ist alt.

Sei zart I

Ich nenne keinen einz'gen Namen,

Auch sag' ich nicht, daß diese Frauenzimmer

Anwesend sind. Doch so viel muß ich sagen,

Daß beide weibsleut' just auf D i ch ein Aug'

Geworfen haben . . . hörst Du? . . just auf Dich,

was soll das , . . Aber Gregor?

Lieber Bnkel?

Ich wiederhol's: ich nenne keinen Namen,

Doch frage ich als der Familie Haupt,
Bist Dir die junge, ob die alte dieser Damen
Gefällt? Du denkst vielleicht, es sei erlaubt
Zu lieben mehr noch als zwei schöne Frauen , , ,
Mag sein, daß mancher Fant dergleichen glaubt,
Doch mehr als eine Frau sich — anzutrauen
Ist häßlich und , , , verboten überhaupt.
Ich

Der Komödiant,
267

cicisr zu Sofia!- was? war das fein? An mir ging wohl ein Höfling
verloren: ilou«- Laßt mich nun die Antwort hören?

Schodrozn (für sich,: was soll ich sagen?

BsrScli,: Veffne nur den Mund

Und sage mir vorerst, ob Du verliebt bist?

Lins, Zwei und Drei . . . die Wahrheit will ich wissen!

Lin Ja, ein Nein genügt , , , nur nicht viel Worte,

Schodrozn laffrciiriZ: <zz, welche Frage, welche kalte Frage I

Sie macht erstarren sast mein glühend Herz;

von meinen kippen strömt die bange Klage,

von meinen kippen klagt der bange Schmerz,

G, welche kalte Frage, ob ich liebe?

was ist denn kiebe? Sag's, Du böser Mann I

Weißt Du denn nicht, daß diese süßen Triebe

Man im Geheimen nur bewahren kann?

Denkst Du den Vogel, der im dunklen Schatten

Erbaut sein trautes, holdes kiebese nest,

Zu fragen, ob er liebet seinen Gatten?

Das wäre hart , , . Das gäbe ihm den Rest I

Nein, nein, Du darfst den Vogel nimmer quälen,

Zerstören nicht fein Glück mit rauher Hand,

Senn wisse, böser Mann, die schönen Seelen,

Sie finden sich zu Wasser und zu Land , . .

Doch nimmer werden sie der süßen Triebe

Geheimniß künden laut der ganzen Welt,

Venn das Geheimniß ist's, daß jeder kiebe

Die ewig'junge Süßigkeit erhält , , .

Bärbeln: Schon gut. Ich weiß, Ihr liebt die Junge,

Schodrozu smifeiz,): Junge?

Ich Hab' es nicht gesagt.

Bärbeln: Dann wohl die Alte?

Löschen (wcmrn!>>- Gewiß, er liebt die Tante.

.I?ikolsuß (Schodrozv beobachtende Komödiant >

Schodrozg ibci Seite!, wenn ich ihr nur das Briefchen geben könnte,

Bärbeln lz» Sofies Ich glaub' beinah, der jugendliche Ritter

Ist ganz vernarrt in Dich . . , Lr seufzt fortwährend

Und feine Blicke wollen Dich verschlingen.

Sofie (für sich'- Sie Alle sagen'? . . . wär' es wirklich möglich?

Ich könnte heute kiebe noch erwecken

wie einst? . . Ach, der Gedanke macht mich toll,

Vchadvzu (giebt in demselben Moment IZöschcn den Brief!:

Hier ist der Brief, doch lies ihn im Geheimen,

Sofie <m 5k» Sxie gri biio?c„o>i was seh' ich , , , Linen Brief hat ihr der Ritter

Gar zugesteckt , , , Ls herrscht hier ein Geheimniß I

<5ich umwendend lau»: wie kommt der Brief in Deine Hand, mein Rind?

Gregor Esiky in Budapest.

Schooro zu (bei Seite)! Welz' mir, jetzt geht das Donnerwetter los,

Kößchen: Den Brief? Soeben gab ihn mir der Ritter , . ,

Fchooro zn lbei Seite)- Sie sagt die Wahrheit, das ist wirklich bitter.

Sofie: So lies den Brief uns Allen vor, ganz laut I

.Schodro zu (bei Seite): g> weh; verloren war' dann Amt und Braut,

<eauti Warum denn lesen? Glauben Sie mir meine

verehrten, dieser Brief verdient es nimmer

von Ihnen angehört zu werden . . , Besser

Den Brief zerreißen oder zu verbrennen,

Bsrbclu: Nichts da; (entschiede^ wird einfach vorgelesen I

Nun vorwärts Röschen laß uns Alles hören,

Solchen Uiejy- Nein liebes Röschen! , . . Du mein lieber Schatz,

Im Herzen mein hast Du allein nur Platz . . . ,

Ich lieb' Dich heute so wie ehemdem,

wenn mein Benehmen Dir nicht angenehm.

So zürne nicht, es darf nicht anders sein,

Ich muß beachten diesen falschen Schein;

Muß heucheln Liebe dieser eitlen Alten,

Um bald die Aämm'rerstelle zu erhalten;

Denn thät ich nicht so minnig und verliebt,

Glaub' mir, die Alte wär's im Stand und giebt

Das Amt noch einem Andern ... Sei getrost,

Vertraue mir und sei nicht mehr erbost,

Denn glaub' mir, Röschen, Dich verehere ich,

Ich liebe Dich allein recht inniglich!

Bsruelu: Recht viel Gefühl und viele schöne Reime.

(Zu Sofir>i vernichtet sind wohl jetzt die schönen Träume?

Sofie lSrgerlich)- was Traum? Ich sagte stets, daß hier ein Irrthum

vorwalten muß, daß Klarheit werden würde,

SchodroZU! Ider eine weile verblüfft umherblickt, fällt in die Arme des Schimazius),

B, Gott, ich Aemster muß jetzt sterben!

MKolsuK: Nur

Geduld, es stirbt sich nicht so bald und leicht.

Sofie ttSrsich)- <Z) welche Schande! Und die Eitelkeit

Hütt' über mich den Sieg davongetragen

Beinah! . . ««uy- Ich sagt' es immer, 's ist ein Irrthum

Und nun die Wahrheit tritt zu Tage,

,ge!w,,^,,>- So laßt mich lachen . . , lachtet Alle mit . . .

Schlmsziu§: Der arme Schodrozy, hat nichts zu lachen;

Hier liegt der arme Manu an meinem Busen

In tiefer, todtengleicher Ohnmacht!

Bärbeln: Bringt

Mir nur ein Schaff mit frischem, kaltem Wasser,

Ich will zu neuem keben ihn sogleich erwecken.

Schodro zu <crw,,cl,rd^ B weh ... wo bin ich?

Sofie i<Mig>, Unter Deinen Freunden,

Nun fürchte nichts, verbirg nicht Deine Züge,

Ich zürne nimmer Dir ob Deines Spiels.

Doch wärst von allem Anfang klar und wahr

Der Komödiant.

Löschen:

Hoste:

Löschen:

Schimszius:

SöschM !rc,,ch>:

Gewesen Du. so hättest Du schon längst
Erfahren, daß Ich meine Nichte und
Das Kotze Amt Dir zudedacht , . . Nun aber
kaß vom vergang'nen uns hier nicht mehr sprechen,
Das falsche kiebesspiel ist kein verbrechen;
vergeben ist die böse Heuchelei!
Das Zeichen der Versöhnung aber sei
Dies Pergament, das die Ernennung bringt.
Komm' Röschen, schreib' den Namen ein, mein Rind.
Den Namen?

Ja, Du sollst den Namen schreiben,
Venn keine andere Hand vermag mehr Freuden
Dem Ritter zu bereiten, als die Deine.
Und wenn ich feinen Nameu niederschreibe,
wird ihm das hohe Amt zu Theil?

Gewiß.

Slkolsus:

Schoorozv:

Hoste:

Löschen:

Bärbeln:

Schodrozn:

Es sei.

Schimszius ilir«) Zum königlichen Kämmerer ernennen
wir; <stock>t>), seh' ich recht . . . ,icscn!>)- ernennen wir hiermit,
stie Au«n rribrndi: Ist's möglich? Täuschen mich wohl meine Augen?
lleiknd) Ernennen wir hiermit . . . hiermit den Grafen . . .

Graf Nikolaus keschinski!

wie? war's möglich?

Ich sterbe alsogleich.

was soll das Röschen?

Das Amt war, wie ich hörte, einem Anderen
Bestimmt und — Nikolaus war dieser Andere.

Ich machte gut, was meine liebe Pathin

Aus kieb' zu mir, beinahe schlecht gemacht.

Ein braves Mädchen I

Röschen, warum hast

Du mir das angethan? B, Röschen! Du

Verschließt vor mir Dein Herz und giebst mein Amt

So mir nichts, Dir nichts einem Unbekannten.

V, sage, Hab' ich das verdient, mein Röschen?

Ich log — weil ich ein Amt erhalten wollte,

Ich log, wenn ich auch just nicht lügen sollte,

Denn dieses Amt, ich mußte es erstreben,

Um zu verschönen Dir Dein künftig keben.

Doch nun ist's Amt dahin . . . Mit Deinem Schreiben

Verlöscheft Du der Hoffnung schönstes kicht.

Doch sei's . . . Mir wird doch Deine kiebe bleiben?

Nicht wahr, Du liebst mich?

Nein, ich lieb' Dich nicht.

Schoorozn tt»r s,ch)i Auch das noch, Ik»»": willst Du denn mein Herze brechen?

Löschen lsxSnisck^ Nicht meine Absicht . . . sSrnw- kaß uns offen sprechen:

Ich liebte Dich mit meinem ganzen Herzen,

Mit meinem tiefsten innigsten Gefühl;

Doch als ich sah Dein eigennützig 5x1el

Nord und Sud I.VI., U7. 18

Löschen:

Gregor Tsiky in Budapest.

Und als ich wüßst', daß Du vermagst zu scherzen

Mit Dingen, die dem Herzen theuer sind,

Da sah ich klar und war nicht mehr das Kind,

Das leicht mit kügen und mit Schmeicheleien,

Bethören kann ein falscher, junger Mann . . .

Die schönen Träume, die ich oft ersann

Sind unerfüllt . . . Ich kann es kaum bereuen,

Daß mir von aller Hoffnung nichts geblieben. . .

Nicht achten kann ich Dich . . . und auch nicht lieben,

Schoorozn: <V, Röschen!

Löschen <s>ch abwenden!;; - Ich Hab' kein Wort Euch mehr zu sagen.

Schodrozn: Frau Gräfin!

Hoste (sich abwendend) i Wer lügt, der muß die Folgen tragen.

Schodrozn (fSr sich)- Ich gebe mich trotzdem noch nicht geschlagen.

Noch ein versuch . . . Man darf nicht gleich verzagen.

(Sehr ernst): Aus meines Herzens hehrem Heiligthume,

Entrisset Ihr des Lebens schönste Blume . . .

Die Blum' der Freundschaft und die Blum' der liebe!

verachtet habt Ihr alle süßen Triebe

Und habt den Abschied mir brutal gegeben.

Das schmerzt mich sehr, ich will nicht länger leben.

Kein langes keben . . . , nein, ein rascher Tod,

Das ist mein Siel! Und was das keben bot

Ich leist' darauf Verzicht . . . Ich will nun gehen,

Ich will Luch nimmer, nimmer wieder sehen!

Seht dort das Fenster, es ist meine Thür

In eine bess're Welt . . .

(Er eilt zum Zenster und Sffnr! » weit, Röschen und Sofie schreien lau! aus)

<V, glaubet mir

Eh' Euch noch meine Rettung ist gelungen,

Hat mich der tiefe Abgrund schon verschlungen.

Ihr wißt, daß unter diesem Fenster gähnt,

Ein tiefer finst'rer Abgrund, o, wie sehnt

Sich schon mein keib, hinunter 'mal zu fliegen

Und in der tiefsten Tiefe dort zu liegen . . .

(pauset Wohl zwanzig Ellen tief ist dieser Abgrund!

Vsroeln: Ihr irrt Euch, einundzwanzig . . .

Srgoorozn: Lebet wohl!

Ich will hinunter in die tiefste Tiefe und

Mein Grab dort finden . . . lebet . . . lebet wohl!

Vsrvelg: wir haben Seit genug,

Hcliadrozn: (ärgerlich)- So lebet wohl!

Vsroeln: Das hören wir nun schon zum vierten Mal.

Schlmaziuß: Er springt hinab . . .

KinolsuK: Ich weit', daß er's nicht thut.

Der Aomödiant.

271.

Schodrozu: (tragisch): So lebet wohl, der Himmel sei mit Luch!

Zstsrbeln: Adieu!

Schoorozn <Mr s, ch>, Vho ... sie eilen nicht herbei

Um mir zu helfen. . . . vis ist unerhSrtl

Es ist verteufelt hoch; mir wird fast übel.

So lebt denn wohl!

Ihr lacht mich gar noch aus?

Und Luch soll ich vielleicht mein Leben opfern?

Ich wollte sterben — und Ihr lacht darob!

Ist das, Ihr Undankbaren, wohl mein Lohn?

Nein, nein, ich sterbe nicht! Ich werde leben.

Die kast des kebens traurig weitertragen,

Und Menschen suchen, die ein wahr Verdienst

Zu schätzen wissen; Menschen, welche nicht

verwandten Rang und Amt und Geld erwerben

Und arme brave Leute darben lassen . . . ,

Ich war zu ehrlich, und ich könnt' nicht heucheln,

Ich war zu bieder und ich könnt' nicht schmeicheln.

?o geh' ich denn von Luch mit leeren Händen.

<lvkhmütl, !g> i Ich war bereit, mein keben zu beenden,

In's Grab zu steigen ... B, ich Hab' gesühnt!

Weint mir nur Thränen nach . . . Ich hab's verdient.

<z>, r sichle Man ruft mich nicht zurück. kebt wohl, ich gehe,

Ihr ruft mich noch zurück!

Vsrbeln: Fällt uns nicht ein.

Schodrozu: Mit Gott, Ihr kalten Herzen; ach, ich sehe,

Ihr seid nicht werth, mich zu besitzen! Nein! ,Ab >

Drr Vorhang fällt.

(Nach dem Ungarischen bearbeitet von Julian Weiß,)

Illustrierte Bibliographie.

allzu

«uf Schneeschuhen durch «rönland. Von vr, Fridtjof Nansen. Autort.

sirte deutsche Uebersetzung. Mit über 14« Onginal-Abbildungen und Kartcn-

beilagen. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals I. F. Richter). 1851.

Wie man sich in

heißen Junitagen

nach einem frischen

Winterwetter

sehnt, um die

schlaffgewordenen

Glieder wenigstens

in Gedanken nichl

gänzlich erlahmen

zu lassen, so erfreut

es das Herz, nach

der Lectüre einer

umfangreichen Literatur

über SaS tropische Afrika end

lich wieder einmal ein Werk zur

Hand zu bekommen, aus dem

uns die kalte Luft der ark-

tischen Regionen entgegenweht,

Wifzmann, Stanley, Jephscm,

Easati sind ja gewiß interessant

Schilderer; aber was sie un^

andere Afrika-Reisende in der

letzten Zeit boten, ist beinahe

zuviel des Guten über dasselbe

Thema. Da wird es denn

dem gebildeten Publicum ganz

besonders angenehm sein, durch

das Nansen'sche Buch in eine

weitaus anders geartete Gegend

versetzt zu werden und Verhältnisse keimen zu l ernen, welche, obwohl scheinbar weniger

praktischen Zwecken dienend, doch nicht minder die Thcilnahme der nach Erkenntnis;

ringenden Menschheit in Anspruch zu nehmen im Stande sind.

Lu»! Aui Schneeschuhen du

'und, Druckerei

Grönland, Hamburg, Verlagsanstalt

, (vormals I. K. Richter), 1»91.

Illustrierte Bibliographie.

273

daß wir es hier mit einem Unternehmen allerersten Ranges zu thun haben, mit der Durchquerung des eisbedeckten Grönland, welche bisher keinem Nordlandforscher gelungen war.

Fing man, wie alle früheren Expeditionen, von der Westküste an, so konnte man sicher sein, nicht durchzudringen; man hatte dann so zu sagen immer die Fleischtöpfe Aegvntens hinter sich, während man vor sich nur die unbekante Eiswüste und die

Ostküste hatte, welche vollends trostlos ist. Und selbst für den Fall, daß man durchdrang, hatte man einen ebenso langen Weg zurückzulegen, um wieder an die heimathliche Westküste zurück zu gelangen.

Der einzig sichere Weg war, durch das Treibeis durchzudringen, an Grönlands öder, eisiger Ostküste zu landen, und sich von hier aus nach der bewohnten Westküste zu begeben. Auf diese Weise brach man alle Brücken hinter sich ab, man hatte nicht nöthig, die Mannschaft vorwärts zu treiben, — die Ostküste würde kaum einen

Nord und Süd.

Einzigen zur Umkehr verlocken, während vor den Reisenden die Westküste lag, die ihnen mit allen Annehmlichkeiten der Civilisation winkte und sie zu sich zog: da war keine Wahl, und die Parole mußte lauten: Der Tod oder Grönlands Westküste! Diesen Weg schlug nun gerade Nansen ein, und man weiß, wie glänzend er trotz aller Schwierigkeiten und Fährlichkeiten, die sich ihm entgegenstellten, sein Ziel verfolgte und erreichte. Die norwegische Regierung wollte von seinem „abenteuerlichen“ Plane nicht wissen, und in den regierungsfreundlichen Blättern hieß es gar, daß man

Au«: Auf SIlmekshuhen durck, Grönland. Hamburg, Verlaganstalt „nd Druckere't A.-G. (vormalS I, F. Richter) 1881.

keinerlei Grund habe, das norwegische Volk die von Nansen verlangte „große“ Summe von 5000 Kronen bezahlen zu lassen, damit ein Privatmann eine Vergnügungsreise nach Grönland unternehmen könne.

Glücklicherweise war eine Unterstützung durch die Regierung keine Notwendigkeit für den kühnen Mann, denn er erhielt die von ihm beanspruchte Summe von dem edelmütigen Etatsrath Augustin Gamsl, der sich schon durch die Ausrüstung der „Dij«vb«a-Expedition um die arktische Forschung verdient gemacht hatte. Er trat dann im Januar 1888 mit seinem Plan an die Öffentlichkeit und suchte sich seine fünf

Illusirte Bibliographie.

275

Begleiter aus, in deren Tüchtigkeit er sich nicht täufchen sollte; es waren der frühere Steuermann Suerdrup, der Kapitän Dietrichson, der Forstmann Kristian Trnna und die beiden Lappen Samuel Nallo und Ole Raona.

Von dem auf 20 Lieferungen berechneten Werte liegen uns bis jetzt 6 Lieferungen vor. Sie enthalten nach einer allgemeinen Einleitung die genaueste Beschreibung der mit großer Sorgfalt vorgenommenen Ausrüstung, die Darstellung des Schneeschuhlaufs, welche auf der Expedition eine so große Rolle spielen sollte, sowie die Geschichte und Entwicklung des Schneeschuhs, Darauf wird die Reise über Schottland und die

Au«: Auf LchNltichuhen durch Groiiloud, Hamburg, Vel!»a»c>nstlllt und Drucker«»

A.-G. («»rmoll I. F, iNichter» 1881.

Faroer nach Island und das Leben und Treiben auf dem „Iafon“ geschildert, mit welchem man gegen die Eismassen der Ostküste voidrang; dazwischen ist ein Kapitel dem eigenthümlichen Leben, den Wanderungen und dem Fange der in jenen Gegenden besonders charakteristischen Klappmützen, einer sehr großen Seehundart, gewidmet. Was die Schilderung der zahlreichen Abenteuer und Episoden anlangt, so kann man nur sagen, dieselben sind überall fesselnd und lebendig vor Augen geführt; aber auch die wissenschaftlichen Ergebnisse der Forschungsreise, welche man sehr hoch anschlagen muß, lassen in Bezug auf Verständlichkeit und Knappheit der Form nichts zu wünschen übrig. Die Abbildungen sind sehr deutlich und gut, Karten liegen bisher noch nicht bei. Alles in allem können wir das unterhaltende, frisch geschriebene Buch warm empfehlen. U. .1.

Neugriechische Grammatik von Vaniel Landers.

Je größer das Interesse an Neugriechenland wird, je lebhafter auch die durch Verkehrserleichterungen bequemer gewordenen persönlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Griechenland, desto stärker muß das Bedürfnis nach einem wirklich brauchbaren Sprachhandbuch zur Erlernung des Neugriechischen werden. Viel Gutes giebt es auf diesem jungen Gebiet der Sprachwissenschaft noch nicht; ein gutes deutschgriechisches Wörterbuch fehlt z. B. noch immer. Aber auch gute Sprachlehren sind knapp, wenn überhaupt zu finden. Die „Neugriechische Grammatik“ von Meister Daniel Sanders, die soeben in zweiter Auflage erscheint (Leipzig, Breitkopf und Härtel) ist jedenfalls die beste, die wir bis zur Stunde besitzen. Sie ist die geschickte Umarbeitung der Grammatik

Nord und öüd.

der England« Vincent und Dickson und entspricht den Bedürfnissen deutscher Lein-
lustiger mit gewissen Einschränkungen vortrefflich. Für die Erlernung nämlich der
Bücher- und Zeitungssprache der Neugriechen ist sie auegezeichnet, kann sie aufs wärmste
empfohlen werden. Ihr einziger Mangel ist ihre Behandlung der „Volkssprache“. Ganz
übersehen wird diese ja nicht, aber Sanders weiß leider nicht aus eigener Erfahrung
im Lande, daß das, was er „Volkssprache“ nennt, keineswegs bloß die Sprache des
niederer Bolle« ist, sondern auch die der feinsten Gesellschaft! Kein Mensch in
Griechenland spricht die Bücher- und Zeitungssprache in seinem täglichen
Veilehr. Jede Grammatik des Neugriechischen, welche diese zweifellose Thatsache mifz-
achtet, mutz eine empfindliche Lücke aufweisen. Sanders reiche Umarbeitung des ziemlich
dürftigen englische« Originals hat nach Möglichkeit diese Lücke auszufüllen gesucht: aber
leider ist auch Sanders aus Mangel persönlicher Landeskunde in den Irrthum nerfallen,
die Gebildeten in Griechenland sprechen unter sich Schriftgriechisch. Hiervon abgesehen
ist seine Grammatik wahrhaft mustergiltig, dazu ungemein praktisch in der Anordnung
deS Stoffes und nichts weniger als trocken.

Bibliographische Notizen.

Klassischer Nilderschatz, herausgegeben

von T. v. Reber und Ad. Baners-

dorfer. München, Verlagsanstalt

für Kunst und Wifensschaft vorm.

Fr. Bruckmlnn, III. Jahrgang,

Heft 1.

Dieses höchst dankenswerthe Unter-
nehmen ist von einem so glänzenden Er-
folge begleitet gewesen, wie «3 selten einer
Publication auf dem Gebiete der Kunst
zu Theil weiden dürfte — Beweis genug,
daz eS in der That einem bringenden Ne-
dürfniß Befriedigung gewährt. Das
Interesse an den Schöpfungen der bilden-
den Künste nimmt auch beim deutschen
Publicum erfreulich zu und wird um so
mehr an Verbreitung und gesunder Kraft
gewinnen, je öfter ihm Unternehmungen,
wie die vorliegende zu Hülfe kommen.

In 24 jährlichen Heften von je 6 Blatt
und zum Preise von 50 Pfg. für das
Heft weiden hier Reproduktionen der be-
deutendsten Tafelbilder und Fresken aller
Schulen und Meister geboten, in trefflicher
Auswahl und mit Angabe de» Maler«,
seiner Zeit und deS OrteS, für deren Zu-
verlässigkeit die Namen der beiden Heraus-
geber jede Garantie bieten. Die photo-
chemische Wiedergabe der Gemälde leistet
durchweg AlleS, was man bei einem so
billigen Preise (noch nicht 9 Pfennig für
das Blatt) verlangen kann: oft genug
kommt sie an Kraft und Schärfe einer
guten Photographie gleich. Jedenfalls
bieten diese Blätter, dem Genus; und
Belehrung Suchenden ein ganz vortreff-
liches Hilfsmittel, das wir seinem vollen
Werthe nach erst schätzen lernen, wenn wir
uns daran erinnern, mit welchen
Schwierigkeiten und Kosten fönst die Er-
langung einer einigermaßen ausgedehnten
Anschauung von den Hauptwerken der

Malerei verknüpft war und wie unzulänglich die Wiedergabe durch den Holzschnitt in anderen populären Weiten notgedrungen bleiben muß. Möge der „Vildeischatz“ sich immer neue Freunde gewinnen und so allmählich zu einem handlichen und wohlfeilen Corpus der gesummt älteren und neueren Malerei heranwachsen! A. 8.

Nesthetik in gemeinverständlichen Vorträgen von Carl Lemke. Sechste Auflage. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann.

Vor 25 Jahren erschien dieses Buch, das als ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes bezeichnet werden kann, zum ersten Male auf dem Büchermarkt und ist seitdem in der Gunst der gebildeten Laien stetig gewachsen. Mit vollem Recht; denn die klare, einfache und doch stets fesselnde und warme Darstellung des schwierigen Stoffes, die Abwesenheit alles doctrinären Raisonnements und die treffende Wahl der Beispiele verdienen das höchste Lob. Dabei hat es die Verfassers nicht verschmäht, in den neuen Auflagen dem Wandel der Zeiten und ihren Stömungen Rechnung zu tragen, so daß es gerade in unruhigen Tagen, die auf dem schwankenden Gebiete der Aesthetik gar wunderliche Erscheinungen an das Licht gefördert hat, als Führer und Wegweiser die besten Dienste leisten kann. e.

Bibliographische Notizen.

277

Homers Odyssee in freier Umdichtung für das deutsche Haus von Emil Engelmann. Mit vielen Bildern nach Zeichnungen von Tischbein. Flaxmann, Genelli, Preller, Höberlin, Kepler, Clofz, Hoffmann, Unger, Winkler u. A. Stuttgart, Verlag von Paul Neff.

Der Verfasser dieser Umdichtung des unsterblichen Epos hat mit seiner Bearbeitung des Nibelungenliedes, der Gudrun, der Fritjossage, des Parzival u. s. w. bewiesen, daß er, ohne den poetischen Kern dieser großen Dichtungen irgendwie zu verlegen, sie der erwachsenen Jugend in durchaus zweckentsprechender Weise zugänglich zu machen versteht. Das gleiche Lob verdient seine Bearbeitung der Odyssee. Mit feinem Tactgefühl, aber ohne Prüderie, ist alles ausgemerzt oder gemildert, was man Bedenken tragen könnte, einem erwachsenen jungen Mädchen vorzuführen. Die Verse sind glatt und gut und die vielen Illustrationen von zum Theil ersten Meistern erheben das Buch zu einem Prachtwerke ersten Ranges. e.

Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. In zehn Bänden.

Stuttgart 1838, Verlag der Z. G. Cotta'schen Buchhandlung, Ludwig Anzengruber von Anton Bettelheim. Dresden. Verlag von L. Ehlcrmann.

Gleichzeitig mit dem letzten Bande der gesammelten Werke Anzengrubers, auf die wir schon früher in dieser Zeitschrift besonders aufmerksam gemacht haben, ist auch von dem Herausgeber A. Bettelheim eine Biographie des Dichters erschienen, welche eine vortreffliche Ergänzung der Gesamtausgabe liefert. Vergewärtigt man sich den verhältnißmäßig kurzen Zeitraum, in welchem der Inhalt dieser zehn Bände < m die Oeffentlichkeit getreten ist, so muß man staunen über die Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit des Dichters, der nach dem glänzenden Siege des „Pfarrers von Kirchfeld,“ seines Erstlings, nie wieder einen so nachhaltigen und weitgehenden Erfolg aufzuweisen hatte, vielmehr Jahre lang der Gunst des Publicum bei seinem dramatischen Schaffen entbedrte. Und doch, wie viel reifere, vollere und schönere Früchte hat seine dramatische Muse noch gezeitigt, als jenes Erstlingswerk, wie hat sich der Dichter auch durch entschiedene Mißerfolge auf dem Theater nicht abschrecken lassen, immer wieder zum Drama, dem eigentlichsten Felde seiner Begabung zurückzukehren. Die Aufschlüsse, die in dieser Be-

ziehung die Bettelheim'sche Biographie bietet, sind von hohem Interesse. Auch ersehen wir mit wahrem Erstaunen, dasz z. B. ein Meisterwerk wie der „Gewissenswurm“, eines der besten Lustspiele der Deutschen innerhalb 14 Tagen niedergeschrieben ist. Bettelheim theilt seine mit liebevollstem Verständnis; geschriebene Biographie in drei Haupttheile: „Der Mann“ berichtet von den iufzieren Lebensschicksalen deS Dichters, seiner Herkunft, seinen Eltern und den dornenreichen Lehr- und Wanderjahren bis zum endlichen glänzenden Einschlagen seines ersten großen Volksstückes; von dem wechselnden Erfolge seiner späteren Werke, den rastlosen Mühen des Dichters, sich da» tägliche Brot zu verdienen, von seiner Ehe und ihrem Mißgeschick, bis zum frühzeitigen unerwarteten Tode gerade in dem Augenblicke, wo die äußeren Verhältnisse des Dichters ansingen, sich freundlicher zu gestalten. Der zweite Theil: „Sein Werk“ bringt eine eingebende Würdigung des gesammten Schaffens AnzengruberS vom ästhetisch-literarischen Standpunkt, der dritte Theil endlich: „Die Weltanschauung“, entwickelt die religiösen und Lebensansichten deS Dichters, wie sie sich in seinen Hauptwerken und ihren Hauptpersonen kundgeben- Das Bild, welches Bettelheim von der Gesamtpersönlichkeit des Dichters entwirft, ist außerordentlich sympathisch und macht auf den Leser den Eindruck, daß es durchaus getroffen sei. Möge eS denn, zusammen mit den unsterblichen Werken AnzengruberS, nie aufhören, in den Herzen der Deutschen lebendig zu sein. — s.

Jüdisches Leben in Wort und Bild von Socher-Masoch, Mit Original-Illustrationen der ersten jüdischen Pariser Künstler. Mannheim, Druck und Verlag von I. Bensheimer. Lieferung 1 und 2.

Der Text, welchen Sacher-Masoch nach Möglichkeit mit den bekannten Mitteln seiner Darstellung ausgestattet hat, giebt flüchtige Skizzen aus oem jüdischen Familien- und Gemeindeleben in aller Herren Länder. Anspruch auf einen Platz in der deutschen Literatur, wie ihn etwa die Schöpfungen Kompert's, Bernstein's, Franzos' mit Recht einnehmen, dürften diese Erzählungen kaum erheben. Unter den Illustrationen, die theils Bollbilder, theils in den Text eingedruckt sind, findet sich manches Hübsche neben eben so vielem

Nord und -üb.

Dilettantischen und ihre übergroße Zahl
scheint uns in keinem rechten Verhältniß
zu dem Werthe zu stehen, welchen sie für
die Veranschaulichung des geschriebenen
Wortes besitzen. A, 5.

„D«s «äthchen von Heilbronn“.

Eines deileizuollsten Meisterwerke unserer
dramatischen Literatur von Heinrich von
Kleist, ist jetzt in einer Prachtausgabe
mit reichen geschmackvollen Illustrationen
von Aler, ander Zick erschienen. (Berlin,
Verlag von Albert Goldschmidt.)

Die großen ganzseitigen Carton-
bilder sind durch Lichtdruck von Martin
Rommel «c Co. in Stuttgart ganz meister-
lich reprodmiit. Der vervielfältigenden
Kunst sind durch die Erfindungen unserer
Tage ganz neue Bahnen erschlossen. Wir
haben hier die Wiedergabe des Originals
in der vollsten Tieue mit allen Feinheiten
der Töne; wir haben, wenn der Ausdruck
gestattet ist, auf mittelbarem Wege die
volle Unmittelbarkeit des künstlerischen
Werkes. Die Bilder von Alexander Zick
sind ungemein ansprechend und durchaus
im Charakter der Dichtung, realistisch leck
mit einem Hauche übersinnlicher Romantik.
Alle wesentlichen Momente der Dichtung
haben den Maler zu Schöpfungen angeregt.
In de» Text sind noch zahlreiche kleinere
Zeichnungen in vortrefflichem Holzschnitt
eingestreut. Der Druck von Fischer «c Witüg
in Leipzig und alles Andere auf die Aus-
stattung Bezügliche: Papier, Einbandu.s.w.,
ist vorzüglich. In dieser würdigen und
vornehmen Gestalt wird das vollsthümliche
Drama Heinrich von Kleists den Freunden
und Bewunderern des großen Dichters,
der jetzt schon mit vollem Recht den Klassikern
beigesellt wird, sehr willkommen sein.

I..

Friedrich HVlderlein. Fritz «euter.

Zwei Biographien von Adolf Wil-
brandt, Dresden, Verlag von L.

Ehlermann.

Die vorliegenden Biographien bilden
den zweiten Band der von Dr. Anton Bet-
telheim herausgegebenen Sammlung „Füh-
rende Geister“. CS tonnen kaum größere
Gegensätze gedacht werden, als sie in den
Werten und in dem Lebenslaufe der beiden
Männer beivortreten, die uns hier in
einem Büchlein mit sicherer Hand charal-
teisirt werden, Hölderlein, der Grieche in
modernem Gewände, dem Leben der Gegen-
wart abgewendet, ganz in den Idealen
einer vergangenen Welt ausgehend, der vom
Ueberschwllnge seiner Gefühle überwältigt,

noch als Jüngling, die volltönende Leier für immer sinken lassen muß; und Fritz Reuter, der von widrigsten Geschicken bis in's reifere Mannesalter verfolgt, sich die Frische und Gesundheit seines Herzens und seiner Phantasie zu erhalten weih, und nun die literarische Laufbahn beginnt und die köstlichen Schätze feines Humors, wie sie in Deutschland kaum ihresgleichen haben, zu Tage fördert! Beide Biographien sind mit großer Wärme und mit vollständiger Beherrschung des Materials geschrieben, wie sich das bei A. Wilbrandt von selbst versteht. «.

Ein Vichtervortrag. Bauernfeld.

Mit persönlichen Erinnerungen von Bernhard Stern. Leipzig, August Schulze 1890.

Ein liebenswürdiges, interessantes Büchlein, das uns bei aller Knappheit, mit der es geschrieben ist, ein anschauliches Bild von des jüngstverstorbenen Dichters Leben und Wirken bietet. Dazu werden in charakteristischer Weise des Dichters Beziehungen zu anderen Berühmtheiten, wie Grillparzer, Lenau, Frank!, Schubert, Moritz Schwindt u. s. w. hervorgehoben und mancherlei hübsche Anekdoten aus den persönlichen Erinnerungen des Verfassers erzählt, lieber die Aufführungen der Stücke des Dichters im Burgtheater erhalten wir genaue statistische Nachrichten, und zahlreiche, zum Theil bisher ungedruckte, pilante Epigramme Bauernfelds bieten noch eine besondere Würze des sehr gefälligen Büchleins. «.

Uns« Rudolf. Eine heitere Familienchronik von Julius Weil. Berlin, Richard Ecksteins Nachfolger (Hammers Runge).

Diese Aufzeichnungen eines Eltern-Paares, welches die hervorragendsten Momente aus dem Leben seines Erstgeborenen von dessen ersten Lebensäußerungen an bis zu seiner eigenen Selbständigkeit und Vaterschaft in einer Art Familienchronik festzuhalten beflissen ist, sind voll so viel Humor, Schalkhaftigkeit, Wahrheit und einer sich unter lustiger Maske verborgenden Gemüthsstärke, daß man sie mit wotnem Genuß liest. Namentlich junge, zärtliche Eltern werden hier ihr getreues Spiegelbild wiederfinden und sich lächelnd wiedererkennen: und solche, die es nicht sind, werden bei der Lectüre des Buches gewiß den lebhaften Wunsch empfinden.

Bibliographische Notizen.

279

eS zu werden. Auf diese Weise kann das Büchlein viel Segen stiften, und so sei es auch den Junggesellen, welche auf dem besten Wege sind, sich das Prädicat „unverbesserlich“ zu verdienen, angelegentlich empfohlen. Wenn dieses Mittel nicht hilft, dann hilft gewiß überhaupt keines mehr.

O. >V.

AuS drei Ländern. Novellistische Sittenbildervon Olga Wohlbrück. Stuttgart. G. I. Göschen'sche Verlags-handlung.

Olga Wohlbrück ist eine hochinteressante, literarische Persönlichkeit. Ihr Familienname hat in der deutschen Theatergeschichte einen alten, guten Klang; ihre Kindheit hat sie in Oesterreich verlebt, ihre Ausbildung in Rufzland genossen! dann zog sie nach Frankreich, zu gleicher Zeit versuchend. Gestalten auf der Bühne und durch die Feder künstlerisch zu verkörpern und nachdem sie ihren eigenen Namen, sowohl als Schauspielerin wie als Schriftstellerin zu bestem Ansehen gebracht, kehrte sie als Gattin des vortheilhaft bekannten deutschen Novellisten Maximilian Bern nach Deutschland zurück. Ihre Novelletten, die sie selbst „Sittenbilder“ nennt, zeugen von ihrem lebenswüthigen und bedeutenden schriftstellerischen Talent. Olga Wohlbrück besitzt eine Grazie der Darstellung, der wir in solcher Vollendung in der deutschen Novellistik nur selten begegnen; aber sie gebietet gleichzeitig auch über jene tiefe Empfindung, die wir als die Magie echter theoretischer Kraft erachten. So erzählt uns die reichbegabte Frau, was sie in drei Ländern erschaut und errathen hat, und besonders das erste Culturbild aus Nordrufzland „Am Jordanfest“ und dann „Ungleiche Waffen“, und „Ein Wunderkind“, — welche beide als sehr ernste Beiträge zur Naturgeschichte des Künstlerdaseins zu schätzen sind, lassen uns mit vielen Erwartungen in die dichterische Zukunft Olga Wohlbrück« schauen. Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagner's nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte, dargestellt von G. P. Berlin, Trowitzsch sc Sohn.

Kurzgefaßte Einleitungen zu Wagner's Musikdramen nebst populär gehaltenen Analysen und den hauptsächlichsten Leitmotiven in Notendruck, bescheidenen Ansprüchen genügend. Erschienen sind bisher sechs Bündchen, von denen sich vier mit den Nibelungen und je eins mit den

Meistersingern und mit Tristan und Isolde
beschäftigen.

sv.

D>v?es»v8»u« LückKer. LssureoKuus »»cd 4usv»dl ck«r Rockuction vordsukltsii.

4»i«i>Uri>dki> <Z»5kMu,«lIs V»r>,s. In «du
Muckeu, », l«, L»i,ck, LI«««««, ^, <Z, Ott»-
sck« vuckKi>u>Nuvs.

»0»r>, r,, r^ll»uck« Ul»tt«, ««dickt«. 2tu-ict>,
Horm»»», L., ^)« 8»e5 sek» Sek««,», V»t«r>

llwslr. vov 15, Lclul? u. Zck. 2«eK»r, Erster

?K»>>, I>iv!is, O, ^«coksen,

v«i?>«, v., vi« Inv»lickii!Us- unck alters Vor-

sicdviun?, g»nu> ver, l.', V,v«r,

Sr»>><>»^ i,, vi« t.iter^im ckes 19. ^»diKnoS«««»

leni»l«»lt cker ckcute»el><n^»!,>lk«l«««»ed»kl.

Ü«r»»k«, vou v, ^Vill« Zi ^, jltissnsr. l, R»,ck,

Nrfi b, l^sivi,«, 0. ViU«,

k«nr»ck»N»i«In, ?«mi«,«dlumeu, X^vslHeu-

K»,K Uit ckeiu ?«rti»it cksr Verfassen»

Ltuitgsit, vev»cds V»7>«««»^i»t«lt,

0»rlck, ^, Z, vi« Visck»rjredoreu»n, t?iz»Klu»ssn

v«v!«. v« ki«rd! »us k>?i»duus, «eilr»«

?ur ^Zivuic »» s«i»l»u ?r»»su Muldsu,

vlttm«v, , ^dnl«t»ud nuck ^««neusckciu, Lr>

IÄ>l<IU!»u ». ck, ScKüleileKeu ckeute»ck>-r Ver-

rnekn»»», Zlc«idilck>r, virkwu«ku, ^us-

l»>arck, L,, l)in ?r»«e,«icken, Novells. Ltutt»

f«K,lrii>li. X. v.,. Lteri^oKuapien, S, ^»sl«s«.

vsrlu, l, L, Ledvnsr,

R, vov, Huck dock — »dsrMuKisoK, Rom»»

Vr»»cken, L, ?ierkvi>'s Verlng.

krleckrlck», g,, vi» Lioili»usrin, ljuKuenuicKtuuz

k°mu Vau ObsrKjreK. LtuttsZtt, Osutsd«

Verl»««-^u»t»It.

tuilli, ,l,,d., XocKKcKntlen. Lockern» (ZockicKts.

lZerlio, K, Lloguimund.

K»eK, v, Sp«llckro«el-lil»us», XiirieK, Verl««««»

ll»merl>»r, li,, v«r Lttuis von 8io». Di,i«K«

.Viil lbrt von Ruesslsr unck il, vietrick«.

l.>eKn»>« SS—«l, Hsmdunz, V»rl»8««u!it»It

lvuiW. ^. ?. Kickte, 1.

28«

Nord und süd.

iik»e, K V,, Icke»!« Ullä IrrtKiimsr, ^uzenäs»

innsrnn^en, 4, ^dnrneli, I^sii»is, vreitilopk

llnrtsl, g k S

liiinktijre tZslisdte, S. ^däruell. I^six^i^,

IZrgitKopk IISrtsl,

U«ltmiiller, r,, vlu° ÄsосуKilll, vrn» i,, einem

^ut^n«, vrsecken, L, Pierson. »

Homer'» öckxmee in kreier vmSledlu« kü» u»,

seut»ed« II»«» von ^nil Ln«slme»n, Ätt

dew, ?I!>xm»«n, Senelli, I'reller, Uiberlin,

Denier, Oloss, üolklninn, Hnj;«r u.

St«tt»sit, ?eul k?e«.

Lop», Li» N»u» voll Lejeutnoi?, ^ntoris,

vsdors, ». ä IZn^liscKen von A»n««lck,

<Ln«elnorn'» ^II«sm, IZomanbidl. VII. ^»KiiZ,

v»»a S.) StnttKeil, ^, Ln^elliorn,

Lox», v,, cisaiokt». I^sipii?, IK. Sriedsn,

^»exer, S, vis LomoopetKis. vrtksil eines

I?kvisiolo«ei> uvä X»turkor»oK«r», 8tutt«ilrt,

VVj«sn»nd»kt, Jurist unä lllsrntur, lIernus«,

^»«KIm, .losend, vi« Urilagr, Dins Vollrsze»

sokiedts in ivei LiioKsru, Lrstr Ln»Z^

^»rck»«, Vildelm, Lnistsln uns VortrltKe, ?r»nk>

ü»>Ib«d, ^, v,, Linsen»««KI von S« nsr Ks-

ZliinoKe«, VsrlsüZ^Xn^tsIt für Kunst u. ^Viss««

üe», R,, I>'iu Oostd»-Str >n»s, ^ussnck-Ssckiedt«

K»«l»el, S,, vis Vslt?ssenients sin 2nk»ll? Lin

«Ireddon', V^, I^!tn,ler!!u,l« van Duron«, lIit

vielen ^dbilg, »nck «nrton, lIek, «S—30,

?r«k', ^Vien, ? lsmpllv, I,sip3i?, N, k^sz^tnjr,

tiSKie, S,, Lmuknackenes llvä K«6«vKtes I>«se

IZliitter, gsrngs?. von ?isrs«u, OrssSen,

O , Hin Lrnum iin Atelier. Zlit lllustr, von

^, K, ttriinsnvÄil, »linoksn, ?K, ^cliermevn.

!!»rek, vr, Hu«o. LilKouetten, 5l«v«lIistiscKs

8III?WII, Usrlin, N, 1^, v, Irnutvetter,

U»UI>»el, L,, I^nrntet «uok niskt! tZeäioKte,

»tuttsrt, Oent«K« Verli^s-^nswlt,

üellver, >>, U»s ?rsu»s, ^llü«». I^mSreoKt uuck

?»»r«e«»ter», <Z, UvsenicKten von ner Str!ks»e,

lIlllller, Irrvegs ckss Lerisns. Rom»», Oieecke«,

?i«i»en, ?r, ^uk SennsosonnKon ckurcd lirSnKnZ,

^nioris, vsksrsvkn«, Uit IM ^libilännz«,

uvä t Knrten. I^ivKrun« llsindiu?,

>«eK«di», U,, Li,, VorKlici, »uk ckss ,I^r :«XI»<j«

?!«««>, r'iir V»KrKc>it nnck lieckt. H»r<lit.

p»ret, ?NÄMi»vu!!, Lin Nekonnstor ös»

Äinlnn«, ^ vlls«sUork,^r«li^ L»«el.

Kixckl, L,, v« ^nMnck^j«l. VoNr^z 8»K, i° äsi

»««««er », ?. K, ^^u»<»»«dlt« Verii«, »il

»«a Mnstr, llsssrn« SS—10<, Vi», ^,

Isdsu

liu»e>?r, c?, vi» St«Sin?«r. Lin ?r»ll»mxis> i^,

u,,^ Usilsrss Lsrlln, li, LeKstsin lisi'lik,

8>r«ikiii««. Lit <IS Vri^in»ImicKa. ä, V«k,

!>!>olk,,rt n, O,, Im«it!sc>?zi Sonn,

Sominerfelck, ^, v,, vn» von« lIsii iZninäi«,

««»neiiderx, b', ZIsrrst von >!sr viin«. liotlv,

« L!Mä«, Srutt^nl. vsotsons Vsrl,Kz ^ns»lc,
"r«nler, sisskmm'lts vi^Kt>in°l«n Her«isz
von (j, ^, liesssl, .»it ck«m Silän«
»nrsrlt Ivnrin. ^, Riodtsr),
?It»i>eII«, ^vn«tkiu> SoKIsnäiiavs Uöüsnrsi»,
?»I»t«^, I,, X,, (iss»mll>slr« V«rK«, Vom Vkr»?»«,7
?,i«kr«, ? L, Lsrlln, R, Vildslmi,
VerK««>»ll, xev «er «!c«ll»K»N 11>r ^rckiinnäe »,
»erlln, XVII, «o. «. S«li°,
^«drkunäsrk, 5, S, ^KIKsilunz <Scn>!«
lerne« uioere jZSnne! W»s sollen si,l»»v!
einem vngsnnnQtsv, vresjen, N. M»l»Q^
Vell, 6^ I>„Ä Rllllols, Line Keitsm?»milisi>'
Vels», S liisnor nnö r»nk«rsl^ KeäicKr?,
Verner, L, v, venlsekss LrisMsediIKled«« m>i
Lsok»drK,,«t, llit S» ^ddilonuzen nun « K»r»^
l«iv?jg, ?, ^, Lnie^d»ns,
Vledmxn», (isnnvev», Driu»»^, ««Sicln i,
7/eltrlllieten »u» I>«»t«rrele>>. Lörick, V«i»i»-
«elt«rlrltt cker «e««««I>»N kiir rrSlremle i°
»erIK Sd, IZ»nn, Sekt b, Lsrlll,, v, Kei«i
Zn vcrtrrlunz des heransgeber, veranimorilicher »edactkur ^ Zlarl Zaenickr in Breslau,
Schlesische Suchoruckerei. «unft» und verlagsnntstai, vvrnals S. SchoNlaender, Sreslau.
»„berechtigter Nachdruck aus de,,, Znbal, dieser Zeliilchrift untersag,. UeberseHungsrech, vordetzuU'».

^stUi-lieKe IV>ins>-al«ä88ei'
^ 1891er. ^risOks 1891«^
^^S->^

IM' läzlioder VersauS

. 4» -
Hier«ikol»iiii>47> «
üklIbr«»». . 47^ -
Harbin»». 3ö> »

pulvei'fLi'mig
Kr>sts»ii!rt.
8pru«lel 8eifs.
«znl.8szoen
8prullel Pastillen
-«4-

IIIIIIIIIIIttIIIMIIII1IIIIII!IIIIIIIIIIIIIttIIIIIIIIIM7NNIMki>IIINNIIIIINIIINIIIIIIIN

siiiö in belieben cZurck 6>e
l.öde> 8cKottlänäsi-, Kai-l8dää >/sökmsn
sowie clurck
^ Usdek-8ssi8l:ks Depots In gsn gr«88tsn 8tä6tsn sllsr Wslttneils,

Krüzen:—

15,822,000 in 1339,

17,670,000 „ 1390.

/«[^]//S^{^^^} (7^{^^^}/^

1[^] III[^]I[^] 20. I8yO.

1[^] MI_I_I[^]kZI8.M^{^^^}

'
,
/"' < "-' !, ^.

März 1891..

Inhalt.

Victor Valentin in Breslau,

Die Hochzeit zu Ellersbrunn». Line Dorfgeschichte ^81,

Georg Adler in Freiburg i Br.

Friedrich Nietzsche, der Socialphilosoph der Aristokratie 22H

A. Rogalla von Bieberstein in Breslau.

Die Kriegsbereitschaft Frankreichs und die heutige Bedeutung
seines Besetzungssystems an der Vftgrenze 2H1.

Otto Erich Hartleben in Berlin.

Mondronds. Aus dem „pierrst kunaire" von Albert Giraud... 26)

Tiz. Achelis in Bremen.

Gustav Theodor Lechner 272

Hennann Jaenicke in Rreuzburg.

Die Geschichtschreibung der Zukunft 2g7

Bibliographie 205

Zur See, (Mit ZInflationen) — Die kitrralur d» neunzehnten Zalzriunderts in
und neuer Zeit, Gesammelte Gedichte,

Bibliographisch« Notizen 2^2

kzierze ein Portrait von Friedrich Nietzsche.

Radierung von Ernst Araufe in München.

.Nord und Sud' erscheint INN ZInsang jede, Monat« in yesten mit je einer «ungdeilage,

^^»»» prei« xro SZuartal il hefte) 6 Mark. —»»

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und .Siid" be»

züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu

richten an die

Redaction von ^Oord und Süd" Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem hefte

R. OIXcnbourg in München, (vie deutsche Lmin Pascha Lrxcdltion)

5n unsere IVuonnemen!

ie bereits erschienenen Vände von
„Nord und Süd“

können entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden, preis pro Band (—3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Linband mit reicher Goldpressung und öchwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

«Lbenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
Original GinVanööecksn

im 5til des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer (einwand, und stehen solche zu Vand I^{VI} (Januar bis März 189!), wie auch zu den früheren Vänden 1—I^V stets zur Verfügung. — Ver preis ist nur I, Mark 50 Pf. pro Decke.

Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Linsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

öchlesische Vuchdruckerei, Aunst- und Verlags-Anstalt
vorm. 5. öchottlaender.
(Veftellzettel umstehend.)

Bei der Buchhandlung von
bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau.

^^Lrpl". Band VII.. VIII ^

I IX.. X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII.,

XVIII.. XIX.. XX. XXI.. XXII.. XXIII.. XXIV..

XXV.. XXVI.. XXVII.. XXVIII.. XXIX., XXX.,

XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.,

j XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX.. XI... XI.I.,

XI.II., XI.III., XI.IV., XI.V., XI.VI., XI.VII., XI.viii.,

XI.IX. I., I.I.. QU., I.III., I.IV., I.V

elegant broschirt zum preise von 6.—

pro Band (— 3 Hefte)

fein gebunden zum preise von 3.— pro Band.

<L?pl, Heft 1, 2. z, 4, 5, s, 7, 8, 9, 1« u, >2, 15, ,4, 15,

IS, 17, 18, Ig, 2«, 21, 22, 25, 24, 25, 2S, 27, 28, 29, zo, 51, 52, zz,

55, 55, Z6, 57, 58, 5?, 4«, 51, V, HZ, 45, 55, 5«, 5?, 5», 5?, S0, 5,,

52, 55, 55, 55, SS, 57, 58, 5?, K>, bl, S2, SZ, 65, 65, öS, S7, S8, 69,

7«, 71, 72, 75, 75, 75, 7ö, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 85, 85, 85, 85, 36, 87,

88, 89, 9«, 9>, ?2, 9S, S^> SS, 9s, 97, 9», 99, 1««, 1«>, ,02, i«5.

105, 105, 10S, 107, 1«8, 1«9, 110, IN, 112. N5, 115, 'IS, IIS, ,17.!

118, 119,12«. ,21, 122, 125. 125, 125, 12S, 127, ,28, ,29. 15«, 121,

152. 155, ,55, 155, ,5ö, ,Z7, 153, 1ZY, 15«, 151, 152. 155, 155. 155. I

,5«, 15?, 15», 159, IS«. 151, 152. 155, 155, 155, 156, ,57, 158. 159, >

16«. I.61,, 162, ,65, ,65, ,65, ,66, ,6?

zum preise von 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band I.VI. (Januar bis März 1,891.)

Expl. do. zu Band I., II., III., IV. V.. VI..

VII.. VIII., IX. X. XI.. XII.. XIII.. XIV.. XV.,

XVI.. XVII.. XVIII.. XIX., XX., XXI., XXII..

! XXIII.. XXIV., XXV.. XXVI., XXVII., XXVIII..

XXIX., XXX., XXXI., XXXII., xxxm., XXXIV.,

XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX..

XI., XI.I., XI.II., XI.III.. XI.IV., XI.V., XI.VI.,

XI.VII.. X1.VIII.. XI.IX. I., I.I., I.H., I.III., I.IV.,

QV.

zum preise von ^ .SI) pro Decke.

Wohnung I Nam«!

NichtgemSnschtes bitten zu durchAreichen,

Um gefl. «cht demliche Namen,» und Ivohnongsangabe wird ersucht.

EMPTY

, ^ < > ^! . ^, ^

< f ^ H s, ^ ^ i ^

Nord und Süd.
eine deutsche Monatsschrift
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

I. VI. Band. März Heft 68,

Wreslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst, und Verlags-Anstalt

von S. Schottlaender.

EMPTY

Die Hochzeit zu Lillersbrunn.

Eine Dorfgeschichte

von

Victor Valentin.

— VreZlau. —

!un? Sie! Reservist! Sitzen Sie immer noch hier?" fragte der alte Förster, indem er in die weite, luftige Laube trat, um deren Eingänge sich junge Weinreben leise in der Abenddämmerung schaukelten. „Erst hatten Sie's so eilig: Morgen heidi und fort! Und jetzt sitzen Sie schon den vierte«, fünften, sechsten Tag, die ganze Woche hier, und wenn ich morgen Abend herüberkomme, sind' ich Sie noch im Klee. Nu, recht soll's mir ja sein, wenn Sie auch, weiß Gott, alle Tage maulfauler werden."

„Ja. ja, maulfaul, das ist wahr!" fagte der Gutsuerwalter, ein dicker, klobiger Geselle mit einem Stiernacken. „Zuerst waren Sie wie ein Feuerwerk, und jetzt sind Sie wie'n eingerosteter Wetterhahn, knarren blos manchmal. Sie Mausekopp! Ja, was sitzen Sie denn eigentlich noch da? Das möchl' ich auch wissen."

Der Reservist, ein hübscher brünetter Mensch von fünfundzwanzig Jahren etwa, erröthete ein wenig, fuhr sich mit der Hand durch das glänzende schwarze Haar und sagte mit einem kurzen Lachen: „Nu, man bleibt halt, wo's einen guten Tropfen giebt!"

„'s ist um das Annele," meinte ein Anderer, ein dürrer alter Kerl mit einer Art süßlicher Satansuhnsiognomie, und stieß den Förster mit

^

^62 Victor Valentin in Vreslan,
dem Ellenbogen an, „der Wein? der Schwerenöther! ein guter Tropfen
wird hier herum überall geschenkt, wenn der in jedem Gasthof darum
hängen bleibt, reichen keine sechs Wochen hin, ehe er nach Hause kommt.“
„Nun, es mag ja sein,“ sagte der Fremde kurzab und lockte den
Waldmann zu sich, für den er einen Wurstzipfel aus der Rocktasche zog.
„Daß doch die Herren so wenig Selbstgefühl haben,“ meinte der
Gutsverwalter. „Sind wir denn nicht ein famoses Convivium? unser
Reservist bleibt, weil's ihm unter uns wohl ist, weil ein guter Tropfen
und eine hübsche Schenkin am appetitlichsten sind unter guten Genossen,
die auch was davon verstehen, und denen's Wasser im Maule zusammen-
läuft, wenn einer 'nen guten Witz macht.“
„Dann müßten Ihre Witze immer sauer sein,“ bemerkte der Reservist.
„Nun, es heißt ja, sauer macht lustig,“ replicirte der Inspector.
„Wir machen aber nicht Witze, um lustig zu werden, sondern erst
sind wir lustig und dann machen wir Witze. Verstanden?“ grunzte der
Förster im tiefsten Baß, „Und fauer ist höchstens des Doctors Gesicht,
wenn ihm seine Alte den Hausschlüssel versteckt hat.“
„Und kein Mondschein im Kalender steht, daß er rechts und links
verdreht wie Grund und Ursache, oder, wollt' ich sagen, Ursache und
Wirkung.“
„Das wäre eine Gedankeninversion,“ sagte der Dürre, „eine in-
vLi-kio toxica oder ein Syllogismus oder eine rstuintio in uHsoto.“
Denn er hielt sich für einen Gelehrten.
„Schmeißt den Doctor raus! fchmeißt ihn raus!“ brüllte der Förster
in Hellem Vergnügen, „daß er die Inversion und Refutation in die Beine
kriegt!“
Der Doctor lachte ebenfalls und krümmte sich dazu wie ein Taschen-
messer. Er war Katasterschreiber und wurde Doctor genannt, weil er
behauptete, früher einmal Medicin studirt zu haben, was denn auch wahr
sein mochte, wenn man das Studium weise auf ein belegtes Colleg über
Osteologie beschränkte.
Auch der Gutsvermalter lachte, that einen tiefen Schluck, wifchte sich
zehnmal den Schnauzbart und lachte wieder. „Ja bei uns, da seid Ihr
eben unter die rechten gerathen, Reservist. Viv»t ticlßliw«! Wir sind
lungens! he? mir!“
„O ja, freilich, muntere Herren! sehr munter!“
„Ich sag' Ihnen, mein Beutel hat den Muskelschwund wie 'ne ver-
hungerte Katze — aber fidel, fidel muß der Mensch sein, denn von Schulden
wird man fett!“
Der Militärische, der Ciuilhosen und einen Dienstroock trug, den er
wegen der Hitze unzugeknöpft ließ, und der inzwischen mit dem Hunde
gespielt, zog die Augenbrauen hinauf, lachte und sagte: „Fett? ja so!
freilich, freilich, immer fett.“

Die Noch 5 eil z» Ellcrsbiunn. ^83

„Profit!“

„Prosit!“

„Das heißt, mich soll der Geier holen,“ fuhr der Doctor fort,
„wenn unser wackerer neuer Freund, Mitzecher, Mitgenosse, «ouvivin»
poc>!il»rum —“

„Schmeißt ihn!“

„Also mich soll der Geier, wenn der wirklich wegen uns alten Krempern
hier hängen geblieben ist. Aber — da giebt's so — schwarze Zöpfe —
hm? — schwarze Augen — ich meine nicht das Annele, das hat Vergiß-
meinnichtguckel — nein so was Fmckeliges, Schwarzes im Kopfe, gelt? —
schlanke Hände, schlanke Taille — also hol' mich der Geier, ick bin kein
Nimrod, aber ich weiß auch, wie der Hase läuft!“

„Die Kathrin«?“ fragte der Verwalter.

„Nah — ahber —“ grunzte der Förster in langgezogenen Tönen, die
an das Dröhnen von ein paar schnarrenden Orgelpfeifen erinnerten. „Für
so dumm halt' ich nnsern Friedrich Schulze nicht. Die Kathrins, die den
ganzen Kopf voll Hochzeitsgedanken hat! dummes Zeug! — Gestern hat
sie die Brautbetten geschüttet, da wollt' ich sie ein bisse! uzen — Donner-
wetter, Kerls, hat das Mädal eine lose Hand!“

„Aha, Applicationsarbeit von schönen Händen!“ lachte der Doctor.

„Na ich nahm sie mal um die Taille, Herrgott, eine Gastwirthstochter ist
doch keine Prinzessin! Verflixt, halt' ich eine Gepfefferte!“

„Also wegen der Katharine bleibt Ihr hängen. Mann des Schwertes,
Gottesgeißel. Scherge des Tyrannen!“

„Ja, wer sagt denn das?“ fragte Friedrich Schulze, den Sprecher
scharf ansehend, indem er seinen schwarzen Schnurrbart wüthend bürstete
und die dichten schwarzen Augenbrauen zusammenzog.

„Na, Ihr wäret doch nicht der Erste.“

„Na — ah?“ machte der Förster, „der Erste nicht? wie meinst Du das?“

„Der wegen der Kathrine hier einige Tropfen mehr trinkt, meint' ich.
Ein Staatsmädel! Adrett wie 'ne Tocke! ein Mädal wie eine Gräfin!“

„Hat auch 'nen Nagel wie 'ne Geborne.“

„Nu der Ellersbrunner, der Neichart, tauscht auch mit Keinem, der
Protz! Sie weiß schon, wen sie nimmt. Will sehen, wie sie auskommen
werden miteinander! Mir war' halt 'ne geschmeidige — gefällige lieber,
und wo'n bisset mehr Fett ist. Aber ein schönes Frauenzimmer ist sie ja!
Hab' ich Recht, Reservist?“

„Ah gewiß, ein schönes Mädchen! — Es wird schon dunkel, Ihr
Herren, Tage nehmen ab.“

„Na ja; Ende August.“

„'s ist wahr! Sehe bald nicht mehr die Hand vor Augen. „Mehr
Licht, Goethe!“ Bin auch 'n Lichtfreund! Förster, klopf mal!“

Der Förster schlug mit des Doctors Knotenstock fünf, sechsmal auf

Victor Valentin in Breslau.

den Tisch, daß es krachte wie Kartätschenfeuer, — auch einer von den „Witzen“ der Herren, — „Annele, Licht! Christian! Wilhelm! Ernestine, Licht! Nicht einmal das Kuhmensch hat Ohren!“

„Gleich, die Herren!“ scholl es herüber. Das mar die Kathrins selber.

Der Reservist knöpfte seinen Uniformrock zu.

„Aha, nur nicht zu offenherzig den Jungfern gegenüber. Ich freilich bin anders. Ich lasse jede in mein Herz sehn, und das thun sie gern, denn mein Herz ist wie ein Spiegel.“

„Es wird kühl,“ sagte Friedrich Schulze.

„Kühl? Schwerbrett, ich Hab' noch nichts gespürt! Sie müssen innerlich sehr viel Hitze haben. Das ist dann der Abstand, die äk-nb-nb-
stinatiu, iibstiäötio oder svdsolsnti«.“

„Schmeißt ihn!“

Gleich darauf kam die Kathrins mit dem Windlicht. Sie sah keinen von den Männern an, während sie mit einein „Guten Abend“ hereintrat, aber außer dein Fremden sahen die Männer sie an. Sie war in der That ein schönes Mädchen, etwas über Mittelgröße, von herrlichem Ebenmaß der Gestalt und des Kopfes. Ihr Gesicht war etwas bleich, aber die Lippen roth und frisch. Das Haar trug sie in einem Kranze aufgesteckt, die Tracht war ländlich: Nock und Mieder, gepuffte weiße Aermel, der Hals frei und mit einer vielreihigen Kette geschmückt.

„Fräulein Kathrin«! Also — in drei Wochen! Los! Wenn Sie mich einladen, schenk' ich Ihnen was Schönes.“ Hierzu machte der Sprecher einen Witz, den das Mädchen nicht verstehen konnte, über den aber die drei Freunde in ein brüllendes Gelächter ausbrachen.

„Wünschen die Herren noch etwas?“ fragte sie, ruhig sich dem Ausgange zukehrend.

„Aber fehr! Wenn ich Sie mit diesem Glase bemühen darf. Also noch eine Johannisberger 1864er Auslese!“ (womit der Förster ständig den frischen Mosel bezeichnete, den der Wirth verzapfte).

„Sie auch, Herr?“

„Danke vielmals, schöne Jungfer, aber die Genien des Hauses locken mich zu ihren Penaten.“

„Verfluchter Unsinn! hast einfach keinen Hausschlüssel. Bestellen Sie ihm nur noch eins, er muß sich etwas illuminiren, denn seine Frau stellt in sicherer Erwartung dieses Zustandes kein Licht auf die Treppe, und so muß er sich bei seinem eigenen Schimmer zurechtfinden.“

„Nein, ich muß noch ein Hochzeitscarmen anfertigen für das Fräulein. Komme als Negermädchen, denken Sie, Kathrinchen. Billig, billig! Laß mich schwarz wixhsen, Tullschürzchen drüber und 'ne Rose in's Haar. Na werden staunen!“

Die Kathrins, welche wartete, bis der Vermalter sein Henkelglas

Die Hochzeit zu Ellersbrunn, ^85

ausgetrunken, verzog keine Miene, dann ergriff sie die Gläser. Indem sie sich hinauswandte, streifte ihr Blick das fastgeleerte des jungen Fremden, dann ihn selbst; ihre dunklen Blicke trafen sich für einen Augenblick. Dann ging sie hinaus, und da sie hierbei an das Weingehänge anstieß, schaukelten die zitternden Reben auf und ab.

„Und ich sage: Stille Wasser sind tief,“ meinte der Insvector, der ihr nachgesehen. „Es heißt, die Kathrine hat sich noch für keinen erwärmt, und einen rechtschaffnen lieben, das sei sie gar nicht im Stande — das wird noch 'mal die beste Frau. Man hat doch nicht Augen im Kopfe wie ein paar Kohlen und kein Feuer in den Adern? Brautbetten schütten? warum wird sie denn nicht Krankenpflegerin oder Nonne? Dummer Unsinn!“

Der Reservist rückte unruhig auf feinem Stuhle hin und her und fragte endlich, wie alt sie eigentlich sei.

„Zweiundzwanzig.“

„Und wie alt der Bräutigam?“

„Vierundvierzig. Oh, die paßte auch für keinen Jungen, da ist sie zu gesetzt. Hat immer so was apartes gehabt. Nicht wie die andern Mädels.“

„Ah, da kommt schon der Christian, der göttliche Sauhirt, Rosselenkel, Küfer und Mistsink in einer Person!“

„Rietz Mutter, die Landwehr lommt!“

tzm — m hm, das weih ich schon!“

des Försters Lieblingslied, das bisweilen mit Grazie in intiintmu vorgetragen wurde.

„Prosit!“

„Prosit!“

„Mit dem schäbigen Sommerhalben? Christian, schnell dein Herrn ein frisches!“

„Ich danke,“ sagte der Reservist und hielt sein Glas fest.

„Sie sind der reine Mausekopp heute, Fritz. Da sehn Sie mal, was ich kann,“ sagte der Förster, stellte sich breitbeinig hin, setzte an und gluckste das halbe Literglas in einem Zuge hinunter. „Hm! das kann ein Alter! vierundsechszig, Herr, he? und Sie, vierundzwanzig? Schämen Sie sich was!“

„Wenn ich so alt sein werden wie Sie, Herr, werd' ich'S ja wohl auch können,“ sagte Friedrich Schulze.

„Da, nachgekommen!“ schrie der Verwalter und setzte das Glas dröhnend auf den Tisch.

„Rietz, Mutter, die Landwehr! Hol mich der Teufel, aber das bellte wie'n Fuchs. So machen sie's, wenn sie in die Falle gegangen sind. Waldmann! Heda!“

Der Hund stand schon draußen und spitzte die Ohren, er zitterte am ganzen Leibe vor Aufregung.

Victor Valentin in Breslau.

„Begleite Sie, Förster.“

„Schön denn. — Gute Nacht, Freundchen. Und morgen?“

„Bin ich weg. Schönen Dank drum für die Freundschaft und Lebewohl.“

„Na, werden sehn!“ lachten die Andern ungläubig. „Kleben morgen noch fest.“

II.

Friedrich setzte sich wieder nieder, den Stuhl ein wenig näher an den Tisch ziehend, und starrte in die Flamme des leise flackernden Lichtes.

„Schäbiges, versoffenes Pack,“ murmelte er, nachdem die Andern weit genug entfernt waren. Dann blieb er finster vor sich hinbrütend, manchmal an seiner Unterlippe nagend, manchmal tief aufseufzend. Plötzlich sprang er auf, griff nach seiner Mütze und eilte hinaus. —

Eine Zeit lang blieb es leer und still in der Laube. Das Windlicht verstreute eine unsichere Helligkeit über den Tisch mit seinen leeren Glasern, den unsauberen Aschenbechern und Zündholzbehältern, über die schweren Eichenschemel, die unordentlich herumstanden, und auf deren einem ein Taschentuch liegen geblieben, und über das grüne Weingehänge, welches das leichte Lattengefüge des Daches und der Wände überwucherte.

Mit einem Male näherten sich schnelle, leichte Schritte, die sich plötzlich verlangsamten und dann wieder beherzter näher kamen. Zögernd betrat die Wirthstochter die Laube. Sie hatte das schwere Haar inzwischen abgesteckt, so daß ihr die langen Zöpfe über den Rücken sielen, und über den Hals ein leichtes Tuch geschlagen. Mit einem raschen Blick übersah sie den Raum, dann trat sie näher. Ihr Athem ging schnell, ihre Augen leuchteten, während sie vorsichtig lauschend den Kopf vorstreckte und nach allen Seiten horchte. Es mar nichts als das leise Brüllen einer Kuh zu hören, als ein Schließen der Kellerthür vom Hause her, das ein gutes Stück entfernt lag, und dann und wann ein heiseres Gebell vom Walo-saum herüber. Das Mädchen trat schnell an den Tisch, dorthin, wo der Frenide gesessen — und, nachdem sie nochmals umgeschaut — ergriff sie das Glas, hob es zögernd auf, setzte es an den Mund und — trank.

Als sie das Gefäß wieder hinsetzte, war sie ganz roth geworden. Mit einem halb verlegenen Lächeln nahm sie einen Zipfel ihrer Schürze auf und trocknete sich die Lippen. Dann verschränkte sie die Arme hinter dem Kopfe, bog den Hals zurück und starrte mit demselben Lächeln eine Weile vor sich hin. Dabei erblickte sie das Tuch. Sie nahm es auf; es war ein großes sauberes Tuch, ihre Finger zitterten ein wenig, als sie die Zipfel untersuchte, bis sie den Namenszug fand, dann plötzlich drückte sie ihr ganzes Gesicht hinein und stöhnte. Da hörte sie neben sich ein leichtes Knirschen: sie fuhr auf, sah, wie Jemand, über den Tisch gebeugt, das Licht ausblies und fühlte sich gleich darauf von zwei Armen umschlungen.

Vit Hochzeit zu «killersblunn. ^8?

„Um's Himmelswillen, lassen Sie mich“, bat sie leise.

„Ich lasse Dich nicht,“ sagte eine heisere Stimme. „Wirst Du mich wohl zum frühesten Menschen der Welt machen und dann sagen: geh, laß mich? Weißt Du nicht, daß zwei zu einander gehören, die sich lieben?“

„Aber ich liebe niemand. Um Jesu Willen, so lassen Sie mich doch gehen.“

Er lachte kurz und leise. „Und warum gießen sonst reiche Wirthstöchter die Nartneigen der Fremden über ihre stolzen Lippen und stöhnen über anderer Tüchel zum Herzbrechen? ei — Du Stolze, Feine, Hab' ich doch nicht allein all' die Tage so schwere Noth getragen! Du mein, mein, mein.“ Und er küßte sie halb zu Tode, die zitternd in seinen Armen lag.

„Und so eine Liebe, die ist noch gar nicht gewesen, wie unsere, gelt? Und wie das schnell ist gekommen! O mein Jesus, was bist Du für ein süßes Schätzet. — Und da ich's ja doch nun weiß, so sag's doch auch einmal, daß Du mich lieb hast — he? Die ganzen Tage her, nicht wahr? — sag's einmal, weil's doch gar so hübsch klingt. Ja? Weinst wohl gar? o Jemine, laß doch die Dummen flennen und sei gescheidt. Ach Du Herze! Küß mich doch auch einmal.“

Da legte sie ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn wieder und wieder, und eine zeitlang sprach keines ein Wort.

„Gelt? und Deinen Bräutigam, den alten Gottfried, den läßt Du laufen und machst mit mir Hochzeit.in drei Wochen, denn ich bin auch kein Lump und wir haben ein hübsches Anwesen, eine Frauerei und Wirtschaft, wo ich her bin, — oder in drei Monaten, wenn's nicht anders ist, oder auch auf der Stelle, wenn Du magst. Ach Du Glück.“

Er hielt sie jetzt nur noch mit einem Arm umfangen und suchte ihr in's Gesicht zu sehen, auf das ein Heller Mondstrahl dämmernd siel. Ihr Kopf lag an seiner Schulter, ihre weit offenen Augen sahen mit einem unaussprechlichen Ausdruck in die Ferne, ihre Lippen zitterten ein wenig. Er betrachtete sie erstaunt, es lag ein so sonderbares Gemisch in ihrem Ausdruck: seliges Empfinden und zugleich grübelndes Nachdenken.

„Nun, Du Glück,“ wiederholte er leife seine letzten Worte. „Was denkst du nun eben?“

„Ein gar großes Glück wäre es gewesen,“ sagte das Mädchen, „wenn mir uns früher getroffen, aber fo — ach es geht ja nicht!“

„Was geht nicht?“

„Daß ich ihm den Abschied geb'. Jetzt wo die Gäste schon geladen, wo schon das Aufgebot gethan und die Aussteuer hinübergeschafft ist.“

„Das ist ja aber alles blos Plunder und sind alles blas Nebendinge, Du Allerliebste,“ setzte er sein leidenschaftliches rauhes Geflüster fort, „alles der Rede kaum werth gegen unsere Liebe.“

„O nein. Das denkst Du so. Da hängt tausenderlei dran. Und

^88 Victor Valentin in Vreslau.

meine Eltern! ach die kennst Du nicht, und —" sie lehnte ihr thränendes Gesicht wieder an seine Brust, beide athmeten tief und schwer.

„Das ist doch Dein Ernst nicht, Käthele? Sieh, es geschieht wohl manchmal, daß sich Zwei finden und haben sich gern, aber da ist was, daß sie nicht zusammenkommen können, und es schmerzt sie wohl, doch es gleicht sich wieder aus, aber so 'ne Lieb' wie unsere, so schnell und so heiß, da ist's nicht wie zum Spielen, und die mußt Du nicht verrathen. — Sieh mal. die hat auch mehr Kraft zum Ueberwinden," setzte er hinzu, da sie zu antworten zögerte.

„Es geht nicht. Es geht wirklich nicht. Das Geklatsch und Gerede und die tausend Umstände und meine Eltern. Und dann — er — er ist doch brau und ich Hab' ihn auch gern."

„Nun, wenn Du ihn halt gern hast, oa ist's ja was anderes," sagte er bitter und ließ sie los.

So standen sie stumm ein paar Secunden nebeneinander.

„Aber freilich Dich Hab' ich noch viel lieber," sagte sie mit einem Male zärtlich, „und wenn wir auch nicht einander sein können für's Leben, so wero' ich Dich doch nie vergessen, und werd' immer an Dich denken, wie wenn man etwas recht Schönes gesehen hat oder auch nur geträumt, und das vergißt man nie."

„Ach Du," rang es sich in tiefe,« Schmerze von seinen Lippen.

„Ich Hab' immer gern heimlich was Gutes für mich gehabt," sagte sie lächelnd, „wenn nnr die Mutter was geschenkt, oder sonst wer, und sie denken, ich Hab' es lange nicht mehr; und das gerade hat mich gefreut."

„So ist's wohl am besten, ich gehe auf der Stelle," antwortete er, „ich hab's so schon kaum ertragen. Denkst Du, ich halt' das aus, hier herum zu sitzen und Dir fremd zu thun, blos daß wir uns einmal im Flur die Hand drücken? Hält ich's nur lieber nicht gesehen, wie Du den Wein aus meinem Glas getrunken — in dem Augenblicke ist mir's gewesen, als hätte einer Feuer in mich hinein gegossen. Ach Gott, wieviel lieber Hab' ich Dich doch, als Du mich!"

„Kathrine!"

„Da ruft die Mutter. — Ja ich komme!"

„So gute Nacht denn und glückliche Hochzeit." Doch sie hielt ihn fest an der Hand.

Da küßte er sie wieder.

„Ach Du Käthele, Du mein Käthele, ick wollte Dir noch soviel sagen und soll fort. Gelt? lieb war Dir's doch, wenn Du mich behalten könnt'st?" Dann beugte er sich an ihr Ohr und flüsterte ihr etwas zu.

„Oh — Du!" sagte sie erschrocken.

„Dann will ich morgen früh gehen und Du siehst mich niemals wieder. Blos daß ich doch auch mein heimliches Andenke»! Hab, Käthele."

Die Hochzeit z» Lllersbrnnn.

;«9

„Kathrins!“

„Ich komme, ich komme!“

Und schnell, mit den Maßgläsern in den Händen, eilte sie hinweg.

III.

Seit jenem Abende waren fast vier Jahre in's Land gegangen. Es war im Mai. Der Bleicherei- und Mühlenbesitzer Joseph Reichart stand in einem leichten Sommerrock vor seiner Thür, eine helle Schirmmütze auf dem Kopfe, die Beine übereinandergeschlagen, den Rücken an den Pfosten gelehnt, die rechte Hand in der Hosentasche, in der linken eine kurze Pfeife mit silbernem Deckel, aus der er dann und wann einen Zug that. Er schaute nach den Wiesen hinüber, wo in langen Reihen das rohe Leinen ausgespannt war, das die Mädchen aus Gießkannen wässerten, indessen eine heiße Frühjahrs-sonne sich blendend darüber ergoß. Man konnte weit und breit kein stattlicheres Anwesen sehen als Reicharts, und weit und breit keinen stattlicheren Mann als ihn. Groß, sehnig, eher mager als fett und dabei von riesiger Körperkraft, den kleinen Kopf mit kurzgeschorenen halbergrauten Haaren, intelligente graue Augen, einen gemissenen energischen Ausdruck in dem bartlosen, gebräunten Gesicht — so wußte er allezeit zu imponiren. Ein großer Siegelring, eine schwere Goldkette, die Gewohnheit, sich unter andern rar zu machen, dann aber mit selbstgefälliger Wohlredenheit das Wort zu führen, die Würde eines Gemeindevorstehers zu Ellersbrunn thaten das ihre.

Wenn es nun in der ganzen Umgegend keinen wohlhabenderen und stattlicheren Bauern gab — was Reichart doch im Grunde genommen war, obgleich er sich nie anders als Bleicherei- und Mühlenmerksbesitzer nannte — so gab es ebenso wenig einen eingebildeteren. Er hatte mit Kleinem angefangen und es zu Großem gebracht, und das alles schrieb er lediglich seinen, überlegenen Verständen, seiner großen Anschlägigkeit zu. Daß seine erste Frau hübsch und reich gewesen, mar sein Verdienst, denn er hatte die Klugheit gehabt, sie zu Heirathen; daß die Kathrins noch viel hübscher und dazu auch von wohlhabenden Eltern mar, war natürlich ebenso sein Verdienst. Auch hatte er zwei prächtige Kinder, auf die er grenzenlos eitel war: aus erster Ehe eine Tochter, die jetzt neunzehn Jahr zählte, ein gewecktes, hübsches Ding, die er in der Stadt feine Arbeiten, Französisch, Klavierspielen und Tanzen lernen ließ, und für die ihm weit und breit keiner gut genug war, — ein reicher Fabrikant oder Großkaufmann, allenfalls ein studierter Herr von besonderem Ansehn wäre ihm am liebsten gewesen, — und dann einen prächtigen Jungen von drei Jahren, den ihm die Kathrins geboren, ein so kerniges, aufgewecktes schwarzäugiges Bürschchen, wie es überhaupt kein zweites auf der Welt gab. Die Leute, die ihm gern zu gefallen redeten, sagten, es sähe ihm sprechend ähnlich, obschon es nicht wahr war, aber er glaubte es gerne und freute sich, wenn man

Victor Valentin in Breslau,
es sagte. Aus Dem — he! — da sollte was werden! Hatte er Lust
zum Geschäftsmann, wie er sich selbst bezeichnete — gut; wollte er einmal
höher hinaus ^ desto besser. Husarenoffizier — das wäre ihm gerade
gilt genug gewesen für den Prinzen! — Da kam er gerade um die Ecke
und trieb mit einem Gertchen die Hühner vor sich her. Die Kathrins zog
ihn propper an, immer weifze Strümvfchen und einen schmucken Kittel,
Ah! und die Kathrin«, da war sie ja selber. I das war 'ne Frau! mit
der hatte er doch einen Meistertreffer gethan. Die schöne Neichart nannte
man sie nur, und sie war auch noch viel schöner geworden. Und wie klug,
wie umsichtig in der Wirtschaft sie mar! sogar für's Geschäft hatte sie
ihm, der nach seiner Meinung an Klugheit gleich hinter dem Bismarck kam,
manchen guten Rath gegeben. Wie blitzsauber sie alles hielt und wie sie
die Mägde kuranzte! Auch den Jungen hielt sie eigentlich streng, da ver-
zog er ihn selber weit eher — Herrgott der einzige Junge und so 'n
Prachtstück, da war's ihm wohl zu verzeihn!

Kathrins trug jetzt städtische Tracht, doch nicht übertrieben modisch
oder aufgeputzt, ein blaugemustertes Sommerkleid und eine große weiße
Schürze darüber. Sie war voller geworden und es war ein eigenthüm-
licher Ausdruck von Satttheit und Stolz in ihrem Gesicht. Sie sah blühend
aus, ihre Wangen waren geröthet, auch die Lippen frisch und roth, die
Augen blitzend. Leichtfüßig schritt sie hinter dem Kinde her, das jauchzend
auf den Vater zurannte und als es ihn erreicht, zärtlich seine Kniee uns-
klammerte. Neichart nahm die Pfeife aus dem Munde, hielt sie sorglich
nach hinten, damit der Knabe sich nicht verbrenne, und strich ihm lächelnd
über den Kopf.

„Du Schelm, den Hut wieder abgeworfen! wo ist der Hut? da! den
hat die Mutter.“

Kathrins war ein paar Schritte zurückgeblieben und sah, den Kopf
etwas auf die Seite geneigt, lächelnd auf Vater und Kind. Sie hielt das
Hütchen des Kindes in Händen und über sich selbst einen Sonnenschirm,
den sie jetzt schloß,

„Hier ist es ja schattig, da braucht er ihn nicht. Aber in der Sonne
— o ist das heiß!“

Damit kam sie näher. Reichart betrachtete sie mit dem Blick eines
eitel« und verliebten Mannes und klopfte ihr dann auf die Wangen.

„Das ist 'ne Sonne zum Bleichen!“ sagte er. „So 'nen Mai haben
wir lange nicht gehabt! Wollte die Leinwand für Schlegel und Söhne
eigentlich nicht mehr annehmen, aber bei dem Wetter, da geht's rasch. Und
zweihundert Schock — hm. — Willst Du mit nach der Stadt, Kathrins,
zum Pferdemarkt? ich Hab mir's überlegt, ich werde ein paar neue Kutsch-
^ pferde kaufen.“

„Aber die Goldfuchse sind doch so stattlich.“

„Ach das Leitpferd, das ist 'n Nacker. Ich glaub, es hat das Reißen

Die Nochzeit zu «Lllesbrunn. ^9l

in den Vorderfüßen. Ich verkaufe sie. Der Tanneroder hat mir ein paar Rappen angeboten, paar schneidige Mittelpferde, vierjährig, prachtvoll eingefahren, der reine Staat."

„Nun, wir können sie ja ansehen," sagte die Frau. „Ich wollte so wie fo einmal hinüber, muß etwas neues Porzellan kaufen und Küchentüchcr."

„Schön. Ja, und das Neueste. Der da verkauft!"

Damit zeigte er mit dem Daumen auf das Nachbargrundstück und blinzelte schlau mit den Augen.

„Nun Schulden hat er ja genug drauf, 's wird ihm nicht viel übrig bleiben. Aber was weiden wir dann herkriegen?"

„Hm. Na ja."

„Nimm's doch," fagte Kathrins. „Da könnten wir den neuen Trockenboden dorthin bauen. Drüben würde er uns die Aussicht nach der Chaussee versperren, und bauen müssen wir doch, so wie sich's Geschäft vergrößert."

Neichart klopfte auf den silbernen Pfeifendeckel.

„Das märe gar nicht übel. Aber ich Hab noch 'ne andere Idee. Ich errichte dort eine Vretschneidemühle und übernehme noch einen Holzhandel. Daß Du's nur weißt, es kommt wahrscheinlich 'ne Eisenbahn herüber, 'ne Secundärbahn, da wären wir schön raus — aber — Mund zu!"

„Oh, das kann ich," lachte die Kathrins.

„Ja, das weiß ich. Du bist das einzige Frauenzimmer, das den Mund halten kann. Da seh' eins, wie sie ihn spöttisch aufwirft! Wenn das glückt, Kathrin«, da können wir 'mal noch von Silber tafeln. Aber ich müßte natürlich Jemanden zu Hülfe nehmen als Werkführer oder dergleichen. Vierzehntausend will der Wächter haben — nun — zehntausend, mehr nicht! Die vier schind' ich ihm schon noch runter, er steckt zu sehr in der Klemme. — Wo ist denn der Junge?

Er steht hier und spielt mit Steinchen."

„Na, Herr Leutnant," sagte der Vater, „Zulage kriegen, gelt? hast Dich schön zugerichtet, da wird Dich der Papa hauen. Du Schwarzkopf. — Du, wenn ich's erlebe —" sagte er geheimnißvoll zu seiner Frau.

„Nun was denn?"

„Daß er Husar wird — kauf ich ihm den Adelsbrief."

Die Frau lachte laut.

„Warum denn nicht gar? Komm, Walterle, drin ist's kühler."

„Will nicht," sagte das Kind.

„Laß ihn nur bei mir. Aber schicke die Christiane heraus, daß sie aufpaßt."

Sie ging durch den kühlen, mit Steinen gepflasterten Hausflur dein Speifegewölbe zu, um zu Tisch etwas herauszugeben. Ueber ihr Gesicht glitt ein leichter svöttifcher Zug, und ganz leise flüsterte ihr Mund: „Ver-

1,92 Victor Valentin in Vieslau,

zeih mir's Gott, aber ein Protz ist er doch." Indessen sie in der Vorratskammer die Vutter aus dem Fasse stach und ein Stück Speck losschnitt, spann sie ihre Kritik noch etwas länger aus. „Verdreht wird er noch einmal werden. Jetzt sind ihm die schönen Goldfuchse schon nicht melir gut genug. Von Silber speisen, den Adel kaufen! ei so'ne Großhänseriei!"

Dann ging sie in ein Zimmer, wo große Schränke und Schübe standen, in denen sie Wäsche, Kleider, Geschirr und dergleichen barg. Sie zog eine hübsche alte Nnßbaumkommode auf, wo sie sauber und ordentlich allerlei Schachteln und Kistchen bewahrte, öffnete eine derselben und entnahm ihr einige Goldstücke, die sie zu sich steckte. Zögernd hob sie dann noch ein Kästchen heraus, drin lag nichts als ein weißes leinenes Taschen« tuch, sauber geplättet, oben mit den« Buchstaben F. S. gezeichnet und dabei ein Monturknopf. Sie beugte ihr heißes Gesicht darüber, athmete mit Behagen den Veilchenduft, den das Holz ausströmte, und schloß alles wieder ein.

Ueber der Kommode hing ein Spiegel; sie sah hinein und lächelte. Dann verschränkte sie die Arme hinter dem Kopf, lehnte das Haupt hinein, wie sie schon früher manchmal gethan, wenn sie allein war, und mit halb geschlossenen Augen, leise geöffneten Lippen betrachtete sie ihr Bild.

„Bis in die Ewigkeit werd' ich Dich nicht vergessen/ hatte er gesagt. ‚Tief in mein Herz ist Dein Gesicht gebrannt. Du allerschönstes, allersüßestes Kcithele/“ flüsterte sie.

Einmal hatte sie ihr Mann so genannt, da hatte sie sich ausgemacht, daß er nie anders als Kathrins sagen dürfe. O, sie hatte einen trefflichen Mann, wenn er schon ein wenig zu hoch hinaus wollte, aber des Friedrich wollte sie dennoch nimmer vergessen, so wenig als er ihrer.

„Es ist gerade so, als seist Du einmal des Abends durch den Wald gegangen,“ sagte sie zu ihrem Spiegelbilde, „durch einen großen Wald, da sei Dir ein Stern zu Füßen gefallen, den hebst Du jetzt auf in goldenem Schrein tief, tief, wo ihn Niemand findet.“ So freute sie sich doppelten Besitzes.

Als sie aus der Kammer trat, sie hinter sich abschließend, war das Lächeln, dieses so ganz besondere Lächeln verschwunden, sie war wieder die stolze, ruhige Kathrins, die alle Leute priesen und bewunderten wegen ihres Reichthums, ihrer Schönheit, ihres Verstandes, ihrer Wohlthaten, wegen ihres guten Mannes und schönen Kindes, ihrer Tugend und Ehrbarkeit, ihrer haushälterischen Klugheit und Pflichttreue.

„Frau,“ rief ihr eine der Mägde auf der Treppe entgegen. „Sie möchten doch herunterkommen, der Briefträger ist da. Es ist ein Brief vom Fräulein dabei.“

Das Fräulein war die Lisbeth, Neicharts Tochter, die bei ihrer Groß-

Die Hochzeit zu Ellersbrunn. <H2

mutter mütterlicherseits wohl an zehn Meilen weit oder drüber zu Besuche war.

„Der Herr ist in der Etzstube.“

Kathrine ging in dieses Zimmer, das wohnlich und einfach eingerichtet war.

„Nun, da soll mich doch gleich! ih Du heiliges Schmerbrett,“ sagte Neichart, der am Fenster stand, in der Linken einen offenen Brief hielt und sich mit der Rechten hinter den Ohren kraute. „Das ist mir 'ne nette Bescheerung. Nun will ich nur noch sehen, was die Großmutter dazu schreibt. Da lies Dir mal den Brief von der Lisbeth! 'neu Bräutigam hat sie, und da soll ich einfach mir nichts Dir nichts Ja und Amen sagen. Der verliebte Nacker! Da wollen wir doch erst mal zusehn. Lies doch das Geschreibsel nochmals vor!“ sagte er, den andern Brief in die Brusttasche schiebend, worauf er, die Arme hinter sich unter dem Rock verschränkend, hin und Herzugeheu anfang, die Schöße im Takt auf- und abwerfend.

Die Frau lehnte sich an den Tisch und las:

Lieber Vater!

„Wenn ich nicht wüßte, daß Du ein so schrecklich guter Bater bist, wie wenige haben, so würde ich mich heut wohl sehr ängstigen, Dir zu schreiben. Wieder komme ich einmal. Dich um etwas zu bitten, nachdem Du doch soviel für mich gethan.- Pension und was ich alles gelernt habe, und schöne Kleider und Taschengeld. Ja wenn ich Dich könnte am Kopfe nehmen und küssen und streicheln — gelt. Du würdest mir gleich schenken was ich will? Aber das kann ich nun heut nicht, ich kann es blos auf das Papier schreiben. Dafür kostet es aber auch gar kein Geld, wirklich nicht einen Pfennig, höchstens was später so drum und dran hängt. Also liebster Vater, was Du mir schenken sollst — ist ein bisset Vertrauen — nein reckt, recht viel lieber.“

„Eine schlaue Kröte,“ lachte hier der Bater und warf die Schöbel noch höher.

„Die versteht einem um den Bart zu gehen! die hat's weg! — Alfo weiter.“

„Nämlich das Vertrauen, daß wenn ich Jemandem gut bin, daß er'Z dann auch verdient, und menn ich nun gar — na ja — mein Herz ganz und gar verschenkt hätte, ich es doch nicht machen werde wie einer, der einem Strolch zwanzig Mark giebt, die er gleich wieder vertrinkt, sondern ich werde mir die Leute auch ansehen und wissen, was an ihnen ist, gelt?“

„Eine kluge Kröte! das hat sie von nur! Denn ihre Mutter, Gott Hab' sie selig, die konnte die Worte nicht so setzen.“

„Und er hat ein Paar so gute, treue schwarze Augen und ist ein so

^9^ Oictor Valentin in Vrezla»,

braver Mensch, nicht sselehrt, weißt Du, aber so klug und fleißig, wie Du selbst. Und so bitte ich Dich, lieber Vater, Du sollst nicht bloß kurzab: Nein sagen, sondern überlegst Dir die Sache, wenn er auch nicht vornehm ist, wie Du Dir's immer gedacht hast, aber ich bin ihm doch nun einmal gut und will auch lieber nicht in die Stadt ziehen. Und es ist hier ganz nahe eine hübsche Wirthschast, die will ihm sein Vater kaufen, nicht gerade groß aber alles hübsch im Stande, und ich hatte mir gedacht, es wäre das Beste, Du kämest mit der Mutter heruntergefahren, da könntet Ihr alles in Augenschein nehmen, und daß Ihr ihn selber auch kennen lerntet. Es würde sich ja vielleicht besser schicken, er käme zu Euch, aber ich dachte, weil es doch um den Gutskauf geht, so könntest Du doch mit zum rechten sehen. Gelt, und daß er mir gut ist, das wirst Du schon glauben, weil Du mich doch auch immer lieb gehabt hast? Und bringe doch auch das Walterle mit, die Großmutter möchte es gerne einmal sehen. Ich grüße und küsse Euch alle herzlich, und — mein Schatz läßt Euch auch grüßen. Deine Lisbeth."

„Die ist aber ordentlich vernarrt in den Menschen," sagte Frau Kathrin« lächelnd. „Da wird es wohl nicht anders werden, als daß Du hinunterfährst und zum rechten siehst. Nun sieh mal, was die Alte schreibt."

«Ja so. Hier ist der Brief. Na mit der Orthographie hapert's halt, aber eine rechtschaffene Frau sonst. Also schreibt sie:

„Lieber Her Sohn,

„Er ist ein kreuzbraver Minsch, er versteht die Wirthschaff und sie haben hibsches Geld. Er ist ein bischen rasch von temperamente, aber das haben halt die Mädél gern. Ich Hab schon seine Großmutter gut Gekannt und er ist ein hübscher Mensch und hatz zum Fizefeldmädel gebracht und er schreibt auch eine schöne Handschrift. Also so kommt doch herunter, wie euch die Lisbeth schreivt und möchte es der liebe Gott zun. Glücke führden. Ich grüße Euch villmals. Euch, die junge Frau und das Walterle. Deine gutte Mutter."

„Ja — recht ist mir die Sacke gerade nicht," sagte der Hausvater.

„Kommt mir wie 'n Platzregen in die Heuernte. Hätte halt gern ein bisse! was Vornehmes gehabt für das Mädél, Jetzt — was soll die Nildung auf 'nem Vauerngute? Und brav, kreuzbrav — was heißt das? Die zwei verstehn was von kreuzbrav! Wer weiß, was für'n windiger Maulheld er ist, der auf die Aussteuer speculirt und das hübsche Mädél gern mitnimmt. Ich glaub' wirklich Frau, es ist das Allerbeste, ich fahre bald und sehe zum rechten."

„Ja," sagte sie, „denn wenn die Sache schlecht wäre, so ist es besser, die Liese bald fortzunehmen, und ist es etwas Gutes, nnn so lohnt es sich auch der Fahrt."

Die Hochzeit zu Ellersbrunn.

,95

„Ein Sackermentsmädel. Sucht sich da selber 'nen Schatz! Nun glaub's schon, das ist was zum Zugreifen für den Mossiöh. Mein Schmiegevater, der Bleicherei-, Mühlenwerks- und Gutsbesitzer Reichart/ gelt das klingt? Aber den Hals dreh' ich dem Kerl um, wenn er mir nicht paßt und etwa noch Sverenzeln macht. „Bissel rasch von Temperamente" — zum Kuckuck, ich Hab' auch Temperament und bin rascher wie mancher Junger! Gelt Kathrinel?"

Er war ganz aufgeregt. Er kriegte seine Frau um die Taille und küßte sie. „Na, da gieb doch auch einen!" Das that sie.

„Und ich fahr' gleich. Da heißt's hinterher sein! Pack mir den Handkoffer, den besten Anzug und ein feines Oberhemd hinein, auch ein paar seidene Taschentücher! Und wenn ich ein paar Tage bleib, so sieh hübsch überall zu, hast ja Augen, denen keine Stecknadel entwischt, und behüt' mir den Goldjungen, das Walterle. Und — weißt Du ^ wenn des Mossiöhs Vater — hol's der Kuckuck, keine von den verdrehten Weibst bildern schreibt, wie er heißt — das Anwesen noch nicht gekauft hat und es wäre sonst überhaupt was mit der Heirath — da setz ich mir die Böget hier in's Nachbarnest. Gelt schlaue? Wenn ich das Mädel nicht in die Stadt thue, könnt' ich sie doch wenigstens hierbehalten, ist ohnedem lang genug draußen gewesen. Hm, das ist ein Gedanke! Wäre Dir doch auch recht, Kathrins?" ""

„Mir? oh — oh ja, was sollt ich dagegen haben?" sagte die junge Frau. „Mach's, wie Du willst, die Hauptsache ist ja, wie Er ist.^-^ Nach dem Essen ging Reichart zum Nachbarn hinüber und sagte ihm: So und so, er wüßte vielleicht einen Käufer, wollte eben eine Reise machen, da sände sich am Ende was, er solle indessen warten u. s. w. Darnach traf er seine Anordnungen in Haus und Hof. Mühle und Bleiche und übergab Kathrinen Schlüssel und Oberaufsicht. Dann kleidete er sich fauber an, steckte noch einen Brillantring zu den andern an die Finger, ""nnhck Abschied von Weib und Kind und fuhr im Kutschwagen mit dōn zwei Goldfüchsen nach dem Bahnhof.

Die Sonne schien heiß und glänzend über die Landschaft, stattlich ragte das hochgiebelige, weißgetünchte Wohnhaus zwischen den Wirthschafts- und Mühlegebäuden empor, grüne Pracht lag auf Wiesen und WKdern; Blauer Himmel, Vogelgesang, Fülle des Reichthums auf blühenden Bäumen und in Kisten und Kasten und unter der Thür ein lachendes, schönes Weib und ein munteres, jauchzendes Kind, die dem Davonsahrenden nachjübetten — Herr Gott, es giebt doch noch frohe, stolze, glückliche Memcheil auf Erden! ""^"

So sehr Reichart die ganze Sache aufgeregt hatte, so ruhig Keß fie im Grunde seine Frau, mar es ja auch nicht ihr Kind, uin"das- es 'sich handelte. Sie mar der Lisbeth nicht gram — denn das ma^ körtter-^- Rvrd und Süd. I.VI., l«8. 20

!H6 Victor Valentin in Vieslan.

aber sie liebte sie auch nicht mit der Zärtlichkeit einer Mutter. Da das Mädchen 19 Jahre alt, reich und hübsch war, so hatte es sich erwarten lassen, daß sich bei Zeiten Bewerber melden würden. Warum sollte der Liebhaber, den sie gefunden, nicht gut genug für sie sein? Obgleich die Kathrin selber stolz und ein wenig eingebildet war, erschien ihr Reicharts übertriebener Hochmuth lächerlich und unbegreiflich. ^

Die Frau hätte blind sein müssen, wenn sie diesen Fehler ihres Mannes übersehen, doch so peinlich er sie oft berührte, und obchon sie die Erinnerung an ihren flüchtigen Liebesrausch in einem verschlossenen Winkel ihres Herzens hegte und nährte, hätte man ihr doch unrecht gethan, wenn man geglaubt, daß sie ihren Mann nicht liebe. Sie liebte ihn mit einer ruhigen, gleichmäßigen, verständigen Freundschaft, ebenso seine guten Seiten als seine Schwächen erkennend; sie schätzte seinen Fleiß, seine geschäftliche Tüchtigkeit, seine Anhänglichkeit an Weib und Kind — denn einen zärtlicheren Vater, als er dem Walterle war, konnte es ja gar nicht geben — und die besonnene Festigkeit, mit der er bei seinem Worte beharrte, das er nie leichtsinnig sondern nach reiflicher Ueberlegung gab. So kam es, daß ihr immer etwas fehlte, wenn der Herr des Hanfes fort war. Sie konnte da zwar befehlen und schalten nach Gutdünken, nahm wohl auch die gewonnene Freiheit wahr, irgend eine Einrichtung zu treffen, wegen deren sie sonst um Erlaubniß hätte fragen oder doch mit ihm berathen müssen, aber dennoch vermißte sie ihn. Ihr fehlte seine laute Stimme im Hause, oder am Tische, wenn sie mit dem Kinde allein saß, wo er sonst wacker zuzulangen und ihre Gerichte zu loben pflegte; er fehlte ihr, wenn die gewohntere Unselbständigkeit sie schwankend und rathlos werden ließ.

Oder war es noch etwas Anderes?

War es, wenn sie allein war, daß dann etwas in ihr erwachte wie mahnender Vorwurf? Des Vaters tägliche Zärtlichkeit gegen das Kind — war die es nicht, die diesen Vorwurf fönst erstickte? Diese Zärtlichkeit, dieses Glück, die eigentlich sein Schimpf waren? denn — das Walterle — sie wußte es ja an» besten und sie ganz allein, daß es gar nicht sein Kind war. Daß dieser Mann, der fünfundvierzig Jahr geworden, ehe ihm ein Sohn geschenkt, so närrisch vor Freude über den Prachtjungen war, den er für sein eigen Fleisch und Blut hielt, das hatte sie ja verhöhnt, das beruhigte sie, entschuldigte sie vor sich selber ob der ungeheuren Täuschung, das war das Recht, war die Legitimität des Kindes. "Wenn Reichart nicht diese unsinnige Freude an dem Knaben gehabt, so wäre ihr dieser vielleicht das verkörperte Schuldgefühl gewesen, daß sie die Ehe vor der Ehe gebrochen — warum sollte sie bereuen, was diesen Mann so glücklich machte? War er aber fort, so dünkte es sie, als sei etwas von dem Segen gewichen, der sonst auf dem schwarzlockigen Haupte des Walterle ruhte. Sie wurde unruhig und launenhaft. Bald stieß sie den

Die Hochzeit zu Ellersbrunn.

Kleinen von sich oder vermied es doch, mit ihm zu spielen, bald setzte sie sich mit ihm allein und küßte ihn in übergroßer Zärtlichkeit.

Wenn Reichart auswärts war, wie es die Geschäfte bisweilen mit sich brachten, mar es das Natürlichste, daß sie an diesem Tage große Wäsche oder Stubenreinigen, Weißen oder Tapezieren oder sonst dergleichen, darum die Hausfrauen nie verlegen sind, vornahm, aber es mar doch nie ausschließlich die Rücksicht, solche häusliche Aufstände in seiner Abwesenheit zu bewerkstelligen, was sie dazu veranlaßte. sondern eine innere Unruhe, die sie zu übertäuben dachte. Am Unangenehmsten waren ihr die Nächte.

Die Erinnerungen, die sie sonst manchmal weckte, um sich an ihnen zu be- rauschen, stiegen da ungerufen hell und lebendig vor ihr auf. Dann wälzte sie sich lange schlaflos hin und her, hörte nichts als das leise, ruhige Athmen des Kindes neben sich, und immer war es ihr dann, als ob daraus ein heißes, leidenschaftliches Geflüster dränge, als wenn sich bebende Arme nach ihr ausstreckten: Köthels, mein Köthels.

„Gott, Gott, wenn doch der Joseph erst zurück wäre!“ stöhnte sie dann. —

Diesmal blieb Neichart fünf Tage fort. Sie wunderte sich, daß er nichts hören ließ, nicht eine Karte wenigstens schickte. Aber er schrieb nicht gern, am Allerwenigsten bei der Hitze. Wer hatte aber auch schon einen solchen Mai erlebt! kaum zwei Tage, daß es ein wenig geregnet Hütte, und täglich noch steigerte sich die Gluth: manchmal ballte sich's wohl zusammen, als sollte sich die Spannung in einem Gewitter entladen, da erhob sich ein Ostwind, der Alles wieder zerstreute, und es war blauer Himmel wie zuvor. Für die Bleicherei war es gut, aber die Landwirt!)- schuft litt bei der Dürre.

Am fünften Tage um Mittag kam eine Depesche. „Alles in schönster Ordnung. Kommen alle Drei mit dem Vieruhrzuge, Fahre ordent- lich auf.“

Nun, das hätte sie ohnedies gethan, denn sie mußte, daß er es liebte. Gut, mochten sie denn kommen! Sie hieß die Gaststube in Ordnung bringen, befahl einen fetten Napfkuchen zu backen, beordnete ein paar gute Trachten zum Abende, ließ das Walterle sauber herausputzen, zog selber ein frisches Sommerkleid an und schmückte sich mit einer großen goldenen Nadel — weil er das liebte. Zuletzt überlegte sie, ob sie nicht auch das bessere Geschirr zu Tische geben sollte, und entschloß sich, ihrem Mann zu Gefallen auch das zu thun; dazu suchte sie glänzendes feines Tischzeug heraus. So stieg sie emsig die Treppen auf und ab, kramte in Schränken, putzte und säuberte da und dort und konnte sich kaum Genüge thun. Damit wurde es vier, halb fünf. Das Mädchen, das sie mit Walters Wartung betraut, hatte dem Kinde die Haare geölt und ihm eine Art Militärscheitel gemacht. Zum Glück sah es die Frau noch zur rechten Zeit. Er zeigte in dieser Zustutzung eine so unheimliche Aehn-

2«*

^9^ Victor Valentin in Nieslau.

lichkeit, daß sie dunkelroth wurde. Noch nie war sie ihr aufgefallen, sie hatte sich damit begnügt, daß er ihr glich, nun erschrak sie darüber. Nasch nahm sie ein Tuch und rieb dem Jungen das Oel aus den Haaren, daß die natürlichen Locken zum Vorschein kamen. Das Kind schrie, sie schalt, das Mädchen maulte.

„Sag nicht noch ein Wort! mir das Kind so zuzurichten! Jetzt lauft, ich muß noch einmal in die Gaststube, ob da alles in Ordnung ist.“

„Cie kommen, sie kommen!“ rief eine andere Magd, ein dickes, rothes Frauenzimmer, „gerade bei Schusters biegen sie um die Ecke!“

„Nun, da hat es ja Zeit, ich gehe noch einmal hinauf.“

Wie sie in die Giebelstube trat, wehte der Luftzug die blüthenweißen Vorhänge hin und her, es duftete köstlich nach Lavendel und Thymian und alles sah heiter und einladend aus. Weiß waren Wände und Decke, weiß auch die Diele und das saubere Vett. So hatte sie's gern. Sie trat an das Fenster, von dem man eine herrliche Aussicht genoß über ganz Ellersbrunn und weit hinaus über die Niesen und Felder bis nach den Bergen. Sie lehnte sich zum Fenster hinaus und sah den Wagen näher kommen; da sie sehr gute Augen hatte, bemerkte sie, daß Lisbeth und der Vater rechts sahen, während der Bräutigam dem Mädchen gegenüber Platz genommen hatte und sie an einer Hand gefaßt hielt. Na sie mar doch neugierig, was für ein Mossiöh das sein würde!. Jetzt drehte er sich um, gewiß hatte die Braut ihn auf das Haus aufmerksam gemacht, das er im Nucken hatte. Was war das?

Ueber Kathrinens Lippen drang ein heißer, zischelnder Laut, sie griff nach dem Fensterkreuz und preßte die andere Hand auf's Herz. „Varniherziger Gott!“ Vließ wie eine Leiche trat sie zurück und bog sich im nächsten Augenblick wieder hinaus. Schon fuhr der Wagen in den Hof, sie hörte das Knirschen des Sandes, hörte Stimmen; der Bräutigam sah nochmals an dem Hause in die Höhe, als ob er es mustern wollte. Er sah die Kathrins nicht, die hielt sich hinter dem Vorhang geborgen, aber sie hatte ihn nur zu gut erkannt — es war der Friedrich.

„Aber Frau, Frau!“ schrie die dicke Magd von der Treppe her, „sie sind ja da! der Herr, das Fräulein und noch einer, ein schmucker junger Herr, kommen Sie doch herunter! — Herr, großer Gott, ja wie sehen Sie denn aus? Ihnen ist wohl schlecht geworden? Jesus, der Schlag hat sie wohl gar gerührt?“

„Bring mir Wasser, schnell! Ich glaub', ich ersticke!“

V.

„Na, wo bleibt denn die Frau?“ sagte der Hausherr, der sich die Hände gewaschen und eine frische Leinwandjacke angezogen hatte und jetzt mit einer Art sattein Lächeln breitspurig am Tische saß. „Ich denke, ich finde sie drüben in der Schlafstube — ist sie denn nirgends zu sehn?“

Die Hochzeit z» <L Hlrsb r» nn. ^

Die dicke Magd setzte die Kaffee- und Sahnkannen auf den Tisch und sagte: „Ach Gott, ach Gott, die Frau war gerade oben, da hat sie's erwischt! ich denke, der Schlag rührt sie, war ganz blcmroth im Gesicht. So ein Schwindel und Herzkrampf! Da ängstigt sie sich immerfort auf und ab die Treppen! und dann die Hitze! und die dumme Gans, die Christiane, mit der sie sich so ärgern muß, wegen dem Walterle, dem sie den ganzen Kopf voll Oel —“

„Nanu.“ sagte Reichart aufstehend, „was ist das? Schwindel und Herzkrampf? Da will ich doch gleich —“

„Lassen Sie sie nur ruhig, Herr, sie hat sich oben hingelegt, nebe» der Gaststube in der blauen Kammer, Sie sollen sie nur nicht stören oder sich ängstigen, sie wird dann schon 'runter kommen. Fräulein Lisbeth, wollen Sie den Kaffee eingießen oder soll ich —“

„Ach ich merd' doch schnell hinauf, Vater,“ sagte die Lisbeth aufspringend. Sie war ein schlankes, blondes Mädchen, nicht eben groß aber zierlich und munter und mit ein Paar glänzenden Blaucmgen.

„Lassen Sie nur. die Frau hat sich eingeschlossen.“

„Na dann setz Dich, Mädcl,“ sagte Reichart verdrießlich und zugleich besorgt. „Eingeschlossen. Unsinn! wenn ihr etwas zustößt, man könnte ja nicht mal hinein.“

„Ist der Mutter manchmal so übel?“ fragte der Friedrich, im Anblick seiner Stiefelspitzen versunken, und im Tone gleichmüthigster Theilnahme.

„Ach die ist sonst munter wie ein Fisch. Aber da macht sie immer große Waschfeste, wenn ich weg bin, und dazu die Hitze, da kann einem wohl was zustoßen.“

Friedrich lachte jetzt seine Braut an, daß man seine blitzenden weißen Zähne sah — die Frau Mutter schien ihn wenig zu interessieren. Reichart aber schob ihm die Schüsseln hin: „Na, nur zugelangt, immer zugelangt, lieber Sohn, den Napfkuchen kann ich empfehlen, meine Frau versteht das aus dem ff. Da ist nicht dran gespart.“ Und er rieb sich die Hände, klopfte sie dann zusammen und klatschte die Lisbeth auf den Rücken. „Na ja, Mädcl, ja, ja!“

Das Mädchen lachte verlegen. Die Situation mar ihr noch befremdlich, daß „er“ nun mit am alten Familientische saß, wie schon zu ihnen gehörig. „Das wäre aber doch das schönste, wenn ich bei Euch bleiben könnte!“ sagte sie, an den Kauf des Nachbargrundstücks denkend, von dem ihr der Bater gesprochen. „Es wird Dir schon hier gefallen, Schatzel, es ist nirgend so schön wie in Ellersbrunn.“

„O ja, es gefällt mir recht gut hier,“ meinte der Bräutigam. „Und da 's meinem Vater gleich ist, ob er mich hier ankauft oder sonst wo, so — könnt' es ja werden — wenn —“ Er sagte nicht, in welchem Falle.

Reichart hatte schon bemerkt, daß „das Schatzel“ manchmal etwas Un«

200 Victor Valentin in Breslau.

sicheres in seinem Wesen habe. Na, mit solchen Leuten ließ sich ja auskommen!

„Wir gehn dann hinüber und sehn uns die Geschichte an. Das Haus, wie gesagt, das muß ja gründlich umgebaut werden — ah, das muß mir ein hübsches Ding werden! nobel, schmuck, mit 'ner Veranda! Hinter den Pappeln den Fleck nehm' ich, da soll der neue Trockenboden hinkommen. Das hat meine Frau gleich bemerkt, daß er dort am besten steht, da bestimmt er nicht so den Blick!“

Der Friedrich that einen guten Schluck von dem starken Kaffee und lugte hinüber. Er sah fast unverändert aus, höchstens mochte er noch etwas breitschultriger geworden sein. Sonst war er ganz der alte: das bräunliche, scharf geschnittene Gesicht mit den starken Augenbrauen, der schwarze Schnurrbart, die blitzenden Zähne, die manchmal nachlässige und plötzlich wieder stramme Haltung, die etwas langsamen doch geschmeidigen Bewegungen, das kurze, rasche Aufblicken der schwarzen Augen. Reichart sah ihn mit Befriedigung, Lisbeth mit Zärtlichkeit an, während er, halbabgewandt, die Landschaft draußen zu mustern oder auf irgend ein Geräusch zu hören schien.

„Nun Schätze!?“

„Ja ja, es gefällt mir wirklich bei Euch und wird mir immer besser gefallen. Aber am besten — he — gefällt mir halt selber.“ Damit bog er sich zu ihr und küßte sie herzlich.

„Ah, siehst Du? das war hübsch gesagt, Liese, gelt? O, das ist ein Schwernöther! der versteht's! Na gieb ihm einen wieder, genir Dich nicht. Ist nicht anders unter Liebesleuten!“ Er stützte behaglich beide Ellbogen auf den Tisch und lachte. „Wenn nur erst meine Kathrins dabei mår,“ sie wird sich doch auch freuen. — Sie ist eine gute, verständige Frau, Sohn.“

Ihr lobt sie ja immer aus Hellem Halse, da muß sie wohl gut sein, die Frau Mutter.“

„Aber nun ausgetrunken! — Fertig? ja?“

„Ah da ist der kleine Bursche wieder, das Schwagerle! das Mädchen trägt ihn gerade am Fenster vorüber. Den muß ich mir noch mal langen, das ist ein gar zu herziger Kerl,“ sagte der Bräutigam aufstehend. Und etwas Besseres, um des Vaters Herz vollends zu erobern, hätte er gar nicht sagen können. Reichart stand auf, schnalzte sich den Kuchen aus den Zähm'n, lachte, nahm den Schwiegersohn unter einen Arm, die Lisbeth unter den andern und ging mit ihnen in den Hof unter die Linden, wo das Kind im Schatten spielte. D[^] er aber in diesem Augenblicke von einem der Knechte abberufen wurde, wandte er sich zu den Ställen und ließ das Paar allein zu dem Kinde gehen. —

Die Kathrins saß derweil oben am Tische, die Hände vor's Gesicht geschlagen, und rührte sich nicht. Bios ab und zu drang ein schweres

Die Hochzeit zu Ellersbrunn.

Seufzen oder Stöhnen aus ihrer Brust: manchmal auch nahm sie einen Schluck Wasser oder sie rang die Hände und legte sie wieder vor's Gesicht. Das Herz schlug ihr zum Zerspringen, und wenn sie aufstehen wollte, zitterten ihr die Knie so heftig, daß sie sich wieder setzte. — Sie war so glücklich gewesen, alle waren sie so glücklich, und nun — was würde denn nur eigentlich geschehen? war denn nicht jetzt alles aus? Wenn doch nun wo ein Plätzchen wäre, wohin sie sich hätte verstecken können, um nie mehr zum Vorschein zu kommen! nie mehr! wenn sie doch nie gelebt hätte, wenn sie gleich auf der Stelle todt wäre! warum in aller Welt mußten bei der Hitze Bäche und Teiche halbausgetrocknet sein, daß sie nicht in einen springen konnte. Alles lieber als ihn niedersehn. Jedoch was half's? es mußte sein. Sobald sie aber gehen wollte, überfiel sie die Angst von Neuem. Was würde er sagen? was für ein Gesicht machen? würden sie nicht alle gleich merken daß sie sich schon früher gekannt, daß irgend etwas vorgefallen?

„Gott, Gott, Gott, um aller Barmherzigkeit willen, laß doch ein Wunder geschehen, schick ein Erdbeben, einen Blitz aus heiterm Himmel!“ Doch die Wunder hat der liebe Gott blos früher den biblischen Leuten aufgeführt.

Sie ging an's Fenster und sah hinunter, war's ihr doch, als habe sie Stimmen dort gehört. Sie hätte ersticken mögen: da standen sie Arm in Arm, die Lisbeth in ihrem rosa Sommerkleidchen, frisch und blühend, an ihn geschmiegt, und Beide herzlich lachend. Denn auf dein linken Arme hielt er das Walterle, das ihm in den Haaren wühlte und lustig dazu krächte. Sie sahen dabei aus wie ein glückliches junges Ehepaar mit ihrem Erstgeborenen, um sie duftende Frühlingspracht, leuchtender Sonnenschein. Der Frau aber war es, als sähe sie ein schweres Gewitter Heraufziehen — aus Widerspruch, Schuld und Lüge zusammengesetzt, und diesen heitern Frieden bedrohen. Und dann lachte sie plötzlich. Er hatte das Walterle geküßt. Es war auch gar so dumm. —

„Das ist ein herziger Junge,“ sagte der Friedrich unten, „der hat mir's ordentlich angethan.“

„Ja? hast Du das Brüderle gern?“

„Sehr. — Aber wen hab' ich noch lieber, he? wen? Du kleines, närrisches, blondes Ding?“

Ach, wenn noch ein Zweifel gewesen wäre — an der Stimme hätte sie ihn im Finstern erkannt, aus Tausenden heraus; es war ein heißer, zitternder Ton in dieser Stimme, die sie damals vielleicht mehr noch bestückt als alles Andere. Jetzt sagte er dein Mädchen etwas leise in's Ohr, davon sie roth wurde, und da in diesem Augenblicke das Kind strampelte, um auf die Füße zu kommen, machte auch die Liese sich los und jagte das Kind über den Hof. Der jm ge Mann blieb stehen und sah ihnen nach

202 Victor Valentin in Breslau.

Mochte jetzt geschehen, was wollte! Jetzt war es möglich, daß er sie sah, ohne daß es die Andern beobachten konnten.

„Laß ihn nicht zu den Pferden. Lisbeth!“ rief sie hinunter, zu leise, als daß es das Mädchen hätte verstehen können, laut genug, daß er es hören mußte.

Und er hatte es gehört. Er stutzte, drehte langsam den Kopf nach oben und erblickte sie; einen Augenblick sahen sie sich fest in die Äuge, mit feindlichen, trotzigem Blicken fast. Dann glitt über Friedrichs Gesicht ein Ausdruck, halb Hohn, halb Verlegenheit, der Beweis, daß er es wenn nicht bestimmt gewußt, so doch geahnt hatte, wen er hier finden würde. Den Ellersbrunner Neichart gab's freilich auch nur einmal! Kathrine aber legte die Finger auf die Lippen, nickte hinab und trat schnell zurück.

„O Gott, mein Gott,“ jammerte sie.

Die Sache war ja noch viel schrecklicher, als sie ihr bisher erschienen, viel schrecklicher. Sie wußte jetzt nicht nur ganz bestimmt, daß er es war — während sie bisher immer noch einen Hoffnungsschimmer gehabt, daß sie sich möchte getäuscht haben — er machte ihr auch ganz denselben Eindruck, als da sie ihn zum ersten Mal in ihres Vaters Garten in der Weinlaube gesehen hatte. Und er, der jetzt eine Andere liebte, würde auf ihrem Gesichte lesen, was sie bewegte, er würde — oh es war eben kaum auszudenken — sie verrathen, schimpfen vor Mann und Kind! und jetzt auf einmal, da sie empfand, daß ihre äußere Ehre in seinen Willen stand, kam sie sich schlecht und verworfen vor, jetzt auf einmal graute ihr vor ihr selbst, vor ihrem eigenen Kinde, das sie haßte, weil es ein lebendiges Bindeglied zwischen ihnen war.

„Mutterle!“ rief es jetzt an der Thür, indem es schüchtern daran klopfte. „Ist Dir noch nicht besser? Kannst Du nicht kommen?“

„Was half's. Einmal mußte es ja sein.“

Sie riegelte die Thür auf. Da stand das liebe Mädchen, strahlend vor Jugend und Glück und breitete die Arme nach ihr aus. Sie nahm sie um den Hals, küßte und drückte sie an sich, aber sprechen konnte sie noch nicht.

„Nun, wie ist Dir?“ fragte das Mädchen.

„Besser. Ich werd's versuchen.“

„Du siehst noch schlecht aus.“

„>>!“ „GWM Wohl.“

„Ich wöWe Dir doch gern meinen Schatz zeigen. Er ist gar hübsch,“

soOe^fte MrMmt^H«r Mutter in's Ohr. „Du wirst Auge» macheu!

Drunten Bht er-M HM Vater im Hausflur, sie wollen in's Feld gehen

«M> zutt^Nschbar^" ^!<!,,

-^ MthrfM dächte jetzt'nicht an das Project mit dem Nachbargrundstück,

länW^MMichtzn W' zusammengepreßt, schritt sie hinab.

Die Hochzeit zu «Llbersbrunn. 203

„Na endlich! Gott sei Dank," sagte Neichart, ihr entgegenkommend.

„Also, es mar Dir so übel? na, wieder auf dem Damm?"

Sie nickte und richtete langsam ihre Blicke auf den Bräutigam, der den Hut in der Hand hielt und sie finster ansah.

«Das ist nun unser großer Sohn," sagte Neichart vergnügt, „ein schmucker Mensch, heißt Herr Schulze, Fritz nennt ihn die Lisbeth."

Die Kathrins, die meinen mochte, das; eine halbe Komödie leichter zu spielen sei, als eine ganze, sagte: „Na, den Herrn? wo Hab' ich ihn doch schon gesehen?" Sie lachte dazu, sie war vergnügt, daß es besser ging, als sie gedacht.

„Daß ich nicht wüßte, Weibel."

„In Vaters Wirtschaft vielleicht. So wird's sein! Können wohl 'n fünf Jahr oder fo was her sein. Aber vielleicht täusch' ich mich auch, 's sind ihrer so viel, die in einem Gasthaus aus- und eingehen, und da ist's am Ende nur eine Ähnlichkeit," sagte sie mit verlegener Geschwätzigkeit.

„Wohl die Jungfer Kathrins, die damals den Kopf voll Hochzeitsgedanken hatte?" fagte er heiser. „Große Ehre, daß Sie mich wieder erkennen, Frau Mutter. Werden wohl aber erst vier Jahre her sein."

„Alte Bekanntschaft also, haha, desto besser! na und nicht so steif gethan, hübsch Hand geben, Hand geben!"

„War sehr spröde, die Kathrine damals. Na so kurz vor der Hochzeit!" er lachte gezwungen. „Ist der Frau Mutter noch nicht recht wohl? haben so kalte Hände," fragte er fvöttifch.

„Oh es geht schon," sagte sie, ihm verwirrt die Hand entziehend.

„Und wo bleibt mein Willtommögruß, Weibel? hast wohl ganz vergessen, daß wir uns fünf Tage nicht gesehen?"

Er schmatzte sie tüchtig ab.

„Ja, lieber Fritz, kriegst zwar 'ne hübsche junge Frau, aber siehst Du, ich leiste mir das auch noch. Das ist 'ne Schmiegermutter, gelt?

Das läßt man sich gefallen, die ist nicht wie Teufels Unterfutter!

Hahaha!" Und er fchlug beide mit der flachen Hand auf den Nacken,

wie er's gerne that. „Na kommst mit ins Feld oder läßt Du uns derweil was kochen? In einer Stunde oder anderthalb kommen mir zurück, da haben wir einen Wolfshunger. Da fahr mal tüchtig auf! laß drüben in der besten Stube decken! Und der Herr Sohn trinkt auch gern 'nen guten Schluck. Und setz 'nen tüchtigen Blumenstrauß auf den Tisch, daß es wie Verlobung aussieht,' so was kann man gar nicht genug feiern. Lisi hilf der Mutter!"

Alle sagten sich auf Wiedersehen, der Bräutigam küßte das Mädchen aber nicht, wie sie zu erwarten schien. Als Katharine abermals ihre Hand in seine legte, die er zögernd bot, fühlte sie einen heftigen Druck. Dann gingen die Männer.

20H Victor Valentin in Vreslau.

Sie wollte das Mädchen fortschicken: sie werde schon ohne sie fertig werden; aber die Lisi bettelte, ihr an die Hand gehen zu dürfen, sie hatte den Wunsch, der Mutter nahe zu sein! ihr Herz war so voll Glück und Seligkeit, sie hätte so gern vom Friedrich geschmatzt, sie erwartete, die Frau würde sie ausfragen, wie die Bekanntschaft gekommen, woher er sei und dergleichen. Aber die war finster und schweigsam, und als ihr einmal das Walterle entgegenrannte und sich an ihre Kleider hing, wurde sie dunkelroth und hieß ihn gehen.

Manchmal dachte sie, es drehe sich alles um sie herum, oder sie träume, oder alles, was sie sähe, das ganze Leben sei nur eine Einbildung von ihr, denn es könne nicht so weitergehen und mufte" eben anders werden. Das Herz lag ihr in der Brust wie ein schwerer, heißer Stein, manchmal mußte sie stehen bleiben und Athen« schürfen oder sie biß sich auch in die Hand, daß sich alle Zähne eingruben, nur um ihre Empfindungen mit einem körperlichen Schmerz zu übertäuben. Am schlimmsten aber war es zum Essen, das durch gleiche Behaglichkeit, gleiche Stimmung die Genossen sonst heiter zu nähern pflegt, sie aß fast nichts, und das Dabeisitzen ward ihr zur Qual.

So ging es nicht nur diesen Tag, sondern einen um den andern.

Und dabei konnte sie aus ihm nicht klug werden. Oft vermied er es, sie anzusehen, dann wieder begegnete sie Blicken, die sich in sie einzubohren schienen. Nie sah sie, daß er in ihrer Gegenwart dem Mädchen zärtlich thilt, aber heimlich beobachtete sie wohl, wie er sie mit Küssen fast erstickte. Als sie es das erste Mal sah, warf sie sich hinter einer Hecke in's hohe Gras und schluchzte. Sie haßte die Lisbeth, doch was haßte sie jetzt nicht? sie, die vorher keinem Menschen gram gewesen. Einmal traf sie ihn im Garten allein, sie gingen dicht bei einander vorbei: er lächelte ironisch — sie wußte nicht, daß sie ihn mit einem kläglichen, hilfeflehenden Gesicht ansah — und sagte, für einen Augenblick stehen bleibend: „Habt keine Angst, Frau Kathrine, ich verrathe nichts.“ Sie knirschte mit den Zähnen vor Scham und Zorn, indem sie weiter rannte, nach dem jungen Gemüse zu sehen.

Er war nicht sehr gesprächig. Wenn Neichart breitpurig dasaß, renommirte und prahlte, wie ihm alles geglückt sei, wie er's aber auch schlau angefangen, wie bei ihm immer eines das andere fördere, so daß es klappe wie in einem Mühlwerk, was er aber auch für einen Ueberblick habe, wie ihm keine Sache entgehe und ihm alles herrlich gedeihen müsse wie einem jungen Mädcl ihr Pelargonienstöckel, wenn sie's fleißig begösse, oder wenn er dem „lieben Herrn Sohn“ mit Borschlägen von allerlei Einrichtungen und Abmachungen für die Zukunft sprach — schien der mit allem einverstanden und nickte immer nur zustimmend, weshalb ihn Neichart für einen höchst einsichtsvollen und verständigen Mann erklärte. Auch die Liese schmatzte gerne ein Langes und Breites: wie sie

Vie Hochzeit zu Ellersbrnn». 205

die Pfannkuchen büke, welche Apfelbäume die besten Früchte trügen, wie es in der Pension gewesen, wie man in der Stadt den Walzer tanze, und wie oft sich die Menzel-Anna schon verliebt hätte — dann lachte er wohl, zupfte sie am Ohrläppchen aber sagte nicht gar viel dazu. Als sie es ihm aber doch einmal vorwarf, daß er so schweigsam sei, meinte er, das sei nun einmal so seine Art; dabei sah er aber die Frau an und verzog den Mund ein wenig.

Alles wäre der Kathrin« noch erträglich erschienen, wenn sie wenigstens die Aussicht gehabt, die jungen Leute weit weg heirathen zu sehen. Ihr ganzes Streben ging deshalb dahin, den Plan mit dem Ankauf des Nachbargrundstückes zu hintertreiben. Sie sann fortwährend Gründen nach, welche die Sache als unvortheilhaft erscheinen lassen konnten, und da sie keine stichhaltigen fand, brachte sie nichts als kleine Aengstlichkeiten zur Geltung. Reichart lachte sie nur aus: die Sache sei so gut wie abgeschlossen, und das gefiele ihm ja mit am besten an dem Schwiegersohn, daß er nicht darauf bestände, die Lisbeth mit fortzunehmen. Das Mädchel wäre jetzt ohnedies lange genug auswärts gewesen, er hätte doch nur die zwei Kinder, wenn er sie bis an sein Lebensende behalten könne, da wäre er doch ein Narr, wenn er's anders machte: und wenn sie noch eine Brettschneide einrichteten, so könne der Friedrich das unter sich haben, er sei ein williger und anstelliger Mensch, und da brauche er erst keinen Fremden zu engagiren. Die ganze Sache sei wieder einmal ein Handel nach seinem Herzen, denn Glück. Glück und dreimal Glück habe er nun einmal, und da solle sie hübsch nicht dazwischen reden und Quengeleien machen, und damit basta.

Da wußte sie nicht mehr ein noch aus. Die Kraft ihres Verstandes schien sie verlassen zu haben, sie sann hin und her und fand keinen Ausweg, ersann nichts Tröstliches, von dem aus sie die Sache hätte betrachten können, nichts, wie sie Ruhe finden könnte, und alles war ihr Marter und Qual. Es war, als hätte sich einer gegen die Luft vertheidigen wollen, die er athmete, eine heiße, schwere, tödtliche Luft. Es war alles umsonst.

Endlich beschloß sie, sich an den Gegenstand ihrer Pein selbst zu wenden. Als sie ihn einmal allein bei den Pferden stehen sah, wo er beschäftigt war, die Trense in Ordnung zu bringen, die sich mit dem andern Zaumzeug verwickelt, trat sie neben ihn und sagte: „Warum muß das doch sein, daß ihr hierher heirathet? So macht doch um's Friedens willen lieber, daß ihr fortkommt" — Reichart hatte nämlich bestimmt, daß die Hochzeit in acht Wochen sein solle, bis zu welchem Termin der Umbau sehr gut fertig sein könnte. — da lachte der Fritz und sagte: „Warum soll ich denn nicht hier bleiben, wo es mir gefällt und alle Leute mir gut sind: die Lisbeth, der Vater, das Walterle und auch die Frau'Mutter?" So ließ er sie steh«.

206 Victor Valentin in Vreslau.

Dieser Spott stich ihr fast das Herz ab. Und doch freute sie sich gleichzeitig darüber, denn auf dem Umwege über ihren verletzten Stolz hoffte sie am ersten ihrer wiedererwachten oder eigentlich nie ganz unterdrückten Leidenschaft Herr zu werden. Co bohrte sie den Aerger über sein abstoßendes, spöttisches Wesen wie ein Messer in einem Geschwür in ihrem Herzen herum. Vielleicht daß das half.

VI.

Als er fort war, athmete sie etwas auf. Aber es war nur für kurze Zeit. Denn eine der bösen Empfindungen schien immer die andere zu schüren, und heftiger als Alle wurde zuletzt die Neue; die Reue, daß sie damals den Friedrich gehen geheißten, nur um keine Scenen, kein Geklätsch und Aufruhr zu veranlassen. Nicht daß sie ihm zu Willen gewesen, bereute sie — daß sie es nicht ganz und gar gewesen, damals als er sie bat, seinetwegen den Bräutigam fahren zu lassen; mit dieser Weigerung meinte sie hatte sie erst die schwere Sünde begangen, die sich jetzt an ihr rächte: und hatte doch geglaubt, zwar mit ein wenig Freiheit aber doch richtig und verständig zu handeln. Ach, wie so ganz war ihr Herz gewendet und verkehrt! Sie liebte weder mehr Mann noch Kinder, und doch hatte ihr keines etwas zu Leide gethan. Darüber grübelte sie nach. Wie wunderlich war doch das Menschenherz! Von ihr, von ihr ganz allein gingen alle schlimmen Empfindungen aus, und dennoch, ob sie gleich wollte, konnte sie sie nicht unterdrücken. Was sind das doch für Mächte, die über den Menschen Gewalt erlangen, daß er nicht mehr kann, wie er will's So stand sie hart neben jene» furchtbaren Lebensfragen, die tiefdenkende und tiefempfindende Menschen erschüttern, gleichviel ob sie complicirte Vildungswesen oder einfache Naturkinder sind.

Es nützte nichts, daß sie über ihre Kräfte arbeitete, um bei dem kurzen Termin bis zur Hochzeit die Ausstattung fertig zu bekommen, daß sie auf' und abrannte, in die Stadt fuhr, nähte, strickte oder sonst schaffte, was es mar. Nicht die erhöhte Thätigkeit, nicht die Erfüllung vergrößerter Pflichten konnten mehr als sie betäuben.

Neichart sah es gar nicht einmal gern, daß sie sich so überanstrengte.

„So halte doch mehr Leute oder bestelle das Zeug in den Stadtläden, Du machst Dich ja wieder krank,“ bat er. Aber da war kein Gehör.

„Siehst Du,“ sagte er zur Tochter, „das ist eine Stiefmutter! wie die sich forgt und tummelt für Dich! So 'ne zweite könntest Du Dir mit der Stocklaterne suchen. Besser könnte es Deine eigene Mutter auch nicht mit Dir meinen. Na, die Laune ist halt ein bisschen ungleich, aber was da! wenn's vorbei ist, ist sie wieder ruhiger. Bin auch manchmal kratzig.“

Die Lisbeth war überglücklich. Die Mutter so besorgt, der Vater so freigebig! Wer hatte es besser als sie? Weiße Seide sollte sie tragen als Braut, wie ein richtiges Stadtfräulein, und Plüschmöbel haben, roth

Die Hochzeit zn^Lllersbrunn, 207

mit tüchtigen Troddeln daran, gelbe Gardinen und was des Plunders mehr ist, der junge Bräute entzückt, um dann die Seligkeit der Frauen zu bilden. Reichart schwenkte seine Rockschoße immer häufiger, seine Frau sollte sich ein Atlaskleid machen lassen, aber das wollte sie durchaus nicht, ein braunseidenes, das sie noch hatte, thät's auch; davon wollte er wieder nichts hören, er hatte von einem reichen Wurstmacher erfahren, der seiner Frau rothen Sammet gekauft hatte zur Silberhochzeit, das ließe sich sehen! und die sei 'ne häßliche alte Nachteule gewesen, er habe aber eine schöne Frau, und mit der wolle er Staat machen. Schließlich einigten sie sich über ein hellblaues von leichter Seide.

Inzwischen wurde tüchtig gebaut. Da es schließlich wieder nicht möglich schien. Alles fertig zu bekommen, dachte Reichart schon daran, dem Paare zwei Zimmer im Giebel des eigenen Hauses einzurichten, aber «athrine wollte davon nichts hören. Es wurden also noch mehr Arbeiter genommen, um die Sache zu fördern, und nun ging es ordentlich mit fiebriger Hast vorwärts. Reichart lachte das Herz im Leibe, mit Geld und einer tüchtigen Frau ließ sich eben Alles machen. Na Leute wie er und sie — freilich! Die zeigen sich erst am Besten, wo es Schwierigkeiten giebt, wo Andere abschnappen! Ja, das war eine Frau! Er mußte sich manchmal selbst über sie wundern, was sie Alles durchzusetzen mußte.

Unter die Leute kam die Kathrins selten. Es blieb ihr wenig Zeit, aber es war auch, weil sie die Blicke der andern verwirrten, derselben, denen sie sonst hochmüthig und selbstbewußt begegnet, so lange sie geglaubt, der Friedrich märe für sie so gut wie begraben, und es gäbe nichts, das sie anfechten könne, nichts, das von Vorwurf und Schande spräche.

Merkwürdig, daß sie bei aller inneren Aufregung, aller äußeren Arbeit und der vielen Hitze, die der schwüle Sommer mit sich brachte, ihr frisches blühendes, jugendliches Aussehen behielt. Sie besaß eben die Unverwundlichkeit der Jugend und einer kräftigen Natur und wußte sich zudem trefflich zu beherrschen. Nur einmal hatte die Lisbeth gesagt: die Mutter sehe bisweilen aus, als wenn sie sich vor etwas fürchte oder entsetze. Da war sie noch mehr auf ihrer Hut.

Aber so wie sie vor den Dienstboten zwar niemals die städtische Tracht ablegte, die sie auf ihres Mannes Wunsch angenommen, wenn sie aber allein war, sich's gern wie ehemals in Rock und Mieder bequem machte, gab sie sich, sobald sie ein einsames Stündchen fand, auch rückhaltlos dem Widerstreit ihrer Gefühle hin; ihr Recht wollen Schmerz und Sorge nun einmal haben, und die sich am besten beherrschen können, missen auch am besten, welche Stunden ihnen die Einsamkeit bringt.

Uebrigens liebte Reichart es sehr, sie bisweilen in ihrer Mädchentracht, so wie er sie in ihres Vaters Garten zuerst erblickt, zu sehn: mit dem ausgeschnittenen Leibchen, aus dem das blüthenweiße Hemd und die gepufften Aermel heraussahen. Dann lachte er, kniff sie in die Arme und

Victor Valentin in Breslau.

sagte: „Das ist doch noch ganz die Kathrins von ehedem, die vier Jahre haben Dir nichts angethan. Fehlen Dir blos noch die Maßkrüge in die Hand!“ —

So that er auch am Tage vor der Hochzeit, der unter allen Vorbereitungen endlich herangekommen. Da er sie oben in der Vorrathskammer fand, einen Mandelkuchen einrührend, die bloßen Arme mehlbestäubt, die Wangen erhitzt, mit blitzenden Augen — denn sie hatte sich schon tüchtig getummelt heut — mar er ein bischen zärtlich geworden, hatte sie geküßt und an den langen schwarzen Zöpfen gezogen, die sie über den Rücken fallen ließ, um sich's leichter zu machen. Dann war er hinuntergestiegen, dein Kutscher zum dritten Male zu befehlen, daß er in zwei Stunden den Bräutigam vom Bahnhof holen und daß er in's Kuckucks Namen mit den Rappen vorsichtig umgehen solle, besonders an der brüchigen Stelle hinter den Kiefern. Jetzt schritt er wohlgefällig durch alle Räume, Scheunen und Ställe, Küche und Gaststuben, denn immer von neuem mußte er alles untersuchen. Das ganze Haus roch nach frischgewaschenem Holze, die Treppen waren mit feinem Sand bestreut, in den Speisegewölben waren Kuchen und Braten, gerupfte Hühner und Tauben, Eingemachtes, Wein und Bier in massenhaften Vorräthen, dazu dicke Guirlanden aufgehäuft, Kränze, Tafeln mit Vivat und Willkommen — das alles sollte erst anderen Tags zu Ehren kommen. In den Stuben blitzte und blühte es nur so von geputztem Messing, reinen Vorhängen und Decken, es war wohl eine Freude, das Haus so wohlbestellt zu sehn. Reichart freute sich und nörgelte doch auch darüber. „Tie Räume könnten schon reichlicher und eleganter sein! werden doch auch einmal umbauen müssen. Am besten wär's, die Geschichte brennte einmal ab, dann gäb's einen stattlichen Neubau von unten herauf!“ ließ er sich in seinem gottlosen Dünkel gegen die Frau vernehmen.

Nun aber stand es noch, wie es mar. Und das mar ein Leben, heraus, herein! ein Nennen, ein Rufen, Fragen und Commandieren, als stände eine Schlacht bevor. Boten kamen und gingen, Wagen fuhren vor — es mar ein Durcheinander ohne Ende. Die Lisbeth voller Unruhe immer mitten drin, aus dem alten Hause in's neue und wieder zurück. Sie hatte sich zu sputen, denn sie mußte sich noch unkleiden, um den Bräutigam vom Bahnhof abzuholen, und immer gab es noch etwas Neues zu thun. Wie alle Mädchen vor der Hochtzeit fah sie blaß und etwas abgemagert aus, und es lag etwas wie fieberhafte Erwartung in ihrem Wesen. Sie stand gerade unter der Hausthür und nahm die Glückwünsche einer alten Botenfrau entgegen, die ihr ein Lämminchen aus Butter schenkte, hübsch gelb und mit einem rosa Band um den Hals — da kam ein Wagen in den Hof eingefahren. Das war eine Ueberraschung! Es war der Friedrich, der kam mit einem früheren Zuge, als er geschrieben, und lachte, daß er sie nun überrascht. Seinen Vater brachte er auch mit, einen statt-

Die Hochzeit zu «kleisbrunn. 20H

lichen Fünziger, mehr knochig als behäbig. Während die Braut den Schwiegervater begrüßte und hineinbecomvlimentirte, lauschte der Friedrich prüfend nach dem Garten hin und ließ dann die Augen über das Haus gleiten. Langsam, zögernd trat er ein, aus der Wohnstube schallten die Stimmen der Braut, des Vaters und des Schwiegervaters; der laute, etwas schnarrende Ton Reicharts war ihm zuwider, er zögerte einen Augenblick und beschloß, sich erst mal das Zimmer im Giebel anzusehen, von dein ihm Lisbeth geschrieben, daß er es vor der Hochzeit bewohnen solle. Er sah aufgeregt und etwas zerfahren aus, in der Stadt würde man gesagt haben: nervös. Mit eiligen Schritten sprang er hinauf. Jetzt rechts oder links? Rechts. Er riß eine Thür auf — da blieb er wie gebannt stehen — kein Laut, kein Gruß kam über seine Lippen — endlich ein einziges, leise geflüstertes Wort: „Das Käthele.“

Sie stand mitten in der Stube vor dein fertigen Kuchenteig, streifte sich eben das Mehl von den Händen und sah ihn erstaunt, erröthend an. Und da sie das verzehrende Feuer in seinen Augen sah, seine stumme Betroffenheit, da kam es wie ein Dämon über sie. Sie schlug die Augen nieder, hob sie wieder auf, legte den Kopf ein wenig nach hinten und lächelte, ein recht süßes, verführerisches Lächeln. Nicht daß sie mit Absicht fo gehandelt, es war wohl niehr unbewußt, die Freude über sein Verstummen, der Wunsch, ihm die herbe Qual ein wenig zu vergelten, vielleicht nichts als eine Aeußerung der Verlegenheit. Auch er verzog den Mund, aber es war ein recht trübes, beinahe verzweifelttes Lächeln, das er zustande brachte. Da wußte sie, daß er sie noch liebte oder wiederliebte. Rasch, unvermuthet, wie er gekommen, verschwand er, die Thiir leise hinter sich anziehend. Sie aber riegelte sie ab, lehnte sich zitternd an den Pfosten und murmelte: „Jetzt — jetzt gerade — wollt' ich am liebsten sterben.“

Dann kleidete sie sich um und ging hinunter. Sie war heiter; freundlich zu den Dienstleuten, lustig mit den Gästen. War sie doch die eine Qual los: daß er, stolz und frei, sie demüthigen wolle, sie mit Haß und Spott verfolgen werde, sie uermthen könne. Ja es war ihr wie eine Erlösung von einem furchtbaren Drucke. Was dann werden würde — das wußte Gott! Im Augenblick hätte sie aufjubeln mögen. Wenn er sie liebte — o so war sie glücklich! Freilich für Minuten vielleicht nur: doch wenn die Pein wieder anginge, so lag sie nicht mehr auf ihr allein — und das war der andere Trost.

Später kamen mehrere Gäste, Verwandte von weit her, die sich von der Reise erholen und gründlich für den nächsten Tag stärken mußten, Leute, die mit ansehnlichen Geschenken kamen und ansehnlich bedient sein wollten. Sie ging ihnen heiter entgegen und bewirthete sie stattlich. Schweinebraten gab es und junge Enten, Obst und schweres Bier und

2^0

Victor Valentin in Breslau,

Kuchen; es ging beim Essen gar lustig zu, und man merkte es kaum, das; der Bräutigam ziemlich still war.

Eine Stunde nachher aber suchte Neichart seine Frau in Hellem Zorn auf.

Ob er — der Ellersbrunner Bleicher und Mühlenwerksbesitzer — er, Hochzeitsvater und Gemeindevorsteher — durch dessen Bemühungen die Gegend den Segen einer Schmalspurbahn erfahren soll, ob er anderer Leute Narr wäre? Jetzt auf einmal habe der Friedrich aufgemuckt: da der Herr Vater ja ursprünglich das Nachbargrundstück habe selbst übernehmen wollen, so wöge er's ihm doch abkaufen und das Geld herauszahlen, das Vater Schulze dafür gegeben. Er habe sichs anders überlegt. Morgen nach der Hochzeit wolle er fort und sich in seiner Heimath ein Gut kaufen oder eine größere Pacht übernehmen; mit der Schneidemühle das gefalle ihm überhaupt nicht, und zwei Herren und zwei Frauen neben einander, das tauge nicht. Er möchte frei sein, und eine junge Frau solle es auch sein und nicht zwischen Thür und Angel stehen, daß sie nicht wisse, habe sie dem Mann oder den Eltern zu folgen; da werd es blos ewige Querelen geben.

„Was meinst Du nun zu der Bescherung, Kathrins?“

„Nun/' sagte sie, äußerlich recht ruhig und gehalten, obschon ihr das Herz übermächtig schlug, „nun, wenn ich's denn sagen soll — so gar unrecht hat er nicht. Ich würde sie gehen lassen. Du verlierst ja nichts bei dem Kaufe, und wer weiß, wozu es gut ist.“

„Sieh einmal! das ist ja wie eine Verschwörung! Du freilich warst immer dagegen. Und ich dächte, die Lisbeth wäre Dir wahrhaftig nicht in Wege, oder hat sie Dir ein einziges Mal widerstrebt? Oder haben mir gegen Dich gehalten? oder bist Du um sie verkürzt worden? Und wozu ist denn jetzt das Haus aufgebaut worden mit Speisekammern. Waschküche und Veranda? wen zum Teufel soll ich da hineinsetzen? Sommergäste vielleicht! Auf die spuck ich! brauchen hier kein Stadtgeschmeiß, dem man alle Tage schönes Wetter malen soll! — Und ich hab's ihm auch ordentlich gesagt. Fritz, sagt ich und nahm ihn bei den Schultern, der Ellersbrunner Neichart ist mit Verlaub nicht Dein Hansnarr, so wenig als er Dich zu seinem hält. Oder wie war' das, wenn ich heut käme: Hiergeblieben wird nicht! husch fort mit Euch! Wäre das Manier? Lange genug bist Du ja gefragt worden, da war's immer gut. Und jetzt mit einem Male! Und entweder es wird geheirathet und hier geblieben oder — allein fortgegangen, Pfarrer und Standesamt haben ja noch nichts copulirt, also ist die Lisbeth noch mein. — Verstehst Du, Kathrins? — Wie er also wolle, so oder so?“

„Nun?“ Sie konnte es so gleichniüthig fragen, als handle sich's um Kirschen oder Beeren.

Die Hochzeit zu <Liller>blunn. 2^

„Nun faselte er was zusammen, confuses Zeug, er wolle schon bleiben, von der Liese wolle er nicht lassen, aber er stehe für nichts, möge es denn kommen, wie's geschehen soll. Weiß nicht, was ihm in die Krone gefahren war, ob ihn der Alte, fein Vater, verhetzt hat oder was fonft.“

„Reichart.“

„Nun.“

„Ich ließe sie gehen. Es ist mir nicht um die Liese, meinewegen möchte sie gern bleiben, aber man soll keinen wider seinen Willen zwingen,“ sagte sie. Und wenn er sie jetzt angesehen hätte, würde er bemerkt haben, daß sie sehr blaß war, und daß etwas ungeheuer Gespanntes in ihrem Gesichte lag. Vielleicht hätte er es auch nicht bemerkt. Es sehen nicht alle Leute, was sie fehen.

„Blech, Blech. Zu seinem Glücke kann man einen wohl zwingen, wenn er's selbst nicht begreift,“ rief er. rannte hinaus und warf die Thür zu.

Die Frau fah ihm nach. Wenn sie ihn jetzt zurückriefe, ihm fügte, wie es um sie und den Friedrich stand das Beste war' es gewesen. Aber nein, das ging nicht, um alles in der Welt nicht. Man mag wohl einen bei einer Feuersbrunst hoch oben am Fenster stehen sehen und fchreien: spring, spring, so bist Du gerettet! aber dein graut's vor dem Sprunge mehr als vor den Flammen, und eben wenn man meint, nun meid' er's wagen, da wendet er sich zurück und fpringt in den heißen Tod.

Langsam ging sie hinüber zu den Gästen.

- VII.

Das war wieder ein Tag, der 25. Juli! „Kaiserwetter! Kaiserwetter!“ sagte der Hochzeitsvater wohl an die hundert Mal und rieb sich die Hände. Er trug einen veilchenblauen Rock von feinstem Tucho, dit« Höfen, weiße Weste und weiße Atlastravatte und einen hellen, neuen Strohhut mit gemustertem Bande. Sein Gesicht dazwischen sah aus wie aus Pfefferkuchen geschnitten.

«Ja wenn wir Hochzeit machen, dann thut die Sonne was übriges! Kein Wölkchen am Himmel, Morgenwind! hält sich brillant, brillant!“

Da kamen die Schünberger angefahren.

„Der tausend die Gevatterin! das nenn' ich Staat machen.“ Aus dem Gefährt plumpste Reichart eine dicke Gutsbesitzerin Id. h. Bäuerin, aber so durfte man beileibe nicht sagen) prustend in die Arme, eine kolossale Fleischmasse in schwarzem Atlas, um den Hals eine klobige Goldlette, auf dem Kopfe rosa Federn, die dort schelmisch bis auf die roth braune Stim nickten. „Heiß, heiß, Herr Nachbar.“

Nord und Süd, I.VI. I«3. 21,

21.2 Victor Valentin in Vreslau.

„Freilich heiß."

„Heda, Kindelvater," sagte der Gatte der Dame, „hast wohl St. Peter einheizen lassen? hahaha!" Was für prächtige Witze!

„Nur immer hierherein! Ja ja, das ganze Haus voll Gäste! im Kretscham auch, auf meine Rechnung! Zweiundsiebzig mit dem Brautvaar, was? — Frauenzimmer, schnell trag die Tücher hinein! — Heda, kleine Erfrischung! immer bei der Hand, alerte! — Genatter Brendel, Gutsbesitzer — mein Herr Schwiegersohn."

„Ei was für'n schmucker Herr. Freut mich, freut mich sehr! Sehr ichmuck!" Der Friedrich trug einen feinen schwärzen Rock — gegen den Frack hatte er sich auf's äußerste gewehrt — ein Myrthensträußchen im Knopfloch. Lackstiefel, das Bärtchen gewichst, er nahm sich stattlich aus. Er lachte fast immer ein bischen, ein etwas sonderbares, Hüflloses Lachen. Und doch sah er nicht dumm aus, eher verschlagen.

Wieder kam ein Wagen.

Das waren der Vetter und die Muhme aus Burkertsdorf, die kamen von weit her und waren von der Hitze im geschlossenen, niedrigen Wagen fast gedämpft. Ein Zimmermeister mit himmelblauer Crauatte und im Frack. Die Frau sah man kaum vor einem Vouquet, das in einem Scheffelkorb gerade Platz gehabt hätte.

„Potz tausend, das nenn' ich Blumen, juch, das ist ein Bouquet! Sachte, liebe Karoline. sachte, sachte. Und die Fräulein Nichten (ein paar knalliothe, vierschrötige Dinger) potz das sind mir Brautjungfern! kräftig! kräftig! — August, bespreng doch die Guirlande, Mensch, das Zeug wird a das reine Kuhfutter, immer frifch. immer fix! — Dahinein, dahinein — Kathrins, die Burkertsdorfer!"

Na das mar ein Schmatzen und Umarmen.

„Wird immer jünger Deine Frau, immer schöner," sagte der Zimmermeister.

„Gelt und ich alter Schneesieber!"

„Was Schneesieber? Paar graue Haare. Dazu alerte wie ein Junker. Auch immer jünger, immer jünger. Uff, ist das eine Hitze!"

„'n Glas Wein? Glas Bier? Die Damen vielleicht 'ne Selter? Selter mit Cognac vom Eise, he? Das stärkt. — Selter mit Cognac, Johanne! rasch, alerte!"

Dann, wie die Ankömmlinge untergebracht waren, rannte er wieder hinaus und ein Stück den Weg hinauf.

„Aha, das denkt, heute habe ich keine Augen im Kopfe! — Werdet ihr wohl nicht die Pferde so schinden, verdammte Kerls! (Es war ein Mühlenfuhrwerk, das trotz des Festtages heute nach der Bahn hinüber mußte.) Habe ich nicht schockmal gesagt, daß, wenn nicht Vorspann da ist ihr das steile Stück hinauf Eure Knochen anstemmen sollt? So hebt doch.

Vie Hochzeit zu Klerzbrunn. 2[^]3

Habt Ihr vielleicht Hochzeit? Schiebt ober der Teufel soll Euch an den Kragen. Pferde ruiniren, gelt ja, ihr Schlingel?"

Dann in die Ställe, auf die Bleiche.

„Was denn, was denn! Soll das gegossen fein? Und die Schmiedersche, ist die gewendet? Denkt nur nicht, daß ich die Augen heute in der Tasche habe. Wenden, wenden! Ich will Euch in Trab bringen.

Luch, was kommt denn da den Berg hinunter? Die Wiefenbrucher? Bin neugierig, womit die sich ruppig machen weiden. Halbes Dutzend Theelöffel, gelt? Schlecht und billig. Oder 'ne dünne Tortenschippe. Oder 'n Sophakissen. Haben wir schon fünf. —

Na das nenn' ich aber 'ne Freude! Kaisermetter, Herr Nachbar. Ja mit mir meint's der liebe Gott halt gut. — Was für ein Kleid die Liefe hat? Zum Standesamt heute früh schwarze Seide, Frau Nachbarn, zur Trauung — na da werden Sie ja fehen. Ja, das ist ein Paar!

Heda, August! Die Guirlanden! immer wieder anspritzen!

Ah mein Walteile! Komm Goldjunge, Schwarzkopf. Schöne Schuhe das Kind, fo so? Na, gieb Kuß. Wart' nur, wenn Du wirst Hochzeit machen, lassen wir uns auch nicht lumpen! Gelt, das ist ein Prachtkerl?"

Indessen ging es unter den Gästen: „Nun was sagen Sie, Frau Gevatterin? Ist das ein Geprahle: weißer Atlas mit Schleppe! Und haben Sie die Betten gesehen? Damast mit handbreiten Spitzen und blaue Seide darunter. Was soll da der Kaiser machen? Ist denn heutzutage kein Unterschied mehr? Ich hatte rothcarrirte, als wir heiratheten, und war vergnügt."

„Ja, bei dem Ellersbrunner Hecken halt die Zehnmarkstücke!"

„Es muß wohl so sein. Aber wenn auch — so ein Dickethun! und ein Vater war Hofeknecht." —

„Annele, hast Du schon die Geschenke gesehen? Haben Die Silber! und den schönen Teppich mit Rosen und Vergißmeinnicht! und die Uhr — ganz übergoldet! man kriegt gleich Lust, auch zu heirathen."

„Sind die Hubertsöhne schon da? Du, mit dem großen geh ich zu Kirche."

„Nu da wird wohl heute was werden mit Euch zweien."

„Ach, mir ist ganz Angst. Aber ehe wir abfahren, denk' nur, Hab' ich einen vierblättrigen Klee gefunden."

„Viel Glück in voraus. — Wo essen wir nur? Die Stuben sind ja alle voll und nirgends gedeckt."

„Ich weiß auch nicht. Ach Du, ich schwitze so gräßlich." —

„Schönes Erntewetter, Herr Nachbar! Mein Roggen ist schon 'rein, mit dem Weizen fang ich morgen an, drüben hinter den Birken der Winterweizen."

„Prachtweizen."

21*

Victor Valentin in Breslau,

„Ach was, könnte besser sein! Der Reichartsche — mit dem ist kein Vergleich. Der hat wieder Weizen wie Gold. Potztausend, die Jungfer Braut! Na da pumpert's Herz wohl schon ein bisschen? Die halten Sie sich warm, Herr Schulze, ein Goldfisch!“

„Es ist nicht deswegen, Herr Lehnert.“

„Gott bewahre. Bei Ihnen fehlt's ja auch nicht, Hab ich gehört.“

Na Jungfer Liese, morgen kommen Sie's erstmal in die Wochen, in die Flitterwochen nämlich, hahaha! Na nichts für ungut, Spaß muß sein.

Meine Frau hat heute Nacht von Feuer geträumt, das bedeutet: gute Freundschaft halten. Wo ist denn der Herr Schulze Senior? der da drüben? Oho, auch noch stramm.“

5

Punkt zwölf Uhr zog man zur Trauung. Die Kirche mar nahe, und so ging es in feierlich gemessenem Tempo zu Fuß dahin, der ganze Weg mar dicht mit Blättern und Blumen bestreut und rechts und links vom Dorfplebs besetzt. Die ältesten Weiber erinnerten sich nicht, je einen solchen Hochzeitszug gesehen zu haben, und alle stimmten darin überein, daß die Fülle der Vorbedeutungen, die sie dem Schatze ihrer Beobachtungs- und Auslegungskunst entnahmen, dem jungen Paare langes Leben und unerhörtes Glück weissagten. Auch die Kirche war mit Blumengehängen und jungen Birkenreisern reich geschmückt, doch hatte man zuviel Marienkraut verwendet, sodaß ein unangenehm betäubender Duft den Raum erfüllte. Die Orgel spielte: „Wie schön leuchtet der Morgenstern,“ und der Pastor triefte eine ganze Stunde lang von salbungsvollen Redensarten. Zum Schlüsse segnete er das Paar viermal, während er sonst nur drei Segen spendete, und als Braut und Bräutigam sich erhoben, sielen zu dem „Lobet den Herrn“ der Orgel noch zwei Tenorposaunen ein, davon die eine einen achtel Ton zu hoch, die andere um ebensoviel zu tief stimmte, was von einer unbeschreiblich festlichen Wirkung war.

Langsam und feierlich bewegte sich der Zug wieder zurück. Diesmal zur Scheune. Das mar eine Ueberraschung! Von oben bis unten mit Tannenreisern ausgekleidet, mit Fahnen und Tüchern behängt, der Boden mit Blumen bestreut, glich sie einer herrlichen Festhalle. Tische und Bänke waren einfach gezimmert, aber sauber geglättet und die Tische mit feinem Linnen bedeckt; zahllos schien die Menge der Schüsseln, die hochbeladen hereingebracht und leer wieder hinausgetragen wurden, zahllos auch die der Flaschen voll Wein und Bier, die die Gesellschaft vertilgte. Das mar ein Lärm! ein Schwatzen, ein Lachen, ein Schmatzen beim Essen, ein Juxen und Kreischen! Die Brautjungfern leckten die Finger ab und warfen die Knochen hinter sich auf die Tenne, viele von den Männern zogen die Röcke aus und machten sich's hemdsärmlich bequem, manch

Die Hochzeit zu Elleisbrunn. 21.5

derbes Wort flog herüber, hinüber, aber deßhalb war es doch eine feine Hochzeit!

Der Kaffee wurde im Freien eingenommen, hunderte von Kuchen-schüsseln wurden dazu aufgetragen; darnach aber, da man denken sollte, es könne sich Keiner mehr rühren, ging's zum Tanz. Erst — Ball Schmpilter auf der Wiese, dann, mehr salonmäßig, in den ausgeräumten Zimmern zu ebener Erde. Kein Mensch erinnerte sich, je so etwas gesehen zu haben. Da ging's mit Schleifen, Hopsen, Wetzen und Stampfen, und zwischen die Tanzenden mitten hindurch immer die Mägde mit Bier, Korn und Bowle. Vom Brautvater bis zum kleinsten Küchenmädchel herunter, das von früh bis Abend Messer putzte, war Keines, das nicht glühte, schwitzte, prustete, schnaufte, die einen vor Arbeit, die anderen vor Vergnügen.

Der Schönberger Wiesenbauer trat vor die Thür und sah nach allen Seiten. „Ich denke doch, heut muh zur Schwerenoth noch ein Gewitter kommen! Aber nein! Keine Wolke, nicht so groß als ich mir auf die Hand fpucke. Wind aus Morgen! Hätt' mir den Buckel vollgelacht, wenn ein rechter Kladderadatsch gekommen wäre, aber der Ellersbrunner — hat halt Glück mit allem, der Protz!“ Nachdem er sich draußen ein wenig ergangen, lehrte der Gast wieder hinein.

War das ein Lärm, eine Gluth, ein Cigarrendampf dadrin^
Neichart stand mitten unter den Gästen gerade unter dem Kronleuchter — denn man hatte die Kerzen und Lampen schon angesteckt — und klatschte in die Hände. „Lustig Leute! immer munter! immer getrunken! Wo bleibt denn die Musik? so spielt doch Kerls! holla, Musik! Die Polka spielt noch einmal, das war ein Stückel, das hatte Schmiß. Mädchel vutz' Dich, lamm' Dich, wasch' Dich schön, Wenn Du willst mit mir zum Tanze aeh'n.

Los! — Müde? Ja warum nicht gar, heut ist kein Mensch müde. Heda Friedrich, Schwiegersohn, Hochzeiter! Hab ich Dich wohl den ganzen Abend ein einziges Mal mit Deiner Frau Mutter tanzen sehen? was zum Geier, ist das eine Manier? los, los! tanzst ja sonst wie ein Kreisel. Immer hübsch alerte!“

„Ich dachte, es schickt sich nicht,“ sagte der Bräutigam ausweichend.
„Hahaha, das märe das Neuste! Komm nur, komm. Das wäre das neueste!“

Der Friedrich hatte sie nicht gesucht und die Kathrin« war ihm ausgewichen, wo es ging; bei zweiundsiebzig Gästen konnte man sich schon aus dem Wege gehen. Sie hatte ihm nicht einmal gratulirt. Jetzt brachte ihn der Hauswirth selber ihr zugeführt.

„Na der hat aber 'nen Nespect vor der Schwiegermutter, der Fritz! Nur nicht zu zimperlich, sag ich. So. Und nun feste weg!“
Da umschlang er sie, und nun ging's durch den Saal, drei, vier.

21.6 Victor Valentin in VreZlau.

fünf Mal, keines sprach ein Wort, und zuletzt waren sie von dem Wirbel, dem reichlich genossenen Wein und der Hitze fast bewußtlos. Nicht einmal in die Augen gesehen hatten sie sich, aber festgehalten hatte er sie, als wollt' er sie zerdrücken.

Als die Kathrin« sich ein wenig erholt, ging sie in das Nebenzimmer, da waren einige Gäste, die spielten mit dem Walteile.

„Den können Sie auf die Ausstellung schicken, Mutter Kathrins, ein Speckjunge!“

„Und Kräfte hat er in den kleinen Fäusten! und Courage! Will uns alle todtschlagen.“

„Pfui, warft wohl unartig, Bursche?“

„Nicht doch. Haben ihn halt ein bisse! geärgert.“

„Na und klug ist er — wie ein Alter, der hat's hinter den Ohren.“

„Ja das ist ein ausgetragener Junge!“

„Nun eigentlich nicht einmal,“ lachte die Gevatterin und stieß den Untermüller mit dem Ellbogen in die Seite, „er ist ja vierzehn Tage zu früh gekommen.“

„Ja, ja, ja, fo was kommt vor! Aber daß mich ein Donnerkeil, wenn ich etwa hätte der Frau Wirthin wollen zu nahe treten!“

Frau Katharine lächelte ein wenig. Da drückte ihr Jemand unversehens die Hand, und da sie sich umwandte, war es der Bräutigam.

Dann beugte er sich hinab und hob das Walterle auf seinen Ann.

„Juchhei, Brüderle,“ rief er, „hopp! magst mich gern?“ Da legte das Kind die Arme um seinen Hals und das Gesichtchen an seine Wange.

„Oh, die sind schon gut Freund, die Schwägersleute, den haut er nickt.“

„Sie sind wohl gar ein Kindernarr, Bräutigam? Na über's Jahr —“

„Machen Sie nur Ihre Sache auch so gut. — Wo ist denn die Frau Wirihin hin?“

„Immer wie ein Kreisel, raus und rein, daß nur keinem was fehlt,“ sagte die Gevatterin und knöpfte sich die Taille ein bischen auf, denn sie hatte zuviel am Mandelkuchen gethan und an der Bowle am Ende auch.

„Immer aufgespielt! immer getanzt! immer getrunken! alerte, junges Volt, frisch und munter!“ hörte man den Brautvater schreien. —

Zitternd war die Kathrin« hinausgerannt. Die Treppe hinauf, auch die zweite, da war's finster, da konnte sie keiner sehn. Hinter ihr her scholl Lärm und Musik durcheinander. Auf dem Absatz blieb sie stehen, sie konnte nicht weiter, alles drehte sich um sie her, alles schwankte. Mit geschlossenen Augen lehnte sie im Treppenwinkel, ohne des Seidenstaates, des feinen Spitzenzeuges zu achten. Jetzt, ach Gott, war es raus mit dem Walterle, jetzt, ach was würd' es geben! Sie hörte Schritte, es kam eins die Treppe herauf — — richtig die zweite auch. Wenn man sie entdeckte, gab es ein Fragen und Laufen durch's ganze Haus, daß sie krank geworden. Ach daß sie lieber todt wäre und unter der Erde läge

Die Hochzeit zu Ellersbrunn, — 2,7

klaffertief! Sie hält den Athem an, sie rührt sich nicht, vielleicht daß man sie nicht sieht und die Schritte still an ihr vorübergehn. O nein, die halten vor ihr, dicht neben ihr, und da fühlt sie sich auch schon umklammert, fest, daß sie kein Glied rühren kann.

„Weib,“ flüstert eine heisere Stimme in ihr Ohr, „Weib, weißt Du auch, was Du aus mir gemacht hast? Weißt Du, was Du angestiftet? Sab' ich mich nicht drei Jahre und mehr gemüht, Dich zu vergessen, und bin vor Sehnsucht um Dich fast gestorben? und wollte auch einmal wieder froh werden, mit der Lisi. Und komm hierher und denke, das ist nun alles gut und scherst mich den Teufel was: Warum kann ich nun wieder keine Ruhe haben vor Dir? Das frag' ich Dich, und bist so schön und siehst mich an mit den lodernden Augen — Weib — und ich sag' Dir, wenn ick, schlecht merd'. Du hast mich auf dem Gewissen — warum hast Du mich damals weggeschickt vor vier Jahren, da Du mir doch gut warst, und hast die Liebe verrathen? Meinst Du noch, daß Spiel ist, was einem andern das Herz abdrückt?“

„Ach sei doch still, uni's Himmelsmillen, und laß mich heraus, ich möcht ja schreien, wie Du mich drückst.“

„Oh sieh doch, ich möcht' auch schreien. Aber eh' ich Dich gehen lasse, wirft Du mir's sagen, oder ich geh' hinunter und vor allen Hochzeitsgästen ruf' ich's aus, daß ich bei Dir war, drei Wochen ehe Du Hochzeit gemacht mit dem alten Narren, dem Prahlhans, den Gott strafen möge — Du wirst mir's sagen, vom Walterle, ob das mein ist oder nicht — Kannst Du nicht reden?“

„Ja, er ist Dein.“

„Ei — ha. Du liebes Käthele, Du! Die haben wir aber belsmmert. Du weißt Du noch, damals? Gelt? — Drück ich Dich nun noch? gelt nein, blos sanft noch?“

„Laß mich doch jetzt los, ganz los.“

„O nein doch, ich Hab Dir noch viel zu sagen.“ Und wieder in den alten rauhen Ton zurückfallend, fuhr er fort: „Du muß nicht etwa denken, daß ich der Lisbeth nicht gut bin, recht von Herzen gut bin ich ihr, aber Dich Hab' ich auch lieb, gerade so oder noch mehr, ich weiß es selber nicht. Und das ist 's ja eben, daß ich's nicht länger allein ertragen kann, und daß ich Dir's endlich sagen muß, wie mein Herz ist: gerade wie ein zerrissenes, zerfetztes Stück Fleisch, so wund ist mir's in der Brust; und weil Du an all meinem Unglück schuld bist, sollst Du auch Dein Theil davon haben und sollst nicht hier lachend herumgehen und protzig. Und jetzt höre: alle beide sollt ihr mein sein. Du und die Lisi, das will ich. Oder denkst Du vielleicht, daß ich als Euer aller Narr hier herumstehen werde, und merd' Deinem Hansaffen von Mann den Werkführer machen für feine Bretschneide? und ihn alle Tage meinen Jungen abküssen lassen für seinen? und werd' nichts haben? — da wollen wir doch sehn, wer

2^8 Victor Valentin in Nreslan,

den andern zum Narren machen wird." Und in dem wahnsinnigen Cynismus des Rausches, des Schmerzes, der Verzweiflung flüsterte er Worte, daß es ihr graute und zugleich heiß durch die Adern rann.

„Bist Du böse, Käthele," fragte er darnach plötzlich gar weich und zärtlich. „Ach sei mir nur nicht gram, menn's mir um Dich an den Verstand geht. Sieh, es ist keine Stunde Tag und Nacht, daß ich nicht an Dich denke, bald in Haß, bald in Liebe, und ist kein Glück außer mit Dir. — Dahin gehört Dein Kopf und Deine Arme hier — um meinen Hals — und könnten so glücklich sein — und sind so elend. Ach! sind doch glücklich, gelt?" Und küßte sie auf den Mund, ganz sanft, und küßte sie wieder und weinte dazwischen, daß sie seine Thronen an ihrem Halse fühlte, und dann mit einem Male riß er sich los und stieg die Treppe hinab.

Langsam raffte auch Katharine sich auf, sie tappte sich nach einer Kammer, wohin man Alles gestopft, was im Wege gestanden. Grelles Mondlicht ergoß sich dort über ein wüstes Durcheinander von Tonnen, Ballkörben, alten Stubendecken, Stiefeln und was man fönst da aufgetürmt, sie setzte sich auf einen Kistendeckel und lehnte den Kopf an einen Dachbalken, der dort schräg aufstieg. Ein dumpfes Stöhnen drang aus ihrer Brust, heißes Verlangen und zugleich Angst und Grauen erfüllten ihre Seele. Da unten lachten und tanzten sie und thaten sich gütlich und neideten ihr ihr Glück, ihr der stolzen, klugen, ehrbaren Katharine, des Weinbauern Kind, des Ellersbrunner Müllers Weib — und was war sie? — eine Verworfenne, Elende, in ihres eigenen Schwiegersohnes Gewalt, hingegeben einer verderblichen, verzehrenden Liebe, von der es keine Hülfe gab, der Fluch, die Schande dieses Hauses!

Und sie wollte sie doch nicht, nicht die Liebe, nicht diese Schande, und konnte ihnen trotzdem nicht entfliehen, wußte nicht einmal, was eigentlich das schrecklichste daran war, nur daß sie ihr Tod, ihr Verderben sein würden. Ach, sie wußte nichts, gar nichts.

Wie, wenn sie jetzt, auf der Stelle, zum Fenster hinausspränge! es war hoch, der Hof gepflastert — ob sie wohl den Muth hätte? — ein herzhafter Sprung und zu Ende wäre alle Pein. Sie eilte an's Fenster und bog sich hinaus. O, damit war's nichts. Die halbe Giebelseite entlang lag da das Kleinholz geschichtet, klafferhoch, bis zum ersten Stockwerk reichend und höher hinauf. Ein heißer, fcharf würziger Geruch des harzreichen Holzes schlug ihr entgegen, das, von der Sonne durchglüht, fast zu qualmen schien. Beklemmend legte sich's ihr auf die Brust, und dennoch starrte sie hinab, sog gierig den betäubenden Duft ein und sah zu, wie die Mondstrahlen, hüpfenden Flämmchen gleich, von Scheit zu Scheit sich hinauffchlängelten, höher immer höher, und fühlte, wie sie nach ihrem Herzen leckten und züngelten und zusammenschlugen mit den Flammen dadrinnen, und wie es sie umloderte riesenhoch mit Reinigungs» und Er

:

Die Hochzeit 3" «Llbersbrnnn, 2^H

lösungsgluthen — darnach es still und ruhig ward. Und darüber kam ihr ein Gedanke der Rettung, ein 'grauser zwar aber doch herrlicher, wie es ihr scheinen mochte, denn sie lachte und bog sich zu: Äck aus dem Fenster und ging hinaus.

Unten scholl ihr der alte wüste Lärm entgegen, er dünkete ihr wie höllische Stimmen, aber es graute ihr nicht mehr, und ruhig trat sie in diese Hölle. Man kam ihr entgegen. Wo sie denn gesteckt? ob ihr schlecht geworden? sie sei ja so blaß. Es sei aber auch unvernünftig von den Gästen, so lange zu bleiben, sie habe sich die letzten Tage und all die Wochen vorher ohnedies übermäßig angestrengt. Die jungen Leute wollten auch ein Ende haben, die ziehe man bloß unnütz hinaus und die Musikanten könnten die Finger nicht mehr rühren. Sie widersprach, sie bat, Neichart wurde beinahe verdrießlich, schrie um Bier, um Wein, um Musik, sang und klatschte in die Hände, aber Alles drängte zur Abfahrt, und so war denn kein Halten mehr. Indeß ziemlich eine Stunde noch dauerten die Danksagungen, die Abschiedswitze, die Knixe, das „Wohl bekomm's" und „Geruhsame Nacht", denn ehe all die Wagen vorfuhr und vollgestopft wurden, hatte es gute Weile. Ein Durcheinander gab's da in Haus und Hof, wie man bald nicht gesehen. Die Hausfrau rannte hin und her und half den Frauen in die Mäntel und Tücher; das war nichts Auffälliges, daß der Bräutigam auch immer zur Hand war, und es sah's im Dunkeln Niemand, wen er manchmal um den Leib faßte oder wem die Finger drückte. — Draußen aber war's hell, Mond und Sterne schienen so klar, daß Alles wie illuminirt war. Ein bischen Wind hatte sich auch erhoben, kühl nicht gerade, aber erfrischend.

Endlich war die Schaar weg. Das war jetzt ein häßlicher Anblick, die durcheinandergeschobenen Stühle, die herabgebrannten Kerzen, die leeren Gläser mit ihrem widerlichen Neigengeruch, die zerfetzten Guirlanden; dazu auf der Diele Ciaarrenstummel und Propfen, Speisereste, beschmutzte Servietten, zertretene Blumen! Mitten unter der Wüstenei lag in einem Sophawinkel das Walterle in seinem weißen, aber jetzt zerdrückten und unsauberen Röckchen, die Locken struwelig durcheinander gewühlt, aber den Kopf reizend auf die dicken Aermchen gepreßt, auf dem Gesichtchen den Ausdruck feligster Reinheit und Lieblichkeit.

Als die Kathrin« das Kind sah, blieb sie stehen und starrte es eine Weile an, dann beugte sie sich über ihn, strich ihm die Haare aus der Stirn und küßte ihn heftig; nicht Küsse noch die heißen Tropfen, die auf sein Gesicht sielen, weckten ihn auf, er wischte sich nur mit dem Aermchen darüber hin und schlief weiter.

„Trage das Kind in Deine Kammer und bette ihn dort auf," befahl sie einer der Mägde.

„Drüben im Gesindehause?"

Victor Valentin in Breslau.

„Ja wer weiß, wann ich heute zur Ruhe komme, und wenn ihm etwa was zustieße, so mär' er allein. Du aber bleib bei ihm.“

Das Mädchen nahm den schlafenden Knaben, den seine Mutter in ein warmes Tuch hüllte, auf den Arm und trug ihn hinaus. Die Frau sah ihnen nach. „Ach Gott, daß ihm doch nichts geschieht, Marie!“ rief sie ihr nach. „Du wirst bei ihm bleiben? Du wirst —“

„Bei mir ist der Junge wie im Himmel, da können Sie schon ruhig sein,“ versicherte das Mädchen und wunderte sich über die sonderbare Miene ihrer Herrin. Dann ging sie hinüber, über den Hof weg. Was ging sie die Laune der Frau an. Aber ein zu wunderliches Gesicht hatte sie gemacht, und hatte doch unlängst getanzt wie toll.

Mit diesem unheimlichen Gesicht, die Augen immer nach der Thür gerichtet, stand die Kathrins noch da, als ihr von der anderen Seite Reichart entgegentrat.

„Na? das nenn' ich ein Fest! von dem werden die Leute noch in dreißig Jahren reden: Wie wir zu Ellersbrunn zur Hochzeit waren, juchhei, da ging's hoch her! das war ein Svectake! — Ja so was können wir! Dreihundert Flaschen Bier allein und drüber! Das nenn' ich gesoffen! Herr Jesus, was machst Du für Augen, Trine, siehst ja erbärmlich aus, so schreckhaft. Laß alles stehen und liegen und geh in's Bett. Unser Pärchen —“

„Nun?“

„Schon in den Federn. — Da wirst Du roth? Daß Dich der und Jener, Du machst mir Spaß, Kathrins. Wahrhaftig, Du machst mir Spaß! — Du! und der Schärami — der Bräutigam! Den Hab ich wieder ganz im Sack, hat klein beigegeben, bleibt. Na das war auch eine Idee! Wenn die Junge gekriegt hätte, die hätte man müssen einsperren. Aber klein beigegeben! Oh, ich weiß schon, wie mit den Leuten umzugehen: immer hübsch freundlich, geschmeidig aber — wo nöthig — ein kleiner Drückeberger. Ob er wohl Hintergedanken hat, was meinst Du? nicht? Na werde ihm die Hammelbeine schon gerade ziehen. Gradeziehn, natürlich! Hammelbeine! Hauptspaß! was? Du, ich Hab' 'n bisse! viel geladen, aber an so einem Tage da gehört sich ein Riß. So ein Tag ist noch gar nicht dagewesen! und das Wetter dazu, Kaiserwetter! Na komm, wir machen es den drüben nach, ich bin schwerbrettsmüde!“

„Ja doch. Gleich, gleich. Ich muß doch erst alles ableuchten; ob die Fenster und Thören fest zu sind und nichts feuergefährliches, und die Leute alle zu Bett sind.“

„Ihr Weiber habt manchmal so was Unstetes. Also ich geh', mir liegt's in den Gliedern. Ja davon werden die Leute noch reden!

Prachtvoll, prachtvoll! die Hundsfötter!!“

Sie Hochzeit zu Illersbrunn. 22j

VIII.

Ein Theil der Gäste mußte über eine kleine Anhöhe fahren, die in Schönberg und weiter hinaus nach Reinersbrunn und Tannerode zu wohnten. Die meisten hatten geschlossene Kutschen, blos der Wilkauer Müllermeister sah mit seiner dicken Ehehälfte im offenen Wägelchen. Die Frau wackelte immer von vorn nach hinten und wieder vornüber, und wenn es nicht manchmal einen Ruck gegeben hätte, wäre sie fest eingeschlafen; ein Wunder, daß sie nicht hinaussiel. Es war eine schöne Fahrt. Mond und Sterne leuchteten voll und klar, nebelhaftes, silberweißes Gewölk schwebte von Mittag her zart am Horizont herauf, geheimnihvoll ragten die dunklen Tannen; die Buchen und Rüstern schüttelten leise rauschend ihre weißbeglänzten Kronen, frischer Heu- und Kleeduft wehte von der Halde herüber, die Luft war kühl und wohlig. Die Tanneroder fuhren zmeispännig und waren mit den Reinersbrunnern schnell voraus! Die beiden andern Wagen hielten sich hübsch hintereinander, bergab mit dem Hemmschuh, bergan mit Hü und Hot.

Mit einem Male hielt der Vorwagen. Der Kutscher richtete sich auf und zeigte mit der Peitsche nach hinten.

«Höh, Johann, höh," rief er dem andern Rosselenker zu.

„Das ist 'n Nordlicht," sagte Müllermeisters Johann. „Herr, gelt das ist ein Nordlicht?"

„Nordlicht? Schafskopf, Norden ist ja dort. Nordlicht!

Das ist halt — Feuerschein ist's!"

„Feuerschein? Ach dazu ist's zu blaß."

„Ja ja, 's ist zu blaß."

„Na, ich weiß nicht."

„Herr Jesus, ich seh schon den Rauch, ganz weißen Rauch, 's ist doch Feuer!" rief die Frau.

„Höh, höh, Wilhelm! wo brennt's nur?"

„Das muß in der Schmiede sein, die liegt dahin zu. Freilich, die Ellersbrunner Schmiede."

„Nee, das ist Schuberts Scheune! und der ist nicht einmal versichert."

„So ein Leichtsinn. Großer Gott, der dicke schwarze Qualm jetzt!" jammerte die Frau.

„Und der Himmel wird immer röther!" scholl es von drüben. „Da spricht der Schubert immer: wir stehen in Gottes Hand. Nu Gottes Hand ist ja ganz schön, aber die Feuer-Assecuranz ist noch besser."

„Die Flamme, die Flamme!"

„Gevatter," sagte der Müller, der abgestiegen mar, „ich Hab' mir die Sache überlegt. Das Feuer — das ist — in der Bleiche."

„Ja doch, das wäre!" sagte der andere erschrocken.

„Barmherziger Vater!" schrie die Frau Müllerin,

222 Victor Valentin in Breslau.

„Wir müssen umkehren. Wo mir den ganzen Nachmittag geschmaust haben und getrunken, da können mir jetzt nicht einfach davonfahren.“

„Ach du himmlischer, himmlischer Vater

„Steigen Sie zu meiner Frau, Gevatterin. Ich kehre mit Ihrem Manne um.“

So geschah's.

Bald stieg die leuchtende Feuergarbe vor den Männern auf, der Nachtmind, der sich stärker erhob, fuhr zischend in die Flammen und fachte sie zu wildem Lodern an. „Ach du mein, das hätte heute einer denken sollen! Um aller Barmherzigkeit willen, ist das ein Ende!“ —

Als die Männer in den Hof einfuhren, sahen sie, daß Mühle und Wohnhaus verloren waren; wenn der Wind die Gluth zu den Trocken«

böden hinüberwehte, waren auch die ihr Raub mit all dem kostbaren Leinen, das dort hing. Das Gesindehaus und drüben das neue Wohngebäude aber schienen ungefährdet, der Wind wehte von daher und trieb die Flamme ostwärts.

Auf dem Hofe herrschte ein planloses Durcheinander, heulend rannten die Leute hin und her mit Kasten, mit Bündeln, mit Vieh, das blökend und zitternd folgte oder auch wohl sich losriß und wie unsinnig in das Feuer lief. Es war kein Löschapparat zur Hand, es war Niemand, der irgend etwas befehligte oder leitete.

„Wo ist die Herrschaft?“ fragten die Männer den August, der blöde dastand und kein Glied rührte.

„Der Herr, der ist im Stalle, der Herr, die junge Frau und das Walterle. Laßt brennen, hat er gesagt, laßt brennen. Schade um das Gelump, es ist nicht des Rettens werth.“

„Und die Frau Katharine, der junge Herr?“

Der August verzog den Mund zu einem breiten Grinsen.

«Ich, ^ ich weiß nicht. Ich glaube — dort drin ist der Herr.“

In einem abgelegenen Stallgebäude saß der Ellersbrunner vor einem, schlechten, wackeligen Tische, in einem Arm das Kind, das mit schreckhaften Augen und mäuschenstill sich an ihn schmiegte, den anderen Arm aufgestützt, den Kopf in die Hand gebogen. Als er die Gastfreunde sah, starrte er sie schweigend an, und auch die fanden kein Wort, als:

„Ach Gott, ach Gott, Reichart.“

„Ja ja — ja ja,“ sagte er da, und sein Gesicht sah gräßlich verzerrt aus.

„Wie ist es denn gekommen?“ fragten die Männer.

Da raffte er sich zusammen.

„Oben am Fenster,“ sagte er, „da stand sie, und ich war schon hinabgesprungen. Hatte mich selbst geheißsen hinunterspringen, und hatte mich vorher geweckt — und auf dem Flure brannte es schon — und da sagte

Die Hochzeit zu «Llbersbrunn. 223

sie: spring doch, so spring ich nach, und sah so gräßlich aus, so — so — ich weiß nicht.

Bin also hinuntergesprungen. Sie aber hatte keinen Muth und stand oben — und wollte sie auffangen — ja — wollte sie auffangen. Ein Stock hoch, ist das viel? Und streck' schon die Arme nach ihr und stemme mich fest, daß ich sie auffange — aber sie steht — und klammert sich an's Fensterkreuz, im Hemd nur und einem Rock — das flattert — und ihre schwarzen Zöpfe — die flattern auch, vom Winde — nein, vom Feuer — weiß nicht — Spring, schrei ich, spring! Und wie ich denke, sie wagt's — da — ach es mar zu gräßlich, da lacht sie und schüttelt den Kopf, und sah ihre Zähne blitzen.

Und höre einen schreien — hinter mir — ist der Fritz, hat den Feuerschein gesehn und — sich aufgemacht und sieht sie oben und schreit.

Und der hinauf jetzt. Leiter — mit Leiter. Köthels, schreit er immer, Käthele, ich komm! Warum sagte er nicht Mutter? Ich weiß nicht. Mein Köthels! Und sie: O Du mein! Und schlingt die Arme um ihn — und er um sie — fest — als wollt er sie hinuntertragen. Und nun — eine Rauchmolke jetzt, ganz dicht, gelblich, hüllt sie ein, und dazwischen ein Rauschen — ein! — gerade wie von Küssen, aber mar das Feuer —

Und da es sich verzogen da ist es leer da oben — und sind auch nicht unten, und hatte der Himmel — keinen Widder gesendet in der Wolke — mar ihm das Opfer so angenehm. Weiß nicht warum.

Und schrie: „O Du mein!“ —

„Und Deine Tochter?“

„Liegt dort im Winkel auf einem Bündel Betten, und sind ihr die Sinne vergangen. Hat keinen Mann — und ich kein Weib. Aber warum schrie er: mein Käthele? o Du mein? — weiß nicht — Und Hab kein — Weib!“

Da schlug ihm das Haupt auf den Tisch, und er sing an zu schluchzen.

So ein Weinen hatten die Männer noch nicht gehört, dem Schmerzgeheul eines todtwunden Thieres glich's. Sie faßten sich unwillkürlich bei den Händen und weinten auch, wie die Kinder. Dann gingen sie hinaus und sahen, was da zu thun mar. —

Wem's nicht an's Herz ging, der mochte sich die Augen dran weiden, es mar ein herrliches Feuer, dergleichen lange Keiner erlebt hatte und davon man wohl noch nach dreißig Jahren redet.

Friedrich Nietzsche,
der Social-Philosoph der Aristokratie,
von

Genug Adler.

— Freiburg i. Vr, —

Die große französische Revolution glaubte, das sociale Problem gelöst zu haben, indem sie die Ideen der Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit, so wie sie damals aufgefaßt wurden, verwirklicht und indirect den Anstoß dazu gegeben hatte, daß überall auf dem Kontinente mehr oder weniger desgleichen geschah. Man hatte angenommen, daß jetzt, wo jedem Individuum — theoretisch — das gleiche Recht auf Existenz und freie Entwicklung aller seiner Anlagen und Neigungen gewährt worden war, allgemein Zufriedenheit, Glück und Wohlstand sich verbreiten müßten. Indetz zeigte es sich bald, daß das Reich der Gerechtigkeit auf Erden noch nicht angebrochen war. Der Reichthum concentrirte sich immer mehr in den Händen Weniger und wuchs hier in's Ungemessene, während auf der anderen Seite das Heer der besitzlosen Proletarier immer gewaltiger anschmoll. Was mochte es dagegen besagen, daß es wirklich einigen ganz hervorragend Befähigten aus den unteren Ständen glückte, zu Reichthum, Ehre und Macht zu gelangen? Gewiß: man hatte da und dort dem niederen Volke einen Antheil an der Gesetzgebung vergönnt, — aber konnte man wirklich erwarten, daß dasselbe eine genügende Vertretung seiner Interessen durchsetzte, wenn es durch überlange Arbeit ermüdet, durch allzu geringen Lohn vom Kampfe um's Dasein völlig absorbiert und in seiner geistigen Ausbildung verkümmert, nothwendig in Unwissenheit und Stumpfsinn verharrte?

Friedrich Nietzsche. 225

Jetzt mußte eine neue Lehre entstehen, in der die Beschwerden und Ansprüche der leidenden Massen ihren principiellen Ausdruck nach ganz anderer Seite hin fanden. Eine solche Lehre mußte kommen und sie kam im — Socialismus. Dieser wies nach, daß die Kräfte der um Erwerb und Macht concurrirenden Menschen von vornherein wegen der Verschiedenheit des Besitzes und der geistigen und technischen Ausbildung verschieden ausgestaltet, daß daher auch ihre Aussichten im Kampfe um's Dasein, Gut und Geltung verschiedenartige, daß die meisten Erfolge in der Gesellschaft dem Zufall, der Schlaueit oder der Schlechtigkeit verdankt, kurzum, daß die bestehenden Verhältnisse von einem Zustande des Rechtes entfernter denn je seien.

Anfangs verlacht, verhöhnt, verfolgt, wuchs die neue Bewegung immer mehr, erst langsam, später lawinenartig, bis sie schließlich unwiderstehlich geworden ist und eine riesengroße Kraft und Stärke gewonnen hat, so daß sie die alte Gesellschaft aus den Angeln zu heben droht. Der Socialismus hat feinen siegreichen Einzug in die Nationalökonomie gehalten wie in die Politik und schließlich in die Cabinete der Fürsten. Keine Wissenschaft hat sich ihm ganz zu entziehen vermocht. Die Jurisprudenz, die Philosophie und die Literatur, — sie alle haben dem Principe des Socialismus mehr oder minder, in dieser oder jener Form ihre Huldigung dargebracht. Alle Talente der jungen Generation haben es vernommen, es auf sich einwirken lassen und verbleiten es mit dein Feuereifer der Begeisterung.

Soweit dem neuen Evangelium Widerstand geleistet worden, ist es auf Grund der alten und veralteten Principien eben jenes Individualismus geschehen, der seit der französischen Revolution sein Imperium angetreten, der soviel versprochen und. als die Probe auf das Exempel gemacht worden war, soviel — nicht gehalten hatte.

Erst ganz neuerdings ist ein genialer und ursprünglicher Geist aufgetreten, um mit neuen Argumenten den Socialismus in feinem Siegesläufe aufzuhalten: Friedrich Nietzsche, der mit einer originalen Social-Philosophie den gewaltigen Ansturm der Massen zu überwinden trachtete. Es handelt sich darum festzustellen, ob dieser neueste Versuch zur Reaction als das letzte Todeszucken einer absterbenden Lehre oder aber als das erste Lebenszeichen einer Um- und Abkehr für die Zukunft aufzufassen ist. Diese Unterfuchung ist um fo interessanter, als Nietzsche nicht bloß als sociales Phänomen alle Beachtung verdient, sondern auch als geistreicher Kopf sonder Gleichen und genialer Schriftsteller der allgemeinen Aufmerksamkeit im höchsten Maße würdig erscheint.

I.

Friedrich Nietzsche wurde am 15. October 1844 in Röcken bei Lützen geboren. Seine Kindheit verbrachte er in Naumburg an der Saale, wo sein Vater Pastor war. Nach Erlangung des Maturitätszeugnisses widmete

226 Georg Adler in Freiburg i, Br.

er sich auf den Universitäten Bonn und Leipzig dem Studium der klassischen Sprachen, vornehmlich unter der Leitung des berühmten Philologen Ritschl, der von dem jungen Studenten bald eine hohe Meinung gewann. Auf seine Empfehlung wurde Nietzsche, noch bevor er zum Doctor promovirt worden, von der Universität Basel als Professor berufen. 1869 trat er — 25 Jahre alt — sein Lehramt an. Doch schon im folgenden Jahre unterbrach er seine akademische Thätigkeit, um am deutsch-französischen Kriege theilzunehmen. Der deutschen Armee gehörte er als Offizier der reitenden Artillerie an. „Ich verstehe mich — schreibt er, gelegentlich in einem Privatbriefe — auf zweierlei Waffen, Säbel und Kanone, und vielleicht noch auf eine dritte . . .“

1876 wird Nietzsche kopfleidend; vergebens sucht er in Italien Heilung; 1879 muß er um seine Entlassung aus dem Lehramt bitten, welche ihm auch von der Stadt Basel mit voller Pension gemährt wird. Von nun an führt er ein Nomadenleben im Süden Europas; wir finden ihn bald im Engadin, bald an der Riviera, bald in Turin. Hier fällt der — inzwischen immer nervöser gewordene ^ Gelehrte, der zudem noch hereditär mit der Anlage zum Irrsinn belastet war, dem Wahnsinn anheim. Es erfolgt 1889 seine Ueberführung in die Irrenanstalt zu Jena; von dort nach Jahresfrist entlassen, wird er einer Kaltwasserheilanstalt übergeben, wo unter der Obhut seiner Mutter die Heilung seines fiebernden Gehirns versucht wird. Selbst wenn er gesunden sollte, dürfte ihm schmerzlich eine Fortsetzung seiner schriftstellerischen Arbeit gestattet werden. Wir befinden uns somit bei Beurtheilung seiner Leistungen einer nach menschlichen, Ermessen abgeschlossenen Thätigkeit gegenüber.

Nietzsche war bald von seinem eigentlichen Fache, der klassischen Philologie, abgekommen. Er hat seit seiner ersten größeren Abhandlung (über die Quellen des Diogenes Laertius) sich immer ausschließlicher der Philosophie, der Sociologie, der Aesthetik und der Musik zugewandt. Diese Epoche von Nietzsches wissenschaftlichem Schaffen zerfällt in zwei Perioden: in der ersten, die etwa bis 1876 währt, steht er im Banne der Philosophie und Weltauffassung Schopenhauers und der künstlerischen und musikästhetischen Anschauungen Richard Wagners. In der zweiten Periode dagegen erscheint Nietzsche von jedem Abhängigkeitsverhältnisse befreit und tritt als vollkommen selbständiger Denker mit einem originellen System auf, das angeblich die Kraft haben soll, die gesummte Cultur zu reformiren, ja die Menschheitsgeschichte in eine neue Epoche überzuleiten.

Diese Werke der zweiten Periode unterscheiden sich, wie der Absicht des Autors nach, so auch schon äußerlich von den früheren Schriften, indem sie nicht mehr systematische Darstellungen enthalten, sondern sSmnitlich Aphorismen-Sammlungen sind.

Ueber diese Form wird man sich freilich nicht wundern, sobald man die Entstehung der Werke kennt. Nietzsche, der schon wegen seiner hoch-

Friedrich Nietzsche, 22?

glühenden Augenschmäche nicht auf die übliche Art zu arbeiten vermochte, schrieb nämlich fast ausschließlich im Freien: stillstehend während seiner Spaziergänge oder liegend in einer schweizerischen oder italienischen Landschaft. Da hielt er denn auf losen Blättern alle die Gedanken fest, welche ihm durch den Kopf fuhren, über Menschen und Dinge oder was sonst seinen Weg kreuzte; alle Lust und alle Pein seiner hochherzigen Seele legte er in diesen bald muthwilligen und boshaften, bald ernsthaften und tief durchdachten, bald verwegenen und tollkühnen — Aphorismen nieder. Und hier ist es, wo sich Nietzsche als einen klassischen Virtuosen des Stils zeigt, mit dessen unvergleichlicher Kunst weder die liebenswürdige Grazie eines Heinrich Heine, noch selbst die kraftvolle Muskulatur des Stils eines Schopenhauer in Parallele gestellt werden kann. Wohl mag Nietzsche viele Arbeit der formellen Ausfeilung seiner Aperçus und Sentenzen gewidmet, wohl mag er manch' mühevollen Stunde daran gesetzt haben, für feine Aphorismen das treffende Wort, den malerisch schönen Ausdruck, das glänzende Bild zu erhaschen, dafür aber gelingt es ihm auch, welches Sujet immer er beobachten mag, jedes Flimmern des Lichtes, jeden glitzernden Schein, jeden flüchtigen Schatten sprachlich wiederzugeben. So gewinnen seine Sätze einen die Herzen der Leser geradezu dämonisch berückenden Glanz.

Man darf indessen bei Betrachtung von Nietzsches Persönlichkeit den Hauptaccent durchaus nicht auf seine wunderbare Sprachgewalt, sein virtuos Formtalent legen: der geniale Autor verräth sich vor allem auch in dem gedankenreichen Inhalte seiner Ausführungen. „Was muß dieser stille, in sich gekehrte Mann Alles beobachtet, wie tief fein Senkblei in das menschliche Herz getaucht haben, um dessen Abgründe so genau zu kennen! Wahrlich, es ist, als hörten wir einen Greis den ganzen Inhalt eines langen, erfahrungsreichen Lebens, in Sprüche der Weisheit gefaßt, vor uns ausbreiten!“ (I. Mähly*).

So konnte sich Nietzsches übergroße Kraft an ernste und gewaltige Probleme wagen. Niemand geht mit steifem Schritte auf unbekanntem und von tausend Abgründen unterbrochenem Wege: aber Nietzsche läuft behend und mit verwegenen oder zierlichen Sprüngen auf einem solchen Pfade.

Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß Nietzsche die Gegenstände immer sah, wie sie in Wirklichkeit waren; im Gegentheil, oft genug stellen seine Ansichten nur deren groteske Schattenbilder dar, wie sie von dem verzerrenden Lichte einer nervös überreizten Phantasie geworfen werden: aber immer haben diese Aphorismen den vollen Reiz der Ursprünglichkeit, den Zauber der künstlerischen Composition, das „frische Aroma und die Freiluftstimmung von Morgensonne und jungen, Grün“. (Ola Hansson.)

*) I. Mähly, „F. Nietzsche“ in der „Gegenwart“, Ni. 36 v. 7. Sept. 1889. N»I>> und Süd. I>VI^ „8. 22

228 Georg Adler in Freiburg i. Vi.

Der Beginn von Nietzsches specisich schöpferischer Thätigkeit fällt ins Jahr 1876, also in dasselbe Jahr, in welchem sein Kopfleiden offen eclatirte. Dieser Umstand hat einigen Gegnern Nietzsches Anlaß gegeben, seine originellen Ansichten — pathologisch zu erklären. Indessen ist dieser wenig liebenswürdige Commentar zu den Lehren unseres Denkers, nach dem jetzigen Stande der psychiatrischen Forschung, offenbar ungerecht. Denn Cesare Lombroso hat es in seinem kürzlich erschienenen Werke über den „genialen Menschen“ höchst wahrscheinlich gemacht, daß gerade Kopfleiden der verschiedensten Art in gewissen genial veranlagten Naturen der Entwicklung des Genius sogar höchst förderlich sein können, wie überhaupt, dem berühmten italienischen Psychiater zu Folge, die Constatirung von Irrsinn kein Gegenbeweis gegen das Vorhandensein von Genie ist, welch' letzteres nur allzu häufig mit einer größeren oder geringeren Dosis an Wahnideen versetzt in Erscheinung tritt.

Die Eigenart von Nietzsches Denken verräth sich schon in den absonderlichen Titeln der meisten seiner Schriften. Dieselben lauten: „Die Geburt der Tragödie aus dein Geiste der Musik oder Griechenthum und Pessimismus“; — „Unzeitgemäße Betrachtungen“; — „Menschliches, Allzumenschliches“ (eine selbständige Abtheilung davon: „Der Wanderer und sein Schatten“); — „Also sprach Zarathustra, ein Buch für Alle und Keinen“; — „Morgenröthe, Gedanken über die moralischen Borurtheile“; — „Die fröhliche Wissenschaft (In, Fu^ⁿ, seien xn), mit Anhang: Lieder des Prinzen Vogelfrei“; — „Jenseits von Gut und Böse“; — „Zur Genealogie der Moral“; — „Der Fall Wagner, ein Musikanten-Problem“ und endlich „Götzen-Dämmerung oder: wie man mit dem Hammer philosophirt“, sein letztes Werk.

Von einem stolzen Selbstbewußtsein zeigte sich Nietzsche schon in seiner Jugend erfüllt. Bereits in einer seiner frühesten Schriften hatte er zu verstehen gegeben, daß er dieselbe „unzeitgemäße“ Betrachtungen neue um damit seine Absicht auszudrücken, gegen die Zeit und dadurch auf die Zeit und hoffentlich zu Gunsten einer kommenden Zeit zu wirken. Und an den Anfang seiner „fröhlichen Wissenschaft“ hatte er frank und frei die von hoher Werthschätzung seiner selbst zeugende „Einladung“ gesetzt:

„Wagt's mit meiner Kost, ihr Esser!
Morgen schmeckt sie euch schon besser
Und schon übermorgen gut*)!“

Je weniger Anerkennung und Beachtung seine Schriften bei feinen Zeitgenossen fanden, desto mehr setzte sich in ihm die Ueberzeugung fest, daß die Gegenwart für feine Ideen noch nicht reif sei, daß aber eine ferne Zukunft feinen Verdiensten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen d. h. sich ganz nach Nietzscheanischen Principien organisiren würde. So

* > Nietzsche, „Die fröhliche Wissenschaft“, p. 5,

Friedrich Nietzsche. 22Y

traf ihn das Schicksal genialer Denker, welche ein Prometheusches Selbstbewußtsein in Vereinsamung getrieben hat: seine verwegene Einseitigkeit ging schließlich in beklagenswerthen Größenwahn über.

1887 läßt Nietzsche auf sich drucken: „Was meinen ‚Zarathustra‘ anbetrifft, so lasse ich Niemanden als dessen Kenner gelten, den nicht jedes seiner Worte irgend wann einmal tief vermundet und irgend wann einmal tief entzückt hat*)." Wahrlich, keine bescheidene Art der Unbescheidenheit!

1888 schreibt Nietzsche: „Meine ‚Genealogie der Moral‘ hat das Glück, nur den höchstgesinnten und strengsten Geistern zugänglich zu sein: dem Neste fehlen die Ohren dafür." Und ferner: „Ich habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, die sie überhaupt besitzen, — Grund genug, daß die Deutschen kein Wort davon verstehen**)."

Am schlimmsten aber treibt es Nietzsche natürlich in seiner letzten Schrift der „Götzen-Dämmerung" von 1889, wo fein Größenwahn wahre Orgien feiert.

Nach der Constatirung, daß Goethe in der Auffassung des Hellenischen von ihm abweiche, ist er fähig zu schreiben: „Folglich verstand Goethe die Griechen nicht." Die Krone aber setzt Allem die folgende Stelle auf: „Man fragt mich öfter, wozu ich eigentlich deutsch schreibe: nirgendwo würde ich schlechter gelesen als im Vaterland«. Aber wer weiß zuletzt, ob ich auch nur wünsche, heute gelesen zu werden? Dinge schassen, an denen umsonst die Zeit ihre Zähne versucht; der Form nach, der Substanz nach um eine kleine Unsterblichkeit bemüht sein, — ich war noch nie bescheiden genug, weniger von mir zu verlangen. Der Aphorismus, die Sentenz, in denen ich als der Erste unter Deutschen Meister bin, sind die Formen der ‚Ewigkeit‘; mein Ehrgeiz ist, in zehn Sätzen zu sagen, was jeder Andere in einem Buche sagt — was jeder Andere in einem Buche nicht sagt. ... Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, meinen Zarathustra: ich gebe ihr über Kurzem das unabhängigste***). -"

Die Fratze des Größenwahns grinst uns auch aus eine:» kleinen kritischen Abschnitte desselben Buches entgegen. Dieser Abschnitt ist betitelt: „Meine Unmöglichkeiten" und ist eine halbe Seite lang. Hier säbelt er in buntem Durcheinander die höchsten Denker und Dichter aller Völker und Zeiten zusammen: Nousseau und Kant, Dante und Schiller, Seneca und Carlyle, Victor Hugo, Zola, die Goncourts und Andere mehr. Ich citire daraus: „Seneca: oder der Toreador der Tugend. — Schiller: oder der Moral-Trompeter von Säkkingen. — Dante: oder die Hyäne,

*) Nietzsche, ‚Zur Genealogie der Moral“, p. XIII f.

*») Nietzsche, ‚Der Fall Wagner“, p. 5« und 48.

***) Nietzsche, ‚Oöhen-Diimmeruna“, P, 129 und 137.

22*

220 Georg Adler in Freiburg i, Br.

die in Gräbern dichtet. — Victor Hugo: oder der Pharus am Meere des Unsinnns. — Zola: oder die Freude zu stinken*)." —

Aber selbst in diesen vergifteten, bereits vom Wahnwitz dirigirten Pfeilen kann sich der Meister, der sie gefertigt, der kunstreiche Finder und Erfinder nicht verleugnen. — —

Diese allgemeine Charakteristik mögen noch einige persönliche Züge aus dem Leben Nietzsches ergänzen, die uns von seinem begeisterten Verehrer, dem Schweden Ola Hansson, aufbewahrt worden sind.

Nietzsche wuchs ganz unter Frauen auf; seine Erziehung wurde durch Frauen geleitet und sein Verkehr fand vornehmlich mit Frauen statt, seiner Mutter, seiner Schwester, näheren und entfernteren weiblichen Verwandten, weiblichen Nachbarn. Hansson hat vermuthlich Recht, wenn er hierin die Wurzel und den Ursprung von Nietzsches Feminismus sucht, der in Vorliebe für äußere Form und Verfeinerung und während seiner Jugendjahre auch in peinlich soignirter Kleidung und entsprechender Wohnungseinrichtung sich äußerte, — woran freilich auch sein Schönheitssinn und sein artistisch wählerischer Geschmack Antheil gehabt haben mögen.

Die Vorliebe für den Umgang mit Frauen blieb ihm auch späterhin noch eigen. So kam es, daß er während seines gewöhnlichen Winteraufenthaltes in Nizza im Hotel ganz besonders mit Frauen verkehrte und in diesem Kreise sein Talent liebenswürdiger Conversation zum Virtuosen thmn ausbildete.

Ein anderer Charakterzug Nietzsches ist sein ausgeprägter Individualismus. Ol« Hansson theilt uns als Beleg einen sehr charakteristischen Zug aus seinem Leben mit. „Während seines langjährigen Aufenthalts in der einsamen Gebirgsgegend von Sils-Maria, wo er allein mit sich selbst und der Natur als ein moderner Eremit lebte, pflegte er, in Meditation versunken, auf einer grün bewachsenen Landzunge zu liegen, die sich in den See erstreckte. Eines Frühlings kehrte er wieder und fand auf dem geweihten Platz, den bisher nur seine allergeheimsten Gedanken und Gesichte bevölkert, eine Bank, auf der triviale Menschen sitzen konnten. Und der Anblick dieser allzu menschlichen Einrichtung mar genug, ihm den so geliebten Aufenthalt unleidlich zu machen. Er setzte nie wieder seinen Fuß dahin.“ —

II.

Nietzsches Hauptidee betrifft den Ursprung und die Bedeutung der moralischen Urtheile und im Zusammenhange damit die Richtung und das Ziel aller Cultur.

Den Ausgangspunkt seiner Lehre bildet der Satz, daß der eigentliche Grundtrieb des Lebens der „Wille zur Macht“ sei. Derselbe besteht in Nietzsche, »Götzen-Dämmerung“, p. 69.

Friedrich Nietzsche, 22<

der Neigung jedes Menschen, sein Ich, seine Persönlichkeit, seine Absichten (im weitesten Sinne des Wortes) geltend zu machen und zur Herrschaft zu bringen. Die Darwinsche Formel dagegen, nämlich „Kampf ums Dasein“ wird angeblich dem vollen Reichtum der Wirklichkeit nicht gerecht, da sie nur den „Willen zur Selbsterhaltung“ kennt und somit eine unzulässige Einschränkung des eigentlichen Lebens-Grundtriebes enthält, der, wie gesagt, auf Machterweiterung hinausgeht und in diesem Willen oft genug die Selbsterhaltung in Frage stellt und opfert*).

Die tyrannisch-rücksichtslose und unerbittliche Durchsetzung von Machtansprüchen ist es, die aus allen Kundgebungen der Menschennatur wie der gesummten Natur überhaupt herauszulesen ist.

Zielt nun der Eine auf Uebergewicht und Machterweiterung, so heißt das für den Nachbarn: Unterwerfung und Unterordnung. Wenn man also gründlich auf den Grund denkt und sich aller empfindsamen Schwächlichkeit ermeht, so bemerkt man, daß Leben wesentlich Aneignung, Verletzung, Ueberwältigung des Fremden und Schwächeren, Unterdrückung, Härte, Aufzwingung eigener Formen, Einverleibung und mindestens, mindestens Ausbeutung ist. Die Ausbeutung gehört also nicht etwa als einer verderbten oder unvollkommenen und primitiven Gesellschaft an: sie gehört in's Wesen des Lebendigen, als organische Grundfunction, sie ist eine Folge des eigentlichen Willens zur Macht, der eben der Wille des Lebens ist.

Das ist natürlich cum Brauo 8»li8 zu verstehen. Es soll nicht heißen, daß jeder Einzelne alle anderen Menschen zu unterdrücken sucht.

Dies ginge einfach in Wirklichkeit nicht an. Bei einem solchen Ver-

*) „Man nehme es als symptomatisch, — sagt Nietzsche — wenn einzelne Philosophen, wie z. B. der schwindsüchtige Spinoza, gerade im sogenannten Selbsterhaltungstrieb das Entscheidende sahen, sehen mußten: — es waren eben Menschen in Nothlagen. Daß unsere modernen Naturwissenschaften sich dermaßen mit dem spiroziftischen Dogma verwickelt haben (zuletzt noch und am größten im Darwinismus mit (einer unbegreiflich einseitigen Lehre vom „Kampf ums Dasein“ —), da« liegt wahrscheinlich an der Herkunft der meisten Naturforscher: sie gehören in dieser Hinsicht zum „Voll“, ihre Vorfahren waren arme und geringe Leute, welche die Schwierigkeit, sich durchzudringen, allzusehr aus der Nahe kannten. Um den ganzen englischen Darwinismus herum haucht Etwas wie englische Ueberöolkungs-<Stickluft, wie Klainei-Leute-Geruch von Noth und Enge. Aber man sollte, als Naturforscher, aus seinem menschlichen Winkel herauskommen: und in der Natur herrscht nicht die Nothlage sondern der Ueberfluth, die Verschwendung, sogar bis in's Unsinnige. Der Kampf ums Dasein ist nur eine Ausnahme, eine zeitweilige Nestriction des Lebenswillens; der große und kleine Kampf dreht sich allenthalben ums Uebergewicht, um Wachsthum und Ausbreitung um Macht gemäß dem Willen zur Macht, der eben der Wille des Lebens ist.“

„Die gesummte Psychologie hat sich bisher nicht in die Tiefe gewagt. Dieselbe heißt es an einer anderen Stelle als Morphologie und Entwicklungslehre des Willens zur Macht zu fassen, wie ich sie fasse — daran hat noch Niemand in seinen Gedanken selbst gestreift: sofern es nämlich erlaubt ist, in dem, was bisher geschrieben wurde, ein Symptom von dem, was bisher verschwiegen« wurde, zu erkennen.“ Nietzsche, „Flöhliche Wissenschaft,“ ? 273 f. und „Jenseits von Gut und Böse.“ r>. 29 f.)

232 Georg Adler in Freiburg i. Vi.

nichtungskampfe Aller gegen Alle würde ein Bestand der Menschheit auf die Dauer ganz unmöglich sein. Vielmehr schließen sich Menschen, die sich ihren Anlagen, Erlebnissen, Ein-, An- und Absichten nach verwandt suhlen, zu Gemeinschaften — oder, wie man es sonst nennen will — zusammen, und diese Gemeinschaften sind es, welche andere ähnliche Gemeinschaften in ihren Dienst zu pressen suchen.

Auf diese Weise muß eine aristokratische Gesellschaft entstehen, d. h. eine Gesellschaft, welche an eine Verschiedenheit des Ranges und Werthes von Mensch und Mensch glaubt und Sklaverei in irgend einem Sinne nöthig hat. Jetzt erst kann auch eine höhere - Cultur geschaffen werden, wo es zwei unterschiedene Kasten der Gesellschaft giebt, die der Arbeitenden und die der zu wahrer Muße Befähigten oder, mit stärkeren! Ausdruck: die Kaste der Zwangsarbeit und die Kaste der Freiarbeit. Somit ist die Veredlung der menschlichen Rasse oder — wie sich Nietzsche ausdrückt — die Erhöhung des Typus „Mensch“ das Werk einer aristokratischen Gesellschaft, eines auf Unterdrückung und Zwang basirenden Kastenstaates.

„Gesetzt, — sagt Nietzsche — dies ist als Theorie eine Neuerung, — als Realität ist es das Ur-Factum aller Geschichte!“

Freilich darf man sich über die Entstehungsgeschichte einer aristokratischen Gesellschaft keinen Humanitären Täuschungen hingeben: die Wahrheit ist hart. Jede höhere Cultur auf Erden hat nämlich bisher folgendermaßen angefangen. Menschen mit einer noch natürlichen Natur, Barbaren in jeden: furchtbaren Sinne des Wortes, Raubmenschen, noch im Besitz ungebrochener Willenskräfte und Machtbegierden, warfen sich auf schwächere, gesittetere, friedlichere, vielleicht handeltreibende oder viehzüchtende Rassen oder auf alte, mürbe Culturen, in denen eben die letzte Lebenskraft in glänzenden Feuerwerken von Geist und Verderbniß verflackerte. Die Sieger übernahmen die Herrschaft, während die Besiegten zur dienenden Klasse herabgedrückt wurden; somit war die vornehme Klasse im Anfang immer die Barbaren-Kaste: ihr Uebergewicht lag nicht vorerst in der physischen Kraft, sondern in der seelischen, — es waren die ganzeren Menschen, (was auf jener Stufe auch fouiel mit bedeutet als „die ganzeren Bestien“). So wie nun in der Vergangenheit die Erhöhung des Typus „Mensch“ das Werk einer aristokratischen Gesellschaft war, — so wird es angeblich auch in Zukunft sein. Ohne das Pathos der Distanz, — meint Nietzsche - ^ wie es aus dem eingefleischten Unterschied der Stände, aus dem beständigen Ausblick und Herabblick der herrschenden Kaste auf Untertänige und Werkzeuge und aus ihrer ebenfo beständigen Uebung im Gehorchen und Befehlen, Nieder- und Fernhalten erwächst, könnte auch jenes andere geheimnißvollere Pathos gar nicht erwachsen, jenes Verlangen nach immer neuer Distanz-Erweiterung innerhalb der Seele selbst, die

Friedrich Nietzsche, 233

Herausbildung immer höherer Zustände, kurz eben die Erhöhung des Typus „Mensch“.

Als das wesentliche Merkmal aber einer, den Culturfortschritt verbürgen- den, guten und gesunden Aristokratie findet Nietzsche, daß sie sich als Sinn und Zweck der menschlichen Gesellschaft fühlt, daß sie deshalb mit gutem Gewissen das Opfer einer Unzahl Menschen hinnimmt, welche um ihretwillen zu unvollständigen Menschen, zu Sklaven, zu Werkzeugen herabgedrückt und vermindert werden müssen. Ihr Grundglaube muß eben sein, daß die Gesellschaft nicht um der Gesellschaft willen da sein dürfe, sondern nur als Unterbau und Gerüst, an dem sich eine ausgesuchte Art Wesen — nämlich eben die Aristokratie — zu ihrer höheren Aufgabe und überhaupt zu einem höheren Sein emporzuheben vermag: vergleichbar jenen sonnen- süchtigen Kletterpflanzen auf Java, welche mit ihren Armen einen Eichbaum so lange und oft umklammern, bis sie endlich, hoch über ihm, aber auf ihn gestützt, in freiem Lichte ihre Krone entfalten und ihr Glück zur Schau tragen können.

Somit gehört — nach Nietzsche — der Egoismus zum Wesen der vornehmen Seele, d. h. der Egoismus, welcher in ihrem unverrückbaren Glauben besteht, daß einem Wesen, wie der vornehme Mensch eines ist, andere Wesen von Natur unterthan sein müssen und sich ihm zu opfern haben. Die vornehme Seele nimmt diesen Thatbestand ihres Egoismus ohne jedes Fragezeichen hin, auch ohne ein Gefühl von Härte, Zwang, Willkür darin, vielmehr wie Etwas, das im Urgesetz der Dinge begründet sein mag: — suchte sie nach einem Namen dafür, so würde sie sagen, „es ist die Gerechtigkeit selbst.“ Die vornehme Seele gesteht sich zu, daß es mit ihr Gleichberechtigte giebt: unter diesen Gleichen und Gleichberechtigten bewegt sie sich mit der gleichen Sicherheit in Scham und zarter Ehrfurcht, welche sie im Verkehre mit sich selbst hat. Es ist ein Stück ihres Egoismus mehr, diese Feinheit und Selbstbeschränkung im Verkehre mit ihres Gleichen: sie ehrt sich in ihnen und in den Rechten, welche sie an dieselben abgiebt, sie zweifelt nicht, daß der Austausch von Ehren und Rechten als Wesen alles Verkehrs ebenfalls zum naturgemäßen Zustand der Dinge gehört. —

Jede menschliche Gesellschaft ist auf diese Weise durch die Herrschaft einer Rasse über eine andere charakterisirt. Nun ist aber klar, daß eine herrschende Klasse eine ganz andere Lebensnorm und Lebensanschauung haben muß wie eine dienende Klasse. Und so entdeckt Nietzsche bei einer Wanderung durch die vielen, sei es feineren, sei es gröberen Moralen, welche bisher auf Erden geherrscht haben oder noch herrschen, zwei allgemeine Grundtypen: eine Moral der Aristokratie, die von ihm sog. Herrenmoral, und eine Moral der beherrschten Klasse, die von ihm sog. Sklavenmoral. Ich wiederhole, daß Herrenmoral und Sklavenmoral, deren Schilderung ich nunmehr versuchen will, nur ganz allgemeine Grundtypen

Georg Adler in Freiburg i. Br.

sind, die — auch nach Nietzsches Ansicht — in einer höheren Cultur kaum je ganz rein zum Borschein kommen; vielmehr begegnen mir meist Versuchen der Vermittlung beider Moralen, noch öfter dem Durcheinander derselben. Die moralischen Werthunterscheidungen — z. B. gut und schlecht u. s. w. — sind also entweder unter einer herrschenden Art entstanden, welche sich ihres Unterschiedes gegen die beherrschte mit Wohlgefühl bemutzt war, oder aber die moralischen Werthunterscheidungen sind unter den Beherrschten, den Sklaven und Abhängigen jeden Grades entstanden.

Im ersten Falle, wenn die Herrschenden es sind, welche die ethischen Anschauungen bestimmen, kommt man zu den Begriffen „gut“ und „schlecht“ in einem ganz eigenartigen Sinne, wie er sich eben nur bei einer Aristokratie finden kann.

Die Aristokraten nämlich in ihrer mächtigen Leiblichkeit, ihrer blühenden, reichen, selbst überschäumenden Gesundheit, — sie, die Krieg, Abenteuer, Jagd, Tanz, Kampfspiele und Alles überhaupt lieben, was starkes, freies frohgemuthes Handeln in sich schließt: sie, die Vornehmen, Mächtigen, Hochgestellten und Hochgesinnten freuen sich ihrer selbst und ihres Daseins und ihres Thuns und bestätigen dasselbe nur in allen ihren Urtheilen; sie ehren Alles, was sie an sich kennen: ihre Moral ist Selbstverherrlichung. So „schaffen“ sie — wie Nietzsche sich ausdrückt — „Werths“. Was sie selbst thun, das erklären sie für „gut“, das empfinden und setzen sie als ersten Ranges an im Gegensatz zu allem Niedrigen, Niedrig^oGesinnten. Geineinen und Pöbelhaften.

Im Vordergrund steht bei allen diesen Urtheilen und Wertschätzungen des wahren Aristokraten im Sinne Nietzsches: das Gefühl der Fülle, der Macht, die überströmen will, das Glück der hohen Spannung, das Bewußtsein eines Reichthums, der schenken und abgeben möchte: auch der vornehme Mensch hilft dem Unglücklichen, aber nicht oder fast nicht aus Mitleid, sondern mehr aus einem Drang, den der Ueberfluß von Macht erzeugt. Der vornehme Mensch ehrt in sich den Mächtigen, auch den, welcher Macht über sich selbst hat, der zu reden und zu schweigen versteht, der mit Lust Strenge und Härte gegen sich übt und Ehrerbietung vor allem Strengen und Harten hat. Ein hartes Herz — heißt es in einer alten skandinavischen Saga — legte Wotan mir in die Brust: so ist es aus der Seele eines stolzen Wikingers heraus mit Recht gedichtet.

In diesem geschilderten Falle, wo die Herren den Begriff „gut“ bestimmen, sind es die erhobenen stolzen Zustände der Seele, welche als das Auszeichnende und die Rangordnung Bestimmende empfunden werden. Darum trennt der vornehme Mensch die Wesen von sich ab, an denen das Gegⁿtheil solcher gehobenen stolzen Zustände zum Ausdruck kommt: er verachtet sie, er bezeichnet sie als „schlecht“. In dieser Herrenmoral lauten also die Grundbegriffe: „gut“ und „schlecht“; gut ist Alles, was der hochgesinnte Vornehme thut; schlecht oder verächtlich ist Alles, was dem vor-

Friedrich Nietzsche, 235

nehmen Geist zuwider ist. Schlecht und verachtet ist der Feige, der Ängstliche, der Kleinliche, der an die enge Nützlichkeit denkende: ebenso der Mißtrauische mit seinem unfreien Vliese, der Sicherniedrigende, die Hundearart von Mensch, welche sich mißhandeln läßt, der bettelnde Schmeichler, vor Allem der Lügner: es ist ein Grundglaube aller Aristokratrn, daß das gemeine Volk lügnerisch ist. „Wir Wahrhaftigen“, so nannten sich im alten Griechenland die Adelligen.

Somit entsteht alle vornehme Moral und Lebensanschauung aus einer triumphirenden Billigung des eigenen Thuns durch die Aristokratie: die vornehme Wirkungsweise agirt und wächst spontan, sie sucht ihren Gegensatz (schlecht, verächtlich) nur auf, um zu sich selber noch dankbarer, noch frohlockender Ja zu sagen, — der negative Begriff „niedrig“, „gemein“, „schlecht“, ist nur ein nachgeborenes, blasses Contrastbild im Verhältnis; zu ihrem positiven, durch und durch mit Leben und Leidenschaft durchtränkten Grundbegriff: „wir Vornehmen, wir Guten, wir Schönen, wir Glücklichen!“

Umgekehrt entsteht die Moral und Lebensanschauung aller beherrschten und abhängigen Classen, die von Nietzsche sogenannte Sklavenmoral, — der zweite jener beiden Moralgrundtypen, die überhaupt vorkommen.

Wenn die Vergewaltigten, Gedrückten. Leidenden und Unfreien moralisiren: was wird das Gleichartige ihrer moralischen Werthschätzungen sein? Wahrscheinlich wird der Haß gegen die Aristokratie und die Sehnsucht nach Erleichterung ihrer Lage zum Ausdruck kommen. Der Blick des Sklaven ist abgünstig für die Tugenden des Mächtigen: der Sklave hat Mißtrauen, berechtigtes Mißtrauen gegen Alles, was dort als „gut“ geehrt wird. Denn „gut“ im Sinne des Herrn ist ja gerade ihr stolzes barbarisches Thun, ihr Pochen auf Kraft und Macht, d. h. es gilt bei den Herren etwas als „gut“, was die Unterdrückten schädigen muß. Dies Alles wird daher in der Sklavenmoral als „böse“ bezeichnet.

Umgekehrt weiden von diesen Sklaven die Eigenschaften hervorgezogen und mit Licht übergossen, welche dazu dienen. Leidenden (wie es eben die Sklaven sind) das Dasein zu erleichtern: hier kommt das Mitleiden, die gefällige hilfbereite Hand, das warme Herz, die Geduld, der Fleiß, die Demuth, die Freundlichkeit zu Ehren, — denn das sind hier die nützlichsten Eigenschaften und beinahe die einzigen Mittel, den Druck des Daseins auszuhalten. Alle diese Eigenschaften werden also laut Sklavenmoral, als „gut“ qualificirt. Für die Letztere lautet mithin der entscheidende Gegensatz in allen Urtheilen: „gut“ und „böse“, während die Herrenmoral, wie erwähnt, nur den Gegensatz „gut“ und „schlecht“ kennt — wobei aber festgehalten werden muß, daß der Begriff „gut“ beide Male etwas ganz Vermiedenes bedeutet: nach der Sklavenmoral ist der „Gute“ der Mitleidig-Helfende, hingegen ist der „Böse“ der Furcht-Er-

236 Georg Adler in Freiburg >. Vr.

regende; nach der Herrenmoral aber ist es gerade der „Gute“, der Furcht erregt und erregen will. Der Gute im letzteren Sinne erscheint also dem Giftauße des Unterdrückten als der „Böse“. Dieser letztere Begriff entstammt recht eigentlich dem Braukessel des ungesättigten Hasses des Sklaven gegen seinen Herrn und Peiniger. Und da Nietzsche es mit dem Letzteren hält und daher gegen die Sklaven auftritt, ist es erklärlich, daß er die Formel „Jenseits von Gut und Böse“ d. h. fern von aller Sklavenmoral — eine Formel, die nachgerade anfängt berühmt zu werden — ausgiebt.

Um einige concrete Beispiele für das, was Nietzsche unter den „Herren“ versteht, anzuführen, bemerke ich, daß er die Römer als die Vertreter der Herrenmoral par excellencen auffaßt, im Uebrigen aber jede selbstbewußte, kriegerische Aristokratie — z. B. homerische Helden, skandinavische Viker, germanischen und japanesischen Adel — als vornehmen Stand anerkennt.

Das jüdische Volk dagegen wird von Nietzsche als das geistreichste Sklavenvolk angesehen, und die angeblich von diesem erfundene christliche Moral gilt ihm als die Sclavenmoral x«-r' ^2/>/v.

In dem Kampfe zwischen Herren- und Sklavenmoral, zwischen rö»misch-aristokratischer und jüdisch-christlich-plebejischer Werthungsweise ist die letztere auf der ganzen Linie Sieger geblieben. Die gesammte europäische Cultur hat ihr bestimmendes Gepräge durch die Schlagworte „gut“ und „böse“ erhalten, die Schlagworte der Sklavenmoral. Daher die Decadence ganz Europas, daher überall Mangel an Gesundheit, vor Allem an Gesundheit des Willens. Die europäische Cultur scheint ausmünden zu wollen in der Erzeugung einer verzärtelten, mitleidigen, schwächlichen, niedriggesinnten Menschenrasse. Dahin treibt man uns, indem man als oberste Maxime der Gesellschaft „das Wohl der Meisten“ gelten läßt! Und hier setzt Nietzsche mit der Aufgabe ein, die er sich selber gestellt hat: die Aristokratie soll sich von dem entnervenden Principe des „Gut“ und „Vöse“ befreien, sich „jenseits von Gut und Böse“ stellen, die ihr einzig anstehende Art zu urtheilen annehmen: „Gut“ und „schlecht“ oder „verächtlich“; sie soll die Herrschaft ergreifen, die Massen wieder unterjochen und für ihre Zwecke ausbeuten; sie soll, mit einem Worte, die stolzen, menschlichen Instincte hochhalten und weiter entwickeln und dadurch wenigstens sich selber vor Entartung und Decadence retten. Hat aber dieser neue Adel das erreicht, dann wird es ihm auch gelingen, schließlich aus sich einen neuen, höheren, schöneren, mächtigeren Typus „Mensch“ herauszubilden: er wird den „Uebernischen“ erzeugen. Und in diesem Sinne giebt Nietzsche im graden Gegensatze zur Zeitströmung und zum geltenden demokratischen und socialistischen Grundsätze vom Wohl der Meisten die Parole vom „Wohl der Wenigsten“ aus. — Woran aber diese Aristokratie erkennen? Welcher Art ist ihr nächstes Verhalten? Nun, alle die, welche sich zur vornehmen Moral des „Gut“

Friedrich Nietzsche. 23?

und „Schlecht“ bekennen, die von Nietzsche sog. „freien Geister“ sollen die Einsamkeit aufsuchen, da vor der Hand für sie das Leben in der alten Gesellschaft mit ihrer jämmerlichen Moral unerträglich ist; hier in der Einsamkeit sollen sie ihre vornehmten Instinkte erhalten und ausbilden, bis sie schließlich, überall auftauchend und zahlreicher werdend, im Stande sind, ihre weltgeschichtliche Mission zu erfüllen.

In einem besonderen Buche, das in einer Art von biblischem Stile geschrieben ist, betitelt „Also sprach Zarathustra,“ apostrophirt Nietzsche diese freien Geister und bereitet sie für ihr gewaltiges Werk vor. Ich citire daraus, wie er ihnen varabolifch vorhält, daß sie gegen alles Hergebrachte werden hart fein müssen:

„Warum so hart! — sprach zum Diamanten einst die Küchen-Kohle: sind wir denn nicht Nah-Verwandte?“ — „Warum so weich? Ohmeine Brüder, also frage ich euch: feid ihr denn nicht — meine Brüder? Warum fo weich, fo weichend und nachgebend? Warum ist so viel Leugnung, Verleugnung in eurem Herzen? so wenig Schicksal in eurem Blick? — Und wollt ihr nicht Schicksale sein und Unerbittliche: wie könntet ihr einst mit mir — siegen? Und wenn eure Härte nicht blitzen und schneiden und zerschneiden will: wie könntet ihr einst mit mir — schaffen? Alle Schaffenden nämlich sind hart. Und Seligkeit muß es euch dünken, eure Hand auf Jahrtausende zu drücken wie auf Wachs, — Seligkeit, auf dem Willen von Jahrtausenden zu schreiben wie auf Erz, härter als Erz, edler als Erz. Ganz hart allein ist das Edelste. Diese neue Tafel, oh meine Brüder, stelle ich über euch: Werdet hart!“ („Zarathustra,“ Theil III, p. 90).

Diese freien Geister, die freilich zunächst zur Einsamkeit verdammt sind, werden aber hier ein keineswegs trauriges Leben führen. Die Erkenntniß ihrer herrlichen Aufgaben wird sie vielmehr überaus heiter und glücklich stimmen. Und fo ruft ihnen Zarathustra zu:

„Erhebt Eure Herzen, meine Brüder, hoch, höher! Und vergeht mir auch die Beine nicht! Erhebt auch Eure Beine, Ihr guten Tänzer, und besser noch: Ihr steht auch auf dem Kopf!

„Diese Krone des Lachenden, diese Rosenkranz-Krone: ich selber setzte mir diese Krone auf, ich selber sprach heilig mein Gelächter. Keinen Anderen fand ich heute stark genug dazu.

„Zarathustra der Tänzer, Zarathustra der Leichte, der mit den Flügeln winkt, ein Flugbereiter, allen Vögeln zuwinkend, bereit und fertig, ein Selig-Leichtfertiger: —

„Zarathustra der Wahrsager, Zarathustra der Wahrlacher, kein Ungeduldiger, kein Unbedingter, Einer, der Sprünge und Seitensprünge liebt: ich selber setzte mir diese Krone auf!

„Diefe Krone des Lachenden, diefe Rosenkranz-Krone: euch, meinen Brüdern, werfe ich diefe Krone zu! Das Lachen sprach ich heilig: ihr höheren Menschen, lernt mir — lachen!“ („Zarathustra“, Theil IV. p. 87.)

238 ---- Georg Adler in Freiburg i Vi.

Von diesen freien, heiteren, hochgesinnten Geistern wird also die Zukunft der Menschheit abhängen. Und indem Nietzsche es ist, der ihnen ihr Lebensprogramm vorzeichnet, kann er — von seinem Standpunkte aus mit Recht — bemerken, daß er „das Schicksal der Menschen zu tragen habe.“ — III.

Wir kennen nunmehr die Lehren Nietzsches. Dieselben leugnen also jegliche Moral im alten Sinne. Dieses Princip ist nicht vollkommen originell. Bereits Karl Marx, der geniale Theoretiker des internationalen Socialismus, hat in seinem „Communistischen Manifest“ (1848) die Behauptung aufgestellt, daß alle Moral jeden Zeitalters von der herrschenden Classe desselben ihrem Interesse gemäß bestimmt und zugestutzt würde, und daher die Gültigkeit der Moral bestritten; später haben die Anarchisten, unter der Führung des Russen Netschajew, noch energischer der Moral den Krieg erklärt und überhaupt ihren Anhängern zur Pflicht gemacht, keinerlei Grundsätze der Moral anzuerkennen, da sie nur ein Product der regierenden Kaste sei*).

Aber: während Marx und Netschajew die Abschaffung der bestehenden Moral von unten auf durch die socialistischen Volksmassen predigen, will Nietzsche sie von oben her, durch die Aristokratie, aufheben. Ich möchte daher, von diesem Gesichtspunkte aus, Nietzsche als einen „aristokratischen Anarchisten“ charakterisiren.

Man würde aber Nietzsche ganz und gar mißverstehen, wenn man behauptete, daß seine Absicht dahin geht, jegliche Sittlichkeit zu beseitigen. Vielmehr will Nietzsche nur die herrschende Sittlichkeit, welche ihm als „Sklavenmoral“ erscheint, durch eine neue aristokratische Sittlichkeit ersetzen. Die Ausarbeitung dieser Moral ist die philosophisch-sociologische Hauptthllt Nietzsches**).

Als Ziel gilt ihm eine aristokratische Cultur. Ohne Zweifel wirkten da antik-classische, vor allem platonische ^- dann aber auch schopenhauerische Ideale mit. Beide. Platon wie Schopenhauer***), hatten die *) Vcrgl. Georg Adler, „Die Grundlagen der Karl Marx'schen Kritik der de« stehenden Voltswirthschaft“ und desselben Abhandlung „Anarchismus“ im »Hanc«. Wörterbuch der Staatswissenschaften“, Band I.

**) Nur einen Theil dieser aristokratischen Moral hat Nietzsche darstellen können: an der Completirung ist er durch feine Krankheit verhindert worden.

***) Man vergleiche die folgende Bemerkung Schopenhauers: „Will man utopische Pläne, so sage ich: die einzige Lösung des Problems wäre die Despotie der Weisen und Edlen, einer echten Aristokratie, eines rchten Adels, erzielt auf dem Wege der Generation, durch Vermählung der edelmüthigsten Männer mit den klügsten und geistreichsten Weibern, Dieser Vorschlag ist mein Utopien und meine Republik des Platon“. („Parerga und Paralipomena“, Bd II, p.273) Nietzsche, der Verfasser einer Schrift „Schopenhauer als Erzieher“, hat zugestanden, bah er jede Zeile, die aus der Feder des pessimistischen Philosophen geflossen, genau kenne.

Friedrich Nietzsche. 23Z

Züchtung besonderer, zum Herrschen bestimmter Kasten vorgeschlagen, um auf diese Weise einen mächtigen Fortschritt der Cultur zu erzielen. Bei Nietzsches Conception der Idee vom Uebermenschen scheinen aber außerdem noch die modern naturwissenschaftlichen, zumal die darwiniftischen Gedanken von Einfluß gewesen zu sein. Denn hier war ja nachgewiesen worden, daß im Laufe der Zeiten sich aus ganz niedrigen Organismen nach und nach die höher stehenden Lebewesen und schließlich der Mensch entwickelt habe. Weshalb sollte sich also nicht schließlich aus dem Menschen ein höheres Wesen, der Uebermensch, entwickeln tonnen? Und wie die bisherige Evolution vom Niedrigen zum Höheren nur unter Verkümmern und Aufopferung einer großen Masse von niedrigeren Existenzen stattgefunden hatte, so schien ihm die Entwicklung für die Menschenrasse eine analoge zu sein. Und die Herrschaft der aristokratischen Moral auf Erden im angedeuteten Sinne war das Mittel, um auf dieselbe Weise wie bisher aus dein Reiche der Menschheit in das neue, höhere Reich der Uebermenschheit zu steuern. —

Zur Kritik von Nietzsches aristokratischer Theorie will ich kurz bemerken, daß sie mit ihrem Principe, nur wenige Menschen auf Kosten aller Andern auszubilden, aller Kulturgeschichte schnurstracks zuwiderläuft.

Diese hat gerade von Zeitalter zu Zeitalter zu einer immer größeren Verallgemeinerung der Güter der Civilisation geführt; der Kreis Derer, die mitgenießen und an den Errungenschaften der Civilisation participiren durften, hat sich immer mehr erweitert: man denke doch bloß an die Zustände der asiatischen Despoten vor Jahrtausenden und lasse den Blick nach einander gleiten: über die antiken Städterepubliken, über die mittelalterlichen Reiche mit ihrem starren und freien Bürgerthum, über die neuere Zeit mit ihrer Bauern-Äufreiung — bis zur Gegenwart, der Epoche des allgemeinen Stimmrechts, der Arbeitercoalitionen und des sorgsam staatlichen Arbeiterschutzes.

Wie nun einmal der Gang der Cultur, der technischen, industriellen und geistigen Entwicklung erfolgt ist, — ist die Realisirung von Nietzsches Princip einfach ein Ding der Unmöglichkeit. In, Gegenfatze dazu werden vielmehr die Arbeiter in Zukunft immer mehr Wohlsein, mehr Rechte, mehr Einfluß erlangen. Es versuche nur einmal irgend eine herrschende Classe, mit Nietzsches Lehre Ernst zu machen und sich „jenseits von Gut und Böse“ zu stellen: die unteren Claffen werden nicht säumen, die Consequenz zu ziehen, sich ebenfalls außerhalb des Bodens der Moral zu stellen und die sociale Revolution vorzubereiten, welche unter den gegebenen Verhältnissen unfehlbar eine derartige Aristokratie zerschmettern müßte. — So ist Nietzsches Theorie ein Ideal, das nie verwirklicht werden kann, — und, fügen mir hinzu, glücklicherweise; denn dies Ideal ist nicht einmal ein schönes! Was würde aus der Masse der Menschheit unter dem Regime Nietzschecmischer Principien werden? Eine Masse von

2H0 Georg Adler in Freiburg i. Ar.

Kulis. — der Autor sagt es uns zum Ueberflusse selber. Nun also, eine ganz jämmerliche, geistlose, elende, kranke, degenerirte, von allen Seuchen schwer heimgesuchte Nasse, die, bei der Ueberfülle der nothwendigen Beziehungen zwischen Mensch und Mensch, bald auch die Aristokratie anstecken und zu Grunde richten niühte.

Wohl mag Nietzsche das Wesen einer stolzen, selbstsüchtigen Aristokratie mit genialer Intuition begriffen und mit Strichen von unvergleichlicher Meisterschaft gezeichnet haben: aber nie wird er uns überzeugen tonnen, daß eine solche Aristokratie und nur sie den Fortschritt der Cultur bewirken könne. Im Gegentheil, es wird das Ziel sein müssen: die Lust zur Unterdrückung des Nächsten und Alles, was mit den roh-selbstischen Trieben der Menschenseele zusammenhängt, in Zukunft abzuschwächen.

Wie gewaltig auch Nietzsches Gestalt über Alles hervorrägt, was ihn umgiebt und was ihm Feind ist: so wird selbst seine herkulische Kraft das continuirlich vorwärtsdrängende Nad der Weltgeschichte nicht zum Stillstande zu bringen vermögen, — wenn auch vermuthlich Nietzsches Lehre der Ausgangspunkt einer rafsinirten aristokratischen Geistescultur innerhalb eines Theils der Bourgeoisie sein wird.

Trotz alledem aber bleibt Nietzsche auch für den Gegner seines principiellen Grundgedankens ein Autor, der schon um seiner Lebensweisheit, seines vornehmen Geschmackes, seiner klassischen Stilistik, seines rücksichtslosen Wahheitsstrebens willen eines eingehenden, eindringenden Studiunls nur allzu würdig erscheint.

Und so können auch wir nur bedauern, daß dieses reiche Leben so schnell verrauscht ist, und daß die Saiten mit so schrillum Mißklange eben in dem Augenblicke haben zerreißen müssen, wo die Zeitgenossen, auf deren Anerkennung der Autor längst nicht mehr gerechnet, sich gerade anschickten, Lorbeerkränze um sein Haupt zu winden.

So leuchtet über den Ruinen seines Geistes, gleich dunklem, wehinüthig stimmendem Abendsonnenglanz der Widerschein eines schmerzlich ergreifenden Geschicks, und auf unfere Lippen drängt sich die Klage: „O, welch ein edler Geist ist hier zerstört!“

Die Kriegsbereitschaft Frankreichs und die heutige Bedeutung seines Befestigungssystems an der Ostgrenze.

von

A. Nogalla von Vieberstein.

Die Kriegsbereitschaft Frankreichs und sein Befestigungssystem an der Ostgrenze, an dessen Herstellung dieses Land seit etwa zwei Jahrzehnten in unausgesetztem Bemühen arbeitete, können heute im Wesentlichen als ihrem Abschluß zugeführt und beendet gelten, und nicht unbegründet war die Anerkennung, welche kürzlich die französische Presse nach Beendigung der Reise des Präsidenten Carnot nach dem Süden Frankreichs, diesem Abschluß zollte.

Bald nach dem Kriege von 1870 hatte Frankreich in erster Linie die Stärkung seiner Kriegsbereitschaft, in Bezug auf die Dislocation der Truppen und die Befestigungen an dem Theile seiner Grenze, welcher zwischen Luxemburg und der Schweiz Deutschland berührt und den wir als seine mittlere Ostgrenze bezeichnen können, in Angriff genommen und war, wie französische Journale sich ausdrückten, lange Zeit hindurch von dieser Aufgabe „hypnotisirt“ worden. Erst als sich einige Zeit vor der Schaffung des Dreibundes die Möglichkeit eines Conflictes mit Italien in den Vordergrund stellte, wandte man sich französischer Seits der Organisation der Vertheidigung der Alpengrenze durch vermehrte Truppendislocation und Anlage von Befestigungen an derselben zu, und in allerneuester Zeit hat man die Kriegsbereitschaft der Nordostgrenze Frankreichs besonders

2H2 A. Rogalla von Vieberstein in Vreslau.

durch das Eingehen der werthlos gewordenen dortigen Festungen und die Concentration der Vertheidigung auf eine geringere Anzahl von um so stärker befestigten Plätzen zu erhöhen gesucht.

Wir beabsichtigen in dem nachfolgenden Ueberblick nur den Stand der Kriegsbereitschaft Frankreichs und die heutige Bedeutung seines Befestigungssystems am mittleren Theil seiner Ostgrenze, d. h. der deutsch-französischen, zur Darlegung zu bringen, da diese dem deutschen Interesse am nächsten liegt und überlassen die Veranlassung zur Schilderung der sich jenem anschließenden Theile der Grenze dem Zeitpunkt, welcher die besondere Aufmerksamkeit auf sie lenkt.

Vier Hauptmomente lassen sich für die Kriegsbereitschaft Frankreichs an seiner Ostgrenze unterscheiden: Die dortige Dislokation der Truppen, die Entwicklung des Eisenbahnnetzes für den strategischen Aufmarsch, die Befestigungsanlagen zum Schutz dieses Aufmarsches und eine Anzahl besonderer Maßregeln, wie die Organisation der „Mt6N8s niudily“, die Vorbereitung von wichtigen Straßen- und Defilee-Sperren :c. welche diese Kriegsbereitschaft zu fördern bestimmt sind.

In der Dislocation der französischen Truppen an oer Ostgrenze nimmt nach der neuesten, vor kurzem bei Le Soudier in Paris erschienenen Dislocationskarte das VI. Armeecorps nach wie vor die erste Stelle ein. Dasselbe ist doppelt so stark wie jedes andere französische Armeecorvs und besteht nach der Verlegung des 145. Linienregiments von Nogent nach Toul im Herbst v. I. aus 67 Bataillonen, 20 Cavallerie-Negimentern und 38 Batterien mit 168 bespannten Geschützen.

Wir müssen hier den Leser bitten, uns in den Bereich der Garnisonen dieses Armeecorps zu begleiten.

Das VI. Armeecorps mit dem General-Commando unter Divisionsgeneral Lamont in Chülons garnisonirt in den Departements der Ardennen, der Aube, Marne, Meurthe, Mosel, Maas und Vogesen, und besteht aus der 11. und 12. Infanterie-Division; die erstere steht mit der 21. und 22. Brigade und den Regimentern 26, 69 bezw. 37 und 79 ganz in Nancy; die letztere mit der 23. Brigade in Mezwres, der 24. Brigade in Chülons, mit dem 91. Regiment in MeMres, dem 32. Regiment in Reims, dem 94. Regiment in Bar le Duc, dem 106. Regiment in Chülons.

Zum VI. Corps gehört feiner das 26. Jäger-Bataillon in St. Mihiel; die 6. Cavallerie-Nrigade in Commerc v mit dem 12. Dragoner-Regiment in Commerc v,, dem 6. Jäger-Regiment in St. Mihiel und dem 17. Jäger-Regiment in Neufchüteau. Ferner die 6. Artillerie-Brigade in Chülons mit dem 8. Regiment in Toul, Nancy, Chülons, dem 25. in Chülons (2 Batterien Remiremont, 1 Batterie St. Mihiel), das 6. Genie°Bataillon in Verdun und Toul, die 6. Train-Escadron in Chülons.

Es stehen ferner im Bereich des VI. Armeecorps und unterstehen dessen General-Commando die 5. Brigade vom II. Armeecorvs mit den»

Die Kriegsbereitschaft Frankreichs an der Vftgrenze. 2H3

120. Regiment in Sedan, dein 128. in Givet; das 146. Regiment in Toul, das 147., 148. und 150. Regiment in Verdun, das 149. und 152. in Epinal, ferner die Brigade von St. Mihiel mit dem 154. Regiment in Commercy, das 155. Regiment in L6rouville und das 156. Regiment in Toul.

Außerdem garnisoniren noch 9 Jäger-Bataillone im Bereich des Corps und zwar das I. in Verdun, das II. in Lunsuille, das IV. in St. Nicolas du Port, das IX. in Longwy, das X. in St. Di6, das XV. in Remiremont das XVII. in Nambervillers, das XIX. in Troyes, das XXV. in St. Mihiel.

Es liegt auf der Hand, daß diese 9 liigerbataillone bei Ausbruch eines Krieges eine sehr geeignete Verwendung zur Besetzung der Grenzdefileen der Vogesen, sowie der Cotes de Meuse, o. h. des Höhenzuges finden können, welcher die Maas auf dem rechten Ufer von Toul bis Dun begleitet.

Auch an selbständiger Cavallerie ist, wie dies seiner exponirten Stellung völlig entspricht, das VI. Armeecorps sehr reich dotirt. Denn es gehören zu demselben die ganze 2. und 4. Cavallerie-Division, 2 Brigaden der 3. Cavallerie-Division und das 18. reitende Jäger-Regiment (<Epinal) der 6. Cavallerie-Division. Die Garnison der 2. Cavallerie-Division ist Lunúville, woselbst die 6. Cürassier-Brigade und die I. Dragoner-Brigade mit dem 11. und 12. Cürassier-Regiment und dem 7. und 18. Dragoner-Regiment stehen. Die 8. Brigade der Division, die 4. Husaren-Brigade, steht in Nancy und zwar mit dein 10. Husaren-Regiment an demselben Orte mit dem 5. in Pont-ä-Mousson. Die beiden Brigaden der 3. Cavallerie-Division stehen mit 3 Regimentern in CtMons, mit einem in Sampigny. Die 4. Cavallerie-Division garnisonirt mit der 4. Dragoner-Brigade (22. und 23. Regiment) in Sedan, mit der 5. Cürassier-Brigade, dem 7. und 10. Cürassier-Regiment in St. Monehould bzw. Vouziers, mit der 3. Jäger-Brigade, dem 8. und 14. Jägerregiment in Verdun.

Auch die besondere Zuteilung von Artillerie zum VI. Armeecorps ist eine sehr beträchtliche. Denn zu demselben gehören außer der bereits angeführten 6. Artillerie-Brigade, 2 Batterien des 6. Regiments in Bruyztres, 2 Batterien des 24. Regiments in Verdun, 2 Batterien des 88. Regiments in Toul, außerdem 8 reitende Batterien bei den drei Cavallerie-Divisionen; das 3. Festungs-Artillerie-Bataillon mit 4 Batterien in Verdun, 1 Longwy, 1 in Montmödy. Das 5. Festungs-Artillerie-Bataillon mit 4 Batterien in Verdun. 1 in Fort Gironuillc, 1 in Fort Camp des Romains. Das 6. Festungsartillerie-Bataillon mit 4 Batterien in Toul, 1 in Frouard, das 8. Festungs-Artillerie-Bataillon mit 5 Batterien im Epinal, 1 in Remiremont und 1 in Manonuillers.

Es gehören ferner zum VI. Armeecorps 8 Infanterie-Regimenter der Territorial-Armee und zwar das 41., 42., 43., 44., 45., 46., 47. und 48. Regiment derselben, außerdem die Dragoner-Escadrons der 8. Region, Nord und Süd I.VI, 1«8. 23

A. Rogalla von Bieberstein in Breslau.

sowie die Escadrons der leichten Cavallerie der 8. Region. Ferner das 6. Artillerie-Regiment, das 6. Geniebataillon und die 6. Train-Escadron. Endlich gelangen im Bereiche der 6. Region im Falle einer Mobilmachung zur Aufstellung: 4[^] Bataillone, 5 einzelne Compagnien, 3 Sectionen Zollbeamte und 9 Compagnien, 10 Sectionen und Detachenients Forstbeamte. Die letzteren Formationen sind ganz besonders dazu bestimmt, bei der „äötsvs« mobil«" der Grenze mitzuwirken.

Im Süden des Bezirks des VI. Armeecorps schließt sich der des VII. Armeecorps an, welcher von den Ouellgebieten der Marne und der Mosel, die schweizer Grenze begleitend, bis hinab zur Nhöne reicht. Trotz dieses Umstandes müssen jedoch die Truppen des VII. Armeecorps zu den in erster Linie an der deutsch-sranzösischen Grenze in Kriegsbereitschaft tretenden gerechnet werden, da jener südlichere Theil der französischen Ostgrenze in Folge der Neutralität der Schweiz und Savovens im Fall eines Krieges mit Deutschland wenig in Betracht kommt. Auch meist sowohl die Entwicklung des Eisenbahnnetzes in der Region des VII. Armeecorps, wie die Lage des Divisionsstabsquartiers der 13. Division ganz im Norden des Corpsbezirkes, in Chaumont, während der größte Theil ihrer beiden Brigaden ganz im Süden desselben, in Bourg und Bellen garnisonirt, auf die sofortige Verwendung des gesammten VII. Armeecorps an der deutschen Grenze hin.

Wir beabsichtigen den Leser nicht durch die Wiedergabe der genauen Dislocation auch dieses Armeecorps zu ermüden, da wir seine Nachsicht bereits hinsichtlich des VI. Corps beanspruchten, sondern bemerken nur fummarisch, daß das französische VII. Armeecorps mit dem General-Commando Besanoon unter Divisions-General Nögrier, aus 29 Bataillonen Infanterie (incl. 2 Jäger-Bataillone), 3 Cavallerie-Regimentern, 24 Feldbatterien, etwa 2 Festungsartillerie-Bataillonen und einer ähnlichen Anzahl von Territorial-Regimentern und aus Zoll- und Forstbeamten gebildeten Truppen der „6ölsri8s mobile" wie das VI. Corps besteht.

Die Gesamtstärke der zur unmittelbaren Vertheidigung der deutsch-französischen Ostgrenze bereiten Truppen besteht daher aus 96 Bataillonen, 23 Cavallerie-Regimentern und 52 Batterien mit 342 bespannten Geschützen nebst 7 Festungsartillerie-Bataillonen, deren leichte Mörser- und Haubitz-Batterien ebenfalls Verwendung in den Kämpfen der ersten Vertheidigung der Grenze finden dürften, sowie den zugehörigen Specialmaffen. Diesen Truppen ist die besondere Ausgabe zugewiesen, im Falle der Mobilmachung die ersten Operationen zum Schutze der Ostgrenze und ihres ausgedehnten Befestigungssystems durchzuführen. Sie werden bei der Lösung dieser Aufgabe durch 16 Regimenter der Territorial-Annee und deren zugehörige Cavallerie und Artillerie, deren Bewaffnung, Ofsiziercadres und Ausrüstung bereits im Frieden vorhanden sind, sowie durch etwa 1(1 Bataillone der Zollbeamten und 16 Compagnien und 20 Detache-

Die Zsriegsbereitschaft Frankreichs an der Vstgrenze, ments der Forstbeamten, welche den Hauptbestandtheil der „Veten»« nwdile, bilden, unterstützt. Die Aufgabe der Truppen der „vetsns« mobil«, zu welchen auch die Jägerbataillone gehören, besteht in der Besetzung und Vertheidigung der Pässe und Defileen der Vogesen und der C"tes de Mense, um den Anmarsch des Gegners aufzuhalten und aufzuklären, sowie durch geeignete Straßensperrungen vermittelt rechtzeitig vorbereiteter Sprengungen Zeit für den Aufmarsch der Truppen des VI. und VII. Armee-corps zu gewinnen.

Allein auch die Entwicklung, welche das französische Eisenbahnnetz an der Ostgrenze in den letzten Jahren gewonnen hat, zielt in erster Linie auf die Erhöhung der Kriegsbereitschaft an dieser Grenze hin. Frankreich verfügt zur Zeit etwa über zehn von West nach Ost, und von Süden in den Bereich der französisch-deutschen Ostgrenze führende durchgehende Bahnlilien, von denen 8 durchgehends zweigleisig sind, und der Ausbau des Bahnnetzes auf den Linien Won—Mözwres, ötain—Baroncourt, Soisfons—Rethel, Auxerre—Troyes, Neufchüteau—Colombey, im Vaire-Thal, Gerbevillers—Bruyörds, Montbozon—Lure, Gray—Jussev, Js. f. Tille—Gray, Evinal—Dijon; Champagnole—la-Cluse bezw. Lons de Saunier :c. znm Theil beendet, nähert sich seiner Vollendung.

Probemobilmachungen wie vor Kurzem diejenige eines Theils der zur Bewachung der Eisenbahnen der Ostgrenze im Kriegsfall bestimmten Formationen der Reserve der Territorial-Armee und vor einiger Zeit diejenige zweier Divisionen der Garnison von Paris nebst kurzem probeweisem Bahntransport waren ferner bestimmt die Leistungen der Eisenbahnen, sowie die Maßregelung zu deren Schutz und die Leistungen der Truppen hinsichtlich der Schnelligkeit ihrer Einschiffung zu prüfen, und neuerdings scheint durch die in Deutschland bis jetzt ziemlich unbemerkt gebliebene Construction von außergewöhnlich starken Locomotiven mit doppelter Fahrgeschwindigkeit und Zugkraft, derVersammlung der französischen Heere im Kriegsfall ein neues wesentliches Moment der Beschleunigung zugeführt werden zu sollen.

Hinsichtlich des französischen Bahnnetzes hat man zur Erhöhung der Vertheidigungsfähigkeit und Kriegsbereitschaft des Landes bei der Anlage und dem Ausbau des Befestigungssystemes der Ostgrenze an dem Grundsatz festgehalten, jede von der deutschen Grenze in's Innere Frankreichs führende Bahnlinie durch oft in doppelter und stellenweise selbst dreifacher Anzahl hinter einander liegende Befestigungen für den Angreifer zu sperren. So wird die Bahnlinie Thionville^M«zii>res^L»on durch die Festungen Longwy und Montim>dy, sowie das Fort Maugi, bei dem als Festung aufgegebenen, werthlosen Sedan gelegen, und das Fort des Ayvelles, bei der ebenfalls eingegangenen Festung Mszisres, gesperrt. Die Bahnlinie Metz—Verdun—Paris sperren dagegen das Fort, und der leicht zerstörbare Tunnel von Tavannes, ganz östlich von Verdun, ferner das zu

A. Rogalla vo» Bieberstein in Breslau.

einer Lagerfestung ersten Ranges erweiterte Verdun selbst. Die Bahn von Saar-Albe-Nancy-Toul-Vitry le Francis, wird durch das Fort und die Batterien von Frouard, die Batterien von Malzeville und die Redoute von Amanche, ferner die starke Lagerfestung Toul und die allerdings veralteten Befestigungen von Vitry le Franyais gesperrt. Die Bahn von Avricourt über Lunöville, Neufchateau nach Troues, wird durch die Forts Manonviller, Pont St. Vincent und Bourlemont beherrscht, die Bahnlinien von Schlettstadt über Epinal nach Langres, und endlich die über Belfort in's Innere Frankreichs führenden Bahnlinien durch die Befestigungen von Bslfort und Montböliard, sowie die starken Gürtelfestungen Besan[^]on, Langres und Dijon.

Allein nicht nur auf die vorhandenen wichtigen Bahnlinien, sondern sogar auf die Verhinderung des voraussichtlich zu unternehmenden Baues von Umgehungsbahnen durch den Angreifer hat das französische Befestigungs-System der Ostgrenze Rücksicht genommen. Dies gilt augenscheinlich für die Anlage des Zwischenwerks von Paroches im Maasthale, gegenüber der Mündung des Ruptbaches in dasselbe, sowie anerkanntermaßen für das Sperrfort Pagny la Blanche C«te, zwei Meilen südlich von Verdun, gegen den Bau einer Umgehungsbahn über Mzelize, Colombeau und Neufchüteau. Nach den bei Veranlassung der Reise des Präsidenten Carnot gemachten Angaben der französischen Presse wird das für den Dienst im Kriege zur Verwendung gelangende Material der Ostbahn in permanenter Bereitschaft gehalten, und auf die Kriegsbereitschaft Frankreichs hinsichtlich der Verproviantirung und der Unterkunftsräume seiner Befestigungen der Ostgrenze läßt die Thatsache schließen, daß in Belfort, und zwar in seinen Forts, die gesicherten Unterkunftsräume für deren gesummte Besatzung, sowie für 2000 Stück Vieh in den Casematten, fertig gestellt sind. Wenn aus den vorstehenden Ausführungen zu entnehmen ist, daß die EntWicklung des französischen Eisenbahnnetzes in erster Linie auf eine Steigerung der Schnelligkeit des strategischen Aufmarsches an der französischen Ostgrenze hinzielte, so machten ungeachtet dessen die besonderen Verhältnisse jener Grenze, die zahlreichen, in ihren Bereich führenden deutschen Bahnlinien und die erprobte Kriegsbereitschaft, Schlagfertigkeit und rasche Mobilmachung des deutschen Heeres, einen besonderen Schutz des strategischen Aufmarsches der französischen Feldarmee erforderlich. Diesen Schutz aber sollte die Neuanlage, Umgestaltung und Erweiterung des französischen Befestigungssystems an der Ostgrenze gewähren.

Dies Befestigungssystem besteht aus einer Anzahl großer Lagerfestungen und einer Kette von Sperrforts, welche die französische Ostgrenze bis auf die beiden Lücken zwischen Montmödy und Verdun, sowie zwischen Toul und Epinal abschließen und welche zwei Hauptzwecke erreichen sollen. Einmal, wie erwähnt, die Sicherung des strategischen Aufmarsches der französischen Feldarmeen an der Ostgrenze gegenüber einer Offensive der

- - Die Kriegsbereitschaft Frankreichs an der Ostgrenze. — 2⁷
östlichen Nachbarn, und ferner die Erschwerung dieser Offensive durch die
Verteidigung der Befestigungskette und durch die Sperrung sämtlicher
wichtiger Bahnlagen. In zweiter Linie liegt hinter dem Befestigungs-
gürtel der Ostfront eine Anzahl großer Lagerfestungen, Langres, Nheims,
Lo.6n, welche den Vormarsch des Gegners verzögern und als Stützpunkte
für die gegen die Flanken desselben operirenden Heerestheile dienen sollen,
wenn die Armee des Gegners nach Durchbrechung der Grenzcordonen den
Marsch gegen das Innere des Landes fortsetzt. In dritter Linie endlich
befindet sich die zu einem verschanzten Kriegslager gewaltigster Ausdehnung
und Stärke eingerichtete Hauptstadt Paris.
Das derartig gestaltete Befestigungssystem der französischen Ostgrenze
unterstützt die Landesverteidigung Frankreichs in wirksamster Weise, und
die hinter demselben liegenden, zugleich die wichtigsten Eisenbahnlinien
sperrenden, Lagerfestungen dienen demselben Zweck.
Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß bei einem Kriege Frankreichs
mit Deutschland sowohl die Neutralität der Schweiz, wie auch diejenige Belgiens
und Hollands deutscherseits respectirt werden wird, so daß der deutsche Angriff
auf der nur 85 Meilen langen deutsch-französischen Ostfront erfolgen muß,
zu deren Besetzung die Feldarmeen Frankreichs völlig ausreichen.
Allein das ausgedehnte Befestigungssystem der französischen Ostfront
hat den gewaltigen Nachtheil im Gefolge, daß keine Besatzungen im Kriegs-
fall etwa eine halbe Million Streiter erfordern, und daß im Falle eines
gleichzeitigen Krieges mit Italien die französische Südostfront etwa die
Hälfte dieser Truppenzahl beansprucht, so daß ein sehr beträchtlicher Theil der
französischen Streitkräfte, etwa 1¹ Millionen Streiter, durch dieses Festungs-
system absorbirt werden würde.
Außerdem hat dessen Anlage und Umbau hunderte von Millionen
verschlungen und erfordert keine Unterhaltung unausgesetzt sehr beträchtliche
Summen. Die kürzlich aufgetretene Ansicht, daß Frankreich, auch wenn
es den Krieg in Feindesland zu führen beabsichtige, die angegebene ge-
waltige Streitmacht in den Befestigungen zurücklassen müsse, weil diese
sonst jedem gewaltsamen Angriffe Preis gegeben seien, und daß daher
seine Heere im Großen und Ganzen auf den Angriffskrieg verzichten
müßten, vermögen wir nicht zu theilen. Denn in Anbetracht der vier
Millionen ausgebildeter Streiter, über welche Frankreich heute verfügt, kann
eine Verwendung von einigen 100 000 Mann älterer Jahrgänge derselben
zu Aesatzungszwecken für die französische Feldarmee nicht wesentlich nach-
theilig in Betracht kommen. Eine gleichzeitige Besetzung aber des gesammten
französischen Befestigungssystems der Ostgrenze mit annähernd einer Million
Verteidiger erscheint nicht erforderlich, sondern nur diejenige der vom An-
griff bedrohten Gebiete dieses Befestigungssystems.
Da man, wie erwähnt, der Respectirung der Neutralität Belgiens
und Hollands durch Deutschland französischer Seits sicher sein kann, und

A. Rogalla von Bieberstein in Breslau.

üerdies diese beiden Staaten in letzter Zeit nicht unerhebliche Anstrengungen zu Wahrung ihrer Integrität und Selbständigkeit gemacht haben, so erscheint eine Besetzung der französischen Befestigungen an den Grenzen dieser beiden Länder im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland überflüssig. Bei einem Kriege mit den Mächten des Dreibundes allerdings würde nicht nur eine Besetzung der Befestigungen der deutschfranzösischen Ostgrenze, sondern auch der Grenzen Frankreichs mit der Schweiz und Italien, erforderlich werden.

Gelingt bei einem Kriege mit Deutschland der Aufmarsch der französischen Heere an der Maas und Mosel rasch genug, was zwar nicht wahrscheinlich, aber nicht unmöglich ist, so erscheint eine Offensive Frankreichs, die den eminenten Vortheil im Gefolge haben würde, den Krieg in Feindesland zu führen, keineswegs ausgeschlossen. Für diesen Fall aber bietet die Sperrfort- und Festungslinie eine ausgezeichnete Basis und zugleich eine gute Aufnahmestellung im Falle von Rückschlägen.

Wenn sich jedoch der Aufmarsch der französischen Feldarmeen hinter dem Maas- und Moselabschnitt nicht rechtzeitig vollzieht, so bildet die Sperrfortkette mit ihren Lagerfestungen und den genannten beiden Flußläufen einen außerordentlich starken Terrain-Abschnitt, an welchem der Offensive des Gegners ein Halt geboten wird, und den dieser angreifen und überwinden muß, um alsdann den Nebergang über die Maas oder Mosel angesichts der französischen Feldarmee zu bewerkstelligen, und dieselbe in voraussichtlich stark verschanzten Stellungen auf den jenseitigen Thalhängen dieser Flüsse und angelehnt an die großen Lagerfestungen Verdun, Toul und Epinal, anzugreifen.

Für die deutsche Heeresleitung handelt es sich bei diesem Angriff vor Allem um die rasche Uebermächtigung einer Anzahl der Sperrforts durch eine kurze und wirksame Beschießung derselben, und Raum zur Entwicklung und zum Angriff auf die französische Feldarmee zu gewinnen. Eine derartige Beschießung aber ist neuerdings bekanntlich durch die Einführung der Schießmollgranaten und der 15 cm Batterien in die Ausrüstung der Feldarmee ermöglicht worden, da deren Geschosse bei den angestellten Versuchen derartige Fortsbefestigungen binnen kurzer Zeit in einen Trümmerhaufen verwandelten.

Immerhin aber bleibt für die Artillerie des Angreifers die schwierige Aufgabe bestehen, die Geschütze an die Sperrforts heran und in deren Feuer in Batterie und, gestützt auf richtige Beobachtung und Correctur, zur vollen Wirkung zu bringen. Die Artillerie der Sperrforts aber vermag den Anmarsch des Gegners und seinen Batteriebau unter ein derartiges Feuer zu nehmen, daß der Batteriebau verhindert oder doch sehr verzögert werden kann.

Erstreckt sich der dadurch erzielte Zeitgewinn jedoch auf nur wenige Stunden, so haben die Sperrforts ihren Zweck erreicht, da jede gewonnene

Die Kriegsbereitschaft Frankreich; an der Vstgrenze. 2HH
Stunde neue Truppenmassen der französischen Feldarmee mit den ein-
treffenden Zügen an den Maas- und Moselabschnitt bringt.
Der ungemein erhöhten Geschößwirkung der heutigen Belagerungs-
Artillerie gegenüber, wandte man außerdem bei den Sperrforts-Vefestigungen
mit Erfolg Kies und Granitbeschüttungen sowie Betonguß an, um ihnen
eine größere Widerstandsfähigkeit zu geben. Wenn diese Verstärkungen
auch keinen völlig genügenden Erfolg erzielten, so erschwerten sie doch
den artilleristischen Angriff, welcher auch heute noch eine Aufgabe bildet,
auf deren Lösung seitens des Angreifers in der für sie erforderlichen
Schnelligkeit nicht niit völliger Sicherheit zu rechnen ist. Auch vermögen
kräftige offensive Vorstöße der sich an der Sperrfortkette sammelnden Truppen
des Vertheidigers und der in's Vorterrain derselben entsandten Truppen der
„<Ms!!5s modus" die Durchführung derfelben erheblich zu erschweren.
Bei einer gewissen Anzahl von Sperrfovts hat man durch Anlage
von Panzerthürmen und einiger gepanzerter Batterien die Vertheidigung
zu einer völlig unverwundbaren gemacht und zwar ist dies bei den Forts
von Frouard, Pont St. Vincent, Lucey, Villen le Sec, d'Arches, Nemire-
mont und Giromagnn geschehen. Sämmtliche Sperrforts und Lager-
festungen der Grenzzone stehen ferner in Gefchützfeuer Verbindung mit den
zunächst gelegenen Befestigungen, sowie in telegraphischer Verbindung unter
einander und sind bis auf eine. Lücke in den Vogefen, zwischen Fort de
Servance und Fort Giromagny, durch eine zweigleisige Eisenbahn mit
einander verbunden. Zwischen den Sperrforts sind an zahlreichen wichtigen,
das Vorterrain und besonders dessen Hauptstraßen beherrschenden, Punkten
Batterien mit gemauerten Unterständen für die Bedienung desgleichen
Infanterieemplacements mit gemauerten Schutzräumen hergestellt worden.
Die Geschützllusrüstmig der Sperrforts variirt zwischen 20—50 und
selbst 80 schweren Geschützen, denen eine Anzahl leichter Caliber zur
Unterstützung beigegeben ist.
Es bedarf keiner besonderen Begründung unserer Behauptung, daß
ein umsichtiges Verhalten der französischen Grenz-Bosatzungs-Truppen und
derjenigen der äüton8o mudile, sowie der ersten per Bahn an der
Grenze anlangenden Truppen der französischen Feldarmeen den artilleristi-
schen Angriff der Sperrforts ganz erheblich zu erschweren vermag. Wie sehr
man aber in Frankreich darauf Bedacht nimmt, möglichst rasch mit den
Truppen der Feldarmee an der Sperrfortkette aufzutreten, geht aus der
Thatsache hervor, daß die neuformirten Regimenter 145—162 ausschließ-
lich zur Besatzung von Festungen der Ostgrenze bestimmt sind, um sie mit
deren Verhältnissen und Hingebung vertraut zu machen, so wie daß un-
längst alle Anordnungen getroffen wurden, um die drei Divisionen der
Pariser Garnison, die 5., 7. und 10. Division, gegebenen Falls in
einem, nur auf 24 Stunden berechneten, Eifenbahntransport an die Ost-
grenze zu schaffen. Es wird daher an dieser Grenze im Falle eines

250 A. Rogalla von Viebeiftein in Vreslau.

Krieges aller Voraussicht nach zu einem derartigen Anprall feindlicher Heeresmassen gegeneinander kommen, wie ihn an Heftigkeit und an Stärke der dabei zur Verwendung gelangenden Truppen, sowie an Zahl der Feld- und Festungsgeschütze die Kriegsgeschichte noch nicht zu verzeichnen hatte. In ähnlicher Richtung, wie diejenige der Sperrforts, liegt die Bedeutung der französischen großen Lagerfestungen der Ostgrenze: Verdun, Toul, Epinal und Nelfort. Diese Festungen sind im Laufe der letzten beiden Decennien zu ungemein starken Gürtelstellungen erweitert und ausgebaut worden. Sie beherrschen nicht nur die wichtigsten Schienenwege, welche von Deutschland nach Frankreich führen, sondern bilden auch für die Versammlung der französischen Feldarmeen hinter der Maas- und Mosellinie wichtige und starke Stützpunkte, welche den beliebigen Uferwechsel an beiden Flüssen und den in ihnen versammelten Streitkräften die Offensive gegen die Flanken der feindlichen Heerestheile, welche zwischen ihnen vorzudringen versuchen, gestatten. Diese Festungen haben neuerdings eine Erweiterung ihres Fortgürtels erfahren, die sich bei Verdun besonders in östlicher, bei Toul in südwestlicher und bei Belfort hauptsächlich in westlicher und östlicher Richtung erstreckte. Feiner ist das östlich Lunéville gelegene Eisenbahnsperfort Manonvillers durch vorgeschobene Batterien verstärkt und nördlich von Nancy auf dem Plateau la Hane bei Frouarb die Redoute Amance, sowie die Batterie bei Malzeville angelegt worden. Außerdem hat die bekannte Lücke zwischen Fort Troyon und Fort du Camp Romain gegenüber der Mündung des Nupt in die Mosel das bereits erwähnte Zwischenwerk „les Paroches“ erhalten. Der derartig geschilderten heutigen Anordnung der französischen Befestigungen an der Ostgrenze gegenüber ist eine deutsche Offensive, trotz des wesentlich verbesserten Artilleriematerials, über welches dieselbe verfügt, ganz außerordentlich erschwert. Eine Anzahl der Sperrforts würde, zwar mit überlegenem Artilleriefeuer des Angreifers concentrisch beschossen, verhältnißmäßig leicht zum Schweigen gebracht und in Trümmer gelegt werden können, allein die Rahe der auf den Bahnlinien Frankreichs am Maas- und Moselabschnitt zur Ausschiffung gelangenden französischen Feldarmeen ist es, welche durch die Unterstützung, welche dieselben der Fortverteidigung gewähren können, den Angriff auf die Sperrfortkette so schwierig macht. In Folge dieses Umstandes erleichtern auch die beiden großen, fünf und acht Meilen breiten Lücken, in der Sperrfortkette zwischen Toul und Montmédy) und zwischen Toul und Epinal den Vormarsch der deutschen Heere nicht in dem Maße, wie man es, da diesen Lücken Befestigungen fehlen, erwarten könnte. Die nördliche derselben bietet überdies der französischen Feldarmee zwei starke Verteidigungsstellungen, die eine auf den das rechte Maasufer begleitenden Höhen zwischen Verdun und Damvillers, die andere weit stärkere auf dem Plateau des linken Maasufers, nördlich von Verdun, beide mit den einen Rückzug begünstigenden Defileen

Die Kriegsbereitschaft Frankreichs an der Bstgrenze, 23^
der Argonnen im Rücken und dem verschanzten Lager von Verdun als
Anlehnung in der rechten Flanke; die südliche Lücke dagegen hat die
beiden starken Lagerfestungen Toul und Evinal auf ihren Flanken und
führt der Angriffsvogel einer Armee durch dieselbe unmittelbar auf die starke
Position von Neufchâteau mit dem Fort Bourlémont am Abschnitt des
Mouzonflusses. Ein Vorbeigehen des Angreifers an den genannten drei
großen Lagerfestungen, aber ohne die hinter und neben ihnen ausmarschirende
französische Feldarmee geschlagen zu haben, ist nicht durchführbar, da die-
selbe aus den Festungen heraus sofort gegen Rücken und Flanke des An-
greifers vorstoßen würde. Ferner erfordern die hier voraussichtlich zur
Verwendung gelangenden Heeresmassen des Angreifers einen derartigen
Raum zur Entwicklung, daß die Sperrfortkette unbedingt von demselben
angegriffen werden muß, um zur Schlacht mit der feindlichen Feldarmee
hinter derselben gelangen zu können.

Trotz dieser den Angriff wesentlich erschwerenden Verhältnisse wird
jedoch das Bestreben des Angreifers dahin gehen müssen, unter ausgiebigster
Verwerthung seines Bahnnetzes und möglicher Beschleunigung seiner
Mobilmachung den Gegner, noch während er in der Versammlung be-
griffen ist, zu überraschen, eine Anzahl der Sperrforts mit überlegener
Geschützwirkung anzugreifen, alsdann den Uebergang über die genannten
beiden Flußabschnitte zu erzwingen und den Gegner, noch während er seine
Concentration und seinen Aufmarsch vollzieht, anzufallen und zu schlagen.
Reüssirt der Angreifer aber in diesen schwierigen Aufgaben, so muß
er, um in den Besitz der für den Nachschub seiner Heere erforderlichen
Bahnlinien zu gelangen, zur Belagerung mindestens zweier der größten
Festungen der französischen Ostgrenze schreiten, da der Bau von Um-
gebungsbahnen zu viel Zeit in Anspruch nehmen würde. In zweiter
Linie stellen sich dann die starken Festungsgruppen von Langres, Rheims,
Lyon und La Fère, welche zugleich die wichtigsten Bahnlinien nach
Paris sperren, dem Vordringen eines Angreifers entgegen. Paris selbst
aber würde in seiner jetzigen Ausdehnung und Verstärkung einem An-
griff heute einen weit hartnäckigeren Widerstand entgegenzusetzen vermögen,
wie 1870.

Auf das starke französische Festungssystem zielt daher wohl ganz be-
sonders das vor einiger Zeit ausgesprochene Wort des Grafen Moltke,
daß ein Krieg Deutschlands mit einer anderen Großmacht heute eine
Reihe von Jahre dauern könne.

Betrachten wir nach der vorstehenden allgemeinen Beurtheilung des
Befestigungssystems der französischen Ostfront die einzelnen Theile desselben
näher, so ergibt sich die folgende Gliederung derselben: 1) An der Süd-
grenze Belgiens der bei einem Kriege Deutschlands mit Frankreich, wie die
neueste Kriegsgeschichte zeigte, noch in Betracht kommende, wenn auch ver-
hältnißmäßig unwichtige Abschnitt der Befestigungen von Nocroy, Mézières,

252 A, Rogalla von Viebeistein in Breslau.

Montmidy und Longwu; alsdann die fünf Meilen breite Lücke zwischen Montmody und Verdun, hierauf der Abschnitt Verdun-Toul mit den dazwischen liegenden Sperrforts, welche«: sich die Lücke Toul-^Epinal anschließt und endlich der Abschnitt Evinal-Belfort—Fort du Lomont.

Was den nördlichen Abschnitt betrifft, so ist die bedeutendste seiner Festungen, das rings von dominirenden Höhen umgebene Müziöres zur Schleifung bestimmt und hat als Ersatz das in südlicher Richtung vorgelegerte Fort Ayvelles als Sperrfort zweier wichtiger, auf Paris führender Eisenbahnlilien erhalten, von denen allerdings nur die eine aus Deutschland, die andere aus Luxemburg nach Frankreich führt, die jedoch Beide, sobald sie in den Besitz des Angreifers gelangt sind, zunächst nur bis zu der Wirkungssphäre der Befestigungen von La Före, Lün und Rheims zu benutzen sein würden; bekanntlich wurde Müziöres im Jahre 1870 nur aus dem Grunde belagert und genommen, um in den Besitz der südlichen von ihm gesperrten Bahnlinie zu gelangen.

Von den übrigen Befestigungen dieses Abschnittes ist Nocroy auf dem gleichnamigen Plateau gelegen, von ganz untergeordneter Bedeutung und dient nur als Stützpunkt und Deckung für die Magazine in jener Gegend etwa zur Verwendung gelangenden Detachements. Longwu. und Montmody haben dagegen als Eisenbahnsperrepunkte einen größeren Werth. Longwu, ist auf einem Plateau, welches das Thal des Ehlers dominirt, günstig gelegen, sperrt die von Luxemburg kommende Bahn und beherrscht die wichtigsten hier nach Frankreich führenden Straßen. Seine Befestigungen sind jedoch gegen die Wirkung der neuen Sprenggeschosse der Artillerie zur Zeit noch ungeschützt und seine Nähe an der Grenze verhindert die Ausdehnung seiner Werke, sowie es zu einem tüchtigen Defensiv- und Offensivplatz zu machen. Seine Angriffsfront ist die nordwestliche, dieselbe ist mit Cavalieren und Minengallerien versehen, allein sie wird von Höhen beherrscht, welche sie in der Flanke und im Rücken fassen.

Die Festung Montnwdv besteht aus zwei Theilen; dem gut befestigten, auf einem Felsen gelegenen Müdn-Haut, welches das Thal des Chiers dominirt und Müdn-Bas, dessen Enceinte übrigens neuerdings geschleift worden ist. Der Platz beherrscht die hier liegenden Straßen am Chiers und sperrt die Ardennenbahn, die überdies hier einen leicht zerstörbaren Tunnel passirt. Auch die neue Bahn nach Belgien über Virton wird von Montmody beherrscht. Die Befestigungen des diesem Abschnitt angehörenden Platzes Södan sind geschleift worden, an ihrer Stelle aber gelangt zur Sperrung der hier mündenden Bahnlinien des Maas- und Chiers-Thals bei Vazeilles resp. Pont Maugi ein Sperrfort zur Anlage.

Die natürlichen Hindernisse, welche sich dem Vordringen eines östlichen Gegners in dem geschilderten Abschnitt entgegenstellen, sind die verhältnißmäßig leicht zu überbrückenden Flußläufe des Chiers und der Maas, fowie die gute Vertheidigungsstellungen bietenden, das rechte Ufer der

Die Kriegsbereitschaft Frankreichs an der Bstgrenze, 253

Maas begleitenden Höhen, und ferner auf dem linken Maasufer der ziemlich unwegsame Gebirgszug der nördlichen Ardennen mit seinen Defileen. Sämmtliche Festungen dieses Abschnittes der französischen Ostfront sind unbedeutend und dienen nur als Bahnspernpunkte, sowie zur Erschwerung einer den mittleren Maasabfchnitt etwa über Stenav umfassenden Diversion. Die französische Grenze bedarf auf dieser Strecke in der That keines besonders starken Schutzes, da die Neutralität Luxemburgs und Belgiens denselben ergibt, überdies aber der Abschnitt der mittleren Maas angesichts der sich hinter ihm versammelnden französischen Feldarmeen nicht längs der belgischen Grenze mit starken Kräften nördlich umgangen werden kann. Die sich dem nördlichen Abschnitt der befestigten französischen Ostfront anschließende 5 Meilen breite Lücke zwischen Montmödy und Verdun ist auch neuerdings dem Angriff eines östlichen Gegners offen geblieben. Sie bietet, wie bereits angedeutet, dem Vertheidiger die gute, auf dem rechten Maasufer vorgeschobene Stellung zwischen Verdun Dainvillers und Dun auf den Höhen des östlichen Maasthalrandes, sowie die noch stärkere Stellung hinter der Maas, beide mit starker Anlehnung an das verschanzte Lager von Verdun in der rechten Flanke und im Rücken die nur auf verhältnißmäßig wenig Straßen passirbaren Ardennen. Ein hier geführter Angriff eines östlichen Gegners hat daher mit derartigen Schwierigkeiten des Terrains und der Bedrohung aus der Gürtelfestung Verdun zu kämpfen, daß eine besondere Befestigung dieses Abschnitts nicht mit Unrecht französischerseits für entbehrlich gehalten worden ist; und dies um so mehr, da derselbe im Norden nicht nur von Montmödy, sondern auch von der belgischen Grenze abgeschlossen wird.

Wir gelangen zu dem wichtigsten Abschnitt der französischen Ostfront, demjenigen von Verdun bis Toul. Oestlich desselben mündet eine Anzahl besonders wichtiger Eisenbahnlinien, welche die Heeresmassen des deutschen Reiches bei einem Kriege mit Frankreich an die deutsche Westgrenze zu befördern bestimmt sind.

Ueber Toul und Verdun führen ferner die beiden Hauptbahnverbindungswege auf Paris, und hier stellen sich die das Vordringen des östlichen Gegners und seine Aufklärung erschwerenden Abschnitte der östlichen und westlichen Argonnen und der Maas, seinein Anmarsch hinderlich entgegen. Nicht so, wie nördlich von Verdun, bieten hier die östlichen und westlichen Thalhöhen der Maas, die CStes de Meuse, geeignete Stellungen zu einer großen Vertheidigungsschlacht und man griff daher französischerseits zu dem Mittel, durch eine Kette von Sperrforts den genannten Abschnitt möglichst unpassirbar zu machen.

Doch wir beginnen bei der Schilderung seiner heutigen Beschaffenheit zunächst mit seinem nördlichen Hauptstützpunkt der verschanzten Lagerfestung Verdun.

Die alte Stadtbefestigung von Verdun liegt im Thale der Maas und

25H A, Rogalla von Viebeistein in Nrezla».

besitzt eine starke, bastionirte Enceinte, welche durch Inundationen eine besonderen Schütz erhalten kann. Sie wird jedoch von den umliegenden Thalhöhen dominirt, die daher mit einem Kranze starker Forts besetzt wurden, der neuerdings eine besondere Erweiterung nach Nordosten und Westen erfuhr. Der Durchmesser dieses Fortgürtels beträgt 12 Km, und wenn die Werke bei Siury la Perche vollendet sein werden, von Westen nach Osten 16 Km. Der Umstand, daß man bei der 1875 drohenden Kriegsgefahr Verdun raschen Schutz gewähren wollte, führte damals zunächst zum Bau einer beschränkten Anzahl von Werken, welche auf den Höhen, von denen aus 1870 das Bombardement der Stadt stattfand, angelegt wurden. Es waren die Nedoulen von Velleville, von Saint-Michel und von Belrupt auf dem rechten Maasufer und die von Dugny, Reglet und Lachaume auf dem linken Ufer dieses Flusses.

Später wurden die ursprünglichen Projecte wieder aufgenommen und sind dieselben jetzt durchgeführt. Im Osten wurde der Rand der Terrasse der Cütes de Meuse mit mehreren Werken befestigt, welche die östlich vorliegende Ebene von Wo[^]vre beherrschen. Im Westen erhebt sich ein großes Werk mit Annexbatterie bei Sivry la Perche im Centrum der guten Verteidigungsstellung Esnes — Sivry la Perche — Nixsville.

Die Verdun umgebenden Werke sind sehr zahlreich, viele derselben bestehen jedoch nur aus Infanterie-Posten mit angehängten Batterien. An gewissen Stellen, besonders im Nordosten, existiren 3 Linien von Werken hintereinander, da man allmählich bis zum äußersten Rande des Plateaus vorgegangen ist. Alle diese Werke sind durch für militärische Zwecke angelegte Communicationen, welche durch die vorhandenen Waldungen führen, verbunden.

Auf dem rechten Maasufer krönen die drei 1875 improvisirten Redouten Belleville (mit seinen Annex-Batterien), Saint-Michel und Belrupt den ersten Höhenzug, der sich über der Stadt erhebt, nämlich die westlichen Kuppen der Cütes de Meuse. Vor ihnen liegt das Fort de Tavannes in starker Position zwischen dem Eisenbahntunnel und der Straße von Etain. Beträchtliche Abholzungen gestatten ihm, die zur Ebene von Woevre hinabführende Straße und diese Ebene selbst zu bestreichen. Etwas nördlich davon liegt die Nedoute von Souville und ihre beiden Annexbatterien, welche das Thal der Maas und die Wotzvre-Ebene unter Feuer nehmen und das ganze Plateau beherrschen. Die Batterien des Tunnel und de l'Hövital verbinden Fort Tavannes mit der Redoute von Souville.

Am Ostrande der Steilhänge des Plateaus ist neuerdings eine Anzahl von Werken angelegt worden, welche die Woevre-Ebene unter Feuer nehmen und den Angreifer verhindern sollen, auf dem Plateau Fuß zu fassen und die Debouchiren der Truppen des Vertheidigers begünstigen sollen. Diese sind das kleine Fort von Vaux, die Batterien de la Lauföe, die Batterien

Die Kriegsbereitschaft Frankreichs an der Vstgrenze, 255
von Bourvaux, die Batterie von Mardi-Gras und das Fort von
Moulainville mit seinen beiden Annexbatterien, ferner die Forts Landre-
court mit Anschluß-Batterie und Bois-Bourrus.

Im Norden von Belleoille hat man die Idee, die Côte de Froide-
Terre zu befestigen, aufgegeben, und das Fort Thiaumont beim Dorfe
Fleury angelegt. Im Norden von Belrupt ist das Fort du Nosellier und
seine Annexbatterie in der Mitte des Plateaus in weiten Lichtungen an-
gelegt worden, und beherrscht die Straße von Mars la Tour. Im Westen
beherrscht das Fort Haudainville das Maasthal und den jenseitigen Thal-
rand; dasselbe liegt nur 6>/H Km von Fort «Mnicourt entfernt.

Auf dem linken Maasufer jedoch existirt nur eine einzige Fortlinie,
die der Nedouten von 1875, welche neuerdings durch zahlreiche Batterien
verstärkt wurden. Denselben ist jedoch das noch in der Vollendung be-
griffene Fort Story la Perche vorgelegen, welches 10 Km von der Stadt
entfernt ist. Die Anlage dieses Forts macht die Einschließung Verduns
sehr schwierig und erweitert den Wirkungsbereich der Festung erheblich.
Die Werke auf den« linken Maasufer sind, von Süden angefangen,
die folgenden.- Die Nedoute von Dugny, welche das Maasthal bestreicht,
das Fort Landrecourt. zwei Kilometer westlich; die Nedoute du Negret mit
zwei Annexbatterien auf der Höhe von Saint Bartl/lemv; die etwas
dahinter liegende Batterie de la Folie, welche die Schlucht von la Söance
unter Feuer nimmt. Die Nedoute von Lachaume niit ihren beiden Annex-
batterien, welche das S^ance-Thal und die Straße nach Sivrn la Perche be-
herrschen. Vor derselben liegt der verschanzte Posten des Sartelles an derselben
Straße. Nördlich desselben der Posten von Chana, der das Thal von
Fromer^ville unter Feuer nimmt. Es folgt weiter nördlich der Posten von
Choisel, welcher die dortige Höhe und die ihr anliegenden Bachthäler bestreicht.
Das kleine Fort von Courru, das Fort de Marre und der Posten
de la Belle-Epine, jede mit zwei Annexbatterien versehen, auf einer Höhe,
welche das Becken von Verdun nach Norden begrenzt, gelegen, schließen
in dieser Richtung die Befestigungen Verduns ab und beherrschen das Maasthal
auf die weitesten Entfernungen. Dazu kommen noch in den Zwischenräumen
der genannten Befestigungen die kleinen Werke von Pompelle, Bois du
Chapitre, Balencourt, Germonville, Charny, Eix, Manezel, St. Snmvhorien,
Brugines, Montgrignon und Ollier. Die starke Gürtelfestung Verdun ist
in ihrer derartigen heutigen Anordnung ein verfchanztes Lager ersten Nanges,
welches einer französischen Armee von mehreren Armeecorps, je nach der
Vervroviantirung des Platzes und in Anbetracht des Umstandes, daß etwa
ein Dutzend Dörfer und die ziemlich ausgedehnte Vorstadt du Pav6 inner-
halb desselben liegen, längeren oder kürzeren Aufenthalt und Schutz zu
gewähren vermag. Die Verdun officiell zuertheilte Nolle ist nach dem
Ausspruch des französischen Genie-Majors Marga nicht nur diejenigen eines
großen Kriegsdepots, sondern eines Manövrirvlatzes, für welche letztere

256 A. Rogall» von Vieberstein in Vresla».

Aufgabe es um so mehr geeignet erscheint, als innerhalb seines Festungsgürtels nicht weniger wie acht feste Uebergänge (darunter eine Eisenbahnbrücke) über die Maas, vorhanden sind. Die heutige Festung Verdun gestattet den in und bei ihr versammelten französischen Heerestheilen sowohl in nördlicher Richtung gegen einen, auf die starke Position von Damvillers und die Ueberschreitung der mittleren Maas vorgehenden Angreifer, in Flanke und Rücken desselben in empfindlichster Weise offensiv zu werden und denselben am Forciren der Trou«e von Montmödy-Verdun zu hindern, wie auch in südlicher Richtung gegen einen die Sperrfortkette und den Maasabschnitt zwischen Verdun und Toul angreifenden Gegner in ähnlicher Weise, während derselbe in der Front beschäftigt und festgehalten werden kann, vorzustoßen. Durch das erst neuerdings erfolgte Vorschieben einer Reihe von Werken in nordöstlicher und östlicher Richtung, an den Rand der die Woövre-Ebene beherrschenden Cötes de Meuse, ist der Angriff auf die Festung ganz erheblich erschwert worden, und ebenso im Westen durch den Bau des Forts Sivry la Perche, besonders auch die Einschließung des verschanzten Lagers, welches mit dessen Vollendung einen Umfang von über sechs deutschen Meilen erhält. Wir erwähnten bereits, daß die wichtige Bahnlinie Metz—Verdun—Reims—Paris durch Verdun gesperrt wird, eine Sperrung, die um so nachhaltiger gestaltet werden kann, als dieselbe dort vermittelst eines Tunnels die Cotes de Meuse durchschneidet.

Verdun besitzt eine sich unmittelbar an die Stadtbefestigung anschließende, von derselben nur durch ein Glacis getrennte Citadelle, die jedoch in Anbetracht ihrer tiefen Lage im Maasthal, trotz des Schutzes, den ihr nasse Gräben und Schleusenspiele gewähren, keinen Werth als Abschnitt besitzt. Sind die Forts oder einige Forts genommen, so ist die Stadt und deren Befestigung dem Bombardement des Angreifers Preis gegeben und voraussichtlich sehr bald dessen Beute.

Der Gürtelfestung Verdun schließt sich in südlicher Richtung die Kette der Sperrforts bis nach Toul an. Dieselben liegen sämtlich, bis auf das Werk les Paroches, auf dem rechten Ufer der Maas und zwar auf dem größtentheils bewaldeten und schwer wegsamen Höhen der Cotes de Meuse. In der Zahl der Sperrforts hat sich neuerdings nichts geändert und neu zu demselben hinzugekommen ist nur das wichtige Werk les Paroches, bestehend in einer starken Batterie zur Bestreichung des Rupt-Thals. Dagegen sind sämtliche Sperrforts, wie wir bereits Eingangs andeuteten, mit Kies-, Granit- und Betonbekleidung gegen die gewaltige Wirkung der Schießwollgranaten versehen worden und einige derselben erhielten dem Vernehmen nach gepanzerte Geschützstände. Sämtliche Sperrforts sind vollständig selbständige Werke, haben eine Besatzung von je einem Bataillon und sind wie erwähnt mit ca. 20—50 und selbst 80 Geschützen schweren und einer Anzahl leichter Caliber armirt. Bevor einige dieser Forts in die Hände des Angreifers gelangt sind, ist an einen Uebergang des Angreifers über die Maas nicht

Vie Kriegsbereitschaft Frankreichs a» der Bstgrenze. 257

zu denken, da die Forts in Abständen von höchstens 8 Km von einander derart angelegt sind, daß stärkere Abtheilungen, ohne dem vernichtenden Feuer ihrer schweren Caliber ausgesetzt zu sein, ihre Zwischenräume nicht vassiren können. Ein Brückenschlag über die Maas würde daher angesichts dieses Feuers noch weniger ausführbar sein.

Die Forts sind derart angelegt, daß sie ein weithin schußfreies Vorterrain um sich haben, sowie, daß sie die Hauptanmarschlinien unter Feuer nehmen können und daß größere Abtheilungen, ohne von ihnen beschossen zu werden, die Fortlinie und die Maas nicht zu vassiren vermögen. Sieben derselben sind wie erwähnt durch Panzerthürme verstärkt. Von außen betrachtet verlaufen sie meistens ohne jeden erkennbaren Absatz im umgebenden Erdreich. Zwar feuern ihre schweren Caliber über Bank gegen die Anmarschlinien des Feindes und das Etabliren von dessen Batterieen, ist letzteres jedoch bei der voraussichtlichen Ueberlegenheit des artilleristischen Angriffs gelungen, so zieht der Vertheidiger die schweren Geschütze zurück und verläßt sich hinsichtlich der Abwehr des Sturmes auf die Wirksamkeit seiner niederen Grabenbestreichung, und tritt, sollten die Deckungen des Forts bis dahin Stand halten Durchgangsversuchen des Feindes zwischen den Forts, mit dem Feuer seiner leichten in casemattirten Räumen in Reserve gehaltenen Geschützen entgegen. Diese Geschütze vermögen, wenn es sie vorzubringen gelingt, von der Rückseite der Forts aus nicht nur nach seitwärts sondern auch nach rückwärts zur Bestreichung des Maasthals und Umterrains zu wirken. Ein den Forts anhaftender Nachtheil ist jedoch der, daß ihre Construction eine räumlich zu beschränkte ist, und daß sie daher von der Wirkung der neuen Sprenggranaten außerordentlich leiden werden. Gelingt dem Angreifer der unbemerkte und ungestörte Batteriebau einer an Wirkung der Forts überlegenen Anzahl von Batterien und schießt er sich gut ein, so dürfte die Geschützwirkung eines derartigen Sperrforts allerdings sehr rasch zum Schweigen gebracht werden. Allein diese Aufgabe ist keine so leichte und besonders dann nicht, wenn hinreichend starke Streitkräfte der französischen Feldarmee und der OStons«owbits aus den Intervallen der ihnen Schutz bietenden Forts gegen den Batteriebau offensiv vorstoßen. Zeitgewinn bedeutet für die im Aufmarsch begriffenen französischen Heere im vorliegenden Falle Alles und dürfte hier zur Erreichung dieses Zweckes selbst das vollständige Aufopfern von Truppen eintreten.

Die Sperrfortkette zwischen Verdun und Toul läßt sich im Speciellen in zwei Abschnitte theilen; den nördlichen, in welchem die Sperrforts auf dem Westhange der Cütes de Meuse liegen und das Maasthal unmittelbar beherrschen, und den südlichen, in welchem dieselben auf dem Osthange der Cütes de Meuse angelegt sind, jedoch das Thal der Maas höchstens an vereinzelt Stellen zu bestreichen vermögen. Die Sperrforts des nördlichen Abschnitts sind Gonicourt, Fort de Troyon und Fort St. Mihiel

258 A, Rogalla von Nieberstein in Nreslau.

oder Camp des Romains, die des südlichen sind Fort de Liouville, Fort Gironville, Fort Iouy sous les Cotes und Fort de Lucey.

Fort Gonicourt, 7 Km südlich von Fort d'Haudainville bei Verdun

gelegen, beherrscht die von den großen Straßen von Conflans und Metz

nach Verdun in's Maasthal führenden Straßen. Fort de Troyon, 7 Km

südlich Fort Genicourt bestreicht die von der Straße Vigneulles-Tresnes

nach dem Maasthal führenden Wege. Das auf dem linken Maasufer ge-

legene, erst neuerdings erbaute Werk „les Paroches" hat wie bemerkt die

besondere Aufgabe, die Thalsenkung des Ruptbaches, welche einen gedeckten,

für alle Waffengattungen vassirbaren und nur in ihrem westlichen Theil

durch den indirecten Schuß von den Forts de Troyon und St. Mihiel

unter Feuer zu nehmenden Annäherungsweg bildet, zu sperren und zu be-

streichen. Hier war in der Thal bis vor Kurzem eine 13 Km breite Lücke

in der Kette der Sperrforts vorhanden, welche bei der ersten Anlage der-

selben keine Beachtung gefunden hatte, und die nunmehr durch das Wert

les Paroches geschlossen worden ist. Auf 5 Km Abstand südöstlich von

les Paroches liegt das große von Batterien umgebene Fort du Camp des

Romains oder St. Mihiel. Dasselbe hat eine besonders günstige domini-

rende Lage und beherrscht die Straßen nach Thiaucourt, Pont 5 Mousson

und Nancy, sowie den großen östlich vorgelegenen Wald von Npremont.

Das Fort St. Mihiel ist von sehr beträchtlicher Ausdehnung und von

besonderen Batterienanlagen umgeben. In einem Abstände von 7 Km

liegt südöstlich davon auf dem Osthange der Cotes de Meufe das Fort

Liouville, welches mit einer Enveloppe und Anschlußbattenen versehen ist.

Dasselbe beherrscht die Annäherungsweg« von Pont 5 Mousson und das

weithin übersichtliche und ebene östliche Vorterrain der Cütes de Meuse.

Es folgt in südöstlicher Richtung auf 7 Km Abstand das Fort Gironville,

welches die große Straße von Pont u Mousson, die Westlisiöre des Foret

de la Reine und das Vorterrain bestreicht. 2'2 Km südöstlich davon

liegt das Fort Iouy sous les Cotes, welches die Straße nach Commercy

und das Bois de Loue unter Feuer nimmt.

Im weiten Abstände von 11 Km schließt sich hier ebenfalls in süd-

östlicher Richtung das nordwestlichste Fort von Toul, das Fort de Lucey

an die Sperrfortkette an, dasselbe beherrscht die Straße von Toul nach

Thiaucourt und die von derselben zum Maasthal führenden Wege. Die

hier befindliche, 11 Km breite, nicht überall von den genannten beiden

Fort unter Feuer genommene Lücke erscheint jedoch in Anbetracht der

Nähe der großen Lagelfestung Toul unbedenklich.

Es bleibe an dieser Stelle nicht unerwähnt, daß die wichtige, die

Festungen Toul und Verdun verbindende, im Maasthal entlang führende

Eisenbahn, durch die Kette der Sperrforts vollkommen gesichert wird und

daß die zahlreichen, auf dieser Strecke vorhandenen Maasübergänge im

Die Kriegsbereitschaft Frankreichs an der Bstgrenze, 25g
gegebenen Fall leicht zum Abbruch vorbereitet und nach erfolgter Benutzung vom Vertheidiger zerstört werden können.

Wir gelangen nunmehr zur Schilderung der heutigen Befestigungen der die Sperrfortkette an der Mosel abschließenden Festung Toul. Toul, im Moselthal an der Krümmung gelegen, mit welcher dasselbe das Plateau von Haue, da wo der Rhein-Marne-Kanal das Moselthal verläßt, umschließt, ist von einer einfachen bastionirten Enceinte mit vorliegenden Ravelinen umgeben, und wird ringsum von den Höhen der Cütes de Meuse, des Mont St. Michel, des Plateau de Haue und denen von Domgermain beherrscht. Auch bei Toul wurden, ähnlich wie bei Berdun, gegen das Jahr 1875, indem man die Ausführung eines weit umfassender geplanten Projectes unterbrach, 4 Nedouten auf den der Stadt im Süden nahe gelegenen Höhen errichtet, von denen aus im Jahre 1870 die Beschießung der Festung erfolgt war. Es waren dies die Redouten von Dommartil, Chandenev, du Tillon und de la Justice. Zwei dieser Redouten, die von Chandenev und du Tillon wurden später in Forts verwandelt, und ferner die damals bereits im Vau begriffenen Befestigungen des starken Forts auf dem Mont St. Michel vollendet.

Allein die mannigfachen und wichtigen, mit der erweiterten Befestigung von Toul verknüpften Zwecke geboten die Wiederaufnahme des früheren, nach 1870 entworfenen Planes. Toul in ein großes verschanztes Lager ersten Ranges zu verwandeln. Dasselbe soll als besonders wichtiger, von der deutschen Grenze nur 30 Km entfernter Manövrirvlatz zwischen Mosel und Maas, sowie als Sperrplatz für die Straße von Straßburg nach Paris und die Bahnlinien Nancy—Bitry le Francais—Paris, sowie Nancy—Neufchâteau—Chanmont und Langres dienen. Eine französische Armee, die sich in und bei Toul versammelt, ist in der Lage, einem Angriff gegen die Sperrfortslinie zwischen Toul und Verdun sowohl vor wie nach und während dieses Angriffs und des sich daran schließenden Maasüberganges in die linke Flanke und Rücken zu fallen, und ebenso gegebenen Falles gegen die rechte Flanke und den Rücken eines in der Trou«e zwischen Toul und Epinal vordringenden Gegners vorzustoßen. Um jedoch größeren Hecresmassen Aufnahme und Schutz gewähren und seine Aufgabe als großer Manövrirvlatz erfüllen zu können, bedurfte Toul eines weiter vorgeschobenen Fortgürtels. Die Arbeiten an demselben wurden im Jahre 1875 wieder aufgenommen und sind heute vollendet. Um das erforderliche schußfreie und übersichtliche Borterrain zu erhalten, wurden auf den Cütes de Meuse starke AbHolzungen vorgenommen und zur besseren Berbindung der einzelnen Werke unter einander um den ganzen Platz gute Kriegscommunicationen angelegt. Im Nordwesten der Festung wurde das weit hinaus geschobene Fort de Lucey mit seinen sechs Annexbatterien zur Berbindung mit der Sperrfortkette errichtet. Dasselbe beherrscht die Straße von Thiaucourt nach Toul und den südlichen Theil des Fon't de la Reine. Das Fort ist Üiord und Lu«. I.VI. IKS, 24

260 A. Rogalla von Bieberstein in Breslau.

neuerdings durch einen Panzerthurm verstärkt worden. 2 Km südöstlich von Lucey schließt sich das Vertheidigungsmerk von Bruley nebst 4 Batterien an der Nordostspitze der „Position von Bruley“, auf dem südlich Lucey gelegenen Plateau an 3; Km von diesem Vertheidigungsposten liegt am Südhänge dieses Plateaus das Fort d'Ecrouves, welches den oberen Nand und die Abhänge dieses Plateaus flankirt, sowie das Thal des Jngressin und die Bahn nach Verdun und die östlich gelegene CSte Barine beherrscht. Zwei bei Mortemoselle und Ecrouves gelegene Annexbatterien bestreichen das westlich gelegene Nonnenthal und den Südabhang des Plateaus. Auf der entgegengesetzten Seite des Jngressinthales liegt aus einem die Ebene von Toul weithin dominirenden und die westlich gelegenen Höhen bestreichenden Höhenvorsprung das starke Fort Domgermain, dem das Thal von Passey westlich als Vorgraben dient. Das 5 Km südliche Fort Domgennain auf demselben Höhenzuge gelegenen Fort de Blenod beherrscht die Straße von Blenod nach Vaucouleurs, die Ebene südlich von Toul und die Eisenbahn nach Colombey.

Die Vertheidigung Touls gegen Norden erfolgt hauptsächlich von dem starken Fort St. Michel aus, welches die Citadelle von Toul bildet und eine zusammenhängende, vorgeschobene Enceinte (nebst Batterien) von über 1 Km Länge besitzt, welche die nördlichen vorliegenden Ebenen und Anhöhen vollständig beherrscht. Das Fort ist heute vollendet und dient jener Enceinte als Neduit. Im Süden von Toul beherrschen das Fort Tillon und die Redoute de la Justice die Ebene und das Mosel- und Jngressinthal.

Auf dem rechten Moselufer bestreicht das Fort von Villey-le-Sec das Plateau von Haye, das Moselthal und den Furet de Bois l'EvSque. Das Fort ist besonders stark und besitzt einen neuerdings errichteten Panzerthurm, sowie vorgeschobene Batterien und eine Befestigungslinie, welche das in der Nähe liegende gleichnamige Dorf umgiebt. 4 Km nordwestlich von Fort Villey-le-Sec liegt am Moselthalrand zur besseren Bestreichung desselben und des Moselthals sowie zur Verbindung mit Fort St. Michel das Fort von Gondreville, welches erst neuerdings vollendet worden ist. Hinter demselben liegt in zweiter Linie die Nedoute von Dommartin.

Im Nordosten von Toul hatte man, da Fort St. Michel nur 1 ^ Km von der Stadt entfernt ist, ein gegen die Ferme Libdeau vorgeschobenes Fort projectirt; in neuerer Zeit wurde jedoch dieses Project aufgegeben und man hat eine ganze Reihe weit vorgeschobener Werke bei Bouvron, Francheville, Villey-St. Etienne und im Süden bei Mcmol und Gye angelegt. Die Anlage dieser Werke erschien im Norden der Stadt um so nothwendiger, als von der Lisiöre der die Ferme Libdeau umgebenden Gehölze aus der nur 4 Km entfernte Stadtkern von Toul mit Leichtigkeit bombardirt zu werden vermochte.

An die Lagerfestung von Toul schließt sich im Südosten das Fort

Vie Kriegsbereitschaft Frankreichs an der Gstgrenze. 26[^]
von Pont St. Vincent mit seinen Annerbatterien, und im Süden das Fort von Pagny la Blanche Cüte mit den Annexbatterien Pagny und Uruffe an; das erstere beherrscht die Bahn nach Miröcourt und einen wichtigen Straßenknotenpunkt. Beide erweitern den Wirkungsbereich von Toul in südöstlicher und südlicher Richtung. Das letztere ist sveciell gegen den Bau einer Umgebungsbahn Vüzelize-Colomben-Gondrecourt angelegt. Das verschanzte Lager von Toul hat eine Ausdehnung von 13'/[^] lim von Norden nach Süden und von 11 Km von Osten nach Westen. Zahlreiche Ortschaften begünstigen auch hier die Unterkunft der Truppen. Auch für Toul gilt jedoch, daß größere Heeresmassen nur vorübergehend je nach der Menge des in ihm lagernden Proviants in dein verschanzten Lager Aufnahme finden können. Für die französische Feldarmee bildet es besonders bei Beginn eines Krieges mit Deutschland einen sehr wichtigen Stützpunkt; auch münden in Toul und in seinem geschützten Wirkungsbereich 3 und demnächst 4 wichtige Bahnlinien. Mit dem verschanzten Lager von Spinal ist Toul sowohl direct über Colomben, wie indirect über Neufchateau durch die Bahn verbunden.

Um die Annäherung des Gegners per Bahn auf Toul und nach dem Süden zwischen Toul und Epinal zu erschweren, hat man den Eisenbahnknotenpunkt Frouard mittels eines starken Forts mit kleinem Panzerthurm und der Batterie de l'Epüron neuerdings befestigt und ebenso das Fort Manonvillers östlich von Lunüuille gegen die deutsche Grenze als Nahnsperrpunkt vorgeschoben.

Das starke Fort, bei Frouard ist neuester Anlage und Construction, es beherrscht die wichtigsten Zugänge zu dem Plateau des Foret de Hane welches bei den französischen Vefestigungsentwürfen für die Gegend von Toul mit Recht eine fo große Rolle spielt, da es seinem Besitzer die gedeckte Annäherung, wenn auch nur auf einer Chaussee und den sie begleitenden Waldwegen bis auf 1'1/2 Km an den Fortgürtel von Toul bei Villen le See gestattet, 2 kleinere Werke, die Nedoute Aman« und die Batterie Mazevilles sind auf dem rechten Moselufer an die Bahn von CIMEau Salins gegen die Grenze vorgeschoben, so daß die Bahnlinie Frouard-Villeis, welche die Haupttransportlinien von Mainz und Straßburg auf Frouard vereinigt, heute 3 mal, die von Metz einmal durch starke Befestigungen gesperrt ist.

In Folge des Vorhandenseins dieser in südlicher und östlicher Richtung sich an die Befestigungen von Toul anschließenden Forts enthält die Trouüe zwischen Epinal und Toul nur einen 5 deutsche Meilen breiten Raum der nicht unter Geschützfeuer liegt. Durch diese Lücke würde der Angriff einer deutschen Armee erfolgen können, da die an 5—6 Stellen auf dieser Strecke überbrückte Mosel, wenn wie zu erwarten, diese Uebergänge zerstört sind, verhältnißmäßig leicht zu überbrücken und zu überschreiten ist. Allein die deutschen hier vorgehenden Heereskörper müssen während ihres

262 A, Rogalla von Vieberstein in Vieslau, Vordringens auf starke Flankenstöße der französischen Armee aus Toul und Epinal gefaßt sein, und haben im weiteren Verlauf desselben die starke Position von NeufckMeau mit dem diesen wichtigen Straßen und Eisenbahnpunkt beherrschenden Fort Aourl[^]mont zu überwinden. Leicht ist ihre Aufgabe keineswegs.

Wir schreiten nun zur Betrachtung des südlichen Befestigungsab-schnittes der Ostfront und zwar zu der ihren Anfang bildenden Lagerfestung Epinal und bemerken gleichzeitig, daß das Project der Befestigung von Nancy definitiv aufgegeben worden ist.

Die ausgedehnte Gürtelfestung Evinal liegt mit ihrem Stadtkern tief eingeschnitten im Moselthal rings von dominirenden und bewaldeten, nahe an denselben herantretenden Höhen umgeben, so daß von einer Befestigung desselben durch eine kostspielige, neu anzulegende Enceinte als zwecklos, wenn einige Forts genommen sind, frcmzösischerseits Abstand genommen worden ist. Die Festung Epinal beherrscht und sichert die wichtigen Bahnlilien von NeufckMeau, Langres, Vesoul und Belfort. Innerhalb des verschanzten Lagers befinden sich nur 2 vorhandene permanente Moselübergänge, von denen übrigens eine größere Anzahl in Anbetracht der nicht erheblichen Breite der Mosel gebotenen Falls leicht herzustellen ist. Die Annäherung und der Angriff eines Gegners gegen die Forts wird durch die vorhandenen zahlreichen Waldungen, sobald es gelungen ist die Belagerungsbatterien in Position zu bringen, erleichtert. Der Anmarsch des Gegners kann mit Ausnahme der Südfront überall verdeckt erfolgen und der Vertheidiger über die Ngriffsstellen im Ungewissen erhalten weiden. Der Fortgürtel beginnt im Norden auf dem rechten Muselufer mit Fort Dogneuille nebst einer Annexbatterie, auf einer Anhöhe, 2 Km von der Mofel entfernt gelegen, an welche im Norden ein ausgedehnter Wald bis auf 1 Km Abstand herantritt. Fort Dogneville beherrscht das Moselthal, die Bahn nach Nancy und die uoliegenden Höhen und Annäherungswege, 2 Km östlich davon liegt das Fort Longchamps mit 2 Annexbatterien. Dasselbe bestreicht die vorliegende Thalsenkung, allein auch hier tritt ein Wald, der von Dognouville bis auf etwa 1 Km an die Befestigungen heran. 5 Km südlich Fort Longchamps verbinden die beiden großen, neu angelegten Redouten von La Justice das Fort Longchamps und die neu angelegten Batterien Carrions: in der Intervalle liegt die die östlich vorgelegenen Waldungen unter Feuernehmende Batterie Des Adelphe. 1[^]2 Km südlich derselben liegt am Westrande des großen Waldes von Epinal das Fort Razimor.t und beherrscht die Hauptannäherungslinien ans denselben, jedoch keineswegs alle Zugänge desselben. Das 2[^] Km entfernte in der Nähe des Südrandes des Waldes von Epinal im Walde felbst gelegene Fort de la Mouche bestreicht das Moselthal und den südöstlichen Theil des genannten Waldes. Das etwa 1 Meile in südöstlicher Richtung auf dem linken Moselthaliande vorgeschobene Fort Arches nimmt ebenfalls das Moselthal und die hier mündenden Eisenbahnen

Die Uriegzbereitschaft Frankreichs an der Gftgrenze. 263
und Straßen nach Bruyères und Fraise unter Feuer. Etwa 7 Km westlich von Fort Arches bestreicht Fort Vambois die Bahn und die Straßen nach Vesoul, Ailleuilliers, Lure und Aelfort. 3 Km westlich davon beherrscht die Batterie des Triches die Zugänge von Süden her. 3 Km westlich derselben liegt das Fort du Boulon, welches die Straße von Bains nach Epinal unter Feuer nimmt. In einem Abstände von etwa 3 Km schließen sich in nordwestlicher Richtung die 3 Batterien und das Reduit von Thidba an, welche die Thalsenkung des Ostkanals unter Feuer nehmen. In einer Entfernung von abermals 3 Km auf dem nördlichsten Vorsprung der Monts Faucilles gelegen beherrscht das Fort Girancourt nebst 2 neuerbauten Batterien, dieselbe Thalsenkung und die über Mirécourt nach Langres führende Bahn. Dem letzteren Zweck dient besonders auch die 4 Km ost-nordöstlich liegende Batterie von Sanchen. 4 Km nördlich derselben erhebt sich das Fort von Uxegnen. Es nimmt dieselbe Bahnlinie und die Thalsenkung des Laviörebaches unter Feuer. Sowohl an Fort Girancourt, wie an Fort Uxegney treten jedoch ihnen westlich vorgelegene, Waldungen auf 11/2 Km heran; 1 resv, 2 Km östlich von Fort Uregnen liegt das Fort du Vois de l'Abt >6 und die Batterie de la grande Hane, welche die Straße nach Damiwre, die ihnen nördlich vorliegenden Waldungen und die Bahn nach Nancy unter Feuer nehmen. Beim Dorfe Leuxen ist ferner neuerdings auf dem linken Ufer des St. Oger-Baches ein Fort errichtete worden, welches die Straße von Rambervillers und die Thalfenkung des St. Oger-Baches beherrscht.

Das verschanzte Lager von Epinal hat einen Umfang von ca. 55 Km oder 71/2 deutsche Meilen und umschließt außer der 20 MO Einwohner zählenden Stadt Epinal etwa 12 Ortschaften, so daß die Unterkunft von Truppen begünstigt wird. Allein der von dem ausgedehnten Fortgürtel umschlossene Raum ist größtentheils unübersichtlich und von verhältnißmäßig geringer Wegsamkeit, so daß eine rechtzeitige Unterstützung des Kampfes um die Forts an vielen Stellen erschwert ist. Das tief eingeschnittene, gut wegsame Vologne-Thal und der Wald von Epinal, sowie die Straße von Rambervillers gestatten im Osten dem Angreifer eine verhältnißmäßig nahe gedeckte Annäherung, so daß der Angriff auf Epinal als leichter wie derjenige auf die Gürtelfestungen Toul und Verdun gelten muß. Ungeachtet dieser Verhältnisse bildet jedoch Epinal für den Aufmarsch der französischen Streitkräfte, besonders aus dem Süden Frankreichs, einen starken Stützpunkt und gestattet derselbe, einer innerhalb seines Fortbezirks concentrirten französischen Armee den beliebigen Uferwechsel der Mosel und ferner fowohl einen Vorstoß gegen Flanke und Rücken eines in die Trouée von Epinal-Toul vordringenden Heeres, wie gegen die rechte Flanke und den Rücken einer, die sich in südöstlicher Richtung anschließende Sperrforkette angreifenden Armee. Epinal bildet daher ebenfalls einen starken Manöverirplatz und rechnet man französischerseits Hinsicht-

26H A. Rogalll von Vieberslcin in Vreslau. —

lich der Vertheidigung seiner östlich gelegenen, ausgedehnten Waldungen ganz besonders auf die Streitkräfte der „v6t'sn8L modilo", welche auf der ganzen Svrrfortlinie überhaupt sofort in Action treten sollen.

An das südöstliche Fort von Epinal, Fort Arches, welches in Folge seiner über eine Meile vom Kern der Festung entfernten Lage auch zu der Sperrfortkette gezählt werden kann, schließt sich diese letztere mit dem Fort Nemiremont im Moselthal an. Fort Nemiremont liegt in einem Abstände von 10¹/₂ Km von Fort Arches. Es hat eine das Mosel- und das Moselottethal, sowie die Bahnlinien in beiden Thälern weithin beherrschende Position. Allein die gegenüber liegenden Höhen des Furet de Fossaro dominieren das Fort um etwa 70 m und ihre Waldungen gestatten eine gedeckte Annäherung der Belagerungsbatterien, allerdings auf schwierigen Waldwegen, bis auf 4 Km. Gelingt es der Fortvertheidigung nicht, den Batterienbau nachhaltig zu stören und vermag derselbe in hinreichender Ausdehnung zu erfolgen, so dürfte Fort Nemiremont sich nicht lange halten können. Aus diesem Grunde ist dasselbe wohl auch neuerdings durch einen Panzerthurm verstärkt worden. Aehnlich liegen übrigens die Verhältnisse bei Fort Arches, wo der Batterienbau auf den gegenüberliegenden dominirenden Höhen des Furet de Tanwres bereits auf 2 Km und nähere Entfernung möglich ist und analoge Verhältnisse finden sich mit Ausnahme des Fort de Seruance auch bei den übrigen Forts der südöstlichen Sperrfortkette. Der Angriff auf dieselbe ist daher hier in vieler Hinsicht leichter; allein der Anmarsch des Angreifers mit seinem, Belagerungsmaterial über die Vogesen und das in Batterie bringen desselben ist dagegen schwieriger und zeitraubender, sowie bedeutender Erschwerung durch die Thätigkeit der Truppen der «Moiily modils ausgesetzt; dasselbe gilt für das weitere Vordringen desselben, nachdem die Sperrfortkette durchbrochen ist. Dieser Angriff führt überdies weit ab von der directen Operationslinie auf Paris und unmittelbar auf die große Lagerfestung Langres, welche ihm einen neuen Halt zu gebieten vermag. Ferner können von Belfort oder Vesanton vorgehende Streitkräfte des Gegners den hier vordringenden Angreifer in die linke Flanke und im Rücken fassen. Die weiteren Befestigungen der dem westlichen Moselthalrande folgenden Sperrfortkette sind das 11¹/₂ Km von Fort Nemiremont entfernte Fort Nupt mit drei Annexbatterien, welches das Moselthal, die Moselbahn und die anliegenden Thäler, sowie die Straße nach Luxeuil beherrscht. 10 Km davon entfernt liegt das Fort Chateau Lambert mit seinen Annerbatterien. Dasselbe bestreicht das Moselthal, die Moselbahn, sowie die Straße von Lure nach Gerardmer und Mühlhausen. 4 Km südöstlich davon liegt auf der bewaldeten 1189 m hohen Bergkuppe des Ballon de Servance das gleichnamige Fort nebst Annexbatterien. Dasselbe nimmt die Straße nach Belfort und das Moselthal unter Feuer. Im Abstände von 11 Km in südlicher Richtung folgt Fort Giromagny mit den Batterien Tete de

Vie Kriegsbereitschaft Frankreichs a» der Bstgrenze. 265

Planches. Dasselbe beherrscht die Straße von Belfort und das mittlere Savoureusethal, steht jedoch mit dem Fort des Ballon de Servance nicht in Geschützfeuer Verbindung. Beide letztgenannten Forts liegen im höchsten und unwegsamsten Theil der Vogesen, so daß die Bestreichung der wenigen Annäherungsmege, welche Truppengattungen aller Waffen dort passiren können und müssen, zu deren Vertheidigung genügt.

In dem Abschnitt der Sperrforts von Epinal bis Belfort führen nur fünf große fahrbare Straßen in oft westlicher Richtung über die Vogesen, es sind die Straßen im Bolognethal, im Moselottethal, über den Col du Mönil, von Thann nach St. Maurice und von Mühlhausen nach Giromagny.

Diese sämtlichen Straßen werden durch die erwähnten Forts gesperrt. 8 Km südlich von Fort Giromagny liegen am Osthange des Voivrethales die nördlichsten Forts von Belfort, Fort d'Irsot und Fort de Noppe, auf welche wir später zurückkommen werden.

Belfort in der Thalsenkung zwischen den Vogesen und dem schweizer Jura gelegen, erhielt nach dem Kriege von 1870/71 neue, weit ausgehntere Werke und wurde zu einem großen und sehr starken verschanzten Lager umgewandelt. Jedoch auch in seiner heutigen Anordnung ist es, um alle Straßen, welche die Trouöe von Belfort durchschneiden, im Falle eines Krieges mit Deutschland zu sperren, im Falle die Neutralität der Schweiz nicht respectirt wird, nych französischer Ansicht erforderlich, das Plateau von Nangiery zwischen Porrentruy und DÄSmont rasch zu besetzen, um die Straßen, welche über DMmont, Ferrette und Porrentruy in die Franche ComtS führen, in die Gemalt zu bekommen. Die neu errichteten Forts beherrschen alle Straßen, welche das schweizer Gebiet nicht berühren, so daß die Vertheidigung Belforts sich dem letzteren gegenüber, die Innehaltung der Neutralität vorausgesetzt, passiv verhalten und alle ihre Kräfte in nördlicher Richtung verwenden kann. Drei Straßen-gruppen sind es, die gegen Belfort, Montböliard und Pont de Roide convergiren und welche durch diese Befestigungen beherrscht werden. Die Befestigungen von Belfort werden französischerseits in zwei Hauptgruppen eingetheilt: und zwar die Werke, welche die Trouüe sperren und die „mobile Vertheidigung“ unterstützen sollen und die eigentliche Festung Belfort.

Die ersteren sind: 1. Die drei Batterien des Tete de Planches 2 Km nördlich des Forts von Giromagny. Diese Batterien wurden hier auf einer dominirenden Bergspitze angelegt, von der aus Fort Giromagny mit überlegener Geschützmirkung angegriffen zu werden vermochte. 2. Fort Giromagny. Dasselbe ist besonders gegen die von den nördlichen Forts von Belfort nicht beherrschte Straße von Petit-Magny nach Giromagny angelegt und hat neuerdings zwei Panzerthürme, sowie eine südöstlich vorliegende Annexbatterie erhalten. 3. Fort Salbert, 8 Km südlich Fort Giro-

266 3>. Rogalla von Vioberstein in Vreslau.

niagni) nebst drei Annexbatterien, auf dem Mont Salbert gelegen. Dasselbe beherrscht die Straße von Belfort nach Giromagny, die Vahn von Paris, die Straßen von Eloie und Lure; und dominirt Belfort und die Ebene von Giromagny vollständig. 3 >/2 Km südlich von Fort du Salbert liegt das Fort de la Eote, welches die Straße von ChlUonvillers und die westlichen Höhen bestreicht. Ihm folgt 5 Km südwestlich das Fort du Mont Vaudois. Dasselbe beherrscht Hóricourt und verbindet Belfort mit der Lisainelinie. 3'2 Km südöstlich schließt sich das neu errichtete Fort du Mont Dannin an, welches das Lisainethal unter Feuer nimmt. Dem gleichen Zwecke dient das 6 Km südöstlich gelegene Fort de la Chaur, welches zugleich Montbóliard und das Sauoureusethal bestreicht. Zu den Befestigungen von Montbóliard gehören feiner noch das Schloß, die beiden Batterien du Parc und die der Citadelle, fowie das 4 Km südwestlich gelegene Fort du Mont Bart, welches das Do ubsthal, die Bahn nach Besan«,'on und Basel, sowie die Straße nach Villers serel beherrscht und durch eine Annexbatterie und den Posten de la Roche aur Corbeaux verstärkt ist.

Den Abschluß der Befestigungen der französischen Ostfront bis zur Schweizer Grenze bilden die Batterien von Pont-de-Roide an der Straße von Porrentruu, welche das Doubsthal beherrschen, feiner das 2 Km östlich uorgelegene Fort und die Batterie des Roches an derselben Straße. Beide vertheidigen die wichtigen Doubs-Uebergünge bei Pont-de Roide. Dicht an der Schweizer Grenze endlich liegt 4 Km südöstlich von Fort Roches das doppelte Fort des Mont Lomont, welches das Plateau von Blamont unter Feuer nimmt, und die Straße von Basel nach Besaw/on, sowie alle Straßen nach St. Hippolyte bestreicht. Das Fort wird verstärkt durch eine östlich gelegene Annexbatterie, sowie durch den Posten de In Roche Göla und im Südosten durch die Batterie des Etabons, welche das Doubsthal und die Brücken von Vcmfreu unter Feuer nimmt.

Die Befestigungen der Stadt Belfort, welche den Hauptstützpunkt der Vertheidigung der Tronic bildet, sind mehrfachen Projecten unterworfen gewefen. Das letzte derselben ist nunmehr zur Durchführung und Vollendung gelangt.

Die Ncdouten von Belleuue, sowie der Nasses- und Hautes-Perches sind durch permanente Forts ersetzt und die in südöstlicher Richtung bedeutend erweiterte Enceinte der Stadtbefestigung reicht heute bis an diese Forts und im Westen bis an das Fort des Barres. Im Westen gehören die zu dein Veitheidignngsgürtel zählenden oben erwähnten Forts du Mont Sall'rrt und de la Eote und, nach dem Werke des französischen Genie-Majorö Marga, auch noch das Fort du Mt. Vaudois zu den Vertheidigungswerken der Stadt. Im Osten liegen dicht an derselben auf nur 1'2 Km Entfernung die Forts la Miotte und la Justice.

Um diesen inneren Fortgürtel wurden zur Unterstützung der actiuen Vertheidigung der Festung im Jahre 1875 eine Anzahl provisorischer befestigter

Die Kriegsbereitschaft Frankreichs a» der Vsigrenze. 26?

Batterien angelegt und zwar auf der Ostfront die Batterien de Perouse, Haute Taillis, Chevremont, Vezelois, Merour, Svnance und Bosmont, sowie die Rcdoute von Danjontin. Auf der Westfront die Batterien Vermont, Dorans, Botans, Pitou, d'Urcerey, Côte d'Essert und du Chatelet. Durch den im Jahre 1883 definitiv angenommenen, nunmehr vollendeten, erweiterten Fortgürtel wurden diese Batterienanlagen ziemlich überflüssig, eristiren jedoch heute noch. Die Forts der Ostfront aber sind Fort d'Arfot, Fort de Noppe, Fort Denney, Fort Bessoncourt, Fort Mzelois; die der Westfront: Fort du bois d'Oye, Fort du Moni Dannin, Fort du Moni Vaudois, Fort de la Cvte (d'Essert) und Fort du Salbert.

Die Lage und Aufgabe der Forts auf der Westfront haben wir bereits erörtert, und erwähnen wir noch ergänzend, daß das Fort Bois d'Oye 6 Km nördlich von Fort de la Chaur gelegen, in Verbindung mit diesem Fort das Savoureuse-Thal und dessen östliche Thalhnge, sowie die Bahn Belfort-Porrentruy beherrscht. Km nordöstlich von Fort du Bois d'Oye liegt das südlichste der Forts der Ostfront: Fort de Mzelois, welches die Zugänge aus dem Bourbeuse-Thal und die Nordwestlisiren der vorliegenden Gehölze und Höhen unter Feuer nimmt, sowie sowohl die Bahn nach Mühlhausen, wie die nach Porrentruy bestreicht. 4^ Km nördlich liegt Fort Bessoncourt, welches die vorliegenden Seitenthäler des Madeleine-Baches und letzteres Thal selbst, sowie die vorliegenden Anhöhen und die Straße nach Frais beherrscht. Nur Km davon liegt nord-westlich Fort Denney zur Bestreichung des hier vielfach welligen und von Wasserläufen durchschnittenen Vorterrains, sowie der großen Straßen und der nördlichen Bahnlinie nach Mühlhausen. Fort de Noppe, auf bewaldeter, weithin dominirender Höhe, 3 Km von Fort Denney gelegen, beherrscht die östlich und nördlich vorgelegenen, grbtentheils bewaldeten Höhen und die Straße über Anjoutey. An Fort Noppe schließen sich 3 Annexbatterien an und das Fort dient einer besonderen Vertheidigungslinie, welche an der Lisii're des ihm vorgelegenen Waldes von Arsot eingerichtet worden ist, als Nedv.it. Das nördlichste der Forts von Epinal, ist Fort Arsot. Das-selbe liegt 8 Km südöstlich Fort Giromagny, auf den ausgedehnten, be-waldeten Höhen von Arsot. Es beherrscht das Voivre- und das Saroureuse-Thal, sowie die Bahn nach Gray und Giromagn und die von Norden auf Belfort führenden Zugänge.

Auch die starke Gürtelfestung Belfort vermag einer französischen Armee von mehreren Corps je nach dem vorhandenen Proviand auf längere oder kürzere Zeit Schutz und Aufnahme zu gewähren. Sie sperrt mit den sich ihr südlich anschließenden Befestigungen die Senkung zwischen dem Süd-hange der Vogesen und dem schweizer Jura. In ihrer heutigen, erst kürzlich vollendeten Gestaltung erscheint Belfort jedoch besonders zu einem offensiven Manvri-Platz bestimmt, von welchem aus ein Angriff auf die obere Rheinebene und Süddeutschland erfolgen kann. Man hat französischer-

268 A. Rogalla von Vieberslein in Vieslau.

seits der alten Völkerstraße von Belfort den Charakter als Ausfallspforte Frankreichs wiedergegeben und zugleich den Gürtel der Sperrforts westlich und südlich Belfort bis zur Schweizer Grenze geführt. Allein die offensive Wirkungssphäre Velforts erstreckt sich auch in nördlicher Richtung auf diejenigen Heerestheile eines Angreifers, welche es versuchen sollten, den höchsten Theil der Vogesen zu überschreiten und die Sperrfortkette zwischen Epinal und Belfort anzugreifen und zu durchbrechen. Hier kann bei dem Gebirgscharakter des Landes schon das Eingreifen kleinerer Detachments wichtigen Zeitgewinn und Erfolg bringen. Zu diesem Zwecke ist von der Besatzung in Belfort eine Brigade zur actiuen Verwendung im Borterrain bestimmt. Die in Belfort untergebrachte Friedensgarnison von 3000 Mann besteht aus ausgesuchten Truppen. Alle Befestigungen sind, wie überhaupt die gesammten Befestigungen der „frontière militaires“ für einen sofortigen Kampf bereit. Die Casematten der Stadtbefestigung von Belfort können wie erwähnt außer einer gemissen Truppenzahl auch 2000 Stück Vieh aufnehmen. Neschreiben wir zum Schluß die heutige Bedeutung des Befestigungssystems der deutsch-französischen Ostfront, so weist dasselbe allerdings die französischen Armeen, selbst wenn deren strategischer Aufmarsch bewirkt durch etwa 10 an dieser Ostfront mündende Bahnlinien, von denen 8 zweigleisig sind, gleichzeitig mit dem der deutschen Heere erfolgen würde, voraussichtlich auf die Defensive hin. Man wird sich französischerseits die Gelegenheit nicht entgehen lassen wollen, gestützt auf einen so starken Vertheidigungsabschnitt, wie den der Sperrforts und der sie unterstützenden großen Lagelfestungen, dem Gegner in diesem Abschnitt große Defensivschlachten, in verschanzten und vorbereiteten Stellungen zu liefern, um ihm durch dieselben schwere Verluste zu verursachen, und dann selbst zur Offensive überzugehen. Die Sperrfortkette in ihrer heutigen Anordnung wird daher nicht verfehlen, eine starke Anziehungskraft auf die französische Heeresleitung auszuüben, und die französischen Feldarmeen an sich fesseln. Diese Anziehungskraft kann jedoch unter Umständen in verhängnißvoller Weise nachtheilig werden, indem sie die französische Heeresleitung günstige Momente zur Offensive versäumen läßt. Immerhin aber gewähren die Befestigungen der Ostfront den französischen Heeren eine außerordentliche Verstärkung. Gelingt es dem westlichen Gegner durch seine, wie erwähnt, sofort bereite mobile Vertheidigung des Vor- und Zwifchenterrains der Sperrforts und dieser selbst den Aufmarsch seiner Heere zu sichern, so werden die deutschen Heere am Maas- und Moselabschnitt Schlachten zu durchkämpfen haben, die voraussichtlich zu den heißesten Kämpfen der Kriegsgeschichte zählen werden. Allein die Überlegenheit ihrer Führung, Truppenausbildung und Disciplin wird ihnen auch in diesen schweren und hoffentlich noch recht lange erspart bleibenden Kämpfen den Sieg sichern.

Mondrondels.

Aus dem „Pierrot Lunaire“ von Albert Giraud.

Deutsch von

Otto Erich Tzschirner.

— Berlin. —

I.

(Millen weißen Fleck des hellen Mondes Plötzlich — stört ihn was an seinem Anzug,
Auf dem Rücken seines schwarzen Rockes, Er beschaut sich rings und findet schließlich —

So spaziert Pierrot im lauen Abend, Linen weißen Fleck des hellen Mondes

Aufzusuchen Glück und Abenteuer. Auf dem Rücken seines schwarzen Rockes.

Warte, denkt er, das ist so ein Gipsnackel

wischt und wischt, doch — bringt ihn nicht herunter.

Und so geht er giftgeschwollen weiter,

Reibt und reibt bis an den frühen Morgen -

Einen weißen Fleck des hellen Mondes.

Auf den Marmorstufen der Estrade, Denn die Mondesgöttin wandelt leise,

Flüchtig raschelnd wie mit seidnem Kleide, keichten Schrittes die gewohnten Wege,

Tanz der Staub in bläulich weißem I Auf den Marmorstufen der Estrade

Schimmer, Flüchtig raschelnd wie mit seidnem Kleide,

wirbelnd in den Kanten jeder Stiege, ^

In den Staub vor seine bleiche Fürstin

wirft Pierrot sich, im Gebet ersterbend:

Und da liegt der große, weiße Körper,

Aufgerankt und in die Höh gebreitet

Auf den Marmorstufen der Estrade,

Gtto Lrich Hartleben in Berlin.
 Der Violine zarte Seele
 voll schweigend rege Harmonien,
 Träumt nun im offenen Gehäuse
 Nachzitternder Erschöpfung Traume.

S>

! Iver wird aus solcher Ruh sie rühren
 > Auf'sNeu mit schincrcznsniächt'gem Arme,

> Der Violine zarte Seele,

! voll schweigend rege Harmonien?

Tin feiner zager Strahl des Mondes,

Mit letzter schmerzen siiszer ÜZual

Ironisch tändelnd, reizt und reget

keis mit den, silberhellen Bogen

Der Violine zarte Seele,

In der düstren, weihrauchschwülen Kirche—

wie ein Strahl des Mondes, der sich

einstahl

Durch die halbverblaßten Fensierbildcr —

Taucht pierrot ans schweigend dumpfer

vämmrung.

Auf das hohe Thor, vermummt in

Schatten,

Schreitet er mit goltestrunknen Augen —

In der düstren, weihrauchschwülen Kirche

Wie ein Strahl des Mondes, der sich

einstahl.

Und da flammen plötzlich alle Kerzen,

ködernd auf. Die Nacht zerreißt vor ihnen.

Und sie blüen auf dem lichten Altar

lvie der Finsterniß zerklaffte Munden —

In der düstren, wcihrauchschwülen Kirche.

S.

Des Mondlichts bleiche Blüten, Den bangen Schmerz zu lindern,

Die weißen Ivunderrosen, Such ich am dunklen Strome

Blüh» in den Iulinächten — Des Mondlichts bleiche Blüten,

G bräch' ich eine nurl Die weißen Ivunderrosen. —

Gestillt war all mein Sehnen,

Dürft' ich so märchenheimlich,

So selig leis entblättern

Auf Deine braunen Haare

Des Mondlichts bleiche Blüten.

K,

Du nächtig todeskranker Mond > An unstillbarem Liebesleid

Dort auf des Himmels schwarzem Pfühl, Stirbst Du, an Sehnsucht, tief erstickt,

Dein Blick so sichernd übergroß !Dn nächtig todeskranker Mond

Bannt mich wie fremde Melodie. , Dort auf des Himmels schwarzem Pfühl.—

Den Liebsten, der im Sinnenrausch

Gedankenlos zur Liebnen eilt

Belustigt Deiner Strahlen Spiel —

Dein bleiches qualgebornes Blut,

Du nächtig todcskranker Mond.

Moudroiidels,

2?!

Zu grausen, Abendmahle Die Hand, die gottgeweihte,
L^ii» Blendeglanz des Goldes, Zerreißt die priestcrkleider —
Beim Flackerschein der Kerze» Z» grausein Abendmahl?
Naht sich Pierrot dem Altar. Nein, Blendeglanz des Goldes.

Mit segnender Geberdc

Zeigt er den banger Seelen

Die triefend rothe Hostie —

Sein Herz in blut'gen Finger»,

In grauseni Abendmahle.

g.

Heil'ge Kreuze sind die Verse,

Dran die Dichter stumm verbluten,

Vlindgeschlage» von der Geier

Flatterndem Gespensterschwarme,

In den keibern schwelgten Schwerter,

prunkend in des Blutes Scharlach .

Heil'ge Kreuze sind die Verse,

Drau die Dichter stumm verbluten.

Todt das Haupt nun, stnf die Locken,

Fern, verweht der Lärm des Pöbels.

Und auf's Haupt senkt sich die Sonne,

Line»rothe Kuigskrone , . .

Heil'ge Kreuze sind die Verse I

Gustav Theodor Fechner.

von

Lg. Achelis.

— Bremen. —

Am 21. November 1887 wurde in Leipzig, der Stätte seines langjährigen Wirkens, ein Mann zur letzten Ruhe geleitet, der in seinem Leben einen höchst bedeutsamen Abschnitt der geistigen Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts darstellt, der letzte Metaphysiker, wie man ihn nicht mit Unrecht genannt hat, Gust. Theod. Fechner. Gerade dadurch hebt sich ja das Genie über die Werkeltagarbeit gewöhnlicher Sterblicher in sonnenklare Höhe empor, daß sich in ihm die verschiedenen, scheinbar widerstreitenden Ideen des ganzen Zeitalters, wie in ihrem Culminationspunkt verdichten und sinnfällige Gestalt annehmen; das gilt, wie wir später sehen werden, in ganz besonderem Maße von unserem Gewährsmann, der selbst gelegentlich dem ungläubigen Zweifel begegnen mußte, wie es denn möglich sei, daß so verschiedene Werke wie z. B. Zendavesta und die Elemente der Psychophysik von ein und demselben Verfasser herrühren könnten. Aber nicht nur in dieser Beziehung bietet die Betrachtung dieser Persönlichkeiten die mannigfachsten, culturhistorisch interessanten Ausblicke, sondern es wird dadurch auch ganz allgemein das Verhältnis zwischen Philosophie und naturwissenschaftlicher Forschung überhaupt bestimmt. Um das zu würdigen, vergegenwärtige man sich kurz die bittere Feindschaft, wie sie bis zur Mitte der fünfziger Jahre zwischen beiden Wissenschaften in unserer Vaterlande ja leider bestand. Die frühere Königin der Wissenschaften war zur armseligen Bettlerin geworden, ausgestoßen aus dem Reiche ihrer so souverain ausgeübten Herrschaft, die

Gustav Theodor Fechner. 273

Naturwissenschaft vergalt die vielfach geringschätzig Behandlung, die ihr zu Theil geworden war. mit aufrichtigem Hasse und fügte der nicht unverdienten Kränkung noch häusig den bitteren Hohn eines übermüthigen Siegers hinzu, kein schönes Schauspiel fürwahr und doch psychologisch nur allzu erklärlich. Bei dieser Katastrophe, welche das System des transcendentalen Idealismus ereilte, lag die Gefahr nahe, daß mit der berechtigten Opposition gegen die Mißgriffe und Irrthümer des speculativen Denkens ein voreiliges Anathema gegen jede Erkenntnißtheorie überhaupt gefällt wurde, und diese Klippe ist leider nicht immer vermieden. Die populäre Aufklärung, die schon an und für sich nicht frei ist von einem bedenklichen Fanatismus, schwelgte in dem Vollgefühl des erreichten Erfolges und bezeichnete jeden Philosophen schlechtweg als Charlatan. Nur wenige, kritisch besonnene Männer verloren in diesem allgemeinen Rausch nicht die Haltung und machten darauf aufmerksam, daß jede, auch noch so streng erfahrungsgemäße naturwissenschaftliche Untersuchung letzten Endes nicht gemisse Hypothesen und Principien entbehren könnte, die sie eben nicht in dem eigenen Arsenal zu finden vermochte, sondern allein in dem der so verpönten Gegnerin. Zu ihnen gehört in erster Reihe der mit Fechner vielfach verwandte Landsmann Lotze, der seine Aufgabe sehr anschaulich in die Worte zusammenfaßte, nachzuwerfen, wie ausnahmslos universell die Ausdehnung und zugleich wie völlig untergeordnet die Bedeutung der Sendung sei, welche der Mechanismus in dem Vau der Welt zu erfüllen habe. Beide Männer sind anerkannte naturwissenschaftliche Autoritäten, wenn auch nach verschiedenen Richtungen hin, beide fußen auf dem Princip einer durchgehenden, gesetzmäßigen, nach Maß und Zahl berechenbaren Organisation des Kosmos, und doch sind Beide einstimmig in der Ablehnung des grundsätzlichen Hasses, mit dem gerade die exacte Naturwissenschaft den weiteren Ausbau der Philosophie zu begleiten pflegt; Beide folgen in den letzten Entwicklungen ihrer Weltanschauung idealistischen Principien und suchen das Reich des Sciendens in der allumfassenden Macht des göttlichen Bewußtseins abzuschließen, und Beide endlich zeigen dieselbe lebhaftige Neigung zu poetischer und ästhetischer Gestaltung und Betrachtung. Doch wir müssen es uns versagen, diese Bezüge im Einzelnen weiter zu verfolgen, schon allein weil dadurch auch die Erörterung der betreffenden Unterschiede unausweichlich würde; wir wenden uns vielmehr unserer besonderen Aufgabe zu, indem wir zunächst mit kurzen Strichen das Bild unseres Forschers zu zeichnen versuchen, um dann (natürlich nur in den Grundzügen) den Aufbau und die Entwicklung seines Systems zu verfolgen. Auch das sei hier vorab bemerkt, daß wir uns in dieser Darstellung wesentlich nur als Historiker fühlen und somit selten aus dem Rahmen eines getreuen Portraits hinaustreten und uns zu einer persönlichen sei es zustimmenden, sei es ablehnenden Stellungnahme veranlaßt finden werden.

27H Ch. Kchelis in Vremen.

Fechner ist geboren am 19. April 1801 in Großsärchen in der Oberlausitz, als Sohn des dortigen Geistlichen. Nachdem er sein Studium in Leipzig absolviert, habilitierte er sich daselbst 1823 als Privatdocent der Medicin und Naturwissenschaften, insbesondere für Physik und Chemie. Am 3. October 1834 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt, da traf ihn — schon fünf Jahre später — ein schweres Augenleiden, das ihn bis 1843 von der Ausübung seiner Berufspflichten fern hielt. Vielleicht hat dieser Anlaß; eine geheime Neigung Fechners noch mehr verstärkt, den Blick von der alltäglichen Wirklichkeit auf die verborgenen seelischen Vorgänge und auf die der strengen Wissenschaft entrückten überirdischen Welt zu richten, jedenfalls gab er nach seiner Wiederherstellung die Professur für Physik auf und wandte sich mehr der Naturphilosophie und Anthropologie zu. Doch läßt sich, wie begreiflich, diese Periode nicht genau abstecken; denn mitten in seine exacten Arbeiten (1836) fällt schon seine erste mystische Schrift: Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Auch andere Theile der philosophischen Wissenschaft wurden allmählich hinzugezogen, so die Ethik und Religionsphilosophie. Daneben nahmen die eigentlich fachwissenschaftlichen Forschungen ihren ungestörten Verlauf, von 1830—39 gab Fechner das pharmaceutische Centralblatt heraus, seit 1851 das Centralblatt für Naturwissenschaft und Anthropologie und später eine Reihe von Repetitorien für Physik, unorganische und organische Chemie. Sein bekanntestes und bahnbrechendes Werk ist die Elemente der Psychophysik, in welchem er auf dem Grundgedanken naturwissenschaftlicher Betrachtung und Hand in Hand mit einer höheren philosophischen Auffassung einen neuen Aufbau der Atomistik versuchte, den er nachher verschiedentlich weiter verfolgte (zuerst in dem Buch: Ueber die physikalische und philosophische Atomenlehre). Damit ist aber die reiche, vielumfassende Tätigkeit unseres bis in seine letzten Tage unheimlich rüstigen Gelehrten noch nicht erschöpft. Zunächst bedarf es des Hinweises auf seine humoristischen Productionen, mit denen er z. A. die haltlosen Schwärmereien der Schelling'schen und Oken'schen Naturphilosophie geißelte (obschon nicht zu verkennen ist, daß er eine Zeitlang ihrem Einflusse sich kaum entziehen konnte); sodann haben wir von seiner Hand eine werthvolle Aesthetik, unter dem bescheidenen Titel: Vorschule der Aesthetik, in welcher mit Erfolg der Versuch gemacht wird, die Gesetze unserer künstlerischen Anschauung aus den einfachsten Elementen unserer psychophysischen Organisation abzuleiten; endlich müssen wir noch auf eine Reihe von kritischen Schriften hinweisen, dazu bestimmt in den brennenden Tagesfragen des Darwinismus und der Descendenztheorie eine zutreffende Lösung an die Hand zu geben. (Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte der Organismen.) In allen diesen Werken offenbart sich der milde, versöhnliche Geist Fechners, der überall bestrebt ist, beim Gegner das Gute zu sehen; deshalb fehlt bei ihm die jetzt leider so häufige Gehässigkeit, unbequeme Ansichten moralisch zu discreditiren,

Gustav Theodor Fechner,
275

gänzlich, höchstens stellt sich dafür mitunter ein liebenswürdiger Humor ein, der nie verletzen kann. Was aber ganz besonders eigenartig ist an der Gestalt dieses Denkers, das ist die innige Vereinigung einer streng empirischen Richtung mit einer seltenen religiösen Wärme, die selbst den Gegner wohlthuend berührt; ohne in einen starren theologischen Dogmatismus zu verfallen, sucht er doch die wesentlichsten religiösen Ideen vor der zerstörenden Skepsis sicher zu stellen und namentlich die Persönlichkeit Gottes seinem Glauben zu retten. Man mag über dieses Verfahren denken, wie man will, aber soviel wird jeder Unbefangene zugeben, daß die angestrebte Versöhnung zwischen unseren sittlichen Idealen, welche unser ganzes Handeln bestimmen und den unanfechtbaren Principien unserer Erkenntniß besser, werthvoller ist, als jener klägliche Coinpromiß, wie er jetzt häusig gang und gäbe ist, auf der einen Seite der Wissenschaft die Ehre zu geben, auf der anderen aber ganz entgegengesetzten Empfindungen und Stimmungen sich zu überlassen, jedenfalls dem Radicalismus Lucrezens vorzuziehen, der sich in unseren Tagen wieder so breit macht, daß die ganze Religion nur einen einzigen, großen Irrthum des menschlichen Geschlechts darstelle. Das ist in kurzen Umrissen die Lebensarbeit eines schlichten deutschen Professors, die schon um ihres Reichthums willen eine eingehende Würdigung verdient; denn in der That begegnen mir in ihr den scheinbar widersprechendsten Strömungen unseres geistigen Lebens, auf der einen Seite den streng experimentellen Untersuchungen über die Grundlagen und Gesetze unseres Daseins (wir brauchen nicht daran zu erinnern, daß Fechner einer der Gründer der Psychophysik war), andererseits animistischen Vorstellungen, die uns fast an die naive Mythologie des Alterthums erinnern, mystischen Anwandlungen, die vielfach über den Rahmen der exacten Beobachtung hinausführen, und bei dem Allen einer Schärfe der Kritik, welche meisterhaft die Blöße des Gegners zu erfassen versteht. Bei dieser Fülle der Probleme kann es nicht überraschen, wenn mir uns, wie schon oben erwähnt, vielfach mit einer knappen Skizze des Stoffes begnügen, nur bestrebt, die charakteristischen Momente dieser eigenartigen Weltanschauung in ein Helles Licht zu rücken. Beginnen wir mit dem psychologischen Unterbau des Systems.

Es darf hier als bekannt vorausgesetzt werden, daß die moderne Forschung in der Empfindung und Bewegung die beiden entgegenstehenden Pole gefunden hat, an welche sie jedes Geschehen anknüpft, beide wechselseitig auf sich angewiesen und doch nicht auf einander zurückzuführen. Ueberall wo sich geistiges Leben regt, treten uns diese beiden Factoren mehr oder minder deutlich entgegen, und es liegt kein Grund vor, mit hochmüthiger Gelassenheit die höheren Vertreter des Thierreiches von dem Vorrecht seelischer Thätigkeit auszuschließen. Trotzdem die Thierpsychologie vielfach noch nicht (von einzelnen werthvollen monographischen Arbeiten abgesehen) das Studium fadenscheiniger Analogien und unbegründeter Hypo-

Nord und Süd, I.VI[^], S8. LS

276 — Th. Achelis in Vienen.

thesen überwunden hat, so dürfte doch der Satz, daß die Empfindung eine durchgängige biologische Erscheinung sei, wohl auf widerspruchslose Annahme rechnen. Diese Thatsache wird nun bekanntlich bedingt durch die Wirksamkeit der Nervenstränge, so daß, je mehr diese Fasern unseren Blicken entschwenden, wir um so rathloser in unserer Werthschätzung werden. Obschon nun Fechner an und für sich dieses Verhältnis; nicht bestreitet, daß es besteht, so ist er doch mit der absoluten Fassung dieses Grundsatzes, daß sich überhaupt keine Empfindung ohne jene Substanz denken lasse, durchaus nicht einverstanden. Zunächst bezieht er sich auf die Polypen. Ich will nicht in Anschlag bringen, daß in manchen niederen Thieren, insbesondere den Polypen, denen Empfindung und willkürliche Bewegung beizulegen, bisher noch Niemand Anstand genommen, bisher auch noch keine Nervenstränge haben entdeckt werden können. Unstreitig würde man entgegenen, sie werden schon noch einmal entdeckt werden, sie sind nur zu fein, durchsichtig, vereinzelt, als daß es bis jetzt gelungen wäre. Es mag wirklich so sein! Ich habe weder Grund noch Interesse es zu bezweifeln. Dieselbe Ausflucht stände dann auch bei den Pflanzen offen, aber ich bin weit davon entfernt, sie zu gebrauchen, es bedarf ihrer nicht. Die Ansicht, daß bloß mittelst Nerven Empfindung möglich sei, beruht überhaupt nur auf einer willkürlichen Hypothese oder auf dem Fehlschluß: weil Nerven bei Thieren zur Empfindung nöthig sind, sind sie überall dazu nöthig. Was kann man dagegen haben, wenn ich den anderen Schluß entgegengesetze: weil die Pflanzen keine Nerven zur Empfindung haben, werden sie etwas Anderes dazu haben. Ein Schluß ist so viel werth als der andere, d. h. keiner taugt für sich etwas; es kommt darauf an, wie man ihn ferner stützen kann. (Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen S. 48). Andererseits verlangt natürlich Niemand das Zugeständniß einer adäquaten Empfindungsfähigkeit für die Pflanzen, wie für die animalischen Wesen; es handelt sich nur darum, ob die Beseelung, die wir sonst als ein unumgängliches Prädicat alles Organischen und Lebendigen gegenüber dem Todten und Unorganischen ansehen, plötzlich mit einem Schlage aufhören kann oder sich nicht vielleicht in unendlich feine Abstufungen allmählich differencirt. Was ließe sich nun positiv aus der nüchternen Beobachtung als Beleg anführen, um diesen anscheinend mythologischen Traum zu einer wissenschaftlich erprobten Wahrheit zu erheben? „Wir sehen das Athmen, Säftelauf, Stoffwechsel, Ernährung in den Thieren nur mit Hülfe von Nerven, den fog. Gangliennerven von Statten gehen; in den Pflanzen giebt es keine solche Nerven; doch geht Athmen, Säftelauf, Stoffwechsel, Ernährung noch so gut als im Thiere von Statten, ja es besteht, wie man meint, das ganze Leben der Pflanze eben nur darin. Kann aber die Pflanze ohne Nerven athmen und sich ernähren, warum nicht auch empfinden? Man sieht eben hier auf das Deutlichste, ja unwiderleglich, daß in den Pflanzen Vieles in andere Mittel gelegt ist,

Gustav Theodor Fechner. ???

was bei den Thieren in Nerven-Wirksamkeit gelegt ist. Den Pflanzen gehen freilich, außer den Gangliennerven auch noch die Gehirn- und Rückenmarks-Nerven (Cerebrospinalnerven) ab, und nur an die Tätigkeit dieser pflegt man die Seelentätigkeit geknüpft zu halten; aber es geht in den Pflanzen ohne Gangliennerven etwas Sichtbares vor, was bei Thieren nur mit Gangliennerven vor sich geht, warum sollte nicht auch ohne Cerebrospinalnerven etwas Unsichtbares in ihnen vor sich gehen können, was bei Thieren nur mit solchen vor sich geht?" (a. a. O. S. 44). Dieser Gesichtspunkt wird sodann für die Physiologie der Pflanzen näher ausgeführt; in derselben Weise wie die Nerven Träger und Leiter geheimnißvoller immaterieller Wirkungen sind, vollzieht sich dasselbe Spiel bei diesen niedrigsten Vertretern des organischen Lebens. „Wir wissen zunächst gar nicht, wie die Pflanze das macht, mit ihrem verhältnißmäßig einfachen Zellenbaue Stärke-mehl, Zucker, Gerbstoff, die verschiedensten Säuren: c. aus unorganischen Stoffen zu erzeugen; jede Pflanze erzeugt etwas Anderes mit einem anderen Bau, ohne daß wir jedoch irgend wie begreifen könnten, wie die andere Anordnung von Zellen, Fasern, Röhren dies bewirken könne: ein sicherer Beweis, daß hier schon noch etwas mehr als bloß Fasern, Zellen, Röhren wirksam sind. Daß nun dieses Mehr wirklich wenigstens mit in einem feinen, unwägbar Agens liege, dafür spricht der Umstand, daß schon bei den gewöhnlichen chemischen Erscheinungen die außerhalb des Organismus von Statten gehen, ein solches mit im Spiele ist; Elektrizität wird dabei theils erzeugt, theils wirkt die erzeugte auf den chemischen Proceß zurück und so wird es keine Schwierigkeit haben, vielmehr die größte Aufforderung vorliegen, auch bei den ungewöhnlichen chemischen Erscheinungen in den Pflanzen ein solches vorauszusetzen, das oder dessen Spiel nur ebenso von dem Agens oder Spiel, das die gewöhnlichen chemischen Erscheinungen beherrscht, sich unterscheiden mag, als beiderlei Erscheinungen selbst sich von einander unterscheiden. Ist doch Grund zu glauben, daß auch die Erzeugung des Nervenagens, welcher Natur es immer sein mag, in den Thieren mit den darin vorgehenden chemischen Processen zusammenhängt, sowie darauf zurückzieht, so daß die Structur und Anordnung des Nervensystems nur für die Vertheilung und Verbreitung desselben von Bedeutung erscheint." Da aber diese ganze Erwägung die verhängnißvolle c[^]wliw«nceulw bedenklich nahe berührt, so zieht unser Gewährsmann es letzten Endes vor, jener kaum genügend gestützten Analogie lieber zu entsagen und seine Anschauung durch eine andere Wendung zu empfehlen. „Statt hierbei Voraussetzungen von Etwas zu Grunde zu legen, wovon wir gar nichts wissen, wäre es jedenfalls am besten, von Erfolgen rückzufchließen, die deutlich vor Augen liegen. Wir sehen doch ganz geordnete Erfolge in den Pflanzen. Die Säfte laufen in bestimmter Richtung, die Blüthe steigt nach gewissen Regeln über der Pflanze auf, die Blätter setzen sich nach gewisser Regel im Umfange an, gewisse Zellenreihen füllen sich ordnungs-

Th. Achelis in Bremen,

mäßig mit diesen, andere mit jenen Stoffen; man betrachte auf manchem bunten Blütenblatt die ganz regelmäßigen Zeichnungen, welche beweisen, daß die farbigen Säfte ganz bestimmte Wege nehmen, oder die Farbenprocesse sich in ganz bestimmter Weise specialisiren. Alles das spricht doch jedenfalls für ein geordnetes Spiel von Kräften, mögen diese Kräfte und ihre Träger heißen, wie sie wollen; die Pflanze giebt darin den Thiers Nichts nach, auch befolgt jede Pflanze eine andere Ordnung als die andere, wie jedes Thier mit anderem Nervensystem, ungeachtet die Pflanze überhaupt keines hat. Also anstatt von Abwesenheit der Nerven auf Mangel an Ordnung der in der Pflanze waltenden Kräfte, wie sie auch heißen mögen, zu schließen, sollte man umgekehrt von dem Dasein der Ordnung aufordnende Bedingungen dieser Kräfte schließen, und es sich dann nicht anfechten lassen, daß man diese doch nicht des Näheren kennt. Nur einen Beweis unserer Unwissenheit, nicht ihrer Abwesenheit kann man darin sehen" (a. a. O. S. 47). In dasselbe Gebiet gehören die auffallenden Erscheinungen, welche über die Anpassung der Pflanzen constatirt sind, indem sich dieselben je nach dem Eindruck der Umgebung verschieden an Lust, Licht und Erdreich anbequemt haben. Diese Sensibilität einzelner starken mechanischen und menschlichen Reizen gegenüber ist bisweilen bis zu einem Grade gesteigert, daß man geradezu von einer beschränkten Bewegungsvermögen der Pflanzen sprechen kann, vermöge deren sie immer das jeweilig passendste Terrain für sich aufsuchen. So erzählt Fechner unter vielen Beispielen folgenden Fall, daß ein Kartoffel- ausläufer, welcher bloß durch ein kleines Loch in einem Keller etwas Licht erhalten hatte, sich 20 Fuß über dem Fußboden nach dieser Oessnung hingezogen habe. Eine andere bekannte Erscheinung ist das Verfahren der Vionge» inusolpuls, die mit ihrem klebrigen Saft die Insekten fängt und absorbiert, ja es fragt sich überhaupt, ob nicht das zweckmäßige Handeln ohne Bewußtsein der Zwecke (so lautet ja die gewöhnliche Erklärung des Instinktes) auch in diesen? Sinne für die Pflanzenwelt in Anspruch genommen werden kann. „Wir nennen es Instinct, was jedes Thier lehrt, seine Bewegungen so einzurichten, daß seine rechten Lebensbedingungen ihm zu Gute kommen, wir wissen nicht, in welcher Weise lehrt. Was haben wir anders als alle äußeren Erscheinungen eines Instinctes in jenen Bewegungen der Pflanzen? Ein jedes Thier handelt anders in Folge seiner Instinkte, weil ihm Anderes dient; auch jede Pflanze thut. Ich bringe einige Beispiele. Alle Pflanzen, die in der Erde wurzeln, treiben ihre Wurzeln gerade abwärts; die Mistel bindet sich nicht an diese Nothwendigkeit. Wozu diene es ihr auch? Sie wurzelt auf anderen Bäumen, und zwar nicht bloß auf der Oberseite, sondern eben so gern an den Seitenflächen oder Unterseite der Aestlein, in welchem Falle es ihr sogar nöthig werden kann, die Wurzel auswärt zu treiben. Und so thut sie es auch, indem sie, wie immer die Oberfläche des Astes gerichtet sein mag, ihr Würzelchen senkrecht dagegen treibt. Ja hängt man ein Mistelkorn an einem Faden in einer Linie Entfernung zur

Gustav Theodor Fechner. 27H

Seite eines Astes auf, so spürt das Würzelchen sogar aus dieser Ferne, wo der Ast ist und richtet sich dagegen, rechts oder links, je nachdem der Ast steht. Freilich wächst es nun auch senkrecht gegen eine Wand von Stein oder Eisen, in der es eben keine Nahrung findet, und sät man Mistelkörner über die Oberfläche einer eisernen Kugel, streben sie alle mit den Würzelchen nach diesem Centrum, als könnten sie in dieser Richtung finden, was ihnen dient. Ihr Instinct täuscht sie hier. Aber ist das anders, als wenn die Henne Eier von Marmor ausbrüten will und die Wachtel der Vogelpfeife statt dem Ruf des Weibchens folgt? Der Instinct ist überall daran gebunden, sich durch plmische Einwirkungen leiten zu lassen und nach Umständen also auch dadurch täuschen zu lassen. Unstreitig weiß das Mistelwürzelchen den Ast, die Wand aus der Ferne überhaupt nur dadurch zu finden, daß Luft und Feuchtigkeit und Licht und Wärme jetzt von dieser Seite her anders einwirken als von der anderen, daher es bei zu großer Entfernung sie auch nicht mehr findet. Im Allgemeinen und im Durchschnitt der Umstände wird der Instinct doch richtig durch diese Einrichtungen geleitet, weil seine Einrichtung darauf berechnet ist, aber wie überall bei allgemein zweckmäßigen Einrichtungen, kann in einzelnen Fällen, wo die normalen Umstände sich verkehren, auch einmal eine Unzweckmäßigkeit daraus entstehen." (S. 113).

Um diesen Erwägungen ein vorläufigen Abschluß zu geben, so erwähnen wir die schon oben flüchtig berührte Bedeutsamkeit des Lichtes für die Pflanzen, das ganz anders in ihren Lebensmechanismus eingreift wie in den unseren. „Wie viel mehr Bedeutung das Licht für die Pflanzen haben mag, als für uns, ergibt sich, außer der Richtung, die sie gegen dasselbe annehmen, namentlich daraus, daß es so viel mächtiger in den ganzen Lebensproceß eingreift, als in den unseren. Wir wachsen nicht anders, wir athmen nicht anders im Licht als außer dem Licht. Spurlos und wirkungslos gleitet der Sonnenstrahl über unserer Haut hin, nur das Auge ist für seinen Reiz empfänglich. Aber die Pflanze spürt über ihre ganze Oberfläche hin den Reiz des Lichtes, wie den Mangel dieses Reizes. Er ist es, der sie ergrünen, er ist es, der sie erblühen macht; denn ohne Licht bleibt alles Kraut fahl, will keine Blüthe sich entfalten. Ohne Licht stockt ihre Ausdünstung, das Kraut hört auf Lebenslust von sich zu geben, die Sprossen werden fchmal und lang und bleich; statt kräftiger, herber und bitterer Stoffe erzeugen sie nur fade und fübliche. Jeder andere Farbenstrcchl hat anderen Einfluß auf den Lebensproceß der Pflanzen." (S. 76) Oder wie Fechner noch lebhafter diesen Vorgang schildert: „Statt ein buntes Bild der Gegenstände auf sich malen zu lassen, wie auf unserer Netzhaut geschieht, malt sie sich selbst bunt im Sonnenstrahl, verleiblicht diesen so zu sagen in sich. Licht wird Pflanze, sie zwingt ihm Farbe ab, es kocht in ihr Nektar und Duft, es gärt und schwillt Alles in ihr, sie entbrennt in ihm zu einem erhöhten Gefühl ihres eigenen durch-

280 — Ih. Achelis in Viemen,
leuchteten Daseins und wird hierin zugleich die Wirkung eines Höchsten über sie inne." Das Gesamtbild endlich der unaufhörlichen Thätigkeit des Pflanzenorganismus spiegelt sich sehr schön in der abschließenden Schilderung wieder: „Ueberblicken wir einmal im Zusammenhange den ganzen Lebenskreis der Pflanze, wie die Taft in ihr so regsam quellen, wie es sie drängt, Augen und Zweige zu treiben und rastlos an sich selber zu gestalten, wie sie mit der Krone gen Himmel und mit der Wurzel in die Tiefe trachtet, selbstmächtig, ohne daß sie Jemand dorthin zöge oder ihr den Weg dahin wiese, wie sie den Frühling mit jungen Blüthen, den Herbst mit reifen Früchten grüßt, einen langen Winter schläft und dann von Frischem zu schaffen beginnt, im Trockenem die Nüctter hängt und in der Frühe sie aufrichtet, sich am Thau erquickt, als Schlingpflanze umherkriecht die Stütze zu suchen, wie die Blume erst in der Knospe still verborgen ruht und dann ein Tag kommt, wo sie sich dem Licht öffnet, wie sie Düfte auszuströmen beginnt und in Wechselverkehr mit Schmetterlingen, Vienen und Käfern tritt, wie das Geschlecht in ihr rege wird, sie Morgens sich aufthut, des Abends oder vor dem Regen sich schließt, dem Lichte sich zuwendet, — und es deucht mich, daß es uns doch schwer fallen sollte, diesen ganzen schwellenden und quellenden, an innerem und äußerem Wechsel so reichen Lebenskreis vergeblich oder leer für die Empfindung zu halten." (S. 60).

Wir fürchten, mit dieser Schilderung, die an die bekannten farbenprächtigen Bilder der griechischen Mythologie streift. Wenige befriedigt, vielmehr manchen Widerspruch erregt zu haben; scheint es doch, als wenn aller streng gesetzlichen Mechanik zuwider die Phantasie nach Willkür schalten und walten könnte. Namentlich, so wird man erregt fragen, wie verträgt sich damit das nüchterne Programm des naturwissenschaftlichen Denkens? Auch Fechner ist, wie leicht begreiflich, dieser Stein des Anstoßes nicht entgangen, so wenig, daß er sogar nicht ansteht, die bekannte Cardinalformel der Physiologie von der Identität unserer Sinnesanschauungen in Zweifel zu ziehen: „Was wir der Welt um uns abzusehen, abzuhören meinen, es ist Alles nur unser innerer Schein, eine Illusion, die man sich loben kann, wie ich's noch jüngst gelesen, bleibt aber eine Illusion. Licht und Ton w der äußeren, von mechanischen Gesetzen und Kräften beherrschten, zum Bewußtsein noch nicht durchgedrungenen Welt, über die organischen Geschöpfe hinaus sind nur blinde, stumme Wellenzüge, die von mehr oder weniger erschütterten materiellen Punkten aus den Aether und die Luft durchkreuzen und erst wenn sie an einem bestimmten Punkt derselben antreffen, sich durch den spiritistischen Zauber dieses Medium in leuchtende, tönende Schwingungen umsetzen. Ueber Grund, Wesen, nähere Bestimmungen dieses Zaubers streitet man, über die Thatsache ist man einig, und von allen Denk- und Erkenntnißtheorien, in denen die Philosophie sich eben jetzt erschöpfen und leeren will, als wollte sie noch eine Philosophie

gebären, führt keine zu einem Zweifel an der Richtigkeit dieser Thatsache, es sei denn um den Zweifel für unlösbar zu erklären oder die Welt in Stäubchen zu zertrümmern, die nur sich selber, aber nicht die Welt erleuchten." (Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht Leipzig 1874 S. 4). Deshalb giebt sich unser Gewährsmann mit dieser Abwehr auch nicht zufrieden, sondern er sucht eine abweichende Ansicht durch eine weitere Perspective zu stützen, in dem er abgesehen vom menschlichen Bewußtsein ein allgemeines, die ganze Welt durchdringendes annimmt und durch diese substantielle Verknüpfung aller Dinge das geistige Leben über die ganze Natur ausgießt. „Damit das Licht über uns hinaus in aller Welt gesehen, der Schall gehört werde, muß es ein stehendes und hörendes Wesen dazu geben. Und hat man wohl nicht schon sonst von einem Gott gehört, der in der Welt allgegenwärtig und allwissend waltet? Für die Nachtansicht aber ist seine Klarheit, wenn er überhaupt noch für sie ist, über den Dingen; darum ist die Welt unter ihm so finster, stumm und öde. Für die Tagesansicht ist die Welt von seinem Sehen durchleuchtet, von seinem Hören durchtönt; was wir selber von der Welt sehen und hören, ist nur die letzte Abzweigung seines Sehens und Hörens, und über Allem, was er mehr als wir von der Zeit sieht und hört, baut sich in ihm auch Höheres als in uns." (a. a. O. S. 5.). Ueberhaupt aber genügt ihm der gewöhnliche mechanische Standpunkt, wie ihn die detaillirte Untersuchung, namentlich in der beschreibenden Naturwissenschaft nie zu verlassen braucht, für eine zusammenfassende Weltanschauung nicht mehr. „Die streng naturwissenschaftliche Betrachtung und Behandlung der Natur geht nur in einer gewissen Beschränkung auf die zur Natur zu rechnenden Nestimmungen ein, hält nämlich von der äußerlich sinnlichen Erscheinungswelt nur das Zählbare oder infinitesimal Summirbare nach Zeit- und Raummaß Bestimmbare fest, sagen wir kurz das quantitativ Bestimmbare fest, abstrahirt aber von aller qualitativen Bestimmtheit, wie solche, inneren sinnlichen Erscheinungen, als Lichtempfindung, Tonempfindung u. s. w. zukommt. So bleibt für sie nur die Vorstellung räumlicher und zeitlicher Ausdehnung, die Vorstellung eines in diesem Räume gehaltenen, sei es nun ausgedehnten oder in discrete Atome gespaltenen, jedenfalls qualitativ unbestimmt gelassenen oder gleichgültig gelassenen Etwas, was sie Materie nennt, und die Vorstellung von Lagen und Lagenveränderungen der Theile der Materie im Räume übrig. Sie legt der Materie Kräfte bei, die aber für naturwissenschaftlichen Standpunkt und naturwissenschaftliche Verwendung faktisch durch nichts Anderes charakterisierbar sind, als dadurch, daß aus gegebenen, quantitativ bestimmbar, zeitlich räumlichen Verhältnissen der Materie gesetzlich andere folgen, was sie als Wirkung der der Materie innewohnenden Kräfte bezeichnet . . . Nach Abstraktion aber von allen Empfindungsqualitäten erkennt die naturwissenschaftliche Betrachtung doch an, daß je nach den verschiedenen Verhältnissen der materiellen Welt zu dem Theile,

282 Th, Achelis in Vremen.

de» unser Körper davon für sie bildet, und nach dessen eigenen inneren Verhältnissen qualitativ bestimmte Empfindungen verschiedener Art in der Seele entstehen können, die an unseren Körper gebunden sind nach Gesetzen, die sie bis zu gewissen Grenzen in Physik und Physiologie selbst verfolgt, des Weiteren und Genaueren aber der Psychovhysik zu verfolgen überläßt. Und umgekehrt schließt sie von solchen Empfindungen in uns auf das Dasein quantitativ bestimmter Verhältnisse in der Außenwelt, von Lichtempfindung in uns auf rasche Aetherschwingungen, von Tonempfindung in uns auf langsamere Luftschwingungen in der Außenwelt, ohne daß an diesen selbst für die naturwissenschaftliche Betrachtung etwas von der Empfindungen haftet. Kurz die naturwissenschaftliche Betrachtung objectivirt bloß quantitativ auffaßbare Bestimmungen unserer äußeren Wahrnehmungen als der Natur außer uns zukommend oder zur wesentlichen Charakteristik derselben gehörig und abstrahirt von den qualitativen. Nun ist es doch eine eigene Sache, wenn der Materialist und nicht bloß dieser, sondern im Grunde die ganze heutige, von der Nachtansicht inficirte wissenschaftliche Welt der Natur über uns hinaus deshalb keine qualitative Bestimmtheit zukommend hält, weil der Naturforscher von ihr abstrahirt. Er hält es eben nur für seine Aufgabe, sich mit der quantitativen zu beschäftigen, indeß doch diese in untrennbarem Zusammenhange mit der qualitativen in seine Wahrnehmung eintritt. Soll die Welt über uns hinaus, indem sie qualitative Empfindungen in uns hinein erzeugt, selbst qualitativ leer, unbestimmt sein? Oder soll sie Qualitäten haben, die mit den von unserer Seele faßbaren unvergleichbar sind, von denen sich also nicht sprechen läßt, die man einfach dahin stellen muß? Aber das trifft doch factisch nicht für den Theil der Natur zu, der die äußerliche Erscheinung eines lebendigen Körpers giebt, sofern sich daran nach directer innerer Erfahrung die Empfindungsqualitäten des Sehens, Hörens :c. knüpfen. Hier haben wir einen directen Anknüpfungspunkt in der Erfahrung für die Annahme bestimmter Qualitäten zu den quantitativen Bestimmtheiten der Natur über uns hinaus, den es nur zu verfolge» und auszubeuten gilt. Wir schließen nach Analogie, Inductionen, Causalbetrachtungen von dem, was in uns gesetzlich zusammengehört, auf das, was davon über uns hinaus zusammengehört." (a. a. O. S. 233). Diese Auffassung von einem (freilich vielfach versteckten) geistigen Leben, das die Materie führt, ^ auch dies bildet übrigens eine charakteristische Aehnlichkeit mit Lotzes Ideen, — kann dann selbstverständlich nicht nur eine psychologische Forderung bleiben, sondern verlangt ihrerseits nach einer tieferen metaphysischen Begründung, mit der Fechner auch nicht zurückhält: „In der That bekenne ich mich in letzter Instanz zu einem objectiven Idealismus, was nicht hindert, vielmehr die Nöthigung bestehen läßt, eine körperliche Außenwelt und eine geistige Innenwelt insofern zu unterscheiden, als die erste durch den gesetzliche Zusammenhang von Wahrnehmungen, die in eine

Gustav Theodor Fechner. 283

Mehrheit von Einzelwesen fallen oder fallen können, letztere durch den Zusammenhang geistiger Bestimmungen, die schon in jedes Individuum für sich, resv. den allgemeinen Geist fallen, charakterisierbar ist." (a. a. O. S. 240). Der ganze Proceß der Welt, ja die ärmlichste menschliche Empfindung gipfelt somit in einem Alles umschließenden göttlichen Bewußtsein, als Centralpunkt des Universums.

Diese ganze Psychologische Entwicklung würde aber eine empfindliche Lücke aufweisen, wenn wir nicht, sei es auch in gedrängter Kürze, die Leistungen Fechners auf demjenigen Gebiete würdigen sollten, auf dem er vor Allem neidlos als bahnbrechender Forscher anerkannt ist, wir meinen in der Psychophysik. Seine allgemeine Definition dieser Wissenschaft lautet so: „Wir verstehen darunter eine exacte Lehre von den functionellen oder Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Körper und Geist, allgemeiner zwischen körperlicher und geistiger, physischer und psychischer Welt (Elemente d. Psych. I, 8). Und in genauerer Ausführung: „Zum Gebiet des Geistigen, Psychischen der Seele rechnen wir überhaupt das, was durch innere Wahrnehmung erfaßlich oder daraus abstrahierbar ist, zu dem des Körperlichen, Leiblichen, Physischen, Materiellen das, was durch unsere Wahrnehmung erfaßlich oder daraus abstrahierbar ist. Alle Erörterungen und Untersuchungen der Psychophysik beziehen sich überhaupt blos auf die Erscheinungsseite der körperlichen und geistigen Welt, auf das, was entweder unmittelbar durch innere oder äußere Wahrnehmung erscheint oder aus dem Erscheinlichen erschließbar oder als Verhältnis, Kategorie, Zusammenhang, Auseinanderfolge, Gesetz des Erscheinlichen faßbar ist, kurz auf das Physische, im Sinne der Physik und Chemie, auf das Psychische im Sinne der Erfahrungsseelenlehre, ohne daß auf das Wesen des Körpers, der Seele hinter der Erscheinungswelt im Sinne der Metaphysik irgendwie zurückgegangen wird.“ Es ist hier also ausdrücklich Abstand genommen von jeder hypothetischen Erörterung über die Substanz der Seele, sei es im materialistischen, sei es im idealistischen Sinne, sondern dagegen nur die unleugbaren Beziehungen zwischen unserem Bewußtsein und der Außenwelt als Ausgangspunkt festgehalten. „Im Besonderen zerfällt diese Lehre in eine äußere und innere Psychophysik, deren erste von den Beziehungen zwischen den psychischen Phaenomenen und äußeren Anregungsmitteln derselben, sogenannten Reizen, handelt, die andere aber von den Beziehungen der psychischen Phänomene zu den inneren, sogenannten psychophysischen, körperlichen Tätigkeiten, die ihnen unmittelbar unterliegen. Die erste fußt hauptsächlich auf Experimenten, die andere zieht unter Mitziehung anatomischer, physiologischer und psychologischer Thatsachen Folgerungen aus der Eisten“ (In Sachen der Psychophys. S. 3). Selbstverständlich bleibt aber für diese ganze Beweisführung, daß das Dasein der Seele keiner besonderen Begründung mehr bedarf, weder materialistisch der Stoff dafür eingesetzt wird, noch monistisch die ganze Außenwelt sich

— Th. Achelis in Bremen,

in ein bloßes Spiel innerer Vorstellungen verflüchtigt — andernfalls würde von keinem Correlat beider Reihen die Rede sein können. Dagegen bleibt es zunächst (wenn auch nicht für den weiteren Aufbau der Erkenntnistheorie) gleichgültig, ob man die Seele mit Lotze als einfaches, unausgedehntes Wesen betrachtet, oder mit Fechner ihr einen ausgedehnten Wirkungskreis zuweist, in dem sie in abgestuften Größenverhältnissen ihre Kraft zu entfalten vermag. In dieser Voraussetzung und in der weiteren Annahme, daß eben das Substrat des Psychischen durch die ganze Welt verstreut ist, geknüpft an ein bestimmtes System von Krafteinheiten, schließt die Psychophysik mit folgenden Gedanken: „Auf solche Weise ersparen wir uns den magischen Zauber, die unwillkürlichen, welche uns diese oder jene exceptionelle Bewegungsform zur psychischen Leistung befähigen soll, und wird eine allgemeine, nicht bloß particular für Menschen und Thiere gültige Psychophysik möglich werden, in entsprechendem Sinne als wir eine allgemeine, für die ganze Welt gültige Physik und Mechanik haben. Wir werden die Gesetze der Psychophysik am Menschen erforschen und werden sie auf die Welt übertragen können. Bewußtes und Bewußtloses in der Welt wird nur zwei Fälle darstellen, welche zugleich maßgebend für ihr Verhältniß und für ihren Uebergang in einander ist.“ (Elemente d. Psych. II, 547).

Mit diesem Ausblick sind wir freilich schon in das Gebiet der vielumfochtenen Metaphysik gerathen; trotzdem dieselbe in unseren Tagen in weiten Kreisen, besonders der naturwissenschaftlichen Aufklärung nicht besonders gut angeschrieben ist, werden wir nicht umhin können, zumal aus Gründen historischer Treue, diesen Erwägungen eine kurze Aufmerksamkeit zu schenken: Wird doch der eigentliche Gehalt und die Färbung des Weltbildes gerade durch erkenntnistheoretische Principien und Voraussetzungen ganz besonders berührt. Um nun gleich den Kernpunkt der ganzen Frage voranzustellen, so würde es sich um eine Beantwortung des Problems handeln, was hat sich die Philosophie unter den letzten materiellen Bestandtheilen des Wirklichen, unter den Atomen, zu denken? Darauf entgegnet unser Gewährsmann folgendermaßen: „Man mag die einfachen Wesen materielle Punkte, Kraftmittelpunkte, punktuelle Intensitäten, substantielle Einheiten, einfache Realen, Monaden nennen, der Name ist gleichgültig. Ihre Natur, Bedeutung, Begriff, Verwendung und Verwerthung aber bestimmt sich dadurch und nur eben dadurch, daß sie als Grenze der Zerlegung des aufzeigbaren und mit aufzeigbaren Eigenschaften begabten objectiv (sinnlich äußerlich) erfaßlichen realen Rauminhaltes auftreten. Nur in solcher Beziehung zum erfahrungsmäßig Gegebenen sind sie zu desiniren; hiernach sind sie vorzustellen als Punkte nicht hinter oder außer Zeit und Raum, sondern in Zeit und Raum, nur mit Bedacht, daß, wie klein man diese Punkte vorstellen will, es inner noch nicht reicht; die Mathematik hat an dergleichen schon gewöhnt; für uns

bleiben sie nur eine für die Construction des Gegebenen nothwendige Grenzvorstellung des Gegebenen, die letzten Bausteine des Gegebenen, aus denen es erbaut, weil in sie zerfällt werden kann." (Ueber philos. und physikal. Atonienlehre). Und weiter: „Wenn man die Verhältnisse unserer einfachen Atome den daraus zusammengesetzten Körpern gegenüber betrachtet, so wird man finden, daß ihnen eine Menge Eigenschaften fehlen, die den letzteren zukommen, in dem sie erst mit der Verbindung der Atome entstehen; und sofern sich der Begriff des Körpers doch nur mit Rücksicht auf diese Eigenschaften gebildet hat, hindert nichts zu sagen, daß die Atome unkörperlich seien, und die Körper also aus unkörperlichen Wesen zusammengesetzt seien, was keinen größeren Widerspruch enthält, als wenn man sagt, eine Gesellschaft werde aus Personen gebildet, die nicht selbst eine Gesellschaft sind, ein Baum werde aus Zellen gebildet, denen der Begriff des Baues noch fern liegt." So faßt unser Autor die Atome als punctuelle Einheiten, die durch ihre Abstände die Erscheinungen gegenseitiger Anziehung und Abstoßung hervorrufen; nur durch diesen ihren discontinuirlichen Charakter verhindern sie ihr sonst unvermeidliches Zusammenfallen. „Mit dem Begriff der absoluten Einfachheit der Atome steht der ihrer absoluten Diskontinuität in unmittelbarem Zusammenhange; denn sofern sie ohne Vielheit von Theilen und Seiten sind, können sie auch weder ein Continuum an sich sein, noch nach Theilen oder Seiten mit etwas Anderem, sondern jedes nur ganz mit sich selbst zusammenfallen. Umgekehrt sind sie als absolut discontinuirliche Wesen nothwendig absolut einfach zu denken. Unsere realen Wesen sind also einfach und absolut discontinuirlich in Eins." Welch einen erkenntnistheoretischen Werth hat aber nun diese atomistisch gegliederte Welt zu beanspruchen? Wie schon oben erwähnt, vermag Fechner den landläufigen Dualismus nicht zu theilen, vielmehr vertritt er einen im Allgemeinen bereits skizzirten Monismus, den er auch psychologisch zu begründen sucht: „Das Materielle, Körperliche, Leibliche und durch ein Verhältniß unmittelbarer Bedingtheit daran geknüpfte Psychische, Geistige sind zwei Erscheinungsweisen desselben Wesens, ersteres die äußere für andere Wesen, letzteres die innere Erscheinungsweise des eigenen Wesens, beide deshalb verschieden, weil überhaupt Ein und Dasselbe verschieden erscheint, je nachdem es von Verschiedenen von verschiedenem Standpunkt aufgefaßt wird. Also erscheint auch der materielle Gehirnproceß verschieden von den daran geknüpften Empfindungen und Gedanken, weil dasselbe Wesen, was beiden gemeinsam unterliegt, als Gehirnproceß äußerlich, als geistiger Proceß innerlich aufgefaßt wird. Und so wird auch für die Tagesansicht nach dieser monistischen Auffassung das gesummte Weltwesen, was uns äußerlich als materielle Natur und materieller Bewegungproceß erscheint, sich noch in anderer Weise innerlich als geistiges (unseren eigenen Geist einschließendes) Wesen erscheinen können, und wir selbst werden als Theile des allgemeinen

286 Th. Achelis in Vremen.

Weltwesens nach körperlicher und geistiger Seite dieser doppelten Erscheinungsweise unterliegen." (Tagesansicht, S. 243). Daher erklärt sich auch der Parallelismus beider Momente einfach und natürlich aus der Identität desjenigen Wesens, das gemeinsam, obwohl für die Perspektive bedeutsam verschieden, den correspondirenden Reihen zu Grunde liegt. „Der Parallelismus im Körperlichen und Geistigen erinnert an die Leibnitz'sche prästabilierte Harmonie, nur daß er auf sehr anderem Grunde ruht, als diese. Nach uns wie nach Leibnitz, wenn Etwas im Geiste geht, geht Etwas correspondirend im Leibe, ohne daß man sagen kann. Eins habe das andere hervorgerufen. Wenn aber nach Leibnitz Seele und Leib gleichnißweise zwei Uhren sind, die miteinander zusammenpassend doch ganz unabhängig von einander nur vermöge ihrer guten Einrichtung durch Gott nie von einander abirrend gehen, ist es nach uns vielmehr ein und dieselbe Uhr, die sich selbst in ihrem Gange als geistig sich regendes Wesen und einem Gegenüberstehenden als ein Getriebe und Treiben materieller Näder erscheint. Statt prestabiler Harmonie ist es Identität des Grundwesens, was beide Erscheinungen zusammenpassend macht." Mit wiederholtem Nachdruck weist aber unser Philosoph darauf hin, diese Identität der Substanz nicht mit einer Identität der Prozesse zu verwechseln, als ob diese an sich genommen gleichartig seien und nur dem flüchtigen Blick als verschiedenartige Erscheinungen entgegentreten. Schon der ganze psychologische Standpunkt würde eine solche monistische Auffassung nicht zulassen. Das gilt im weiteren Sinne auch für die verhängnißvolle Frage des Seelensitzes, wo sich Fechner von dem ihm sonst so verwandten Lotze entfernt. Er bezeichnet seine Ansicht im Gegensatz zu der Leibniz'schen Herbart'schen und Lotze'schen, die er monadologisch nennt, als synchologisch und vertheidigt sie so: „Die monadologisch« Ansicht gestattet principiell der Psychophysik über ihren ersten Angriffspunkt hinaus (den sie in der sogen. äußeren Psychophysik findet) keine weitere Entwicklung (zur inneren Psychophysik), wogegen die synechologische ihr principiell eine mit der Naturwissenschaft im gewissen Sinne parallele, im andern Sinne sie übersteigende, unbeschränkte Entwicklung gestattet. Denn nach der monadologischen Ansicht sind alle geistigen Vorgänge nur innere Vorgänge des Atoms ohne wesentlichen Bezug zu körperlichen Vorgängen, die in einem Atom nicht statt haben können; nur die erregenden körperlichen Anstöße an den Atom von außen und Rückwirkungen nach außen sind psychophysisch faßbar und verfolgbar. Hingegen nach der synechologischen Ansicht sind alle verschiedenartigen geistigen Vorgänge an ebenso verschiedenartige körperliche Vorgänge (als einheitliche innere oder Selbsterscheinungen derselben) gebunden; selbst jede einfache Empfindung an einem zusammengesetzten körperlichen Proceß, der höhere Verhältnisse einschließt, und selbst die höchste, göttliche geistige Tätigkeit entzieht sich diesem Princip nicht, sofern sie mit der allgemeinsten und

Gustav Theodor Fechner. — 28?

höchsten Ordnung der Weltverhältnisse solidarisch zusammenhängt." (Ueber psychik. und philos. Atomenlehre, S. 255.) Dies ist der letzte ausschlaggebende Punkt, auf den Fechner überall großes Gewicht legt, daß seine synechologische Auffassung sämtliche Phänomene in der Bewußtseinseinheit Gottes zusammenfaßt, während die entgegenstehende Meinung diese Beziehung entweder dem religiösen Glauben zuweist oder sich in unlösbare Widersprüche verwickelt. „Während die synechologische Ansicht sich gar nicht anders abzuschließen vermag als in der Idee eines allgegenwärtigen, allwissenden, persönlichen, d. h. eine Bewußtseinseinheit in sich tragenden, Gottes mit den innerlichsten, unmittelbarsten Bewußtseinbeziehungen zu seinen Geschöpfen, vermag die monadologische in keiner Weise zu einer Vorstellung Gottes zu gelangen, welche nicht für das religiöse Bedürfnis eine Absurdität oder für, das philosophische eine Inconsequenz wäre. Denn entweder ist nach ihr auch Gott ein in einem Punkt seiner Welt sitzendes Atom unter anderen Atomen, dem man aber ganz andere, wunderbar exceptionelle Kräfte zuschreiben muß, welche mit allen Kräften, die man sonst psychischen Atomen zuschreibt, unvergleichbar sind, mittelst deren es von seinem punktförmigen Sitz aus die Welt beherrscht, oder es ist kein Atom, die geistige Einheit wird bei ihm nicht durch einen einfachen Punkt repräsentiert (warum aber dann bei anderen Geistern?) oder der Gedanke Gottes wird in ein Glaubensgebiet verwiesen, welches sich mit unserem Wissensgebiet nicht berührt oder nicht verträgt, und dadurch die Lücke und der Widerspruch zwischen Glauben und Wissen festgehalten, deren Beseitigung wir vielmehr von der Philosophie zu fordern hätten, oder er wird in mystisch-phantastische Unklarheit versenkt.“ Freilich sind wir mit dieser Erörterung von der eigentlichen Metaphysik schon in das mehr oder minder strittige Gebiet der Religionsphilosophie getreten, aber weil gerade diese nicht zum Wenigsten die Eigenart unseres Gewährsmannes veranschaulicht, so möchten wir noch einen Augenblick dabei verweilen. So sehr der nüchterne Begründer der Psychophysik als inductiver Naturforscher einen, streng empirischen Aufbau der Erkenntnis huldigte, so sehr er einer verschwommenen Speculation abgeneigt ist, so sehr betont er doch andererseits die Geltung bestimmter Axiome und Forderungen, die sich letzten Endes nicht eract beweisen lassen. „Alles Allgemeinste, Höchste Letzte, Feinste, Feinste, Tiefste ist überhaupt seiner und unserer Natur nach Glaubenssache. Daß die Gravitation durch die ganze Welt reicht und von jeher gereicht hat, ist Glaubenssache; daß überhaupt Gesetze durchs Endliche verfolgt, in's Unbegrenzte von Raum und Zeit wirken, ist Glaubenssache; daß es Atome und Undulationen des Lichtes giebt, ist Glaubenssache; der Anfang und das Ziel der Geschichte sind Glaubenssache, sogar in der Geometrie giebt es Glaubenssachen, in der Zahl der Dimensionen und den Sätzen für die Parallelen. Ja streng genommen, ist alles Glaubenssache, was nicht unmittelbar erfahrbar ist, und was nicht logisch

288 Ih. Achelis in Riemen,

feststeht. Ein jedes Wissen um das, was ist, setzt sich sott in Glauben und mutz sich darein fortsetzen und endlich damit abschließen, damit es einen Zusammenhang, einen Fortschritt und einen Abschluß des Wissens gebe." (Tagesansicht, S. 17.) Vielen wird diese religiöse Färbung methodologischer Fragen wahrscheinlich nicht sehr zusagen; doch darf man im Interesse einer unpartheischen Beurtheilung nicht vergessen, daß Fechner z. B. für seine Ansicht von der Beseelung der Pflanzen oder von der Möglichkeit einer für sich selbst bestehenden sinnlichen Empfindung nur eine logische Möglichkeit und Widersvruchlosigkeit für sich geltend macht, aber keine strenge Beweisbarkeit beansprucht.

Indem wir aber nach unserer ursprünglichen Absicht von einer detail- lirtten Kritik überhaupt absehen, müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf den dritten wesentlichen Bestandtheil der Fechner'schen Philosophie richten, auf die Ethik.

Die Rigorosität der Kantfchen Sittenlehre ist zum großen Theil nur aus der berechtigten Opposition gegen den seichten Eudämonismus zu erklären, wie er Mitte und Ende des vorigen Jahrhunderts in der gebildeten Gesellschaft herrschte; deshalb der unerbittliche Krieg gegen alle Lustempfindungen, ja gegen jede empirische Entwicklung überhaupt. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben und in der Sorge, die systematische Begründung der Sittlichkeit nicht etwa mit einzelnen sittlich werthvollen Behandlungen zu verwechseln, verlor man jede Fühlung mit der Wirklichkeit aus den Äugen und gefiel sich eben in einem künstlichen, lebensunwcchren Schematismus der Begriffe. Fechner, wiederum hier Lotze ähnlich, sucht den Eckstein, wie er sich ausdrückt, den die Bauleute verworfen haben, aufs Neue hervor und zwar die Lust, die er gerade um ihrer empirischen Rücksicht halber vertheidigt." Kant nennt es einen Fehler aller Principe der Lust, daß sie die Moral zu etwas Empirischen machen; denn was Luft und Unlust gebe, könne nur aus Erfahrungen erkannt werden. Ich finde meinerfeits einen Vorzug aller Lustprincipe darin, daß sie ihrer Ratur nach nicht nur alle Erfahrungen im Leben für die Lehre und folgeweife wieder für das Leben nutzbar zu machen gestatten, sondern daß sie sogar nüthigen, auf die empirische Natur der Menschen und Dinge einzugehen. Wie sollte bann die Lehre vom Handeln, das sich im Empirischen zu bewegen hat, selbst unabhängig vom Empirischen sein? Es schiene mir das wie eine Physik, die von der empirischen Natur des Körpers und der Bewegung abstrahiren oder diese im Kopfe construiren wollte, was man freilich versucht hat, aber mit welchem Erfolge? Wirklich hat auch der Versuch, die Moral als Wissenschaft über dem Empirischen des Lebens schwebend zu erhalten, damit sie sich nicht die Füße darin beschmutze, immer den Erfolg gehabt, daß sich das Empirische des Lebens nun auch nicht um die Wissenschaft der Moral gekümmert hat, beide neben einander hergegangen sind, oder daß man das Empirische noch nachträglich mit schlechter Verknüpfung an das Principielle

hat anhängen müssen. Ein Princip, was brauchbar sein soll für das empirische Leben, kann sich lebendig und lebendigmachend auch nur am Empirischen selbst entfalten; und je nothwendiger es desselben zu seiner eigenen Entfaltung bedarf, desto mehr wird dies ein Beweis sein, daß es dessen Seele ist. (Ueber das höchste Gut S. 41.) Trotz dieser Anlehnung an die unmittelbare Wirklichkeit wird aber nicht jede Lust als solche der anderen gleichwerthig gesetzt, vielmehr sucht Fechner einen feinsinnigen Unterschied dadurch zu gewinnen, daß er nicht das etwaige augenblickliche höchste Behagen, sondern die Möglichkeit einer entsprechenden Lust auch für die Zukunft als entscheidendes Kriterium aufgestellt. „Gewöhnlich, wenn man geistige Lust der sinnlichen gegenüberstellt, hat man stillschweigend eben nur edle oder gute geistige Lust gemeiner oder schlechter sinnlicher gegenüber im Auge; und dann versteht es sich freilich von selbst auch im Sinne unseres Principis, das erster« höher zu schätzen; denn edle oder gute geistige Lust wird eben nur dadurch edel oder gut, daß ihr Lustwerth nicht bloß am Augenblick hängt, sondern daß sie auch Quell überwiegender Lust ist oder mit solchem zusammenhängt. Dies gilt von aller Lust am echten Schönen und Wahren, an nützlichen Thätigkeiten, vor Allein von der Lust des guten Gewissens, als wirksamstem Motiv zu feinerem Guthandelu. Aus solchen Arten von Lust oder dem, woran sie geknüpft sind, können sich ganze Folgenreihen von Lustwirkungen für die Menschheit entwickeln; und hiergegen kann eine einzelne sinnliche Lust freilich nicht Stich halten, wenn sie Nichts oder nur Lustverderb für die Folge nachläßt. Aber so wie sie ist, hat doch die sinnliche Lust so gut Werth als die geistige, und es wäre sonderbar, wenn man einen Regenten lobte, weil er auch mit für das materielle Wohl seiner Unterthanen sorgte, und doch diesem selbst keinen Werth beilegte.“ Dieser Gedanke einer genau abzustufenden Bemessung des Werthes, welcher der Lust je nach ihrer Wirksamkeit für die Zukunft zukomme, führt dann von selbst zu einer ganz allgemeinen Gegenüberstellung der beiden conträren Principien, ihrer Entwicklung und ihres anzustrebenden Ausgleiches. Es versteht sich von selbst, daß wir uns hier nicht in das Detail einlassen können; wir greifen nur einige bedeutsame Ausführungen heraus. Zunächst wird betont, daß mit jenem Princip durchaus nicht ein zügelloses Genießen gefordert sei, das selbstverständlich jede tiefe Empfindung und damit auch jedes sittliche Wollen abstupfen müsse, vielmehr eine objectiv wie subjectiv genommen zureichende Luft, die eben dadurch auch wieder für später als Motiv wirksam bleiben könne. Sodann wird das etwaige Behagen des Bösewichtes an seinen Thaten in seiner Leerheit und sittlichen Bedeutungslosigkeit nachgewiesen, ja ihm überhaupt der Name der echten Lust abgesprochen. „Der Böse hat, sofern er eben böse ist, Luft an dem, was Unlust, der Gute, sofern er gut ist, Lust an dem, was Lust ins Ganze bringt und hierdurch wird auch Beider Trieb zum Handeln bestimmt. Also ist die Lust des Ersten selbst als Unlustquell, die des Letzten als Lustquell für

29» Th. Achelis in Vremen.

das Ganze zu betrachten." Endlich aber stellt Fechner in folgendem Satz das allgemeine Principe für eine eudamonistische Weltanschauung auf: „Der Mensch soll, so viel an ihm ist, die größte Lust, das größte Glück in die Welt überhaupt zu bringen suchen, ins Ganze der Zeit und des Raumes zu bringen suchen. Unlust mindern ist aber gleichgeltend vom Mehreren der Lust." (a. a. O. S. 10.) Indem damit vor der Hand also der Ursprung des Übels völlig unangetastet bleibt, handelt es sich gemäß dieser universellen Lustbalance in erster Linie um die Beseitigung, resp. Verminderung des tatsächlich bestehenden Bösen, zu welcher hehrer Aufgabe ein Jeder nach Maßgabe seiner Kräfte und Fähigkeiten mitzuarbeiten verpflichtet ist. Ja in diesem Sinne, sagt Fechner, giebt es für jede gerechte Lust einen Ort und eine Zeit, die von keiner anderen mit größerem Vortheil eingenommen werden könnte, und hierdurch erhält die kleinste, sinnliche Lust so gut ihre Stelle als die größte und als die geistigste; ja selbst die Unlust, sofern sie geboten ist, bringt hierdurch mit Anrechnung ihrer Folgen ein größeres Lustresultat in die Welt, als jede Lust an ihrer Stelle. Dieselbe unmittelbare Fühlung mit der concreten Welt sucht unser Gewährsmann hinsichtlich des vielbesprochenen Problems der Entstehung und Bedeutung des Gewissens herzustellen; während für die idealistische Schule das Apriorische als solches das unnachsichtliche Gebot: Du sollst, den eigentlichen Werth ausmachte, sucht er die unverkennbaren Schwächen dieser Beweisführung ans Licht zu ziehen. „Gewöhnlich bezeichnet man das Gewissen nach allen feinen Momenten als etwas schlechthin Angeborenes. Nun ist zuzugeben, daß dem Menschen die Lust in manchem einfachen Guten, woraus vieles Andere fließt, und ein demgemäßer Trieb wirklich angeboren sei. Die Mitlust an der Lust Anderer, die Lust daran, denen Gutes zu thun, die uns Gutes gethan haben, die Lust an der Einstimmung der Vorstellungen, als erste Grundlage der Wahrheitsliebe, und die Unlust an dem Gegentheil der Unterlassen von Allem diesen sind gewiß nicht erst durch Erfahrung und Erziehung erworben und eingepflanzt. Nur wird dies Alles compensirt durch eine ebenso angeborene Sucht, unser Wohl doch dem von Anderen vorzuziehen, die Lust dem Bösen zuzufügen, der uns Böses gethan hat, die Lust unserer Phantasie freien Lauf zu lassen und uns durch Unwahrheit vor Strafe zu schützen, die Lust der Mutter ihr Kind zu verziehen und ihr Stiefkind um seinetwillen zurückzusetzen. So giebt es im Angeborenen so viel Böses als Gutes" (a. a. O. S. 51). Deshalb wird der Nachdruck nicht so sehr auf die Thatsache dieses sittlichen Organs als solchen gelegt) sondern auf die Entwicklung und Leitung desselben, sowohl im privaten als öffentlichen Leben, bis aus den ursprünglich schwankenden, ja unberechenbarem Wandel ausgesetzten Entschlüssen die unverbrüchlichen Formen des ethisch gereiften Thuns hervorzunehmen, wie sie das Kennzeichen einer innerlich gefestigten Weltanschauung sind. Die Wirksamkeit und Geltung aber des Gewissens wird im allgemeinen Resumé so bestimmt: „Das Gewissen charakterisirt sich

Gustav Theodor Fechner. 2Y^

durch ein Vorgefühl sowohl als Nachgefühl von Lust, was sich an gute Handlungen, von Unlust, was sich an böse knüpft, einen demgemäßen Trieb, der, wenn nicht immer überwiegend, doch immer vorhanden ist. einen Tact endlich in Beurtheilung dessen, was gut und böse ist, der in Zusammenhang mit jenen Gefühlen steht. An den unterscheidenden Charakter derselben knüpft sich nämlich die Unterscheidung des Guten und Bösen selbst." Anstatt also in einem unableitbaren Gebot: Du sollst den letzten Erklärungsgrund für die Willigkeit zu finden, mit der wir uns jenem Princip zu fügen pflegen, will Fechner denselben ganz empirisch in der Natur des menschlichen Gemüths, das überwiegend die größeren Lustquellen bevorzuge, und in der allgemeinen Weltordnung begründet wissen; denn wie er treffend bemerkt, niir scheint darin (nämlich in jener Form des, Sollens) Nichts zu finden, als die Spur einer Erziehung durch Menschen. Weil die Menschen ihre Forderungen immer in solcher Form an die Menschen richten, wiederholt freilich auch das von Menschen erzogene Gewissen seine Forderungen unter derselben Form. Für die Eigenart der von uns entwickelten Weltanschauung ist wohl kaum ein Zug bezeichnender, als daß der allen Extremen abholde, mit tiefer Religiosität erfüllte Forscher doch in dem berüchtigten Streit zwischen Determinismus und Indeterminismus nicht umhiu konnte, voll und ganz auf die Seite jenes naturwissenschaftlich allein durchführbaren Principis zu treten. Daß die landläufige Auffassung der Willensfreiheit die gröbsten Irrthümer in sich schließt und voreilig moralische Bedenken an die Stelle logischer Kriterien setzt, muß jedem Unbefangenen fofort auffallen; deshalb handelt es sich zunächst um eine Klärung des Gesichtspunktes. Der Indeterminismus argumentirt etwa so: „Eine Entscheidung und demgemäße Handlung hat überhaupt nur insofern sittlichen Werth oder Unwerth, als sie Freiheit voraussetzt und aus Freiheit erfolgt, daher die Thiere. als der Freiheit entbehrend, nicht fündigen können. Die Freiheit filllt überhaupt nur in das geistige und für den Menschen vielleicht nur in das sittliche Gebiet, geht hingegen der Natur, den niederen be-seelten Wesen und den niederen Trieben des Menschen selbst ab, die der Mensch deshalb mit höherer Freiheit beherrschen soll. Daß ein gesetzlicher Gang im geistigen wie im materiellen Geschehen überhaupt besteht, wird nicht geleugnet; nur daß da, wo Freiheit ist, in jeder Zeit ein Bruch dieser Gesetzlichkeit bewirkt werden kann. Daher können immer neue, durch nichts vorher zulänglich bedingte Anfänge, Anstöße in den Weltlauf, von welchen ab das Geschehen bis zu abermals neuen Anstößen seinen nothwendigen, gesetzlichen Gang befolgt." (Tagesansicht S. 169.) Weiter wird in diesem Sinne gefolgert, daß durch die deterministische Ansicht die Welt zu einer bloßen Maschine erniedrigt werde und jedes geistige Phänomen sich zu einem mechanischen Nalurproceh verschlechtere. Sittlichkeit, Zu-rechnung, Vergeltung, Schuld und Strafe würden imaginär und gänzlich unbegründete Erscheinungen sein, da ja eben das nur geschehen könne, was Nord imd 3<U> r,VI,. l«8. 26

292 Th. Achelis in Vremen,
jill ailch geschehen müsse. Wie kann aber, fragt unser Autor, ein Wesen sich überhaupt entscheiden, und- wie kann die Entscheidung aus einer solchen Freiheit, die das ganze bisherige Wesen Nichts angeht, dasselbe verantwortlich wachen? Ja, was steht mir dafür, wenn ich, statt durch indeterm. . .
deterministisch freie Entschlüsse, vielmehr durch gute, angeborene Anlagen. Erziehung, Beispiel u. s. w. dahin gekommen bin, daß es mir zur zweiten Natur geworden ist, im Sinne der allgemein göttlichen Weltordnung . . . zu fühlen, zu denken, zu handeln, daß nicht die folgenden freien Entschlüsse mich das Schlechte vor dem Guten vorziehen lassen? Alle Motive, die aus dem bisherigen Dasein erwachten, sollen ja bloß als Anregungen dienen, meine Freiheit indeterm. . .
indeterministisch zu brauchen, worin gar keine Sicherstellung für den Vorzug, ja für die Wahrscheinlichkeit des Vorzuges des einen vor dem andern liegt." Faßt man also die Freiheit in diesem, auch von Kant gebrauchten Sinne, eine Reihe von Erscheinungen, wie er sich ausdrückt, von Neuem anzufangen, so ist sichtlich der psychische Zusammenhang zerrissen und dafür das unberechenbare Moment einer grundlosen Willkür zur Herrschaft erhoben. Noch schärfer hat aber Fechner ähnlich wie schon der alte Spinoza durch eine psychologische Zergliederung des ganzen Herganges das Unzutreffende des lidLi-um lu-bitriuro. iu-äiMrsirtiaß gekennzeichnet: „Ich kann so, ich kann so wollen und finde weder äußere noch innere Befimmungsgründe in mir, die mich zu dem einen oder anderen zwingen, kann also auch beliebig zwischen beiden schwanken, ja es widerstrebt mir zu denken, daß ich nur wollen kann, was ich wollen muß. Sehe ich aber näher zu, wie der freieste Entschluß, was ich so nenne, endlich zu Stande kommt, so ist es ein im Bemußsein endlich zum Uebergewicht kommendes Motiv, was nicht aus der Luft, sondern aus dem früheren Entmickelungsgange her und den gegenwärtigen Mitbestimmungen stammt, das zur Entscheidung führt; das Gefühl aber, sich vorher so oder so entscheiden zu können, ist eben nur das Gefühl, daß von den hierhin und dorthin treibenden Motiven noch keins zum Uebergewicht gekommen ist; endlich siegt ein Motiv und fofern der Streit wie Sieg ins eigene Innre fällt, uns nicht äußerlich aufgezwungen ist, rechnen wir Beides als Sache innerer Freiheit." Wesentlich stützt sich mithin dieser Irrthum auf die psychologische Unkenntniß unserer eigenen Organisation, so daß es uns nicht in jedem einzelnen Fall möglich ist, durch genaue Analyse das entscheidende Motiv für eine That zu finden und wir daher fast unwiderstehlich gezwungen weiden, dafür eine aus der Nähe des Unbewußten hervorbrechende Actio» gänzlich imaginärer Willkür einzuschieben. Daß endlich auch für den indeterm. . .
indeterministischen Standpunct der wahre Werth einer sittlichen Handlung nicht in der formalen Freiheit als solcher bestehen kann, folgert unfer Denker aus der Erwägung, daß doch sonst das freierwählte Büfe denselben Grad ethischer Veurtheiluno. erhalten müsse, wie die frei vollzogene gute That; es komme letzten Endes

Gustav Theodor Fechner. 2H5

auf die Qualität der Gesinnung an, die sich in dem Streben offenbare. Die Motivirung selbst aber, die jeder Handlung voraus geht, darf natürlich nicht als äußerer, mechanischer Zwang gefaßt werden, vielmehr als innere Nothwendigkeit, die sich aus dem Complex aller früheren psychischen Ereignisse von selbst ergibt. Dies ist dasjenige, was im Einklänge mit allen empirischen Beobachtungen und den Thatsachen der Psychophysik unter der Autonomie und Selbstbestimmung des Willens vernünftigerweise verstanden werden kann, die Unabhängigkeit also des Wollens von nutzlosen Versuchen, seine Entfaltung lediglich nach den Normen seines eigenen Wesens und die Constituirung dieser seiner Selbststoffeubarungen als Sittengesetz, das dann durch Erziehung, Gewöhnung und sociale Züchtung, endlich durch bewußte Anerkennung eine mehr oder minder unbestrittene apriorische, allgemeine Geltung erlangt.

Wir können diese Skizze nicht schließen, ohne ein Princip noch kurz zu erörtern, das für die gesummte philosophische Weltanschauung Fechners, wie für seine Ethik insbesondere charakteristisch ist, wir meinen die Teleologie. Und um so mehr fühlen wir uns hierzu veranlaßt, als es ja heutigen Tags gerade dieser Grundsatz ist, auf den die populäre naturwissenschaftliche Aufklärung mit ausgesprochenem Hohn herabzublicken pflegt, als ob sie selbst in den einfachsten biologischen Processen dieses Erklärungsmittel entbehren könnte. Unser Gewährsmann findet mit Recht die jetzt herrschende Verketzerung der teleologischen Auffassung darin begründet, daß man kein mit dem Causalgesetz solidarischer Princip habe entdecken können und gefürchtet, die unnahbare Integrität jenes zu verletzen; um beiden Anforderungen gerecht zu werden, stellt er ein Schema auf, das er das Princip zur Tendenz der Stabilität nennt. Um diesen Ausdruck zunächst innerhalb seiner physikalischen Sphäre zu erklären, so sind alle in regelmäßiger Periode wiederkehrend Lagen- und Vewegungsverhältnisse der Theilchen eines materiellen Systems oder der Schwerpunkte ganzer Massen stabile Verhältnisse, die asymptotisch nach der absoluten Ruhe und Bewegung auseinander gehen. Dieses Gesetz bestimmt auf Grund der wirklichen Kräfte (Bewegung, Geschwindigkeit u. s. w.) die Wiederkehr früherer Beziehungen unter den gleichen Bedingungen, wenn auch häufig nur approximativ und diese Periodicität tritt um so sicherer ein, je mehr jene Annäherungsverhältnisse systematisch zusammen passen. Dieser Grundsatz ist auch auf das geistige Gebiet anwendbar, indem die functionellen Erscheinungen der höheren Organismen derselben Höhe einer constanten Ausgleichung zustreben und so den Charakter des Zweckmäßigen gewinnen. „In der That, überlegen wir es näher, so heißen uns die Entwicklungs-«orgänge, die Einwirkungen und Außenbedingungen eines Organismus nur ebeil insofern zweckmäßig, als sie zu einem approximativ stabilen organischen Zustande zu führen und einen solchen innerhalb gewisser Zeitgrenzen, wenn auch mit größeren oder geringeren Abänderungen fortzuerhalten vermögen;

29H Th- Achelis in Nremen.

denn das Sterben eines Organismus beruht nach seiner materiellen Seite auf dem Verlust der organischen Stabilität. Hiernach fällt das Princip zur Tendenz der Stabilität mit dem teleologischen Princip, soweit dieses auf die materielle Seite der organischen Welt beziehbar ist, zusammen. Damit aber, daß die Tendenz zum Ziele noch nicht die Erreichung des Zieles bedeutet und das Ziel überhaupt nur in Approximationen erreichbar ist, gewinnen wir auch den Gesichtspunkt dafür, daß die organische Welt trotz des Waltens des teleologische» Principis indeß doch fortgehend noch so vielen Störungen unterliegt, die den Charakter des Unzweckmäßigen tragen." (Ideen zur Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte. S. 90.)

Des näheren wird die psychische Verwendung dieses Principis so bestimmt: „Um das vereinbarte Princip der Causalität und Teleologie mit auf die psychische Seite der Existenz zu übertragen, hat man nur anzunehmen, daß die psychische Tendenz zur Stabilität Träger einer psychischen Tendenz zur Herbeiführung und Erhaltung eben der Zustände, worauf die physische geht, sei, dabei aber in Rücksicht zu ziehen, daß die psychische Tendenz theils über, theils unter der Schwelle des Bewußtseins seien und theils instinctiv, theils mit Vorstellung des äußeren Mittels, wodurch sie sich vollzieht und des Zweckes selbst behaftet sein kann." (a. a. O., S. 92.)

Dieser letzte Zusatz ist insofern bedeutend, als dadurch eine annähernd genaue psychologische Bestimmung der dabei wirksamen Factoren ermöglicht wird nach den bekannten psychophysischen Grundsätzen. Indem nämlich jede Lust mit einem ins Bewußtsein fallenden Streben verbunden ist, denselben Zustand zu erhalten, resp. zu verbessern und dementsprechend die Unlust mit einem Streben ihn zu beseitigen und zu vermindern, so lassen sich nach Intensität und Quantität der Reize die Beziehungen der Stabilität und Instabilität zu einander abgrenzen. „Insofern bewußte Antriebe immer mit Lust und Unlust in Beziehung stehen, kann auch Lust und Unlust mit Stabilität und Instabilitätsverhältnissen in psychophysischer Beziehung gedacht werden und es läßt sich hierauf die Hypothese begründen, daß jede die Schwelle des Bewußtseins übersteigende psychophysische Bewegung nach Maßgabe mit Lust behaftet sei, als sie sich der vollen Stabilität über eine gewisse Grenze hinaus nähert, mit Unlust nach Maßgabe, als sie über eine gewisse Grenze davon abweicht, indeß zwischen beiden als quantitative Schwelle der Lust und Unlust zu bezeichnenden Grenze eine gewisse Breite ästhetischer Indifferenz besteht." (a. a. O., S. 94.)

Solche psychophysische Zustände, in welchen die qualitative Schwelle der Lust überstiegen wird, heißen harmonische im Gegensatz zu den disharmonischen, welche die Schwelle der Unlust überschritten haben, zwischen beiden fallende indifferente und in diesem Sinne wird aus dem Princip der Tendenz zur Stabilität das der Tendenz zur Harmonie, das die Welt beherrscht." (Tagesansicht, S. 210.) Anstatt also wie bisher meistens beide Standpunkte auf gegenseitige Kosten zu degradiren, würde man durch

Gustav Theodvr Fechner.

jene Vertiefung der Beurtheilung in der Tendenz zur Stabilität für das einfache causale Geschehen zugleich das teleologische, d. h. zugleich die Frage des Weißhalb gelöst haben, indem, wie Fechner bemerkt, psychische und physische Tendenzen nach denselben Zielen gehen. „Je nachdem nun der causale oder teleologische Gesichtspunkt klarer vorliegt oder die Richtung der Betrachtung durch die Absicht derselben bestimmt ist, wird man sich vorzugsweise an den einen oder den anderen halten können.“ (a. a. O., S. 93.) Je mehr eben das Bewußtsein auch in seinen schwächsten Offenbarungen sich als die selbstverständliche Voraussetzung eines jeden Geschehens ergibt, um so mehr schließt die Zweckmäßigkeit als verständliches Ziel des Thuns diesen Vorgang ab. Und so wurden mir jetzt zu den Sätzen zurückgeführt, welche uns schon die psychologische Erwägung nahe legte, nämlich das Bewußtsein nicht für ein ausschließlich menschliches Phänomen zu halten, sondern für ein die ganze Welt unispannendes. Lassen wie den Autor für sich selbst sprechen: „Ich müßte nicht, was gegen eine mit Bewußtsein sich vollziehende Einrichtung der gesammten materiellen Welt, darunter der irdischen und organischen, bewiese. Man findet einen Gegen Grund darin, daß diese Einrichtung sich mit gesetzlicher Nothwendigkeit vollziehe und mag nicht zweierlei Gründe des Geschehens statt eines haben, bewußte Antriebe und gesetzlich wirkende Kräfte. Nun sind aber gerade die, welche sich am entschiedensten auf diesen Standpunkt stellen, zugleich am festesten überzeugt, daß alle, selbst die höchsten Bewußtseinsvprocesse im Menschen, den Willen desselben nicht ausgenommen, an materielle Vorgänge geknüpft sind, welche mit gesetzlicher Nothwendigkeit entstehen und vor sich gehen und die Bewußtseinsvprocesse ebenso gesetzlich nothwendig mitführen. Wie können sie also in einer gesetzlichen Nothwendigkeit, mit welcher materielle Prozesse vor sich gehen, einen Gegengrund darin finden, daß dieselben Träger von Bewußtsein, beziehentlich von bewußten Antrieben, welche eben dahin, wohin die materiellen zielen, sind? Weshalb soll die schöpferische, ordnende, bildende Thätigkeit der Welt überhaupt eine gesetzlose sein, um sie für eine bemeußte halten zu können?“ (Ideen, S. 96.)

An den Schluß unserer Darstellung gelangt, mag es uns vergönnt sein, an der Hand einer zusammenfassenden Charakteristik Fechners durch Zeller, unser eigenes, bis dahin absichtlich zurückgedrängtes Urtheil, soweit das überhaupt statthaft ist, zu begründen. Da unsere Aufgabe keine erschöpfende Ausführlichkeit erlaubte (schon um deswillen konnten mir die Aesthetik an dieser Stelle nicht berühren), so wird dementsprechend auch unsere Kritik immer nur die Grundzüge des Systems treffen und jede Prüfung des Details ablehnen. Der bekannte Geschichtschreiber der Philosophie in Deutschland entwirft nun folgendes Bild von der Weltanschauung unseres Denkers: „Fechner führt die ganze Außenwelt nach Berkeleys Vorgang auf einen gesetzmäßigen Zusammenhang von Erscheinungen zurück, und auch die immateriellen Atome oder Kraftcentren, aus denen er

296 Th. Achclis in Vremen, diese hervorgehen läßt, sind gleichfalls nur einfache Erscheinungen. Das Beste, in welchen» und für welches diese Erscheinungen existiren, sind die Seelen oder Geister, die (wie bei Leibnitz) in ihrer Gesammtheit eine aufsteigende Stufenreihe bilden. Eben deshalb kann aber auch der Zusammenhang der Erscheinungen, wie Fechner glaubt, nur durch das Bewußtsein vermittelt sein, und so kommt er schließlich auf die Annahme, daß jede Gruppe niedriger Geister in einer höheren und die Gesammtheit derselben in der Gottheit enthalten sei, wobei sich denn natürliche eigenthümliche Folgerungen über die Verhältnisse dieser verschiedenen ineinandergeschachteten Persönlichkeiten nicht vermeiden lassen." (Gesch. d. deutsch. Philos. S. 906). Kennzeichnend ist für die ganze Richtung des Systems jedenfalls, wie schon am Eingang bemerkt, die Verknüpfung rein idealer Elemente mit den Thatsachen der Methode der inductiven Naturwissenschaft; richtig bezeichnet deshalb Zeller diese Aehnlichkeit mit den Ansichten Berkeleys, wenn auch der offenbare grundlegende Unterschied übergangen ist. Während dieser jedes Geschehen in einen immanenten Proceß unseres Geistes auflöst, sucht Fechner gerade über den Rahmen unserer Vorstellung hinaus das Walten eines kosmischen Bewußtseins festzuhalten, so daß er selbst, wie schon früher erwähnt, seine Weltanschauung unstreitig mit Necht als objectiven Idealismus bezeichnet. Gegen diese Begründung der philosophischen Erkenntniß wird man schwerlich etwas Durchschlagende» vorbringen können obwohl Manchen dieselbe nicht zusagen mag; über die Gliederung aber der Psychophysik, ihre Bedeutung für den Gesammtbau der Wissenschaft u. f. w. etwa durch den Hinweis auf einige unbedeutende Irrthümer aburtheilen zu wollen wird Niemand von uns verlangen. Trotz aller nebensächlichen Abweichungen erkämpft sich diese Lehre einen immer weiteren Boden und zwar unter den Gesinnungsgenossen der verschiedensten Parteirichtungen. Dagegen vermögen wir der allgemeinen, man konnte sagen animistischen Ausführung über die Befreiung alles Organischen und der Gestirne nicht so rückhaltlos zuzustimmen, da uns hiennit die Grenzlinie der exacten Wissenschaft überschritten und das Gebiet des subjectiven Fürwahrhaltens betreten zu sein scheint. Ebenso schwankend sind die Formulierungen über das objective Bewußtsein, da auch hier ja nur das Kriterium der Beurtheilung das menschliche Individuum bildet. Endlich vermag sich bei dieser monistischen Fassung die Selbständigkeit der einzelne» Elemente gegenüber der Macht der alle Wesen in sich zusammenfassenden höchstm Substanz zu wenig zu behaupten. Was wir aber ganz besonders sympathisch begrüßen, das ist die Wiederaufnahme des so verpönten teleologischen Princips, weil gerade der fanatische Cultus der mechanischen Auffassung in unserer Zeit jede nüchterne, vorurtheilsfreie Prüfung entgegenstehender Ansichten von vorne herein unmöglich zu machen scheint und in vielen Gebieten der Forschung (man denke nur an die Biologie und Psychologie!) schon zu den bedauerlichsten Mißgriffen geführt hat.

Die Geschichtschreibung der Zukunft.

von

Hermann Menime.

— Rreuzburg. —

alte Gegensatz zwischen Schlosser und Ranke, welcher so lange zu Gunsten des Letzteren verschoben war, muß sich wieder etwas zu Gunsten des Ersteren ändern, wenn das normale geistige Gleichgewicht hergestellt werden soll."

So urtheilt der Verfasser des viel geschmähten, aber doch auch vielfach verkannten Buches „Nembrandt als Erzieher," und er versteht unter jenen beiden Männern mit Recht die Vertreter der sogenannten subjectiven und objectiven Richtung der Geschichtschreibung. Er weiß die großen Vorzüge des Meisters der Geschichtschreibung sehr wohl zu würdigen: er kennt unzweifelhaft die Schärfe und Klarheit der Beobachtung und Darstellung und den weiten Horizont, den Ranke in allen seinen Werken, nicht zum Mindesten in seiner „Weltgeschichte" überblickt und seine Leser überblicken läßt; und doch hat er an ihm mancherlei auszusetzen, wenn auch nicht so viel wie Johannes Scherr, welcher der Ranke'schen Geschichtschreibung jeden ethischen und nationalen Werth abspricht, — welcher sie einem Diplomatensalon vergleicht, wo Schurken und Scheusale, vorausgesetzt, daß sie hoffähig sind, auf dem Fuße völliger Gleichberechtigung mit den Besten und Edelsten verkehren, — welcher schließlich seinen Aerger darüber ausläßt, daß die Bewunderer Ranke's den vollständigen Mangel an sittlichem Gefühl, die erschreckende Gleichgiltigkeit in Betreff der Unterscheidung von Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Verdienst und Verbrechen als „historische Objectivität" preisen.

2^8 Hermann Jacnicke in Rreuzburg.

Der Rembrandt-Verfasser geht, wie gesagt, nicht so weit, aber er wirft den Ranke'schen Werken doch etwas Tonloses, Farbloses, ja, etwas zwar nicht sittlich, aber doch geistig Charakterloses vor; er findet weit mehr Zeichnung als Malerei in ihnen und fürchtet, daß sie nie in's Herz des Volkes dringen werden, weil sie nicht aus dem Herzen des Volkes geflossen seien. Er sowohl wie Scherr vermißt also an Ranke das persönliche, subjective Urtheil, das volle Einsetzen der überzeugten Persönlichkeit, die ethische Darstellungsweise eines Schlosser, bei dessen Werken man fühle, daß sie von einem hochsinnigen Charakter getragen und durchdrungen seien, daß ihre Mannhaftigkeit Männer anziehe, wie der Magnet das Eisen. Wollte die Geschichtschreibung von heute in Schlosser's Sinne weiter arbeiten, so würde sie nach der Meinung des Rembrandt-Verfassers wieder einen nationalen Geist gewinnen; so würde wasserklare Objectivität der Darstellung nicht ihr einziges Ideal sein; so würde sie neben Ranke noch andere Götter kennen.

Die Vewunderer Schlossers sind durchaus nicht blind gegen seine Schwächen, sie tadeln seinen herben Ernst, seinen stoischen Rigorismus, seine Ungenauigkeit in der kritischen Forschung, sein eigensinniges Festhalten am Irrthümlichen selbst da, wo er eines Besseren belehrt worden ist, seine nachlässige, in Wiederholungen sich gefallende Darstellungsweise, und doch stellen sie ihn höher, als den gewissenhaften, künstlerisch feinen Ranke. Was hat man von solchen und ähnlichen Urtheilen zu halten?

Zunächst, meine ich, macht man sich von dem Unterschiede einer „objektiven“ und „subjectiven“ Geschichtsauffassung oft genug noch falsche Vorstellungen. Welcher Historiker nämlich, vorausgesetzt, daß er diesen Namen verdient, kann die von ihm oder Anderen erforschten und festgestellten Thatsachen der Weltgeschichte anders, als durch seinen eigenen Geist, mit seiner eigenen Empfindung, so zu sagen durch seine eigene Brille in sich aufnehmen? Kann er irgend eine Begebenheit anders, als von seinem eigenen, ganz subjectiven Standpunkte aus betrachten? Ich dünke, nein! Und wenn er sich noch so objectiv anstellt, so kommt er doch niemals über seine Persönlichkeit hinaus. Also insofern giebt es nur „subjective“ Historiker; kein einziger von dieser vornehmen Zunft kann den Anspruch erheben, er habe die geschichtlichen Ereignisse richtig zusammengestellt, richtig gedeutet und sei zur „reinen Thatsache“ gelangt. Man hat also unter „objektiver“ und „subjectiver“ Geschichtsauffassung etwas Anderes zu verstehen, als etwa den Gegensatz von „Genauigkeit“ und „Willkür“ in der Erforschung und Darstellung der geschichtlichen Begebenheiten; sind ja doch alle Historiker — trotz mannigfacher Verschiedenheiten in ihrer Anschauungsweise — in dem Wunsche einig, der geschichtlichen Wahrheit so nahe wie möglich zu kommen. Man versteht vielmehr unter einem „objectiven“ Geschichtschreiber denjenigen, welcher «ino irn, ot ütuäio, ohne Tadel und ohne Lob, ohne Haß und

ohne Liebe Menschen und Verhältnisse beurtheilt und sein Augenmerk nur auf den Nachweis richtet, daß die Dinge gerade so und nicht anders geworden sind.

Der „subjectiue“ Geschichtschreiber hat ein höheres Ziel. Ihm liegt daran, Menschen und Begebenheiten nach ihrem sittlichen Werths abzuschätzen, Licht und Schatten in seiner Darstellung gleichmäßig zu vertheilen und dem Urtheil des Lesers gewissermaßen vorzugreifen. Mißbraucht er hierbei die Thatsachen, indem er sie geflissentlich anders auslegt, als sie ausgelegt werden müssen; oder hält er wider besseres Wissen an alten Irrthümern fest, nur um sein Urtheil nicht umstoßen zu müssen, — und Schlosser ist von diesem Verfahren nicht ganz freizusprechen, — so begeht er eine Geschichtsfälschung, die nicht streng genug verurtheilt werden kann. Hält er sich dagegen auf dem Boden der Wahrheit, — soweit dieselbe nach menschlichen Begriffen erforscht werden kann —, so kann man ihm keinen Vorwurf machen, aber er setzt sich doch einer Kritik aus, welche, weil sie allgemein menschliche Verhältnisse betrifft, von Jedermann geübt werden kann und je nach dem herrschenden Zeitgeiste wechselt. So bediente sich Karl von Rotteck (-f- 1840) der Weltgeschichte als Mittel zur Verbreitung politischer Ideen und liberaler Ansichten im Geiste der Aufklärung; sein Werk wurde in Hunderttausenden von Exemplaren abgesetzt und mit Begeisterung gelesen; heutzutage ist es ein überwundener Standpunkt, und wer nimmt das Buch noch zur Hand? Im entgegengesetzten Sinne wirkte z. B. der höchst verdienstvolle Historiker Heinrich Leo, aber er mußte sich alsbald den Vorwurf gefallen lassen, er habe sich bemüht, „den Zeiger der Weltgeschichte zurückzustellen“; denn er ergießt seinen ganzen Zorn über die durch Reformation und Revolution in die Welt gekommene Aufklärung und sieht nur in der göttlichen Fürstenmacht und einer starken Priesterschaft, nicht in der gesetzlichen Freiheit des Volkes das Heil der Welt.

Es giebt nun aber noch eine andere Art von „subjektiven“ Geschichtschreibern, welche womöglich noch höher hinauswollen, als die soeben gekennzeichneten. Ihnen genügt weder der Nachweis, daß die irdischen Begebenheiten gerade so und nicht anders geworden sind, noch eine moralische Behandlung der Personen und Ereignisse, sondern sie suchen, von den höchsten metaphysischen und philosophischen Gesichtspunkten ausgehend, den Nachweis zu liefern, daß die geschichtlichen Dinge sich gerade so und nicht anders entwickeln mußten.

Als Begründer dieser speculativen Richtung in der neueren Geschichtschreibung kann man Herder ansehen, der in seinem berühmten Werke: „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ unser Geschlecht als ein göttliches, mit dem Triebe zur Humanität und zu unendlicher Vollkommenung begabtes Mittelglied zweier Welten hinstellt. An seiner feinsinnigen und erhabenen Denkweise wird keiner zweifeln, aber auch

300 Hermann Iaenicke in Arenzburg,
daran nicht, daß er zur wahren Erkenntniß des geschichtlich Gewordenen
überaus wenig beigetragen hat; und doch fehlt es ihm bis in unsere Tage
hinein nicht an eifrigen Verehrern und Verfechtern seiner Lehre.
Erst kürzlich hat es Professor Kneisel in Naumburg a. d. S. unter-
nommen, eine ähnliche Weltanschauung aufzubauen, und es sei gestattet,
dieselbe auf ihren Werth hin etwas eingehender zu prüfen, um darnach zu
ermessen, was wir von der „subjectiven“ Geschichtschreibung der Zukunft
zu erwarten haben. Der Verfasser selbst bezeichnet seine Schrift: „Die
Weltgeschichte ein Zufall?“*) als einen Vortrag zu der christlich-
apologetischen Literatur und wendet sich mit ihr an die Gebildeten des
deutschen Volkes.

Wir wollen bei der Besprechung alle Nebensächlichkeiten bei Seite
setzen, auch die bedenklichsten Stellen des Buches auf sich beruhen lassen
und nur erwähnen, daß zu denselben die Auseinandersetzung über die
Auferstehung Christi gehört, von welcher der Verfasser (S. 74) behauptet,
eine bessere Bezeugung als diese habe kein historisches Factum. Denn
gesetzt, daß ein Wunder stattgefunden habe ^ das ist sein Gedankengang
— so würde es durch keine Art von Zeugnissen möglich sein, sie dieser
Argumentation (S. 73) gegenüber glaubhaft zu machen. Da nun aber
die Unmöglichkeit eines Wunders nicht bewiesen werden könne, so bleibe
auch die Stärke der angeführten historischen Zeugnisse unerschüttert. Er-
kenne man aber die Auferstehung als ein historisches Factum an, so trete
man damit in ein göttliches Geheimniß ein, welches ein Helles Licht über
die ganze Weltgeschichte verbreite.

Nach einer solchen Probe dürfte es manchem überflüssig erscheinen,
den weiteren Inhalt des Buches kennen zu lernen; denn wo der Vorden
ernster Wissenschaftlichkeit so augenfällig verlassen wird, da lohnt es sich
vielleicht nicht der Mühe, einen Augenblick denkend zu verweilen. Es hilft
aber nichts; wir müssen einmal derartigen Erscheinungen, die immerhin
manches Vemerkeuswerthe und Anregende enthalten, auf den Grund zu
kommen suchen, einmal weil sie auf unser Geistes- und Gemüthsleben stark
einzuwirken versuchen, dann aber auch, weil sie für eine ganze Richtung
„subjectiver“ Geschichtschreibung typisch sind und wir ja gerade möglichste
Klarheit über dieselbe erlangen wollen.

Kneisel geht von dem Gedanken aus, daß die Betrachtung der Ge-
schichte als einer ununterbrochenen Kette von irdischen Ursachen und Wir-
kungen dem menschlichen Geiste keine dcmerude Vefriedigung gewähre, daß
sich immer wieder die alte Faustfrage erhebe und Antwort erheische:

„Warum dies Alles?“ Bevor er in dieses Näthsel einzudringen sucht,
behandelt er eine ganze Reihe von Vorfragen und kommt hierbei zu Ergeb-
*) Die Weltaeschichte ein Zufall? <5in Wort a» die Gebildeten des deutschen
Voltes. Von Professor Dr. B. Kneisel, Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1891.

Vir Geschichtschreibung der Zukunft. 20^

Nissen, welche vor ihm schon oft aufgestellt und ausgesprochen worden sind, und die man etwa in folgende Sätze fassen kann: 1. Die Naturkräfte arbeiten zwar unbewußt, aber einheitlich und zweckmäßig und setzen daher einen bewußt handelnden Schöpfer voraus; 2. die mit Bewußtsein begabten Geschöpfe handeln nach Freiheit und nicht nach Notwendigkeit, so daß sie sich von dem Gefühl der Verantwortlichkeit nicht zu befreien vermögen; 3. die Weltgeschichte hat es nur mit dem Menschen zu thun, und dieser unterscheidet sich vom Thiere durch die Fähigkeit, den Verstand auszubilden, durch den Trieb, die Wahrheit kennen zu lernen und zwar ohne Rücksicht, ob ihm diese nützlich sein werde, durch das Streben nach sittlicher Vervollkommnung, durch den Glauben an eine höhere Macht über die sichtbare Natur, durch den Schönheitssinn, aus welchem die Meisterwerke der menschlichen Kunst geflossen sind, endlich durch den Besitz einer articulirten Sprache, alles Dinge, welche ihm zugleich eine höhere über die zeitliche Erscheinung hinausreichende Bestimmung verbürgen.

Bis hierher werden dein Verfasser die meisten denkenden Menschen folgen wollen, obwohl z. B. gerade Lotze in seinem „Mikrokosmos“ die scharfe Grenzlinie zwischen der Natur als dem Reiche der Notwendigkeit und der Geschichte als dem Reiche der Freiheit durchaus verwirft. Denn das Leben des Menschen, wie es noch verläuft, ist nach seiner Ansicht überall da, wo es in Beziehung zu der äußeren Naturordnung tritt, auch völlig den Geboten derselben unterworfen. Die menschlichen Geschlechter entstehen und vergehen nach denselben Gesetzen und in denselben Formen, wie die der Thiere: die äußeren Kräfte der Natur sind nicht zurückhaltender gegen die vornehme Erscheinung des vernünftigen Geistes, als gegen das vernunftlose Geschöpf; ihre zerstörenden Wirkungen fallen über das geschichtlich bedeutsame Dasein mit derselben Gleichgiltigkeit her, mit welcher sie die leblosen Verbindungen der Stoffe auflösen; nirgends endlich verläßt die Natur, dein Geiste zu gefallen, die Bahnen ihrer stetigen Wirksamkeit, um uns mit Wundern eines goldenen Zeitalters zu erfreuen, in welchem Alles geschähe, was unser Bedürfniß und nicht bloß das, was unvermeidliche Folge seiner vorangegangenen Ursachen ist.

Immerhin muß zugegeben werden, daß wir in der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts ein ursprüngliches Bedürfniß fühlen, die Reihe der Begebenheiten als eine Geschichte aufzufassen mit steter Fortentwicklung zum Besseren und Vollkommneren, dergestalt, daß wir den Menschen sogar in seinem leiblichen Dasein über die Grenze der Naturnothwendigkeit hinaus in das Gebiet der Freiheit versetzen.

Aus diesem Streben nach Vervollkommnung des Menschengeschlechts nun auf das Vorhandensein eines persönlichen, bewußthandelnden Welterschöpfers und auf die Unsterblichkeit der Seele zu schließen, ist zwar, wissenschaftlich genommen, ungerechtfertigt, wenn auch bei weitem nicht so ungerechtfertigt und unbefriedigend, wie die pantheistischen, deistischen und

302 Hermann Jaenicke in Kreuzburg.

materialistischen Anschauungen, aber das eine ist gar nicht mehr zu leugnen, daß unser gesamtes sittliches Leben, und das ist das geschichtliche Leben, auf jenen Begriffen beruht.

Wenn Kneisel dann fortfährt, die Erfahrung lehre, daß wir unter der Einwirkung der „oberen Umgebung“ stehen, daß Gott persönlich in unser Geschick eingreift, daß die Ueberhebung des Menschen nothwendig eine göttliche Strafe nach sich zieht, daß endlich unverschuldete Unglücksfälle als erziehliche Strafen aufzufassen seien, so wird der Kreis derjenigen, welche auf des Verfassers Seite stehen, ganz sicherlich bedeutend kleiner werden. Denn abgesehen davon, daß die Erfahrung in mindestens ebenso vielen Fällen das Gegentheil zu lehren scheint, ist z. B. die Auffassung von der göttlichen Strafe als einer erziehlichen Maßregel geradezu zu mißbilligen. Denn follte es nach menschlichen Begriffen wirklich ein zu begründender pädagogischer Grundsatz sein, Kinder ohne jede Veranlassung, bloß um sie zu erziehen, mit einer Strafe zu belegen? Oder follte der allweise und allgütige Gott, den wir annehmen, pädagogische Grundsätze befolgen, welche nach unferem sittlichen Gefühl weniger vollkommen sind, als die der Menschen? Erziehlich kann doch nur diejenige Strafe wirken, welche auf ein Vergehen gesetzt wird; in anderen Fällen wird sie das Gemüth des Kindes entweder verhärten und verbittern, oder sie wird mit einer stumpfen Ergebenheit in den starken Willen des Erziehers ertragen werden. Eines ist so schlimm, wie das Andere. Weit einleuchtender und tröstlicher, wenn auch ebenso wenig wissenschaftlich zu begründen, ist dagegen der Gedanke, daß der Mensch in seiner Kurzsichtigkeit den Willen Gottes nicht zu erfassen, zu verstehen und zu errathen vermag, daß er daher selbst die schlimmsten Schickungen mit vollem Vertrauen auf die ewige Liebe Gottes, der allein weiß, was uns gut ist, hinnehmen muß.

Kneisel gesteht übrigens selbst zu, daß die Schwierigkeiten, den Gang der Begebenheiten zu begreifen, groß seien, und daß unser historisches Wissen auch bei den höchsten Leistungen der Wissenschaft nothwendig Stückwerk bleiben muß. Er will daher nur nachweisen, daß die weltgeschichtliche Entwicklung eine vernünftige ist, und falls dies gelingen sollte, — so sagt er weiter —, muß sich der Schluß von selbst ergeben, daß sie unter einer göttlichen Leitung steht und nicht dem Zufalle unterworfen ist.

Die Spannung, in welche uns der Verfasser hierdurch versetzt, macht aber nur gar zu bald einer argen Enttäuschung Platz; denn die herbeigebrachten Beweise enthalten nicht nur nichts Neues und Ueberraschendes, sondern vermögen auch die tiefe Kluft zwischen Verstand und Glauben in keiner Weise zu überbrücken. Sie stützen sich nämlich auf die Beobachtung, daß, wenn ein Volk abgewirthschaftet hat, ein anderes vollkommeneres an die Stelle tritt, vergleiche: B. die Aufeinanderfolge der Orientalen, Griechen, Römer und Germanen; und ferner auf die Beobachtung, daß ein Volk in

die Geschichtschreibung der Zukunft. 20Z

sittliche Auflösung gerath, wenn ihm die Religion, sei es nun in Folge von Unglauben, sei es in Folge von todtem Formelwesen abhanden kommt. Der Fehler, welchen Kneisel begeht, liegt sowohl in der Fragestellung überhaupt, als auch in der Beantwortung derselben. Denn die Frage, ob die Weltgeschichte ein Zufall sei, beruht auf der irrthümlichen Annahme, daß es noch denkende Menschen giebt, welche eine zufällige Anhäufung von Thatsachen für Weltgeschichte halten. „Gewiß nennt man den unabhsehbaren Verlauf von Thatsachen, in dem mir das Leben der Menschen, der Völker, der Menschheit sich bewegen sehen, Geschichte, wie man ja eine Gesammtheit von Erscheinungen anderer Art unter dem Namen Natur zusammenfaßt. Aber hat denn irgend Jemand gemeint, daß eine Sammlung von getrockneten Pflanzen Botanik, von ausgestopften oder nicht ausgestopften Thierbälgen Zoologie sei?“*)

Die Frage, welche Kneisel aufwirft, erinnert etwa an die im Mittelalter mit allem Eifer behandelte Frage nach dem Dasein Gottes, welches ebenso wenig bemiesen zu werden braucht, wie es bemiesen werden kann. Soll nun aber der Versuch gemacht werden, den unergründlich tiefen Begriff, den wir mit dem Worte „Weltgeschichte“ verbinden, überhaupt zu erörtern, so darf sich dieser Versuch nicht damit begnügen, die ersten besten Erscheinungen herauszugreifen, sondern er muß alle umfassen; und dies zu leisten, ist der einzelne Mensch, und stände er geistig noch so hoch, durchaus nicht im Stande. Man muß hier dem Verfasser denselben Borwurf machen, welchen Droysen gegen Buckle ausspricht**): „Wenn das die Gesetze sind, in denen das Studium der Geschichte der Menschheit seine wissenschaftliche Höhe erreicht haben soll, so ist der glückliche Finder in der Naivetät, mit der er sich über ihre außerordentliche Seichtigkeit auch nur einen einzigen Augenblick hat täuschen können, wahrhaft beneidenswerth. Gesetze von dieser Sorte könnte man täglich zu Dutzenden und zwar auf demselben Wege der Verallgemeinerung finden, Gesetze, von denen keines an Tiefsinn und Fruchtbarkeit hinter dein bekannten Satze zurückbleiben sollte: Daß der Maßstab für die Civilisation eines Volkes dessen Verbrauch an Seife sei.“

Diese Worte fielen uns unwillkürlich bei der Lektüre von Kneisel's Buche ein, an dessen ethischem Ernste wir übrigens aufrichtiges Wohlgefallen empfunden haben; wir wenden uns mit unseren kritischen Bemerkungen auch nicht gegen ihn allein, sondern gegen alle diejenigen, welche der Meinung sind, die Geschichte lasse sich aus dem Zwecke erklären, wie ihn die Theologie lehrt oder das gläubige Gemüth ahnt, oder welche, ein für allemal mit ihren Vorstellungen von den Dingen fertig.

Vergl. Droysen. Grundriß der Historie, S. 48.

**) Bergl. a. a. O., S. 35.

ZOH Hermann Iaenicke in Arenzburg.

immer nur wissen und besser missen, wie der Staat, die Kirche, die gesellschaftliche Ordnung u. s. w. hätten werden und sein müssen. Jede dieser Betrachtungsweisen für sich beruht auf Einseitigkeit und Unwahrheit und wirkt verderblich, wenn auch jede in ihrer Art sich für uoch fo berechtigt und förderlich hält. Solche Auffassungen liegen überhaupt weit über den unmittelbaren Bereich des geschichtlichen Studiums hinaus und können nicht anders als in großen und größten Zusammenhängen erörtert werden. Denn der Geschichtschreiber hat eben nur historische Kenntniß von Philosophie, Theologie, Naturgeschichte u. f. w., und kommt er auf diese Dinge, die er garnicht umgehen kann, zu sprechen, so muß er sich bemüht sein, daß er alle Spekulation bei Seite zu lassen und nur auf der festen Grundlage des Gewordenen und Erkannten vorzugehen hat. Es kann hier nicht der Ort sein, im Einzelnen darzulegen, wie eine besonnene Geschichtsforschung beschaffen sein muß; nur soviel sei gesagt, daß das Wesen der historischen Methode ist: forschend zu verstehen, daß diesen Weg kein anderer so deutlich gewiesen hat, wie Nanke, und daß voraussichtlich noch Jahrhunderte lang dieser Weg nicht verlassen werden darf; wenn anders die Geschichte in der Reihe der wissenschaftlichen Großmächte ihren Platz behaupten soll.

Dabei kann aber der Wunsch des Rembrandt-Verfassers sich sehr wohl erfüllen, nämlich der Wunsch, daß die Geschichtschreiber der Zukunft den sittlichen Werth der Personen und Handlungen mehr als bisher betonen, daß sie mehr ihren eigenen Charakter in ihren Werken hervortreten lassen, kurz daß sie „subjectiver“ in dem oben angegebenen Sinne denken und fühlen; nur darf die Weltgeschichte nicht gemißbraucht werden zu Lehren, welche nur den einen Vorzug haben, „dem Verstande nichts weiter schuldig zu sein.“

Andererseits darf man von den gelehrtesten Forschern einer Wissenschaft niemals verlangen wollen, daß sie unmittelbar für die große Masse des Volkes schreiben; denn hierzu gehört nicht blos viel Zeit, welche besser auf neue Studien verwendet wird, sondern auch die natürliche Anlage, sich weiteren Schichten verständlich zu machen, und diese Anlage ist nur selten mit einem starken Forschungstrieb vereint zu finden. Auch Darwin selbst ist nichts weniger als populär geworden; aber wie dessen Anschauungen von der Natur durch z. T. vortreffliche Schriften seiner Anhänger und Schüler schon tief in die bildungsbedürftigen Kreise der europäischen Völker eingedrungen sind, so werden auch Nanke's tiefe Gedankenwelt und unerschöpfliche Schätze von Kenntnissen durch die kleineren Geister der „Ziärner“ fortgesetzt für das große Publicum ausgebeutet, so daß sie zwar nicht unmittelbar, aber doch mittelbar langsam und sicher in's Herz des Volkes dringen.

Illustrierte Bibliographie.

Zur Tee. Herausgegeben von Viceadmiral z. D. von Heul und Marinemaler (3. Niethe. Mit über 4>X> Original-Illustrationen, zwei »arten und einer farbigen Flaggentafel. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei (uornials I. F. Nichter), W gereicht uns zu ganz besonderer Freude, de» Lesern von „Nord und Süd“ in dem vorliegenden Prachtwerle eine literarische Erscheinung vorführe» zu können, welche, nach den bisher zur Ausgabe gelangten vier Lieferungen zu schlichen, nicht nur durchaus zeitgemäß, sondern auch höchst gediegen und geschmackvoll zu »enue» ist. Zeitgemäß insofern, als durch das hohe Interesse, welches unser Kaiser dem gesumnten Seewesen entgegenbringt, auch die weiteren, ja man kann sagen die weitesten Kreise den Blick mit Teilnahme und Spannung auf die Marine zu richten gewohnt geworden sind und das elterliche Bedürfnis; emvfinden müssen, ihre bisherigen lückenhaften Kenntnisse auf diesem Gebiete nach Möglichkeit zu bereichern.

Als gediegen und geschmackuoll mutz man aber ras vorliegende Werl deswegen bezeichnen, weil der Text von einem Fach- und Sachkenner ersten Nanges und die Illustrationen von einem der hervorragendsten Maler der Jetztzeit herrühre»! beides. Tezt und Abbildungen sind aufs Trefflichste mit einander in Beziehung gesetzt worden, so daß das Gelesene zum vollste» Verständniß, zur klarste» Anschauung gebracht wird, Die erste Abtheilung beschäftigt sich mit „Schiff und Werft“ und zerfällt wieder in drei Abschnitte, welche einen geschichtlichen uud beschreibenden Ueberblick über die Schiffe und Seewaffen des Alterthums, des Mittelalters uud der Neuzeit gebe»; die Belehrung geht also von den Sculpturen auf den Wänden althebräischcr <um 2500 v. Chi.) und reicht bis zu den mannigfachsten Fahrzeugen unserer Tage, wo uns folgende Gattungen vor Augen geführt werden: 1. die Linienschiffe, welche <!0 bis 130 Geschütze auf zwei oder drei übereinander liegendeil Batterie- oder Kaiionendecks führen (Zwei- oder Dreidecker),- 2. die Fregatte, hölzerne oder eiserne Segel- oder Dampfschiffe, welche eine Lage von Geschützen »i einer gedeckte!! Batterie in der Breitseite nebst einer Anzahl Kanonen auf dem Oberdeck führen: 3. Glattdecks-Korvetten (Kieuzerkorvetten), hölzerne oder eiserne Segel- oder Damvfrcrschiffe bezw. Panzerschiffe mit einer Lage vo» Geschützen auf dem Oberdeck; 4. Kriegs!) riggs.

Nord und 5nd.

Serlschiffe, welche, wie Korvette», Geschütze auf dem Oberdeck baben und mit zwei boügetat'clttn Masten versehen sind: 5 Kriegsschouei, Segel- odei Tanwfffahrzcucie mit einer Anzahl Geschütze auf dem Oberdcct und zwei Mäste»! 6. Kanonenboote

A»»: Zur E«. Hi»nhuri>, Äcrlc>«ö°Ani>Illt und 2r»cktici Iromol« I Z. Richei). (Kreuzer), Neinere Dampfhnhrzcugc mit 2 bzw. 8 Geschützen auf dem Oberdeck und in der Talclaae dem ,Nrieasscho»ei alchich: ?, Möiscrboote mit einiaen leichteren ftlesämtzen und einem oder zwei Mörsern in der Mitte aus starker Äalkenlinterlaac: 8. Auisos, welche früher in Schncllscalcrn bestanden, jetzt aus hölzernen oder eisernen

Illustrierte Bibliographie.

20?

Dampfern mit verhältnißmäßig starken Maschinen hergerichtet werden; sie besitzen eine für den Depeschen- und Kundschafterdienst entsprechend «rohe Geschwindigkeit»;

67

9. Königliche Yachten, schnelle und mit zweckentsprechendem Comiort eingerichtete Dampfschiffe, gewöhnlich Raddampfer, die meist mit zwei Pfahlmasten getakelt und nur mit wenigen Geschützen ausgerüstet sind; die Kaiserlich deutsche Jacht „Hohcn-Nord und Sild“ I. VI. les, 2?

Nord und Süd.

zollein" kann im Kriegsfall, wenn erforderlich, als Aviso verwendet werden»: 10. Artillerie-Schiffe, speciell für artilleristische Ausbildung von Offizieren, Unteroffiziere» und Matrosen ausgerüstete Schiffe mit Geschützen verschiedensten Kalibers; endlich 11. Kasernen schiffe (schwimmende Kasernen), heutzutage meist alte ausangirte Linienschiffe oder Fregatten, auf denen die Takelage entweder ganz oder bis ans die Masten entfernt wird. Selbstverständlich findet auch die Entwicklung des Seewesens im Ausland ihre gebührende Berücksichtigung.

Von den vortrefflichen Vollbildern, welche einen viel zu großen Raum einnehmen, als diltz sie hier probeweise veranschaulicht werden können, seien namentlich folgende hervorgehoben; Kaiser Wilhelm II. auf der Commandobrücke der „Hohenzollern,“ „Lord Wrden" im Dock: Schiffsjungen-Schulschiff „Nixe;" S. M. Panzerfregatte

Au«: Zur See. bamlr«, Nerllg«>Anst»>! und Druckerei, Ivormal» I, F. Richter!

„König Wilhelm" auf der T<'te im Geschwader segelnd; der Heimat nahe; Englische» Kllsmattschiff „Swiftsure;" Heckansicht und Bugansicht,

Aber auch von den kleineren Abbildungen sind einige noch recht stattlich, z. Ä.

S. 11! eine Kriegsbrigg, Segel setzend, S. 25 S. M. gedeckte Korvette „Bismarck"

im Dock und S. 26 das Kaiserlich deutsche Artillerieischiff „Mars; sehr interessant ist ferner die bekannte, in einer Nachbildung auf uns gekommene Schiffssäule, welche dem Consul Duilius als Auszeichnung für seinen Seeeieg über die (sarthager gewidmet wurde; endlich soll noch auf das wohlgelungene Bildchen von „Helgoland aus der Vogelschau" aufmerksam gemacht werden.

Die in bunten Farben ausgeführte Flaggentafel zeigt die Standarten des Kaisers, der Kaiserin, des Kronprinzen, die Flaggen der Admirale, der Kaiserlichen Kriegsmarine, die Wimpel derselben, die Flagge der Postschiffe u. s. w. herab bis zu den Handelsflaggen. — Alles in Allem, das Buch verspricht höchst bedeutend zu werden. N. ^.

Die literatur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen dargestellt von Georg Vrandes.

Sechster Band. Das junge Deutschland. Leipzig, Verlag von Veit K Co.

Dieser letzte Band des großartig angelegten Wertes hat lange auf sich warten lassen, aber von ihm gilt das Sprichwort: „was lange währt, wird gut.“ In Georg Brandes ist der Historiker eben so still wie der Künstler, das giebt allen seinen Schriften das eigenartige Gepräge, stempelt sie zu Prosawellen ersten Ranges. Er weiß den reichen Stoff, über den er verfügt, mit souveräner Sicherheit so zu ordnen, daß jeder Gegenstand an seiner richtigen Stelle steht, daß uns nicht das geringste von Wichtigkeit entgeht, mit einem Worte, daß wir ein vollkommenes Bild erhalten von dem, was er uns schildern will. Es giebt wenige Bücher wissenschaftlichen Inhalt«, die man mit einer solchen Spannung, mit so künstlerischem Genüsse liest wie die von Georg Brandes. Mit dem vorliegenden Bande hat das Riesenwerk, welches alles Bedeutende auf literarischem Gebiete in der ersten Hälfte unseres Jahrhundert« umfaßt, seinen Abschluß gefunden. Daß das Werl, bei aller Anerkennung, die ihm zu Theil geworden, auch mancherlei Tadel erfahren, daß insbesondre der Plan des Ganzen gemißbilligt worden ist, darf bei einem so eigenartigen Unternehmen nicht verwundern. Und doch müssen wir dem Verfasser Recht geben, wenn er am Schlüsse des Werkes sagt, er wisse, daß er jetzt, neunzehn Jahre, nachdam der Plan gelegt wurde, nicht im Stande sein würde, einen anderen und besseren zu finden. „Man hat mit Recht,“ sagt er, „aber ohne großen Aufwand von Scharfsinn, ciliaren tonnen, daß so gruppiert und in dieser Reihenfolge so contrllstiiit und mit diesen Hervorhebungen oder Abschattierungen die Persönlichkeiten und Werke nur durch eine persönliche Betrachtungsweise, nur indem sie einer persönlichen Behandlung unterworfen werden, hervortreten, und man hat mit weniger Recht, ebenfalls ohne besonderen Aufwand von Erfindung, an Prolrustes erinnert. Hierauf ist die Antwort, daß unpersönlich gesehen die Literatur eines halben Jahrhunderts nur ein Chaos von hunderttausend Weiten in einer großen Anzahl von Sprachen ist, und daß der wahre Prolrustes, welcher hier gruppiert, contrastirt, stilisirt, hervorgehoben und zurückgedrannt, ausgestreckt und verlürzt, in volles Licht, ins Halbdunkel oder in den Schatten gestellt hat, kein anderer ist, als die Macht, welche man sonst Kunst zu nennen Pflegt.“

Der Glanzpunkt des Werkes ist, wie immer bei Brandes, die Charakteristik.

Persönlichkeiten wie Börne und Heine sind in keinem uns bekannten Literaturwerte so plastisch herausgearbeitet wie hier: sie waren ja auch die Tonangebenden der Epoche, um die sich alle anderen Geister des jungen Deutschland bewußt oder unbewußt schnarren. Börnes lauterer, idealer, aber von Philister« nicht freier Charakter wird so beleuchtet, daß wir ihn vollständig verstehen, daß uns sein Haß gegen Goethe natürlich und entschuldbar erscheint. Die Parallelen zwischen Heine und Goethe, Heine und Aristophanes sind mit außerordentlicher Feinheit, mit tiefstem Eindringen in die verschiedenen Individualitäten durchgeführt. Wir hätten gewünscht, daß Heine als Prosaiker noch eine eingehendere Würdigung zu Theil geworden wäre, allein dieser Wunsch entspringt wohl mehr dem Verlangen, Brandes noch ausführlicher über den Gegenstand zu hören, als einem Mangel in der Anlage des Buches. Auf die übrigen geistigen Führer des Zeitalters konnte natürlich nicht der gleiche Raum verwendet weroen wie auf Börne und Heine, aber auch sie treten alle leibhaftig vor uns hin. Immermann, Gutzkow, Laube, dann vor Allem die geistreichen Damen Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz u. f. w. bilden eine Gallerie der interessantesten Köpfe. Auch das Cavitel über den Hegelianismus ist ein wahres Cabinetsstück der Geschichtschreibekunst, Die politische, Dichtung um das Jahr 1848 herum bildet den Schluß des Werkes. Brandes hat nur die Haufsttströmungen der Literatur schildern wollen, es ist daher begreiflich, daß mancher Charatterlopf, der außerhalb dieser Strömung stand, laum genannt ober nur flüchtig erwähnt weiden konnte. So Dichter wie Grillparzer, Monte, Lenau und Andere. Ob in letzterer Beziehung der Verfasser im Verschweigen nicht mitunter zu weit gegangen ist, wagen wir nicht zu entscheiden. Das Buch enthält des Guten, Vortrefflichen so viel, daß es auch dem strengsten Kritiker ein Lob abzwingen wird, es ist zudem formell so vollendet, daß es seinen Werth so bald nicht verlieren lann. «.

3^0 Nord und Siil>.

Max Ralbeck.

Au« Illter und neuer Zeit. Gesammelte Gedichte. Berlin, Verlag von Freund ^ Ieclcl (Carl Freund).

Der vorliegende Band ist, wie der Verfasser in dem launigen Vorwort bemerkt, eine chronologisch geordnete Auswahl seiner sämmtlichen gedruckten und ungedruckten Gedichte; aus vier Banden hat er einen fünften gemacht, der trotz neuer Zuthaten nicht starker geworden ist, als jede der früheren Sammlungen. Diese Angabe läßt entnehmen, daß der Verfasser strenge Selbstkritik geübt hat, und läßt von vornherein erwarten, daß wir es mit keinem gewöhnlichen Dutzendbichter zu thun haben; denn Selbstkritik pflegt nicht die Tugend der Dilettanten zu sein, vielmehr das Kennzeichen des Talentes. In der That enthält Kalbecks Buch so viele Proben einer starken lyrischen Begabung, so viel Schönes und Gelungenes, daß wir die Hoffnung aussprechen dürfen, es werde, trotzdem heute der „hohe lyrische Dichter“ meist »taubem Ohr flötet,“ viele Leser und Freunde finden.

Der Grundton der Kalbeckschen Poesien ist der einer wehmüthigen Resignation, einer Melancholie, die wie die Lenaus auch aus den Erscheinungen der Natur Nahrung sucht, ohne doch die selbstquälende, zum Wahnsinn führende Bitterkeit dafelben zu haben. Die Klage um ein verlorenes Glück, um betrogenes Hoffen ist das Hauptthema, das der Lyrik Kalbecks zu Grunde liegt. Sein Gemüth findet seine höchste Befriedigung in der Erinnerung; in der Erinnerung an eine vergangene schöne Zeit, an eine alte Jugendliebe, die in seinem Gedächtnis; unverlierbar weiter lebt. Nur in einzelnen Gedichten aus der ersten Periode des Dichters erscheint der Schmerz um verlorene Liebe noch nicht zu sanfter Wehmuth abgeklärt, sondern äußert sich in bitterer Trostlosigkeit, welche in düstern traurigen Bildern und Vorstellungen schwelgt, so in „Wieder Sonntag“. „Abschied“, „Hochzeit“, „Begängnis,“ (S. 19 ff.), die unverkennbar unter dem Banne der düster-phantastischen „Traumbilder“ Heines stehen. Aber des Verfassers Seele besitzt zu viel Spannkraft, um in eine zerrüttende Melancholie und in einen unthätigen Pessimismus zu versinken; und so endet die erste dichterische Periode Kalbecks mit dem verheißungsvollen Aufschwünge:

„Die Arbeit reift des Leben« beste Frucht,
Sie weih nichts von des Denkens Qual und Pein,
Nichts von des Glücks Verdiuß, der Freude Flucht.

Für den Verlust seines Liebesglückes bietet ihm nun die Erinnerung Ersatz, in der dasselbe ein unvergängliches Leben führt, und seine Trösterin ist die Einsamkeit, die er als Medusa apostrophirt:

Nur wer gleich Dir das tiefste Weh erfahren.

Wer elend ist, Versteinerte, wie Du,

Dem wiist Du Deinen Segen offenbaren.

Ihm senft ins Herz Du Deine Todesruh,

Zu Engelsstiegen weiten sich die Schwingen,

Und decken liebeich den Verllss'ilen zu.

Die schmalen Lippen öffnen sich zum Singen

Und mahnen ihn an seines Glückes Zeit;

Da hört er die geliebte Stimme klingen

Und tröstet sich mit Dir, der Einsamkeit."

Und in dem Gedichte „Ausgleich“ (S. 157) scheint ihm die Einsamkeit mit seiner Muse identisch zu sein, die ihn für das Entbehren irdischer Genüsse vollauf zu entschädigen vermag.

— Unsterblichkeit

Verleiht mein Hauch, und ewige Gedanken

Entblühn dem Bunde, den wir fromm beschließen

Bibliographie. 31.1.

Kalbeck liebt es, das Naturbild zum Spiegelbild seiner Stimmung zu machen, und entsprechend dem vorherrschenden elegischen Charakter derselben bevorzugt er, wie Lenau, düstere, melancholische Scenerien. Er besingt die zerfallene Kirche in des Waldes Nacht, ein „vergess'nes Grab" im Gebirge, den »einsamen See," der fein schwarzes Auge traurig aufgethan hat, die „untergehende Sonne," („Laß mich erwärmen noch in Deinen Gluthen, Eh Du hinabtauchst in das heil'ge Meer"), die er als „Königin der Zeit" in Versen von mächtigem Schwünge und süßem Wohl laut feiert.

Aber auch für die Reize der romantischen, mondbeglänzten Zaubernacht hat er ein empfängliches Herz und einzelne Lieder dieser Art haben den träumerischen Duft, die Innigkeit Eichendorffscher Lyrik; und die Poesie des Wanderlebens erklingt bei Kalbeck in frischen, hellsten Tönen, Wanderlieder wie „Ade du Niederland", „Einkehr" und andere athmen die volle Ursprünglichkeit und herzige Naivetät des Volksliedes.

Mit welchem Geschick K, den Ton des Volksliedes zu treffen weiß, das zeigen besonders Gedichte wie „Weit hinaus" „Zum Abend", „Brautfahrt", „Im Mondschein", „Der fröhliche Wittwer" u. A.

Ist so Kalbecks Muse eine träumerische, welche den Blick weniger auf die Außenwelt richtet, als in das eigene Innere senkt, und welche weniger auf den Pulsschlag der Zeit, als auf die Schläge des eigenen Herzens lauscht, ist Kalbeck also eine rein elegisch-lyrische Natur, so offenbart er doch in einigen wenigen Gedichten, daß ihm auch der energische, fortreibende Ausdruck und dramatische Gestaltungskraft nicht versagt sind.

So ist das Gedicht „Die apokalyptischen Reiter" ein Freskogemälde Dürerscher oder Lärneliusschen Stiles; die wüthende Hast, mit welcher die grimmigen Reiter einherstürmen, ist schon durch den Rhythmus trefflich gemalt. Dem Ringen und Streben der Zeit giebt er einen dichterisch schwungvollen Ausdruck in „Der neue Prophet" („Ich hör ein fernes Brausen — Wie wilder Männer Sang". Eine schöne poetische Umschreibung des Schoenhauerschen Satzes: Die Welt ist meine Vorstellung, giebt das Gedicht: „Nichts hat Dir die Welt gegeben!"

Daß der weich flötende lyrische Dichter aber auch ein loser Spötter und scharfer Satiriker sein kann, lernen wir aus den unter den Titeln „Grabschriften" und „Denkzettel" vereinigten Epigrammen zu unserer Uebermühsung kennen.

Als Probe mögen hier die folgenden Grabschriften, von denen namentlich die zweite recht boshaft ist, stehen:

Einem Beamten.

Wie gerne ließ er sich vertreten.

Der nun in kühler Erde ruht.

Vielleicht, indeß wir für ihn beten,

Liegt drunten nur sein Substitut.

Einer Jungfrau.

Der Jungfrau hier wollt Euer Mitleid schenken:

O Pein!

Die schläft zum ersten Mal, so weit wir denken,

Allein.

Wir haben bei der Charakterisirung des Dichters die Namen anderer Lyriker wie Lenau, Heine, Eichendorff herangezogen; es lag nicht in unserer Absicht, damit unserem Autor Originalität abzusprechen und ihn als einen Nachahmer oder Nachempfänger hinzustellen, wir glaubten aber so am leichtesten das dichterische Wesen eines weniger bekannten Dichters kennzeichnen zu können, indem wir allbekannte Genies, von denen er eine Ader hat, zum Vergleiche anführten; freilich können wir nicht verschweigen, daß einzelne Gedichte doch zu sehr die Abhängigkeit von jenen Mustern auf einzelne Wendungen verrathen, so ist „Letztes Glück" ganz u. l. Lenau gehalten, und das Sonett „Abendfeier" ist aus Eichendorffschen Elementen zusammengesetzt. Wir könnten vielleicht noch frappantere Uel>ereinstimmungen, als sie diese Beispiele zeigen, bei weiterem Forschen nachweisen. Wenn sich der Dichter entschließen könnte, derartige Producte auszumerzen, so schmerzlich eine solche Selbstamputation auch sein mag. würde seine dichterische Eigenart schärfer hervortreten und der Werth seines Buches würde noch gewinnen. Der Verfasser hat zwar.

3^2

Nord und Süd.

wie seine Vorrede besagt, anerkeunugsweith Selbstkritik geübt; aber es würde nichts schade», wenn er darin noch ein wenig weiter ginge, und eine Zahl von Gedichten, die dieselbe Stimmung und denselben oder doch einen ähnlichen Gedanken behandeln, entfernt«; es wäre dann die Gefahr der Monotonie beseitigt, der Genuß des Büchleins ein ungetrübter, und die Würdigung und Anerkennung, auf die der Dichter so hohen Anspruch hat, demselben um so sicherer. Diese kleine Ausstellung, die uns unser kritisches Gewissen abgenöthigt, möge aber keinen Leser abhalten, sich mit einem Dichter bekannt zu machen, der in einer Zeit des abschreckenden Dilettantismus zu denjenigen gehört, welche über eine echte lyrische Begabung verfügen und dem von der Gunst des Publikum« vernachlässigte» Sliedinde, der Lyrik, wieder zahlreiche Anhänger zu gewinnen berufen sind.

Vibliographische Notizen.

Nonsseau und die deutsche Geschichte

Philosophie. Beitrag zur Geschichte des deutschen Idealismus von Richard Feste,!. Stuttgart, G. I. Göschen.

Der Verfasser stellt in diesem auf gründlichen Studien beruhenden, dabei aber sehr lesbar und anziehend geschriebenen Buche das Verhältnis; dar, in welchem deutsche Geschichtsphilosophen von Kant, Herder und Schiller bis auf Hegel und Schelling zu der fast durchweg theoretisch construierten, die wirkliche Erfahrung wenig beachtenden Geschichtsauffassung des Genfer Philosophen stehen. i>n.

Lessing» <M!) Plagiate. Erster Band, erstes Heft, erste Hälfte. Hamburg und Leipzig, P. Albrechts Selbstverlag.

Der Verfasser, Di. mü, et ^b.i!o«, in Hamburg hat eine beneidenswerthe Belesenheit für einen nicht beneidenswerthe» Zweck verwendet, Er stellt massenhafte Pailllelstellen aus Schriftstellern verschiedener Zeiten und Nationalitäten neben Sätze aus Lessings Werken (zunächst den Jugendlidichten), um zu beweisen, daß Lessing eine bis in's Krankhafte gehende Neigung zur Entlehnung von Gedanken, Worten und selbst Namen gehabt habe, für die Herr vi. Albrecht den Namen „Pillgillmanie" einführt.

Bei aller seiner Belesenheit scheint der Herr Verfasser ein kleines Weilchen des großen Dichters nicht gekannt oder nicht beachtet zu haben, welches die beste Kritik des in höchst unwürdigem Tone geschriebenen Pamphlets enthält.

Hoffentlich verargen es uns die Leser nicht, wenn wir statt eines trockenen Zahlencitlits aus Lessings Werken die auch stilistisch musterhaften Worte vollständig hier abdrucken.

„Die eherne Bildsäule eines vortrefflichen Künstlers schmolz durch die Hitze einer wüthenden Feuersbrunst in einen Klumpen. Dieser Klumpen kam einem anderen Künstler in die Hände, und durch seine Geschicklichkeit verfertigte er eine

neue Bildsäule daraus, von der elfteren in dem, was sie vorstellte, unterschieden, an Geschmack und Schönheit aber ihr gleich.

Der Neid sah es und knirschte.

Endlich besann er sich auf einen armseligen Trost: „Der gute Mann würde dieses noch ganz erträgliche Stück auch nicht hervorgebracht haben, wenn ihm nicht die Materie der alten Bildsäule dabei zu Statten gekommen wäre.“ Lessings Fabeln. II. Buch, Nr. 1. L.

leitgenössische Tondichter. Studien und Skizzen von M. Charles (Max Chop). 2 Bände. Leipzig, Druck und Verlag der Roßner'schen Buchhandlung.

In den mit großem Selbstbewußtsein geschriebenen Vorreden spricht sich der Verfasser bezüglich des Verhältnisses zwischen Kritiker und Publikum dahin aus, daß

„die Urtheilsfindung dem großen Kreise des kunstsinnigen Publikums zufällt und daß der Recensent mit diesem stetige Fühlung halten und als Vertreter der Öffentlichkeit auch deren Meinung in den ihr angehörenden Blättern, Zeitschriften und Büchern wiedergeben soll.“

Leider ist M. Charles selbst nicht im Stande, dieses Princip in seinen Besprechungen zu wahren.

Bei dem übel beleumdeten Nehler'schen „Trompeter von Siikkingen“ gesteht er sein Abweichen von der Regel offen zu und in vielen anderen Fällen (z. B. bei Bruch.

Witt, Lachner u. s. w.) deckt sich sein Urtheil, welches bisweilen stark in's Dithyrambische ausartet, keineswegs mit dem deS

Vibliographische Notizen, —

31.3

großen Publikums. Trotz der Nothlage, die sich der Verfasser dadurch, daß er das eigene Urtheil dem der Menge unterordnet, geschaffen hat, sind Charles' Studien nicht uninteressant, Sie bringen viel neues Material an's Licht und sind flüssig und pikant geschrieben. Sehr dantenswerthe Zugaben bilden die mit philologischer Gründlichkeit aufgestellten Verzeichnisse der Werke namhafter Componisten», die in solcher Vollständigkeit kaum anderswo zu finden sind. «b.

Friedrich Chopin als Mensch und Musiker. Von Friedrich Niecks Vom Verfasser vermehrt und aus dem Englischen übertragen von 1>r. W. Langhaus. 2 Bände. Leipzig, Verlag von (5. F. C. Leuckart (Constantin Sander).

Die Literatur über Chopin ist noch immer eine sehr dürftige; sie beschränkt sich, streng genommen, auf die Werke von Liszt und Karasowsti. Der Elftere ist zu überschwenglich, der Letztere zu trocken und zu, Theil auch unzuverlässig. Das Nieck'sche Buch hält die Mitte zwischen beiden. Es ist, wie man beim Erscheinen des Originals in England mit Recht hervorhob, mit wahrhaft „teutonischer Gründlichkeit" geschrieben und ermangelt trotzdem nicht des Schwunges nnt> der Begeisterung. Der Historiker wird davon ebenso befriedigt sein, wie der Aesthetiker und der ausübende Künstler. Besonders ausführlich und anziehend sind die Cavitel behandelt, welche das verhängnißvolle Verhältnis; Chopins zu George Sand erörtern, Wcrthvolle künstlerische Beigaben sind drei Bildnisse Chopins, das Portrait seiner langjährigen Freundin und Tyrannin, George Sand und die Facsimiles der t'.»wl! Mazurka (»p. 7, Nr. 3) und des C-ms,!l Praeludiums (n,>. 25, Nr. 20).

ed.
Charles Gonnod. Mozarts Don Juan. Autorisierte Uebersetzung von Adolf Klages. Leipzig, Verlag von Carl Neißner.

Die vom reinsten Mozartenthusiasmus dictirten Studien des berühmten französischen Compouisten enthalten, wenn auch nicht unbedingt Neues, so doch viel Wahres und Treffendes. Sehr beherzigenswerth sind die in einem Anhang niedergelegten allgemeinen Bemerkungen über Tempo, Tact, Näuacirnung, Athmen, Aussprache und Orchesterleitung. ed.

„Hans Waldmann." Trauerspiel in

fünf Aufzügen von Heinrich Kruse
Leipzig, S. Hirzel.

Der wohlverdiente Altmeister unter den deutschen Dramatikern, hat uns abermals ein Trauerspiel „Hans Waldmann“ bescheert. Wir freuen uns der «»geschwächten geistigen Kraft des Autors, die auch aus dieser Dichtung uns entgegentritt. In fest gefügtem dramatischem Aufbau, i» klarer und dennoch oft bilderreicher und schwungvoller Diction, entwickelt sich die Handlung; in ergreifender Weise vollzieht sich die Schuld und bricht die Katastrophe herein — das Ganze von echt tragischer Wirkung! H., W.

Vas Waldhorn. Krolonosch und Hiegenrücken. Zwei Novellen aus Schlesiens Bergen. Von Karl Iae-
nicke. Breslau, Schlesische Buch-
druckerei, Kunst- und Verlags-
anstalt, vorm. S. Schottlaender.

Die zweite der beiden im vorliegende»
Buche vereinigten Erzählungen wird den
Lesern dieser Zeitschrift noch in ange-
nehmster Erinnerung sein. Diese Wander-
geschichte athmet ein so tiefes, freudiges
Nilturggefühl, eine so aus dem Innern
aufquellende Lebenslust, dazf der Leser zu
lebendigem Mitempfinden und Mitgenieße»
fortgerissen wird. Ein thatträftiger,
lebensfreudiger Optimismus, der ei»
offenes Auge und ein fühlendes Herz für
die Schönheiten dieser so oft als lammer-
thal und unvollkommenste der Welten ge-
schmähte Erde hat, regt hier seine
Schwingen und bezwingt unwiderstehlich
unser Gemüth. Die Poesie des Wandern-
, die herrliche wechselnde Scenerie des
Riescngebirges, die mit so viel Treue und
tiefer Empfindung wiedergegeben werden,
führen zwei junge schöne Menschenpaare
zusammen, die ihre Zusammengehörigkeit
für's Leben bald erkennen. Eine kleine,
tragikomische Verwicklung verzögert die
Lösung dieser anscheinend so glatt ver-
laufenen reizvollen Idylle, indem sich
herausstellt, daß es sich bei diesen Herzens-
geschichten um eine „Liebe über's itreuz“
handelt. Der Knoten entwirrt sich, indem
in der Stunde drohender Gefahr, in
welcher die Freunde sich thatträftig der
geliebten Mädchen annehmen, diese ihren
Irrthum einsehen und jetzt erst in Wahr-
heit ihr Herz entdecken und den sie lieben-
den Männern in die aufnahmebereiteu
Arme sinken. — Während diese Erzählung
in ihrer zwanglosen, lockeren Form die

3^

Nord und Lud.

Ungebundenheit eines freien, fessellosen, genußvollen Wunders schon äußerlich sehr glücklich zum Ausdruck bringt, ist die erste „Das Waldhorn“ von strenger, sorgfältig gegliederter Composition, von fast dramatischem Aufbau. Die Erregung der Spannung im Leser, die Ausarbeitung der Höhepunkte mit ihren leidenschaftlichen Collisionen, die Entwicklung und Katastrophe — Alles erinnert an ein effectvolles, packendes Bühnenstück, Die wirksam erfundene Handlung hat einen criminalistischen Untergrund, sie dreht sich um ein vor Jahren begangenes Verbrechen, dessen wahrer Thäter unentdeckt geblieben sind. Aehnlich wie die Kraniche des Ibylus in Schillers gleichnamigem Gedicht oder die Sonne in Chamisso's „die Sonne bringt es an den Tag“ oder wie das Posthorn in einer kleinen Erzählung Auerbachs spielt hier ein Waldhorn bei der Aufhellung der geheimnißvollen That und der Entlastung eines auf schurkische Weise Verdächtigten eine entscheidende Rolle. Mit dieser Handlung ist die Geschichte zweier Liebespaare auf geschickte Weise eng verknüpft, welche mit der Entdeckung der wahren Verbrecher zugleich das Ziel ihrer Sehnsucht erreichen. So zeigt sich der Verfasser in jeder der beiden Erzählungen von einer ganz anderen Seite und überrascht dadurch den Leser in hoher Maße. Wer z. B. zuerst die von lyrischen Elementen erfüllte Wandergeschichte gelesen, wird kaum eine so starke dramatische Ader, wie sie das „Waldhorn“ unzweideutig verräth, in dem Autor vermuthet haben, der übrigens als Lustspielbichter auch einen schonen Bühnenerfolg aufzuweisen hat. Somit seien diese beiden, in ihrem Charakter so verschiedenen, aber jede in ihrer Art gleich trefflichen und fesselnden Novellen dem Publikum bestens empfohlen.

O. N'.

W. Garschin. Novellen. Aus dem russischen von Wal. Beleno. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. Preis 2 Marl.

Garschin ist ein entschiedener Künstler, reich an dichterischer Begabung, von hervorragender Fähigkeit der psychologischen Analyse, von Schärfe der Charakteristik. Ihm fehlen die weichen Töne: er ist herb und bizarr und bizarr sind auch seine Stoffe. Man darf die sieben gesammelten von leckem Realismus zeugenden Skizzen nicht Novellen nennen. Die Novelle ist ein abgerundetes Kunstwerk, ein harmonisches Ganzes, ein

kreisrunder Ausschnitt des Lebens, der gleichmäßig durchleuchtet sein soll. Wenn man dieses Bild gestattet, möchte ich die Skizzen Garschins Kreis-Segmenten vergleichen, in welchen irgend ein Winkel der Menschenseele grell und scharf beleuchtet wird, in denen ein Gedankengang eine Weile verfolgt, dann aber jäh abgebrochen wird. Die Gedanken sind nicht originell, aber tnapv, priicise gefaßt, zu scharfen Thesen und Antithesen zugespitzt, geistvoll und philosophisch verarbeitet.

Nach Art des russischen Skeptizismus zieht Garschin seine Menschen — »it vsnia verb«! moralisch vor uns aus! Unerbittlich zerrt er die geheimsten Triebe hervor, welche den unbewußten Urgrund unseres Handelns bilden; aber er läßt auch den schlummernden edlen Keim gelten und wirken, sobald er ihn zur Entfaltung bringen kann. Seine Motive sind vielfach entlehnt: oft hat er kühn zugegriffen, wie z. B. im ergreifenden Schlußmotiv von „Eine Nacht“, das er au« Fausts zweiten Monologe entlehnt hat, Uevrigen« ist diese Nacht nicht, wie der Uebersetzer in der Vorrede citirt, die letzte Nacht eines Selbstmörders. Alezei Petrowitsch erschießt sich ja nicht, sei» besseres Selbst gewinnt Gewalt über ihn und nur ein plötzlicher Tod, welcher angedeutet wirb, raubt ihm dem neuen Leben; eine überflüsfiige und nicht gerade glückliche Wendung der Dinge, durch welche der Effect abgeschwächt wird. Seine Erzählung ist sprunghaft und fragmentarisch, dabei doch von schlichter Einfachheit: die Darstellung ist keineswegs schwunghaft und in poetischen Farben gesättigt.

„DieKünstler“ enthält eine Zusammenstellung von Bekenntnissen und Selbstgesprächen zweier Maler; hier wird das Wesen der Kunst biscutirt, zugleich die sociale Frage in ergreifender Weise in den Vordergrund gezogen. Die Schilderungen in dieser Skizze sind Plastisch und meisterhaft; die Schilderung von Rjauinins Krankheit reicht an die berühmtesten Vorbilder heran. Der Realismus verliert sich hier auch zuweilen in Kleinigkeiten zuweilen aber wirkt er auch geradezu packend.. Dabei ist die Knappheit der Fragmente erstaunlich.

„Eine Fabel“ und „Attalea Princeps“, denen ein politischer Hintergmnd innewohnt, sind anschaulich und lebhaft geschrieben, allegorisch gehalten, im Uebrigen aber weniger bedeutend. Die feinen, zarten Striche sind nicht Garschins eigenstes Gebiet, er zeichnet kräftig, scharf umrissen.

Bibliographische Notizen.

3[^]5

Ein erschütterndes Seelengemälde bietet »Eine Begebenheit«, welches die Bekenntnisse einer Gefallenen, die Liebe eines ehrlichen Mannes zu derselben und dessen Tod um ihrer willen zum Inhalte hat.

Die Seelenschilderung ist auch hier mit Meisterschaft und mit einem gewissen grausigen Humor durchgeführt. Das Sujet, welches nicht zu einer socialen Tragödie zugespitzt ist, mag nicht geschmackvoll gewählt sein, es ist aber möglichst decent behandelt und der Dichter bewegt uns tief.

Die letzte Erzählung „Vier Tage“, der dramatisch wirkende Bericht eines verwundeten Kriegers vom Schlachtfeld«, ist stark mit dem Gerüche einer in Verwesung übergegangenen, von Würmern angefressenen Leiche gewürzt! Die Schilderung mag realistisch vollkommen sein, sie ist aber peinigend und ekelhaft.

Der früh verstorbene Dichter hat in dies« Sammlung vollgültige Beweise eines reichen Könnens, Zeugnisse eines hohen sittlichen Strebens und eines tiefen Geistes abgelegt. Hätte er Zeit zum Ausreifen gehabt, er wäre vielleicht einer der führenden Geister seiner Nation geworden.

Der deutsche Roman des 15. Jahrhunderts» von Helmuth Mielke.

Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn (Appelhaus & Pfenningstorff). 189«.

Der Verfasser beabsichtigt, die Entwicklung des deutschen Romans in unserm Jahrhundert nach seiner Eigenart und aus den Zeitverhältnissen heraus zu erklären. ES läßt sich nicht leugnen, daß er systematisch zu Werke gegangen ist, und daß die Beziehungen, die er zwischen dem kulturellen Leben der Nation und ihrer Romanliteratur herausgefunden hat, vielfach einen scharfen Blick und ein richtiges Gefühl verrathen, sodass er dem künftigen Literaturhistoriker manchen brauchbaren Baustein geliefert hat. Aber die Aufgabe, die er sich gestellt, hat er doch nicht zu lösen vermocht. Dies war auch kaum in einem Bande von 347 Octavseiten möglich. Dennoch könnte man bei der in der Vorrede aufgestellten, selbstbewußten Behauptung, daß man kaum einen irgendwie bedeutungsvollen Namen auf dem Gebiete des Romans in dem Buche vermissen werde, eine etwas gröbere Sorgfalt verlangen. Man braucht auf absolute Vollständigkeit in der Aufzählung der Autoren gar keinen Anspruch zu machen und muß es doch sehr befremdlich finden, daß in dem ganzen Buche

z. B. Johannes Scherr gar nicht erwähnt ist, dessen „Michel“ doch mit Recht als eins der schönsten und gehaltvollsten Erzeugnisse auf dem Gebiete der deutschen Roman- dichtung gilt Da solcher Lücken sich noch mehr finden, so ist dem Autor der Vor- ! wurf nicht zu ersparen, daß er entweder flüchtig gearbeitet oder seiner Aufgabe sich nicht gewachsen gezeigt hat. DaS Buch steht daher trotz einiger geiswollen und zu- treffenden Abhandlungen — z. B. über den Frauenroman — nicht auf der Höhe eines dauernden Werth besitzenden literarhisto- rischen Werkes.

Enge Welt. Novellen von Ilse Fra- pan. Berlin, Gebr, Pätel.

Die bekannte Novellendichterin hat diesmal dem Leben schwäbischer Bauern , den Stoff zu den vier in dem Bändchen vereinigten Erzählungen entnommen.

Scharfe Beobachtung und lebenswahre Darstellung treten dem theilnehmenden Leser auch hier entgegen. 0.

Stuttgart, Vsrlnxs- ^Mtlilk,

le» un, l Ne> l l e l ». l, i? k « r n v « 2, > r » i > l l k u r t

», ZI, ö NseKdoU,

!, !, r > i s i t. ? r e i d u r « i, l > ,, ? e k s s i, k v l ä

» I K I I u l l i e l i « e «, m m t » l. l t e r » t « < l » l »,

4 u » l » » < l e ». X « 4 6 9. > 7 g (L c K v x o u l u i u s l -

, U « > l » m », j l s u c k I U l i u t. l i v L c K » v o r,

l t « t » l »,) X «, 4 7 S, 4 7 «, < l d » « n, I l s M »

U » I l s ». j, S,, 0, S s v c k s l.

9, l v, » t u t t » » N, ^ i u u „ O o u t s c k » V o r l a g, -

l l s u l s l l k « 4 u » 5 » >, o, M t ^ >, l,, l i « ! » »,

ü U g «, U » r a d « i «, L, (Z, l l l o K „ « r s o !, « L « v K >, .

2^6

Nord und Sud.

!!I»retle, Im Stsul, cker lirsttsr,
rllir«kelin VsutskKIsnli in IVO ^,ü>ren oäsr
t»rt mit >le» Jesuit«!»! Li» Veclllnk au »II«
l'roulle, U,, Das licilli« UueK vun Vsimar, ?^um
,! ^, I>v,tli«s, ^ ^
^, „ t'rlnliel, U , Usgsn v«I>»mv! Lins Vi^srls^un^
au» nsiu ^aur« S«VU." «, ^Vull, Viir?,i>ure,
^ . SiuKsr. ^ >,';'^ ^

Uorgsr. « Hunds, tL"»«>u>,rn, ^»g
Kvmaudibl, VN. ^»Kr«», «. Uaud «, I«),
Stult^t, ^ Lng«Id«rn,
IKr/, II, ^us <!sm?„gsducd« eins» vni^idiis-
>!sus k^ul«r. Kluttjiart, I>vv K Ullilsr,
>lumel und Lrde. lüustr, „atur«issenkcK»s,I,
i>r»ni». ?sbr„i^ Lsrlln, S, t>aetel
^»Uer, U,, Vision und ^«uniild., ilson und II»-
ds»lurs«ss>2«, Ltu«s»rt, Ssldstvsrl,, ^
bi» 31, <8cllu»5>, Vis» uud >.Imü^i, ^lvi'
II«-»>.

»er KelnIIclie «ul»er «der 6er v»„np5K«„er
«der der «IId^e»«rdeue Uliemcneu Kullee.
2»-sits ^Vull, «tultgurt, ÜsntsoKs
li«t»er, V, XVnId-Onilisl, Li,, modorn«,
turu,,,? SI, SS, Visu und ?r,«, ^, ?sm,«>iv,
IZerii,,, II, ^ „„it«>r,
««»er, V, ^, II,, Li«» LKsse>«idune, ^Is I?vi-
lvi,«!,„KI,l"

ZlautKuer, ve>I«nn>n!sso siner 8>,iriti«tin
(k>. v. Lciwntlian's Ziail-Vitii, Unnd II I
^ Üerlin, II, t?ouj»er, ^
L««it« ^!>IIiii;s, «utl», r. ^ l'srtss, ^
IlalnKu,«, Vvrl^^^,»t»It(v«rm,^ . r iüekwi).
ü»»«n, ?r , .^uk Zc>in«me!iul,su durck <Zrül»md.
I^k«, 7, 8 Hamburg, VsrlaMSUStnil (Vbriv.
^ RieKwr), ^

von ^«K, ^Is> sr, II,^»Kr«, Ilstt I, tistk«.
L, Usursnd,
Xorri», V, L,, vis Lrdin, Xuwii», Usber«. ».
>>, LnjrlismKen, tlluselkuru'« ^lißsi», K>,u»u
UibiiuliisK, VII, dadr«. Land II) Stull-
Peter«!, ?»usl und Lrand, liamlst.
Vortrag», «orliu, ?r. ^, r«Nk«s
kkurtuer, XV, I>is I^osung des
Itear^»»I»»tI«r>^de» deukede» ,i6el«, I eip«?,
Keimm.

? , >Zol>Ibl«r,6<» H»»r. UUck« aus cksm
8ed«>,e»d»uer'»iser!e. U«»uss. vv,, ZI. Ijr».«K,
Usuck I. S, I>ii«i«, ». ?«>i,
ÜZeKudlii, O,, Nsil ckir im Sie^srlIräNü, klr»
vle Seedüke» cke» VklIrerlledr». LisKrul^x
S7—S« (Lcllubs>. Visu, Vli»««irdZcKst,I,
Stlickte.öllcler uu« I^>nck»ed»Neu «»er Veit.
Ustt I Aiiricu, ^, I_«ui»ocir,
!!,i>e, ?K,, Vcrs«. »«rlin, ^ . ^ddsr ^ I, n.
?«I»t<>!» ?!, «e«>»me»e >Verte, Vom Vsrk
Vrouinunn, 1^ Luckermssu « „LKrs" — Kunst»
Vrxet»rlr.II»iencker kSr^ISSI. I», ^»Krg»««.
VsrI:« >'«s ckeutsoksv Vs?ot»ri»r> Vorsiu».

V»u^i, ?K. ^u»rs uuä >!k»uit. Vui, >.', ^u
^Ippedei » »lmm>»e>>« KerleKte. L»r»u«U. rc,,
^ . Sl^ttsnnsim, v»uä VII, Ait >>«m Uilils,
lierliu, llsm, l'netsl,
« ilrnckl, t r , l)»» neu« goutsek» Rs>ck in
>>eutsodv Vu»i. I>an!i«, O/llivsturtk.
VerKanólv,«en der «e»ett,rd»N kör Rrcklinmis
iu llerIW. llnucl XVII, X«. l« «siliii,
/»r «««. Zlit llnstr, Ss,, >u«, vv» HsnK u,,u
L. >i»tds, jlit »iustr, unü K«-!«,, ll»»
rvrun^S—S, g,>,ud,,rzk, Vvrlggson^tull
^ . t'. «iel,tsr).

In veirluna des hrransgibers verantwortlicher Rkdociiir: «>>rl Zacnickc in Lrrslau.

Schliche Suchdruckrri, «unst» und vcrIngionftall vormals S. SchoNlaender, Breslau,

Unberechtigter Nachdruck aus den, Znt,al, dieser Zeitschrift untersagt. Ueberseyungsrech, vorbehalten.